Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Sechster Band.
Jahrgang 1900.

Braunschweig. 1900.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Ethnographie.

2. Geschichte.

3. Litteraturgeschichte.

4. Kulturgeschichte, Recht, Brauch, Namen ꝛc.

5. Topographie.

6. Necrologe.

7. Kirche.

8. Kunst.

9. Naturwissenschaft.

II. Besprechung von Büchern, Aufsätzen und Karten; Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 14. Januar **1900.**

Das Siechenhaus zu St. Leonhard [1]).

Von Ludwig Hänselmann.

Jahrhunderte lang war der Aussatz die Geißel und das Grauen der europäischen Menschheit, Jahrtausende herrschte er zuvor schon in anderen Zonen. Für seine Urheimath gilt jenes alte Land unheimlich seltsamer Wunder, das pharaonische Aegypten: dort soll ihn im Nilschlamm die Sonnenglut Afrikas ausgebrütet haben, soll er unter den niederen Kasten, in der Fäulniß ihres Schmutzes, ihres Elends, ihrer Unsittlichkeit, zu seinen schrecklichsten Formen herangereift sein. Von dort, heißt es, trat er seinen Weltlauf durch das Morgen= und Abendland an. Er folgte den Israeliten auf der Flucht nach Palästina, griff in Vorderasien um sich, gelangte zu den Griechen. Tiefer ins Abendland verschleppten ihn Roms Legionen, auf den Trümmern des Römerreichs verfielen ihm dessen Besieger. Die Wogen der Völkerwanderung, umziehende Juden, Jerusalemfahrer trugen ihn in die germanischen und die sarmatischen Länder, und auch dort, bis in den äußersten Norden Europas, fand er Boden, zu wurzeln und zu wuchern.

Mit Axt und mit Grabscheit drang die christliche Cultur in diese Waldwüsten ein, immer weitere Strecken darin lichtend — nur um so leichter wurden nun in dem aufgeschlossenen Boden vergiftende Gährungen frei. Dann die Folgen der weiteren Entwickelung. Zunächst ein rasches Wachsthum der Bevölkerung; indem aber dieses die Zunahme der Bodenerträge überholte, zog es eine verhältnißmäßig starke Uebervölkerung nach sich und damit eine Kette von Leiden, die um so furchtbarer wurde, je öfter in jenen, den Zeiten der Kindheit des Landbaus und des Güteraustausches, Hungersnöthe sich nicht abwenden ließen. Immer wieder verfielen aller Orten die Massen einem Elend, dessen Tiefen wir kaum mehr zu ermessen vermögen. Auch das städtische Leben des Mittelalters brachte sobald keine Besserung der Zustände mit sich. In Ringmauern eingezwängt, von meist stehenden Wassern umgeben, Gewirre enger Gassen und dumpfiger Häuser — so mußten die Städte nothwendig Geniste der verderblichsten Schädlichkeiten werden. Hinzu kam, daß am Grunde ihres Menschengedränges je länger je mehr eine Volkshefe niederschlug, ärmlich genährt und bekleidet, in Wohnungen gepfercht, die unabwendlich zu Laster= und Pesthöhlen wurden. Und in einem Stücke namentlich war es in den Städten sowohl wie auf dem Lande um die Lebenshaltung übel bestellt. Eigentliche Hungersnöthe wurden mit der Zeit freilich seltener, theure Zeiten aber legten nur zu oft nach wie vor noch der Armuth die härtesten Entbehrungen auf; ja selbst in guten Jahren fehlte viel an der Möglichkeit gesunder Ernährung. Was Garten und Feld boten, reichte nach Menge und Mannichfaltigkeit an die heutigen Erträge entfernt nicht heran. Auch der Wiesenbau lag noch darnieder, einen größeren Viehstand durch den Winter zu bringen, erlaubte die Spärlichkeit des Futters nur den Reichsten: man wußte es nicht anders, als daß in jedem Herbste die Mehrzahl des Schlachtviehs in den Rauch und ins Salz geschlagen wurde. So waren denn die längste Zeit des Jahres auch die Wohlhabenden, Jedermann, der nicht etwa eine Wildbahn oder Fischweide hatte, auf Grütze und Brot, Salz= und Rauchfleisch, gesalzenen oder gedörrten Fisch beschränkt. Wie aber anhaltender Mangel frischen Fleischs und frischer Pflanzenkost die Säfte entmischt und verseucht, erfuhr noch bei Menschengedenken gelegentlich der Seemann auf längerer Fahrt in hohen Breiten. In alter Zeit litten darunter alle Kreise des Volks bis auf die wenigen Vornehmsten und Reichsten.

Dies die Verhältnisse, die auch im mittlern und nördlichen Europa die Leiber der Menschen für die Empfängniß des Aussatzes zubereitet haben Bis ins vierte Jahrhundert sind in diesen Gebieten seine Spuren zu verfolgen; immerhin jedoch wird er hier anfänglich nur erst vereinzelt sich angemeldet haben, und jedenfalls blieb er noch lange auf die untersten Klassen der Gesellschaft beschränkt, die heimathlosen Gaukler und Spielleute, Bettler und fahrenden Weiber, die unstät wanderten oder in ablegenen Schlupfwinkeln hausten. Die höheren Stände, unter günstigern Bedingungen lebend und nie oder selten mit all diesem Volk in näherer Berührung,

---

[1]) Der erste Abschnitt dieses Aufsatzes ist aus den Darstellungen H. Haesers (Lehrb. der Gesch. der Medicin und der chronischen Volkskrankheiten, III, S. 70 ff.), G. Uhlhorns (Die christl. Liebesthätigkeit, II, S. 251 ff.) und W. Wackernagels (Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue, S. 163 ff.) geschöpft. Der zweite und dritte beruhen auf archivalischem Material.

blieben vor der Hand noch verschont. So bis zu den Zeiten der Kreuzzüge: dann trat mit einem Schlage ein verhängnißvoller Wendepunkt ein.

Schon unter den frühesten Kreuzfahrern wüthete der Aussatz so heftig, daß für die Befallenen besondere Spitäler gegründet werden mußten, zu ihrer Pflege ein eigener Orden entstand. Und nun, im Gewühl dieser neuen Völkerwanderung sanken unaufhaltsam alle trennenden Schranken zwischen Vornehm und Gering, zwischen Herren und Knechten. Alle Stände begannen der Seuche unterwegs ihre Opfer zu liefern, daheim in allen Ständen verbreiteten sie die Heimgekehrten. So gewann sie im Laufe des elften Jahrhunderts in Europa eine Ausbreitung wie niemals zuvor. Die größte gegen Ende des dreizehnten; von da nahm sie allmählich wieder ab, um gegen Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts aus der Reihe der chronischen Volkskrankheiten Mitteleuropas fast spurlos zu verschwinden. Zuerst, schon um die Wende des fünfzehnten, wich sie in Italien zurück, etwas später in Frankreich, am spätesten in Holland, Norddeutschland und der Schweiz — örtlich und zeitlich genau in der Folge, wie höhere Bildung und mit ihr heilsamere ökonomische Zustände vorgedrungen sind.

Der Aussatz ist eine tiefe Erkrankung des gesammten Organismus; schrecklich, allen Sinnen ein Abschen, wird er mehr als die meisten aller anderen leiblichen Plagen durch seine äußere Erscheinung. Sehr maßvoll noch die Schilderung, die im dreizehnten Jahrhundert Meister Konrad von Würzburg in der Mär von Engelhard und Engeltraud von solchem Kranken entwarf. „Sein Bart", heißt es da —

„Sein Bart ward spärlich, dünn sein Haar,
Die Augen sein, einst hell und klar,
Begannen zu ergilben,
Und wie zernagt von Milben
So fielen bald ihm aus die Brauen.
Holdselig war vordem zu schauen
Sein Angesicht — hold, lieb und gut;
Nun ward es dunkelroth wie Blut,
Ein aufgedunsʼnes Schreckensbild.
Der Stimme Laut, einst süß und mild,
Nun ward er rauh und heiser
Und immer, immer leiser.
O Noth an allen Enden!
An Füßen und an Händen
Da waren ihm die Ballen
So gänzlich eingefallen,
Daß Jeder sich entsetzte".

Damit bricht Konrad ab, eine Reihe der grauenvollsten Züge hält er milde verschleiert. Er sagt nichts von dem wilden, stieren, satyrhaften Blicke des Kranken, nichts von den Entstellungen, die sein Gesicht zu dem machten, was man facies leonina, das Löwenantlitz, nannte: der eingesunkenen Nase, den von einander gezerrten Lippen, den nach außen umgestülpten Augenlidern, den zu unförmlichen Wülsten verschwollenen Ohren; nichts endlich von den knotigen Geschwülsten am ganzen Leibe, die allmählich erweichten und in zerstörende Geschwüre ausbrachen, die Ursach jenes Ballenschwundes und weiter des Abfallens der Finger und Zehen, der Hände und Füße. Zuletzt war der Aussätzige oft nur noch ein Rumpf mit erblindetem Kopf und rohen Gliederstümpfen [2]). So siechte er dem Tode entgegen. Und vom Beginn bis zum Ende währte es im Durchschnitt zehn Jahre, bei anderen Formen des Uebels wohl gar gegen zwanzig.

Ungefähr ein Jahrhundert nach Konrad von Würzburg lebte im Maingau ein aussätziger Barfüßermönch. „Der machte", so berichtet die Limburger Chronik, „in der Welt die besten Lieder und Reihen von Gedicht und Melodeien, daß wohl Niemand in diesen Landen oder auf dem Rheinstrom ihm mochte gleichen. Und was er sang, das sangen die Leute alle gern, und alle Meister Pfeifer und andere Spielleute führten seine Gesäng und Gedichte. Er sang:

Ich bin ausgesetzet,
Man weist mich Armen vor die Thür,
Untreu ich nun spür
Zu allen Zeiten.

Item sang er:

Mai, Mai, Mai,
Die wonnigliche Zeit,
Männiglichem Freude geit
Ohn mir — wer dachte das?

Item das Lied:

In Untreu ist mir mitgespielt.

Solcher Lieder und Wechselgesänge machte er gar viel, und alle waren lustig zu hören".

Ein versöhnender Schein geht von der Gestalt dieses Mönchs aus, dessen Klage sich in Liedern erhub, die die Herzen bewegten. Aber gab es auch dergleichen Kranke, gab es ohne Zweifel unter ihnen noch mehr fromme Dulder, die ergeben am Stabe des Glaubens ihre grausame Pilgerschaft gingen — die einen wie die anderen waren doch Ausnahmen, die große Menge ward vollends unheimlich durch seelische Veränderungen, die ihre Krankheit mit sich brachte. „Sie lachen nicht, sie weinen nicht, sie werden von schrecklichen Träumen geplagt, sie hegen unendliches Mißtrauen gegen alle Welt, sie sind jähzornig, zänkisch und sinnlich": so heißt es von ihnen in ärztlichen Berichten jener Zeit. Und anderwärts wird von ihrer Zuchtlosigkeit, wird von Verschwörung gesagt, womit sie gelegentlich über die Glücklichern Verderben zu bringen gedachten; wie die Juden beschuldigte man sie hin und wider, die Brunnen vergiftet, Kinder geschlachtet zu haben, deren Blut sie, wie man sagte, als Heilmittel brauchten. Denn dafür galt unschuldiges Blut einem Wahn, der unter andern der Geschichte vom armen Heinrich zu Grunde liegt. Mag aber dies alles übertrieben, mag es nichts als Sage sein — auch rein menschlich betrachtet und ganz abgesehen von jenen krankhaften Reizungen eines getrübten Bewußtseins, wäre es kein Wunder, wenn sich die Un-

2) Bildliche Darstellungen des Aussatzes, Miniaturen in Evangelienbüchern des zehnten und elften Jahrhunderts, hat Otte (Jahrb. des V. von Alterthumsfreunden im Rheinland, H. LXXVII, S. 76) nachgewiesen. Auf Holbeins berühmtes Aussatzbild machte zuerst Virchow (Archiv XXII, S. 190, XXIII, S. 194) aufmerksam. Notizen, die ich der Güte Herrn Dr. med. A. Sternthals hier verdanke.

seligen durch ihr Verhängniß bisweilen zu Thaten der Verzweiflung hätten fortreißen lassen.

Der Aussatz galt im Mittelalter — mit Recht, wie die neuere Wissenschaft bewiesen hat — für äußerst ansteckend. Strenge Absonderung seiner Opfer war also eine harte, aber ganz unabweisliche Pflicht. Er galt ferner für unheilbar, und er war es ohne Zweifel in den allermeisten Fällen, wie er es heute noch ist. Wohl wird auch von Heilungen berichtet: das eine und andere Mal soll es geschehen sein, daß die Natur unter stürmischen Symptomen die bösen Säfte ausstieß, und der Kranke genas. Aber wiederum waren dies jedenfalls seltene Fälle, ohnmächtig alle ärztliche Kunst. Zwar berühmte die griechische und römische Medicin sich gewisser Erfolge, und ihre Verordnungen waren überliefert: Aderlässe, Fontanellen, Diät, blutreinigende Mittel, namentlich Vipernfleisch, das man in verschiedener Bereitung bis zum Eintritt narkotischer Zufälle, Funkensehens und Irreredens reichte. Allein die Art und Weise, wie all dieser Mittel die Aerzte der alten Zeit gedenken, zeigt deutlich, wie gering ihr Vertrauen darauf war. So blieb denn ihre vornehmste, ja fast ihre einzige Sorge, den Beginn der Erkrankung zu erkennen, sie womöglich noch im Keime zu ersticken und, wenn dies, wie fast immer, mißlang, den Kranken unschädlich zu machen.

Berühmte Meister der Arznei haben Regeln aufgestellt, wie dabei mit Milde und Vorsicht zu verfahren. Vertraulich soll der Arzt, sobald er die ersten verdächtigen Vormäler wahrnimmt, dem Kranken anrathen, streng diätetisch zu leben und sich weiter seiner Hilfe zu bedienen. Mehren sich die Zeichen, dann soll er dem Kranken unter strenger Verwarnung auch mögliche Zurückgezogenheit anbefehlen. Ist kein Zweifel mehr, dann soll er ihm freundlich und tröstend die Nothwendigkeit eröffnen, ihn vom menschlichen Verkehr auszuschließen. Aber Aerzte gab es nicht überall, meist war die Beschauung vereideten Laien, vieler Orten den Aussätzigen selbst anvertraut. Auf Untersuchung Verdächtiger zu dringen, stand den Nachbarn, den Blutsfreunden, Allen zu, die sich für gefährdet halten konnten; erwies sich die Inzicht als falsch, dann trugen sie die Kosten. Gewähr gegen ungerechte Sprüche der Beschauer versuchte man durch Zuziehung ehrbarer Zeugen zu schaffen. Die Entscheidung in zweifelhaften Fällen war eine Gerechtsame einzelner Kapellen oder Kirchen, wie denn anfangs die Kirche auf Grund des Mosaischen Gesetzes die Entscheidung überhaupt und ausschließlich beansprucht hatte. An manchen solcher Stellen fand jährlich eine Siechenschau statt, zu der Kranke und Verdächtige aus weiten Umkreisen erschienen.

War ein Aussätziger erkannt und überwiesen, dann existierte er von Stund an so wenig für den Arzt mehr wie für einen der Seinigen. Seine Ehe war geschieden, sein Erbe, sein Amt, seine Würden verwirkt. Kirchen, Wirthshäuser, öffentliche Brunnen waren ihm untersagt, er durfte die Pfähle und Stricke an Fähren nicht berühren. Wollte er etwas kaufen, dann durfte er nur mit dem Stabe darauf weisen. Schmale Pfade mußte er meiden, auch auf breiteren Wegen allemal in der Mitte einhergehen, wenn ihm Leute begegneten, sich auf der Seite halten, von wo der Wind abstand. So war er denn in furchtbare Einsamkeit, oder in eine sehr häufig gewiß noch viel furchtbarere Gemeinschaft mit anderen Seinesgleichen verwiesen, unwiderruflich wie ein Todter von Eltern und Geschwistern, von Gatten und Kindern, von allen Genossen seiner früheren Tage geschieden. Nur die reinste, unerschrockenste Liebe getraute sich, ihm anders als von ferne noch Handreichung zu leisten, nichts mehr von allen Gütern und Rechten dieser Erde war sein als nothdürftigste Pflege seines angefaulten Leibes und die schmerzliche Erinnerung an das, was für ihn unwiderbringlich dahin war, und was er doch Andere bei jedem Blick über Mauer und Zaun seines Zwingers genießen sehen mußte. Mit solchen Qualen des Gemüths zu aller leiblichen Pein überhäufte seine Opfer der Aussatz, die Heimsuchung Lazarus' und Hiobs: es ist kein Zufall, daß die heilige Schrift uns in diesen Gestalten die Bilder erschütterndsten Menschenleids vorführt. Nur Seelen von festestem Gefüge, gehalten von der Zuversicht des ewigen Heils, trugen solches Verhängniß bis ans Ende, ohne daß sie in thierischen Stumpfsinn, grimmige Verbitterung, blasphemische Verzweiflung verfielen, wie sie ausbrach in den Worten, die man wohl von Aussätzigen hörte: Hat Gott meinen Leib verderbt, so soll er nun auch meine Seele nicht haben.

Zwar die Kirche hielt auch sie in ihrer Hut. Ward Einer unrein befunden, so verkündete den Spruch ihm sein Pfarrer, getröstete ihn seiner bleibenden geistigen Gemeinschaft mit der Christenheit, verhieß ihm deren möglichen Beistand, ermahnte ihn, muthig und gelassen zu bleiben, zu gedenken, daß keine Leibesnoth so verderblich, wie die Krankheit der Seele, die Sünde. Am Tage der Aussonderung ward er von Pfarrer und Gemeinde processionsweis in die Kirche geführt, die er nun zum letzten Male betrat. Eine Messe, in älterer Zeit eine Todtenmesse, wurde gelesen, derweilen lag der Sieche auf einer von Lichtern umgebenen Bahre oder kniete in schwarzer Verhüllung am Altar. Dann ward er hinaus auf den Kirchhof geführt, stieg er in ein offenes Grab, warf man Erde auf ihn. Dieser mächtig erschütternde Brauch kam späterhin ab, an die Stelle der Todtenmesse trat eine andere mit Beziehung auf das, was dem Ausgeführten allernächst bevorstand. Man betete über ihm, er nahm den Leib des Herrn; mit Gebet, Segenssprüchen und dienlichen Verhaltungsregeln reichte man ihm sein Geräth, Kleid, Handschuh, ein Tönnchen zum Trinken, eine Schüssel von Holz. Alsdann ward er hinaus an seine Stätte geleitet. „Hier ist meine Ruhe für immer, hier will ich wohnen, denn hier gefällt mir's wohl“, mit diesen Psalmworten führte der Pfarrer ihn ein in seine Hütte, mahnte und tröstete ihn nochmals und schied dann von ihm. Vor der Thür ward ein Kreuz aufgerichtet, dort empfahl ihn der Priester der Schonung und Milde des Volkes; dann blieb der Ausgestoßene allein mit Freunden oder Kirchendienern, die in der Nähe noch dreißig Stunden wachten, damit er nicht unter den Schrecken der ungewohnten Einsamkeit an Leib und an Seele verzagte. Der Zug aber kehrte in

die Kirche zurück, wo die Feier eine nochmalige Fürbitte schloß. Auch ferner aber sorgte die Kirche mit Lehre und Ermahnung, mit Ablaßverheißung und Androhung des Bannes, daß diesen Armen nichts mangle, was Menschen vermochten.

„Leprose“ hießen sie nach ihrer Krankheit, der „Lepra“, wie griechisch das gewöhnliche Merkmal des Aussatzes, jene charakteristische Entartung der Oberhaut, hieß. Von ihrer Absonderung kam der Name „Aussätzige“ her, denn ursprünglich bedeutete „aussätzig“ nichts als „ausgesetzt“, ausgestoßen“, und erst in der Folge ward das Wort zur Bezeichnung der Krankheit umgeprägt, wobei vielleicht das sinnverwandte „Ausschlag“ mit im Spiel war. Außerdem hießen sie durch ganz Deutschland die „Siechen“ schlechthin, denn als die Krankheit der Krankheiten faßte man den Aussatz. Abwandlungen dieses Namens sind „Sondersieche“, „Aussieche“, „Landsieche“, „Feldsieche“, die ersten zwei für alle insgemein als Ausgesonderte, die anderen für die, die fernab von den Stätten der Menschen auf dem Land, im freien Felde hausen mußten. Mit schonender Verhüllung ihres Unglücks benannte man sie „die guten Leute“, kosend die „Miselsiechen“, lateinisch miselli, was ein Diminitivum von miseri ist und ähnlich wie „aussätzig“ auch einen Namen für die Krankheit geliefert hat, denn „Miselsucht“ hieß die Lepra ebenfalls. Dann noch die Namen „Gottes Sieche“, „Gottes liebe Arme“, „die Armen, die Gefangenen, die Märtyrer Christi“: bemerkenswerth besonders als Ausdrücke einer Empfindung, die neben dem natürlichen Grauen und Abschen das Verhalten der glücklichern Menschheit gegen diese ihre abgetrennten Glieder bestimmte.

Für ein Heiligungsmittel und folglich eine Gnade des Himmels galt der Aussatz in den Zeiten der hohen religiösen Erregung, die mit den Kreuzzügen über die Welt ging. Dem entsprach es, daß den Aussätzigen etwas wie zärtliche Verehrung entgegengebracht wurde, zu ihrer Pflege fromme Seelen sich inbrünstig drängten, zu diesem Dienst in der Lazarusritterschaft ein Orden entstand, der freilich seinem ersten Berufe schon im dreizehnten Jahrhundert entwuchs. Denn inzwischen kamen andere, kühler und weltlicher fühlende Geschlechter herauf. Aber vielfach beherrschte auch dann noch die Gemüther der Menschen ein asketischer Zug, der überhaupt an der thätigen Liebe des Mittelalters haftet. Es lag in seiner Art, jede Gutthat nach der Stärke des natürlichen Widerwillens und nach der Anstrengung zu werthen, die dessen Ueberwindung erheischte, solchen Kampf an sich selbst für verdienstlich zu erkennen, ihn auch da wohl zu suchen, wo dem Zwecke damit nicht gedient war. Viele riß er zu kranken Ueberschwänglichkeiten hin, wie wenn der heilige Franciscus, die heilige Elisabeth, die heilige Hedwig, die Königin Mathilde von England den Siechen die Füße wuschen, sie umarmten und küßten, oder gar wie die Gräfin Sibylla von Flandern von dem Wasser, womit sie ihre Wunden gereinigt hatten, tranken. Indeß auch solche Auswüchse bargen in sich einen Kern echter Liebe, die Großes vollbrachte. Und endlich die Weltkinder: nie ward auch bei ihnen die Erbarmung von Grauen und Ekel verschlungen. Unermüdlich that Jeder seine Hand auf, wo die Klapper eines Siechen erscholl, ein grauer Handschuh, eine künstliche Wollenhand ihm zugestreckt, ein hölzerner Napf ihm vor die Füße gerückt ward. Ja als später auch die Meinung Raum gewann, mit dem Aussatz strafe Gott ungewöhnlich schwere Sünde, da kam den Gezeichneten immer noch der Abscheu zu statten, den sie einflößten: schleunig den Anblick eines Siechen mit Spenden abzukaufen, ließ sich Niemand leicht zu viel sein.

Viele Aussätzige nahmen dies unziemlich wahr und wurden reich dabei. Auf weiten Fahrten umherschweifend, mit Fürschreiben geistlicher und weltlicher Oberen versehen, zogen sie in Schaaren landauf und landab, belagerten die Häuser und wichen nicht eher, als bis sie ihre Gabe empfingen. Und nicht immer nur wirkliche Sieche: durch künstliche Mittel verstanden auch ruchlose Streuner Symptome hervorzurufen, die ihnen das Ansehen von Aussätzigen gaben.

Solcher Unfug war da ausgeschlossen, wo es eine der Anstalten gab, in denen auf diesem Gebiete die Erbarmung jener Zeiten sich zur Höhe ihrer praktischen Leistung erhub: ein Leprosen-, ein Siechen-, ein Aussätzigenhaus und wie man sonst noch Spitäler solcher Art an verschiedenen Orten verschieden benannte.

So lange der Aussatz noch nicht überhand nahm, genügten überall wohl zur Bergung der Siechen einzelne Feldhütten. Hernach dienten solche nur da, wo ein Gemeinwesen etwa mit ganz wenigen Unreinen behaftet war, oder aber ihrer so viel ward, daß das gemeine Spital sie nicht alle mehr faßte. Solches aber besaß seit dem dreizehnten Jahrhundert ziemlich jede Stadt Europas. In Spanien wurde das erste 1067 vom Cid Campeador gegründet; in Frankreich, wo es einzelne vielleicht schon in keltischer Vorzeit, gewiß seit dem sechsten Jahrhundert gab, zählte man zur Zeit König Ludwigs VIII (1223—26) bei halbem Umfange des Reichs gegenüber dem heutigen, zweitausend, in ganz Europa hernachmals mehr als zwanzigtausend. Ihr gemeinsames Vorbild war das Aussätzigenhaus zu Jerusalem. Wie dieses dem heiligen Lazarus oder auch anderen Patronen, St. Nicolaus, St. Leonhard, St. Jürgen, geweiht und mit corporativen Verfassungen begabt, umschlossen sie am Rande der Weichbilde jedes eine eigene Welt für sich. Im einzelnen zeigen ihre Einrichtungen große Mannichfaltigkeit; ein Beispiel, das hiesige Siechenhaus St. Leonhards wird näher in Betracht gezogen werden. Wie verschieden sie aber auch ausgestaltet waren — als eine nie genugsam zu preisende Wohlthat bewährten sich alle. Sie boten ihren Insassen Wartung und Pflege, den Trost der Gemeinschaft mit Leidensgenossen, die Zucht fester Ordnung; noch viel besseres den Frommen unter ihnen. In der klösterlichen Stille eines solchen Asyls, geborgen vor jeglicher Fährlichkeit der Welt, nur für das Jenseits noch lebend, dienten sie der Christenheit, indem sie mit täglichem Gebet für ihre Wohlthäter deckten, was diese an Gottesdienst über ihre weltlichen Geschäfte versäumten. Und das war im Sinne jener Zeiten ein Beruf, so gottwohlgefällig wie einer, ja heiliger als alle; und er gab ihnen wieder ein

Amt und einen Stand, ihrem Leben einen neuen Zweck und Inhalt; er nahm von ihren Seelen den Druck des trostlosen Gefühls, zu gar nichts mehr nütze zu sein.

11.

Zu Braunschweig ward ein Siechenspital in den ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts gegründet.

Vor tausend Jahren bedeckte alles Land rings umher dichter Wald. Unser Dankwarderode, in der Nachbarschaft Mascherode, Melverode, Gliesmarode, in noch engerem Umkreise andere, jetzt verschwundene Oerter mit ähnlich gebildeten Namen geben Zeugniß, wie allmählich, Schritt für Schritt, je und je an vereinzelten Stellen dieser Oeden der Ackerbau eingesetzt hat. Große Waldreste trennten seine Ansiedelungen noch im spätern Mittelalter; in ziemlicher Ausdehnung breitete ein solcher sich östlich von der Stadt aus und bedeckte unter andern den Rücken, der am höchsten im Streitberge aufsteigt. Am diesseitigen Saume dieser Holzung war die Stätte der Leprosen, hier erhub sich in der Folge ihr Spital.

Seit wann, ist mit voller Genauigkeit nicht zu bestimmen, eine Stiftungsurkunde nicht auf uns gekommen. Ueberhaupt die erste Nachricht von den Siechen hier liefert ein Diplom Herzog Ottos des Kindes vom Januar des Jahres 1230. „Die Siechen", heißt es da, „deren Leiber vom Aussatz oder, richtiger gesagt, mit Gottes Geißel geschlagen sind, haben von dem Ritter Herrn Heinrich von Dorstadt mit den von zahlreichen Gläubigen zum Trost ihrer Seelen und um Vergebung ihrer Sünden gespendeten Almosen den Wald unmittelbar bei ihrer Wohnung gekauft". Darein willigte der Herzog als Lehnsherr und überwies demnach den Käufern sein Eigenthum an diesem Besitz.

Sieche in größerer Zahl hier beisammen, gemeinsamen Grundbesitz erwerbend: mehr ist aus dieser Mittheilung nicht zu entnehmen. Ob noch jeder für sich in seiner Hütte, ob schon alle mit einander unter einem Dache hausten, bleibt dunkel: das Wort „Wohnung", habitaculum, allgemein und unbestimmt, wie es ist, läßt sich ebensowohl als ein Raum, wo sie einzeln bei einander saßen, wie als gemeinsame Behausung verstehen. Mag aber immerhin 1230 ein Siechenspital hier noch nicht bestanden haben, mag vielleicht erst durch jene Erwerbung Grund und Boden zu bleibendem Anbau beschafft worden sein — lange währte es dann nicht mehr, so waren die Bauleute am Werk und stieg es aus der Erde.

„Draußen vor der alten Wik liegt ein Kastell, darin sind Pfründner, nämlich die ungesunden Leute und die Siechen. Dazu gehört eine Kirche, die ist zu Ehren St. Leonhards gebaut, und Mitpatron ist St. Laurentius . . . . Daselbst zu St. Leonhard liegt noch ein Wesen, das heißt in der Klus, und darin sind Beginen als Klausnersche beschlossen. Dazu gehört eine Kapelle in die Ehre aller Heiligen". So lautet eine Nachricht Hermann Botens aus den ersten Decennien des sechszehnten Jahrhunderts. Anderweit wird überliefert, daß das Siechenhaus südlich, die Klause nördlich von der Kirche und dem Kirchhofe lag — das Siechenhaus, mit einem geräumigen Hofe und zwei Gärten rings ummauert, auf dem Grunde der im Jahre 1729 erbauten und erst neuerdings abgebrochenen Flucht einstöckiger Arbeiterhäuser unter gemeinsamem Dache; die Klause am Kirchhof entlang, vierzig Fuß von der Kirche, auf dem jetzigen Gartenlande also, dessen Zaun die vom Leonhardsplatze zur Helmstedterstraße hinziehende Verlängerung der Leonhardstraße nach Süden hin abgrenzt.

Brüder- und Schwesterschaften, die sich der Krankenpflege weihten, waren häufig mit Aussätzigenhäusern verbunden, und dieses Berufes wahrscheinlich zu Anfang auch die Klausnerinnen hier. Allerdings wird es nirgend ausdrücklich gesagt; die Thatsache aber, daß ihnen ein Antheil an gewissen Aufkünften des Siechenhauses zukam, scheint dahin zu deuten. Uebrigens lag ihre Unterhaltung dem Kloster St. Aegidien ob. Weltlich standen sie unter der Botmäßigkeit des Raths der Altenwik, der ihnen einen Bürger des Weichbildes zum Vorsteher setzte. Ihr Hausregiment und ihren Haushalt versah bis zur Reformationszeit ein Priester oder Laie als Hofmeister.

Weltlicher Patron des Spitals war der altstädter Rath, in zweien seiner Bürger bestellte er ihm Vormünder, die es allermaßen beriethen und nach außen vertraten, seine Briefe und seine Privilegien verwahrten, den Hofmeister setzten und entließen, anwiesen, beaufsichtigten und jährlich mit dem Rathe seine Rechnung abnahmen. Der Hofmeister wachte über Ordnung und Zucht im Spitale, führte die Wirthschaft, dingte und regierte das übrige Gesinde, sah auf Bau und Besserung des Hauses, mahnte die Zinse ein, ritt auf die auswärtigen Zinsgüter, dort nach dem Rechten zu sehen, leitete das Hofackerwerk, verwaltete den Kornboden, Küche und Keller, das Back- und das Brauhaus.

Jener 1230 erworbene Waldtheil hieß fortan das Siechenholz. Sein damaliger Umfang ist nicht zu bestimmen: im Laufe der Zeit ward es mehr und mehr gehauen und gerodet, sein letztübriges Stück erst vor hundert bis hundertfünfzig Jahren. Diese Fläche südöstlich vom Streitberge, rechts von der jetzigen Chaussee und dem seitlichen Feldwege nach Rautheim, umfaßte 1753 gegen dreiunddreißig Morgen. Ueber die Grenze gegen Norden war Streit: den Mastbruch (in alter Zeit „Astbruch" geheißen) nahm das Kloster Riddagshausen in Anspruch. Ein Vergleich kam 1281 zu Stande: gegen dreißig Schilling jährlichen Zinses verzichteten die Siechen zu Gunsten des Klosters auf jegliche Nutzung dieses Forstes.

Andere, stattlichere Liegenschaften brachten sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte an sich. In nächster Nähe nur noch eine: zwei Hufen auf dem Felde bei St. Leonhard, die ihnen die von Veltheim 1306 überließen. Die übrigen — Meier- und Kothöfe, Aecker und Wiesen — lagen weiter hinaus: zu Berklingen, zu Bornum bei Königslutter, zu Bornum bei Kissenbrück, zu Burgdorf bei Lichtenberg, zu Evessen, zu Jerxheim, zu Kissenbrück, zu Rautheim, zu Remlingen, zu Salder, zu Seinstedt, zu Steinum bei Lesse, zu Stöckheim bei Barum, zu Uehrde, zu Winnigstedt und zu Woltwiesche. Sie waren erblich mit Meiern besetzt, die dem Siechenhause Geld, Korn und andere

Naturalien zinsten. In Kneitlingen erwarb es die Hälfte des Zehnts, in Braunschweig Malzhebungen an der Mühle bei der Burg.

Mit allem entlegenern Besitz aber war ein bedenklicher Uebelstand verknüpft. Seine Aufkünfte hingen vom Ausfall der Ernten, von Brandunglück, feindlichem Ueberfall und anderen Zufällen ab, die damals der beständige Kriegszustand der Welt mit sich brachte; sie hingen ab von der Redlichkeit und von dem guten Willen der Zinspflichtigen selbst. Jahr aus, Jahr ein blieben Meier im Rückstand, im besten Falls mit Theilzahlungen, oft auch ohne jeglichen Abtrag als böse oder unfähige Schuldner durch zahlreiche Rechnungen zu laufen und inzwischen obenein noch den Zinsherren im Rechtsgange schwere Scherereien und Kosten zu bereiten. Hinzu kamen mancherlei Nothdrang und gewaltsame Zugriffe von Seiten der großen und kleinen Gewaltiger des Landes, die jeden Besitz nur zu oft in Frage stellten. Nicht umsonst ließ die Römische Curie häufige Mandate ausgehen wie Papst Urban 1372 auf Bitten der Vorsteher St. Leonhards an den Dekan von St. Cyriaci: im Nothfall mit Kirchenstrafen dahin zu wirken, daß das Spital zu den Gütern wieder eingesetzt werde, die ihm gewaltsam entrissen, oder die es widerrechtlich gezwungen worden sei zu veräußern. So kam denn mehr und mehr alles Zinsgut auf dem Lande in Verruf, je länger desto seltener wagte auch St. Leonhard noch seinen Armenschatz daran. Lieber kaufte es seitdem, wie zuweilen schon vor dieser Zeit, Hauszinse in der Stadt oder Renten beim Rathe. Zwar gingen auch dergleichen Gülten nicht allemal glatt ein; immerhin jedoch war hier im Frieden des heimischen Rechtsgebiets die Sicherheit größer, und schlimmsten Falls Zahlung im Rechtswege oder durch Theidung und Fürsprache leichter und bequemer zu erlangen.

Dies das fundierte Vermögen der Siechen, der Grundstock ihres täglichen Haushalts. Aus Almosen der Gläubigen war es angesammelt worden, unversieglich floß lange noch dieser Quell weiter und lieferte alljährlich erheblichen Zuschuß: größere und kleinere Gaben zu augenblicklicher Erquickung der Armen, Stiftungen zu bleibender Besserung ihrer Pfründen. Für Antrieb und Gelegenheit dazu war hinlänglich gesorgt. Zuerst durch die besonderen kirchlichen Feste des Hauses: St. Leonhards Feier zwei Tage nach Laurentii (12. August), die Feier St. Servatii als Mitpatrons im Mai, die Kirchweih auf St. Leonhardi fünf Tage vor Martini, der Ablaß am Ostermontage. Zu all diesen Festen kam das Stadtvolk in Schaaren gewallt und trug herbei, was es den armen Leuten zuwenden wollte. Besonders reichlich am Ostermontage: von Anbruch des Tages bis zum Abend wurden Spenden auf den Altar des Kirchleins und die Gräber des Kirchhofes niedergelegt, nicht selten sehr kostbare, Silber und Gold. Sie kamen jedoch nicht ausschließlich den Siechen zu gut. Ein Theil war zur Fabrik, d. h. zu Bau und Besserung der Kirche bestimmt, ein anderer gebührte dem Pfarrer, ja zu Zeiten wollte dieser gar alles an sich raffen. Auch unter einander vertrugen sich die Siechen nicht immer zum besten um das, was ihnen zufiel. Diesen vielfachen Hader zu schlichten, trat der Abt von St. Aegidien dazwischen, der an Stelle des Archidiaconus zu Atzum als geistlicher Oberer des Hauses fungierte. Er sprach 1356 jedem Parte ein Drittel zu, und über das Drittel der Siechen traf er nähere Bestimmung. „Da die Siechen“ — so heißt es in seiner Verfügung — „mehr als andere Menschen zum Zank neigen, und daher bei dieser Gelegenheit Zwietracht unter ihnen das gewöhnliche ist, dergleichen aber möglich verhütet werden muß, so sollen der Pfarrer und die beiden Vorsteher dies Drittel ebenfalls an sich nehmen und zum Nutzen der Siechen und der Klausnerschen verwenden, oder gleichmäßig unter sie theilen, je wie es ihnen gut dünkt“. Hinsichtlich der Opfergaben an den Patronenfesten folgte 1391 ein Ausspruch des Abtes dahin, daß dem Pfarrer davon nur zwei Schilling zustehen, alles übrige die Siechen theilen sollten.

Eine zweite Form der Milde gegen sie waren letztwillige Vermächtnisse. Sie zählen in den auf uns gekommenen Testamenten nach Hunderten; für alle frommen und ehrbaren Leute war es Schicklichkeits- und Heilsgebot, beim Scheiden von der Welt ihrer allerelendesten Armen zu gedenken, und zugleich werden oft auch die Klausnerschen, der Pfarrer, der Opfermann des Hauses bedacht. Kein ersinnliches Bedürfniß, dem so nicht mit größeren und kleineren Zuwendungen vorgesorgt wurde. Am zahlreichsten fielen natürlich geringere vor: etwa ein „Vierding“ (eine Viertelmark) zur Austheilung unter die Kranken, die armen Siechen, und die Klausnerschen, oder ein Vierding für eine bei Namen genannte, für jede ihrer Schwestern ein Pfennig und ebenso viel für jeden Siechen in dem großen Hause. Ein ander Mal etwa ein Goldgulden, den armen Leuten ein Bad davon zu halten; dann wieder drei Pfennig für jede Klausnerin und jeden Siechen, drei Loth zu einem guten Fuder Holz und einer Tonne Bier; „auch soll man allen einen guten fetten Hammel und jedem eine Semmel, dem Pfarrer neun Pfennig, dem Opfermann vier Pfennig geben, daß sie Vigilien und Seelenmessen halten zur Tröstung meiner und aller Christen Seelen“, so verfügte der Testator in diesem Falle weiter. Auch größere Vermächtnisse aber zu „ewiger Ergötzlichkeit der Armen“ sind nicht selten. Da hat 1459 ein Kleriker, Herr Lodewicus Brunow, sieben Mark ausgesetzt, wofür dann beim Rathe eine jährliche Gülte von sieben Schilling gekauft wird: „davon soll man um Antonii den armen Leuten ein Seelbad bereiten und alsdann jedem Siechen und jeder Klausnerin einen neuen Pfennig darreichen mit der Befehlung, inniglich zu beten für die Seelen der Eltern Herrn Ludwigs, auch Hermanns v. Vechelde, seiner Frau und aller Christen“. Ein Bürger von Göttingen, Kort Papenmeier, vermacht ihnen 1441 vierhundert Goldgulden, „auf daß sie für seine, seiner Eltern und aller Christen Seelen desto fleißiger bitten. Auch dieses Legat wird beim Rath zu einer ewigen Rente von jährlich sechs Pfund und fünf Schilling ausgethan, „und von dieser Gülte soll man ein Jahr die armen Leute von St. Leonhard mit Wollenwant, Mänteln, Kappen, Röcken und Hosen bekleiden, das andere Jahr ihnen

Leinzeug bereiten, als Laken und Hemden, oder auch sie beschuhen, wes ihnen je und je am meisten Noth ist". So diese Anordnung, und sie ist nicht die einzige ihrer Art. Ja im Laufe der Zeit wurden ihrer so viele, daß unter den zahlreichen Hochfesten und Hauptheiligentagen des Kirchenjahrs zuletzt nur noch wenige waren, die den Siechen nicht diese oder jene besondere Labe eintrugen. Allemal ist Bedingung oder doch Erwartung der Stifter, daß die Empfänger solche Gutthat durch ihre Fürbitte bei Gott um sie verdienen werden. Eben das war, wie gesagt, deren tröstlicher Beruf, den meisten ohne Zweifel um so tröstlicher und annehmlicher, je mehr er gleich anderen Gewerben sich solchergestalt auch als lohnend bewährte. Noch verlautet von einer ganz absonderlichen Stiftung. Im Jahre 1336 geschah es, daß ein bäuerliches Ehepaar zu Bornum bei Lutter, Dietrich Willering und Grete seine Hausfrau, er wie sie gesunden Leibes, vor dem Rathe den Siechen von St. Leonhard all ihre Güter überwiesen und sich dafür nur eins ausbedangen, daß nämlich die Siechen auf zeitlebens den Mann zu ihrem Knechte, die Frau zu ihrer Magd annehmen sollten. Was die beiden zu so völliger Hingabe trieb, bleibt uns verborgen; war es frommer Liebesdrang, war es Weltüberdruß nach harten Schicksalsschlägen, war es die Sehnsucht, mit dem Opfer ihrer irdischen Wohlfahrt das ewige Heil zu erwerben, war es ein Verlangen nach Entlastung von schwerer Sündenschuld — wer kann es sagen?

Dies allzumal Spenden, die ohne ausdrückliche Nöthigung erfolgten. Nebenher ging der geduldete Brauch, daß die Siechen ihrer täglichen Nothdurft auf täglichen Bittgängen Handreichung heischten. In älteren Zeiten sie selbst mit ihren Klappern, je zwei und zwei wechselnd; hernach der „Glockenmann", ein gesunder Knecht des Hauses, der seinen Namen von der Glocke bekam, womit er den Leuten in den Häusern sich kundgab. Er hielt das ganze Jahr durch in der Stadt seinen Umgang mit Korb und mit Büchse, am Sonntag und Montag in der Altstadt, am Dinstag und Mittwoch im Hagen, Donnerstag in der Neustadt, am Freitag in der Wik, am Sonnabend im Sacke. Was er sammelte, Geld, Fleisch, Brot, Gemüse und andere Speise, wurde täglich unter ihn und die Siechen vertheilt; vorab nahm er für sich alle Woche fünf Groschen und sämmtliche Fische: diese waren den Aussätzigen schädlich. Ihrer vier waren früher noch besonders am Sonnabend vor Ostern ausgegangen, um Eier einzuholen. Von einem Spiele der österlichen Zeit, wobei zwei Partner mit einander gleichsam „rannten", turnierten, indem sie Eier mit den Spitzen zusammenstießen — das berstende verfiel dann dem Sieger — hieß solches Ei „Renn-Ei"; „das Renn-Ei" daher auch jene Sammlung und deren Ertrag, obwohl sie nicht blos Eier, sondern ferner noch andere gute Dinge, Geld, Weißbrot und Festgebäck, eintrug. Um die Unreinen gar nicht mehr unter die Leute zu lassen, wurde später die Auskunft getroffen, daß bei dieser Gelegenheit ebenfalls nur noch die Magd und der Glockenmann sammelten, nun aber an zwei Tagen, am Charfreitag und Sonnabend, und zwar von neun Uhr Morgens. Sie erhielten dafür täglich je fünf Groschen aus der Büchse, von dem übrigen Gelde ward das Licht in der gemeinsamen Stube der Siechen bestritten, auch Bade- und Hausgeräth beschafft, der Rest dann am Ende des Jahres vertheilt. Von den Eiern kamen zwanzig der Frau des Hofmeisters zu; die übrigen sammt Weißbrot und „Klauen", einem Ostergebäck in Halbmondform mit ausgezackten Rändern, theilten die Siechen mit ihr, ihrem Manne und dem Glockenmann; anderes Brot nur unter sich in gleicher Weise wie alles andere, was täglich im Glockenkorbe einkam. (Schluß folgt.)

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1899.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

2. Brand der Brachvogel'schen Sägemühlenwerke in Seesen.
3. Max Müller, Professor †.
6. Briegleb, Dr med. in Kissenbrück †.
11. Der Preußische Gesandte Graf Henkel von Donnersmark überreicht sein Accreditiv.
15. Reise des Prinz-Regenten nach Berlin.
18. Rückkehr des Regenten.
19. Die Landesversammlung bewilligt 380 000 ℳ zu Neubauten für die Idiotenanstalt Neu-Erkerode.
24. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
24. Louis Weber, Revierförster a. D. †.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
31. Die Landesversammlung genehmigt den Entwurf für ein neues Wahlgesetz.
31. Hugo Sommer, Oberamtsrichter in Blankenburg †.

Februar.

3. Die Landesversammlung bewilligt 135 000 ℳ für den Bahnbau Duingen — Delligsen.
5. Oeffentliche Versammlung der Braunschweigischen Landes Rechts-Partei.
7. Die Landesversammlung genehmigt die Aufhebung der Relictenbeiträge zu der Beamten-Wittwen- und Waisen-Versorgungsanstalt.
11. Conferenz von Vertretern des großen Generalstabes, der sämmtlichen Armeecorps und der Eisenbahn-Directionen des Deutschen Reiches, technisch-strategische Fragen betr.
12. Emil von Brömbsen, Oberstleutnant a. D. †.
12. Körber, Landgerichtsrath a. D., † in Bad Harzburg.
13. Das Kalisyndikat (Gewerkschaft Asse) genehmigt den mit der Braunschweigischen Regierung abgeschlossenen Vertrag wegen Verwerthung der staatlichen Kalilager.

14. Die Landesversammlung genehmigt das Gemeindeabgabengesetz und das Ergänzungssteuergesetz.
16. Ernst Ziel, Professor und Gymnasial-Director a. D. †.
16. Die Landesversammlung genehmigt die Aufhebung der Beiträge der Geistlichen zur Landes-Pfarrwittwen-Versorgungsanstalt. — Die Landesversammlung wird bis zum 2. März vertagt.
17. Karl Kuthe, Dr med., † in Schöningen.
18. Otto Hassel, Oberamtsrichter a. D. †.
21. Der Prinz-Regent reist nach Reinhartshausen bei Erbach.
21. Hermann von Semmern, Oberstleutnant z. D. †.
23. Karl Niemeyer, Ober-Postsecretär †.
25. Rückkehr des Regenten.
27. General-Versammlung des Braunschweigischen Kanalvereins.

März.

2. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt das Statut, die Ordnung der directen Gemeindesteuern betr.
2. Verhandlung im preußischen Abgeordnetenhause, die Beschwerden der Braunschweiger bezüglich der herrschenden Eisenbahn-Verhältnisse betr.
2. Georg Domeyer, Steuer-Inspector a. D. †.
5. Oeffentliche Ausstellung der Entwürfe zum Herzog Wilhelm-Denkmale.
7. Wiedereröffnung der Landesversammlung. — Schlußabstimmung über das Polizeistrafgesetz.
7. General-Versammlung des Landwirthschaftlichen Central-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
8. Assessor Zerbst zum Bürgermeister in Blankenburg erwählt.
10. Die Landesversammlung genehmigt die Vorlage über die neue Zusammensetzung der Landesversammlung.
10. 76. Ordentliche General-Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins der deutschen Zuckerindustrie.
11. Die Landesversammlung wird bis zum 25. Mai vertagt.
23. Wilhelm Blasius, Privatgelehrter †.
23. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt den Ankauf der Façade des Huneborstel'schen (s. g. Demmer'schen) Hauses und deren Wiederaufbau auf dem Burgplatze.
24. Gust. Heinr. Wiedemann, früher Professor am Collegium Carolinum, Geh. Rath Prof. Dr in Leipzig †.
24. Generalversammlung des Conservativen Vereins.
25. Feierliche Eröffnung der Arbeiten für das Braunschw. Kalibergwerk.
25. Wilhelm Külbel, Steuereinnehmer a. D. in Blankenburg †.

Bücherschau.

Hans Hoffmann, Der Harz. Unter Mitwirkung von Geh. Bergrath Prof. Dr v. Koenen, Prof. Dr Regel, Prof. Dr Peter, Prof. Dr Marshall, Major a. D. Dr Förtsch, Archivrath Dr Jacobs. Leipzig, C. F. Amelang 1899. VIII u. 352 S. gr. 4°. geb. 15 ℳ.

Ein Buch, bei dem Inhalt und Ausstattung in schönstem Einklange stehen, und das wir unsern Lesern recht warm empfehlen möchten. So viel über den Harz auch bereits geschrieben worden ist: mit solch tiefem, sinnigem Naturverständniß, mit solch schönheitskundigem Auge sind seine Reize wohl selten geschaut, niemals dann aber in solch anschaulicher, lebendiger und angenehm unterhaltender Weise dargestellt worden als hier, wo ein wahrer Dichter zu uns redet, dessen Seele frei empfänglich ist für alle Schönheiten, für alle Wechsel und Contraste der Natur, für das Erhabene und das Liebliche, das Wilde und das Milde, das Schrecklichdüstere und das Freundlichheitere u. s. w., und dem ein Gott zu sagen gab, was er über Berg und Thal umherschweifend sah, dachte und fühlte. Es ist ein feingebildeter, weitgewanderter und liebenswürdiger Reisebegleiter, der sich uns hier anbietet. Niemand, auch wenn er noch so genau die beschriebenen Gegenden kennt, wird ohne Belehrung und Genuß mit ihm des Weges ziehen; Vieles, an dem er bislang achtlos vorübergegangen, wird er jetzt mit ganz anderen Blicken betrachten. Und er wird nicht müde werden, dem neuen Führer zu folgen. Denn so lange die Wanderung auch währt: er weiß stets frisch und anregend zu unterhalten, auch über eintönigere Strecken durch anmuthiges Geplauder hinweg zu helfen. Er führt uns kreuz und quer durch das Gebirge und die anliegenden Gelände. Die „Wanderung durch den Harz" theilt er in 15 Abschnitte, deren jeder, mit Lust und Liebe gearbeitet, die gleichen Vorzüge aufweist. In diesen Naturschilderungen und -beobachtungen sehen wir den werthvollsten Theil des Buches; die geschichtlichen Mittheilungen und Betrachtungen, die eingeflochten sind, halten sich nicht immer auf gleicher Höhe. Daß auch der vordere Theil des Buches des Wissenswerthen eine reiche Fülle bringt, dafür bürgen schon die Namen der Mitarbeiter, die Hoffmann mit Recht als Autoritäten auf ihren Gebieten bezeichnet. Es behandelt v. Koenen das Geologische, Regel das Geographische und Klimatische, Peter die Flora des Harzes, Marshall die Thierwelt, Förtsch das Vorgeschichtliche und im Anschluß hieran Jacobs das Geschichtliche und Culturgeschichtliche. Reich und vornehm ist auch der Bilderschmuck des Buches, der in 17 Vollbildern und zahlreichen dem Texte eingefügten Abbildungen die schönsten Punkte des Harzes in trefflich gewählten und gut ausgeführten Lichtdruckbildern uns vorführt. Wir zweifeln nicht, daß das Buch bei allen Besuchern unserer schönen Harzberge sich schnell zahlreiche Freunde erwerben wird.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 28. Januar **1900.**

Das Siechenhaus zu St. Leonhard.

Von Ludwig Hänselmann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Dies die regelmäßige Uebung. Unter den alltäglichen Umständen litten die Siechen dabei keine Noth. Hin und wider jedoch kamen Zeiten ungewöhnlichen Bedarfs an baarem Gelde, wenn ihr Haus etwa baufällig wurde oder sonst große Ausgaben vorfielen, die mit den täglichen Almosen und den fundierten Einkünften des Spitals nicht mehr gedeckt werden konnten. Dann riefen sie auch die Barmherzigkeit anderer Christen weit und breit an, und hierin förderte der Rath sie durch besiegelte Zeugnisse und Fürschreiben, womit er ihre Boten versah. Acht Mal hat er dergleichen in den Jahren 1394—1411 ausgestellt, jeden auf drei Jahr: ein Beweis, wie weit hinaus diese Bittfahrten gingen. Die allemal gleichen Formulare der Briefe sind charakteristisch für die Zeitanschauungen. „Die Siechen vor unserer Stadt", heißt es da, „schmachten in Armut und können ohne Beisteuer der Gläubigen nicht bestehen. Dieweil aber ihre anhaftende Plage ein Abscheu der Gesunden ist, und demnach sie nicht selber heischend umschweifen können, müssen sie Boten bestellen. Auf daß diese nun nicht in den Verdacht des Betrugs fallen, wie solches zu schwerem Schaden der Siechen nicht selten geschieht, so haben wir ihnen gegenwärtigen Brief als ein Zeugniß gegeben, der Zuversicht, daß Alle, die ihn sehen, dem Elende unserer armen Siechen ein Herz der Erbarmung zuwenden und nicht nur ein Jeglicher selbst die milde Hand für sie aufthun, sondern ihre Werbung auch bei Anderen nach Vermögen fördern werden. Denn diesen mit unheilbarer Krankheit geschlagenen Märtyrern Christi durch Almosen und andere Werke der Liebe beizustehn, ist der Barmherzigkeit allergrößtes Werk und schließt die Verdienste aller Tugenden in sich".

So wirkten hier auf vielerlei Art reifer Rath und innige Erbarmung zusammen, die Gefangenen und Märtyrer Christi zu versorgen. Ueber menschliche Kraft ging, ihr schweres Kreuz von ihnen zu nehmen, ja auch nur es vergessen zu machen; von grausamer Leibesnoth, unsäglichen Seelenängsten würde, wenn sie Zungen hätten, jeglicher Stein des grauen Kirchleins schreien können, das sich noch heute als letzter erkennbarer Rest des alten Siechengeweses inmitten seines Friedhofs erhebt. Bei alledem jedoch bietet das Leben dieses Hauses in seiner gesammten Erscheinung auch Momente, die tröstlich und versöhnlich berühren. Es spiegelt sich anschaulich genug in seinen Gesetzen und Ordnungen wider, die alles umfassen, was die Siechen von der Stunde ihres Eintritts in dies Haus bis zu der, da sie hinausgetragen wurden, betraf.

Wer in das Haus zu St. Leonhard begehrt, der muß erstlich beweisen, daß er Bürger zu Braunschweig oder Bürgerin, Bürgerssohn oder =tochter ist, zum andern, daß er unrein; denn Gesunde oder andere als Aussatzkranke soll man nicht darein nehmen. Spricht er die Vorsteher dann um eine Pfründe an, so heißen ihn diese hinaus nach St. Leonhard gehen und den Hofmeister zu ihnen bescheiden. Dem befehlen sie, den Siechen anzusagen: da sei eine kranke Person, die gebe sich an, mit der Plage des Spitales behaftet zu sein, möchten also sie vor sich kommen lassen und sämmtlich besichtigen. Bei ihren Eiden und Verlust ihrer Pfründen dürfen sie dabei nicht nach Gunst oder Freundschaft, Haß oder Neid, Willen oder Unwillen sehen, sondern redlich nach ihren fünf Sinnen und bestem Verstande sollen sie die Wahrheit erforschen und bekunden.

Wenn sie die Plage erkennen, bleibt der Kranke sogleich im Spital, denn je eher er sich von den Seinen absondert, desto besser. Andernfalls entläßt man ihn auf weitern Bescheid. Zweifeln die Schauer, oder sind sie der Meinung, dem Kranken sei vielleicht noch zu helfen, so nehmen sie sich seiner mit Schmieren und Baden an, sofern er derweil sich in Essen und Trinken erhalten und seine Pfleger lohnen kann. Wird er darnach rein, so mag er sich wieder zu den Seinen verfügen; wo nicht, so bleibt er im Spital. Ist der Befund ungewiß, oder mißtraut der Kranke, mißtrauen seine Freunde und Nachbarn so oder so dem Spruch der Siechen, dann mag er sich nach Göttingen, Duderstadt, Paderborn oder Herford auf öffentliche Schau begeben und dort Gewißheit suchen.

So wenn Einer sich freiwillig angiebt. Gleichermaßen wird mit Denen gehandelt, die Anderen aussatzverdächtig erscheinen. Werden sie hier unrein befunden und nicht etwa draußen der Inzicht entledigt, so müssen

sie auch wider ihren Willen sich von den Gesunden hinweggeben und sich ins Spital nehmen lassen. Und von Stund dürfen sie von dem Hofe nicht weiter mehr gehn als in die Kirche, es sei denn mit der Vorsteher Wissen und Willen. Denn sie sollen sich gänzlich des Umgangs mit Gesunden enthalten, und haben sie ja noch mit solchen, den Vorstehern oder sonstwem, zu reden, so müssen sie sich allemal unter den Wind stellen, daß er vom Gesunden auf sie weht.

Der Unreine wird zu St. Leonhard ohne Entgelt aufgenommen: dafür mag er Gott, dem ehrbaren Rathe und dieses Hauses Stiftern und Wohlthätern danken. Seine eigenen Kleider jedoch, Betten, eine Bettsponde, Laken und was er an anderm Geräth braucht, hat er mitzubringen, muß auch den Siechen zum Antritt ein Liebesmahl geben: eher läßt man ihn nicht zu seiner Pfründe. Vermag seine Armuth dies nicht, so leihen ihm die Vorsteher das nöthige aus dem Vorrath des Spitals und kürzen es hernach an seiner Pfründe, in deren Genuß er von dem der Collatien nächst folgenden Sonnabend einrückt.

Zu dieser Mahlzeit gehört ein Ochsenviertel und was zur Bereitung an Kraut und Rosinen erforderlich ist, anderthalb Hammel oder Kalb, ein Viertefaß Rüben oder zwei Schock Möhren, vier Pfund Reis, anderthalb Pfund Butter, ein halb Quartier Saffran, ein Loth Ingwer, ein halb Faß Matthierbier, ein halb Viertel Salz, eine gute Fuhr Buchenholz zur Heizung der großen gemeinsamen Stube und ein neuer Halbscheffelsack. Dem Hofmeister gebühren für Handreichung fünf Groschen, der Magd und dem Glockenmann je drittehalb.

Jeder Sieche bewohnt eine eigene Kammer und hat einen Keller, freie Heizung und frei Licht in der großen gemeinsamen Stube, frei Holz zum Kochen und Backen. Alle Sonnabend wird ihm ein gewisses an Geld dargereicht und täglich um vier Pfennig Brot. Wer dies Freibrot nicht essen mag — kann er, so soll er sich anderes aus seiner Tasche kaufen; wer davon erübrigt, dem wird keins mehr gereicht, bis er den Vorrath verzehrt hat. Hinwiderum legt man ihm zu, wenn sein Theil für ihn nicht langt. Michaelis oder Weihnacht wird jedem ein Himpten Weizen ausgemessen, den mag er zu Behuf seiner Kleidung verkaufen. Des Glockenmanns Büchse und Korb werden täglich vertheilt; zu Ostern das Renn-Ei. Außerdem hat jeder Sieche seinen Antheil an dem Obste, der Graswerbung und anderen Erträgen beider Gärten.

Wird einer gebrechlich oder so alt, daß er seiner nicht mehr selbst warten kann, so gehen ihm die übrigen zur Hand, oder aber die Vorsteher befehlen es dem, der es am besten vermag. Der nimmt dann des Kranken Gebühr auf, versorgt ihn mit Essen, Trinken und anderer Nothdurft, pflegt ihn selber oder hält dazu Jemand. Stirbt in seiner Pflege der Kranke, so wird ihm auch der Nachlaß — außer Kleidern und Bett, worein sämmtliche Sieche sich theilen. Stirbt einer ohne solche besondere Wartung, oder haben die andern allesammt ihn gepflegt, so treten sie die Erbschaft gemeinschaftlich an, und hat daran sonst Niemand ein Recht. Nur eine Mahlzeit und die Kosten der Bestattung sind vorab zu bestreiten. Der Todten Freunde und Bekannte in der Stadt sowie etliche Schüler des Klosters St. Aegidien bittet man dazu, und also unter Sang und Geläut wird er zur Ruhe gebracht.

Als eine Stätte des Friedens, der Stille, der frommen Ergebung stellt in diesen Statuten sich das Haus zu St. Leonhard dar. Sie waren mit bestem Bedacht dahin gemeint, seinen Elendsgenossen soviel gut Gemach zu bereiten, wie sich ihrer Geschlagenheit nur abringen ließ. Die Wirklichkeit hat freilich jenem Bilde, dieser Absicht nicht immer, vielleicht niemals völlig entsprochen. Haß und Neid, Zank und Hader, Ungenügsamkeit und Murren, manch Gelüsten nach versagten, unerreichbaren Gütern und Freuden der Welt sind auch hier eingedrungen. Wahrscheinlich, wie denn Menschenart ist und immer war, gleich von Anbeginn her, jedenfalls aber dann, als nach und nach der Aussatz seltener wurde, als nicht mehr Aussätzige allein, sondern vielfach auch andere, von verwandten und äußerlich ähnlichen, aber doch weniger furchtbaren und ansteckenden Krankheiten Befallene hier Aufnahme fanden, und endlich gar der Mißbrauch sich einschlich, die Pfründen als Mittel der Versorgung anzusehn, die auch Gesunde begehrten, und die die Gebietenden nach Gabe und Gunst und keineswegs immer den Würdigsten verliehen. Diese Wendung scheint bereits vor der Mitte des 15. Jahrhunderts begonnen zu haben. Schon eine Spitalsrechnung vom Jahre 1426 — die erste und lange Zeit die einzige, die auf uns gekommen ist — weist Fälle von Pfründenkauf aus, ohne freilich zu ergeben, ob es Gesunde oder Kranke und namentlich Aussätzige waren, die dergestalt aufgenommen wurden. Aber zwanzig Jahr später werfen Gilden und Gemeine unter anderen Forderungen wider die Herrschenden im Rathe auch die auf, daß man wieder wie vor Alters die Pfründen zu St. Leonhard nur Bürgern und Bürgerinnen, ohne Entgelt, rein um Gottes willen leihe, und die Klage über Willkür und Mißbrauch an diesem Ende kommt auch in der Folge nicht zur Ruhe.

Jener Hausordnung folgt noch eine Reihe von Artikeln, die einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters liefern — ein Bild lebensfreudiger Lustbarkeit, die hier, an dieser Stätte des Jammers, nicht wenig überrascht.

Alljährlich am Sonntag nach Laurentii (10. August) war fremden, umziehenden Armen und Siechen gestattet, zu St. Leonhard ein Mahl anzurichten und die heimischen zu laden, „um ihren Pfennig“, wenn sie wollten, mitzuthun. Die Erlaubniß zu dem Feste mußte vier Wochen vorher bei den Vorstehern nachgesucht werden; ward sie nicht geweigert, dann hatten die Genossen sich auf folgende Ordnung zu verpflichten.

Sonnabends, wenn die Fremden dahergereist kommen, sollen sie sich nicht übertrinken, keinen Tanz, kein „juchent unde tuchent“, kein Würfel- oder Kartenspiel halten, auf daß sie am Sonntag nicht untüchtig seien, in die Kirche zu gehen und Gottes Wort zu hören. Bevor Sonntags am Vormittag der Gottesdienst völlig verrichtet ist, soll

nicht gespeist, sondern soll damit inne und der Keller verschlossen gehalten werden; fällt der Sonntag nach Laurentii so, daß zu St. Leonhard Nachmittags gepredigt wird, so sollen sie zuvor eine Mahlzeit nehmen dürfen, hernach aber wieder allesammt zur Kirche gehen und ihre Collatien anstehen lassen. Ebenso, wenn der Pastor ihnen werkeltags predigen will.

Die Zusammenkunft währt voll fünf Tage, bis Donnerstagabend. Vor zehn Uhr Morgens aber soll an keinem Tage geschmaust und gezecht werden. Des Branntweins sollen alle sich gänzlich enthalten, allem Juchen und Tuchen soll gewehrt werden, damit den Vorüberwandernden und den Armen im Spitale kein ärgerlich Exempel erwachse. Vor der Mahlzeit soll man beten, nach der Mahlzeit Gott danken, hernach im Tanzen und Springen sich züchtig bezeigen, unzüchtige Lieder völlig meiden; mit dem Tage sich zur Ruhe begeben, abends keine Lichter anzünden noch bei Lichte zu Bette gehn, die Armen zu St. Leonhard in Frieden lassen, keinem in seinem Gemach, seinem Keller oder sonstwo im Hause Verdruß oder Ueberlast anthun. Und Donnerstag am Abend soll diese Ergötzung zur Endschaft gerathen.

Diese Ordnungen werden den Fremden bei ihrer Ankunft vorgelesen: wer ihnen nicht gehorsamen will, der mag des Gelages sich enthalten und fürder seines Wegs ziehn und wandern. Die mit Keifen, Hadern, Streiten oder sonstwie sich ungebührlich halten, werden an den ersten drei Tagen von den anderen Ihresgleichen gestraft; über das was sich später derart zuträgt, erkennen die Vorsteher. Bei gröblichern Vergehungen aber, wie Schlagen, Raufen, Verwunden 2c., auch wenn es an den ersten Tagen vorfällt, behalten die Vorsteher Macht, entweder den Fall von den Armen unter sich ausmachen zu lassen, oder selber zu strafen, oder endlich die Sache dem Rathe zu melden.

Wer dieser Ordnung in einem oder mehreren Punkten nicht gehorsamt, dem wird bedeutet, sich des Hofes zu St. Leonhard fürder zu enthalten, oder anderer, eindringlicherer Strafe des Rathes gewärtig zu sein. Auch darf keiner in der Stadt mit der Klapper umgehen und betteln; dahingegen ist den Fremden erlaubt, alle Monat einmal nach St. Leonhard zu kommen, dort über Nacht zu bleiben und zum Abschied ein Almosen zu nehmen. Unterstehen sie sich aber, bei der Einkehr verbotener Maßen „to heilen vnde to heischen“, oder aber mit Fressen, Saufen, Singen und Springen zu ungelegener oder ungebührlicher Zeit, am Sonnabend, Sonntag oder sonst an einem heiligen Fest, sich zu verhalten, so werden sie zum ersten Mal verwarnt; achten sie das nicht und kommen zum andern Mal wieder, so wird ihnen das Almosen geweigert; beim dritten Mal, daß sie also eines ehrbaren Rathes Gebot und Verordnung in den Wind schlagen, werden sie vom Hof ausgesperrt und leidet man hinfürder sie dort nicht mehr, sie hätten denn zuvor bei den Vorstehern wieder guten Willen gemacht. „Würden sie auch dieses verachten und trotzdem sich noch des Bettelns in der Stadt unternehmen, so soll es dem Rathe hinterbracht werden, und mögen sie ihre Gefahr stehn, was ihnen begegnen wird“.

III.

Die erste Redaction dieser Ordnungen wird in das Jahr 1356 gesetzt. Sie ist nicht erhalten, es liegt nur eine jüngere vor, aus den achtziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, und einiges darin, wie die Vorschriften wegen Betheiligung der fremden, hier zum Schmause versammelten Siechen am Gottesdienste, trägt unverkennbar lutherisches Gepräge. Alles übrige hingegen ist von solcher Alterthümlichkeit, daß man es getrost als von langer Zeit hergebracht ansprechen darf.

Von Beginn bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts versiegt die Ueberlieferung des Hauses fast ganz. Die Rechnung vom Jahre 1567 ist auf uns gekommen; sie ergiebt, daß das Spital dreizehn Sieche verpflegte, daß deren „rechte pflicht“, d. h. das, was an sie regelmäßig verabreicht werden mußte, auf rund 230 Gulden angeschlagen wurde, der Gesammtbedarf des Haushalts 881, seine Einnahmen 1154 betrugen, und demnach ein Ueberschuß von 273 Gulden blieb. Sonst ist aus dieser Rechnung keine große Bereicherung unserer Kunde zu schöpfen, noch weniger aus den städtischen Acten jenes Zeitraums. Offenbar aber hatte die Reformation eine wesentliche Aenderung nur in den Kirchengebräuchen der Siechen gebracht — ihr übriges Leben bestand ungefähr auf dem alten Fuße weiter. Dies bestätigt ein Denkbuch, das die Vorsteher 1581 angelegt haben, und nach manchen Seiten hin fällt von daher auf dies Wesen ein Licht, das vieles, was die frühere Ueberlieferung nur verstückt und in ungewissem Halbdunkel vorführt, bestimmter und klarer zur Anschauung bringt.

Von den auswärtigen Gütern des Hauses ist manches abhanden-, dies und das hinzugekommen. Es besitzt vier Meierhöfe zu Bornum bei Lutter, zu Bornum bei Kissenbrück, zu Remmlingen und zu Woldwiesche, zwei Kothöfe zu Remmlingen, je einen zu Burgdorf bei Lichtenberg, zu Evessen, Flachstöckheim und Rautheim, sonstiges Feldgut zu Berklingen, Jerxheim, Seinstedt und Winnigstedt — insgesammt 68½ Hufe. Die Meier zinsen beides, Geld und Korn, die Köter und anderen Zinsleute nur letzteres. Der halbe Zehnt zu Kneitlingen trägt je fünf Scheffel Weizen, Roggen und Gerste ein, für jedes Lamm einen Pfennig, für jedes Füllen zwei; den Fleischzehnt theilen die Pfründner. Die zwei Hufen bei St. Leonhard, 68 Morgen, wurden bis dahin auf eigene Rechnung des Hauses beackert, auch hielt es sieben Kühe, die eine Meierin abwartete. Von dieser Wirthschaft aber hatten die Pfründner sowohl wie ihre Vorsteher manchen Verdruß, und so wird sie nun aufgehoben, das Ackerland parcellenweis, je um einen Gulden der Morgen, ausgethan, die Heerde abgeschafft. Des Hauses Windmühle vor dem Aegidienthore ist für zwanzig Gulden jährlich verpachtet; das Korn der Siechen mahlt der Müller unentgeltlich. Für belegte Capitalien zahlt der Rath aus dem Schosse, zahlen Bürger in allen fünf Weichbilden von ihren Häusern Pfennigzinse. Insgesammt hat das Haus an baarem Gelde 315 Gulden 15 Groschen, an allerlei Korn 108½ Scheffel einzunehmen.

Das Siechenholz steht „etwas dick von Buchen und Heinebuchen“. Um den jungen Eichen Luft zu schaffen und nicht mehr wie bisher das benöthigte Holz kaufen zu müssen, lassen die Vorsteher nun zwanzig Schläge abtheilen, treiben jährlich einen ab und verkaufen, was von dem gehauenen Holze nicht zum Bau und zur Feuerung gebraucht wird.

In der Nähe des Spitals und der Klause, muthmaßlich auf dem heutigen Leonhardsplatze, ist ein „Blek“, d. h. ein Flecken, entstanden. Darin auch ein Pockenhaus, das aber mit dem Siechenspitale in keinem Connex steht, sondern eigene Vorsteher hat und dem Weichbilde Hagen angehört. Sonst erfahren wir vorerst von nicht mehr als vierzehn Häusern, die für gewisse Kaufgelder und jährliche Zinse auf Lebenszeit der Inhaber ausgegeben sind; auf einer noch freien Stätte baute sich mit Zustimmung der Vorsteher neuerdings ein Ehepaar an. Die Vorsteher richten über Unfug der Einwohner und wenn einer ohne ihre Erlaubniß etwa Fremde bei sich aufnimmt; schwerere Vergehung gehört vor den Rath in der Altstadt, und diesem schoßt Jeder im Bleke, einerlei ob er selber eigen Feuer und Rauch hat, oder ob er bei Anderen einliegt, einen halben Thaler jährlich, den die Vorsteher allemal am Sonntag vor Martini anzusagen und am Montag auf dem Rathhause abzutragen haben. Der Bürgerschaft aber ist diese Pertinenz und Dependenz des Spitals ein Dorn im Auge, denn es wohnen dort auch Höker und Handwerker, die aus der Umgegend Zuspruch gewinnen, der bürgerlichen Nahrung also Abbruch thun: im Jahre 1584 verbietet der Rath, hier noch ferner neue Häuser zu bauen. Doch geht es damit wie mit manchem Mandat und Edicte der Ehrbaren Weisen: das Blek wächst fort und fort nach zwanzig Jahren umschließt es mit mehreren Straßen einen räumlichen Markt. Wie am Ende dann kurzer Proceß mit ihm gemacht worden ist, wird noch mitzutheilen sein.

Der Hofmeister hält seit zwanzig Jahren beim Spital einen Krug, den vielfach auch Bürger besuchen; die Magd hat angefangen, Wandrer zu herbergen. Auch darum ist viel Mißmuth und Redens in der Stadt, 1584 wird beides gleichfalls untersagt, nach sechs Jahren dann aber der Bierschank des Hofmeisters wieder gestattet, nur soll er fortan dem Spital von jedem Fasse zwei Mariengroschen Kufenschilling zahlen.

In der Klause sind sieben Schwestern, der Siechen 1581 ebensoviel, und zwar mehr Frauen als Männer; 83 nur noch sechs, 89 wieder acht, sieben Schwestern und ein Bruder. Im Durchschnitt ist also ihre Zahl seit 1567 um die Hälfte geschwunden. Allein hieraus auf eine entsprechende Abnahme des Aussatzes schließen zu wollen, wäre mißlich — um so mißlicher, als fraglich erscheint, ob die Spittler dieser Zeit wirklich allesammt noch Aussätzige in dem alten, schlimmsten Sinne des Wortes sind. Allerdings, nach wie vor gilt das Haus als das Spital der „mit der plage des vthzattes“ Geschlagenen, wie es denn noch hundert Jahr später den Namen „Leprosenhaus“ führt; und von mehren seiner Insassen während dieser achtziger Jahre wird ausdrücklich gesagt: sie seien aufgenommen worden, „dewile idt sich befunden, dat se mit dem spithal, dem vnflat, der swaren kranckheit des spittal behaft sind“. Aber manches was daneben verlautet, läßt kaum zu, diese Ausdrücke wörtlich zu verstehen, noch weniger, sie auf alle Insassen zu beziehen.

Ein Mann, der 1552 in's Haus gekommen ist, lebt noch zweiunddreißig Jahr; er nimmt eine 1568 zugelassene Sieche zur Frau, sie überlebt ihn und wird nach seinem Tode von den anderen an seiner Statt zur Aeltesten und Obern gewählt. Ein zweiter Mann lebt elf Jahr, eine andre Frau vierzehn im Spital; eine einzige stirbt bald nach ihrem Eintritt. Ein vierzehnjähriges Kind, nach vier Jahren anscheinend genesen, kehrt zu seinen Eltern zurück, muß dann nach vier Monaten wieder in's Spital gegeben werden, verheirathet sich aber im folgenden Jahre mit einem jungen Knecht aus Wildeshausen. Eine Gesunde begiebt sich zu täglicher Handreichung und Pflege in Dienste bei den Siechen und zieht nach vier Jahren, gesund wie sie gekommen, wieder ab. Einer Magd, die nach zwanzigjährigem Dienste in Braunschweig gebrechlich geworden, wird die Pfründe von den Vorstehern geweigert, weil sie weder aus der Stadt, noch sonst aus dem Gebiete des Raths gebürtig ist; auf Fürspruch ihres Gönners, des altwiker Bürgermeisters Hans Becker, legt sich aber der Küchenrath in's Mittel, daß sie aufgenommen wird. Und endlich: außer Hader- und Raufteufeln — so oft ihr Gesindlein in Toben verfällt, wird ihm auf acht und vierzehn Tage „de korff vpgetogen“, die Pfründe gekürzt — geht im Hause demnächst noch ein andrer böser Geist um; er fährt eines Tages in den einzigen Pfründner und zerrt ihn in's Blek, wo selbiger sich dermaßen volltrinkt, „dat de fruwen on hebben to bedde trecken moten“. War Unfriedsamkeit allerdings auch bei wirklich Aussätzigen heimisch, ja ihr eigentlicher spiritus familiaris, stand möglicher Weise hernach auch der Branntwein bei ihnen in einiger Gunst — zum Einbruch in öffentliche Schenken waren ihnen jedenfalls doch die Wege verlegt. Kurz, dem Bilde einer rettungslos dem Tode verfallenen und Jeden, der unter ihr lebt und in nähere Berührung mit ihr kommt, in gleiches Verderben nachreißenden Siechengemeinde fügen all jene Züge sich nicht ein. Vielmehr muß man annehmen, daß zu dieser Zeit unter „Aussatz“ und seinen Synonymen schon auch andere, nach Wesen und Symptomen verwandte, aber weniger ansteckende und bösartige Uebel mit einbegriffen waren, die Organisation der Leprosenpflege schon auch zur Linderung anderer Noth diente.

Nach Abschaffung der Hofwirthschaft mußten die Bezüge der Pfründner in mehren Stücken neu geordnet werden. Worin und wiefern, wird nicht gesagt und würde durch Vergleichung nicht auszumitteln sein, da wir das frühere Herkommen nicht in allen Einzelheiten kennen. Muthmaßlich ward das eine und andre naturale, das jetzt nicht mehr ins Haus wuchs, compensiert. Keinesfalls ist schon diesmal das alte System der Verpflegung nach neuen ökonomischen Principien irgend wesentlich abgeändert worden.

Den Pfründnern insgesammt wird alle Jahr ein fetter Ochse geliefert, „so gut den lieben Herren und

Gevattern“, wie den Siechen ihre Vorsteher hießen, „ihn zu geben beliebt“. Außerdem alle Sonnabend zwei Gulden Fleischgeld; um Michaelis und um Ostern eine halbe Tonne Bier; um Michaelis auch fünf Scheffel Gerste, um Ostern ein gleiches Maß Weizen zum Hausbräu; um Advent und in den Fasten je eine Tonne Häring, anderthalb Scheffel Weizen und fünf Scheffel Hafer zu Grütze; um Advent auch anderthalb Tonnen Butter; zu Lichtmeß ein halber Centner Speck und acht Schilling zu Licht in der gemeinsamen Stube; in den Fasten für zwölf Schilling Krengeln und zwölf Schilling für Weißbrot — letztes Geld vom Kapitel in der Burg; zu Pfingsten Rindfleisch; auf Pantaleonis ein halbes Pfund Wachs in die Kirche, sechs Pfund Speck und für drei Pfennig Knoblauch. Wenn der Roggen geerntet ist, wird jedem der Pfründner ein Scheffel „zu Hilfe seiner Kleidung“ ausgemessen; um Advent erhält jeder das eine Jahr vierzehn Ellen Leinwand und ein Paar Schuh, das andre einen Gulden zu Wollengewand. Achtzehn Gulden sind jährlich als Holzgeld ausgeworfen, dafür lassen die Vorsteher je nach Bedarf die große Dornse, die Kranken- und die Badstube heizen. Zum Waschen und Kochen wird unter die Siechen, den Hofmeister und den Glockenmann vertheilt, was beim Bau an altem Holz und an Spähnen abfällt: wer damit nicht auskommt, muß das fehlende kaufen.

Denn für den baaren Pfennig ist ebenfalls gesorgt. Alle Sonnabend werden jedem Pfründner sechs Groschen gereicht, jeden Monat haben alle mit einander zwei Gulden, alle Vierzeiten einen zu theilen. Den letzten in Folge einer Stiftung, und aus Stiftungen fallen ihnen Monat um Monat noch andre Spenden zu, je eine oder mehre, bald große bald kleine. Es würde nicht lohnen, sie einzeln aufzuführen; die beträchtlichste, fünfundzwanzig Gulden, erfolgt im December, am Lucientage; dem halben Gulden an Heiligen Christs Abend wird ein Schilling zugelegt: „den bringt he midde“, der Weihnachtsmann nämlich; „de kolde Pawel“ heißt ein Gulden auf Pauli Bekehrung.

An den meisten sowohl dieser wie jener Spenden haben der Pfarrer und der Opfermann, der Hofmeister, der Glockenmann, die Magd Theil, an dreien auch die Schwestern in der Klause.

Der Glockenmann geht nach alter Weise mit Korb und mit Büchse in der Stadt um. Zwei Wochenerträge seiner Sammlung sind verzeichnet: das eine Mal, 1581, bringt er 56 Brote heim, Fleisch aus allen Scharren, „grünen“, d. h. frischen, und Stockfisch, Kohl, Möhren und sonstiges Gemüse, an Geld einen Gulden acht Schilling neun Pfennig; zum andern, zwei Jahr später, nur 24 Brote, 81½ Pfund, an sonstiger Kost und an Geld etwa eben soviel wie zuvor. Alles geht in dreizehn Theile. Zum Renn Ei kommen 1584 an Eiern sechs Schock und fünfundzwanzig, für zwölf Schilling Weiß-, für achtzehn Schilling Roggenbrot und baar fünf Gulden sieben Groschen ein.

Dieser Pflege aber sollen sich die Armen auch würdig erzeigen, in Gottesfurcht leben, beim Aufstehn und Zubettegehn, vor und nach den Mittags- und Abendmahlzeiten fleißig beten und die vorgeschriebenen geistlichen Lieder singen; die starken unter ihnen, je wöchentlich wechselnd, alle Mittag, gleichwie dies in der Stadt geschieht, die Betglocke läuten; alle miteinander, sofern sie nicht bettlägerig sind, sowohl Sonntags wie wenn ihnen werkeltags gepredigt wird, die ersten in der Kirche, die letzten daraus sein, und alle sechs oder höchstens acht Wochen zum Abendmahl gehn. Was die Vorsteher selbst oder auch durch den Hofmeister heißen, dem sollen sie folgen und ebenermaßen ihrem Obern und Aeltesten in billigen und ehrlichen Dingen gehorchen. Sie sollen unter sich Frieden, Freundschaft und Einigkeit halten wie Brüder und Schwestern, ohne Unwillen, Feindschaft, Haß und Neid. Wer wider den andern etwas hat, der klage es den Vorstehern, so wird ihm Frieden geschafft werden, zu welchem Zweck diese alle sechs Wochen solche Spänne verhören und darüber wie auch über Vergehung, als Fluchen, Schwören, unzüchtige Worte und Leibesgeberden, Leichtfertigkeit und Ueppigkeit in Kleidern, richten wollen. Daß sich die Armen aller Missethat, als Zauberei, Hurerei und Unkeuschheit, Rausens und Schlagens, Mordens und Stehlens, enthalten sollen, haben sie auch wohl zu gedenken, damit sie dem Diebshenker nicht in seine Stricke gerathen. Uebertreter, sofern sie nicht in schwerere Buße verfallen, wollen die Vorsteher den übrigen zum Abschen je nach Größe der Verwirkung an ihren Aufkünften oder sonst in Strafe nehmen; nicht weniger die Hehler, die verschweigen, was sie sehen und erfahren, das strafenswerth ist. Dem Belieben der Vorsteher ist überlassen, die aufkommenden Brüche entweder in die jährlich zu vertheilende Rennei-Geldbüchse zu stecken, oder innezubehalten und zum Besten des Hauses zu verrechnen. Klärlich stellt sich in diesen Ordinanzen vor Augen, wie schwer und erfolglos die frommen Gedanken, auf die dies Haus gegründet war, wieder und wieder mit der Unvernunft, Rohheit, Hinfälligkeit und Bosheit der Spittler im Kampfe liegen mußten.

Den wandernden Siechen, die bei St. Leonhard vorsprechen, verehren die Vorsteher allemal jedem einen Groschen. Ihrer fünfzig werden so 1581 beschenkt, siebenundfünfzig im Jahre darauf. Ein concreteres Bild dieses Zulaufs geht aus der Rechnung von 1567 auf. Fünfmal in diesem Jahre kehren „wandernde ellende“ ein, je fünf, sechs und sieben, einmal vierzehn, zu ihrem „convent“ um Laurentii, am 12. August, vierundzwanzig. Der gewöhnlichen Gäste sind fünfzehn bei Namen, darunter drei Paare, deren eins sich alle fünf Mal, eins, zu drei Malen einstellt; dreimal auch ein einzelner, ein anderer zweimal, die übrigen jeder nur einmal. In der nähern Umgegend sind die meisten zu Haus: zu Gleidingen, Halchter, Sottrum und Thiede, andere zu Liebenburg, Goslar, Osterwiek, zu Bernshausen bei Duderstadt, zu Sibbesse bei Gronau; ungewisser Herkunft ein „Henni van Meile“. Nach Analogie (Gleidingen schreibt der Rechnungsführer „Glede“) könnte „Meile“ etwa Meilingen sein, und zwei Oerter dieses Namens, Hinter- und Nieder-Meilingen, liegen in Nassau. Ob aber Sieche aus so weiter Ferne sich herverirrt haben, mag man zweifeln.

„Gesinde“ des Hauses sind der Pastor und der Opfermann, der Hofmeister und der Glockenmann. Einer Magd wird für diesmal nicht gedacht.

Der Pastor hat jährlich fünfzig Gulden und $7^1/_2$ Scheffel Roggen Besoldung, dreizehn Gulden Hauszins — er wohnt in der Stadt — und zudem noch die Nutzung eines Gartens von $2^1/_2$ Morgen im Bleke. Seine Pfründenantheile sind zusammen auf fünf Gulden angeschlagen. Von der Klus bekommt er zwei Scheffel Roggen, vom Pockenhause fünf Gulden. Zugleich ist er Pfarrer im Marienspitale zu Braunschweig und als solcher mit vierzig Gulden versehen. Dem Opfermann, der gleichfalls in der Stadt, zu St. Johannis am Kirchhofe, wohnt, sind acht Gulden und ein halber Scheffel Roggen ausgeworfen; seine Pfründenantheile belaufen sich auf ungefähr anderthalb Gulden.

Der Hofmeister wohnt frei auf dem vormaligen Ackerhofe im Bleke. Wie er, so genießt auch seine Frau einer Pfründe, d. h. beide bekommen von allem, was den Siechen vermacht ist, zwei Theile. „Wollen si sich der gebur nicht vorholden, so sal alle sonnauend ohr paschedach (Ostertag) sein“, mit anderen Worten: sie dienen auf wöchentliche Kündigung. Ein Vorbehalt, der unheimlich tief blicken läßt, und in der That kommt er den Vorstehern bald einmal trefflich zu statten, wovon noch zu sagen sein wird. Auch dem Glockenmanne traut man nicht recht: er soll alles, was er wöchentlich sammelt, in das Haus eines Vorstehers bringen, „dan men wolde wetten, wo hoch idt sich werde erstrecken, vnd auch vmme vordachtes willen, so by dussem klockeman forgefallen was“. Er hat eine Pfründe, zwei Gulden acht Groschen und noch sechszehn Groschen, sich seine Geräthschaft zu halten.

So diese Neuordnung. Sie hatte keinen langen Bestand, schon nach zwei Jahren wird sie abermals geändert und diesmal zum Theil bereits stark modernisiert.

Inzwischen mußte nämlich das Spital von Grund auf neu gebaut werden, und die Kosten, gegen 900 Gulden, überschritten die vorhandenen Mittel um 179. Die Mehrausgabe einzubringen, werden 1583 die meisten periodischen Bezüge der Pfründner zum Besten der Kasse abgelöst. Sie empfangen hinfort alle Sonnabend einen halben Thaler; dagegen aber bleiben ihnen nur noch die Erträge des Glockenkorbs, der Büchse und des Renn-Eis — „so lange wi de erholden kunnen“. Diese Clausel der Vorsteher weist auf das Umsichgreifen abfälliger Stimmungen hin: die Bürgerschaft hat jetzt das ihrige selber groß nöthig, für das Siechenhaus eigentlich nichts übrig, zumal dessen Elend sich nicht mehr so erschütternd wie vor Zeiten den Sinnen aufdrängt. Falls die Sammlungen abgeschafft werden oder etwa den Brotbedarf nicht decken, soll hinlänglich Korn aus den Vorräthen zugeschossen, und unter allen Umständen soll jetzt schon jedem Pfründner zu Weihnacht und Ostern ein Himpten Roggen ausgemessen werden.

Auf andere Sätze wird nun auch die Löhnung des niedern Gesindes gebracht. Die Competenzen des Hofmeisters beliefen sich damals nur für seine Person eins in allem auf 45 Gulden im Jahre: „welches servel gewesen“, meinten die Vorsteher. Sie werden daher für die Zukunft auf 18 Gulden baar, 4 Himpten Weizen, ein Fuder Holz, ein Schock Wasen und den Antheil am Korb und am Renn-Ei eingeschränkt. Kommt nicht hinlänglich Brot ein, so wird ihm und seiner Frau zur Genüge vom Kornboden gereicht. Ebenso will man beide versorgen, wenn der Korb etwa eingeht: „wat auerst sunst darin gesammelt wert, des wert he moten enberen“, dafür, mit andern Worten, soll alsdann ihm nichts gutgethan werden. Verbessert wird der Glockenmann: ihm billigt man jährlich 5 Gulden, wöchentlich 5 Groschen aus der Büchse, Feuerung und Antheil am Korb und am Renn-Ei, frei Brotkorn, aber nur für ihn selbst, zu: hat er oder nimmt er eine Frau, so mag er zusehn, wie er hinkommt. Fünf Gulden, Theil am Garten, am Korb und am Renn-Ei sind der Magd zugesprochen, die den armen Leuten Handreichung leistet und Gänge für sie in die Stadt thut. Einen Pfennig jede Woche, zwei Pfennig zu allen Vierzeiten, empfängt sie außerdem „von iderm personen, so in dem armenhuse sint“ — jenen selbigen „armen Leuten“: auch diese Umschreibung läßt erkennen, wie der ursprüngliche Charakter des Aussätzigenhauses allmählich sich abgewandelt hat.

Der damalige Hofmeister wurde 1585 abgedankt, an seine Stelle von den Vorstehern ein Mann ihres vollen Vertrauens gesetzt — ihr Gevatter, denn sie hatten ihm drei Kinder aus der Taufe gehoben; und mit Biedermannsmiene und -ton gelobte er sein bestes und noch allerlei: er will treulich und fleißig der armen Leute warten, für sie mahlen und backen, alle Sonnabend ihre Gebühr von den Vorstehern holen und nach sonstigen Aufträgen fragen, Ausstände einmahnen, auf die Wiese Acht geben, den Graben um das Siechenholz räumen und in Stande erhalten. Aber leider, er heißt „Smeckeworst“ und ist, wie die Folge erweist, atavistisch, von dem Vorfahr her, der sich des Namens zuerst schuldig machte, mit Gelüsten zu Wurstschwelgereien belastet. Nicht lange, und unter dem Antriebe dieser Manie stiehlt er zu Rodewald zehn Schweine, und als ein Thor, der er ist, treibt er sie ohne Harm auf seinen Kofen. Die Bestohlenen folgen seiner Spur und kommen über ihn; er muß nicht nur „das leckere Borstenvieh“ (um einmal mit dem Pinsel eines preislichen Reporters, der einst unser war, zu malen) mit Schimpf wieder hergeben, er muß es sogar aus der Landwehr treiben helfen und wendet obenein dann noch siebentehalb Thaler als Schweigegeld dran. Doch die Nemesis läßt sich nicht irren: natürlich ist der nächste Sonnabend „sein Ostertag“, und nach vier Monaten hängt er zu Meinersen am Galgen. Sein Nachfolger — hoffentlich ein weniger unsäuberlicher Mann — wurde der in vieljährigen Diensten bewährte Brauerknecht eines der Vorsteher; dessen ebenso erprobte und wohlbestandene Magd machte er alsbald zu seiner Hofmeisterin. —

(Schluß folgt.)

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1899.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

April.

4. Der Prinz-Regent reist nach Ilfracombe.
12. Feier des 90jährigen Bestehens des Braunschw. Husaren-Regiments.
12. I. Generalversammlung des Vereins zur Hebung Braunschweigs und seines Fremdenverkehrs.
15. Feier des 100jährigen Bestehens der Firma Vieweg & Sohn.
17. 39. Plenarversammlung der Handelskammer.
19. Brand auf der Braunkohlengrube Trendelbusch bei Runstedt.
22. Albert Werner, Forstrath †.
23. Gauturntag des Sollinggaues in Holzminden.
26. Feierliche Grundsteinlegung zu der neuen Kirche in Oelsburg.
28. Christian Schrader aus Groß-Denkte, Landtagsabgeordneter, † in Bad Wildungen.
28. Die Stadtverordneten-Versammlung in Blankenburg genehmigt die Aufstellung des Herzog Wilhelm-Denkmals auf dem Marktplatze.
29. Hermann Telge, Major a. D. †.

Mai.

2. Karl Bredenschey, Bergrath a. D. †.
5. Adolf Pfützenreuter, Postdirector in Wolfenbüttel †.
6. Rückkehr des Regenten aus England.
8. Geburtstag des Regenten.
10. Die Stadtverordneten-Versammlung in Wolfenbüttel genehmigt die Aufnahme einer Anleihe im Betrage von 1 Million Mark für den Bau des Kasernements und den Ankauf des Exercierplatzes.
12. Albert Bach, Superintendent in Königslutter †.
15. Reise des Regenten nach Kissingen.
16. Hans Nehry, Oberlehrer Dr. phil. †.
17. Brand des Karstadt'schen Kaufhauses.
19. Ludwig von Strümpell, Professor in Leipzig, geborener Braunschweiger, †.
21. Otto Dressel, Oberlehrer a. D. Dr phil., † in Herzberg am Harz.
25. Wiedereröffnung der Landesversammlung.
27. Robert Rittmeyer, Commerzienrath †.
29. 18. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Zweig-Verbandes für das Herzogthum Braunschweig in Helmstedt.
30. Schluß der 24. Landes-Versammlung.

Juni.

4. Besuch des Regenten bei der Königin Marie von Hannover in Kissingen.
4. Walkhoff, Sanitätsrath Dr med., früher in Helmstedt, † in Dresden.
6. VII. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
9.—10. 36. Verbandstag der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften des Herzogthums Braunschweig und der Provinzen Sachsen und Hannover in Bad Harzburg.
12. Die Generalversammlung des Vereins zur Erhaltung von Kunstdenkmälern der Stadt Braunschweig beschließt die Auflösung des Vereins.
13. Ankunft des Regenten in Blankenburg.
13. Neuweihe der restaurirten Kirche St. Georgii in Gandersheim.
16. Otto Günther, Geh. Hofrath und Geh. Medicinalrath, Dr med. †.
16. Hermann Rödiger, Stadtrath in Schöppenstedt †.
16.—18. XVI. Braunschweigischer Städtetag.
17. Feierliche Schlußsteinlegung der Lungenheilanstalt Albrechtshaus bei Stiege in Gegenwart des Regenten.
18. Harry Pahlmann, Redacteur †.
18.—20. XIV. Deutscher Schlossertag.
23. Der Regent reist nach Berlin.
27. Jahresfest des Rettungshauses.
28. Conferenz der Diener und Freunde der lutherischen Kirche.
28. Braunschweigische Missions-Conferenz.

Juli.

3.—6. XXXII. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Ballenstedt.
4. Versammlung des Centralausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins für das Herzogthum Braunschweig.
5. Unwetter in Helmstedt.
8.—10. Rennen in Bad Harzburg.
8.—10. XXVII. Verbandsfest des Braunschweigischen Landwehr-Verbandes in Seesen.
15.—17. Rennen in Bad Harzburg.
22. Ludwig Tacke, Architektur- und Historienmaler †.
23.—26. IV. Mitteldeutsches Gaukegeln.
24. Ferdinand Gerhard, Stadtrath a. D. und Apotheker, † in Wolfenbüttel.
30. Einweihung der neuen Capelle in Boimstorf.
30.—1. August. XVI. Hauptversammlung des Verbandes der Handelsgärtner Deutschlands.

August.

5.—7. Verbandstag der Privat-Theater-Vereine Deutschlands.
6. XXX. Volkswettturnen auf dem Elme.
7. Karl Reimers, Oberförster a. D., † in Bad Harzburg.
7. Unwetter in Stiege.
8. Alfred von Praun, Oberförster a. D., † in Helmstedt.
8. Alfred Fleckeisen, geb. Braunschweiger, Conrector a. D. am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden, Prof. Dr, † daselbst.
13. XI. Hauptversammlung des Sollingvereins in Stadtoldendorf.
16. Eröffnung der Südharzbahn (Tanne—Braunlage—Walkenried).
19. Adolf Kammrath, Professor Dr, † in Heimburg.
25. Wilhelm Mansfeld, Oberlandesgerichts-Präsident a. D. †.

25. Bruno von Henninges, Generalleutnant z. D. †.
25.—28. XXVIII. Abgeordneten-Versammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine.
26.—27. Parteitag der Braunschweigischen Landes-Rechtspartei in Holzminden.
26.—27. XV. Hauptversammlung des Harzclubs in Magdeburg.
27. Einweihung der neuen Kirche in Fürstenberg.
29. Bruno Freiherr von Seckendorff, Director der Braunschw.-Hannoverschen Hypothekenbank a. D. †.

September.

1. Brand in Stiege
2. Sedanfeier; Einweihung des Kriegerdenkmals in Schöningen.
8. Vertreter der Stadtverordneten-Versammlung und der Handelskammer überreichen dem preußischen Eisenbahn-Minister eine Denkschrift über die braunschweigischen Eisenbahnverhältnisse.
10. Einweihung der restaurirten Martinikirche.
10. Eröffnung der Sportbahn bei Riddagshausen.
12. Hermann Schrader, Bürgermeister in Holzminden †.
15. Hermann Goldschmidt, Dr med. in Schöppenstedt †.
17. Landes-Parteitag der Socialdemocraten.
18.—22. 52. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins.
21. Grundsteinlegung des Bugenhagen-Denkmals.
21. Ferdinand Haslicht, Commerzienrath, † in Bad Nauheim.
22. Hermann Huisken, Maler †.
23. Friedrich Hampe, Fabrikbesitzer in Helmstedt †.
25.—26. Besichtigung des Bodethals durch eine gemischte Commission wegen der geplanten Bodethalsperre.

October.

3. Einzug der dritten Batterie des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 46 in Wolfenbüttel.
3. Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge in Helmstedt.
3.—6. 71. Landes-Lehrerversammlung in Blankenburg.
5. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt eine Anleihe von 4 Millionen Mark und eine Biersteuer.
6. Albert Wichmann, Superintendent emer. †.
7. Eisenbahnunfall bei Dettum.
10.—11. I. Niedersächsischer Kirchenchor-Verbandstag in Hildesheim.
14. Die Stadtverordneten-Versammlung in Wolfenbüttel genehmigt eine Biersteuer.
15. Hauptgautag des Gauverbandes XVII des Deutschen Radfahrerbundes (Hannover-Braunschweig).
18. Heinrich Schmidt, Oeconomierath †.
21. Adolf Eyferth, Justizrath in Wolfenbüttel †.
22. Albert Schütte, Cammerrath a. D. †.
22. Enthüllung der Büste des verstorbenen Directors Krumme auf dem Hofe der Städtischen Oberrealschule.
23. Gründung eines „Landesverbandes Braunschweig“ des deutschen Flottenvereins.
26. Ankunft des Regenten und des Kaisers in Blankenburg.
27.—28. Hofjagden in Blankenburg.
29. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
30. Hermann Blumenau, Dr phil., Gründer der Colonie Blumenau in Brasilien †.

November.

2. Der Prinz-Regent reist nach Spanien.
2. Ferdinand Raabe, Fabrikdirector †.
6. 40. Plenarversammlung der Handelskammer.
8. Außerordentliche Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Goslar.
11. Hermann Ernesti, Senatspräsident †.
12. Max Gottschalk, Generalmajor z. D. †.
14. Ferdinand Tiemann, geb. Braunschweiger, Professor der Chemie an der Berliner Universität, † in Meran.
17. Paul Crüsemann, Amtsrath in Greene †.
18. Adolf Ehrhardt, Professor a. D. und Mitglied der Königl. Akademie der bild. Künste zu Dresden, † in Wolfenbüttel.
19. Ludwig Schrader, Landes-Oeconomie-Conducteur, † in Seesen.
24. Brand in Esbeck.
24. Brand der Fuchs'schen Fabrik in Braunlage.
25. Georg Schulz, Oberförster a. D. †.
27. Rückkehr des Regenten aus Spanien.
28. Herbstversammlung des Centralausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
30. Reise des Regenten nach Berlin.

December.

1. Werner Bertram, General-Superintendent †.
2. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
2. 77. General-Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins der deutschen Zuckerindustrie.
6. 19. Verbandstag des Provinzial-Baugewerken-Innungsverbandes für das Herzogthum Braunschweig.
8. Karl Götting, geb. Braunschweiger und Förderer des städt. Museums, † in Hamburg.
11. Eisenbahnunfall auf dem Bahnhofe zu Börßum.
17. Theodor Vogler, Kreisdirector a. D. †.
20. Eröffnung der Bahn Schöningen—Oschersleben.
21. Regierungsreferendar von Otto zum Bürgermeister in Holzminden erwählt.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen Altenburg.
24. Friedrich Ude, Senats-Präsident a. D. Dr jur. †.
24. Einweihung der restaurirten Andreaskirche.
25. Georg von Rauschenplat, Revisions-Assessor a. D. †.
27. August Kirchhoff, Dr med., † in Hessen.

F. K.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 11. Februar **1900.**

Das Siechenhaus zu St. Leonhard.

Von Ludwig Hänselmann.

(Schluß.)

IV.

In der Weise, wie es hier aus dem Denkbuch der Vorsteher nochmals in festen Konturen vor uns aufstieg, nahm wahrscheinlich noch zwei Menschenalter lang das gemeinsame Leben dieses Siechenconvents seinen Lauf. Im einzelnen ist davon aus dieser und der weiteren Folgezeit bis zur Zerstörung des Hauses und seiner alten Organisation nur sehr wenig überliefert. Aus Rechnungen erfahren wir, daß es in dem Jahre 1598/99 sieben Insassen hatte, im nächsten Jahre sechs, in den folgenden beiden zeitweilig sechs, fünf, vier und wieder fünf. Sie werden beständig nun „Arme", „Hausarme" genannt. Fremde Sieche kehrten 1598 jeden Monat vier bis elf ein, 1599 nur noch sieben Mal je zwei bis fünf, 1601/2 nur noch fünf Mal bis zu dreien. Die Vermuthung drängt sich auf, daß die alte Clientel dieser Siechen aus den Umlanden allgemach abstarb und ein Nachwuchs sich nicht mehr herzufand.

Zwei schwere Katastrophen bestand das Haus zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Während der Belagerung Braunschweigs durch Herzog Heinrich Julius im Herbste 1605 und zu Anfang des folgenden Jahres fiel herzogliches Kriegsvolk wiederholt von Riddagshausen in das Blek ein, verwüstete und plünderte Klause und Spital, erbrach die Kirche und raubte sie vollständig aus, hieb das Siechenholz nieder, daß darin fast kein Baum übrig blieb, und bedrohte die „armen Leprosen" — der alte Name tritt hier nochmals, muthmaßlich aber nur noch gewohnheitsmäßig auf — an Leib und Leben. Und noch schlimmer ging es über St. Leonhard von Seiten der Stadt aus, als diese 1615 durch Herzog Friedrich Ulrich hart bedrängt ward. Als besondere Gnade der Vorsehung hatte man gepriesen, daß es vor zehn Jahren doch von Feuersnoth verschont geblieben war — diesmal sank es in Asche, unbeweint von dem erblichen Brodneide der Bürger, wenn selbiger bei diesem Verhängniß nicht gar mit zu Rath gesessen hat. „Um besserer Defension willen" fuhren die Vertheidiger zu und brannten das Blek sammt der Klause in Grund und Boden nieder; unversehrt blieben nur das massive Spital und die Kirche.

Die Klausnerinnen nahm man im Kloster St. Aegidien auf: als Stift St. Aegidien besteht ihr Convent bis zum heutigen Tage. Im Spitale blieb bis auf den Gottesdienst alles beim Alten. Die Kirche stand nämlich von 1605 her noch wüst, wie man inzwischen sich ohne sie behalf, wird nicht gemeldet. Nun, als sich um das jus territorii zwischen Altewik und Altstadt ein Rechtsstreit entspann, woraus jene nach reichlich vierzig Jahren als Siegerin hervorging, ließ sie hinter dem Rücken der Gegenpartei zur Behauptung der possessio jurisdictionis an die Westfront der Kirche ein Fachwerkhäuschen kleben, das dem Glockenmann zur Dienstwohnung eingeräumt wurde; zugleich aber hielten hier die Spittler fortan ihren Gottesdienst ab.

Abermals versinkt hiernach das Siechenhaus völlig in Dunkel, und erst in den Rechnungen der Jahre 1662—70 taucht es wieder empor. Sie weisen mehre Neuerungen aus, die inzwischen, wir wissen nicht seit wann, sich herausgebildet haben. Die „Armen", 1668 ihrer fünf, werden knapper gehalten als zu der Zeit, da wir vorher zuletzt von ihnen hörten, und auch zu dieser schmalern Versorgung trägt das Haus nur noch Feuerung und Licht und an Brotkorn soviel bei, wie je nach dem Ausfall der täglichen Sammlung die Nothdurft erfordert. Ihre baaren Bezüge, für alle mit einander ein Gulden zwei Gr. jede Woche, sammt dem Glockenmanns= und Magdlohn fließen lediglich aus den gesammelten Geldern, und meist werfen diese noch Ueberschüsse ab: nur im J. 1662 müssen 32 Gulden zugelegt werden, im nächsten Jahre gehen 21 Gulden über den Bedarf ein, und bis 1665 wächst dieser Vorrath auf 52 Gulden, worauf er bis 1669 wieder auf 2 Gulden zurückgeht. Für den Hofmeister wendet das Haus keinen Lohn auf, wie es scheint, ist er ganz auf den Ertrag seines Kruges angewiesen, der in wachsendem Flor steht: 1666—68 werden hier neunzehn, fünfundvierzig, dreiundfünfzig Faß Bier ausgeschenkt. Erst seit dieser Zeit fordern die Vorsteher wieder den Kufenschilling ein, nachdem er zuvor eine Reihe von Jahren in Vergessenheit gerathen und dem Krüger zugut gekommen war. Die Kirche war inzwischen wieder hergestellt und ausgestattet worden.

Bei solch sparsamem Haushalt gediehen die Finanzen des Spitals. Es fallen ihm in diesen neun Jahren verschiedene größere Bauten zur Last, und mehre hundert Gulden leiht es aus; nicht selten weist der Rath auf seine Mittel auch schon Stadtarme an. Gleichwohl jedoch vermehrt sich sein Kassenbestand in den ersten fünf Jahren bis auf 1282 Gulden, und unter 826 Gulden geht er in der Folge nicht hinab.

Für gesund konnte freilich diese Blüte nicht gelten. Seit dem Schwinden des Aussatzes war die ursprüngliche Bestimmung des Spitales erledigt. Zwar diente es seitdem verwandten Zwecken; allein seine alte Organisation ward eine Fessel, die nicht zuließ, daß dies auf rechte Weise und in möglichem Umfang geschah, und aus dem hergebrachten Schlendrian erhub sich kein Antrieb, auf Mittel und Wege, Ordnungen und Maße zu denken, wie sich dieses Vermächtniß der Vorzeit den veränderten Zuständlichkeiten hätte anpassen lassen, der gesammelte Armenschatz hinfort ohne Abbruch noch Mißbrauch im Sinne seiner Stifter und Vermehrer wäre nutzbar zu machen gewesen. So verfiel er einer redlich gemeinten, aber unfruchtbaren Plusmacherei. Daß selbige einer reformatorischen Neubildung zu statten kommen sollte, deren Durchführung der fürstlich landesväterlichen Allgewalt vorbehalten war, ahnte den in ihren ausgefahrenen Gleisen schlecht und recht administrierenden Vorstehern ebenso wenig, wie daß überhaupt eine Wende der Zeiten und kurz nach einander die Vernichtung des alten Spitals und der bürgerlichen Freiheit in Braunschweig so nahe bevorstand.

Am 18. Mai 1671 ward die Stadt von der Armada der Wolfenbüttler Herren und ihrer Vettern zu Celle, Osnabrück und Hannover eingeschlossen; am 26. Juli streckte sie die Waffen. Um das Gelände vor der Festung zu klären, hatte der Rath in der Nacht des 24. Mai den seit 1615 in geringerem Umfang wieder aufgebauten Flecken bei St. Leonhard abbrennen lassen, und dieses Mal war auch das Spital in Schutt und Asche gesunken, nur die Kirche und eine Ruine seines östlichen Eckgebäudes stehen geblieben. Die Pfründner hatte man zu St. Marien bei der Brücke und in anderen Spitälern und Beginenhäusern untergebracht, wo sie bis an ihr Ende verpflegt worden sind; ihr Gesinde theils entlassen, theils mit Gnadengehalten in Ruhestand gesetzt. Ein Bericht von diesen Dingen, aus dem vorigen Jahrhundert, bezeichnet die Pfründner noch einmal als „die armen Leprosen“: so hartnäckig haftete dieser ursprüngliche Name im Gedächtniß der Menschen. Natürlich beweist er hier nichts mehr, und wenn ausdrücklich gesagt wird, jenen Pfleglingen seien in den neuen Asylen entlegene Kammern und besondere gemeinsame Wohnstuben angewiesen worden, so liegt auf der Hand, daß auch ohne eine Ansteckungsgefahr die Trennung kranker Gäste wie dieser von den armen und altersgebrechlichen, sonst aber gesunden Beginen und Pfründnern geboten scheinen konnte.

Auf Anordnung der Landesherrschaft wurde das Marienspital 1678 zu einem Armen-, Zucht-, Waisen- und Werkhaus umgestaltet, in diesem die städtische Armenpflege centralisiert und ihm unter anderm St. Leonhards gesammtes Vermögen überwiesen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte die Behandlung von Syphiliskranken, und da die Aufnahme solcher in das wimmelnde Haus große Unzuträglichkeiten und Gefahren mit sich brachte, so ward auf seine Kosten 1680 das halbzerstörte Eckhaus zu St. Leonhard nothdürftig hergestellt, darein ein Siechenvater und eine Siechenmutter gesetzt, neben ihnen dem Müller der erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verkauften Windmühle eine Wohnung angewiesen und Gelaß für „ein paar unreine venerische Bürger“ eingerichtet. Allein dies Häuschen war so eng, daß nie mehr als höchstens zwei konnten aufgenommen werden, eine größere Zahl also doch nach wie vor der Krankenstube bei der Brücke zur Last fallen mußte. Als vollends seit Anfang des 18. Jahrhunderts die Bevölkerung Braunschweigs merklich zunahm, wurde das Bedürfniß immer dringlicher, für solche und „mit anderen schweren Uebeln oder äußeren gefährlichen Leibesschäden beladene Kranke“ eine Unterkunft zu schaffen. So kaufte nun das Arbeits-, Zucht-, Waisen- und Werkhaus 1726 von dem Einwohner Mecke zu St. Leonhard, dessen dem neuen „kleinen Krankenhause“ südlich gerade gegenüber belegenes Haus mit einem kleinen Garten, ließ es um ein Stockwerk erhöhen und dort nun geräumige Kammern für sechs oder sieben Patienten nebst einer gemeinsamen Stube einrichten — alles wie im alten Leprosenhause, nur fehlte die dort früher vorhanden gewesene große Badestube.

Annex des Armen-, Zucht-, Waisen- und Werkhauses blieb es bis 1744; dann ward es dem damals seit zwei Jahren functionierenden Armendirectorium übergeben, und fiel demnach seine Unterhaltung der Armenkasse zu. Die neue Behörde erweiterte das Haus in den nächsten Jahrzehnten zur Aufnahme von zwölf, fünfzehn, zwanzig Patienten und ließ sich nach Kräften auch manche Verbesserung seiner inneren Einrichtungen angelegen sein: die jährlichen Kosten beliefen sich letztens auf nahezu 2000 Thaler. Allein mit den wachsenden humanitären Ansprüchen vermochte es nicht auf die Dauer Schritt zu halten; bald nach Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kam hier die Erkenntniß zum Durchbruch, daß es „ein äußerst elendes Hospital“ war.

So ward es als solches aufgehoben und nur noch als Armenhaus benutzt. Im Januar 1813 übersiedelte sein Krankenbestand in das Armen-Krankenhaus am Wendenthore; zu St. Leonhard blieben altersschwache, mit chronischen Uebeln behaftete und obdachlose Arme, für die sich kein anderes Unterkommen ausfinden ließ. Hier kam solches der Armenpflege allemal billiger zu stehen als sonst irgendwo, viel billiger vollends als die Miethzinszuschüsse, die vielen der eingeschriebenen Armen nach dem Schema gereicht werden mußten. Der üppigste Ruhm dieses Ortes aber ward, daß er mittelbar zu weiterer Ersparniß durch den an ihm haftenden Schrecken verhalf. Wenn nämlich die Pfleger reputierliche Arme, die um Miethgelder baten, mit freier Wohnung zu St. Leonhard bedrohten — wußte solcher Petent seinem Leibe noch irgend anders Rath, so verzichtete er lieber, und dann konnte man sein Suchen guten Muths für vermessen erkennen. Eine Härte sah man nicht in

der Anwendung dieses rauhen Prüfsteins, Nachgedanken um die klägliche und unmenschlich widrige Beschaffenheit jenes Asyls kamen während der kümmerlichen Läufte des ersten Jahrzehnts nach der Fremdherrschaft nicht auf, und wenn sich dergleichen geregt, so hätten vor der Hand doch alle Mittel gefehlt, danach auch zu thun. Erst der seit 1825 durch die Städteordnung wiedererweckte und unter der Leitung des Stadtdirectors W. J. L. Bode rasch erstarkende alte Communalgeist fand hierzu den Willen und die Wege. Im Jahre 1841 wurde vor dem Petrithore das neue große Pflegehaus eröffnet — neben der Elendsherberge zu St. Leonhard und einer zweiten ihresgleichen in einer gemietheten Spelunke auf dem Klinte ein wahres Paradies, in das die Insassen beider nach kurzem wie Erlöste einzogen. Das baulich in ziemlichem Stande befundene Haus zu St. Leonhard mit seinen drei Gärten — dem vormals Meckeschen und denen des alten Leprosenhauses — verkaufte der Stadtmagistrat nach einem Jahre für 950 Thaler einem Nachbar auf dem Streitberge, dem Gärtner K. Bäse.

Durch alle Wandlungen, die das ehrwürdige Leprosenspital seit 1671 eingegangen war, hatte eine Gestalt seiner frühesten Zubehör, der Glockenmann, sich fast bis an's Ende der allerletzten Phase behauptet. Schon neunzig Jahre vorher sollte über ihn der Stab gebrochen werden. Man sorgte, seine täglichen Umgänge möchten den wöchentlichen Almosensammlungen Abbruch thun, die höchsten Orts zu Behuf der 1742 eingerichteten verbesserten Armenpflege angeordnet waren, und noch anderes wirkte mit, daß die neue Welt ihm gram ward. Man kannte ihn kaum anders als dem Schnaps übermäßig ergeben, man redete ihm nach, er litte wider Eid und Instruction nicht gar ungern, daß eilige Geber ihre Pfennige nicht in die schloßfeste Büchse, sondern ihm in die Hand schöben, und selbige verirrte sich dann oft in seine Tasche — ein Leumund, der an ihm bis in die letzte seiner Inkarnationen hangen blieb. Nichts desto weniger siegte damals noch die Meinung, St. Leonhard könne seiner nicht wohl entrathen, wie hernach denn auch rechnungsmäßig festgestellt wurde, daß er ihm in den achtundzwanzig Jahren 1748—75 nach Abzug aller Kosten und trotz aller muthmaßlichen Unterschleife wirklich einen Zuschuß von 1800 Thaler verdankte. Der Glockenmann blieb also bei leidsamen Ehren, sah das neunzehnte Jahrhundert anbrechen und ragte noch in dessen erste dreißiger Jahre, ein groteskes Fossil ungeheuerlicher Vorzeit, herein. Endlich aber ereilte auch ihn das Gericht eines aufgeklärten Zeitgeists, dem es schimpflich erschien, daß ein wohlpoliciertes Gemeinwesen, wie nunmehr die Haupt- und Residenzstadt Braunschweig war, sich nicht schämte, in einer so rückständigen Institution mit den Nachbargemeinden Melverode und Oelper, wo derzeit gleichermaßen noch zum Besten ihrer Armen eine concessionierte Bettelei längs der Heerstraßen wegelagerte, auf gleichem Fuße zu stehen. Mit dem 1836 abgelebten Individuum wurde hier die Species Glockenmann zu Grabe getragen.

Eine Fürstliche Hoftracht aus dem Jahre 1577.

War auch Herzog Julius zu Braunschweig und Lüneburg ein sparsamer Herr und genauer Haushalter, der, in seinen eigenen Bedürfnissen bescheiden und anspruchslos, auch an seinem Hofe jeder Verschwendung sich abhold zeigte und von seinen Beamten bei allen Ausgaben und Einnahmen stets strenge Rechenschaft forderte, so verschmähte er es doch nicht, bei allen den Gelegenheiten, wo seine fürstliche Stellung und die Ehre seines Hauses ihm dies zu gebieten schienen, mit fürstlichem Glanze aufzutreten. Solch einen Anlaß zu stattlicher, würdiger Repräsentation gab ihm die Vermählung seiner Tochter Sophie Hedwig, die am 20. October 1577 dem Herzoge Ernst Ludwig von Pommern die Hand reichte. Die Hochzeit wurde in Wolgast gefeiert. Der Herzog beschloß, dem Ansehen seines Hauses entsprechend, mit großem Gefolge dort zu erscheinen und erließ daher an zahlreiche Adelige den Befehl, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Sie wurde am 4. October 1577 angetreten. Man zog über Schöningen, Gardelegen, Stendal, Havelberg, Kyritz, Neu-Brandenburg, Treptow und Anklam. Vom 20.—26. October verweilte man in Wolgast, von wo am 27. über Greifswald u. s. w die Rückreise in die Heimath angetreten wurde, in der man am 8. November wieder eintraf.

Um nun aber den äußeren Eindruck der Erscheinung des Braunschweigischen Hofes in der Fremde noch zu erhöhen, hatte der Herzog für die adeligen Herren, wie für das Gesinde seiner Begleitung nicht nur eine gleichfarbige, sondern auch eine gleichförmige Tracht vorgeschrieben. Es ist bekannt, daß in den Bestimmungen dieser Art die ersten Anfänge des Uniformenwesens zu erblicken sind, daß ihnen somit eine erhöhte Bedeutung zukommt. Auch sonst bietet uns das Schreiben des Herzogs an seine Landsassen manche interessante Züge. Es zeigt uns, wie die Kleidung der adeligen Herren beschaffen gewesen, welche Stickereien sie getragen, wie viel Ellen Zeug darauf gegangen und welche Kosten deren Anschaffung erfordert hat. Denn der sonst so sparsame Fürst zeigt sich hier äußerst freigiebig; er schreibt den Herren nicht nur vor, wie sie sich kleiden sollen, sondern er schickt ihnen zugleich — gewiß eine sehr angenehme Zugabe — das Geld, mit dem sie die Anschaffung des Tuches bestreiten sollten. Ein rittermäßiger Anzug erforderte 39 Ellen Tuch und dieses einen Aufwand von 70 Thalern 4 Gr., für damalige Zeit gewiß eine recht beträchtliche Summe. Er bestand aus Wams und Hosen, einer Leibmütze, unter der wir wohl einen großen Kragen zu verstehen haben, und einem Mantel.

Auffallend und von sonstigem Brauche abweichend ist die Farbe, die hier für die Tracht gewählt wurde. Sie ist für Adel und Gesinde verschieden. Die Knechte und Jungen sind nach dem Befehle des Herzogs in rothgelbe Hosen und Wämser zu kleiden. Roth und gelb sind die gewöhnlichen Braunschweigischen Hausfarben, die auch sonst wiederholt begegnen. So in einem Erlasse des Herzogs Julius an die Stadt Gandersheim vom 31. Mai 1572, in dem er für die Landsknechte, die

diese zu stellen hat, rothgelbe Binden vorschreibt. Auch in der großen Canzleiordnung von 1575 spricht Herzog Julius von „Unsern Farben“, die vor Allen die Diener seiner Beamten tragen sollen, leider ohne sie zu nennen[1]); er konnte sie als bekannt voraussetzen. Wo er aber derartige Farben von bezeichnender Bedeutung erwähnt, wie die der Franzen an den Federspießen, „den landtknechtischen langen spiesz“ und den Hellebarten der Knechte und Jungen seiner Canzleibeamten, da sind sie ohne Ausnahme roth und gelb. Auch für die Hoftracht, die Julius' Sohn, Herzog Heinrich Julius, in einem Befehle d. d. Hessen den 14. Februar 1610 den Braunschweigischen Landsassen bestimmt, sind die Farben rothgold gewählt worden[2]). Wie erklärt sich dem gegenüber jetzt die Farbenzusammenstellung roth-schwarz, die Julius hier vorschreibt und die sonst meines Wissens in unserem Fürstenhause nicht wieder vorkommt? Nur eine Vermuthung kann ich für ihre Deutung anführen.

Das innige Verhältniß, in dem der Herzog Julius zu seiner Gemahlin, der Herzogin Hedwig, stand, hat er auch sonst in symbolischer Weise zum Ausdrucke gebracht. Das Monogramm, das er führte, verband auf das Festeste das J seines Namens mit dem H aus dem seiner Gattin. Es ist kein Zweifel, daß das Monogramm so verstanden werden muß. Das ausdrückliche Zeugniß seines zeitgenössischen Biographen Franz Algermann beweist es; er schreibt[3]): „Was auch S. F Gn. also Neues erfunden, das mußte alles mit IH d. i. Julius Hedewig, in denen Amtsregistern zu ewiger Gedächtniß bezeichnet werden, damit man zu sehen hätte, wie S. F. Gn. das Land verbessert“. Ebenso der Brauch seines Sohnes Heinrich Julius, der in gleicher Weise die Initialen seines und seiner Gemahlin Elisabeth Namen zu einem Monogramme (H. J. E.) zusammenstellte. Hat vielleicht Herzog Julius in ähnlicher Weise aus den Braunschweigischen Farben und denen des Hohenzollernschen Hauses, dem seine Gemahlin entstammte, je eine entnommen, aus dem roth-gelb das roth, aus dem schwarz-weiß das schwarz und so roth-schwarz der Hoftracht seiner Ritter gerade für diese Hochzeit — wohl ein besonders sinniger Anlaß dafür — zu Grunde gelegt? Natürlich ist das nur eine Vermuthung, aber ein Zwischenglied ist vorhanden, das mich auf sie geführt hat. Dieses liefert uns das von Herzog Julius verliehene Wappen der Stadt Wolfenbüttel. Hier stehen neben dem Wappenschilde zwei Engel als Schildhalter, von denen der eine in rothgelbe, der andere in schwarzweiße Gewänder gekleidet ist. Hier scheint es mir zweifellos zu sein, daß wir des Herzogs und seiner Gemahlin Hausfarben vor uns haben. Es ist nur ein Schritt weiter, wenn zwei, d. h. je eine Farbe von jenen beiden Verbindungen in der angegebenen Weise zusammengestellt wurden.

Der Befehl des Herzogs Julius, der in dem mir vorliegenden Originale „dem Ernvesten unserm lieben getrewen Bartolden vom Campe zu Stadtoldendorff“ gilt, lautet nun folgendermaßen:

„Von Gotts gnaden Julius Hertzog zu Braunschweig und Luneburg.

Unser gunst zuvorn. Ernvester lieber getrewer. Nachdem vermittelst gottlicher verleihung wir entschlossen, auf diesen nehestkunfftigen Galli unsere freundtliche liebe tochter frewlein Sophien Heidewig dem hochgebornen Fursten, unserm freundtlichen lieben Oheim, Gevattern und Sohn, Herrn Ernst Ludewigen, Hertzogen zu Stettin, Pommern ꝛc. gein Wolgast nach christlichem, furstlichem loblichen herkommen und gebrauch heimzufuhren, zuvormählen und eheligen beyzulegen, Dartzu wir uns dan gern derselben unserer freundtlichen lieben tochter und unserm gantzen hochloblichem Stammen zu ehren mit aller noturfft versehen und gefast machen wolten, zu welchem behuff wir auch gemeint, das du neben andern unsern furnehmen Landtsassen vom adel, so wir zu solchem rit in Pommern bey uns haben wollen und zugebrauchen entschlossen, in unsere sonderliche farbe gecleidet sein sollest, Nemblich rodt Sammet zu Hosen und Wammes, nenn ellen, jede ellen zu vier gulden muntz, thut an tahlern zwantzig tahler, Schwartz Sammet zum Leibmutzen acht ellen, die ellen gerechnet zu vier gulden muntz, thut an tahlern siebentzehen tahler acht und zwantzig groschen, rott Dammast zum durchziehen viertzehen ellen, die ellen zu drithalben gulden, thut an tahlern neuntzehen tahler sechszehen groschen, Schwartz Englisch tuch zum Mantel vier ellen, jede elle einen tahler, ist vier tahler, Schwartz Sammet zum auffschlage an dem Mantel und zuvorbremen vier ellen, jede ellen zu vier gulden, thut acht tahler zweiunddreißig groschen, Summa zu solcher jetz gemelten kleidung siebentzig tahler vier groschen, welche jetz gemelte siebentzig tahler und vier groschen wir dir hierneben bey gegenwertigem unserm diener ubersenden; Mit gnedigem begeren, du wollest darfur sollich kleidt nach inliegendem muster gestipt und gemacht, gegen obbestimbte zeit der furstlichen heimfart ufs hubscheste und beste gewißlichen verfertigen, auch darneben deine knecht und jungen rodt und gelbe hosen und wammes machen lassen, damitt man also allenthalben in eine farbe gecleidet sein muge, und dich in dem allen, wie obgemelt, unß und unserer geliebten tochter, auch unserm hochloblichen Stammen, sowol dem gantzen furstenthumb deinem vaterlande zu sonderlichen ehren, unbeschwert und geflissen ertzeigen, und daran nichts verhindern lassen. Solches gereicht dir selbst bei menniglichem mit zu hohem rhum und bey uns zu sonderlichen gnaden. Dartzu wir uns auch gentzlich wollen verlassen, in gnaden, damit wir dir gewogen, zuerkennen. Datum Heinrichs Stadt bey unserm hofflager am 29ten Junii Anno 77.

Julius H Z B U L etc.
manu propria“.

Das „inliegende Muster“, das in dem Schreiben erwähnt wird, lag diesem leider nicht mehr bei. Dagegen sind die Muster noch bei dem Concepte des Befehles erhalten, das in den betreffenden Vermählungsacten im Herzoglichen Landes-Hauptarchive verwahrt wird. Die

1) Vgl. Br. Anz. 1748 Sp. 233 f.
2) Vgl. den Aufsatz v. Mülverstedt's in der Zeitschr. d. Harzvereines B. I (1868) S. 360 ff.
3) Vgl. Feier des Gedächtnisses der vormal. Hochschule Julia Carolina (Helmst. 1822) S. 188.

Stickerei, die Wamms, Hosen, Mütze und Mantel ziert, zeigt eine stets wiederkehrende Form. Alles ist, wie hinter den Mustern geschrieben steht, „astweis gestipt“. Lange Stämme, an denen die Zweige abgeschlagen sind und die Aeste in gleicher Entfernung von einander hervorstehen, bilden das durchgehende Grundmotiv der Stickerei. Am Hosenschnitte laufen sie lang herunter, am Wamms sind sie neben- und übereinander gelegt, am Mantel bilden sie die Einfassung.

Eine Abbildung der Muster können wir hier leider nicht geben, aber wir wollen doch wenigstens die Bemerkungen, die sie auf der Rückseite tragen, hierher setzen. Trachtenkundigen Personen geben sie doch vielleicht zu weiterer Bestimmung des Anzuges einigen Anhalt.

Hinter dem Muster des Wamses steht: „Nach diesem soll das wammes von rottem sammitt vnd also astweiß mit rotter seiden gemacht vnd gestipt werden“.

Hinter dem Muster für eine der Klappen der Leibmütze: „Nach diesem sollen die klappen an der schwarzen sammitten mutzen vnd so vmbher brem vnd astweiß mit schwarzer seiden gestipt werden“.

Hinter dem Muster für die Einfassung des Mantels: „Nach diesem soll der Mantel von schwarzem tuch vmbher mit schwarzem sammitt astweiß verbrembt vnd mit schwarzer seiden gestipt werden“. Ferner hinter dem Aufschlag des Mantels: „Nach diesem soll der aufffchlag von schwarzem sammitt an dem mantel vnd astweiß mit schwarzer Seiden gestipt werden“.

Zuletzt steht hinter dem Muster für die Stickerei an der Hose: „Nach diesem sollen die Schnitten von rottem Sammitt an Hosen gemacht vnd mit rotter seiden astweis gestipt vnd mit Dammast durchzogen werden“. P. Z.

Grabstätten der Welfen.

11. Uslar.

In Göttingen, dessen welfische Grabstätten im vorigen Abschnitte behandelt sind [1]), soll nach einer Nachricht in Bünting's Braunschw.-Lüneb. Chronik (1620) S. 489 auch Herzog Otto der Einäugige beerdigt worden sein. Ebenso erzählt Rehtmeier [2]), der Fürst sei nach einigen Gewährsmännern „zu Göttingen gestorben und daselbst in die Kirche vor dem Früh-Messen-Altar zur Ruhe geleget worden“. Er fährt dann fort: „Ihm ist kein Grabstein gesetzet; aber im Papstthum haben am selben Orte zu etlichen gewissen Tagen im Jahr viel Bäume mit Lichtern gestanden, die hat man der Herren Leuchte genannt“. Zum Beweise für jene Behauptung beruft sich Rehtmeier auf Botho's Chronik. Aber zu Unrecht: an der bezeichneten Stelle ist von Otto's Todes- und Begräbnißorte mit keinem Worte die Rede. Neben Göttingen wird nun auch Uslar als Grabstätte des Herzogs genannt, auch von Rehtmeier an der angeführten Stelle. Diese Stadt hat von vornherein die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Denn Uslar war thatsächlich die Residenz des Fürsten. Als er 1437 an seinen Vetter, den Herzog Wilhelm, die Regierung seines Landes abtrat, behielt er zu seinem Unterhalte sich vorzüglich Schloß und Stadt Uslar vor, das er, so viel wir sehen können, unausgesetzt bis zu seinem Tode bewohnte, der 1463 feria sexta post Valentini d. i. am 18. Februar 1463 erfolgte. Wir besitzen aber auch ein sicheres urkundliches Zeugniß, daß er sich dicht vor seinem Tode zu Ende des Jahres 1462 die Pfarrkirche zu Uslar zur Grabstätte selbst auserwählt hat. Es ist enthalten in einer Urkunde des Probstes Heyso Krauwel von St. Martini in Heiligenstadt vom 31. December 1462, in der dieser auf Wunsch des Herzogs Otto im Auftrage des Erzbischofs Adolf v. Mainz das Eingehen eines Altars in der Schloßcapelle zu Uslar und die Uebertragung einer Vicarie von dort nach der Pfarrkirche daselbst bewerkstelligt [3]). Von letzterer wird gesagt, daß Herzog Otto sich in ihr neben seiner verstorbenen Tochter Elisabeth seine Begräbnißstätte ausgewählt habe, idem Dominus Otto in parrochali ecclesia dicti opidi sepulturam suam penes et apud quondam Elizabeth ipsius filiam legitimam et naturalem devotionis causa elegisset. Wir sehen daraus, daß Otto's Tochter Elisabeth, von der Geburts- und Todesjahr nicht bekannt sind, damals dort schon begraben lag. Es ist nicht anzunehmen, daß der Wunsch des Herzogs, an der Seite seiner einzigen Tochter zu ruhen, der durch jene Zuwendung an die Pfarrkirche zu Uslar so kräftig bethätigt wurde, nicht zur Ausführung gelangt sei. Ein äußeres Erinnerungszeichen ist jetzt allerdings so wenig an das Grab des Herzogs Otto wie an das seiner Tochter Elisabeth dort zu finden. Das ist aber nicht zu verwundern bei den vielen Bränden, Kriegsstürmen und Unruhen, von denen die Stadt Uslar in der Folgezeit heimgesucht worden ist.

1) Br. Magazin 1899 S. 196.
2) Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 622.
3) Codex Diplomat. zu Moser's Braunschw.-Lüneb. Staatsrecht S. CVI ff.

12. Burgdorf.

Als der Herzog Friedrich Wilhelm auf seinem ruhmvollen Zuge von Böhmen zur Nordsee am Abend des 2. August 1809 das Städtchen Burgdorf erreichte, traf er nur noch traurige Trümmer der vordem blühenden Ortschaft an. Denn nicht lange vorher, am 25. Juni 1809, hatte ein schrecklicher Brand weitaus den größten Theil der Stadt, 160 Wohnhäuser und 58 Nebengebäude, in Asche gelegt, andere mehr oder weniger beschädigt. Fast alle Amtsgebäude, das erst kürzlich neu erbaute Rathhaus und die Pfarr- und Stadtkirche mit dem größten Theile des 142 Fuß hohen Thurmes waren ein Raub der wüthenden Flammen geworden. In dem Gotteshause aber, das dem heiligen Pankratius geweiht war, war ihnen auch das stattliche Grabdenkmal zum Opfer gefallen, das hier einer Braunschweigischen Fürstentochter, Magdalene, der Tochter Herzog Ernst's des Bekenners, gewidmet war.

Magdalene war am 3. Mai 1540 geboren und vermählte sich am 27. April 1561 mit Graf Arnold III. von Bentheim-Steinfurt. Nach dessen Tode (vor dem 1. October 1566) kehrte sie in die Heimath zurück und ließ sich 1583 in Burgdorf nieder. Eine gottesfürchtige Frau hat sie auf dem neu angelegten Kirchhofe vor dem Hannoverschen Thore eine Capelle erbauen lassen, die wohl nach ihr den Namen Magdalenen-Capelle erhielt und erst im Jahre 1815 abgebrochen wurde. Sie ist am 3. Juni 1586 gestorben und in der Stadtkirche vor dem Altare beigesetzt. Im Jahre 1595 ließen ihr Neffe und ihr Bruder, die Herzöge Ernst und Heinrich, ihr in der Kirche ein ansehnliches Grabmonument errichten[4]).

Von diesem jetzt verschwundenen Denkmale ist uns durch den Sammeleifer Fr. Karl v. Vechelde's eine genaue Schilderung erhalten worden. Er erhielt sie auf sein Ansuchen unterm 27. Februar 1826 von dem Drosten Georg v. Holle in Burgdorf nach der Darstellung in einem Hefte, das sich damals in der dortigen Amtsregistratur befand, jetzt aber weder in Burgdorf noch im Königl. Staatsarchive zu Hannover zu finden ist Um so wichtiger ist für uns die Copie, die dem Schreiben v. Holle's beiliegt. Sie zeigt uns genau den ganzen Aufbau des Denkmals und giebt uns dessen Darstellungen, wenn auch nicht in Zeichnung, so doch mit Worten getreu wieder. Den Mittelpunkt des Ganzen nimmt die Gestalt der Herzogin, einer würdigen Matrone, ein, die mit gefaltenen Händen vor einem Crucifixe niederkniet. Zu ihren Füßen liegt ein Hund, unten am Kreuze Todtenkopf und Knochen. Hinter der Fürstin sieht man einen Engel, darüber die Worte Joh. 1: Siehe, das ist Gottes Lamm. Ueber und unter dieser bildlichen Darstellung befindet sich je ein breites rechteckiges Feld mit Bibelsprüchen, oben: Pet. II Christus hat . . . ., unten: Also hat Gott . . . . leben haben. Auf beiden Seiten werden diese drei Theile von je 6 Feldern eingefaßt, von denen das oberste und das unterste beiderseits je einen Evangelisten, die andern vier je acht Ahnen zeigen. In der vorliegenden Skizze sind hier nur die Namen, leider auch diese nicht vollständig, hineingeschrieben; am Denkmale selbst werden natürlich Wappenschilde gehangen haben. Auf der rechten Seite (d h im heraldischen Sinne, also links vom Beschauer) befindet sich oben der Evangelist (Matthäus) mit dem Engel, unten der Evangelist (Lukas) mit dem Ochsen. Dazwischen stehen die acht Ahnen von Vaterseite, je zwei, Mann und Frau, in einem Felde vereinigt. Das oberste enthält nur den Namen Braunschweig. Dieser weist auf den Aeltervater der Herzogin Magdalene, Herzog Friedrich den Frommen († 1478), hin, dessen Gemahlin, Magdalene von Brandenburg († 1454), hier nicht angedeutet ist. Das zweite Feld ist leer; es muß dem Grafen Johann v. Nassau-Dietz († 1475) und seiner Gemahlin, Marie von Loon-Heinsberg († 1502), gewidmet gewesen sein. Das dritte Feld nennt richtig Sachsen und Oesterreich, nämlich Kurfürst Friedrich II. von Sachsen († 1464) und seine Gattin Margarethe von Oesterreich († 1486), ebenso das vierte Bayern und Braunschweig, Herzog Albrecht III. von Bayern und seine Gemahlin Anna, die Tochter Herzog Erich's I. zu Braunschweig und Lüneburg († 1474).

Auf der linken Seite steht unten der Evangelist (Marcus) mit dem Löwen, oben statt des Johannes mit dem Adler, den wir erwarten, ein „Evangelist mit dem Buche". Von den Ahnenfeldern dazwischen weist das oberste einen offenbaren Irrthum auf. Es mußte, da es sich hier um die Ahnen von Magdalene's Mutter, der Herzogin Sophie, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, handelt, deren Urgroßvater, Herzog Heinrich den Dicken († 1477), und seine Gemahlin, Dorothee von Brandenburg, also Mecklenburg und Brandenburg nennen. Statt dessen ist hier die Rede von „Braunschweig und Lüneburg". Die drei anderen Felder sind dagegen in bester Ordnung: 2. Pommern—Pommern d. i. Herzog Erich II. von Pommern († 1474) und Sophie, die Tochter Bogislaw's IX. von Pommern († 1500), 3. Brandenburg — Baden d. i. Albrecht Achilles, Kurfürst von Brandenburg († 1486), und Margarethe von Baden († 1457) und 4. Sachsen—Oesterreich d. i. Herzog Wilhelm III. von Sachsen († 1482) und seine Gattin Anna, die Tochter Kaiser Albrecht's II. († 1462).

An dieses dreifach getheilte Mittelstück schließt sich unten ein Feld an, das die ganze Breite des Denkmals in Anspruch nimmt und folgende Inschrift enthält:

> Illustrissima princeps Magdalene nata Illustrissimis Parentibus Dn. Ernesto Duce Brunswicensium et Luneb. et Sophia D. Henrici Ducis Megapolensis filia. A. Christi MDXL. III May.
>
> A teneris in verae pietatis et omnium virtutum studiis educata nupsit D. Arnoldo Comiti de Benthen Anno Christi MDLXI. quo pie defuncto Burgtorpium rediit ubi pie reliquum vitae tempus transegit.
>
> Ex hac tandem miseriarum valle die 3. Jun. Anno Christi MDLXXXVI aetatis XLVI. mens. I. Placide in coelestem patriam migravit.
>
> Venit hora in qua omnes qui in monumentis sunt audient vocem ejus . . . judicii. Joh. V.

Das ist zu Deutsch:

> Die durchlauchtigste Fürstin Magdalene geboren von den durchlauchtigsten Eltern, dem Herzoge Ernst zu Braunschweig und Lüneburg und Sophie, der Tochter Herzog Heinrich's von Mecklenburg, im Jahre des Herrn 1540 am 3. Mai.
>
> Von früher Kindheit an in der Uebung wahrer Frömmigkeit und aller Tugenden erzogen, vermählte sie sich mit dem Grafen Arnold von Bentheim im Jahre des Herrn 1561 und kehrte, als dieser in Gott verschieden, nach Burgdorf heim,

---

4) Nach freundlicher Benachrichtigung des Königl. Staatsarchivs zu Hannover. Vergleiche über Burgdorf v. Holle's Beiträge zur Geschichte und Verf. der Stadt und des Amts Burgdorf im Neuen Vaterl. Archiv B. 3 (1823) S. 323—60. — Manecke, Beschreibung der Städte u. s. w. im Fürstenthum Lüneburg II S. 299 ff. — Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen. Bd. IV (Lüneburg) S. 33 f.

wo sie die übrige Zeit ihres Lebens in Gottseligkeit hinbrachte.

Aus diesem Jammerthale wanderte sie endlich am 3. Juni im Jahre des Herrn 1586, 46 Jahr und einen Monat alt, still in die himmlische Heimath.

Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören; . . . des Gerichts. Joh. V (V. 28 u. 29).

Der Fuß des unten in einem Bogen abschließenden Denkmals zeigt auf der rechten Seite das Wappen von Magdalenes Gemahl, das Bentheim'sche, auf der linken Seite ihr Geburtswappen, das Braunschweig-Lüneburgische. Eingeschlossen sind von diesen Wappen zwei Felder, die Bibelsprüche enthalten, rechts: Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, Joh. XIX, links: Leben wir so leben wir dem Herrn. Röm. XIV. Seelig sind die Todten. Apoc. XIIII.

Auf das Mittelstück setzt sich oben ein niedriges, aber breites Feld mit einem Bibelspruche: Ich bin die Auferstehung . . . ob er gleich stirbet. Joh. XI (V. 25). Die Worte weisen auf die Darstellung in dem dreiseitigen Felde darüber, das das ganze Denkmal nach oben abschließt: auf „Christus, wie er aufgefahren ist gen Himmel".

Von diesem Denkmale sagt nun v. Holle in dem angeführten Schreiben, daß es „aus einem einfachen Leichensteine bestanden habe, der unmittelbar vor dem Altar horizontal, aber doch etwas erhöheter wie die übrigen Steine gelegen habe". Hier scheint uns ein kleiner Irrthum obzuwalten. Holle berichtet hier offenbar nicht aus eigener Anschauung. Er wird gehört haben, daß das Grab der Herzogin vor dem Altare lag und mit einem einfachen Leichensteine bedeckt war. Das ist gewiß sehr glaublich. Aber äußerst unwahrscheinlich ist es, daß die Darstellung, die er in einem Hefte seiner Amtsregistratur von dem Grabdenkmale der Fürstin fand, mit jenem Leichensteine identisch ist. Die Form, der Charakter, die Darstellungen des Denkmals sind undenkbar für einen Grabstein aus dem Ende des 16. Jahrhunderts; wohl aber entspricht dies Alles vollständig den Grabmonumenten, wie man sie um diese Zeit an den Wänden der Kirchen anzubringen pflegte. Man wird zwischen einem Grabstein und einem Grabdenkmal zu unterscheiden haben. Dieses war nach der Schilderung des Amtsbuches kein einfaches, sondern ein mit bildlichen Darstellungen, Wappen und Sprüchen reich ausgestattetes Werk; wir wissen, daß es erst neun Jahre nach dem Tode der Herzogin errichtet wurde. Solange wird man ihr Grab nicht unbezeichnet gelassen haben. Es deckte, wie dem Drosten v. Holle richtig erzählt sein wird, ein einfacher Leichenstein, neben dem dann später an der Wand der Kirche ein kostbareres Epitaphium aufgestellt worden ist. Daß in dieser Weise einer Person in derselben Kirche zwei Erinnerungszeichen, ein Grabstein und ein Denkmal oder Denkstein, gewidmet wurden, war keineswegs ungebräuchlich. So ist z. B. ganz ähnlich im Kloster Walkenried neben dem schönen Grabdenkmale Graf Ernst's VII. von Honstein († 1593), das man mit dem der Herzogin Magdalene in der Anlage wohl vergleichen kann, noch jetzt ein Grabstein vorhanden. Und ebenso ist dort neben dem Grabsteine seines Vaters, des Grafen Volkmar Wolfgang († 1580), dem von dessen zweiter Gemahlin, Magdalene geb. Gräfin von Regenstein-Blankenburg († 1607), und dem von Ernsts VII. Tochter Dorothee Elisabeth († 1595) auch noch je ein Denkstein auf uns gekommen [5]).

13. Isenhagen.

Noch schlechter als über die Grabstätte in Burgdorf sind wir über die zweier Braunschweigischer Herzoginnen in zwei alten Klöstern des Fürstenthums Lüneburg unterrichtet, über die Grabstätten in Isenhagen und in Scharnebeck.

Das Kloster Isenhagen hat auf engem Raume zwei Mal die Stätte gewechselt. Ursprünglich an der Ise auf der Stelle des jetzigen Ortes Alt-Isenhagen 1243 von Agnes, der Wittwe des Pfalzgrafen Heinrich, als Mönchskloster gegründet und von Riddagshausen aus besetzt, wurde es um das Jahr 1260, als die Gebäude durch einen Brand zerstört und die dortigen Mönche von Bischof Johann von Hildesheim nach Marienrode verpflanzt waren, in ein Cisterziensernonnenkloster verwandelt. Da die Gegend feucht und unfruchtbar war, wurde das Kloster 1327 weiter westlich nach Hankensbüttel verlegt. Nach kurzer Zeit brach hier abermals eine Feuersbrunst aus, und man baute nun das Kloster 1346 etwas entfernter von der Landstraße, deren Nähe viele Störungen mit sich gebracht hatte, im Südosten von Hankensbüttel wieder auf. Hier hat das Kloster, nach wie vor Isenhagen oder Neu-Isenhagen genannt, bis zur Reformation bestanden, wo es in ein weltliches Fräuleinstift verwandelt wurde.

Von den alten Klostergebäuden sind außer einem massiven Speicher nur die Kirche und ein Theil des Kreuzganges erhalten. Auch im Innern des Gotteshauses sind viele Verluste zu beklagen. Nur zwei alte Grabsteine des 15. Jahrhunderts sind dort noch erhalten [6]). So ist insbesondere auch jede Erinnerung an die Herzogin Elisabeth, die Gemahlin Herzog Otto's des Hinkenden, hier geschwunden, die nach einem unverdächtigen Zeugnisse in Rehtmeier's Chronik S. 1290 hier im Kloster die letzte Ruhe gefunden hat.

Elisabeth ist für die heimische Geschichte keine unwichtige Persönlichkeit. Durch sie kam die Grafschaft Everstein an das Haus Braunschweig. Sie war die Erbtochter Graf Hermann's von Everstein, mit dem wohl im Jahre 1413 das alte mächtige Grafenhaus in Niedersachsen erlosch. Obwohl Elisabeth allem Anscheine nach erst nach dem Jahre 1403 geboren ist, so wurde sie doch schon am 20. Januar 1408 mit Herzog Otto dem Hinkenden, Bernhard's Sohne, verlobt, um die Erbschaft für das Welfische Haus zu sichern. Die Hochzeit wurde nach Botho's Chronik (Leibniz, Scrip-

5) Zeitschrift des Harzvereins 22. Jahrgang (1889) S. 205, 208—10. 23. Jahrgang (1890) S. 497 f.

6) Vgl. Mithoff a. a. O. S. 103 ff. — Halliday, History of the House of Guelph S. 366 f.

tores III, 400) erst im Jahre 1425 gefeiert. Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tode ihres Gemahls, der am 1. Juni 1446 starb und zu Lüneburg beerdigt wurde, lebte Elisabeth als Wittwe in Gifhorn, wo sie im Jahre 1468 gestorben ist. Der Todestag ist nicht bekannt. „Am Tage nach Unser Lieben Frauen" (frühestens 3. Febr.) 1468 ist sie noch am Leben, am 21. Juli desselben Jahres ist sie bereits gestorben [7]). Sie wurde im Kloster Isenhagen beigesetzt, wo jetzt, wie gesagt, jede Spur von ihrer Grabstätte verschwunden ist.

14. Scharnebeck.

Auch die Schwägerin der Herzogin Elisabeth, die Gemahlin Herzog Friedrichs des Frommen, Magdalene Tochter Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg, hat fern von der Familiengruft des Lüneburgischen Hauses ihre Ruhestätte gefunden: im Cisterciensermönchskloster Scharnebeck, dessen eigentliche Gründung 1244 durch Bischof Lüder von Verden geschah. In der Reformationszeit wurde die Stiftung aufgehoben und aus einem Theile der Klostergebäude ein landesherrliches Schloß und Amtshaus gemacht. Auch das Schloß ist jetzt zumeist verschwunden und aus alter Zeit im Wesentlichen nur noch die Klosterkirche, doch auch diese unvollständig und entstellt, auf uns gekommen [8]). Nach der Grabstätte der Herzogin Magdalene suchen wir aber auch hier vergeblich [9]). Doch steht die Thatsache, daß sie hier beigesetzt wurde, außer Zweifel. Sie wird uns bezeugt durch eine Eintragung im Todtenbuche des Klosters St. Michaelis in Lüneburg [10]), wo es zum 27. October heißt:

Anno domini MCCCCLIIII obiit Magdalena de Brandenborch, ducissa, que iacet in Scharnebeck.

d. i.

Im Jahre des Herrn 1454 starb Magdalene von Brandenburg, die Herzogin, welche in Scharnebeck liegt.

Daß die Herzogin hier und nicht zu St Michaelis in Lüneburg, wo so viele Angehörige ihrer Familie ruhten, beigesetzt wurde, hat wohl darin seinen Grund, daß die Stadt Lüneburg gerade damals in Folge des sog. Prälatenkrieges unter päbstlichem Bannfluche stand. Da durfte ein Begräbniß auf geweihtem Boden nicht vorgenommen werden; man brachte die Fürstin daher nach dem nur eine halbe Meile weit entfernten Kloster Scharnebeck. Ihr Herz aber wurde schon am 28. October in der Kapelle Allerheiligen in der Kirche zu Wienhausen besonders niedergelegt, der sie nach dem Necrologium des Klosters eine Casula verehrt hatte [11]).

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist das Grab durch Zufall geöffnet worden. Wir lesen darüber in Merians Braunschweig-Lüneburg. Topographie S. 182, wo auch eine nähere Angabe über die Lage der Gruft gemacht wird:

„Anno 1453 ist allhier [im Kloster Scharnebeck] in der Kirchen ein Fürstliches Begräbnuß, an der seiten deß Chores, nicht weit vom hohen Altar, angeordnet vnd außgemauret, darin beygesetzt worden Magdalena, eine Hertzogin zu Braunschweig vnd Lüneburg, eine geborene Maggräfin [so!] zu Brandenburg, deren Herr Hertzog Otto zu Braunschweig vnd Lüneburg gewesen, vnd ist dasselbige Begräbnuß vor etlichen Jahren vnvermuhtlich geöffnet vnd in demselbigen ein Eichenes Sarg, darin nichts als die Hirnschal, ein Hauptküssen vnd ein Rock, beedes von güldenem Leder, so aber alles vermodert gewesen, gefunden worden".

Das Jahr 1453 ist nach dem Necrologium von St. Michaelis in 1454 zu verbessern. Auch Herzog Otto ist hier irrthümlich genannt, denn es ist durch sichere Zeugnisse außer Zweifel gestellt, daß Magdalene, die Tochter Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg, die am 27. October 1454 verstarb, am 16. September 1430 keinen anderen wie den Herzog Friedrich den Frommen zu Braunschweig und Lüneburg heirathete, der sie dann bis zum 29. März 1478 überlebte. P. Z.

7) Vgl. über Elisabeth besonders v. Spilcker's Geschichte des Grafen von Everstein S. 29.) ff.

8) Vgl. Mithoff a. a. O. S. 237 ff.

9) Halliday, a. a. O. S. 387 ff.

10) Wedekinds Noten zu einigen Geschichtsschreibern des d. Mittelalters III. B. S. 80.

11) Vgl. Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersf. 1855 S 224 und 246.

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Kayser. 4. Jahrgang. Braunschweig, A. Limbach 1899. 343 S. 8⁰. 4 M.

Vorliegendes Heft bringt ausschließlich die Fortsetzung des Abrisses der hannover-braunschweigischen Kirchengeschichte von K. Kayser, die Zeit von 864 bis 1121 umfassend. Nachdem die Stellung der sächsischen Kirche zur Gesammtkirche und zur weltlichen Macht dargelegt ist, wird die äußere Entwickelung der sächsischen Bisthümer der drei in Betracht kommenden Erzdiöcesen Mainz, Köln und Hamburg-Bremen und dann der innere Ausbau dieser Diöcesen, Klerus, Mönchthum, Kirchenstreitigkeiten, kirchliche und sittliche Zustände des Volkes, Mission, kirchliche Litteratur und Kunst behandelt. Anerkennung verdient der Fleiß des Verfassers, der für einen Abriß fast zu viel des Materials bietet, doch wird ein Urtheil auch darüber erst möglich sein, wenn das Werk vollständig vorliegt; im Uebrigen verweisen wir auf die Besprechung in Nr. 20 des Magazins von 1899. Aus dem beigegebenen Geschäftsberichte der Gesellschaft entnehmen wir, daß die Zahl der Mitglieder erfreulicher Weise auf 435 gestiegen ist. Den dabei ausgesprochenen Wunsch an die Geistlichen, dem Herausgeber ein möglichst genaues Verzeichniß ihrer Amtsvorgänger seit der Reformation mit biographischen Notizen, sowie ein Verzeichniß etwa vorhandener Urkunden und älterer Drucke zur Gewinnung eines Ueberblickes zur Verfügung zu stellen, können wir nur unterstützen. Es wird daraus gewiß manche Anregung zu geschichtlichen Forschungen entspringen.

K. S.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 25. Februar **1900.**

Coloniedirector Dr phil. Hermann Blumenau †.

Von H. Grußendorf.

Am 30. October v. J. starb in Braunschweig ein Mann, der sich in den colonialfreundlichen Kreisen Deutschlands einen klangvollen Namen erworben hat, und dessen Andenken stets mit seinem Werke verknüpft bleiben wird. Leider fiel seine Thätigkeit in eine Zeit, wo das politische Leben Deutschlands noch nicht von einer kraftvollen und zielbewußten Centralstelle aus geleitet wurde, und die Erwerbung von Colonien noch zu den kühnsten Träumen deutscher Politiker gehörte. Ist so dem Vaterlande auch die Wirksamkeit des Verstorbenen im Wesentlichen verloren gegangen: zahlreichen Volksgenossen gereichte sie dennoch zum Segen und noch heute verdanken ihr Tausende Heimath und Wohlstand.

Hermann Bruno Otto Blumenau wurde am 26. December 1819 zu Hasselfelde geboren. Hier stand sein Vater, Karl Friedrich Blumenau, als Bergwerks-Oberförster lange Jahre der Köhlerei für die Herzoglichen Eisenhütten am Harze vor; um das Jahr 1840 erhielt er den Titel Forstrath, zum 1. Mai 1842 trat er in den Ruhestand und am 2. April 1850 ist er im 79. Lebensjahre in Hasselfelde gestorben. Der Sohn erhielt den ersten Unterricht auf der Schule der kleinen Harzstadt. Dann wurde er zu seiner weiteren Bildung dem Pastor A. L. Götting in Klein-Winnigstedt in Pension gegeben und seit dem Jahre 1830 besuchte er das Gymnasium Martino-Catharineum in Braunschweig, das er Mitte des Jahres 1836 aus Obersecunda verließ, um sich dem Apothekerberufe zu widmen. Da ihn zumeist chemische Studien interessirten, und der Vater wünschte, daß er hierin seinen Lebensberuf finden möchte, so trat er zunächst als Lehrling in die Tromsdorff'sche chemische Fabrik in Erfurt ein. Daran schloß er dann in der Folge wissenschaftliche Studien auf der Universität zu Erlangen, wo er am 23. März 1846, nachdem er besonders in der Chemie als Hauptsache die Prüfung aufs Beste bestanden hatte, zum Doctor der Philosophie promovirt wurde.

Dennoch befriedigte der vom Vater vorgeschriebene Lebensgang, die stille Arbeit im Laboratorium den lebhaften, jeder Fessel abholden Geist des Jünglings keineswegs. Es sagte ihm mehr zu, sich mit den geistigen Fragen und den freiheitlichen Bewegungen seiner Zeit zu beschäftigen und nach seinen Kräften hier mitzurathen und mitzuhelfen. Zu den Fragen aber, die damals zu den brennenden zählten, gehörte auch die Auswandererfrage. Zahlreiche Deutsche verließen ihr Vaterland, um jenseits des Oceans eine neue Heimath zu suchen, in der sie frei waren von allem behördlichen Zwange und in der sie auf eigenem Boden als unabhängige Menschen schalten und walten konnten. Es herrschte geradezu ein Auswanderungsfieber. Die Fortziehenden gingen nicht nur dem Vaterlande, sondern auch dem Deutschthum verloren und dienten zur Kräftigung fremder Nationen. Den wahren Vaterlands- und Volksfreund mußte ein solcher Verlust mit Schmerz erfüllen. Zu diesen gehörte Dr Hermann Blumenau. Aus dem Dämmerschein seines Laboratoriums trat er hervor und ließ Mörser und Retorten hinter sich, um einzugreifen in den Kampf für die Erhaltung des Deutschthums der Auswanderer. Er focht nicht nur mit der geistigen Waffe für seine Ideen und Anschauungen, sondern griff mit der ihm eigenen zielbewußten Energie praktisch sein Werk an und führte es mit der angeborenen niedersächsischen Zähigkeit durch alle Fährlichkeiten zu einem glücklichen Gelingen.

Als eine dringende Lebensfrage für Deutschland sah er an, daß eine Centralisation der Auswanderung herbeigeführt würde. Eine Frage, die freilich heute noch nicht gelöst ist und in Folge der politischen Constellationen vorläufig so leicht nicht gelöst werden wird. Von hoher Bedeutung auch noch für unsere Tage und den colonialen Kreisen zur Beachtung zu empfehlen sind die Ansichten und Ausführungen, die Blumenau über Auswanderung und Colonisation entwickelt hat. Auf die Frage: „Welchem oder welchen Landstrichen muß man mit aller Kraft streben, die gesammte deutsche Auswanderung zuzuleiten?“ antwortet er: „Für denjenigen, welcher ein gleich warmes Herz für das Wohl seiner auswandernden, so oft leidenden Brüder, wie für das

Vergl. Deutsche Kolonialzeitung Nr. 45 vom 9. November 1899. — Deutsch-Brasilische Nachrichten Nr. 1 vom 1. Januar 1900 (W. Wolkenhauer). — Henry Lange's Südbrasilien. — J. J. v. Tschudi u. A.

seines angestammten Vaterlandes im Busen trägt, giebt es aber nur eine Antwort auf diese Frage und diese ist einfach die: daß die deutsche Auswanderung in denjenigen Landstrichen zu centralisiren ist, welche den einzelnen Auswanderern für ihr gesammtes Wohlergehen dieselben oder größere Vortheile bieten, wie die übrigen, in denen sich ihr Strom zersplittert, und zugleich die Interessen Deutschlands oder der Zurückbleibenden am meisten fördern und sicher stellen. Vernachlässigt man die erste Bedingung, um der letzteren ausschließlich nachzukommen, so ist es ein Verbrechen an der Humanität und den leidenden Brüdern; läßt man letztere ganz außer Acht, so ist es Verrath am angestammten Vaterlande, und hat endlich Deutschland die heilige Verpflichtung, seine Kinder auch in der Ferne zu schützen und für ihr Wohlergehen zu sorgen, so hat es auch wieder das Recht und sogar die Pflicht gegen sich selbst, seine Interessen bestmöglichst dabei zu verfolgen, soweit das Wohlergehen der Auswanderer dadurch nicht gefährdet wird. Beides läßt sich praktisch sehr wohl vereinigen und nur, wenn man die Dinge auf die Spitze zu treiben sich gefällt, geräth man auf das Gebiet der Phantasie und des Ideals. — Was zunächst unter dem *gesammten Wohlergehen der Auswanderer* zu verstehen, und daß darin die Grundlagen desselben, günstiges, gesundes Klima, Fruchtbarkeit und billiger Preis des Bodens, Mannigfaltigkeit der Producte, ausgedehnter Markt und vortheilhafte Lage zum Absatz derselben und reichlich vorhandene Arbeit für die verschiedenen Arbeitsklassen, sowie liberale Institutionen, Religionsfreiheit und milde und zweckmäßige Gesetze, welche eines Jeden Rechte wahren, aber auch die freie Bewegung und Vereinigung zu gemeinnützigen Zwecken nicht hindern, inbegriffen sind, bedarf keiner Erörterung: es gehört aber auch dahin, daß der Auswanderer bei der Ausschiffung im neuen Lande sich sofort unter seinen Landsleuten befinde und, bis er an seinen vorläufigen und endlichen Bestimmungsort gelangt, immer unter ihnen bleibe, um aus Unkenntniß der Landessprache nie hülf- und rathlos dazustehen oder an einige Wenige, die sich in sein Vertrauen einschleichen, sich verrathen und verkauft zu sehen. *Die Interessen Deutschlands*, welche durch die Centralisation der Auswanderung gewahrt und gefördert werden können und sollen, betreffen Handel und Schifffahrt, indem bei der Verschiffung über deutsche Häfen viel Geld in deutschen Händen bleibt und durch gute Rückfrachten fremdes hinzugezogen wird; das Fabrikwesen, indem der Absatz deutscher Fabrikate in der Fremde mehr und mehr ausgebreitet und durch richtige Wahl des zu colonisirenden Landes wohl ein lebhafter Austausch von Producten und Manufacten, nicht aber neue Concurrenz hervorgerufen wird; der Ackerbau endlich in ähnlicher Weise, durch den Austausch ganz verschiedenartiger Producte, und alle greifen eng in einander. Außerdem liegt es aber gewiß nicht im Interesse Deutschlands, daß seine fortziehenden Kinder durch ihre Thätigkeit und ihr Capital die Macht und den Wohlstand von Nationen vermehren helfen, welche seiner eigenen Entwicklung in jeder Weise hemmend entgegentreten, noch auch, daß sie und ihre Nachkommen Gelegenheit nehmen, ihre Sprache und Sitte und damit alle Sympathie und Anhänglichkeit an das alte Vaterland aufzugeben, was wohl zu erreichen steht, ohne sie ihren Pflichten gegen sich selbst und ihre neue, gastliche Heimath zu entfremden und auf die ebenso unausführbare als abgeschmackte und wahrhaft gefahrbringende Idee der schroffen Abschließung und Gründung eines Staates im Staate hinzuweisen".

Diese seine Gedanken, eingegeben von warmer Vaterlands- und Volksliebe, sprach Blumenau im Jahre 1846 in aphoristischen Sätzen aus. Professor Wappäus in Göttingen versah sie mit Erläuterungen und Ergänzungen und ließ sie unter dem Titel „Deutsche Auswanderung und Colonisation" in Leipzig erscheinen. In eben dem Jahre trat Blumenau auf Veranlassung Alexander v. Humboldt's in den Dienst des Hamburger Colonisationsvereins, der ähnliche Ziele verfolgend, die deutsche Auswanderung nach Südbrasilien leiten wollte. Im Auftrage dieser Gesellschaft ging er nach dem großen Kaiserreiche, das er nun zwei Jahre, theils auf eigene, theils auf Kosten der Gesellschaft bereiste, um sich von den dortigen Verhältnissen genau zu unterrichten. Zugleich war er bei den Vorarbeiten zu der Errichtung der brasilischen Colonie Dona Francisca in der Provinz S. Catharina auf den Ländereien des Prinzen Joinville thätig. Die wichtigeren Ergebnisse seines damaligen Aufenthaltes und seine späteren Erfahrungen auf diesem Gebiete liegen in mehreren veröffentlichten Schriftchen, sowie in der Form von Berichten und Eingaben an seine Auftraggeber und die preußische und brasilische Regierung vor. Er fand, daß Brasilien im Allgemeinen und besonders das südliche vielfach falsch beurtheilt und ungerecht verläumdet war, daß es alles Erforderliche und Wünschenswerthe für die Centralisation der deutschen Auswanderung und ebensowohl für eine großartige, wie für eine in kleinem Maßstabe angelegte Colonisation bot. Ueberzeugt, daß nur durch Concentration aller vorhandenen und herbeizuziehenden Kräfte, durch großartige Auffassung und Ausführung eines wohlüberlegten Planes, daß nur durch geregeltes, in Brasilien wie in Deutschland gleich thätiges gemeinsames Wirken wahrhaft großartige Resultate und die größtmögliche Summe von Segnungen für die Auswanderer sowohl, wie für das Mutterland erzielt werden könnten, ging sein ganzes Bemühen dahin, diese Wichtigkeit zunächst denen darzulegen, die er für berufen und verpflichtet hielt, den deutschen Auswanderern und der deutschen Heimath ein neues, für Jahrhunderte unberechenbar ergiebiges Feld zu erschließen, und dann auf die Vereinigung auseinanderlaufender Bestrebungen hinzuarbeiten. Wir sehen ihn in den nächsten Jahren zur Erreichung seines Zieles unermüdlich thätig. Er vermied, um das Zustandekommen eines umfassenden Unternehmens nicht durch Einzelbestrebungen zu stören, alle unzeitigen Veröffentlichungen in Deutschland; er ordnete in selbstloser Weise seine eigenen Pläne, zu deren Verwirklichung sich ihm die günstigsten Aussichten boten —, es wurden ihm mehrere Male die vortheilhaftesten Anerbietungen ent-

gegengebracht —, den Zwecken eines großen deutschen Colonialvereins unter, in der Anschauung, daß dieser Verein das nöthige Capital besitze, und in der Hoffnung, daß seine Mitglieder auch den Willen hätten, den patriotischen Gedanken, den sie erfaßt, nicht nur zur Schau zu tragen, sondern auch thatkräftig durchzuführen. Der Hamburger Verein, den wohl mehr praktische als ideale Zwecke ins Leben gerufen, entsprach diesen Hoffnungen leider nicht. Eines augenblicklichen geringen Gewinnes willen und in Folge von Unthätigkeit und Unentschlossenheit der Führung ging der Verein nicht auf die Vorschläge Blumenau's ein. Dieser wandte sich nun an die preußische Regierung und legte ihr Berechnungen vor, die auf genaueste Daten gestützt waren. Er bewies ihr, daß in den besten und gesundesten Theilen Südbrasiliens theils in der unmittelbaren, theils in der nächsten Nähe trefflicher Häfen mehr denn 100 Quadratmeilen Landes so gut wie umsonst, und 30—50 für eine höchst geringe Summe und außerdem noch manche andere Vortheile zu erlangen und daß die Rückzahlung des aufgewandten Capitals mit angemessenen Zinsen vollkommen gesichert sei; er ließ nicht ab, auf eine Vereinigung der vorhandenen, für Südbrasilien willigen Kräfte hinzuarbeiten, da er es für ehrenvoller und nützlicher hielt, untergeordnetes Glied einer großen mächtigen Kette, als einzelstehendes Haupt zu sein. Aber alle seine Mühen waren vergebens, nur vielfache Opfer und Enttäuschungen der bittersten Art der Lohn, den er empfing. Die Kräfte zersplitterten sich und diejenigen, die berufen und verpflichtet waren, für den Nutzen des großen Ganzen zu wirken, hatten die hervorragende Bedeutung der Blumenau'schen Vorschläge nicht erfaßt und ließen den günstigen Augenblick ungenützt vorübergehen.

Es war das ein herber Schlag. Aber Blumenau war nicht der Mann, der sich muthlos oder grollend zurückgezogen hätte. Jetzt sah er die Bahn zum eigenen Schaffen offen und er betrat sie muthig und voller Hoffnung. Die Zukunft brachte ihm darin keine Enttäuschung. Sie zeigte, daß der Wagemuth, der jedem Colonisator eigen sein muß, bei ihm mit der Befähigung zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse im vollen Gleichmaß stand.

Bei seinem Aufenthalte in Brasilien zum Zwecke der Durchforschung des Landes hatte er am großen Itajahyflusse eine Landstrecke erworben, auf der er ein landwirthschaftliches Etablissement, verbunden mit Sägemühle und Zuckerfabrikation errichtete. Durch weitere Erwerbungen und Schenkungen vergrößerte sich das Gebiet auf über 9 Quadratmeilen. Zur Besiedelung dieses Gebietes lud Blumenau 1850 seine auswanderungslustigen Landsleute ein. Ueber das Land und seine Colonisation gab er folgende Auskunft:

„Der am großen Itajahyflusse mir zugehörige, für die Colonisation bestimmte Landbesitz begreift ein Areal von 155 000 bis 160 000 preuß. Morgen und ist am Südufer in etwa 8 Meilen gerader Entfernung vom Meere, ungefähr eine Meile oberhalb der Ortschaft Belrior gelegen; um von der Küste an denselben zu gelangen, gebraucht man bei gewöhnlichem Wasserstande 1¾ bis 2 Tage auf den üblichen Canoas, hinab aber nur 1 Tag, selbst mit schwerer Ladung. Der Uferstrich, welcher zu diesem Gebiete gehört, beginnt etwa ⅛ Meile (der Mündung des Testoflusses gegenüber) über dem ersten Falle und erstreckt sich bis nahe ¾ Meilen unterhalb desselben; höher hinauf ist das Ufer in wechselnder Breite bis zu höchstens 1 Meile, und in der Länge von etwa 1¾ Meilen von mehreren Brasilianern beansprucht, darüber hinaus aber offenes Regierungsland. Da der Fluß hier nicht mehr schiffbar ist, hat der Besitz des Uferstrichs keine praktische Wichtigkeit mehr, und es steht mir frei, je nach dem Bedürfniß der Colonisation und der Güte und Gestaltung des Landes die Colonieländereien mehr der Länge oder Tiefe nach hinter diesem und meinem eigenen Uferstriche auszuwählen. Die entlegensten Striche der Colonie können daher im allerungünstigsten Falle nicht mehr als sechs brasil. oder fünf deutsche Meilen vom Einschiffungsorte entfernt sein. — Das Gebiet, soweit es hat durchforscht werden können, besteht aus hügeligen Ebenen, welche durch mehrere Bergreihen, zwischen denen wieder breite Thäler, durchschnitten werden, ist sicher vor Ueberschwemmungen, frei von Sümpfen und durchgängig mit stämmigem Walde, in welchem sich viele der besten, kostbarsten Hölzer in großer Menge vorfinden, bedeckt. Der große Bach Garcia, der mit Canoas in Erstreckung mehrerer Meilen zu befahren ist, durchströmt einen sehr beträchtlichen Theil desselben und bietet mit seinen vielen Zuflüssen sehr reichliche Wasserkraft, sowie alle wünschenswerthe Gelegenheit zum Holzflößen; der Bach da Velha, an welchem meine Sägemühle liegt, ist durch Aufstauen des Wassers ebenfalls auf eine oder einige Stunden kahnbar geworden und außerdem finden sich noch mehrere kleinere zu Mühlenanlagen dienliche Gewässer. Der Boden ist zum Theil schwerer gelber Lehm, zum Theil dunkelbrauner, thoniger Sandsteingrund, wie der kräftige Wuchs des Waldes und das angebaute Zuckerrohr beweisen, sehr fruchtbar und zum Anbau aller Landesfrüchte, wie Kartoffeln, Bohnen, Mais, Mandioca, Taback, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, fast aller deutscher Gemüsearten u. s. w., vielleicht mit Ausnahme des Reises, welcher zu sehr ins Stroh wächst, trefflich geeignet. Ueber das Vorhandensein nutzbarer Mineralien, ausgezeichneten Töpfer- und Ziegelthon und verschiedene zum Theil äußerst harte und poröse dunkelbraune, zu Mühl- und Bausteinen geeignete Sandsteine ausgenommen, hat noch nichts Genaueres ermittelt werden können. — Der Uferstrich zwischen dem Bache Garcia und der östlichen Grenze meiner Länderei, etwa 500 bis 600 Klaftern, bleibt mit 1000 Klafter Erstreckung in die Tiefe, immer dem genannten Bache entlang, zur Begründung einer Stadtanlage reservirt; unmittelbar dahinter beginnen die anzulegenden Grundstücke, welche soviel wie möglich und je nachdem es die Oertlichkeit erlaubt, immer so besetzt oder vergeben werden sollen, daß kein unbebautes Land zwischen dem zu bebauenden liegen bleibt. Für die ersten 50 Familien, die sich auf dem Coloniegebiete niederlassen und daselbst Ackerbau betreiben wollen, verpflichte ich mich unbedingt, die Grundstücke unmittelbar an- und nebeneinanderstoßend

auszulegen und ebenso abzugeben, so daß sie sämmtlich dem Einschiffungsplatze möglichst naheliegen und zum größten Theile mit ihrer Vorderseite an den östlichen Rand des Garciabaches stoßen. — Der Besitz der zu vergebenden Ländereien ist unantastbar und garantirt, sobald die Ansiedler die auferlegten Bedingungen erfüllt haben. Bei Uebergabe seines Grundstücks erhält der betreffende künftige Besitzer einen provisorischen, vor Zeugen ausgefertigten und in das Colonieflurbuch einregistrirten Besitztitel. Sind die, hinsichtlich der thatsächlichen Besitznahme und Abgrenzung seines Grundstücks dem Ansiedler auferlegten Bedingungen erfüllt, so wird ihm der vom Provinzpräsidenten ausgefertigte, in das auf der Präsidentur befindliche Flurbuch einzutragende, definitive Besitztitel zugestellt, und er ist dann freier und unabhängiger Besitzer seines Grundstücks, mit demselben aber zugleich den allgemeinen Landesgesetzen und den besonderen Bestimmungen des Coloniestatuts unterworfen, wie er auch in den Genuß der durch beide ihm besonders zugesicherten Vortheile eintritt".

Das von Blumenau ausgearbeitete Coloniestatut, durch das die innere Organisation der Colonie geregelt werden sollte, hatte einen weitgespannten Rahmen und ermöglichte bei Schonung der individuellen Freiheit eine gedeihliche Unterordnung unter das große Ganze. Sich selbst wies er in der Verwaltung der Colonie mehr eine rathende als anordnende Stimme zu. Alle Streitigkeiten der Colonisten sollten durch ein Schiedsgericht entschieden werden, Processe und Klagen durften bei den Behörden nicht anhängig gemacht werden. Die innere Verwaltung wurde in die Hände eines zu wählenden Colonieraths gelegt, dessen Mitgliederzahl sich nach der Zahl der Colonisten richtete. Die kirchlichen und Schulangelegenheiten der protestantischen Colonisten wurden einer Commission unterstellt, die zunächst aus 5 und bei vollständiger Besetzung der Colonie aus 25 Mitgliedern bestehen sollte. Der geringste Beitrag, den jeder selbständige Colonist an die Verwaltungscommission zu zahlen hatte, wurde zunächst auf 2 Milreis festgesetzt. Das Wahlrecht erhielt jeder selbständige Mann, war er verheirathet mit 22 Jahren, wenn nicht, mit 24 Jahren, jedoch mußte er 6 Monate in der Colonie fest ansässig gewesen sein. Wählbar aber war nur ein Colonist, der das 26. Lebensjahr überschritten hatte.

Nicht in leuchtenden Farben und überschwänglichen Schilderungen pries Blumenau seinen deutschen Landsleuten sein Unternehmen an; er machte ihnen keine utopischen Versprechungen, sondern schilderte ihnen in einfachen, schlichten Worten naturgetreu das Land und seine Beschaffenheit; er versprach ihnen kein Schlaraffenleben, sondern wies sie darauf hin, daß Arbeit und Mühe ihrer warteten. „Ob ich das Vertrauen wackerer Auswanderungslustiger für mich und mein Unternehmen zu gewinnen vermag", schreibt er, „kann nur die Zukunft lehren; ob ich es für meine Person verdiene, mögen unparteiische Richter, welche mich oder meine Arbeit näher kennen, entscheiden; ob endlich für mein Unternehmen, und ob dieses nur auf meinen eigenen und nicht auch auf den Nutzen aller Betheiligten hinzielt, wird ruhige Prüfung des vorliegenden Programms ergeben. Mein eigenes Wohlergehen und das gesammte Gedeihen meiner Colonie ist zu innig mit demjenigen eines jeden einzelnen, unmittelbar in oder auch nur in der Nähe derselben Angesiedelten verknüpft, als daß ich nicht Alles, was in meinen Kräften steht, diese zu fördern anwenden sollte, und es gereicht vielleicht denen, welche mir Vertrauen schenken und sich mir anschließen wollen, zu einiger Garantie, zu wissen, daß ich meine Tage nicht in dem Wohlleben und den Genüssen der Städte, sondern unmittelbar in ihrem Kreise verbringe, zum größten Theile ihre Mühen und Beschwerden, sowie ihre Freuden theile, und Ruder und Spaten, Hacke und Axt auch meiner Hand nicht fremd sind, und daß ich mit den Kenntnissen, welche ich mir in Deutschland und Brasilien über das, was ihnen Noth thut, über Landwirthschaft, Technik und Industrie, über Gesetzgebung und Kunde der sonstigen Verhältnisse ihrer neuen Heimath und endlich in Behandlung leichterer Krankheitsfälle erworben, ihnen rathend und helfend zur Seite stehen werde".

„Ein Werk, wie das, welches ich vorhabe, soll es gedeihen und für alle Betheiligten die segensreichen Folgen, welche in seinem Schooße liegen, in ihrer ganzen Ausdehnung entwickeln, kann nicht durch eine Hand ausgeführt werden, es bedarf deren vieler thätiger und mit Bewußtsein handelnder — so ergeht denn meine Bitte und mein Ruf an auswanderungslustige Deutsche, sich mir anzuschließen und das Gebäude ausbauen zu helfen, welches uns Allen ein schirmendes und behagliches Asyl werden kann und soll und zu dem ich den Grundstein bereits gelegt, an jene wackern, thatkräftigen Männer, welche auswandern, nicht um jenseits des Meeres dem Verwirklichen unausführbarer Traum- und Phantasiegebilde nachzurennen oder unthätig entgegen zu harren, sondern um frei von Druck und Beengung sich selbst und den Ihrigen eine sichere und sorgenfreie Zukunft zu schaffen, welche ihre Arme tüchtig rühren, erwerben und arbeiten wollen und doch eingedenk bleiben, daß der gütige Schöpfer dem Menschen die schöne Erde zum Erbtheil verlieh, nicht nur um zu erwerben und zu arbeiten, sondern auch seines Daseins sich zu freuen und auch die Blüthen des Herzens und Geistes zu pflegen, und daß sie selbst die heilige Verpflichtung haben, den Schatz von wahrer Bildung und Gesittung, welcher ihnen von den Vätern überkam, als unveräußerliches Vermächtniß wiederum den Nachkommen zu wahren und zu überliefern".

Gering freilich und mehr als dürftig für die Größe des Werkes waren die Blumenau zur Verfügung stehenden Mittel. Durch die im Lande erworbenen Erfahrungen und durch angestrengte Thätigkeit suchte er diesen Mangel zu ersetzen. Die Landesbehörden kamen ihm freundlich entgegen und gewährten zunächst Ländereien, theilnehmende deutsche Freunde ermuthigten ihn. Er selbst war vom Bestreben erfüllt, den Feinden deutscher Colonisation in Brasilien zu beweisen, daß auch in diesem Lande, trotz geringer Mittel, aber mit redlichem, ausdauerndem Willen ein günstiger Erfolg zu erzielen sei. Am 2. September 1850 begann er mit

17 Personen, die sich entschlossen hatten, ihm die Schwierigkeiten des Anfangs überwinden zu helfen, sein Werk. Doch nicht freudig war dieser Anfang. Harte und wiederholte Unglücksfälle und Verluste verringerten die ohnehin schon so geringen verfügbaren Mittel; der kaum gepflanzte Kern drohte zu verkümmern. Da kam die kaiserlich brasilianische Regierung zu Hülfe und gewährte durch ein Darlehn von 10 000 Milreïs die Mittel, das Begonnene fortzusetzen. In Deutschland aber fand das Unternehmen kaum Beachtung und noch weniger Theilnahme von Seiten der Auswanderer; Brasilien war oder blieb theils ein unbekanntes Land, theils wurde es allgemein in den dunkelsten Farben geschildert. Nur 8 Personen wandten sich im Jahre 1851 der Colonie zu. Größer war der Zuwachs im folgenden Jahre — die Stammliste weist 110 neue Ankömmlinge aus — und die Colonie feierte ihre feste Begründung durch die Besitznahme von 12 Grundstücken durch ebenso viele Familien. So erfreulich dieser Zuwachs war, blieb er doch hinter den gehegten mäßigen Erwartungen weit zurück. Wiederum sehr gering war die Einwanderung des Jahres 1853. Sie betrug nur 28 Personen und nur wenige Grundstücke wurden in Besitz genommen. Was aber an der Erweiterung nach Außen verloren wurde, ersetzte sich theilweise durch inneren Fortschritt und festere Begründung aller Verhältnisse, durch Erwerbung werthvoller Erfahrungen, durch Besserung bestehender Wege, Eröffnung einer besseren Verbindung mit der See, durch Brückenbauten und andere Arbeiten der Art. Viel und freudig wurde im Allgemeinen geschafft und gearbeitet, der dankbare Boden spendete reichlich seine Früchte und trotz großer Theuerung im Lande fehlte es nicht an dem Nöthigen; nicht an Arbeit zu hohem Lohne, sondern an Arbeitern war fortwährend Mangel. Einen erfreulichen Zuwachs brachte das Jahr 1854 durch 146 Einwanderer. Im Ganzen waren bis zum Schlusse des Jahres 309 Einwanderer, 181 männlichen und 128 weiblichen Geschlechts, angelangt. Von ihnen verließen 11 nach kürzerer oder längerer Frist die Colonie und Provinz, 6 die Colonie, um sich anderweitig in der Provinz und 38 bis 40, um sich jener näher oder entfernter am Itajahy niederzulassen, oder daselbst in Lohn zu arbeiten. 246 blieben auf der Colonie. Am Ende des Jahres 1854 zählte dieselbe 40 feste und 6 begonnene Feuerstätten, zwei Zuckermühlen und eine Mandiocamühle. Es bestanden zwei kleine Kaufläden und eine Apotheke. Ein Arzt wohnte ganz nahe der Colonie. Ein deutsch-evangelischer Lehrer war von der Provinzialregierung angestellt mit der Weisung, in deutscher und portugiesischer Sprache zu unterrichten. Sollten seine Schüler nicht sämmtlich dem protestantischen Bekenntniß angehören, so hatte er den religiösen Unterricht auf die Unterweisung in den allen Religionsparteien gemeinsamen allgemeinen Grundwahrheiten und der Moral des Christenthums zu beschränken.

Es waren vier Jahre harter Arbeit, die hinter Blumenau lagen. Mit seltener geistiger und körperlicher Regsamkeit hatte er für die Existenz seines Werkes gekämpft und dieses trotz der vielen Mißgeschicke und unendlichen großen und kleinen Schwierigkeiten eines ersten Anfanges im Urwalde zu einem unzerstörbaren Gedeihen geführt. Handhabte er nicht die Axt auf der Colonie, um seinen Gefährten bei der Urbarmachung des Bodens behülflich zu sein, so saß er in seinem Hause, die Feder in der Hand, um einzutreten gegen Verläumdung und Indolenz und um Propaganda zu machen für seine Schöpfung; oder er war in Rio de Janeiro und unterhandelte mit der Regierung, mit dem Kaiser, um pecuniäre Vortheile für die Colonie zu erlangen. Bei all seinem rastlosen Streben wird er von einer Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit geleitet, wie sie nur bei einem wahrhaft großen und edlen Charakter zu finden ist. Nichts erwirbt er für sich, Alles für die Colonie, die seinen Namen trägt. Ja, sein eigenes, wenn auch bescheidenes Vermögen, opfert er willig. Hart und anstrengend war seine Arbeit und oftmals hat er von dem aus Farinha, dem Mehl der Mandiocawurzel, gebackenen Brote und ranzigem Speck gelebt, aber immer frohen Muth und gute Hoffnung auf das Gelingen seines Werkes sich bewahrt. In Deutschland ließ er seine Broschüren erscheinen, er unterhielt eine lebhafte Correspondenz mit seinen dortigen Agenten und schickte 1854 seinen Neffen, Herrn Reinhold Gärtner aus Blankenburg, nach Deutschland mit dem Auftrage, Auswanderer anzuwerben und mit ihnen im März oder April 1856 nach Blumenau zurückzukehren. Als Geldnoth dem Weitergedeihen der Colonie sich hemmend entgegenstellt, gelingt es ihm, die Regierung von der Lebensfähigkeit des Werkes zu überzeugen, so daß sie sich zu einer kräftigeren Unterstützung bereit erklärt. Sie streckte ihm den Betrag von 85 000 Milreïs vor, die binnen 7 Jahren auszuzahlen waren, gewährte für dieselbe Zeit den Gehalt eines evangelischen Predigers mit 800 Milreïs jährlich; ferner 10 000 Milreïs zum Ankauf von Ländereien am Seehafen des Flusses zur Errichtung einer Landungsbrücke daselbst und einen Zuschuß von 32 000 Milreïs zu den Kosten eines Weges vom Itajahythale direct auf das Hochland, welche vom 4. Jahre an jährlich mit 8000 Milreïs zu zahlen waren. Die Verpflichtungen, denen sich Blumenau zu unterwerfen hatte, waren u. A. folgende: Der Unternehmer hat seine Colonie im Allgemeinen auf den höchstmöglichen Grad des Gedeihens zu bringen und zwar zu diesem Behufe in den ersten fünf Jahren des Vertrages mindestens 1600, in den folgenden fünf Jahren 2400 Auswanderer aus Europa oder den Vereinigten Staaten an den Itajahy einzuführen, sowie die übrigen in seinem eingereichten Entwurf enthaltenen Vorschläge und Maßregeln ins Werk zu setzen. Es gehörte dahin der Bau eines Gotteshauses, der Wohnung des Predigers und eines Schulhauses mit Lehrerwohnung. Die Tilgung der erhaltenen Vorschüsse sollte in der Weise geschehen, daß für Ansiedlung eines jeden Colonisten am Itajahy, für solche von 5 — 10 Jahren je 20, für diejenigen von 10—45 Jahren aber je 30 Milreïs von der Summe in Abrechnung gebracht werden sollten. Wenn in 10 Jahren nicht so viel Einwanderer angelangt sein sollten, um die Schuld zu tilgen, so sollte eine weitere Frist von zwei Jahren ge-

währt werden. Diese Bedingungen wurden seitens der Regierung in der Hauptsache nur als ein Ansporn für Blumenau angesehen. Er ging darauf ein, trotzdem er sich wohl sagte, daß gehässige Andeutungen und Beschuldigungen von Menschenhandel und Seelenverkäuferei gegen ihn nicht ausbleiben würden. Aber er war ruhig in seinem Gewissen; er erfreute sich einer makellosen Vergangenheit, auf die in seiner neunjährigen Thätigkeit als deutsch brasilianischer Colonisator kein Schatten gefallen war.

Das Jahr 1855 brachte der jungen Niederlassung eine große Ueberschwemmung, deren Folgen aber bald überwunden wurden. Wie man in der Colonie arbeitete, zeigt in interessanter Weise der Brief eines Colonisten, des ehemaligen Oeconomie-Verwalters Hering aus Jena, der im Jahre 1854 sich mit Frau und Kindern in Blumenau niederließ und dort 70 Morgen Land erwarb. Er schrieb unterm 12. November 1855 an seinen Vater in Deutschland: „Wir befinden uns ganz wohl und haben uns in die hier übliche Lebensweise mit Leichtigkeit gefunden. Auf unserem zuerst geschlagenen Waldfleck haben wir schon eine kleine Kartoffelernte gemacht; grünes Gemüse aller Art steht in üppiger Kraft da. 12 Orangenbäume, 12 Stück Bananen und eine Masse Mamons versprechen in Jahresfrist ihre Früchte; auch 12 Feigen- und 12 Pfirsichbäume habe ich gepflanzt. Alle diese tragen in zwei bis drei Jahren Früchte. Alles, was ich gesäet habe, steht sehr schön. Es hat mir freilich sehr viel Arbeit gekostet; ich habe Alles allein gemacht; die harten starken Bäume mit den unzähligen Schlinggewächsen wollen manchen Axthieb haben, ehe sie fallen. Dafür habe ich die Freude, daß doch Alles, was ich sehe, mein Werk ist; und wenn mir Gottes Segen nicht fehlt, denke ich mich bald in einer behaglichen Lage zu befinden. — Freilich ist Vieles, was in Deutschland stets zu haben ist, hier gar nicht zu bekommen, aber auch hauptsächlich aus dem Grunde, weil es im Allgemeinen nicht verlangt wird. Weizen- und Roggenmehl ist am Itajahy gar nicht und in den Städten nur für sehr hohen Preis zu bekommen. Unsere Nahrung besteht aus Kartoffeln, Bohnen, Farina, grünen Gemüsen. Fischen und Fleisch — meist Wildpret — und Kaffee. Dabei befindet man sich sehr wohl und zur Arbeit kräftig. Was die übrigen Lebensverhältnisse anbetrifft: Abgaben giebt es nicht, und der Kaiser besoldet sogar die protestantischen Geistlichen und Lehrer. So leben wir nun still in unseren Hütten hin, sind zufrieden mit dem was wir haben, und freuen uns über unser eigenes Werk, das immer größer werden soll. Unsere Kinder spielen und springen um uns herum und befinden sich wohl dabei. Meine Frau besorgt das Haus; ich arbeite außer dem Hause, und wenn der Abend kommt, sind wir müde und schlafen dann ruhig bis zum Morgen. Ich habe Euch manchmal hierher gewünscht, um Theil an unseren Genüssen zu nehmen. Die schönsten Früchte, das davon gekochte Muß, unsere schönen Abende, die herrlichen Bäume, an denen mitunter hundert verschiedene Gewächse, wie z. B. Kaktus u. s. w. blühen, die schöne Aussicht, der majestätische Strom, so breit wie die Elbe bei Magdeburg; das Alles würde Euch gewiß erfreuen“. Ueber sein Besitzthum entwirft der Briefschreiber unterm 18. August 1855 folgende Schilderung: „Mein Besitzthum ist an der schönsten und besten Lage am Itajahy; ich habe bereits etwas mehr als einen Morgen des darauf stehenden Urwalds niedergeschlagen und auch das Gerippe unserer ersten Wohnung aufgestellt“. Am 28. Februar 1857 schreibt er u. A.: „Unsere Pflanzung steht gut. Gegen 30 Stück Kaffeebäume blühen ziemlich voll; sie sind so groß wie ein Johannisbeerbusch; die Pfirsichbäume sind zum Brechen voll. In 14 Tagen werden wir junge Schweine haben. Vor vier Wochen haben wir ein Schwein von ca. 100 Pfd. geschlachtet. Davon haben wir 13 Pfd. verkauft, was uns mehr eintrug, als uns das ganze Paar gekostet hatte. Eine Glucke mit 13 Küchlein läuft vor dem Hause herum. Ihr seht also, daß wir so ziemlich eingerichtet sind“.

Im Jahre 1856 langte Herr Reinhold Gärtner mit Auswanderern auf dem Barkschiffe „Walter“ in der Mündung des Itajahy an; noch vier weitere Schiffe, die von anderen Bevollmächtigten Blumenau's expedirt waren, brachten Auswanderer. Im Ganzen 290 Personen. Dadurch wuchs die Bevölkerung auf 468 Seelen und die Feuerstätten stiegen auf 102. Geburten fanden 19, Heirathen 4, Sterbefälle 10 statt und wurden von letzteren bei Erwachsenen 4 durch Unglücksfälle (Ertrinken, Erschlagen durch umstürzende Bäume ꝛc.), 4 durch Krankheit (Gehirnentzündung, Fieber ꝛc.) veranlaßt, während die letzten beiden neugeborene Kinder betrafen. Die Colonie hatte jetzt einen Geistlichen, Pastor Oswald Hesse aus Wreschen in Posen, der sich später leider als schlechter Mensch und unverbesserlicher Trinker entpuppte. 1857 stieg die Seelenzahl auf 609, die Feuerstätten auf 152. Gasthäuser und Kaufläden gab es 3, Bäckereien gleichfalls drei. Der Viehbestand war folgender: Rindvieh einschl. Zugochsen 125 (gegen 76 im Vorjahre), Pferde und Maulthiere 13 (11) und Schweine 434 (134). Vorhanden waren ferner: 2 Ziegeleien, 1 Essigfabrik, 1 Bierfabrik, 2 Schmiede, 1 Schlosser, 1 Büchsen- und Uhrmacher, 2 Schneider, 3 Schuhmacher, 4 Zimmerleute, 1 Stellmacher, 4 Maurer, 5 Tischler, 1 Drechsler, 1 Cigarrenmacher, 1 Korbmacher, 1 Gelbgießer, 2 Böttcher, 2 Sattler, einige Näherinnen und Wäscherinnen ꝛc. Der bisherige Lehrer, Herr Ostermann, aus der Gegend von Nordhausen gebürtig, war 1856 gestorben, sein Nachfolger war Herr v. Gilsa. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Briefwechsel zwischen Carl Friedrich Gauß und Wolfgang Bolyai. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Franz Schmidt und Paul Stäckel. Leipzig, B. G. Teubner 1899. XIII. und 208 S. gr. 4°. geb. 16 ℳ.

Dasselbe mit ungarischer Einleitung und Noten im Verlage der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Bolyai Farkas és Gauss Frigyes Károly levelezése. Budapest 1899.

Unter den Freunden der Göttinger Studienzeit hat unserem großen Landsmanne K. Fr. Gauß offenbar der Ungar Wolfgang Bolyai am nächsten gestanden. Schon in diesen Jahren während der Ferien beginnt der Briefwechsel zwischen den Beiden, welcher sich dann mit mehr oder weniger großen Zwischenräumen bis dicht vor Gauß' Tode († 23. Februar 1855) fortsetzt; ihn hat der Freund dann noch 1 3/4 Jahr überlebt. Die Zahl der Schreiben, die ziemlich vollständig erhalten zu sein scheinen und jetzt von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen verwahrt werden, — Gauß' Briefe hat Bolyai selbst noch dem Professor Sartorius von Waltershausen in Göttingen zur Verfügung gestellt — beläuft sich auf 42; 18 rühren von Gauß her und 24 von Bolyai. Von ersteren stammen 13 aus Gauß' Braunschweiger Zeit und liefern somit, da sie bislang nur in Bruchstücken bekannt waren, einen willkommenen Nachtrag zu Ludw. Hänselmann's schönem Buche: „Karl Friedrich Gauß, Zwölf Kapitel aus seinem Leben" (Leipzig 1878). Im letzten Briefe der ganzen Reihe, vom 6. Februar 1853, reicht Bolyai mit prophetischem Blicke „in einem freudeleeren Alter von dem Grabes-Rande die Abschiedsrechte dem alten treuen Freunde". Die Briefe behandeln wissenschaftliche Fragen und persönliche Erlebnisse. Interessant ist in der Schilderung der Letzteren die Verschiedenheit der Charaktere: die Leidenschaftlichkeit des Ungarn, der von mancherlei Mißgeschicken in seinem Familienleben zu berichten weiß, und die tiefe gehaltvolle Ruhe des Niedersachsen, der im Gegensatz zu dem unglücklichen Freunde, wenn ihm auch schmerzliche Ereignisse nicht erspart blieben, wahres Glück in seiner Ehe und Familie gefunden. Sehr schön sind Gauß' Worte über seine Braut. Wir können es uns nicht versagen, einige für den großen Gelehrten bezeichnende Stellen hierher zu setzen. Am 9. Januar 1799 schreibt er noch: „Unser Hofrath Eschenburg hat vorgestern seine Frau verloren in einem Alter v. 47 Jahren. Sie war ein herrliches Weib, und ich zweifle, ob in ganz Braunschweig seit langer Zeit jemand in seiner Familie so glücklich gewesen ist als Eschenburg. Es ist gewiß, daß das Glück, was die Liebe feiner gestimmten Seelen geben kann, das höchste ist, was einem Sterblichen zu Theile werden kann: aber wenn ich mich in die Stelle des Mannes setze, der nach einigen zwanzig seligen Jahren nun auf einmal sein Alles verliert, so mögte ich behaupten, er sei der unglücklichste Sterbliche, und es sei besser jenes Glück nie gekannt zu haben. So gehts auf dieser elenden Erde, „auch die reinste Freude findet in dem Schlund der Zeit ihr Grab". Was sind wir ohne die Hoffnung einer bessern Zukunft? Laß uns die Freiheit unsers Herzens behaupten, so lange es gehen will und unser Glück vorzüglich in uns selbst suchen". Doch schon nach wenigen Jahren, am 28. Juni 1804, fährt der kühle Beherrscher der Zahlen, nachdem er über mathematische und astronomische Gegenstände gesprochen hat und auf die Erweiterung seiner Bekannt- und Freundschaften gekommen ist, über die mit seiner demnächstigen Braut folgendermaßen fort: „Die schönste aber ist die eines herrlichen Mädchens, ganz so wie ich mir immer eine Gefährtin meines Lebens gewünscht habe. Ein wunderschönes Madonnengesicht, ein Spiegel des Seelenfriedens und der Gesundheit, zärtliche, etwas schwärmerische Augen, ein tadelloser Wuchs, das ist etwas, ein heller Verstand und eine gebildete Sprache das ist auch etwas, aber nun eine stille, heitre, bescheidne, keusche Engelseele, die keinem Wesen wehe thun kann, die ist das beste. Koketterie und Sucht zu glänzen sind ihr fremd. Aber dann erst werde ich meinen Empfindungen für dies holde Geschöpf den Zügel schießen lassen, wenn ich Hofnung sehe, daß ich sie ganz so glücklich machen kann, als sie es verdient. Ein einseitiges Glück ist gar keines". Geradezu überschwänglich äußert er sich dann nach seiner Verlobung, wo er Jean Paul und Rousseau anführt, S. 80.

Angehängt ist dem Texte der Briefe zunächst ein „Supplementum", das die auf ihre spätere Geschichte bezüglichen Schriftstücke bringt. Dann folgen „Anmerkungen", in denen die Herausgeber, der Pesther Architekt Franz Schmidt und der Kieler Universitäts-Professor Paul Stäckel, zur Erklärung der Schreiben alles Erforderliche in dankenswerther Weise gegeben haben, dabei auch einen kurzen Lebensabriß von Gauß und Bolyai, der am 9. Februar 1775 geboren, 1804 Professor am evang.-reform. Collegium zu Maros-Vásárhely wurde, hier bis zu seiner Pensionirung im October 1851 als Lehrer der Mathematik wirkte und am 20. November 1856 gestorben ist. Den Schluß bilden zwei Namenverzeichnisse, die zweckmäßiger wohl in eins zusammen gezogen wären. Verlesen ist offenbar S. 20 „Hofrath Patterer" für Gatterer, der in der Nacht vom 4.—5. April 1799 gestorben ist.

Ermöglicht ist die Herausgabe des Werkes durch die großmüthige Unterstützung der Kgl. Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der dafür unser lebhafter Dank gebührt. Glänzend ist die Ausstattung in Druck, Papier &c., sowie durch Beigabe einiger Lichtdrucktafeln, die je zwei Briefe von Gauß und Bolyai in der Originalhandschrift wiedergeben. Um so mehr hätte man bei einem so prächtigen Buche die Drahtheftung vermeiden sollen, die leider immer mehr in unseren Büchern um sich greift, obwohl sie für ihre Erhaltung einer der gefährlichsten Feinde ist.

W. Kühne, Ueber Ethik und Naturwissenschaft in der Medicin. Ein Auszug aus der Geschichte der Medicin. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1899. 44. S. 8°. —.60 M.

Einen „Auszug aus der Geschichte der Medicin" nennt Verfasser die kleine Schrift und giebt in den ersten Worten der Einleitung den Grund an, weshalb er sich mit dieser Arbeit an das große Publicum gewandt hat. „Die Medicin hat in letzter Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in einem Grade auf sich gelenkt, daß der von vielen Seiten sich erhebende Wunsch wohl berechtigt ist, etwas Näheres über eine Disciplin zu erfahren, welche zwar in Aller Munde zu sein pflegt, über deren Wesen und Entwicklung sich aber die Wenigsten eine klare Vorstellung zu machen vermögen".

Der Verfasser giebt zunächst eine kurze Uebersicht, wie sich die Heilkunst seit der ältesten Zeit der Priestermedicin durch die verschiedenen Phasen bis zur heutigen, hauptsächlich auf naturwissenschaftlicher Erkenntniß gegründeten „exacten" medicinischen Wissenschaft entwickelt hat. Aber die Naturwissenschaft soll die Ethik nicht verdrängen, sondern sich mit ihr paaren. Gerade unsere bedeutendsten Aerzte haben auf die ärztliche Ethik den größten Werth gelegt; und gerade die neueste Zeit scheint zu bestätigen, daß die einseitige Betonung der naturwissenschaftlichen Ausbildung zu bedenklichen Folgen führt. „So lange die Medicin ausschließlich den naturwissenschaftlichen Fahnen folgte, errang sie zwar in wissenschaftlicher Beziehung Sieg über Sieg, aber andererseits erlitt sie nach der ethischen Seite hin manche empfindliche Niederlage".

Die Ueberproduction an Aerzten, der dadurch herbeigeführte „Geschäftsbetrieb", das Krankencassenwesen haben schon jetzt dem Ansehen des Aerztestandes und damit dem Ansehen der medicinischen Wissenschaft erheblich Abbruch gethan.

Deshalb, soll eine Besserung dieser Zustände erzielt werden, so wird es vor Allem erforderlich sein, für eine harmonische Ausbildung des Geistes und Herzens der angehenden Mediciner Sorge zu tragen: Ethik und Naturwissenschaft!

Die Lectüre der kleinen Schrift wird jedem Gebildeten, Laien und Aerzten, Gewinn bringen.

Ernst Buchholz, Der Conrector von Einem und seine Tochter Charlotte. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Mündener Schulwesens und der Literatur des 18. Jahrhunderts. Zum Jahresberichte des Progymnasiums zu Münden. Münden, Klugkist 1899. 46 S. 8⁰.

Die kleine Schrift giebt uns in gewandter Darstellung eine Schilderung des Mündener Schulwesens im 18. Jahrhundert, insbesondere der Stellung, die in ihm Joh. Konr. v. Einem, der Sproß einer alten Einbecker Patricierfamilie und von 1759—94 Conrector daselbst, einnahm. Wir erhalten über v. E. neue und sichere Lebensdaten (geb. 14. Aug. 1732, † 3. April 1799), Nachrichten über seine dichterische Thätigkeit und seine Beziehungen zu den Hainbunddichtern, die nicht zum Wenigsten des Conrectors liebenswürdige Tochter Charlotte, „das kleine Entzücken", nach Münden lockte. Charakteristisch für die empfindsame Wertherstimmung der Zeit ist der im ausführlichen Auszuge mitgetheilte Brief Miller's an Voß vom 17. Juli 1775 (S. 17 bis 24). In den Anlagen findet sich eine Auswahl von Gedichten v. Einem's und eine Anzahl Briefe A. G. Kästner's an ihn.

Hans Schwab, Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Separatabdruck aus dem Schulprogramme der Staats-Oberrealschule in Troppau, Schuljahr 1898/99. Troppau, Verlag des Verfassers 1899. 30 S. 8⁰.

Bei der Bedeutung, die die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius in der Geschichte des deutschen Dramas besitzen, ist ihre kritische Betrachtung gewiß nur gerechtfertigt, und das um so mehr, weil äußere Zeugnisse über ihre Entstehung, Aufführung u. s. w. so gut wie ganz fehlen, wir daher in dieser Beziehung fast allein auf die Thatsachen und Folgerungen angewiesen sind, die wir durch genaue Untersuchung der Stücke selbst gewinnen können. Zur Lösung dieser Aufgabe ist die fleißige Arbeit H. Schwab's als brauchbarer Beitrag dankbar willkommen zu heißen. Nachdem der Verf. uns kurz über die 11 Stücke des Herzogs im Allgemeinen orientirt, sie gruppirt und den Einfluß der englischen Schauspieler auf ihre Abfassung hervorgehoben hat, geht er eingehender auf das Einzelne ein und behandelt in 8 Kapiteln die Charakterzeichnung, die lustige Person, den sprachlichen Ausdruck. Bühne und Scenenwechsel, das Auf- und Abtreten der Personen, den Monolog, den Dialog und die Personenzahl. Schon aus dieser Uebersicht sieht man, daß der Inhalt der Schrift vielseitiger ist, als ihr Titel andeutet.

Hermann Knaut, Louis Harms. Ein Lebensbild des Begründers der Hermannsburger Mission auf Grund seiner eigenen Schriften und zeitgenössischer Quellen. Mit e. statistischen Anhange. Zum 50jähr. Jubiläum des Hermannsburger Missionswerkes. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1899. 90 S. 8⁰. 1 ℳ 20.

Ein mit Sachkenntniß und Liebe gezeichnetes Bildniß dieses glaubensstarken Mannes, dessen Wesen, Leben und Wirken uns anschaulich vor Augen geführt werden. Licht und Schatten scheinen uns dabei gerecht vertheilt zu sein. Die Vorzüge, die unleugbaren Verdienste L. Harms' hebt der Verf. gebührend hervor, aber er ist nicht von blinder Verehrung für seinen Helden eingenommen, sondern gesteht offen zu, daß er von Uebertreibungen nicht frei gewesen. Treffend charakterisirt er die eigenartige, durchaus volksthümliche Predigtweise Harms', in der seine Hauptbedeutung zu finden ist, und geht zum Schluß auf seine auch eigenartige Missionsthätigkeit ein, bei der er Mission und Colonisation zu verbinden suchte. Auch nach seinem Tode († 14. Nov. 1865) haben hier seine Werke erfreulichen Fortgang gefunden. In einem Anhange giebt der Verf. eine gedrängte Uebersicht über die Entwickelung der Hermannsburger Mission von 1849—99.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 18. Zum 28. August (Goethes Geburtstage). — 19 u. 22. G. Schlott, Der geographische Unterricht in der Taubstummen-Schule. — 20 u. 21. A. Fricke, Der Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Thätigkeit. Oct. 1898—99; Gliederung des Braunschw. Landes-Lehrervereins; O. Jahns, 71. Braunschw. Landes-Lehrerversammlung; 22. Schmökel, Ansprache über 1. Mos. 21, 14—18. — 23. E. Felden, Ansprache über Matthäus 18, 10—14. — 24. Diesterwegs soziale Ansichten.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 9—11. R. Blasius, Ueber den Congreß zur Bekämpfung der Lungentuberculose als Volkskrankheit. — 12. P. Schubert, Bedeutung und Aufgaben des Schularztes.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 11. März **1900.**

Werner Bertram †.

Von Johannes Beste.

Als am 4. December des Vorjahres die Glocken der Katharinenkirche dem verstorbenen Generalsuperintendenten Bertram die letzten Abschiedsgrüße nachsandten, da waren die große Trauerversammlung bei der Todtenfeier im Gotteshause, diese zahlreichen Palmen und Kränze auf seinem Sarge, dieser lange Zug nach dem Friedhofe ein lebendiges Zeugniß von der außerordentlichen Theilnahme in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, sowie von der Liebe und Verehrung, welche der Verklärte in weiten Kreisen gefunden hatte. Gern komme ich daher der Aufforderung nach, einen kurzen Nekrolog als Kranz der Erinnerung auf sein frisches Grab zu legen, und ich bin dabei überzeugt, im Sinne und Geiste zahlreicher Freunde des Verklärten zu handeln, in deren Herzen sein Andenken noch lange in Segen fortleben wird.

Ferdinand Wilhelm Werner Bertram wurde am 26. April 1835 zu Ottenstein geboren. Sein Vater, Johann Andreas Christian Friedrich Bertram, geboren am 15. Juli 1800 zu Seboldshausen bei Gandersheim, wirkte seit 1833 als Pastor zu Ottenstein, Grave, Glesse und Lichtenhagen, wurde 1841 mit den Superintendenturgeschäften der dortigen Inspection beauftragt und 1844 zum Superintendenten ernannt, ging dann im Jahre 1851 als Pastor nach Dettum, trat 1873 in den Ruhestand und starb am 1. September 1877 in Wolfenbüttel Seine Mutter, Ida, geborene Lutterloh, gestorben zu Wolfenbüttel am 21. October 1893, war eine Tochter des Superintendenten Lutterloh in Halle an der Weser, welcher zuerst bei dem Herzoge Ferdinand, dem Helden des siebenjährigen Krieges, das Amt eines Hofpredigers in Vechelde bekleidet hatte und am 9. September 1824 im 66. Lebensjahre zu Halle starb.

Bis zu seiner Confirmation besuchte Bertram die vom Cantor Fricke geleitete Ortsschule zu Ottenstein und erhielt daneben von seinem Vater hauptsächlich in den fremden Sprachen Privatunterricht. Dieser Bildungsgang, den in früheren Zeiten so viele Söhne evangelischer Pfarrhäuser genommen haben und der heute bei den höheren Anforderungen der Gymnasien, insbesondere wegen der größeren Vielseitigkeit des Lehrplanes, nur noch sehr schwer und nicht ohne Nachtheile für das Fortkommen der Söhne sich durchsetzen läßt, hatte doch auch seine Vorzüge. In der abgeschiedenen Stille der Landeinsamkeit blieb dem Knaben genug Zeit übrig, persönliche Neigungen und Anlagen auszubilden, insbesondere im beständigen Verkehr mit der Natur zu bleiben, deren Herrlichkeit für den von Jugend auf in der Stadt Lebenden oft ein verschlossenes Paradies bleibt. Schon der weite, freundliche Pfarrgarten bot einen gesunden, nervenstärkenden Tummelplatz zum fröhlichen Spiel mit der Dorfjugend; und die sorgsam gepflegten Blumenbeete, die zahlreichen Fruchtbäume und Gesträuche gaben den ersten Anstoß zur Pflanzenkenntniß. Von der nächsten Anhöhe aber winkte die Linde von Ottenstein. Hier hatte man einen herrlichen Ausblick über das romantische, bergumkränzte Weserthal mit seinen prächtigen Laubwäldern und steilen Klippen, zu deren Füßen wie ein breites silbernes Band die Weser dahinfloß. Welch' eine Lust, in völliger Waldeinsamkeit unter den hochstämmigen Buchen botanisirend dahinzuwandern, und des würzigen Waldesduftes, der grünen Farren und der blauen Heidelbeeren sich zu freuen! Hier erwachte in Bertram's Herzen die innige Liebe zur Natur, für deren unbeschreiblichen Zauber er zeitlebens ein offenes Auge behielt.

Zu Ostern 1849 wurde er auf das Gymnasium zu Holzminden gesandt, welches damals unter der Leitung des würdigen Professors Koken weit und breit einen ausgezeichneten Ruf genoß. Bertram wurde sofort in die Secunda aufgenommen und war so gut vorbereitet, daß schon Ostern 1850 seine Versetzung in die Prima erfolgte, in welcher er dann noch vier Jahr verweilte. Eine schöne Erinnerung seiner Primanerzeit war die fünfzigjährige Amtsjubelfeier des Directors (21. April 1851). Ostern 1854 bezog er dann zum Studium der Theologie die Universität Göttingen, welche in seinem ersten Studienjahre ihre beiden bedeutendsten Theologen, den Kirchenhistoriker Gieseler († 8. Juli 1854) und den Exegeten Lücke († 14. Februar 1855) verlor. Nun hatten der Orientalist Ewald, der Dogmatiker Dorner und der philosophisch hervorragende Professor der praktischen Theologie, Ehrenfeuchter, die Hauptanziehungskraft. Ich weiß nicht, ob einer dieser Lehrer entscheidenden Einfluß auf Bertram's Ent-

wickelung geübt hat. Gewiß ist nur, daß seine ganze Veranlagung ihn weniger zur wissenschaftlichen Theologie, als zur praktischen Ausübung des geistlichen Amtes hinzog. Die Leutseligkeit, mit der er sich in jeden fremden Zustand zu versetzen wußte, so daß ein Jeder das Herz bei ihm erleichtern konnte, die tragende Geduld mit den Schwachen und Irrenden, insbesondere sein echt evangelisches, glaubensfreudiges und dabei doch mildes und geistesfreies Christenthum machte ihn ganz besonders geeignet zum Seelsorger, zum Mann des Vertrauens für die Mühseligen und Beladenen.

Das ursprüngliche Lebensideal Bertram's war der stille Frieden einer Landpfarre, da der Geistliche während seiner Mußestunden den Verkehr mit der Natur täglich in vollen Zügen genießen kann. Bis zur Erlangung dieses Zieles war indessen noch eine lange Wartezeit durchzumachen, da die Liste der Candidaten damals sehr lang war. Es galt deshalb zunächst, im Lehrfache zu arbeiten. Nachdem Bertram im Sommer 1857 das theologische Tentamen abgelegt, übernahm er Michaelis desselben Jahres eine Hauslehrerstelle bei dem jetzt verstorbenen Oberamtmann Kuntzen auf der Klus bei Gandersheim, die er 2 Jahre lang inne hatte. Dann wurde er Ostern 1860 Lehrer an der Königlich preußischen Ackerbauschule zu Badersleben, wo er 80 bis 90 junge Leute in den verschiedensten Wissensfächern unterrichtete, und bestand von dort aus um Pfingsten 1860 das zweite theologische Examen.

In Badersleben wurde er nunmehr in die Lage versetzt, seine Lust am Reisen und Wandern in den Ferien so recht von Herzen zu befriedigen. Zunächst war der Harz mit seinen immergrünen Tannengruppen das lockende Ziel; aber bald ging's weiter nach Süddeutschland, der Schweiz und dem Rhein, wo überall botanische Forschungen angestellt und seltene Pflanzen gesammelt wurden. Auch wurden an besonders schönen Punkten Aquarellskizzen aufgenommen, die manchem Berufsmaler Ehre gemacht hätten. Nachdem Bertram zu Ostern 1866 zum Waisenhaus- und Seminarinspector in Wolfenbüttel berufen war, verheirathete er sich am 2. October 1866 mit Auguste Sophie Krämer aus Berleburg in Westfalen, Tochter des fürstl. Wittgenstein'schen Domaineninspectors daselbst. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen: Otto Friedrich Emil Daniel, jetzt Pastor zu Duttenstedt, und Ida Helene Auguste Karoline, welche sich im Jahre 1889 mit dem Regierungsrathe Ludwig Baumgarten verheirathete.

Nur kurze Zeit sollte Bertram in Wolfenbüttel wirken. Da noch immer die Anstellung in einer Landgemeinde in weiter Ferne lag, hatte er sich nach längerem Bedenken und eingehender Besprechung mit einigen älteren Freunden zu der durch den Tod des General- und Stadtsuperintendenten Sachtleben (24. November 1866) erledigten Predigerstelle zu St. Katharinen in Braunschweig gemeldet. Bei den zahlreichen Bewerbungen war es bereits ein Erfolg, daß er zur Gastpredigt am Sonntage Rogate 1867 aufgefordert wurde. Die im Druck erschienene Predigt und daneben die frische, liebenswürdige Persönlichkeit Bertram's gefiel so sehr, daß er am 30. Juni 1867 mit Stimmenmehrheit gewählt wurde. Seine Einführung erfolgte dann am 29. September desselben Jahres durch seinen Specialcollegen, den General- und Stadtsuperintendenten Pfeifer. Das Wolfenbüttler Lehrerseminar „sah ihn, der seine Aufgabe klar erfaßt hatte und mit großem Eifer zu lösen suchte, mit Bedauern scheiden".

Somit war ein arbeitsreiches, nervenaufregendes Stadtpredigeramt in einer der größten Gemeinden der Residenz auf seine Schultern gelegt. Wenn damit auch frühere Zukunftsbilder für immer begraben wurden, so wußte doch Bertram auch die angenehmen Seiten seiner neuen Stellung vollauf zu würdigen. Dahin gehörte vor Allem die anregende Verbindung mit weitblickenden, geistig bedeutenden Männern, zunächst den geistlichen Collegen, mit denen er in ungetrübter brüderlicher Gemeinschaft lebte, die ihn wegen seiner Anspruchslosigkeit und Offenheit, insbesondere auch wegen seines quellfrischen Humors, der niemals verletzte, sondern auch über menschliche Schwächen mild hinzulächeln verstand, aufrichtig schätzten; sodann aber erwarb er sich durch seine sichere Naturbetrachtung und den reichen Schatz seiner botanischen Kenntnisse die Hochachtung derjenigen Kreise, welche sich mit der Erforschung der Natur beschäftigten. Bald wurde er ein reges Mitglied des Vereins für Naturwissenschaft, in welchem er im Jahre 1874 das Präsidium und im Jahre 1889 das Amt eines Sectionsvorstandes bekleidete. Hier hielt er auch verschiedene Vorträge, unter welchen derjenige über „den Wald und seine Bedeutung im Haushalte der Natur" noch heute unvergessen ist. Auf diesem Gebiete eröffnete er auch eine allgemein anerkannte litterarische Thätigkeit. Im Jahre 1876 erschien seine Excursionsflora des Herzogthums Braunschweig mit Einschluß des ganzen Harzes, von der im Jahre 1894 die 4. Auflage, bearbeitet von F. Kretzer, veröffentlicht ist. Hier wurde das Vegetationsgebiet unserer engeren Heimath, welches seit der in den Jahren 1827/28 erschienenen, heute gänzlich veralteten zweibändigen „Flora der Umgegend von Braunschweig" von Heinrich Lachmann († 1872 als Sanitätsrath und Dr med. in Braunschweig) nicht dargestellt war, in wissenschaftlich gründlicher und doch volksthümlicher, auch für den Anfänger verständlicher Weise bearbeitet. Ferner veröffentlichte Bertram eine Schulbotanik, Tabellen zum leichten Bestimmen der in Norddeutschland häufig wildwachsenden und angebauten Pflanzen mit besonderer Berücksichtigung der Ziergewächse, nebst Ausführungen über die wichtigeren ausländischen Culturpflanzen. Angefügt sind noch die Grundzüge der allgemeinen Botanik in sehr anschaulicher Form, auch ist das Werk mit 200 Abbildungen versehen. Bertram hatte noch die Freude, im Jahre 1899 die sechste Auflage dieses Werkes selbst besorgen zu können. Es ist auch in ausländischen Zeitungen hervorgehoben, daß der Heimgegangene sich durch diese botanischen Forschungen ein dauerndes Andenken auf naturwissenschaftlichem Gebiete erworben hat.

Auch im Verkehr mit der Gemeinde gewann sich der Verklärte durch seine milde Herzensgüte und innige Theilnahme an Freud' und Leid aller Herzen. Das Wort der Antigone: „Nicht mitzuhassen, — mitzulieben

bin ich da!" verkörperte sich in seinem ganzen Auftreten. Wem hätte nicht bei jeder Begegnung seine herzliche Freundlichkeit und Aufrichtigkeit in der Seele wohlgethan! Jeder Streit und Zwiespalt war ihm auf's Tiefste zuwider; stets suchte er durch Auffinden des Gemeinsamen die Eintracht zu erhalten und Zersplitterung zu verhüten. In der Erkenntniß, daß, wie nicht zwei Blätter, so noch viel weniger zwei Menschengeister einander gleich sein können, war er stets bereit, auch die ihm fremde Eigenart als berechtigt und zur Ergänzung nothwendig anzuerkennen. Dazu war er von Haus aus eine fröhliche, gesellige Natur. Er freute sich über jede ergötzliche Anecdote, über jeden guten Scherz und liebte es, die Gesellschaft durch sprudelnden, nie versiegenden Witz zu erfrischen und zu beleben. Nach dem Apostelwort: „Alles ist Euer!" sah er auch in diesem fröhlichen Humor eine Gabe Gottes zur Erquickung und Verjüngung des schwerbelasteten und müdegehetzten Geschlechtes unserer Zeit. Ueberhaupt faßte er seinen geistlichen Beruf so auf, daß er mehr die Aufgabe habe, durch mildes Anlocken die Pforte des Himmelreiches aufzumachen, als sie durch strenges, gesetzliches Wesen zu verschließen. Dabei wird es aufmerksamen Zuhörern nicht entgangen sein, daß seine Verinnerlichung und Vertiefung in die christlichen Gedanken sowie der Schatz seiner geistlichen Erfahrung von Jahr zu Jahr zunahmen. Zwei Mal im letzten Jahrzehnt habe ich ihn reden hören: bei der Einweihung der Petrikirche am 17. December 1891 und bei der Einführung des Geistlichen des Evangelischen Vereins am 18. October 1893; beide Reden trugen deutlich die Spuren dieser reichen inneren Entwickelung.

Als altem Schulmann war es ihm eine Freude, neben seinem geistlichen Amt auch als Lehrer mit der Jugend verkehren zu können. Noch im Jahre 1867 übernahm er den Religionsunterricht in der II. und III. Classe der Lüttge-Harder'schen höheren Mädchenschule, den er seit 1871 nach Pastor Damköhler's Tode in der ersten Classe ertheilte. Auch gab er in dieser Classe später den ihm sehr sympathischen Unterricht in der Geographie. Bei den herrlichen Reisen, die er zur Erweiterung seiner botanischen Kenntnisse auch jetzt von Zeit zu Zeit unternahm und bis nach Italien ausdehnte, konnte er hier aus eigener Anschauung das Leben und Treiben in fernen Ländern lebendig zur Darstellung bringen. Erst im Jahre 1889 gab er diese Schularbeit auf.

Im Jahre 1882, nach dem Tode des General- und Stadtsuperintendenten Steinmeyer, wurde er in das Curatorium der Gymnasien zu Braunschweig berufen, dem er bis an sein Lebensende angehörte. Nach dem Tode des General- und Stadtsuperintendenten Beste (13. Juni 1889) wurde Bertram zu dessen Nachfolger ernannt und am 24. Januar 1890 auf dem Chore der Brüdernkirche durch den Abt Sallentien eingeführt. Dieses ihm anvertraute hohe Ephoralamt, mit dem der Sitz in den Schulvorständen der sämmtlichen städtischen Schulen verbunden war, hat der Verstorbene mit großer Treue verwaltet und die Menge der damit verbundenen, zum Theil sehr kleinlichen Geschäfte mit Gewissenhaftigkeit erledigt. Wiederholt hat er es auch öffentlich ausgesprochen, daß die Annahme jenes Amtes für ihn nichts Anderes bedeutet habe, als ein schweres Opfer, welches er der Kirche und der Stadt Braunschweig zu Liebe gebracht und daß ihm jeder Ehrgeiz dabei fern gelegen habe. Auch beklagte er wohl den dadurch hervorgerufenen Mangel an Muße zum Betreiben seiner Lieblingsstudien. Noch im Jahre 1890 wurde er durch Landesherrliches Vertrauen in die Herzogliche Ministerialcommission für die Section der geistlichen und Schul-Angelegenheiten und in die Landessynode berufen. Am 8. Mai 1890 wurde ihm das Ritterkreuz II. Classe, am 8. Mai 1892 das Ritterkreuz I. Classe verliehen. Auch trat er bald in den Vorstand des evangelisch-lutherischen Missionsvereines und des Gustav-Adolf-Vereines. Nach dem Tode seines Specialcollegen Skerl (21. Januar 1895) erwählte ihn die wissenschaftlich-theologische Vereinigung zu Braunschweig zu ihrem Vorsitzenden.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich der Verklärte durch sein kräftiges Eintreten für die im Jahre 1894 vollzogene Veränderung des Kirchenwesens der Stadt Braunschweig durch Neuabgrenzung der Parochien, Eintheilung der Gemeinden in Seelsorgebezirke mit durchschnittlich etwa 5000 Seelen für jeden Geistlichen und Schaffung von 6 neuen Predigerstellen, indem die beiden 1838 bezw. 1876 eingezogenen Predigerstellen zu St. Andreas und St. Ulrici wiederum erneuert und die St. Johannis- und St. Pauli-Gemeinde, erstere im Südosten von der St. Magni-, letztere im Nordosten von der St. Catharinengemeinde abgezweigt wurden. Dadurch wurden die Geistlichen der übergroßen Gemeinden zu St. Magni und St. Catharinen, welche durch die zahlreichen Casualien fast erdrückt wurden, wesentlich entlastet. Mit Freuden trug Bertram dabei die pekuniären Verluste, welche den Geistlichen jener großen Gemeinden aus der bedeutenden Verminderung der in der Stadt Braunschweig noch üblichen Honorare für Leichenreden durch diese Reform erwuchsen. In völlig uneigennütziger Weise war er nur darauf bedacht, daß die Seelsorge in den weiten, vor den Thoren der Stadt entstandenen Stadttheilen durch Heranziehung neuer geistlicher Kräfte intensiver ausgeübt werden möge.

Vor einem Jahre begann der Heimgegangene zu kränkeln und im Frühjahr 1899 verschlimmerte sich sein Befinden derart, daß er sich einen einjährigen Urlaub erbitten und das Höhenklima aufsuchen mußte. Er ging nach Davos, zu den geliebten Schweizer Bergen, da er auch früher schon in gesunden Tagen so gerne geweilt und sich an der frischen Bergluft erquickt hatte. Aber vergebens erwartete er dort die gewünschte Wiederherstellung, vielmehr verschlimmerte sich sein Leiden in den letzten Tagen des November in so bedenklicher Weise, daß man ihm schleunige Rückkehr in seine Heimath anrieth.

Todtkrank, fast schon als ein Sterbender, mußte er nun die lange traurige Rückfahrt antreten. Schon in der Nacht nach seiner Heimkehr, in der Morgenfrühe des 1. December, 4½ Uhr, wurde er in die Ewigkeit abgerufen. Seine Treue und Freundlichkeit wird Vielen fehlen; sein reichgesegnetes Wirken, seine warme Fürsorge für die ihm anvertraute Gemeinde unvergeßlich sein. Er ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihm!

Coloniedirector Dr phil. Hermann Blumenau †.

Von H. Grußendorf.

(Schluß.)

So sieht man die Colonie still und friedlich gedeihen, so ohne alles Geräusch heranwachsen, weil ihre Insassen, mit sich selbst beschäftigt, auch in sich selbst befriedigt waren. Sie machte eine seltene Ausnahme von den sonst allgemein üblichen Selbstanpreisungen ähnlicher Gründungen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Alles in ihr ruhig und friedlich seinen Gang ging. Manch harten Strauß hatte der Gründer mit seinen Schützlingen auszufechten. Faullenzer, Säufer und Taugenichtse fanden sich auch auf der Colonie ein, und wenn sie Keiner mehr in Arbeit haben wollte, verlangten sie von Blumenau auf Grund seiner Zusicherungen Beschäftigung. Um sein Wort zu halten, mußte er sich zur Unterstützung solcher Personen verstehen, die ihm den Lohn aus der Tasche und unserm Herrgott die Tage stahlen. Ebenso ging es ihm mit dem Vorschusse an Lebensmitteln; was er freundlich und bereitwilligst gewährte, um den Neulingen unter die Arme zu greifen und schneller den eigenen Herd und Wohlstand gründen zu helfen, diente nicht selten dazu, die Betreffenden in der Faulheit zu unterstützen, wobei auch die schöne Redensart zum Vorschein kam: „wenn ich mich quälen wollte, hätte ich in Deutschland bleiben können". Auch in Deutschland erhoben sich gegen ihn Stimmen, die zumeist auf unbefriedigte Colonisten zurückzuführen sind. Er wurde der Schwindelei, Lüge und Seelenverkäuferei geziehen. Scharf geht er in seinem Jahresberichte von 1857 gegen diese Dunkelmänner vor. „Man hat mir geschrieben", heißt es darin, „ich sei todt gesagt und mancherlei nachtheilige Nachrichten seien über mich und mein Unternehmen verbreitet worden. Diese abgeschmackte Historie hat schon früher mehrmals gespielt, und man hat mich schon öfter bald todt, bald bankerott gesagt, ohne daß ich es der Mühe werth hielt, darauf zu antworten. Neid, Gehässigkeit und Verketzerungssucht treiben leider in Deutschland, wie hier, ihr ekelhaftes Spiel, haben aber nur Gewicht und Einfluß, so lange sie im Dunkeln schleichen, und sich nicht an das Licht wagen. — Was erstes angeht, so zeigt Figura, daß ich noch lebe und meinem Unternehmen fortwährend mit Liebe und derjenigen Thätigkeit und Umsicht vorstehe, welche meine körperlichen und geistigen Kräfte mir eben erlauben. Nachtheilige Gerüchte über mich und mein Unternehmen mögen gern in Deutschland schriftlich wie mündlich verbreitet worden sein und noch werden, und ihre Urheber müssen ohne Zweifel am Besten die Gründe wissen. Geht man mit großen Redensarten aus Deutschland fort, ohne zu etwas Rechtem zu taugen, verwirthschaftet hier auf unverständige Weise und verschleudert sein Geld und kehrt dann ruinirt nach Deutschland zurück, um dort lieber von der Gnade der Verwandten, als in Brasilien von eigener Arbeit zu leben, so lassen derartige Subjecte natürlich ihrer Galle freien Lauf, und es paßt ganz zu dem Charakter eines Lumpen, daß er um so mehr schmäht, je mehr Gefälligkeiten er beansprucht hat und solche ihm erzeigt worden sind. Durch Zeugenaussage bewiesene Thatsache ist, daß man klingendes Geld bezahlt hat, in Deutschland gewisse hiesige Personen und Verhältnisse schlecht zu machen und in einer thüringischen Stadt Kinder, Geschwister eines hiesigen Colonisten, auf der Straße angeredet worden sind, um ihnen zu erzählen, es gehe hier sehr schlecht und seien Viele ausgerissen. Letzteres ist allerdings in sofern begründet, als eine Anzahl Schufte, welchen ich Passagevorschuß und nach der Ankunft volle Freiheit gewährt, am Itajahy sich Arbeit zu suchen, wo sie den höchsten Lohn erhalten würden, und nur verpflichtet hatte, sobald als möglich, spätestens aber in drei Jahren, den Vorschuß abzuzahlen, vorher das Flußgebiet nicht zu verlassen, es bequemer fanden, nie zu bezahlen, obgleich Manche schon in 4 Monaten schuldenfrei sein konnten, sondern mit mehrmals gewechselten Namen in andere Provinzen zu gehen und mich um den Vorschuß zu betrügen. Wer den Schaden hat, braucht natürlich für den Schimpf nicht zu sorgen! Thatsache ist ferner, daß es Faullenzern, welche gut leben, aber nichts thun wollen, hier schlecht geht, und man Schleichern, welche keinen graden Blick vertragen können und ihren Muth nur durch Mißhandlung ihrer Frauen beweisen, ohne Bedauern wieder gehen sieht. Daß brieflich nicht selten unerfreuliche Nachrichten nach Deutschland gelangen, mag ebenso der Fall sein, und muß ich mich darüber um so mehr trösten, als ich die Seufzer und Klagen über die Mühseligkeiten und Entbehrungen des Anfangs, welche ich nie verschwiegen habe, stets aus erster Hand zu genießen bekomme. Ich sehe daher nichts Auffallendes darin, daß sie sich auch in Briefen wiederholen; außerdem hat derjenige, welchem es gefällt und gut ergeht, selten viel Eile mit dem Schreiben, und es ist eine hergebrachte Gewohnheit in der Welt, dem Schlechtesten stets den meisten Glauben beizumessen. Sie scheint einmal betrogen werden zu wollen; sonst ließe sie sich nicht so oft und derb beschwindeln und schenkte nicht Märchen Glauben, welche eines Kindes Verstand als solche erkennen könnte. So hat denn auch das alberne und ehrenrührige Geklatsch hier und da, wie es scheint, Glauben gefunden, die Correspondenz der Ansiedler werde controlirt oder censirt, solche mit guten Nachrichten seien dictirt oder untergeschoben, diejenige mit schlechten dagegen werde nicht befördert, oder unterschlagen. Für erstere gute Meinung mögen sich die etwaigen Briefsteller selbst bedanken; was aber letztere angeht, so kann nur ein Dummkopf, oder wer selbst solcher Infamie fähig wäre, ihr ernstlich Glauben schenken. Dutzende von Briefen mit solcher Vorsicht zu öffnen und wieder zu schließen, daß keine Spuren bleiben, dazu gehören Zeit, Instrumente und ein geheimes schwarzes Cabinet, die einem Privatmanne wohl selten zu Gebote stehen und ganz gewiß nicht so geringfügiger Zwecke halber verschwendet werden. Es ist das erste und letzte Mal, daß ich dieser ebenso schmutzigen, als einfältigen Klatschereien erwähne".

Ich habe den vorstehenden Ausführungen Blumenau's ungeschmälert Platz gegeben, um zu zeigen, gegen welch kleinliche Angriffe er sein Werk vertheidigen mußte. Er befand sich in keiner angenehmen Lage. Auf der einen Seite die niedrigsten Verdächtigungen und Klagen enttäuschter Colonisten, auf der andern die finanziellen Sorgen und die Aussicht, ein armer Mann zu werden. Eine Lage, wohl geeignet einen jeden nicht gefestigten Charakter völlig muthlos zu machen. Aber Blumenau ließ sich nicht um Haaresbreite aus seinem Gleichgewichte rücken; er war voller Vertrauen auf das endliche Gelingen seiner guten Sache. Während er einerseits scharf seine Widersacher zurückwies, war er anderseits thätig, die finanzielle Lage der Colonie zu heben. Es war für ihn eine arbeitsreiche und aufreibende Zeit, die aber schließlich doch von einem befriedigenden Erfolg gekrönt wurde. Von Deutschland hatte er keine Unterstützung zu erwarten. Die Colonien der 80 bis 100 000 Deutschen in Brasilien waren nach Ansicht der maßgebenden Personen „verlorene Posten". Blumenau sah sich daher gezwungen, sich an die brasilische Regierung zu wenden. Die Colonie hatte sich, wie wir gesehen haben, mit jedem Jahre gehoben, namentlich war in den letzten Jahren, nachdem in Deutschland ihr vortrefflicher Zustand trotz der Verläumdungen mehr bekannt geworden war, die Einwanderung eine stärkere geworden. Damit wuchs auch die Inanspruchnahme der öffentlichen Mittel der Colonie. Der Zuschuß der brasilischen Regierung war nicht ausreichend und so machte sich bald trotz aller Sparsamkeit ein Mangel geltend, der für das Gedeihen der Colonie mit den Jahren verhängnißvoll werden konnte. Um diesem Verhängnisse aus dem Wege zu gehen und die Colonie aus ihrer finanziell bedrängten Lage zu befreien, leitete Blumenau Unterhandlungen mit der brasilischen Regierung zur Uebernahme der Colonie in den Staatsbesitz ein. Im Verlaufe dieser Verhandlungen lernen wir B. wieder als den selbstlosen Mann kennen, der mehr für das Wohl seiner Schöpfung, als für sein eigenes besorgt ist. Vor Allem ist seine Sorge, daß der Colonie ihre Eigenarten bleiben, daß sie ihre bisherige Verwaltung, ihre Sprache, ihre Schulen und ihre freie Religionsübung behält. Der Kaiser Dom Pedro, der sich lebhaft für die Colonien in seinem Reiche interessirte, ging auf Blumenau's Anträge ein und entsandte den ehemaligen Minister Luiz Pedreira de Coutto Ferraz nach Blumenau zur Berichterstattung. Der Bericht fiel dermaßen günstig aus, daß bereits 1859 die angestrebte Vereinbarung zu Stande kam. Mit dem folgenden Jahre ging die Colonie in den Besitz und die Verwaltung des Kaiserreichs Brasilien über. Dr Hermann Blumenau wurde mit der Leitung derselben beauftragt und erhielt außer dem Titel „Coloniedirector" und einer entsprechenden Besoldung eine Zuweisung von Landbesitz, der ihn für sein der Colonie geopfertes Vermögen entschädigen sollte. Es war das aber für die gewaltige Arbeit und die drückenden Sorgen, die seine Thätigkeit begleiteten, nur eine geringe Entschädigung; dem anspruchslosen Manne genügte sie, da er die Sicherheit seiner Schöpfung und der Existenz zahlreicher Landsleute, sowie deren Erhaltung für das Deutschthum sah.

Nach dem Uebergange der Colonie in den Staatsbesitz fließen die Geldquellen reichlicher und die ganze Lage wird eine bedeutend bessere. Die zurückgestellten öffentlichen Arbeiten werden in Angriff genommen und am Stadtplatze entstehen die Schul- und Kirchenbauten. Der mir vorliegenden Abrechnung der Jahre 1860 bis 1870 zufolge zahlte die Regierung aus der Staatskasse 666 437 Milreïs 758 Reïs. Die Ausgaben betrugen in diesem Zeitraume 687 617 Milreïs 159 Reïs. Darunter befinden sich für Landvermessungen 56 027 Milreïs 940 Reïs, für Wege, Straßen, Brücken und sonstige Verkehrsmittel 376 476 Milreïs 949 Reïs, für öffentliche Bauten 25 390 Milreïs 715 Reïs. Im Laufe der folgenden sechs Jahre stellte sich der Zuschuß der Regierung 1871 auf 67 560 Milreïs, 1872 auf 98 000 Milreis, 1873 auf 122 232 Milreïs 910 Reïs, 1874 auf 183 630 Milreïs 210 Reïs, 1875 auf 172 220 Milreïs und 1876 auf 389 484 Milreïs 015 Reïs. Die Unkosten für Einwanderung und Ansiedlung beliefen sich von Anfang 1860 bis Ende 1874 auf 167 153 Milreïs 350 Reïs für 5565 eingewanderte Personen, somit auf 30 Milreïs 035 Reïs für jede; in den beiden Jahren 1875—76 betrugen die Ausgaben für 2207 Einwanderer 174 941 Milreïs 150 Reïs, also 79 Milreïs 267 Reïs für jede Person. Bis Ende 1874 war die Einwanderung eine fast ausschließlich deutsche; in den Jahren 1875/76 wanderten ein: 576 Deutsche und Deutsch-Oesterreicher, 1320 italienisch sprechende Oesterreicher, 294 Italiener und 17 Personen verschiedener Nationalitäten und verließen die Colonie 12 Deutsche, 66 italienisch sprechende Oesterreicher, 67 Italiener und 8 verschiedenen Nationalitäten Angehörende. Am Schlusse des Jahres 1876 waren vorhanden: Fahrbare Straßen 236 695 laufende Meter, Wege für Reit- und Lastthiere 323 348 laufende Meter, Wege vom Stadtplatz bis zur Mündung des kleinen Itajahy 51 000 laufende Meter, Weg nach Curitibanos, durch die Direction gemacht, 107 840 laufende Meter, solide Brücken von Stein oder gezimmert von dauerhaften Hölzern 540, große Steincanäle mit Erdüberschüttung und fahrbarer Straßenbahn 134 u. s. w. Die Bevölkerung war auf 10 701 Personen gewachsen, von denen 8228 Deutsche, 1453 Italiener und 1020 Brasilianer waren. Dem religiösen Bekenntnisse nach schieden sie sich in 7178 Evangelische und 3523 Katholiken. 1878 war die Bevölkerung bereits auf 12 291 Personen gewachsen; davon waren Deutsche 9012, Engländer 5 und Franzosen 6. Der katholischen Confession gehörten 4434 und der evangelischen 7855 an. Wohnhäuser in Fachwerk und Stein zählte man 1204, provisorische von Palmitten mit Blätterdach 1010. Am Stadtplatze erhoben sich 1 evangelische und 1 katholische Kirche, zwei Schulhäuser für öffentlichen Unterricht, ein Directionshaus, ein Hospital, ein Irrenhaus, ein Gefängniß, ein Gebäude zur Aufnahme von Einwanderern, ein Magazin für Baumaterialien. In den verschiedenen Theilen der Colonie befanden sich

19 Privatschulen mit 342 Knaben und 253 Mädchen. Bepflanzt und in Cultur waren 3500 Hectar, in Pflugcultur 370 Hectar, in Viehweiden 3550 Hectar, mit Gestrüpp u. s. w. bestanden 1850 Hectar. Die Production in Mais betrug 63 044 Hectoliter, Bohnen 1533 Hectoliter, Reis 4523 Hectoliter und Knollenfrüchten 88 204 Hectoliter. An Baumwolle wurden 2000 Kilogramm, an Kaffee 1500 Hectoliter, an Zucker 202 500 Kilogramm, an Taback 14 000 Kilogramm, an Butter 47 000 Kilogramm, an Käse 82 000 Kilogramm und an Honig 6000 Kilogramm gewonnen. Der Viehbestand war gewachsen auf 1542 Pferde, 244 Maulthiere, 6250 Rindvieh, 80 Schafe, 120 Ziegen, 16 600 Schweine und 70 000 Geflügel. Industrie, Kunst ꝛc. wurden vertreten durch Arzt, Geburtshelfer, Hebamme, Apotheke, Anstalt für Lithographie und Photographie, Kupferschmied, Klempner, Metallgießer und andere Handwerker. Vorhanden waren 10 Ziegeleien, 2 Töpfereien, 115 Zuckermühlen, 30 Sägemühlen, 19 Mahlmühlen, 4 Reisschälmühlen, 28 Gastwirthschaften, Schenken und kleine Kramläden. Die Ausfuhr der Colonialproducte hatte bereits einen Werth von über 400 000 ℳ erreicht. Sechs Jahre später (1882) ist die Bevölkerungszahl bereits auf 15 710 Seelen, darunter 11—12 000 Deutsche, gestiegen. Die jährliche Ausfuhr belief sich auf ca. 1 Million Mark. Zuckermühlen gab es 149, Mandiokamühlen 138, Ziegeleien 10, Brauereien 6, Sägemühlen 28, Mahlmühlen 22, Reisstampfen 4 u. s. w. Auch erschienen zwei Zeitungen in deutscher Sprache, „Die Blumenauer Zeitung“ und der „Immigrant“, die oft in einer unerlaubten Weise gegen einander polemisirten und einen keineswegs erquicklichen Beweis von der den Deutschen überall nachgesagten Uneinigkeit lieferten. — Welch eine Fülle von Arbeit und welch stolzer Erfolg liegt in dem kurzen Zeitraume eines Menschenalters! Aus der Stille des Urwaldes, in dem 1850 zum ersten Male der Schlag der Axt der Colonisten erschallte, ist ein blühendes Gemeinwesen, eine reiche Stätte menschlicher Cultur hervorgewachsen.

Wenden wir uns nach diesen kurzen Abschweifungen wieder der Person des Colonisators zu. Dr Blumenau leitete als Director der Colonie diese in den von ihm eingeschlagenen Bahnen weiter; vor Allem war er auf die Heranziehung von Ansiedlern, den Ausbau des Straßennetzes, die Errichtung öffentlicher Gebäude und die Ausgestaltung der inneren Organisation bedacht. Im Jahre 1867 wurde ihm die große Freude zu Theil, daß die Jury der Pariser Weltausstellung der Colonie Blumenau einen der ausgesetzten 12 Hauptpreise zuerkannte. Die Aufgabe der Jury war, diejenigen Anlagen oder Unternehmungen durch öffentliche Anerkennung und einen öffentlich ertheilten Preis zu belohnen, die nicht nur bezweckten, die Lage und das Loos der vom Glück wenig begünstigten Volksklassen dauernd zu heben und zu verbessern, sondern denen es wirklich gelungen war, bei redlichem Streben geeignete Wege, feste Grundlagen für diesen großen humanen Zweck zu finden. Der Preis sollte solchen Instituten werden, die in Wirklichkeit das Glück derer begründeten, die mehr oder weniger der Verkümmerung verfallen, voll muthigen Vertrauens auf die innewohnende Kraft mit den unglücklichen Verhältnissen des heimathlichen Bodens und der gegenwärtigen Verhältnisse brachen, jenseits des Meeres den neuen Herd zukünftiger Hoffnung aufbauten und in neuer, ungewohnter Umgebung den Kampf um das Leben von Neuem begannen. Der Colonie Blumenau wurde ein solcher Preis „als einer auf freiwilliger Einwanderung, auf Ackerbau und Gewerbefleiß, auf fortschreitender und dauernder Entwickelung beruhenden, durch die Sittlichkeit ihrer Bewohnerschaft und andere gute Eigenschaften sich auszeichnenden Gemeinschaft und Vereinigung“ zu Theil.

Das war eine ehrende und bedeutsame Anerkennung, die den oftmals verkannten und verläumdeten Mann mit großer Genugthuung erfüllte. Der Preis, eine große goldene Medaille im Werthe von 10 000 Fr., wird im brasilischen National-Museum aufbewahrt.

Das Jahr 1867 war auch in anderer Beziehung von weitgehender Bedeutung für Blumenau. In Deutschland hatte wiederum eine Agitation gegen die Auswanderung nach Brasilien eingesetzt und einzelne deutsche Regierungen zu Ausnahmemaßregeln und besonderen Verordnungen veranlaßt. Namentlich war es der Consul Sturz in Berlin, der heftig gegen die Auswanderung nach Brasilien loszog und für die Besiedelung der britischen Colonien außerhalb des Aequators Propaganda machte. Dazu kam, daß sich in Deutschland die politische Lage verschoben hatte. Bismarck als Canzler des Norddeutschen Bundes war Herr in Deutschland geworden. Ein einheitlicher, willensstarker Geist regierte die früher widerspenstigen und gegensätzlichen Theile des Deutschen Reichs. Das erfüllte Blumenau mit neuem Hoffen. Der Traum seiner Jugend, ein einiges, mächtiges Reich, schien sich zu verwirklichen. Es zog ihn hinüber zum alten Vaterlande, bei dessen Leitern er jetzt auch mehr Verständniß für die Auswanderungs- und Colonisationsfrage zu finden hoffte. Im November 1867 erläßt er von Hamburg aus eine längere, die südbrasilianischen Verhältnisse klar legende Eingabe an alle deutsche Staaten, die sich gegen die Einwanderung nach Brasilien erklärt hatten. Er weist darin auf den blühenden Zustand seiner Colonie hin und beruft sich auf das Zeugniß des preußischen Gesandtschaftssecretärs von Bunsen, der die Colonie kurz zuvor besucht hatte, und auf das Urtheil der Preisjury der Pariser Weltausstellung. Daneben ist er eifrig thätig, die Auswanderer auf Südbrasilien aufmerksam zu machen und die Angriffe Sturz' gebührend zurückzuweisen. Unter seinem persönlichen Einflusse entscheiden sich in der Zeit von October 1867 bis Juni 1869 983 Personen für die Colonie Blumenau. Er selbst leitete ihre Abreise vom Hamburger Hafen aus. Aber noch ein anderes für ihn wichtiges Ereigniß fällt in das Jahr 1867. Er verheirathete sich am 21. März zu Hamburg mit Bertha Repsold, einer Tochter Georg Repsold's, des Inhabers der rühmlichst bekannten Anstalt für Anfertigung astronomischer Instrumente. Er blieb nun die nächsten Jahre in Hamburg und kehrte erst 1869 mit seiner Familie nach Brasilien zurück. Das völlige

Verständniß für die von ihm verfolgten Zwecke hatte er in den leitenden Kreisen des Vaterlandes nicht gefunden. Es war hier noch nicht die Zeit für derartige Fragen gekommen. In der Colonie begann das alte Leben, zu dem freilich für ihn ein neues Element hinzugekommen war: das Familienleben. Ihm ist daraus viel Glück entsprossen; die Liebe von Frau, Sohn und Tochter hat ihm über manches Herbe und Bittere hinweggeholfen. Im Jahre 1880 erfolgte die „Emancipation" der Colonie. Mit dem Worte Emancipation versteht man in Brasilien die Einverleibung der Colonie in den allgemeinen Verwaltungsmechanismus, ein Act, der die Aufhebung der Direction und der Staatszuschüsse zur Folge hat. Damit löste sich das Verhältniß Blumenau's zur brasilischen Regierung. Er hat stets mit froher Dankbarkeit die freundliche Gesinnung anerkannt, die ihm 30 Jahre hindurch ihr Entgegenkommen bewiesen hat und die nur einmal, in Folge von Verdächtigungen und Intriguen, auf kurze Zeit getrübt wurde. Namentlich war es der Kaiser Dom Pedro, der ihn nicht nur durch Verleihung des Christusordens und eigenhändige Ueberreichung des Rosenordens geehrt, sondern ihm auch stets wahre Freundschaft und aufrichtige Hochachtung gezeigt und bethätigt hat.

Vier Jahre blieb Blumenau noch in der Colonie, dann siedelte er im Interesse seiner Familie, die schon zwei Jahre früher die Reise angetreten hatte, nach Deutschland über und nahm hier in seiner alten Heimath, in der Stadt Braunschweig, seinen Wohnsitz. Hier lebte er still und zurückgezogen. In das öffentliche Leben ist er nicht wieder getreten, hat dieses jedoch mit Interesse und Aufmerksamkeit verfolgt. Er gehörte verschiedenen öffentlichen Vereinigungen an, von denen ich namentlich den Alldeutschen Verband erwähnen will. Große Sympathie hegte er naturgemäß für die Entwicklung der deutschen Colonien; aber die Art und Weise, wie deren Anlage vielfach betrieben wird, sagte ihm als altem Praktiker nicht zu. Er griff jedoch nicht mehr mit seiner früher so raschen Feder ein, denn mit dem zunehmenden Alter hatten sich die Gebrechlichkeiten des Körpers eingestellt, wozu namentlich eine starke Schwerhörigkeit zählte.

Noch einmal sollte jedoch in die ihn wohlthuend umgebende Stille ein Angriff brechen, ähnlich wie er sie vielfach in seinen Schaffensjahren über sich hatte ergehen lassen müssen. Ich meine den Streit, den er mit dem Pastor a. D. Stutzer hatte, der von ihm hier Land in der Colonie kaufte, das ihm drüben bei der Augenscheinnahme nicht gefiel. Die Gerichte haben darüber ihr Urtheil gesprochen und Blumenau völlig gerechtfertigt, so daß sein lebhafter Wunsch: „nur mit Ehren ins Grab zu gehen", erfüllt wurde.

Mit Dr Hermann Blumenau ist ein Pionier deutscher Cultur in Südamerika zu Grabe getragen, der mit Axt und Schaufel den Urwald lichtete und für Tausende seiner Landsleute ein blühendes Heim schuf, in dem sie ihre Sitten, ihre Religion und vor Allem ihre liebe deutsche Sprache beibehalten konnten, in der sie nicht untergingen in der fremden, herrschenden Rasse. Er war ein stiller, aber unermüdlicher Arbeiter, dessen Verdienste hoch über die mancher unserer heutigen Colonisatoren stehen. Ihm ist keine Flagge halbmast gehißt, ihm legte das Vaterland keinen Lorbeerkranz auf den Sarg, aber seine Arbeit lebt in seinem Werke fort, das seinen Namen bis in ferne Zeiten bewahren wird.

Brüni contra Damm.

Die Art der Bezahlung, welche sich nach orientalischen Berichten der Erfinder des Schachspiels ausbedang, ist bekannt. Weniger bekannt, aber erwähnenswerth dürfte es sein, daß dieselbe Rechenaufgabe in wenig veränderter Form zu einem hartnäckigen Processe geführt hat, und zwar hier in der Stadt Braunschweig.

Im „Verzeichnus dero Sachen, in welchen an die Hertzogen zu Braunschweig vnd Lüneburg ꝛc. Wolffenbüttelschen Theils, von des Rahts der Stadt Braunschweig gesprochenen Vrtheilen appellirt worden" (in den s. g. „Braunschw. Histor. Händeln" Bd. I p. 353) findet sich folgende Angabe:

„In Causa Brüni cont. Dam, ist vom Raht zu Braunschweig 12. Martii Anno 1559 eine Definitiua zwischen Johan Brüni vnd Frantzen vom Dam gesprochen, belangend ein Pferd, so mit Gersten, für den ersten Huffnagel ein Gerstenkorn, für den andern zwey, für den dritten vier, für den vierdten acht ꝛc., vnd also fort, biß auff zwey vnnd dreissig gerechnet, bezahlet werden sollen, vnnd beklagter Dam absoluiret, dessen sich Kleger beschwehret, darauff Apostel von gemeltem Raht gebeten, die ihme dann an Hertzogen Heinrich den Jüngern zu Braunschweig vnd Lüneburgk ꝛc. Als an den Landesfürsten vnnd ordentlichen Oberrichter sub Sigillo ciuitatis mitgetheilet, die Appellatio angenommen, Compulsoriales et citatio erkandt, et acta priora à senatu edirt".

Der Preis des Pferdes, welchen Brüni seinem Freunde Franz von Damm abverlangte, beträgt nicht weniger als 4 194 967 495 Gerstenkörner, oder, das Kilogramm zu rund 25 000 Körnern gerechnet, 3 360 Centner. Daß Franz von Damm diese nicht zahlen konnte, ist begreiflich, ebenso, daß der Rath die Klage Brüni's abwies, seltsam aber, daß Letzterer sogar noch an das Hofgericht appellirte. Die Entscheidung des Herzogs ist nicht vorhanden, wird aber schwerlich anders ausgefallen sein wie die des Rathes. H.

Bücherschau.

Heinr. Lenz, Die Sammlungen der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. Begründung und Entwicklung derselben im ersten Jahrhundert ihres Bestehens 1800—1900. (Lübeck, 1900). 76 S. 8°.

Es ist ein sehr erfreulicher Anblick, aus dem Büchlein zu ersehen, wie die Sammlungen der Gesellschaft z. Bef. gem. Thät. während eines Jahrhunderts durch die eifrige opferwillige Wirksamkeit von Lübecks Bürgern daheim und in der Fremde zusammen gebracht und seit 1893 mit anderen Sammlungen in einem stattlichen neuen Museumsgebäude vereinigt worden sind, in dem neben dem reichen Naturhistorischen Museum, das in eine

zoologische, botanische und mineralogisch-paläontologische Abtheilung zerfällt, das Museum Lübeckischer Kunst und Culturgeschichte, das Gewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde, das Handels-Museum und die Sammlungen von Gipsabgüssen, von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen untergebracht wurden. Was da geschah und wie es geschah, ist gewiß lehrreich zu verfolgen und könnte manch anderem Gemeinwesen zum Vorbilde dienen. Von ganz besonderem Interesse für uns aber ist es zu erfahren, daß die eigentliche Begründung der Sammlungen einem Braunschweigischen Landeskinde zu verdanken ist: dem Dr med. Joh. Julius Walbaum, der am 30. Juni 1724 zu Wolfenbüttel das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, wie wir hier hinzufügen können, Johann Konrad geheißen, war ursprünglich Hutmacher gewesen und dann zu dem bequemeren Gewerbe eines „Brantweinsellers" übergegangen, das er in dem allen Besuchern des alten Gymnasiums wohlbekannten Hause des Schlachters Wilh. Röber (Kornmarkt 6) ausübte. Er starb im März 1737 und die Wittwe, Hed. Sophie geb. Holzhausen, setzte mit Hülfe des jugendlichen Sohnes das Geschäft fort. Aber diesen zog eine unwiderstehliche Neigung zu den Wissenschaften. Er kehrte im 17. Jahre wieder auf die Schule zurück und bezog am 5. October 1745 als Stud. med. die Universität Helmstedt. Später ging er nach Göttingen, wo er 1749 zum Dr med. promovirte. Noch in demselben Jahre ließ er sich zu Lübeck als praktischer Arzt nieder. Neben seinem Berufe widmete er sich besonders dem Studium der Naturwissenschaften, vornehmlich dem der Botanik und Zoologie, und auf letzterem Gebiete waren es wieder die Schildkröten und Fische, die sein wissenschaftliches Interesse vorzüglich in Anspruch nahmen. Als Ichthyologe hat er sich in Fachkreisen einen großen Ruf erworben; sein Hauptwerk war die Neu-Herausgabe von Artedi's Ichthyologie in vier Bänden (Greifswald 1788—92). Außerdem hat W. auch gemeinnützigen Fragen eine sehr thätige Theilnahme zugewandt; er gehörte zu den Gründern der Gesellschaft z. Bef. gem. Thät. Er starb den 26. August 1799. Der Geist des Vaters lebte in den Kindern fort. Sie glaubten „das Andenken eines guten Vaters" nicht besser ehren zu können als dadurch, daß sie der Gesellschaft z. Bef. gem. Thät. seine reichen naturgeschichtlichen Sammlungen als Eigenthum übergaben. Es geschah dies am 7. Januar 1800. Die Sammlungen wurden der Anfang und die Grundlage des jetzigen naturhistorischen Museums. So ist denn auch mit Recht Walbaum's Bildniß neben das Titelblatt des Buches gesetzt, eine schöne Wiedergabe des Gröger'schen Oelgemäldes im Besitze der Gesellschaft, das die bezeichnende Unterschrift führt:

Erfahrener Arzt. — Glücklicher Naturforscher.
Erfindungsreicher Menschenfreund.
Unter den Gründern des Lübeckischen Bundes
für Gemeinnützigkeit der Thätigsten einer.
Sein Wirken sei Muster der Nachwelt.

Georg Fischer, Opern und Concerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866. Hannover und Leipzig, Hahn 1899. XI and 370 S. 8°. 6 M.

Das Buch ist nach der Widmung „für hannoversche Musikfreunde von einem Dilettanten" geschrieben, aber man muß diesem unbedingt zugestehen, daß er gründliche Studien für sein Werk gemacht und ein weitschichtiges, nicht leicht beschaffbares Material mit Fleiß und Sorgfalt in ihm verarbeitet hat. Daß er mit eigenem Urtheile im Ganzen zurückhält, dafür aber die berufenen kritischen Stimmen der Zeit um so mehr zu Worte kommen läßt, kann den objectiven Werth seiner geschichtlichen Mittheilungen nur erhöhen. In der Fülle und Zuverlässigkeit der Angaben, für die das Theaterarchiv, die Tagespresse u. A. ausgiebig benutzt sind, ist der Hauptwerth des Buches zu erblicken; die Kunst des Verfassers in der Darstellung ist — mit hohem Maße gemessen — dem Stoffe wohl nicht ganz gerecht geworden.

Das Buch beginnt mit dem Spielmanne der Stadt im Anfange des 17. Jahrhunderts, weiß aber noch wenig aus dieser Zeit zu berichten und wird erst ausführlicher bei der Hofcapelle und dem italienischen Kirchengesange des katholisch gewordenen Herzogs Johann Friedrich, der Oper des Herzogs Ernst August, der in Hannover ein neues, 1689 eröffnetes Opernhaus und in Herrenhausen ein Gartentheater errichten ließ. Dann hören wir von der Oper unter der Direction Fr. L. Schröder's, der 1773 zuerst das Singspiel nach Hannover brachte; 1787—99 erschien hier Director G. F. W. Großmann, später Ign. Walter u. A. Nach den Freiheitskriegen erhielt Hannover durch Gründung einer Actiengesellschaft eine stehende Bühne; sie bekam Zuschüsse von der Regierung, bis sich aus ihr noch zur Regierungzeit König Wilhelm's IV. ein wirkliches Hoftheater entwickelte, das auf Rechnung der Krondotationscasse übernommen wurde. Dieser zeitweise so berühmten Kunstanstalt ist der Hauptinhalt des Buches gewidmet. Von besonderem, weiter greifendem Interesse ist die Schilderung der Thätigkeit des berühmten Componisten Heinrich Marschner (1831—59), über den wir hier viele neue und wichtige Aufschlüsse erhalten. Seine Wirksamkeit als Capellmeister reicht noch hinein in die Regierungszeit des kunstsinnigen Königs Georg V., unter dem das schöne neue Theatergebäude am 1. September 1852 eröffnet wurde, und das musikalische Leben in Hannover hauptsächlich durch den Sänger Albert Niemann und den Concertmeister Jos. Joachim seinen Höhepunkt erreichte. Wir können in Einzelheiten nur auf das Buch selbst verweisen, das auch über manche braunschweigische Persönlichkeit, die in Hannover wirkte, Nachricht bringt. Dem Titelblatte ist eine Abbildung des berühmten Ramberg'schen Theatervorhangs vorgesetzt, der am 4. Juni 1789 zuerst enthüllt wurde.

Monatsschrift für Handel und Industrie. September. Eisenbahnverhältnisse im Herzogthume Braunschweig. — October. Aus der Geschäftsthätigkeit der Handelskammer: Aufhebung der Wollmärkte ꝛc. — November. 40. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Errichtung einer Schlosserstiftung für das Herzogthum Braunschweig. — December. Stiftung zur Heranbildung junger tüchtiger Kaufleute und zur Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens im Herzogthume Braunschweig; R. Ehrenberg, Kaufmännisches Auskunftswesen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 25. März **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Mansfeld, Friedrich Ude und Hermann Ernesti †.

In der letzten Hälfte des verflossenen Jahres hat unser Land auf dem juristischen Gebiete schwere Verluste erlitten. Im Verlaufe weniger Monate sind drei unserer höchsten Justizbeamten dem Tode zum Opfer gefallen: am 25. August der Oberlandesgerichtspräsident a. D. Wilhelm Mansfeld, am 24. December der Senatspräsident a. D. Dr Friedrich Ude und am 11. November der Senatspräsident Hermann Ernesti. Hatten die beiden Erstgenannten nach langjähriger erfolgreicher Thätigkeit sich aus ihrer öffentlichen Wirksamkeit bereits zurückgezogen, so wurde der Letzte von ihnen — um so bedauerlicher — aus der Vollkraft des Schaffens abgerufen, ehe er die Hoffnungen, die man auf seine reichen Geistesanlagen noch gesetzt hatte, in vollem Umfange hatte erfüllen können Alle drei Männer sind würdige, achtungswerthe Vertreter des Braunschweiger Richterstandes. Wenn wir jetzt mit einigen Worten ihr Leben und Wirken zu schildern versuchen, so möchten wir dadurch in unserer schnelllebigen Zeit ihr Gedächtniß auch für das kommende Geschlecht noch etwas wach erhalten in der festen Hoffnung, daß ihnen aus ihm würdige Nachfolger erwachsen, die den alten guten Ruf unserer heimischen Rechtspflege werden zu wahren und zu erhalten wissen.

Wilhelm August Mansfeld wurde am 7. Mai 1831 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater Dr jur. Karl Phil. Aug. M. als Obergerichtsadvocat und Notar wirkte und erst am 30. März 1871 gestorben ist; seine Mutter Philippine Elisabeth war eine geborene Cahen († 9. November 1846). Der Sohn besuchte die Bürgerschule und seit Ostern 1840 das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Michaelis 1849 mit gutem Zeugnisse verließ, um noch ein Semester auf das Collegium Carolinum zu gehen. Nachdem er hier Ostern 1850 die Maturitätsprüfung bestanden hatte, bezog er die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er hörte hier hauptsächlich bei den Professoren Francke und Zachariä. Michaelis 1851 ging er nach Heidelberg, wo er zwei Semester verweilte und den Unterricht von Mittermaier, Renaud und Vangerow genoß. Für das letzte Semester (Winter 1851/2) ging er wieder nach Göttingen zurück, wo er an einem Civilproceßpracticum des Professors Wolff Theil nahm. Im Juni 1853 machte er in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung. Zum Auditor ernannt erledigte er in Wolfenbüttel den üblichen Vorbereitungscursus bei Amtsgericht, Staatsanwaltschaft, Kreisdirection und Kreisgericht, sowie bei dem Obergerichtsadvokaten Müller, und wurde auch schon in dieser Zeit zwei Mal zur Aushülfe bei den Secretariatsarbeiten des Kreisgerichts herangezogen. Als er dann, wie das erste, so auch im December 1857 das zweite Examen sehr gut bestanden hatte, wurde er als Referendar dem Herzoglichen Kreisgerichte zu Wolfenbüttel überwiesen, bald darauf auch in Behinderungsfällen des Staatsanwalts mit dessen Vertretung beauftragt; am 1. Nov. 1858 erhielt er das richterliche Votum, im Juni 1861 die Function des Untersuchungsrichters. Seine erste Anstellung erfolgte zum 1. April 1863 als Kreisgerichtssecretär in Wolfenbüttel; noch in demselben Monate erhielt er den Assessortitel. Etwa ein halbes Jahr darauf gründete er einen eigenen Hausstand, indem er sich am 10. Sept. 1863 mit Karoline Wilhelmine Antonie Görtz, einer Tochter des Staatsanwalts Joh. Chr. Wilh. Görtz in Wolfenbüttel, verheirathete. Am 1. Sept. 1867 wurde Mansfeld zum Obergerichtssecretär und gerade zwei Jahre darauf zum Staatsanwalt ernannt, eine Thätigkeit, die er so erfolgreich ausübte, daß er zum 1. Oct. 1873 nach dem Tode des Obergerichtsraths Römcke zum Gehülfen des Oberstaatsanwalts, anfangs mit dem Range eines Kreisrichters, seit 1. Jan. 1875 mit dem eines Obergerichtsraths bestellt wurde. Zugleich wurde er zum stellvertretenden Mitgliede des Gerichtshofes zur Entscheidung von Competenzstreitigkeiten ernannt.

Zu Anfang des Jahres 1877 wurde M. als Mitglied in den zweiten Senat des Obergerichts versetzt, zugleich aber hier von allen Geschäften entbunden, mit denen der damalige Kreisrichter, spätere Reichsgerichtsrath v. Liebe betraut wurde. M.'s volle Arbeitskraft sollte so für legislatorische Thätigkeit gewonnen werden. Er wurde mit der Ausarbeitung der Entwürfe zu verschiedenen Landesgesetzen beauftragt, die bei der Neuorganisation der Justiz größtentheils durch die Reichsgesetzgebung nothwendig gemacht waren. Länger als

zwei Jahre hat er dieser wichtigen, verantwortungsvollen Arbeit seine ganzen Kräfte gewidmet. Er arbeitete hier unter dem damaligen Justizminister Dr Trieps. Wer die hervorragende Befähigung dieses Mannes vornehmlich auf dem Rechtsgebiete kennt, der wird nicht darüber im Zweifel sein, daß die leitenden Gesichtspunkte, nach denen die einzelnen Fragen zu behandeln waren, im Wesentlichen von ihm selbst werden aufgestellt sein, aber er wird auch überzeugt sein, daß es keine geringen Anforderungen waren, die dieser an einen Mitarbeiter stellte. Diesen zu genügen, den Gedanken Trieps' zu folgen, sie im Einzelnen auszuführen und in feste Form zu fassen, hat M. offenbar trefflich verstanden und so seine Aufgabe auf das Beste gelöst. Denn es wurde ihm nach ihrer Vollendung die besondere Anerkennung des Herzogl. Staats-Ministeriums in ehrendster Form ausgesprochen.

Niedergelegt ist diese Arbeit in folgenden umfassenden Werken, die sämmtlich unter Mänsfeld's Namen im Verlage von Fr. Vieweg u. Sohn erschienen:

1) Die Grundbuchgesetze des Herzogthums Braunschweig. Mit den Regierungsmotiven und einzelnen Anmerkungen herausgegeben. 1878. VIII u. 355 S. Eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage des Werkes erschien 1889 (X u. 399 S.).

2) Die Forst-, Jagd- und Fischerei-Strafgesetze des Herzogthums Braunschweig. Mit Erläuterungen herausgegeben. 1880. X u. 267 S.

3) Die braunschweigischen Ausführungsgesetze zu den Reichs-Justizgesetzen. Mit den Regierungsmotiven und einzelnen Erläuterungen. 1880. XV u. 656 S.

Da Mansfeld durch diese Thätigkeit von den neuen Gesetzen und Verhältnissen auf juristischem Gebiete hier zu Lande eine so genaue Kenntniß, wie wohl kein zweiter, sich erworben hatte, so schien er mit Recht auch der geeignete Mann zu sein, die Leitung der Neuorganisation in der Hauptsache zu übernehmen. Er wurde daher zum 1. October 1879, wo die neue Gesetzgebung in Kraft trat, zum Landgerichtspräsidenten in Braunschweig ernannt. Schon im Juli deff. J. siedelte er dorthin über. Seine Thätigkeit war hier in der Folgezeit bei dem Umfange seines Geschäftskreises und der großen Zahl der ihm unterstellten Amtsgerichte in der Hauptsache eine verwaltende. Es bedeutete somit für ihn, den besonders die Beschäftigung mit juristischen Fragen angezogen hatte, die Uebernahme dieser zudem sehr zeitraubenden Geschäfte eine gewisse Aufopferung. Aber er hat Dank dem Fleiße, der Ordnungsliebe, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, die ihn stets beseelten, auch auf diesem Gebiete die Erwartungen, die auf ihn gesetzt waren, vollauf erfüllt und auch in der Praxis ein großes Geschick zum Organisiren bethätigt. Bei alledem begrüßte er es freudig, als er zum 1. Febr. 1892 zum Oberlandesgerichts-Präsidenten ernannt und dadurch einer im Wesentlichen richterlichen Thätigkeit zurückgegeben wurde. Zugleich ward er zum Vorsitzenden verschiedener Disciplinarhöfe, des Gerichtshofes zur Entscheidung von Competenzstreitigkeiten, sowie der juristischen Prüfungscommission ernannt, der er als Mitglied schon seit dem 1. Oct. 1879 angehört hatte. Leider besaß er nicht mehr die alte Kraft. Von Jugend auf kränklich trug er immer schwerer an einem unheilbaren Leiden, und es bedurfte oft seiner zähen Willenskraft, die Stelle, die er einnahm, auszufüllen. Um sich zu entlasten, ließ er sich zum 1. Mai 1897 von dem Vorsitze der Prüfungscommission entbinden; ein Jahr darauf trat er ganz in den Ruhestand. Aber er sollte die verdiente Ruhe nicht mehr lange genießen; am Morgen des 25. August machte ein plötzlicher Tod seinem thätigen Leben ein Ende.

Friedrich Wilh. Aug. Konr. Ude wurde am 25. Juni 1827 zu Gandersheim geboren, wo sein Vater Ferd. Ant. Friedrich Ude, wie vor ihm schon der Großvater Joh. Konr. Ude, das Amt eines Bürgermeisters versah und am 12. Juli 1850 gestorben ist; seine Mutter, Henr. Konradine Dor. Charl., war die Tochter des Kaufmanns G. Chr. Scholing in Bodenwerder († 30. Januar 1859). Er besuchte zunächst die Bürgerschule in Gandersheim und ging dann zu Michaelis 1841 auf das Gymnasium zu Holzminden über, das sich damals unter Koken's Leitung eines guten Rufes erfreute. Nachdem er hier ein Abgangszeugniß mit der ersten Nummer „völlig reif" erhalten hatte, wandte er sich nach Göttingen, wo er sechs Semester Rechtswissenschaft studirte. Er hörte Institutionen und Pandecten bei Francke, letztere später noch einmal bei Ribbentropp, sonst noch bei den Professoren Kraut, Hermann und Zachariä. Schon vor Ablauf seines Trienniums hatte er durch angestrengten Fleiß sich so umfassende Kenntnisse erworben, daß er nach abgelegter Prüfung am 23. Januar 1850 zum Dr juris promovirt wurde. Die Thesen, die er bei dieser Gelegenheit öffentlich vertheidigte und bei denen ihm der spätere Justizrath H. Peters in Braunschweig und der spätere Rechtsanwalt G. Haacke in Lüneburg opponirten, waren — bezeichnend für seine ganze Geistesrichtung — sämmtlich dem römischen Rechte entnommen. Im April desselben Jahres bestand er in Wolfenbüttel das erste und im November 1854 das zweite juristische Examen, nachdem er in der Zwischenzeit in Gandersheim bei den betreffenden Behörden und dem Obergerichtsadvokaten Rudeloff den vorgeschriebenen Ausbildungscursus durchgemacht hatte. Er ließ sich nun zunächst als Advocat in Gandersheim nieder. Doch nur auf kurze Zeit. Denn schon zum 1. Juni 1855 wurde er als Gehülfssecretär bei dem Kreisgerichte in Gandersheim beschäftigt. Gerade vier Jahre später (1859) wurde er als Hülfsarbeiter an die Kreisdirection Holzminden versetzt, und er blieb auch in dieser Stellung, als zum 1. Juli 1861 seine feste Anstellung im Staatsdienste als Amtsgerichtssecretär, seit November des Jahres mit dem Titel Assessor erfolgte. Sehr gegen seinen Wunsch. Denn Ude's Anlagen und Neigungen entsprach die Beschäftigung an einer Verwaltungsbehörde in keiner Weise. Er war mit Leib und Seele Jurist, und hier war es wieder das römische Recht, dem er mit Leidenschaft ergeben war. Er war ein gründlicher Kenner des Corpus juris und beherrschte auch die ältere Litteratur, die er mit Vorliebe heranzog, in einer jetzt seltenen Weise. Eine echte Gelehrtennatur der alten guten Art hatte er für

die Fragen des praktischen Lebens nicht das Interesse und das Geschick, das dem Verwaltungsbeamten inne wohnen muß. Daher sehnte er sich auch wieder zurück zu rein juristischer Thätigkeit. Diesen Zweck hatte vornehmlich seine Meldung zum dritten juristischen Examen, die er noch im Jahre 1863 einreichte. Aber er trat wieder davon zurück, als er den Bescheid erhielt, daß die Prüfung, deren Aufhebung nahe bevorstehe, nicht erforderlich sei, da er vor Allem nicht in den Verdacht der Streberei, die seinem Charakter völlig fern lag, gerathen wollte. Erst geraume Zeit später wurde sein Wunsch erfüllt. Zum 1. September 1867 wurde er als Kreisgerichtssecretär (Assessor cum voto) nach Braunschweig versetzt. Am 1. September 1871 kehrte er nochmals als Staatsanwalt nach Holzminden zurück, kam dann aber zum 1. October 1873 in gleicher Eigenschaft nach Wolfenbüttel. Zugleich wurde er hier mit der Aushülfe bei den Geschäften des Oberstaatsanwalts beauftragt. Zum 1. Juli 1877 wurde er zum Obergerichtsrath ernannt und bei der Neuorganisation des Gerichtswesens zum 1. October 1879 als Oberlandesgerichtsrath nach Braunschweig versetzt. Zum 1. April 1886 wurde er Mitglied der juristischen Prüfungscommission, zum 1. März 1890 Senatspräsident, zugleich auch stellvertretender Vorsitzender in verschiedenen Gerichtshöfen rc. Geistig völlig frisch, hinderte ihn ein Gehörleiden, das leider zunahm, mehr und mehr an der Ausübung seines Amtes. Er sah sich genöthigt, um seine Pensionirung einzukommen, die ihm unterm 1. November 1896 zugleich mit dem Commandeurkreuz des Ordens Heinrich's des Löwen als Anerkennung der Landesregierung für die dem Staate geleisteten langjährigen treuen Dienste ertheilt wurde. Erleichtert wurde dieser Schritt dem diensteifrigen Manne durch den Gedanken, daß er nun nicht mehr den Uebergang zu dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuche mitzumachen brauche, der ihm, dem leidenschaftlichen Romanisten, nichts weniger als sympathisch war. Er sollte auch das Inkrafttreten des neuen Rechts nicht mehr erleben. Im Juni 1899 nöthigte ihn ein Herzleiden, aus den Schweizerbergen, die ihm wie die Hügel und Wälder seiner Jugendheimath ans Herz gewachsen waren, nach Haus zurückzukehren; in der Frühe des 24. December v. J. ist er gestorben. Ein kindlich heiteres Gemüth, ein schlichtes, anspruchloses Wesen machten ihn in allen Kreisen ebenso beliebt, wie seine Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit geachtet. Eine öffentliche Stellung hat er sonst wohl nur als Mitglied der Synode eingenommen. Er war im October 1869 in der Vorsynode mit der Protocollführung beauftragt worden und ist dann von Holzminden aus bis zum Jahre 1880 als Abgeordneter für die drei ersten Synoden gewählt worden. Bis 1882 gehörte er auch dem Synodalausschusse an. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war ganz dem römischen (gemeinen) Rechte gewidmet, für das er auch eine vorzügliche Bibliothek sich gesammelt hatte. Er ist auf diesem Gebiete auch vielfach schriftstellerisch aufgetreten. Wir verweisen auf folgende, zum Theil umfangreiche Aufsätze:

1. Ueber die Bedeutung des Satzes: „Impossibilium nulla obligatio“.
Archiv für die Civilistische Praxis 48. B. (1865) S. 246 bis 272, 366—400. Lobend erwähnt von Windscheid in seinen Pandecten B. II §. 264.

2. Von den Voraussetzungen der actio de in rem verso utilis.
Ebendas. 50. B. (1867) S. 370—97.

3. Vom pretium certum beim Kauf und namentlich der Preisbestimmung durch Arbitratoren.
Ebendas. 52. B. (1869) S. 96—134.

4. Die lex §. 10 D. de institoria actione 14, 3, ein Beitrag zur Lehre vom gewerblichen Institor.
Ebendas. 53. B. (1870) S. 269—89.

5. Ueber die lex unica C. de sententiis quae pro eo quod interest proferuntur VII. 47.
Ebendas. 57. B. (1874) S. 17—63.

6. Ueber die Restitutionsgründe des §. 211 ff. der Civilproceßordnung.
Beiträge zur Erläuterung des Deutschen Rechts III. Folge, 9. Jahrg. (29. Jahrg.) 1885 S. 779—92.

Verheirathet war Ude seit dem 24. Mai 1860 mit Emma Wendt, der Tochter des damaligen Inspectors Friedrich Wendt auf dem gräflich Schwicheldt'schen Gute zu Schliestedt. Von seinen drei Söhnen sind zwei dem Berufe des Vaters gefolgt; der ältere, Dr jur. Ernst Ude, ist zur Zeit Amtsrichter in Vorsfelde, der jüngere, Arnold U., Assessor in Braunschweig. Ebenso befinden sich bereits die beiden Söhne Mansfeld's in dem heimischen Justizdienste, der eine, Dr jur. Richard Mansfeld, als Landrichter in Braunschweig, der andere, Wilhelm M., ebendaselbst als Referendar.

Noch vor dem Senatspräsidenten Ude ist sein Dienstnachfolger in das Grab gesunken: Heinrich Eduard **Hermann Ernesti**. Dieser ist geboren am 26. April 1842 zu Braunschweig, wo sein Vater, H. Fr. Th. L. Ernesti, damals als Pastor Diaconus zu St. Andreä wirkte. Noch in demselben Jahre wurde dieser als Prediger an die Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel versetzt und später hat er hier als Mitglied des Herzogl. Consistoriums lange Jahre eine äußerst segensreiche Thätigkeit entfaltet; seine erste Gattin, die Mutter Hermann's, Philippine Luise Marie, war eine Tochter des Kaufmanns Röer in Braunschweig († 28. Febr. 1869). Hermann E. besuchte von Ostern 1851 bis Michaelis 1861 das Gymnasium zu Wolfenbüttel, das er auch später, besonders wegen des Unterrichts der Gebrüder Jeep und des sittlich freien Geistes, der die Anstalt erfüllte, in dankbarer Erinnerung behielt. Nachdem er ein sehr gutes Abiturientenexamen gemacht hatte, ging er zunächst nach Heidelberg zum Studium der Rechtswissenschaft. Hier hörte er bei Goldschmidt, Bluntschli, Mittermaier und vor Allem Pandecten bei von Vangerow, der den größten Einfluß auf ihn ausübte und ihm zuerst Lust und Liebe für die Jurisprudenz einflößte. Zu Ostern 1863 ging er nach Göttingen, wo er nur ein Semester blieb und Mommsen, Thöl und Zachariä hörte. Dann wandte er sich noch für ein Jahr nach Berlin und nahm hier vorzüglich an den Vorlesungen von Beseler, Gneist und Friedberg Theil. Im December 1864 bestand er dann die erste juristische Prüfung in

Wolfenbüttel, erledigte hier, zum Auditor ernannt, den vorgeschriebenen Ausbildungscursus und machte im November 1868, wiederum vorzüglich, das zweite juristische Examen. Schon vorher, seit 1. Juli 1868, war er zur Hülfeleistung bei den Secretariatsgeschäften des Kreisgerichts herangezogen worden. Er setzte nun als Referendar diese Thätigkeit fort, die nur gelegentliche Beschäftigung bei den Amtsgerichten Hasselfelde (1869) und Lutter a. Bbge. (1870) unterbrach. Zum 1. Mai 1872 wurde er am letzteren Orte als Amtsgerichtsassessor angestellt. Hier lernte er im Hause ihres Großvaters Clara Laves, die Tochter des Fabrikanten L. E. A. Laves in Hildesheim kennen, mit der er sich am 9. September 1873 verheirathete.

Zu Anfang des Jahres 1876 wurde Ernesti als Obergerichtssecretair nach Wolfenbüttel versetzt. Bei der Neuorganisation des Justizwesens kam er zum 1. October 1879 als Landrichter nach Braunschweig. Zum 25. April 1884 erhielt er den Titel Landgerichtsrath und zum 1. März 1890 wurde er an Ude's Stelle zum Oberlandesgerichtsrath, nicht ganz zwei Jahre später auch zum Mitgliede der juristischen Prüfungscommission ernannt. Als im Jahre 1896 der Reichsgerichtsrath V. v. Liebe in Leipzig Krankheit halber in den Ruhestand trat, wurde Ernesti die Nachfolge in diese Stelle angeboten. Aber er konnte sich nicht entschließen, die ihm lieb gewordene Thätigkeit daheim, die seinen Wünschen so ganz entsprach, aufzugeben und lehnte den ehrenvollen Antrag ab. Zum 1. November dess. J. wurde er, wieder an Ude's Stelle, zum Senatspräsidenten befördert. In den letzten Jahren war er hauptsächlich durch das neue bürgerliche Recht in Anspruch genommen. Schon früher, im Anfang der achtziger Jahre, hatte er für die Commission, die den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches in Berlin auszuarbeiten hatte, eine Reihe hiesiger particularrechtlicher Materien, die insbesondere das Forst- und Jagdrecht betrafen, zu behandeln gehabt [1]). Jetzt wurde er zum Mitgliede der Commission ernannt, die für unser Herzogthum auf Anweisung des Herzogl. Staatsministeriums ein Ausführungsgesetz zum bürgerlichen Gesetzbuche ausarbeiten sollte. Diese Thätigkeit nahm ihn so in Anspruch, daß er im October 1898 bis auf Weiteres von allen richterlichen Geschäften beurlaubt wurde. Es ist dann ein großer Theil dieser Ausführungsgesetze, insbesondere der Haupttheil des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche vom 12. Juni 1899, das Gesetz über das Hinterlegungswesen und die abgeänderte Gesindeordnung von Ernesti ausgearbeitet worden. Festgestellt wurden dann diese und andere Entwürfe in ausführlichen Berathungen jener Commission, der außer Ernesti noch der Oberlandesgerichtspräsident Sommer und die damaligen Oberlandesgerichtsräthe Wolf und Herzog unter dem Vorsitze des Justizministers Dr Spies angehörten. Es ist dies die letzte wichtige Arbeit seines Lebens gewesen. Eine große geistige und körperliche Frische schien ihm noch eine langjährige Wirksamkeit in Aussicht zu stellen, als sich im Laufe des vergangenen Jahres Krankheitserscheinungen bei ihm einstellten, die wohl in Blutstockungen ihre Ursache hatten und plötzlich in der Nacht vom 10. zum 11. November seinen Tod herbeiführten. Mit ihm schied nach allgemeinem Urtheile einer der tüchtigsten und scharfsinnigsten Juristen, die unser Land in den letzten Jahrzehnten besessen hat. In allen Collegien, in denen er als Richter wirkte, erfreute er sich des höchsten Ansehens wegen seines klaren sicheren Urtheils, das von umfassender Kenntniß der Litteratur unterstützt, aber nicht beschwert wurde und auch die realen Verhältnisse des Lebens stets gebührend in Betracht zog. Die Erkenntnisse, die er verfaßte, zeichneten sich eben so sehr durch Schärfe der Gedanken, wie durch Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks aus. Es sind viele von ihnen in der „Zeitschrift für Rechtspflege im Herzogthum Braunschweig", sowie in Seuffert's Archiv veröffentlicht worden, freilich nur als Urtheile des betreffenden Gerichtshofes, ohne daß des Verfassers dabei gedacht wäre. In weiteren Kreisen bekannt geworden ist wohl nur sein Aufsatz über den „Rechtsstreit des Großen Waisenhauses Beatae Mariae Virginis zu Braunschweig gegen S. Maj. den König von Sachsen und S. Königl. Hoheit den Herzog von Cumberland wegen des Guts Hedwigsburg", der als besonderer Abdruck aus der „Zeitschrift für Rechtspflege im Herzogthum Braunschweig" 1886 erschien. Ernesti verfolgte die neuere juristische Litteratur mit großem Interesse und häufte hier Excerpte auf Excerpte. Aber er gebrauchte alles dieses nur als Hülfsmittel für seine richterliche Thätigkeit; zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten ist er leider niemals gekommen.

Das ist in kurzen Zügen der Lebenslauf der drei Männer, deren Abscheiden wir im vergangenen Jahre in unserem Richterstande zu beklagen haben. Nehmen wir nun noch hinzu, daß strenges Pflichtbewußtsein, Liebe zu ihrem Berufe, Fleiß und Zuverlässigkeit des Charakters ihnen Allen eigen waren, so ist der Wunsch gewiß nicht ungerechtfertigt, daß auch der jüngere Nachwuchs auf diesem Felde dieser Vorgänger sich werth erweisen möge.

[1]) Vgl. Neubauer, Zusammenstellungen des in Deutschland geltenden Rechts betr. verschiedene Rechtsmaterien. Berlin 1880.

Behandlung einer Hysterischen vor 170 Jahren.

Von K. Böhme.

In der Pfarregistratur von Räbke findet sich eine Krankheitsgeschichte aus dem Jahre 1731. Sie betrifft ein neunjähriges Mädchen, Ilse Marie Sellecken, und ist so eingehend, daß der Hausarzt des Verfassers dieser Mittheilung das Leiden ohne Weiteres danach als Hysterie erkennen konnte.

Es ist nun nicht ohne Interesse, zu sehen, wie man diese Krankheit damals behandelte. Ein Arzt wurde vorerst nicht zugezogen. Die Mutter brauchte anderweitig beschaffte Arznei und schlug die Gliedmaßen der Kranken mit Haarnesseln — ohne Erfolg. Darauf wurde ein junger Hund gesotten; das Mädchen mußte den „Brieten" davon annehmen. Auch wurden Ameisen

und Feldkümmel gekocht, und die Kranke darüber gesetzt unter einem Laken. Das konnte sie nicht vertragen. Deshalb geschah am folgenden Sonntag kirchliche Fürbitte. Aber die Zufälle kehrten wieder.

So nahm sich nun der derzeitige Pastor von Räbke, M. Otto, der Sache besonders an. Er ging in die Wohnung des Kindes, ließ es beten, fragte nach Morgensegen, Sprüchen und Katechismus, stieß aber bald auf Widerspenstigkeit. Zum Waschen bequemte sich das Mädchen erst, als der Pastor ihm 4 Pfennig gab, streckte aber darauf die Zunge vor ihm heraus. Auch auf die Pfarre mußte es kommen, ohne daß mehr mit ihm erreicht wäre. Dort ist sie vom Amtmann von Warberg in Augenschein genommen. Der Pastor hat mit den Angehörigen des Kindes um seine Genesung gebetet, auch das öffentliche Kirchengebet fleißig fortgesetzt. Alles ohne Erfolg.

Schließlich wurde ärztliche Hülfe in Anspruch genommen. Zunächst durch Vermittlung des Warberger Amtmanns bei Dr Heister in Helmstedt. Dieser hat sich aber bald zurückgezogen und sagen lassen, er wüßte nichts mehr gegen die Krankheit.

Dann hat Pastor Otto mit dem Rath Burchhardi in Wolfenbüttel gesprochen. Dieser hat das Leiden für eine natürliche Krankheit gehalten. Seine Pulver aber, die er nach des Pastors Bericht, und seine anderen Medicamente, die er nach einem Besuch der Kranken verordnet hatte, halfen nicht. Der Pastor hat der Mutter zu nochmaliger Consultation gerathen. Sie aber ist lieber mit dem Kinde nach Königslutter gegangen zu einem Manne, der ihr gesagt hat, dem Mädchen wäre es von bösen Leuten angethan; wenn sie ihm 24 Groschen geben wollte, werde er ihr helfen. Darauf kam die Frau zunächst zum Pastor mit der Frage, ob er ihr dazu riethe; ohne sein Wissen wollte sie nichts thun. Pastor sagte ihr an, daß sie gleichwohl ohne sein Vorberathen zu solchem Manne gegangen wäre; er könnte ihr dazu nicht rathen. Danach hat sie sich gerichtet.

Dem Pastor Otto ist die Angelegenheit merkwürdig und wichtig genug erschienen, um darüber seinem Vorgesetzten, dem Superintendenten Schröter zu Schöningen, Bericht zu erstatten. Der Letztere antwortet darauf unter dem 31. August 1731 Folgendes:

„HochwolEhrwürdiger, Hochgeehrter Herr Confrater.

Die communicirte Nachricht von der wunderbaren Krankheit eines neunjährigen Kindes in Räbke erfolget wieder hiebey, und weil sie hier erst abgeschrieben, so hat der Schulmeister bis dahin hier warten müssen. Mein Herr Pastor wolle dies diarium continuiren, und wenn neue zweiffelhafte Umstände sich eräugnen solten, mir Nachricht davon geben, damit benöthigten Fallß an HochFürstliches Consistorium Bericht abstatten könne. So viel ersehe, daß diejenigen, welche aus demjenigen, so bisher vorkommen, eine leibliche Besitzung schließen wollen, ihren Unverstand entdecken, da gar kein Zeichen, weder ein wahrscheinliches, noch ohnfehlbares, davon vorhanden, und glaube ich auch zur Zeit nicht, daß ex adsistentia spiritus maligni [1]) das Verdrehen der Augen und Beine geschehe, sondern solches natürlichen Uhrsachen beyzumessen sey. Es gibt natürliche Krankheiten, wozu auch Jammer und Wurmplage gehören, welche die Glieder des Menschen tempore paroxysmi [2]) in wunderliche positūren bringen können, sonderlich, wenn der Eigensinn und Verstellung des Menschen dazukommt, welche Fehler sich auch wol vorher bey jungen mit dergleichen Krankheiten geplagten Kindern gefunden, wiewol ich solches auf diesen casum [3]) nicht appliciren [4]) will, weil ich keinen Grund davon habe, damit ich mich nicht auch übereile, wie diejenigen, welche von leiblicher Besitzung ohne alle raison [5]) schwatzen. Mein Raht ist, daß man nebst Fortsetzung des Gebets einen erfahrenen Medicum [6]) consultiret, um zu erkundigen, ob die gemeldeten Bewegungen natürlich sind, und wird sich nach meinem Erachten der Herr Dr Heister in Helmstedt am besten dazu schicken, wenigstens gleich beurtheilen können, was von dem Verdrehen der Hände zu halten, sonst aber auch in der Cur des Herrn Raht Burchhardi gute Dienste leisten, sonderlich, weil ich dafür halte, daß das Kind von Würmern starken Befall hat und daraus der Jammer entstanden. Die Kirche kann gar wol den armen Leuten zu Hülffe kommen und einige Thaler zur Cur hergeben. Gott gebe, daß es sich bald ändere.

Warum hat sich Mein Herr Confrater wegen eines Kuchenpräsents abermal Ungelegenheit gemacht? Meine Frau läßt nebst mir unter unserm herzlichen Gruße an Ihr Haus dafür schuldigst danken, womit verharre Meines Herrn Confratris

ergebener Diener
J. B. Schröter.

P. S. Ich habe jetzo hier noch einen traurigen casum an einem Manne, den der Satan durch eines Verstorbenen Stimme anführt und die Seligkeit absprechen will, dafür auf der Kantzel gestern und heute gebeten worden".

Die Mahnung des Superintendenten zu nüchterner Beurtheilung des Falls war gewiß sehr angebracht. Denn auf was für Gedanken man im Volke kam, zeigt ein Brief des Pastors D. Wiedemann zu Süpplingen, den er seinem Räbker Collegen am 30. August 1733 geschrieben hat.

„Ew. HochwolEhrwürden mit diesen Schreiben anzugehen nöhtiget mich folgende angelegenheit. Es ist mir von einem glaubwürdigen Manne hinterbracht worden, daß bey der Ew. HochwolEhrwürden bewusten begebenheit mit dem rasendem Kinde zu Räpke eine reede entstanden: Ich hätte denen angehohrigen desselben Kindes gerahten, sie solten einen gewissen mir selbst unbewusten vers auf papier schreiben lassen, dies papier sodan in einen Kuchen backen lassen und dem Kinde zu essen geben, und zwar hat des Schuelmeisters zu räpke seine Tochter selbst solches zu Frellstädt in des Herrn Pastoris Rahtgen Hause ausgesagt, daß dieses zu

1) Durch Einfluß eines bösen Geistes.

2) Zur Zeit des Anfalls.
3) Fall.
4) Anwenden.
5) Vernunft.
6) Arzt.

ihren Vater gesagt worden, und ihr Vater der Schulmeister auch den vers aufgeschrieben und die leute solches gethan hätten. Nun ist gott mein Zeuge, daß ich von der gantzen Affaire nicht das allergeringste gewust, mit keinem Menschen davon ein Wort gesprochen und an dieser Sache in allen stücken vollkommen unschuldig bin, wie ich denn überdem zu der Zeit als solches vorgangen verreiset gewesen. Ob ich nun gleich wol weiß, daß kein vernünftiger Man dieses leicht gläuben werde, daß ein rechtschaffener Prediger in dergleichen Fällen ein solch abergläubisch abgöttisch Mittel jemande anrahten solte, als dessen Pflicht ist, vielmehr wieder allen aberglauben und abgotterey zu streiten und solche laster bey den itzigen abergläubigen Volk und unrechtmäßige Mittel suchenden Pöbel zu dampfen und zu verhindern; so könnte man zwar dabey gedenken conscia mens recti famae mendacia ridet. Wan aber dieses gleichwol eine solche blame so nicht allein meine person sondern auch zugleich mein Amt betrift, als sehe mich genöhtiget zum wenigsten scharf nach dem ersten Aussager zu fragen. Wundere mich auch sehr, wie der Schuelmeister zu Näpke müsse darzu kommen seyn, daß er solcher lügener anbringen geglaubet und solches gethan. Ich ersuche demnach Ew. HochwolEhrwürden ergebenst und inständigst, dieselben wollen mir die amtsbrüderliche liebe und Freundschaft erzeigen und dero Schuelmeister scharf examiniren und ausfragen, ob dem allen also, und welche person doch eigentlich dieses gegen ihm ausgesagt und vorgegeben, daß ich solches Mittel solte angerahten haben und mir ohnschweer davon ausführliche Nachricht ertheilen, ob man etwa solchergestalt einen gewissen aussager herauskriegen und demselben zu Tilgung solcher blame und lügen nach gebühr und verdienst begegnen könnte. Wie ich nicht zweifle, Ew. HochwolEhrwürden werden mir hierunter alle amtsbrüderliche Hülfe leisten; also erbiete mich zu allen möglichen Gegendiensten der ich unter Ergebung in die gnaden Obhut des allerhöchsten alstets verharre

Ew. HochwolEhrwürden
Meines HochgeEhrtesten Herrn Amtsbruders
und wehrtesten Gönners
ergebenster Diener
D. Wiedemann".

So der Pastor von Süpplingen. Es ist kaum anzunehmen, daß seinem Ansuchen nicht entsprochen ist. Armer Schulmeister, armer Rudolf Burchhard — das war sein Name —, wie wird es dir ergangen sein bei solchem „scharfen Examiniren und Ausfragen"! Aber das Gericht ist verdient gewesen. Warum ließ sich auch besagter Burchhard beikommen, nachdem er erst 1730 vom Dienste eines Ackerknechts beim Superintendenten Dreißigmarck in Schöppenstedt zur Schulstelle in Räbke befördert war, statt sich mit allem Eifer und ausschließlich der Schule und seiner Ausbildung im Schreiben und Lesen und Orgelspiel zu widmen, sich in die geistlichen Angelegenheiten zu mischen und nun gar einem fremden Pastor schnöden Aberglauben anzudichten! Und warum versuchte er, damit sein Thun zu decken, seine eigenthümliche Kuchenbäckerei, die wohl dem Schöppenstedter Pferdeknechte, aber nimmermehr dem Schulmeister von Räbke angestanden hätte! Oder sollte er doch unschuldig angeklagt sein und nur gebüßt haben, was die Schwatzhaftigkeit seiner Tochter verbrochen hatte? Wer kann es noch entscheiden!

Jedenfalls hat sich der hülfsbereite Mann umsonst in Ungelegenheit gebracht. Denn Ilse Marie Sellecken ist auch, nachdem sie einen Kuchen verzehrt, krank geblieben. Dies geht hervor aus einem zweiten Schreiben des Superintendenten Schröter zu Schöningen vom 22. Januar 1734. Hier heißt es:

„HochwolEhrwürdiger und Hochgeehrtester
Herr pastor und Confrater.

Wenn Mein Herr pastor mit den werthesten Seinigen dies neue Jahr glücklich angefangen, soll es uns lieb zuvernehmen seyn, und will ich solchenfallß beständige continuation[7]) auf viele Jahre angewünscht haben. Anbey sende copiam von des Herrn Doct. und Stadtphysici in Rinteln Busmanni, eines geschickten und gelehrten Medici, sentiment[8]) von der Krankheit des Räbkeschen Mägdleins, und bitte mir die continuation des darüber gehaltenen diarii zur Nachricht aus, weil ich gerne den ferneren Verlauf wissen möchte. Das vorige diarium, so mir zugesandt, gieng bis an den 29ten August a. p.

Ich grüße mit meiner Frauen Meines Herrn Confratris gantzes Haus dienstlich und verharre

Ew. HochwolEhrwürden
Meines Herrn Confratris
gantz ergebenster
J. B. Schröter".

Also bis nach Rinteln war man gegangen, um dort ärztliche Hülfe zu gewinnen. Das „Sentiment" des Dr Busmann ist im Wortlaut erhalten. Derselbe schreibt:

„Der morbus puellae novem annorum solte aufangs etwas insoliti bey sich zu führen scheinen, als daß das Mädgen so lange auf dem Kopfe stehet, daß es so gräßlich das Angesicht verstellet, daß es sich als eine Katze anhänget, und also unter die morbos a fascino gerechnet werden könnte: weil aber morbi convulsivi allerhand contorsiones und circumgyrationes corporis mit sich führen, als in Chorea S. Viti, Tarantismop; So ist der morbus puellae wol ein morbus convulsivus, ortus ab acido, austero bilioso partim . . . (ein unleserliches Wort), partim volatiliori in imo ventre congesto et ad membranas ac fibras musculorum delato, dabey eine febris stataria seyn muß, welche gegen Abend eine Stunde oder etliche anhält, wie man bey cephalaeis scorbuticis und affectibus nervorum dergleichen febres statarias observiret, welche zu gewissen Zeiten recurriren und statum tempus per horam et ultra observiren, hernach cessiren und der Patient die übrige Zeit sich ohne incommodität findet.

obsessionis daemoniacae, quae est morbus a fascino insolitus circa mentem et corpus simul,

7) Fortsetzung.
8) Gutachten.

signa sind nicht vorhanden, als: scientia linguarum exoticarum, quas patiens nunquam didicit vel audivit; Notitia rerum ceteroqui absconditarum, quas hominem nosse non datur.

G. E. Busmann, D."

Dies medicinische Deutsch des vorigen Jahrhunderts mag der Leser seinem Hausarzt vortragen. Vielleicht kann der es ihm deuten. Soviel ist klar, die Meinung, daß die Kranke von bösen Geistern besessen wäre, hat der Rintelner Arzt zurückgewiesen.

Damit sind wir am Schluß. Denn die Acten sind zu Ende.

Bücherschau.

E. Ude, Leitfaden zur Einführung in das neue Recht. Im Auftrage Herzoglichen Staatsministeriums bearbeitet. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1900. VI und 298 S. 8⁰. 4 M 50.

Das „neue Recht", das uns am 1. Januar 1900 durch das Bürgerliche Gesetzbuch und seine zahlreichen Neben- und Ausführungs-Gesetze bescheert worden ist, bereitet einstweilen wohl noch mehr Schmerzen als Freude. Denn die böse Uebergangszeit hat nicht nur bei den Gerichten, sondern auch beim rechtsuchenden Publikum eine Unsicherheit, theilweise sogar eine Verwirrung hervorgerufen, welche den ungetrübten Blick für die Segnungen eines einheitlichen Rechts noch für lange Zeit gefangen halten wird. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn in dieser Voraussicht der juristische Büchermarkt geradezu überschwemmt ist mit einer Waare, die es sich angelegen sein lassen will, die weitesten Volksschichten über die Schwierigkeiten dieser gefürchteten Uebergangsperiode hinwegzuhelfen und durch eine möglichst populäre Darstellung in die Geheimnisse des neuen Rechts einzuführen. Denn daß die Gesetzestexte selbst trotz ihrer im Allgemeinen klaren und deutschen Ausdrucksweise auf ein tieferes Verständniß des Laien-Publikums nicht rechnen können, ergiebt sich — abgesehen von ihrem den Ueberblick erschwerenden Umfange — schon aus der Erwägung, daß sie nur einen kurzen und prägnanten Niederschlag der Anschauungen enthalten, die sich im Laufe der Jahrhunderte durch das Rechtsbewußtsein des Volkes, seine wirthschaftlichen Bedürfnisse und durch die juristische Wissenschaft und Rechtsprechung herausgebildet haben. So wenig deshalb ohne Kenntniß dieses Werdegangs ein auch nur oberflächliches Verständniß unserer neuen Gesetze über das bürgerliche Recht möglich ist, so wenig kann das nicht rechtsgelehrte Publikum aus den Gesetzbüchern selbst seine Belehrung schöpfen. Und die Textausgaben zum Bürgerlichen Gesetzbuch, die man massenhaft im Volke verbreitet findet, werden weit eher dazu dienen, die Verwirrung noch zu steigern, als sie zu vermindern.

Es ist deshalb zu bedauern, daß wir in unserem Herzogthum noch kein Buch besitzen, das unter Berücksichtigung unserer zum Theil auch jetzt noch abweichenden rechtlichen Verhältnisse das gesammte neue Recht in gemeinverständlicher, auf die Hauptsachen sich beschränkender Darstellung und durch Belebung der starren Rechtssätze mittelst gutgewählter Beispiele dem Verständnisse weitester Kreise nahezubringen sucht. Auch das vorliegende Ude'sche Werk kann und will diesem wirklich dringenden Bedürfnisse nicht abhelfen. Darin liegt durchaus noch kein Tadel. Denn wie es aus einem besonderen Anlaß hervorgegangen ist, nämlich bei den Vorlesungen des Verfassers vor den Gerichtsunterbeamten als Leitfaden zu dienen, so richtet es sich auch überhaupt nicht an das große rechtsuchende Publikum im Allgemeinen, sondern nur an einen beschränkten Theil desselben. Für diesen Theil aber, also die Gerichtsunterbeamten, ist der Leitfaden von großer Brauchbarkeit, die sich noch wesentlich steigert, wenn seine Benutzung mit einer entsprechenden mündlichen Belehrung Hand in Hand geht. Denn das Buch verzichtet von vornherein darauf, eine Erklärung der einzelnen Rechtssätze, eine Erläuterung durch Beispiele oder auch nur eine systematische Gruppirung des Stoffes zu bieten, sondern beschränkt sich darauf, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen und im strengen Anschluß an den Gesetzestext gerade diejenigen Bestimmungen wieder zu geben, welche für die Thätigkeit der Gerichtsschreiber von hervorragender Bedeutung sind. Auch als Nachschlagebuch ist deshalb der Leitfaden nicht ohne Werth und zwar um so mehr, als ein ziemlich genaues Inhaltsverzeichniß dem Ganzen beigegeben worden ist. Jedenfalls wird für die Uebergangszeit das Ude'sche Buch den Zweck vollkommen erfüllen, den es sich in weiser Selbstbeschränkung gesteckt hat. A. H.

E. Ude, Das Polizei-Strafgesetzbuch. Erläuterte zweite, auf Grund des Gesetzes № 27 vom 23. März 1899 bearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1899. VI u. 244 S. 4 M 50 ₰. A. u. d. T.: Die Strafgesetze des Herzogthums Braunschweig I.

Der auf dem Gebiete einer gemeinverständlichen Darstellung der verschiedensten rechtswissenschaftlichen Materien äußerst fruchtbare Verfasser wendet sich auch mit seiner Bearbeitung des braunschweigischen Polizei-Strafgesetzbuches in erster Linie an das „Laienelement in der Strafrechtspflege". Aber die Behandlung des Stoffes beruht auf einer so wissenschaftlichen Grundlage, daß schon die erste Auflage des vorliegenden Werkes auch in den eigentlichen Fachkreisen von vornherein die gebührende Berücksichtigung und Anerkennung gefunden hat. In noch höherem Grade verdient die Neu-Bearbeitung diese Beachtung, denn das Ude'sche Buch entspricht vollkommen den Anforderungen, die man billiger Weise an einen modernen strafrechtlichen Commentar zu stellen berechtigt ist. Daß das Werk daneben seinem ersten Zweck nicht untreu geworden, sondern ein gemeinverständlicher Rathgeber für die Beamten des Polizeidienstes und aller Personen geblieben ist, die sich mit dem Polizei-Strafgesetze berufsmäßig beschäftigen müssen, kann nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden. Jedenfalls wird es daher auch in Zukunft eben so wenig auf dem Gerichtstische, wie in der Hand der braunschweigischen Polizeiorgane fehlen dürfen.

A. H.

Im 11. Jahrgange der neuen Folge der **Zeitschrift für bildende Kunst** (Leipzig, Seemann), 3. Heft, December 1899 (S. 67—71) behandelt Museums-Inspector Dr Christian Scherer das hier in zwei guten Abbildungen wiedergegebene Elfenbeincrucifix des Herzoglichen Museums, das früher dem Michelangelo oder Giovanni da Bologna zugeschrieben und auch noch im letzten „Führer" des Museums S. 35 als eine italienische Arbeit um 1550 bezeichnet wurde. Scherer verfolgt die Geschichte des hervorragenden Kunstwerks, das von Kaiser Karl VI. seinem Schwiegervater, dem Herzoge Ludwig Rudolf zu Br.-Lün., geschenkt und lange Zeit in der Schloßcapelle zu Blankenburg aufbewahrt worden ist, weist die Unmöglichkeit der bisherigen Bezeichnungen nach und führt in umsichtiger Untersuchung drei verschiedene Gründe vor, die, wie der Verfasser wohl mit Recht sagt, „in ihrer Gesammtheit und gegenseitigen Ergänzung es im hohen Grade wahrscheinlich machen, daß wir in dem Schöpfer des Braunschweiger Crucifixes thatsächlich Balthasar Permoser zu erkennen haben". Permoser, geboren am 3. August 1651, war seit 1710 Hofbildhauer in Dresden und ist hier am 20. Februar 1732 gestorben.

Adolf Fricke, Das Volksschulwesen des Herzogthums Braunschweig. Nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen kurz zusammengefaßt und dargestellt. Braunschweig, E. Appelhons u. Comp. 1899. VI u. 18 S. 8⁰. — ℳ 40.

Das kleine Heft, das einen kurzen Auszug aus des Verfassers größerem Werke, seiner „Volksschulgesetzsammlung" (2. Aufl. Braunschw. 1899), bildet, verdankt seine Entstehung einem praktischen Zwecke; es soll die Zöglinge der Lehrerseminare mit den Bestimmungen über das Volksschulwesen unseres Herzogthums bekannt machen. Das geschieht in so kurzer, übersichtlicher und verständlicher Weise, daß das Büchlein wohl auch außerhalb der Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, sich leicht Freunde erwerben dürfte.

Wilhelm Meves, Comödia des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Schwank vom dreimal geprellten Wirthe. Für die Bühne neu bearbeitet. Hamburg, G. A. Rudolph 1900. 35 S. 8⁰. 1 ℳ.

Die Comödie des Herzogs Heinrich Julius „von einem Wirthe, wie derselbige von dreyen Wandergesellen drey Mahl vmb die Bezahlung betrogen sey worden", wird uns hierin geschickter und, wie Ref. aus Erfahrung hinzusetzen kann, wirkungsvoller Bearbeitung vorgeführt. Daß das Stück sich in dieser Form dauernd auf dem Repertoire unserer Hofbühne gehalten hat, ist wohl ein Beweis dafür, daß harmlose Dramen dieser Art jedenfalls einen großen Theil des Publikums mehr ansprechen als viele der modernen Machwerke, ganz abgesehen von der litterargeschichtlichen Bedeutung, die den Stücken des Herzogs Heinrich Julius für uns Braunschweiger natürlich noch im erhöhten Grade innewohnt. Ein guter Theil dieses Erfolges ist auch dem Bearbeiter, dem hier seine genaue Bühnenkenntniß trefflich zu statten kam, zu verdanken. Er hat es sehr gut verstanden, das Stück, das in der Originalgestalt für unseren Geschmack entschieden zu lang sein würde, zu kürzen, das uns jetzt Fremdartige oder gar Anstößige zu beseitigen oder zu mildern, dabei aber doch den alten volksthümlichen Ton, den das Original besitzt, ungeschwächt zu erhalten. Er hat die Handlung aus fünf Akten in einen und zugleich auf einen Schauplatz zusammengezogen, die Zahl der auftretenden Personen von dreizehn auf sieben beschränkt und durch die in Vorschlag gebrachte Bühneneinrichtung, die durch eine Regie-Skizze auf S. 7 klar veranschaulicht wird, ein ebenso kulturgeschichtlich interessantes, wie malerisches Bühnenbild geschaffen. Ein sehr glücklicher Griff war es ferner, daß er die Lustige Person, bei dem Herzoge Joan Bouset, hier Hans Wurst geheißen, statt des dem Niederländischen verwandten Idioms das heimische Braunschweig-Hannoversche Platt sprechen läßt, das der Bearbeiter trefflich beherrscht. Es ist diese dramatisch sehr wirksame Figur überhaupt mit besonderer Liebe gezeichnet. — Möge die gewandte Bearbeitung die Wiedererweckung des alten Stückes für die moderne Bühne auch an anderen Orten anregen und befördern. Für die in den letzten Jahrzehnten üblich gewordenen litterargeschichtlichen Abende, an denen aus 3 oder 4 Jahrhunderten kleine Dramen hinter einander aufgeführt werden, würde die vorliegende Comödia ein nach Inhalt und Umfang empfehlenswerthes, für die Zeit charakteristisches Stück bilden.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. 34. Das deutsche evang. Hilfswerk in Armenien in Gefahr. — 35, 37, 39. Pädagogische Briefe (Knabenhandfertigkeitsunterricht). — 36—38 u. 40. Die sonntägliche Christenlehre in ihrer Bedeutung für die christl. Jugendunterweisung. — 40. Die Delegirtenconferenz d. luth. Gotteskasten zu Mölln am 4.—6. Sept. — 41. Rückblick auf die 52. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; Kirchenbauten in Riga u. Braunschweig; Haftpflicht d. Kirchengemeinden. — 42. Ist auf den Lehrerseminaren Latein zu treiben. — 43. Superintendent Alb. Wichmann †. — 44. Der erste niedersächs. Kirchenchor-Verbandstag in Hildesheim. — 45. Gesch. d. luther. Gemeinde in Frankfurt a. O.; „Braunschw. Inquisition". — 46 u. 47. Wandersleb, was lehrt die heilige Schrift von dem Einkommen der Diener am Wort?; Gemeindegesang. — 48 u. 49. Bedauerliches u. Erfreuliches aus dem jetzt geltenden Polizeistrafgesetzbuch. — 50. Werden die Neger in Ost-Afrika von unseren Leipziger Missionaren zu früh getauft? — 51. Die Bedeutung unserer christlichen Missionsthätigkeit f. d. Entwicklung unserer afrikanischen Colonien. — 52. Fall Weingart; geistliche Schulaufsicht; Jahrhundertwende. — 53. Deuteronomium 33, V. 25.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 31. Los von Rom; Stephan Ronay. — 32 u. 33. Ferienlectüre II. — 35. A. Wernicke, zum 28. August (Goethe). — 36. Vom Gustav-Adolf-Verein. — 37. Evang. Einheits-Bestrebungen. — 38. Willkommen in Br.!; G. Schaarschmidt, 12. Hauptversammlung d. evang. Vereins d. Gustav-Adolf-Stiftung zu Br. am 5.—7. Sept. 1854; Rahlwes, Gottsch. Kruse; H. Bartels, aus Lothringens Diaspora. — 39—41. Gerlich, vom Allgem. Evang.-Protest. Missionsverein. — 42. Von allerlei Versammlungen. — 43. Einiges von den Freimaurern. — 44. Die Lage der Katholiken in unserem Herzogthum; noch einmal die Freimaurer.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 8. April **1900.**

Joh. Heinr. Stobwasser und seine Lackwaarenfabrik in Braunschweig.

Von Christian Scherer.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man selbst in den Kreisen derer, die sich mit der Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes berufsmäßig befaßten, soweit sie nicht Braunschweig selbst angehörten, von Stobwasser und seinen Lackwaaren kaum mehr als den Namen kannte. Im Kunsthandel begegneten wohl hier und da unter der Bezeichnung „Braunschweiger Dosen" lackirte und bemalte Dosen, aber wie und von wem dieselben angefertigt waren und welche Bedeutung dieser ganze Industriezweig einst gehabt hatte, wußte nur selten Jemand zu sagen. Verwöhnt durch die technisch so vollkommenen und mit so feinem Geschmack decorirten Lackwaaren der Japaner und Chinesen, betrachtete man diese deutschen Arbeiten, zumal sie keineswegs zu den begehrten und heiß umstrittenen Stücken der Auctionen zählten und wohl oft auch nur minderwertige Erzeugnisse ungeschickter Nachahmer sein mochten, mit geringschätzigen Blicken, und so kam es, daß sie und ihr Erfinder nicht nur der großen Oeffentlichkeit mehr oder minder unbekannt geblieben waren, sondern auch in der Geschichte des deutschen Kunstgewerbes noch kaum eine Erwähnung, geschweige denn eine angemessene Würdigung gefunden hatten. Da fand im Herbste des Jahres 1891 hier in Braunschweig die öffentliche Versteigerung der Kunstsammlung des verstorbenen Kaufmanns A. Vorhauer statt, die u. A. eine größere Zahl sog. Stobwasser=Arbeiten enthielt, und dieses Ereigniß gab nun Anlaß, bald nachher in der Bayer. Gewerbezeitung[1]), dem inzwischen eingegangenen Organ des Bayer. Gewerbemuseums in Nürnberg, eine Studie über Stobwasser und seine Lackwaarenfabrik zu veröffentlichen, die sich im Wesentlichen auf die uns hinterlassene Lebensbeschreibung des interessanten Mannes, sowie auf archivalische Nachforschungen und mündliche Mittheilungen stützte, die ich von verschiedenen Seiten erhalten hatte. Seitdem ist es mir durch weitere Nachforschungen möglich geworden, das Material, das mir für meine damalige Arbeit zur Verfügung stand, wesentlich zu erweitern, so daß ich mich, geleitet von dem Wunsche, diesen so lange vernachlässigten Erzeugnissen und ihrem fast unbekannten Urheber die ihnen gebührende Beachtung auch in weiteren Kreisen zu verschaffen, entschloß, das Thema nochmals durchzuarbeiten.

Wenn auch die Erzeugnisse, die aus Stobwasser's Fabrik hervorgegangen, ihrer Mehrzahl nach als selbständige kunstgewerbliche Arbeiten von nur untergeordneter Bedeutung sind, so haben sie doch — und das gilt besonders von den berühmten Schnupftabacksdosen — eine Zeit lang eine Art Weltruf besessen, den sie bei ihrer vorzüglichen Technik und ihrer z. Th. künstlerischen Ausführung im vollsten Maaße verdienten. Dazu kommt aber auch die in gewissem Sinne geschichtliche Bedeutung, die der Person ihres Erfinders anhaftet, in dessen merkwürdigen Lebensschicksalen, wie sie uns in seinen eignen, von seinem Sohne ergänzten und 1830 nach des Vaters Tode herausgegebenen Aufzeichnungen[2]) geschildert werden, sich ein Stück Culturgeschichte wiederspiegelt, das bei seiner stark lokalen Färbung gerade für jeden Braunschweiger von besonderem Interesse sein dürfte.

Johann Heinrich Stobwasser, der Erfinder der unter diesem Namen gehenden Lackwaaren, ist aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen. Er wurde am 16. November 1740 zu Lobenstein im sächsischen Voigtlande als Sohn eines Glasers geboren, der, nachdem er bei einem Brande Haus und Hof verloren hatte, durch einen kleinen Hausirhandel sich und seine Familie kümmerlich ernährte. Mit seinen Waaren besuchte er die Messen und Jahrmärkte und nahm auf diesen Wanderungen, die er meist zu Fuß machte, den inzwischen herangewachsenen Sohn mit sich. So lernte dieser schon frühzeitig mancherlei Städte kennen und deren Kunstschätze, die ihn vor Allem in Nürnberg lebhaft anzogen, liebgewinnen.

---

1) 1892 № 20.

2) Diese Aufzeichnungen führen den Titel: „Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Lebensgeschichte von Joh. Heinr. Stobwasser", Braunschweig 1830. Auf ihnen beruht im Wesentlichen die nachfolgende Geschichtserzählung, soweit sie sich auf die äußeren Lebensverhältnisse Stobwasser's bezieht. Hierfür wurde außerdem P. Zimmermann's Aufsatz in der Allg. Deutsch. Biographie benutzt, der seinerseits wieder die einschlägigen Acten des Herzogl. Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel, sowie die Nachrichten in den Kirchenbüchern zu Braunschweig zu Rathe gezogen hat.

Sehr beliebt und viel begehrt waren damals lackirte Waaren, besonders Stöcke, wie sie König Friedrich Wilhelm I. für seine Armee eingeführt hatte. Die Stobwasser's pflegten dieselben in Ansbach einzukaufen, da die dortigen Erzeugnisse für die besten galten. Allein bei starker Nachfrage waren diese Artikel nicht immer zu erhalten, so daß Vater und Sohn oft in Verlegenheit geriethen und der Letztere schließlich auf den Gedanken kam, dieselben selbständig anzufertigen. Hierzu bedurfte er vor Allem jenes Mittels zur Herstellung des dabei zur Verwendung kommenden Lackes, das als streng gewahrtes Geheimniß behandelt wurde. Diesem auf die Spur zu kommen, war nunmehr des jungen Stobwasser's eifrigstes Bestreben. Es ist ungewiß, ob er dabei, vielleicht durch Zufall, in den Besitz französischer Recepte gelangte; denn in Frankreich hatte man zuerst und zwar schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts versucht, die feinen chinesischen und japanischen Lackwaaren, die nach Europa gebracht wurden und bald zu den kostbarsten Seltenheiten gehörten, nachzuahmen, und so wurde dort etwa seit 1730 gelackte Waare angefertigt, die der ostasiatischen fast gleichwerthig war. Gewöhnlich bezeichnet man die im Laufe des 18. Jahrhunderts in Frankreich entstandenen feineren Waaren dieser Art, Möbel, Fächer, Dosen, Schalen u. A. mit dem allgemeinen Namen als „Vernis Martin“, da die 4 Brüder Martin in Paris die bedeutendsten, wenn auch nicht als die einzigen Vertreter dieses kunstgewerblichen Genres von jeher betrachtet werden. Was diese Martins für Frankreich waren, ist Stobwasser — das kann man wohl ohne Uebertreibung sagen - für Deutschland geworden, und wie jene möglicherweise japanische Quellen bei der Herstellung ihres Lackes benutzt haben, so hätte wohl auch Stobwasser an den Erzeugnissen der Martins und anderer „peintres vernisseurs“ gelernt haben können; doch wissen wir darüber nichts Näheres, zumal sich auch in seiner Lebensbeschreibung nicht die geringste Andeutung davon findet, und dürfen daher wohl mit Recht annehmen, daß Stobwasser als Malerlackirer völliger Autodidact war und nur durch seinen eisernen Fleiß und seine ungewöhnliche Begabung so Bedeutendes leisten konnte.

Freilich mißlangen Stobwasser's erste Versuche in Herstellung jenes Lackes sämmtlich; ebensowenig Erfolg hatte seine Verbindung mit einem ehemaligen Apotheker, Namens Eberlein, der vorgab, im Besitze des Arcanums zu sein, durch sein Wohlleben aber und seine kostspieligen Experimente, die er in der zu Lobenstein eingerichteten kleinen Fabrik anstellte, die Baarmittel der Familie schon nach kurzer Zeit erschöpfte.

So mußten Vater und Sohn, trotz der von allen Seiten drohenden Kriegsgefahren, von Neuem zum Wanderstabe greifen; doch bald kehrte der Letztere, durch Krankheit genöthigt, wieder nach Hause zurück, wo er sich, kaum genesen, abermals auf den Weg des Experimentirens begab, bis es ihm endlich im Jahre 1757 gelang, einen Lack zu bereiten, der die erforderlichen Eigenschaften, Glanz und Haltbarkeit, im vollkommensten Maaße besaß. Mit der Entdeckung dieses lange gesuchten Geheimnisses erwachte auch im Jüngling der künstlerische Sinn, den er schon in frühester Jugend durch eine hervorragende Anlage zum Zeichnen bekundet hatte, und unverzüglich schickte er sich an, seine Waaren nach japanischen Mustern mit Landschaften und Figuren zu schmücken.

Aehnliche Erzeugnisse mit bildnerischem Schmuck waren ja damals auch in Deutschland nichts Neues. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts pflegte man, besonders in Augsburg, allerlei Hausgeräth mit rother, blauer und gelber Farbe zu überziehen mit sauber ausgeschnittenen und oft auch colorirten Kupferstichen zu bekleben und dann mit Lackfirniß zu überstreichen. Die so verzierten Arbeiten, die übrigens bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allgemein beliebt waren, lassen sich jedoch weder als Lackarbeiten im eigentlichen Sinne verstehen, noch können sie sich, da sie jedes selbständigen künstlerischen Zuges entbehren, mit dem vergleichen, was Stobwasser damals und vor Allem später hervorgebracht hat.

Es lag nahe, und war ja schon aus der Geschichte des Porzellans bekannt, dem Lande, dem man überhaupt die Anregung zu dieser Technik verdankte, auch die Vorbilder für die Decoration dieser Arbeiten zu entlehnen. So hatten auch schon die Martins und Andere zunächst ausschließlich die Arbeiten der Japaner, vor Allem ihre erhabenen Goldlackarbeiten nachgeahmt, um erst später mit der Erweiterung ihres technischen Verfahrens und in Folge der wachsenden Concurrenz auch Lackmalereien im französischen Geschmack anzufertigen, ja in England ging man selbst soweit, diesem ganzen Kunstzweige trotz seiner Herkunft die Bezeichnung „japanning“ zu geben und die so verzierten Gegenstände „japanware“ zu benennen. Freilich scheint diese enge Anlehnung an die ostasiatischen Vorbilder nicht von allzu langer Dauer gewesen zu sein; denn wie die Martins, so machte sich auch Stobwasser schon nach Kurzem frei davon, indem er aus eignem Antrieb und ohne Unterweisung nicht nur geeignete Kupferstiche copirte, sondern auch, angefeuert durch das ihm zu Theil gewordene Lob, vollständige Bilder im Geschmacke seiner Zeit zu entwerfen unternahm. Daß es ihm an Talent hierzu nicht fehlte, beweist die Thatsache, daß der Markgraf von Bayreuth, der an seinen Arbeiten Gefallen gefunden hatte, 1760 den jungen Künstler aufforderte, sich ganz der Malerei zu widmen und in die Bayreuther Maleracademie einzutreten. Stobwasser lehnte jedoch dies Anerbieten ab, um bei seinem Vater bleiben zu können, für den er nunmehr Trinkbecher und Schnupftabacksdosen in der angegebenen Art bemalte, die jener in kurzer Zeit auf den Messen und im Lager der Soldaten mit großem Gewinn absetzte. Trotz alledem wollte das Geschäft aus Mangel an einem größeren Betriebscapital und an kaufmännischer Erfahrung nicht recht in Schwung kommen, so daß, nachdem noch mannigfache andere Enttäuschungen in Folge der Gutmüthigkeit der Eigenthümer hinzugekommen waren, sich die Verhältnisse der Familie immer schlechter gestalteten.

Um diese Zeit erhielt der alte St. zufällig Kenntniß von einer Bekanntmachung der braunschweigischen Regierung, durch welche Künstler und Handwerker jeder Art unter Zusicherung jeglicher Unterstützung aufgefordert

wurden, sich in Braunschweig niederzulassen. Es war dies einer jener vielen, von Herzog Karl I. unternommenen, aber aus Mangel an materiellen Mitteln nur selten zu einem glücklichen Ende geführten Versuche, durch Gründung von Fabriken und Manufacturen Handel und Gewerbe fördern und dadurch den Wohlstand seines Landes sowie seine eignen Einkünfte vermehren zu wollen. Aus dieser wohlgemeinten Absicht, der u. A. auch die Porzellanfabrik zu Fürstenberg ihre Entstehung verdankte, war jene Bekanntmachung entsprungen, die, nachdem man auf eine Anfrage an den Herzog einen zwar etwas allgemein gehaltenen, aber im Ganzen günstigen Bescheid erhalten hatte, die Uebersiedelung der ganzen Stobwasser'schen Familie nach Braunschweig zur Folge hatte.

Mit dem 3. August 1763, dem Tage, an dem dieselbe mit geringer Habe und einem kleinen Vorrath ihrer Erzeugnisse auf einem Planwagen in die Thore der Stadt einzog, beginnt ein neuer Abschnitt in dem Leben Stobwasser's und der Geschichte seiner Fabrik.

Zwar wollte es auch in Braunschweig zunächst noch keineswegs nach Wunsch gehen; denn obwohl der Herzog, dem sich Stobwasser durch Ueberreichung einer mit Blumen verzierten Tischplatte zu empfehlen suchte, seine Hülfe zugesagt hatte, gelang es diesem doch erst im Frühjahr 1764 nach wiederholten Bittgesuchen durch die besondere Gnade des allmächtigen Ministers Karl's I., des Geheimraths Schrader v. Schliestedt, eine bescheidene Wohnung zu erhalten, in der man die Fabrik einrichten und eröffnen konnte. Hier wurden zunächst nur Handstöcke aus Spanischrohr und lackirte Patrontaschen hergestellt, die Stobwasser nach einem, dem Herzog vorgelegten Muster für dessen Leibregiment zu liefern hatte. Bald darauf wurde ihm auch eine neue größere Wohnung am damaligen Wendengraben, der jetzigen nördlichen Wilhelmstraße, eingeräumt und damit zugleich die Möglichkeit gewährt, den Betrieb in weiterem Umfange und mit reicheren Mitteln fortzuführen. Man baute hier einen Lackirofen und zog von allen Seiten tüchtige Arbeiter heran, unter ihnen einen Franzosen Namens Guérin, einen Musketier des Leibregiments, der in der Fabrik gelernt hatte und später in dieselbe wieder eingetreten war. Dieser gilt für den Erfinder einer neuen Art von Tischplatten aus „Carton", die nach ihm benannt wurden, auch sollen lackirte Dosen vorkommen, die mit der Bezeichnung „Jean Guérin, vernisseur à Brunswic" versehen sind und für seine Fabrikate gelten. Ob man aber berechtigt ist, hieraus zu schließen, daß er zeitweilig ein eignes Geschäft gehabt habe und also ein Concurrent Stobwasser's gewesen sei, dürfte angesichts der Thatsache, daß er der Stobwasser'schen Familie stets sehr nahe stand, ja später sogar (1767) der Schwager Stobwasser's und der Leiter seiner Filiale in Berlin wurde, doch mehr als zweifelhaft erscheinen.

Die Gründung dieser Berliner Zweigfabrik kam gegen Ende des Jahres 1772[3]) zu Stande, nachdem die Fabrik zu Braunschweig durch Verwendung vornehmer Gönner allmählich weit über die Grenzen des Herzogthums bekannt geworden war und ihre Erzeugnisse nach allen Richtungen zu verschicken begonnen hatte.

Schon im Jahre zuvor hatte Stobwasser ein glänzendes Anerbieten, nach Berlin überzusiedeln, aus unbegreiflichen Gründen abgelehnt; als man sich jetzt von Neuem an ihn wandte, gab er, hauptsächlich wohl um der drohenden Concurrenz vorzubeugen, den dringenden Vorstellungen seiner Schwester nach und willigte, da er selbst fest entschlossen war, in Braunschweig zu bleiben, wenigstens in die Uebersiedelung der Guérins nach Berlin. So wurde dort unter ihrer Leitung 1772 eine zweite Fabrik, ganz in der Art der Braunschweigischen, eingerichtet, die, allerdings unter gänzlich veränderten Verhältnissen — sie ist inzwischen in eine Actiengesellschaft umgewandelt und fabricirt fast nur noch Lampen — noch heute dort besteht. Stobwasser selbst blieb, seinem Entschlusse getreu, und trotz der verlockenden Anträge, die ihm auch von anderer Seite, z. B. von Dresden und Cassel gemacht wurden, in Braunschweig zurück und die dadurch bewiesene Anhänglichkeit an diese Stadt gewann ihm die besondere Gunst der Herzogin Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich's des Großen, die dann bis zu ihrem Tode seine Gönnerin blieb.

Schon im November 1771 war ihm, nachdem sich auch sein Arbeitspersonal inzwischen erheblich vergrößert hatte — schon 1768 bestand es einschließlich seiner Familie aus 24 Personen — und die alte Wohnung nicht mehr ausreichte, von der Regierung ein herrschaftliches Haus in der Echternstraße[4]) überwiesen worden, und mit der Uebersiedelung dorthin begann die eigentliche Glanzperiode seiner Fabrik, die sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts erstreckte. Diesem Zeitraum gehören auch die meisten der noch heute vorhandenen Stobwasser'schen Erzeugnisse an.

Durch seine 1774 erfolgte Verheirathung mit Sophie Elisabeth Gersting, der Tochter eines Hoftischlers in Hannover, war Stobwasser in den Stand gesetzt, sein Geschäft bedeutend zu erweitern, das er nach dem Tode seines Vaters (1776), der dem eigentlich technischen und künstlerischen Betrieb stets fern gestanden und nur den Verkauf der Waaren besorgt hatte, selbständig übernahm, wobei ihm ein tüchtiger, kaufmännisch geschulter Gehilfe zur Seite stand. Aus einem „Avertissement" des Braunschweigischen Polizeidepartements vom 28. Januar 1775 und besser noch aus einem 1779 gedruckten Formular zu einem Preisverzeichniß lernen wir die Erzeugnisse seiner Fabrik aus dieser Zeit kennen. Es sind dies zunächst verschiedene Arten von Tischen, wie z. B. runde und ovale mit Gestell, Spiel- und Nachttische, sodann Tischblätter, darunter viereckte, geschweifte und Consoltischblätter von verschiedener Größe und sämmtlich mit

3) Nicolai in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam II p. 546 versetzt die Gründung der „Guérin'schen Lackirfabrik, die sich in der Wilhelmstraße befand, fälschlich ins Jahr 1775.

4) Es ist das jetzt dem Braunschw. Arbeiter-Verein gehörige Haus No. 16 (588), das laut Eintrag im Hypothekenbuch 1794 in Stobwasser's Besitz überging, nachdem es bis dahin dem Fiscus gehört hatte. Freundliche Mittheilung des Herrn Oberstleutenant H. Meier hieselbst.

Landschaften und Figuren, z. Th. in Medaillons, mit Früchten oder Blumen bemalt. Ihnen folgen ähnlich bemalte „Coffee-Bretter“ mit schlichtem und hohem Rande in 8 verschiedenen Größen, sowie lange und runde „Präsentir-Teller“, weiterhin „Pontel Näpges“ oder Spielteller mit Frucht- und Blumenmalerei, ferner extra große ($4^1/_2$ Zoll lange) und kleine (4 Zoll) „Schnupftobacks-Dosen“ sowie solche von ordinairer Größe ($3^3/_4$—$2^1/_2$ Zoll), sodann alle Arten von „Kästgen“, wie z. B. Thee-, Schmuck-, Toback- und Fillet-Kästgen, ebenfalls von verschiedener Größe und wie die obengenannten Gegenstände bemalt, und endlich noch eine große Anzahl der verschiedensten Gebrauchs- und Galanteriegegenstände, darunter Wachsstock-Büchsen von Blech, Rauchtabacksdosen (viereckte mit und ohne Scharnier und ovale), Steckknöpfe, Etuis, Waldrappen, Lichtrosen oder Leuchterkränsel, Caffee-Tassen, Becher, beschlagene Pfeifenköpfe, Porto mouchetes (d. i. Lichtscheerenteller in Schiffform, Stöcke von Nußbaumholz, unbeschlagene und beschlagene mit Knöpfen von papier maché u. A. m., kurz eine Fülle von Gegenständen, die heute z. Th. ganz außer Gebrauch gekommen und uns vielfach kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Nimmt man hierzu noch die bei Ribbentrop in seiner „Beschreibung der Stadt Braunschweig II S. 143 ff.“ genannten „Spucknäpfe und Spinnrockenblätter“, so dürfte man ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller der Gegenstände haben, die damals in Stobwasser's Fabrik hergestellt wurden.

Weitaus die meisten bestanden aus papier maché, einem groben, breiartig zermalmten und mit Leimwasser angemachten Papierzeug, das durch Pressung in Formen seine Gestalt empfing; daneben wurde aber auch auf Blech und anderm Metalle, sowie auf Holz, Leinwand und Leder lackirt. Die besten seiner Waaren erhielten in der Regel einen fünffachen Ueberzug aus einem mit Rauchschwarz versetzten Lackfirniß, der nach dem jedesmaligen Trocknen der vorhergehenden Lage mit einem feinen Pinsel von Neuem aufgetragen wurde. Zwischen den einzelnen Lacklagen wurde der Gegenstand mit Schachtelhalm und Polirstein sorgfältig abgeschliffen und schließlich in der bloßen Hand mit Anwendung von fein geriebenem Bimsstein polirt. So gelangte das Stück in die Hand des Malers, der die Bildfläche zunächst mit einer helleren Farbe grundirte und dann auf diesem Grunde sein Gemälde in Oelfarben ausführte. Diesem letzteren, rein künstlerischen Theile seiner Fabrikation hat Stobwasser stets eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet, und wenn ihm auch andere seiner Erzeugnisse, wie z. B. jene Pfeifenköpfe[5]), die, in der Farbe angerauchten Meerschaumköpfen ähnlich, eine Zeitlang sehr gesucht waren und als „Braunschweigische Pfeifenköpfe“ weithin bis nach Rußland und der Türkei versandt wurden, größeren Gewinn und Nutzen brachten, so hat er doch selbst stets diejenigen am höchsten geschätzt, an denen er seinen Kunstsinn frei und ungehindert bethätigen konnte. So waren es außer Präsentirtellern und Tischplatten, vor Allem jene Schnupftabacksdosen, die, z. Th. künstlerisch und mit vielem Geschmack verziert, Stobwasser's Namen bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten haben; denn an sie denkt man doch zunächst, wenn von Stobwasser'schen Arbeiten überhaupt die Rede ist.

Die Form dieser meist aus papier maché hergestellten Dosen, die nach einer nicht mehr näher zu prüfenden Quelle[6]) schon 1740 von den Martins erfunden sein sollen, ist in der Regel rund mit einem zwischen 9 bis 10 cm schwankenden Durchmesser, seltener oval und viereckig. Bei den Dosen der letzteren Art, die häufig aus Blech bestehen und der Mehrzahl nach einer späteren Zeit, d. h. schon diesem Jahrhundert anzugehören scheinen, ist der Deckel gewöhnlich durch Scharniere befestigt, während er bei den Dosen von runder Form immer abnehmbar ist. Bemalt ist gewöhnlich nur die Außenseite des Deckels und zwar so, daß der ganze Raum in sehr geschickter Weise ausgefüllt ist; die Innenseite trägt zuweilen in schöner, rother Cursivschrift die nähere Bezeichnung des dargestellten Gegenstandes und die Fabriknummer, oft auch am Boden in ähnlicher Schrift eine Art Künstlersignatur oder Fabrikmarke, in der Regel „Stobwassers Fabrik“ oder „Stobw. Fabrik in Braunschweig“. Letztere Signatur findet sich wohl auch aufgedruckt und dasselbe ist der Fall bei der während der westfälischen Zeit üblichen Bezeichnung „Fabrique de Stobwasser à Brunswic“.

Auch die übrigen wichtigeren Fabrikmarken, die sich an Stobwasser'schen Dosen und ähnlichen Erzeugnissen seiner Nachahmer finden, seien bei dieser Gelegenheit wenigstens kurz erwähnt, da sie für diejenigen, die Sammler oder Besitzer solcher Dosen sind, von Interesse sein dürften. So begegnet außer den genannten Signaturen auch hier und da ein einfaches St., das ebenfalls in Roth aufgeschrieben und mit Sicherheit auf Stobwasser zu deuten ist. Dagegen pflegte Stockmann, der eine Zeit lang der bedeutendste Concurrent Stobwasser's war, seine Fabrikate entweder mit „Stockmann's Fabrik“ oder auch mit „W. St. & Co.“ zu bezeichnen[7]). Noch nicht genügend erklärt ist endlich ein Stempel, der bei einzelnen Dosen der Stobwasser'schen Art vorkommt und aus den Buchstaben Ev N zusammengesetzt ist. Man hält ihn hier vermuthungsweise für das Zeichen eines Kriegsraths Joh. Ernst Aug. v. Nitschke, der ein eifriger Sammler solcher Dosen gewesen sein soll; indessen möchte ich eher glauben, daß derselbe auf Evers Nachfolger zu deuten ist. Es gab nämlich in Wolfenbüttel eine Lackwaarenfabrik von Evers, die dann in den Besitz eines gewissen Bratnagel überging und von diesem später von dort nach Hornburg verlegt

5) Einen Pfeifenkopf von riesiger Größe, an dem ein volles Jahr gearbeitet wurde, besitzt das hiesige städtische Museum. Derselbe diente der Fabrik zur Zeit der Messe als Aushängeschild.

6) Vgl. Busch, Handbuch der Erfindung. VII, 11

7) Beide Bezeichnungen finden sich aufgeschrieben, wie bei den Stobwasser'schen Arbeiten; jedoch kommt die letztere auch aufgedruckt mit der Krone darüber vor — St. wurde später Hoflackirer —, oder es begegnet, besonders auf Präsentirtellern aus der Mitte dieses Jahrhunderts, auch die vollständige Bezeichnung: „Herzogl. Braunschweig. Hof-Lackier-Fabrik von W. Stockmann & Co. in Braunschweig“.

wurde. Als dessen Marke möchte ich den genannten Stempel betrachten.

Was den Inhalt dieser Dosenmalereien anbetrifft, so ist derselbe außerordentlich mannigfaltig und umfaßt wohl sämmtliche Gebiete der Malerei vom figurenreichen Geschichtsbild, wobei im Anfang unseres Jahrhunderts die gleichzeitigen kriegerischen Ereignisse, vor Allem die Napoleonischen Kriegs- und Siegesthaten, sowie der ruhmreiche Kampf und Tod des Heldenherzogs Friedrich Wilhelm eine wichtige Rolle spielen, bis zum schlichten Stillleben herab. Doch scheinen die Portraits berühmter Zeitgenossen, vor Allem diejenigen regierender Fürsten, großer Feldherren, bekannter Gelehrten u. s. w. sowie späterhin allerlei Bildnisse und Idealköpfe schöner Frauen, diese letzteren z. Th in ziemlich freier Auffassung, eine gewisse Bevorzugung genossen zu haben, im Gegensatz zu anderen Gattungen der Malerei, wie z.B Frucht- und Blumenstücken, denen man im Ganzen nur selten begegnet. Wenn auch die meisten dieser Dosenbilder keine selbständigen Schöpfungen sind, vielmehr die Originalgemälde älterer oder gleichzeitiger Meister und die Stiche nach denselben mit größerer oder geringener Geschicklichkeit mehr oder minder frei copiren, so beruhen doch auch viele auf eigener Erfindung der im Dienste der Fabrik thätigen Maler. Während wir daher einerseits zahlreichen Copien nach bekannten Bildern Raphael's, Lionardo's, Guido Reni's, Rubens', Rembrandt's, Ostade's, Tenier's, Hogarth's, Horace Vernet's, Gerard's u. A. begegnen, stoßen wir andererseits nicht selten auch auf Gegenstände, die ein in gewissem Sinne eigenartiges und originales Gepräge an sich tragen. Dies gilt besonders von den in großer Zahl vorhandenen Landschaften, Veduten, bei denen man jedoch die vielen Copien nach den durch ihre glänzenden Beleuchtungseffecte so überaus decorativ wirkenden Küsten- und Hafenlandschaften Claude Joseph Vernet's ausnehmen muß; das gilt ferner auch von einzelnen Genrebildern, die mitunter eine geschickte Erfindungsgabe, ein hervorragendes Compositionstalent und eine hohe technische Vollendung aufweisen, die unmittelbaren Folgen der aus dem materiellen Aufschwung hervorgegangenen künstlerischen Hebung des ganzen Unternehmens[8]). Denn das muß immer von Neuem betont werden: gerade auf die künstlerische Vollendung seiner Waaren, in Verbindung mit ihrer soliden Technik, hat Stobwasser stets den Hauptnachdruck gelegt und darum strebte er vor Allem danach, ihnen eine möglichst hohe malerische Vollendung zu geben, um den Wettbewerb mit anderen ähnlichen Fabrikaten, vor Allem mit den englischen, erfolgreich aufnehmen zu können.

Dieses Ziel suchte er zunächst dadurch zu erreichen, daß er sich ein gut geschultes Künstlerpersonal schuf und sodann, indem er demselben geeignete Vorbilder zum Copiren oder freien Benutzen überwies. Im Anschluß an seine Fabrik gründete er daher eine eigene Malerschule, in welcher er junge, strebsame und talentvolle Männer nach guten Vorbildern copiren ließ und so allmählich zu tüchtigen und geschickten Künstlern heranbildete. Wenn auch die Mehrzahl der von Stobwasser ausgebildeten und beschäftigten Maler, wie z. B. Olbrig, Brüning, Sandner, Behrens, Schwarz, Oldenburg, A. Meyer u. A. über eine gewisse locale Bedeutung kaum hinaus gekommen ist, so waren doch Einige unter ihnen, denen es gelang, sich einen Ruf auch über die Grenzen ihrer Heimath hinaus zu erringen und einen Platz in der Kunstgeschichte zu sichern. Die Namen von Friedrich Georg Weitsch[9]), Dorstein Illia Hialtalin[10]) und Joh. Christoph Bäse[11]) sind nicht allein zu ihrer Zeit oft genannt und gefeiert worden, sondern werden auch heutzutage noch stets eine gewisse Bedeutung beanspruchen dürfen. Alle Drei verdankten ihre künstlerische Ausbildung in erster Linie jener Stobwasser'schen Malerschule, wo sie als junge Anfänger durch geschickte Unterweisung den Grund zu ihrer späteren Tüchtigkeit legten. Während Weitsch, der Sohn des bekannten Landschaftsmalers Pascha Weitsch und spätere Lehrer der Bildnißmalerei an der Berliner Akademie, sowie Hialtalin, der auf Island geboren, nach einer abenteuerlichen Wanderung zufällig nach Braunschweig kam und bei Stobwasser Aufnahme fand, sich im Atelier desselben besonders mit Landschaftsmalerei beschäftigten und dort zahlreiche Teller und Tischplatten mit allerlei Landschaften und Waldpartien schmückten, schloß sich Bäse, der sich später als Raphaelcopist einen Namen machte und 1837 zu Madrid durch Selbstmord endete, bei seinen Dosenmalereien mehr an ältere Vorbilder, wie an Teniers, Wouwermann, Ostade u. A. an, deren Stil und Eigenthümlichkeiten er in geschickter Weise wiederzugeben wußte.

Auf gute Vorbilder und ein geeignetes vorbildliches Material legte Stobwasser überhaupt großen Werth. Hatte er doch zu diesem Ende sich selbst eine kleine Gemäldesammlung angelegt, deren in englischer Sprache abgefaßtes, leider aber ohne Angabe von Ort und Jahr, erschienenes Verzeichniß[12]) im Ganzen 86 Gemälde aufführt, die zweifellos einst zu Studienzwecken in seinem Atelier verwendet wurden. Darunter befanden sich Werke von Murillo, Dietrich, Rembrandt, Guercino, Rubens, Berchem, Schalken, Denner, R. Ruisch, Albani, G. Reni, S. Rosa, Terburg, Lairesse, J. Vernet, van Goyen, Everdingen, A. del Sarto, C. Dolce, Domenichino, Waterloo, Elsheimer, E. van der Neer, A.

8) Für den künstlerischen Werth dieser Arbeiten spricht auch ihr hoher Preis. So kosteten z. B. einzelne der besten Dosen 5—6 Louisdor das Stück.

9) Näheres über ihn siehe bei Nagler, Künstlerlexicon 21, S. 268 u. Allgem. D. Biographie 41, S. 629.

10) 1771—1817. Schüler von Pascha Weitsch, in dessen Art er besonders Waldpartien malte. Mehrere kleine Platten aus Papiermaché, mit allerlei landschaftlichen Motiven bemalt und angeblich von Hialtalin herrührend, besitzt Herr Gewerbeschul-Director Prof. Leitzen. Vergl. über H. Meusel's Archiv für Künstler und Kunstliebhaber I[2] S. 57 u. Allg. D. Biographie XII, S. 383.

11) Vergl. über ihn F. Spehr in den Braunschweig. Anzeigen vom 27. Februar 1879. Meyer's Künstlerlexicon II S. 541. Arbeiten von ihm besitzt Herr Rentner Bäse hieselbst, der Neffe des Künstlers.

12) Es hat den Titel: Stobwasser's Cabinet of Pixtures. Ein Exemplar befindet sich als Geschenk des Herrn Malers Goldberg in der Bibliothek des Herzogl. Museums.

Dürer, J. M. Roos u. A. m. Wenn auch sicher nicht alle diese Bilder Originale waren, so konnten doch auch schon leidliche Copien in vieler Hinsicht anregend und befruchtend wirken; ganz abgesehen von dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der Motive, die sie für die Verzierung der verschiedenartigen Erzeugnisse der Fabrik darboten. Daneben arbeitete man aber nach wie vor nach Stichen oder Zeichnungen von Werken berühmter Meister und pflegte endlich auch zeitweilig und gelegentlich die Gemälde öffentlicher Gallerien zu copiren, soweit dieselben zugänglich und leicht erreichbar waren. So lassen sich z. B. unter den Dosenbildern zahlreiche Copien nach Gemälden der Dresdener Gallerie nachweisen, die vermuthlich auf Grund der an Ort und Stelle angefertigten Farbenskizzen ausgeführt wurden; dagegen ist es mir merkwürdiger Weise bis jetzt noch nicht gelungen, auch nur eine einzige Copie nach einem Gemälde des Herzoglichen Museums feststellen zu können, obwohl anzunehmen ist, daß dessen reiche Schätze, die freilich zunächst noch im Schlosse zu Salzdahlum und erst von 1814 ab im Museum selbst aufbewahrt wurden, als willkommenes Studienmaterial in der Stobwasserschen Malerschule nicht unbenutzt geblieben sind.

Auf solche Weise wurde es Stobwasser allmählich möglich, die englische Concurrenz nicht nur zu erreichen, sondern sogar, wie u. A. eine in seiner Lebensgeschichte S. 51 ff. erzählte Anecdote beweist, zu überholen. Man ersieht aus dieser Anecdote, die nicht ohne Stolz mit einer gewissen Breite und Ausführlichkeit mitgetheilt wird, daß die Erzeugnisse der Braunschweiger Fabrik schon damals — es handelt sich um die Jahre 1764/65 — die gleichzeitigen englischen nicht nur an Güte und Solidität der Arbeit, sondern auch an Schönheit und Geschmack übertrafen; sie waren zudem weit billiger, so daß sie auch im Auslande stark begehrt wurden und überall reichen Absatz fanden.

Um 1791 erreichte die Fabrik ihre höchste Blüthe; sie beschäftigte damals, wie Ribbentrop a. a. O. angiebt, etwa 80 Personen.

Allein es konnte nicht ausbleiben, daß die Erfolge Stobwasser's allmählich die Concurrenz herausforderten und ähnliche Unternehmungen ins Leben riefen. Das muß bereits um 1775 der Fall gewesen sein, da in dem schon oben erwähnten polizeilichen Avertissement dieses Jahres Stobwasser die Erlaubniß ertheilt wird, seine Waaren „mit dem Zeichen eines Rosses und dem unter selbigem stehenden Buchstaben St. zu bestempeln“, um dadurch, wie es weiter heißt, „zu verhüten, daß die von Einem und dem Andern zeither nachgemachte, obgleich jener an Güte und Dauerhaftigkeit bei Weitem nicht gleichkommende und daher von Kennern ohnehin leicht zu unterscheidende jedoch dem äußerlichen Ansehen nach ähnliche Arbeit auch nicht der Waare unkundigen Käufern zu ihrem Schaden und zur Schmälerung des guten Credits dieser Stobwasser'schen Fabrikwaare für selbige von gewinnsüchtigen Verkäufern verdebitiret werden möge“ [13]). Während es sich damals wohl nur um einzelne Versuche, Stobwasser's Waaren nachzuahmen, gehandelt haben mag, wurde die Sache für ihn bedenklicher, als allmählich an verschiedenen Orten, z. Th. durch seine eignen, ihm entlaufenen Leute veranlaßt, ähnliche Fabriken errichtet wurden. Stobwasser stand diesen Unternehmungen machtlos gegenüber, da er kein ausschließliches Privilegium, sondern nur — und zwar schon seit 1769 — das Zugeständniß erhalten hatte, daß Niemand ohne obrigkeitliche Erlaubniß lackirte Waaren anfertigen und verkaufen dürfe, dem nicht nach Vorlegung eines Probestücks die besondere Genehmigung hierzu ertheilt worden wäre. Unter solchen Umständen mußte er ruhig zusehen, wie zunächst in seiner unmittelbarsten Nähe, in Braunschweig selbst und in Wolfenbüttel Concurrenzfabriken entstanden. Es waren diejenigen von W. Stockmann, Evers und G. Schafuß u. Jaster, denen bald überall zahlreiche andere folgten, die zwar alle in Stobwasser's Art arbeiteten, ihm aber – von wenigen Ausnahmen abgesehen — weder in technischer noch in künstlerischer Hinsicht gleich zu kommen vermochten. Wenn daher auch der materielle Schaden, der ihm dadurch erwuchs, kein allzu großer gewesen sein wird, zumal viele von diesen Gründungen schon nach kurzer Zeit wieder eingingen, so legte er ihm doch den Gedanken nahe, seiner Berliner Zweigfabrik eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken. Dieser Gedanke reifte zum Entschluß, als einer seiner Gehilfen, Namens Schulze, den er ganz für seine Fabrik erzogen hatte, ihn plötzlich zugleich mit seinen besten Malern und Arbeitern verließ, um in Breslau, dem Hauptort seines Absatzes in Preußen, ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen. Unverzüglich traf Stobwasser nunmehr Anstalten, Unterhandlungen mit Berlin anzuknüpfen und seiner dortigen, 1772 gegründeten Fabrik, die inzwischen hauptsächlich in Folge längerer Erkrankung seines Schwagers stark in Verfall gerathen war, ein Privilegium zu erwirken. Am Schlusse des Jahres 1797 kamen diese Unterhandlungen zum befriedigenden Abschluß und bald nachher wurde die neu eingerichtete Guérin'sche Fabrik wieder eröffnet, die nach vier unruhigen Jahren unter seiner und seines Sohnes Leitung einen frischen Aufschwung nahm.

Hiermit sah Stobwasser sein Lebenswerk erfüllt. Das Alter forderte seine Rechte und so übergab er, hart betroffen von dem Tode seiner Frau [14]), im Jahre 1810 beide Fabriken seinem Sohne Christian Heinrich, während er selbst sich vom geschäftlichen Treiben ganz zurückzog, um den Rest seiner Jahre im Verkehr mit der Braunschweigischen Brüdersocietät zu verbringen, deren pietistischen Bestrebungen er mit seiner Familie

13) Es ist mir bisher nur ein einziges Stück der Stobw. Fabrik bekannt geworden, das den hier erwähnten Stempel trägt, nämlich ein kleines, auf Blech gemaltes Bild, das sich in hiesigem Privatbesitz befindet (Bildhauer Ahrens) und eine Episode aus dem Feldzuge Napoleon's gegen Rußland darzustellen scheint. Dieses Bild, übrigens eine der besten Arbeiten, die ich kenne, rührt laut Bezeichnung in der r. unteren Ecke von der Hand des unter dem Namen des Pferdemeyers hier bekannten Malers Aug. Meyer her (1797—1863) und trägt auf der mit rothem Lack überzogenen Rückseite ein aufgestempeltes Roß, jedoch ohne die Buchstaben St.

14) Sie starb am 5. Juni 1809.

bis zu seinem Ende aufs Eifrigste zugethan war. Stobwasser starb, nachdem er sich trotz seines Alters abermals verheirathet und auch seine zweite Frau noch überlebt hatte[15]), 89 Jahre alt, an den Folgen eines Schlaganfalles am 31. August 1829 und wurde auf dem Friedhofe der Michaelisgemeinde beigesetzt, wo ein Denkmal mit Büste, die ein pietätvoller Enkel stiftete, sein Grab schmückt.

Die weiteren Schicksale der Stobwasserschen Fabrik lassen sich mit wenigen Worten erzählen. Der Sohn, der schon 1818 nach Berlin übergesiedelt war, behielt dieselbe nur kurze Zeit; schon 1832 ging sie an die Firma Meyer und Wried über, in deren Besitze sie zunächst noch eine Art von kurzer Nachblüthe erlebt hat[16]). So verfügte die Malerschule in den 30er und 40er Jahren noch über eine stattliche Zahl jüngerer Künstler[17]), die unter Leitung eines älteren Malers, Namens Janeke, in der überlieferten Weise vor Allem Tabacks- und Cigarrendosen bemalten, wobei die Anfänger meist nach älteren Werken dieser Art, die Fortgeschritteneren aber oft auch nach Lithographien und Stichen arbeiteten, die im Geschmack jener Zeit gehalten und in großen Mengen weit verbreitet waren. Die beliebtesten Vorwürfe bildeten Mädchenköpfe, Heiligenbilder, Genrebilder, Architekturstücke, endlich auch Landschaften und Porträts. Auch die technische Herstellung der Gegenstände, die mit diesen Malereien geschmückt wurden, scheint im Wesentlichen dieselbe wie früher gewesen zu sein, und es ist interessant, daß auch damals noch der Werkführer der Fabrik die Bereitung des Lackes, der fast nur aus Kopal bestand, wie eine Art Geheimniß betrachtete. So hielten sich die Erzeugnisse der Fabrik aus dieser letzten Periode wohl anfänglich noch auf einer gewissen Höhe, allmählich aber lockerten sich die Bande, die bis dahin den Künstler mit dem Handwerker vereinigt hatten, indem jener anfing zu höheren Leistungen überzugehen und zunächst auf Blechplatten, bald auch auf Leinwand selbständige Bilder, kleinere und größere, zu malen. Dadurch löste sich aber nicht nur die Malerei mehr und mehr von den Gegenständen selbst, so daß diese mitunter überhaupt auf jeden künstlerischen Schmuck verzichten mußten, sondern sie büßte auch, wo sie noch auftrat, ihren eigenthümlich decorativen Charakter ein, der bis dahin ihren Hauptreiz ausmachte. Dieser immer mehr zunehmende Mangel an künstlerischer Eigenart in Verbindung mit dem Wechsel des Geschmackes und der Mode hat dann den ersten Anstoß zum Verfall dieses Kunstzweiges gegeben. Die Dosenfabrikation wurde schon 1856 eingestellt und was seitdem noch angefertigt wurde, beschränkte sich entweder nur auf Gegenstände rein praktischer Natur, an denen die Kunst gar keinen Antheil mehr hatte, oder es waren selbständige Bilder, meist Copien nach berühmten älteren Werken in der oben genannten Art. Diese, die ihren hauptsächlichen Absatz in England und Amerika fanden, bildeten dann auch, nachdem Goldberg und Jakobs in den 60er Jahren den Rest der Fabrik übernommen hatten, die einzigen Erzeugnisse derselben bis zu ihrer endgiltigen Auflösung im Jahre 1874.

So endigte nach mehr als hundertjährigem Bestehen dieses industrielle Unternehmen, das in der Geschichte der Kunst und des Gewerbes im Herzogthum eine immerhin interessante Episode darstellt und für das Land eine ähnliche Bedeutung hatte, wie die beiden anderen Gründungen Herzog Karl's I auf diesem Gebiete, nämlich die Fürstenberger Porzellanfabrik und die Braunschweiger Fayencefabrik.

Während die besseren Erzeugnisse der Fürstenberger Manufactur, der einzigen von diesen drei Gründungen, die bekanntlich noch heute besteht, sich zu jeder Zeit auch weit über die Grenzen des Herzogthums hinaus einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatten und gerade heute wieder in Sammlerkreisen viel begehrt und theuer bezahlt werden, ist es bisher, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, weder den Braunschweiger Fayencen noch den Stobwasser-Arbeiten gelungen, eine allgemeinere Anerkennung zu finden und Aufnahme in die öffentlichen Kunstsammlungen zu erlangen. Um so mehr hat sich ihnen der Sammeleifer einzelner Privatpersonen zugewandt und welche stattliche Zahl alter Stobwasser-Arbeiten sich noch heute im Besitze mancher Familien und in Privatsammlungen befindet, hat die am 5. und 6. März d. J. im Saale des Altstadtrathhauses vom Kunstgewerbeverein hieselbst veranstaltete Ausstellung bewiesen, die ohne große Mühe innerhalb kurzer Zeit und zwar fast ausschließlich durch Zuwendungen aus hiesiger Stadt zusammengebracht worden war. Es war eine schöne und reiche Sammlung ausgewählter Stücke, vor Allem Dosen und Präsentirteller, die ein übersichtliches Bild vom Schaffen Stobwasser's, besonders nach seiner künstlerischen Seite gewährte und somit zugleich ein rühmliches Zeugniß von diesem einst so blühenden, nunmehr aber leider gänzlich verschwundenen Zweig unserer heimischen Kunstindustrie ablegte.

15) Seine zweite Frau, mit der er sich am 4. Juni 1812 vermählte, hieß Katharine Dorothee Scheurer und war die Wittwe des Geh. Commerzienraths Röntgen in Neuwied und die Mutter seines Schwiegersohnes Phil. Röntgen.

16) Einige werthvolle Mittheilungen über die Stobw. Fabrik in dieser Periode verdanke ich Herrn Oberlehrer A. Mirsalis in Wolfenbüttel, der selbst einige Jahre von 1838 ab der Malerschule der Fabrik angehörte. Als Marke derselben kommt häufig die aufgedruckte Bezeichnung vor: Stobwassersche Fabrik, Meyer u. Wried in Braunschweig.

17) Die älteren von ihnen waren Coldeve, Bolger, Lindemann, Janeke jun. u. s. w., dazu kamen später Wahnschaff, wohl der Tüchtigste, ferner Uhlenhaut, Förster, Täger. Niedmann, Grafenhorst u. s. w. Als Schrift- und Ornamentmaler zeichnete sich besonders Landsmann aus, der sehr schön mit dem Pinsel schrieb und allerlei geschmackvolle Ornamente an den Rand von Rundbildern zu entwerfen wußte.

Bücherschau.

Im Jahres-Berichte über die städtische Oberrealschule zu Braunschweig (Ostern 1900) sind die Reden zum Abdrucke gebracht worden, die bei der „Krumme-Feier“ am 22. October v. J. gehalten wurden, als auf dem Schulhofe der genannten Anstalt

die Büste Wilhelm Krumme's feierlich enthüllt wurde. Wir möchten auch an dieser Stelle auf jene Reden aufmerksam machen, da sie nicht nur Leben und Thätigkeit des verdienten Begründers und ersten Leiters der Oberrealschule, sondern mehr oder weniger die ganze Entwicklung des Realschulwesens behandeln und somit einen bemerkenswerthen Beitrag zur Braunschweigischen Schulgeschichte liefern. Ganz besonders gilt dies von der Festrede des Nachfolgers Krumme's, Prof. Dr Wernicke's, der in klaren Zügen ein anschauliches Bild der verschiedenen Phasen entwarf, die seit dem Jahre 1750, wo Pastor Zwicke und Senior Semler im Waisenhause B. M. V. eine Realschule — die dritte in Deutschland — errichteten, diese Schulgattung in unserer Stadt durchlaufen hat. Zu kurzer Orientirung auf diesem Gebiete sind diese gewandt geschriebenen Ausführungen sehr zu empfehlen.

Paul Tschackert, Herzogin Elisabeth von Münden (gest. 1758), geborene Markgräfin von Brandenburg, die erste Schriftstellerin aus dem Hause Brandenburg und aus dem braunschweigischen Hause, ihr Lebensgang und ihre Werke. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient 1899. 55 S. gr. 4⁰. 2 ℳ 25.

Die Herzogin Elisabeth, die Gemahlin Herzog Erich des Aeltern zu Braunschweig und Lüneburg, die hier etwas ungewöhnlich als Herzogin von Münden bezeichnet wird, ist eine der anziehendsten Gestalten unter den Fürstinnen der Reformationszeit. Tschackert entwirft von ihrem ereignißvollen Leben und segensreichen Wirken in kurzen Strichen ein anschauliches Bild, um dann ausführlicher auf ihre Schriften einzugehen, die eine solche genauere Behandlung vollauf verdienen. Es sind ihrer vier. Zwei davon sind schon bei Lebzeiten der Fürstin im Druck erschienen. Der Sendbrief an alle ihre Unterthanen, den sie als Wittwe und Regentin der Braunschweig-Calenbergischen Lande, um sie zur Besserung des Lebens anzuregen, 1544 zu Neustadt a. R. schrieb, und den dann Anton Corvinus ohne ihr Wissen 1545 zum Druck beförderte, und das Trostbuch für Wittwen, das sie nach ihrer zweiten Vermählung mit Graf Poppo von Henneberg 1555 zu Ilmenau verfaßt hat. Zwei andere Schriften Elisabeth's sind uns in ihrer eigenen Handschrift überliefert. Beide sind für ihre Kinder bestimmt, die eine „Unterricht für Herzog Erich d. J." (1545) als ein Regierungslehrbuch für ihren Sohn, das andere „Mütterlicher Unterricht für Anna Maria, Herzogin von Preußen" (1550) für ihre Tochter, aber sie erregen nicht nur als Zeugnisse der litterarischen Thätigkeit der ersten Schriftstellerin der Häuser Braunschweig und Brandenburg ein allgemeineres Interesse, sondern sie haben auch, davon abgesehen, durch ihren Inhalt, wie T. treffend ausführt, für die Geschichte, Culturgeschichte, Ethik u. s. w. ihre bleibende Bedeutung. Die erste Arbeit war nur unvollständig und mit z. Th. modernisirtem Texte von Fr. K. v. Strombeck in seinem „Deutschen Fürstenspiegel" (Braunschweig 1824, 2. Ausg. 1830) veröffentlicht, die zweite bislang überhaupt noch unbekannt. Um so dankbarer müssen wir Tschackert sein, daß er uns hier S. 22—55 beide Werke nach der Originalhandschrift, die die Königliche und Universitätsbibliothek zu Königsberg verwahrt, in vollem Wortlaute nach den jetzt geltenden Editionsgrundsätzen mittheilt.

Die Ausstattung des Buches, das mehrere Bilder und Handschriftenproben zieren, ist eine vorzügliche. Das für eine Schrift der Art auffallend große Format erklärt sich daraus, daß die Arbeit ursprünglich für das Hohenzollern-Jahrbuch bestimmt war, wo dann aber nur der erste Theil S. 5—21 im 3. Jahrgange (1892) S. 49—65 Aufnahme gefunden hat.

Wilhelm Stalmann, das Herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779—1810) II Th.: Beurtheilung nebst Anhängen und einem Mitgliederverzeichniß [in: Jahresbericht über das Herzogliche Gymnasium zu Blankenburg a. H.]. Blankenburg, Commissionsverlag von A. Brüggemann 1900. S. 1—26. 4⁰. — ℳ 50 ₰.

Dem ersten Theile der interessanten Abhandlung, die bereits im vorigen Jahrgange des Br. Magazins S. 88 angezeigt wurde, ist jetzt pünktlich der zweite Theil nachgefolgt. In ihm wird das philologisch-pädagogische Institut, mit dessen äußeren Schicksalen wir im vorigen Abschnitte bekannt gemacht wurden, in Bezug auf seine Einrichtungen, das Lehrermaterial, den Lehrbetrieb, dessen Erfolge u. s. w. einer ruhigen und gerechten Beurtheilung unterzogen. Es wird gezeigt, wie Wiedeburg, der Begründer und langjährige Leiter des Instituts, mit der Zerlegung der Stadtschule in eine Gelehrten- und eine Bürgerschule das Richtige getroffen habe. Die Vorzüge des Instituts, die Pflege der Muttersprache, die sittliche Bildung und Weckung des Pflichtgefühls der Zöglinge, der Nachdruck, der auf die Persönlichkeit des Lehrers gelegt wurde, werden hervorgehoben, aber auch die Schattenseiten nicht verhehlt. Dahin ist besonders zu rechnen das Unterrichten von jungen, dazu noch nicht vorbereiteten Studenten. Bezeichnend hierfür ist das Zeugniß Kunhardts, welches ahnen läßt, daß in der Praxis Manches nicht so gut und schön war, wie es in Wiedeburg's theoretischen Schriften sich ausnahm. Seine Statuten über die Verfassung, die Disciplin und die Lehrart werden von einem berufenen Fachkenner, wie dem kürzlich vielgenannten Professor H. Schiller in Leipzig, früher in Gießen, als vortrefflich bezeichnet; Letzterer ist ferner der Ansicht, daß die Helmstedter Einrichtungen für die Herbartschen Universitätsseminare mannigfach vorbildlich gewesen sind. Das Institut ist somit auch für die allgemeine Deutsche Schulgeschichte nicht ohne Bedeutung. Mit der Aufhebung der Universität fand auch dieses 1810 ein Ende. Die Neuregelung der Schulverhältnisse, die im Jahre 1817 in Kraft trat, hat Wiedeburg nicht mehr erlebt; er hatte bereits am 13. August 1815 die Augen geschlossen. Im Anhange werden uns einige Prüfungsberichte der Schulcommission aus d. J. 1786, 88 und 89, ein Prüfungsprotocoll von 1796, ein Verzeichniß von Seminarübungen und ein mit Fleiß zusammengestelltes Mitgliederverzeichniß mitgetheilt. Unter den 74 Namen, die hier genannt werden, sind manche von gutem Klange: Scheffler, Seidenstücker, Kunhardt, Wegscheider, K. B. Hase, Hundeiker u. A.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 22. April 1909.

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstleutnant H. Meier.

Seit dem Jahre 1897, wo in Nr. 2 ff. dieser Blätter bereits Nachrichten über alte Bürgerhäuser unserer Stadt von mir veröffentlicht worden sind, habe ich mancherlei neue Aufschlüsse über den städtischen Grundbesitz gewonnen und kann daher meine damals begonnenen Mittheilungen fortsetzen.

Nr. 84, Gördelingerstraße 44, ehemals Henneberg'sches Haus.

Dieses im Nordosten an den Kirchhof der Bartholomäuskirche angrenzende Grundstück mag ursprünglich ein Besitzthum jener Kirche gewesen sein. In den Schoßbüchern ist bei ihm 1386 und 1394 bemerkt: „De tins Bartolomei“ und „census Sancti Bartholomei“. 1422 stand hier zwar bereits ein bürgerliches Wohnhaus an der Gördelingerstraße, „dat andere van der Klopperstrate to Sunte Peter word“, das Albert Jungen gehörte; aber noch 1426 befand sich zwischen diesem und dem Nachbarhause eine Twete vom Kirchhofe zur Gördelingerstraße, Sunte Bartolomeustwete genannt. Bei späterem Neubau ist sie eingegangen; aber noch 1788 wurde dem Eigenthümer des Grundstückes der Besitz des „seit undenklichen Zeiten dazu gehörigen, über den St. Bartolomäi-Kirchhof durch die Pforte in der Planke nach der Schützenstraße hinausgehenden Ganges“ bestätigt. Lange Zeit gehörte dieses Grundstück der Familie Damman. Von Hans Vrygen, dessen Familie es seit 1427 besessen hatte, erwarb es 1497 Hans Damman und hinterließ es 1550 seinem gleichnamigen Sohne. Dieser war 1572 und mehrere Jahre vorher und nachher mit Gerleff Kalen Vorsteher der Martinikirche. Beider Wappen ist mit dem des altstädtischen Rathes an der 1572 von Künstlerhand geschaffenen Sakristeithür abgebildet, woraus sich erkennen läßt, daß diese vom Kirchenvorstande unter Beihilfe der Weichbildherren gestiftet worden ist. Hanses Sohn, der Bürgermeister Autor Damman, besaß das Grundstück von 1600 bis 1624, seine Wittwe bis 1630. Da die beiden Söhne inzwischen eigenen Grundbesitz erworben hatten, kam es an den Schwiegersohn Henrich Geitel, dessen Sohn Autor es noch 1669 besessen hat. 1696 erwarb es Jürgen Johann v. Walbeck, nach dessen Tode es 1704 an Andreas Bode überging. Bald darauf wird dann der Neubau des Hauses erfolgt sein, als dessen erster Besitzer 1712 der Postmeister und Königlich Spanische Agent Heinrich Georg Henneberg erscheint. Das für damalige Zeit hervorragende Bauwerk, das als Posthaus besondere Aufmerksamkeit erregte, hat der ältere Beck in seinen Kupferkalendern von 1717 und 1718 zwei Mal abgebildet. Bis zum Jahre 1871 ist es im Besitze der Familie Henneberg geblieben. Des ersten Besitzers Sohn und Nachfolger, August Jacob Ulrich Henneberg, hinterließ es 1763 seinem Sohne, dem späteren Präfecten. Dessen Enkel, der Maler Rudolf Henneberg, ist hier 1825 geboren.

Nr. 298, Poststraße 5, das große Steinhaus von 1591 mit Hinterhaus an der Jacobstraße.

1379 besaß dieses Grundstück Hans Porner, 1402 hinterließ es Kersten Porner seinen Kindern. Dann erwarb es 1413 Gerke Pawel. Dessen Vater Gerke hatte mit seinem Bruder Heneke gemeinsam das Grundstück am Eiermarkte, Nr. 450, bewohnt, welches als ältestes Besitzthum dieser Familie bekannt ist, bei der Ausbreitung der Familie nunmehr aber zu gemeinsamer Benutzung wohl nicht mehr ausreichte, daher 1419 aufgegeben wurde. Gerke, der 3. dieses Namens, hatte Ilse von Huddessem zur Frau. Er starb als Bürgermeister der Altstadt 1463. Seine Söhne Gerke und Konrad besaßen dann das Haus gemeinsam. Gerke, der Margarethe v. Vechelde zur Frau hatte, starb früh 1473. Sein Sohn, der spätere Bürgermeister Gerhard, erwarb 1494 durch seine Vermählung mit Mette von Harling das Harling'sche Grundstück Nr. 629, das seine Nachkommen bis 1706 besessen haben. Konrad's Sohn Ludeke, der kinderlos blieb, verkaufte 1498 sein Erbhaus an Bertram v. Damm, dessen gleichnamiger Vater noch das Haus zu den sieben Thürmen besessen hatte. Bertram v. Damm hinterließ das Grundstück 1531 dem Bürgermeister Kord v. Damm, der schon 1548 starb. Seine Kinder verkauften es 1578 an den Bürgermeister Jürgen v. Vechelde, der 1585 kinderlos

starb. Levin Hantelman, dessen Vater Johann 1559 nach Hannover gezogen war, wurde 1587 wieder Bürger in Braunschweig. Er erwarb das Grundstück und erbaute 1591 das noch jetzt stehende Haus. 1610 heirathete er in zweiter Ehe Helena v. Vechelde, eine Nichte des früheren Besitzers, die auch zu dessen Erben gehörte. Die Familie Hantelman besaß das Haus bis 1715, in welchem Jahre es Johann Gottfried's Erben an die Landstände verkauften. Nachdem das neue Landschaftliche Haus an der Martinikirche erbaut worden war, ging dieses ältere Landschaftliche Haus in den Besitz von Friedrich Georg Rudeloff über.

Nr. 460, Bankplatz 7, Frühling's Hôtel.

Vor Eröffnung der Brabantstraße lag zwischen Nr. 460 und Nr. 286, dem Eckhause des Ziegenmarktes, ein großes Grundstück Nr. 461. Was von diesem Grundstücke westlich der Brabantstraße bei der Straßenanlage übrig geblieben ist, wurde damals zu Nr. 460 hinzugefügt und auf ihm der Neubau zu Frühling's Hôtel errichtet. Nr. 460 reichte bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts westlich bis an die Grundstücke Nr. 452 und 453, denn die Gasse, welche einen Zugang zu Nr. 418 bildet, ist erst etwa 1765 entstanden. (Vergl. den Plan zu Nr. 7 des Br Mag. von 1897, S 55.) Im 14. und 15. Jahrhundert war Nr. 452 und Nr. 460 zusammen ein großes, der Familie v. Ursleve gehöriges Grundstück. In Nr. 460 befand sich von 1400 bis 1489 eine Stiftung dieser Familie, „der van Ursleve Convent“. Nach dem Aussterben der v. Ursleve scheint dieses Beginenhaus nach und nach eingegangen zu sein. 1465 ging Nr. 460 mit Nr. 452 in den Besitz der v. Scheppenstede über, die es seit 1490 als Wohnhaus benutzt haben. Bis 1559 wohnte hier stets ein jüngerer Bruder des jedesmaligen Besitzers von Nr. 452, erst Bernd, Kord's Sohn, dann der Kämmerer Bernhard, Heinrich's Sohn, Beide kinderlos. Nach dem Tode des Letzten, 1559 bis 1604, waren die Kinder seines Bruders Kurd hier ansässig, dann des Bürgermeisters Kurd v. Scheppenstede Tochter Melusine, die 1666 als Wittwe des Kämmerers Gerke v. Broitzem starb. Im 18. Jahrhundert gehörte dieses Haus erst Heinrich Rosenhagen, dann dem Kaufmann Janvier. 1825 erwarb es Heinrich August Konrad Frühling.

Nr. 889, Breitestraße 24, Sedanbazar.

Hier befand sich bis 1671 ein Bürgerhaus an der breiten Straße. 1361 gehörte es Gereke Dobberzyn, 1386 bis 1392 seiner Wittwe. 1401 bis 1410 wohnte hier Herman v. Adenstede, 1410 bis 1439 dessen Wittwe Mette v. Adenstede. 1439 erwarb das Haus Wichman v. Lasserde, Sohn des Rathsherrn der Altstadt Werner v. Lasserde. Er hinterließ es 1452 seinem Sohne Werner, der 1484 starb. Dann hatte es bis 1500 Wichman v. Lasserde, Sohn des Bürgermeisters Hinrick und Hanneken v. Walbeck. Um 1500 erwarb es Hennig Damman, wohl ein Bruder des Besitzers von Nr. 84. Dessen Wittwe besaß es noch 1545. 1564 kaufte das Haus der Licentiat und Syndicus Melchior Krüger, comes palatinus. Er hatte in erster Ehe Magdalena Lampen zur Frau gehabt und heirathete 1561 Margarethe Kalen, des Bürgermeisters Franz Kalen Tochter. Sein Wappen mit dem seiner Gemahlinnen, entweder von diesem Hause herrührend oder von dem früher in der Martinikirche vorhanden gewesenen Epitaph, befindet sich jetzt unter den Holzschnitzwerken des Herzoglichen Museums. Er starb 1573, seine Wittwe 1586; aber das Haus befand sich noch 1624 im Besitze seiner Erben. Seine drei Söhne starben früh ohne männliche Nachkommen. Seine Tochter Cecilia war des Bürgermeisters Tile v. Broitzem Frau. Auch deren Sohn Bernd v. Broitzem starb 1624 kinderlos. Er vermachte das Haus einer Nichte des Melchior Krüger, des Secretairs Valentin Krüger Tochter Ilse, die 1648 starb. Nun kam das Haus an Godtfried Möller, dessen Wittwe es an die Herzogliche Cammer verkaufte. Diese erbaute hier zur Beförderung des Meßverkehrs den „neuen Hof“, der durch Abbruch dreier kleiner Häuser der Gördelingerstraße zu einem Durchgange gestaltet wurde. 1870 verkaufte die Herzogliche Cammer den „neuen Hof“ an den Gastwirth Schrader.

Nr. 910, Langestraße 9, sogenanntes Nagelsches Haus.

Dieses Grundstück gehörte 1388 Heneken Schene, 1408 Borcherd Schene, 1421 Ludeken Kramer und seit 1461 der Familie Arberg, wahrscheinlich in drei Generationen, zuerst 1461 und 1471 Ludeken Arberg. Dessen Sohn Hans wird 1501 Arberg, alias Rudenkrantz genannt. 1508 und 1519 ist das Grundstück im Besitze von Hans Rudenkranses Kindern. 1526 und 1541 erscheint dann wieder ein Hans Arberg, alias Rudenkrantz als Besitzer des Grundstückes und das auf demselben stehende alte Haus wird 1530 „De Rudenkrans“ genannt. 1536 ist das jetzige, durch seine Holzarchitektur berühmte Haus erbaut worden. Es zeigt den Fächerfries in origineller Ausbildung als Halskrause, aus der ein Menschenkopf hervorschaut. 1564 finden wir als dessen Besitzer Hennig Schorkop, den Sohn des Kämmerers Kord Schorkop, aus einer seit 1400 in der Neustadt angesehenen Familie. Neben der Hausthür links (heraldisch rechts) befindet sich das Wappen der Schorkop. Im Baujahre 1536 und noch fünf Jahre danach war Hans Rudenkrantz Besitzer. Hennig Schorkop kann das neue Haus erst nach 1541 erworben haben. Nach 1564 fehlt etwa hundert Jahre lang jede Kunde über den Besitzer. Erst 1667 erscheint als solcher mit Sicherheit ein Bürgermeister Duvel. Von Hans Duvel kaufte es dann 1701 der Senator Ernestus Schorkop, demnächst 1724 Johann Giebel und 1772 Johann Heinrich Nagel, dessen Erben bis 1875 im Besitze verblieben sind.

Nr. 1116, Reichenstraße 7, gothisches Holzhaus.

Von Ludeleff Reben (Rehbein), der dieses Grundstück 1385 besessen hatte, erwarb es Hinrick v. Hamelen, ein Vetter des Gherwin v. Hamelen. Hinrick v. Hamelen, Vater, Sohn und Enkel, saßen hier bis 1491, in welchem

Jahre der Letzte dieses Namens und Geschlechtes unter Stiftung frommer Vermächtnisse starb. Demnächst erwarb dieses Grundstück Hennig Pralle, der im Jahre 1488 Vierundzwanzigmann war. Dieser hat 1517 das jetzige Haus erbaut. In seinem Besitze blieb es bis 1549, in welchem Jahre es Marcus Groting kaufte, der sich 1566 an einem Hofgebäude verewigt hat. 1711 erwarb es die Wittwe des Amtmanns Osterlohen, 1819 der Buchhändler Johann Heinrich Meyer, der das von seinem Vater und Großvater seit 1723 betriebene Geschäft weiterführte und hier eine privilegirte Buchdruckerei einrichtete.

Nr. 1176, Alte Waage 7, Sievers'sches, ehemals Bardenwerper'sches Haus.

Dieses alte Steinhaus mit zweistöckiger Kemenate besaß 1388 Tile v. Broitzem, Jorden's Sohn. Von ihm kam es an Arnd v. d. Leine, Hanse's Sohn, der 1439 starb. Sein Sohn Tile behielt es bis 1464. Dann hatte es bis 1496 Hans v. Twedorp, Fricken Sohn, und bis 1524 Hans Schorkop, Hennig's Sohn. Dessen Wittwe Alheid besaß es noch 1538. Vier Jahre später besaß es Hennig Boden und 1560 Balthasar Steindorp. Dann folgt ein Zeitraum von etwa 100 Jahren, während dessen jede Kunde fehlt. Um 1700 war Johann Jacob Herdtmann Besitzer. Von ihm erwarb es 1734 Möhlenfeldt und seit 1779 hatte es Johann Christian Ludwig Bardenwerper, der daselbst Gastwirthschaft betrieb. (Vergl. Proceß Claus von H. Mack im Br. Mag. Nr. 10. 1898.)

Nr. 1182, Alte Waage 13 und 14, das große Haus Barwart Tafelmaker's.

Zu diesem großen Grundstücke gehörten früher auch die Häuser Weberstraße 1 und 2 als Buden. Die Steinbude an der Ecke der Weberstraße mit romanischen Fenstern aus dem 13. Jahrhundert ist 1841 abgerissen worden. Die Familie v. Twedorp scheint hier ihren ältesten Grundbesitz gehabt zu haben. 1388 finden wir als Eigenthümer Lubbert Twedorp's Sohn Fricke, der als Bürgermeister der Neustadt bis 1427 hier gewohnt hat. Sein Sohn Fricke vererbte das Grundstück 1449 auf seinen gleichnamigen Sohn, dessen Sohn Lubbert es 1508 an Barwart Tafelmaker verkaufte. Dieser Erbauer des Andreasthurmes und Begründer der Wasserkünste und sein gleichnamiger Sohn besaßen es bis 1571, in welchem Jahre es Hans Geitelt kaufte. 1578 war Hans Oltze Besitzer. Ueber die nächsten 100 Jahre wissen wir nichts. 1701 verkaufte das Grundstück Andreas Baltzer Erdmann an Johann Werner Deneke. Demnächst wurde das Grundstück zunächst in zwei Theile zerlegt. Den Theil an der alten Waage erwarb 1793 Heinr. Andreas Broistedt, den an der Weberstraße 1739 Joh. Friedrich Gegenhorst. Letzter ist 1765 wiederum getheilt worden. Das große, jetzt auch getheilte Haus an der alten Waage ist 1526 einheitlich erbaut worden. Sein Erbauer ist Barwart Tafelmaker gewesen.

Nr. 1204, Wollmarkt 13, das ehemals Degener'sche Haus.

Während bei Nr. 1182 die Zerstückelung eines großen Grundstückes beobachtet wurde, bietet sich bei Nr. 1204 das entgegengesetzte Bild dar.

Der älteste bekannte Besitzer war 1403 Tile v. Asle. Ihm folgt 1409 Hans v. Asle. 1440 bis 1519 finden wir Hans Heynebole, 1529 bis 1553 Kersten Timme, 1572 den Bürgermeister Antor Vahlberg, dessen Wittwe, Ilse Stropke, 1613 starb. Um 1700 war Kurd Harborth Besitzer. Von dessen Sohne Johann Heinrich Harborth kauften es 1769 die Gebrüder August Andreas und Johann Friedrich Degener, des Kaufmanns Michael Andreas Degener Söhne. Johann Friedrich, der seit 1774 alleiniger Besitzer war, erwarb 1778 das große Grundstück Nr. 1227, einen Garten, der vom Rehnstoben her zugänglich war und hinter Nr. 1199 bis 1203 bis an den Mauergraben der Neustadt, den sogenannten Bosselgraben, reichte, wo die alte Stadtmauer noch theilweise erhalten ist. Das so vergrößerte Grundstück hinterließ er 1830 seinem Sohne Johann Julius, dessen Sohn Johann Carl Theodor es 1856 erhielt. Dieser erwarb 1859 den zu 1237, Nickelnkulk 8, gehörigen früheren „Remenhoff“, den Garten der Lakenmachergilde, zuletzt der Tuchmachergilde gehörig, der den Besitz längs des alten Mauergrabens fortsetzte. 1891 hat dann Litolff noch die Nachbargrundstücke Nr. 1203 und 1205 hinzugefügt. Auch der Garten von Nr. 1202 ist in diesen Besitz übergegangen.

Solche Veränderung der Grundstücke, wie sie hier im 18. und 19. Jahrhundert sich zugetragen hat, ist in früheren Zeiten nicht vorgekommen. Vielmehr ist deren Ausdehnung und Gestalt bis dahin außerordentlich conservativ festgehalten worden.

Nr. 1300, Reichenstraße 31, neben dem Eingange zur Markthalle.

Dieses Grundstück hatte 1385 bis 1431 Tile Becker besessen und kam dann an die Familie Schorkop. 1471 besaß es Clawes Schorkop, dessen Sohn Hans von 1486 bis 1534. Hermann Schorkop, Hanse's Sohn, hat dann 1560 das jetzige Haus, das in seinem unteren massiven Theile das Ornament des sogenannten Gardinenbogens aufweist und ein hölzernes Obergeschoß hat, wohl unter Benutzung eines älteren Steinhauses neu aufgeführt. Er besaß es noch 1572. Von den nächsten 100 Jahren wissen wir nichts. 1687 wurde Curt Melchior Achtermann, Sohn des Bürgermeisters Jürgen Achtermann und Lucien v. Vechelde, Besitzer, 1715 besaßen es dessen Söhne Johann Julius und Autor Dietrich Achtermann. 1760 erwarb es Anton Christoph Konrad v. Strombeck, Ernst Johann's Sohn. Von diesem kam es 1762 an Johann Georg Bütemeister's Erben. 1822 erwarb es die Armenanstalt.

Nr. 1394, Küchenstraße 11, anschließend an das Eckhaus der Reichenstraße.

Von der Familie v. Levenstidde, die es seit 1385 besessen hatte, erwarb dieses Grundstück Hennig Roder und erbaute 1470 auf demselben das jetzige Haus. Er oder sein gleichnamiger Sohn war Bürgermeister der Neustadt und erscheint (auch Royder, Roiger und Roer geschrieben) bis 1529 als Besitzer des Hauses. Seine Tochter Anna heirathete etwa 1528 den Bürgermeister Albrecht v. Kalm. 1554 kam das Haus an deren

Sohn, den Zehnmann Christoff v. Kalm. Dieser hatte Mette v. Scheppenstede zur Frau, mit der er etwa 1565 verbunden war. Mit Beider Wappen und der Jahrzahl ist ein Seitengebäude geschmückt worden, das in dem Hofe linkerhand steht. Er starb 1592. Nach ihm besaß das Haus bis 1632 sein Sohn, der Bürgermeister Kurd v. Kalm, dann bis 1722 dessen gleichnamiger Sohn und Enkel. Von des Letzten Sohne Kurd Philipp kaufte es 1740 Georg Heinrich Mathias v. Schwalenberg. 1750 erwarb es Zacharias Mahner, 1786 Konrad Berend Krause, der auch das Eckhaus der Reichenstraße Nr. 1110 besaß. Beide Häuser kaufte von dessen Sohne 1831 Friedrich Wilhelm Reidemeister.

Nr. 1402, Hagenmarkt 13, früher Sierstorpff'sches Haus.

Dieses große Grundstück, auf dem sich jetzt die Markthalle befindet, ist ein alter Besitz der Familie v. Horneborg. Nachweisen läßt es sich zuerst als Eigenthum des Rathmannes im Hagen Hennig Horneborg, Konrad's Sohn 1384 und zuletzt des Ludeke, Sohn des Bürgermeisters Luder Hornburg und Hanneken Kalen 1547. Wahrscheinlich hat es auch dessen Sohne, dem Dr. Christoph und seinen Erben gehört. 1657 besaß es Christian Ehlers, demnächst der Geheimerath Otto Grote, doch wohl der Minister des Kurfürsten Ernst August von Hannover, der 1695 gestorben ist (oder einer seiner fünf Söhne?). 1715 erwarb es der Geheimerath Hans Christoff v. Schleinitz, von dessen Tochter es 1798 der Oberjägermeister Caspar Heinrich v. Sierstorpff gekauft hat.

Nr. 1414, Wendenstraße 5, jetzt Zugang zur Markthalle.

Dies ist ein alter Grundbesitz der Familie von Schwalenberg, die hier in 9 Generationen hintereinander ansässig gewesen ist, zuerst 1353 Hinrick Swalenberg, Heneke's Sohn, zuletzt 1677 Jürgen, Hinrick's Sohn, der 1668 Katharina Dorothea von Kalm, Werner's Tochter, zur Frau genommen hatte. Dann besaß dies Grundstück der Kaufmann Joachim Ludwig Dörrien, von dessen Erben es 1722 Johann Rudolf v. Kalm, Kurd's Sohn, kaufte, der Margaretha Regina Breier, Konrad's Tochter, zur Frau hatte. Seine Erben behielten es bis 1760, in welchem Jahre es der Oberst Gernreich erwarb und das Vorderhaus nach dem Plane des Hofbaumeisters Sturm neu aufbauen ließ. 1796 kam es an Konrad Behrend Krause (vergl. Nr. 1391), dessen Familie es bis 1839 behielt. 1859 kam es an Jürgens und 1892 erwarb es die Stadt. Von dem Schwalenbergischen Hause ist ein Hofgebäude aus dem Jahre 1573 und eine viel ältere Kemnate übrig geblieben. (Schluß folgt.)

Friedrich Knoll †.

Mit Friedrich Knoll, der am 16. März d. J. in Braunschweig gestorben ist, hat die heimische Geschichtsforschung, insbesondere die Ortskunde und Kartographie, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Da er dabei auch ein warmer Freund und thätiger Förderer dieses Blattes war, so ist es nur eine schuldige Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir ihm auch an dieser Stelle einige Worte der Erinnerung widmen.

Theodor Gustav Friedrich Knoll wurde am 10. August 1841 in der Stadt Braunschweig geboren, wo schon sein Vater, Schneidermeister Theodor Knoll († 15. Jan. 1879), das Haus Nr. 14 am Kohlmarkte besaß; seine Mutter war eine geborene Rittmeyer. Da der Sohn von Jugend auf kränklich war, so ist er zu regelmäßigem Schulbesuche wenig gekommen, sondern größtentheils durch Privatunterricht gebildet. Er mußte sich viel in freier Luft aufhalten, und so ward denn auch seiner Gesundheit wegen ein Lebensberuf für ihn gewählt, der dies gestattete: er wurde Geometer. Seine erste fachmännische Ausbildung erhielt er bei dem damaligen Landes-Oeconomiegeometer Karl Sander in Braunschweig. Im Jahre 1861 wandte er sich nach Hannover, wo er lange Jahre unter dem Oeconomie-Commissair Hartmann zu Uchte gearbeitet hat. Michaelis 1862 unterbrach er für zwei Jahre diese Thätigkeit, um das Collegium Carolinum in Braunschweig zu besuchen, wo er namentlich bei den Professoren Schleiter und Zincken-Sommer Vorlesungen hörte. Er kehrte dann wieder als Gehülfsgeometer zu Hartmann zurück, der ihn zu verschiedenen Arbeiten Anfangs unter seiner Aufsicht verwandte, dann aber auch mit selbständiger Ausführung besonderer Aufträge betraute. So hat er in Bierbergen im Amte Peine, in Fredelsloh am Solling u. a. O. gearbeitet, zuletzt 1876—77 in selbständiger Stellung bei Entwässerung des Landesberger Bruches im Amte Stolzenau. Stets zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und Auftraggeber, die ihm die günstigsten Zeugnisse ausstellten und ihm wegen seiner großen Befähigung und tüchtigen Ausbildung eine sehr gute Laufbahn im Hannoverschen glaubten versprechen zu können. Als er nun aber im Fürstenthum Arenberg an der Holländischen Grenze als Cultur-Ingenieur für die Moorgegend beschäftigt werden sollte, fürchtete er das ungesunde Klima, die Einöde und den Mangel an geistiger Anregung, und als sich ihm zu gleicher Zeit die Aussicht auf Anstellung in seiner geliebten Vaterstadt Braunschweig eröffnete, kehrte er ohne Schwanken hierher zurück. Vom November 1877 ab wurde er im städtischen Baubureau hauptsächlich bei der Ausarbeitung des Ortsbauplans remuneratorisch beschäftigt; zum 1. Januar 1880 wurde er als Stadtgeometer fest angestellt.

Durch Knoll wurde das städtische Vermessungswesen, das bis dahin durch Hülfsbeamte und gelegentlich herangezogene Kräfte im städtischen Baubureau besorgt wurde, zu einem selbständigen Ressort ausgestaltet, das bei der schnell wachsenden Ausdehnung der Stadt und der erhöhten Bauthätigkeit einen immer größeren Geschäftsumfang erhielt. Um die neuen Straßenzüge der Stadt in endgültiger Gestalt kartographisch festzulegen, arbeitete er unter Oberleitung des Stadtbauraths L. Winter im Maßstabe von 1 zu 1500 einen Ortsbauplan aus, ein umfassendes Werk, bei dem ihm seit Mai 1884 der

Geometer Max Bethmann hülfreiche Hand leistete. Es umfaßte auf 4 Blättern das Gebiet der Innenstadt, auf 15 das der Außenstadt; die Blätter wurden in den Jahren 1885—89 gedruckt; in dem letzten Jahre erschien dann auch im Buchhandel auf einem Blatte der Ortsbauplan der gesammten Stadt, der aus jenen Plänen auf photographischem Wege verkleinert und von Fr. Lange in Braunschweig lithographirt worden war. Auch für das Adreßbuch der Stadt Braunschweig hat Knoll seit dem Jahre 1894 den stets veränderten Stadtplan gefertigt. Unter den dienstlichen Arbeiten Knoll's aus späterer Zeit ist namentlich sein „Plan über die Neueintheilung der lutherischen Kirchengemeinden zu Braunschweig", der im Jahre 1894 gezeichnet wurde, hervorzuheben, um so mehr, da seiner Anfertigung umständliche Berechnungen über die Seelenzahl der einzelnen Bezirke und langwierige Verhandlungen mit den einzelnen Geistlichen, die dabei viele besondere Wünsche berücksichtigt wissen wollten, vorherzugehen hatten. Die glückliche Lösung der Aufgabe trug ihm an maßgebender Stelle volle Anerkennung ein. Daß Knoll zugleich alle auf die Stadt Braunschweig bezüglichen Pläne und Karten, sowohl die, welche bei seinen dienstlichen Arbeiten erwuchsen, als auch solche aus früherer Zeit so vollständig wie möglich zusammen zu bringen suchte, ist bei einer Sammelnatur, wie er sie besaß, wohl nur natürlich. Er hat so die erste sichere Grundlage für eine städtische Plankammer gelegt.

Aber nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Vergangenheit erstreckte sich Knoll's kartographische Thätigkeit. Er war auf das Eifrigste bemüht, auch die früheren topographischen Verhältnisse der Stadt Braunschweig und ihrer Umgebung, die in neuerer Zeit immer größere Umwandlungen erlitten, klar zu stellen und auf Karten festzuhalten. Diesem Bestreben ist vor Allem der 1895 erschienene „Plan der Umgebung der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775" entsprungen, der das ganze Weichbild der Stadt deutlich und übersichtlich zur Anschauung bringt[1]). Noch in den letzten Jahren beschäftigte ihn lebhaft die Herstellung eines Planes der Stadt um 1760, der vor Allem die Festungswerke und zugleich die gewaltigen Veränderungen, die hier und in der Innenstadt seitdem vor sich gegangen sind, darstellen sollte. Er hatte schon Proben angestellt, um durch Schraffirung, verschiedene Farben u. s. w. eine Darstellungsform zu gewinnen, die auf einem Bilde zugleich die alte und die neue Zeit erkennen ließe, aber zum Abschlusse hat er diese Arbeit leider nicht mehr gebracht. Im Interesse der Sache aber wäre zu wünschen, daß sie von anderer Seite noch zur Vollendung geführt würde.

Alle diese kartographischen Arbeiten Knoll's beruhen auf gründlichen Studien. Denn die Erforschung der Vorzeit von Stadt und Land Braunschweig, an denen er mit ganzem Herzen hing, bildete von früh an seine Lieblingsbeschäftigung, mit der er den größten Theil seiner freien Zeit ausfüllte. Er hat sich umfangreiche Sammlungen angelegt, in denen er aus Broschüren, Zeitschriften und Zeitungsausschnitten alle Nachrichten über unser Fürstenhaus, die Ortskunde des Herzogthums, die Topographie der Stadt und alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenbrachte. Als im December 1883 der Brand sein Haus und seine reichen Sammlungen fast ganz vernichtete, begann er sogleich wieder mit derselben Arbeit, die jetzt eine stattliche Reihe von Bänden füllt und eine werthvolle Chronik unseres Landes in den letzten Jahrzehnten darstellt. Dem Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geschichtsvereine trat Knoll bald nach seiner Anstellung bei und er gehörte zu den pünktlichsten Besuchern seiner Versammlungen und zu den eifrigsten Förderern seiner Bestrebungen. Hervorgetreten ist er hier zwar nur selten; bescheidenen, fast schüchternen Wesens ergriff er nur bei besonderen Anlässen zu kleineren Mittheilungen das Wort; Vorträge zu halten hat er sich niemals entschließen können. So ist auch die erste seiner litterarischen Arbeiten im Jahre 1877 ohne seinen Namen in die Welt gegangen: „Braunschweig und Umgebung. Historisch-topographisches Handbuch. Herausgegeben auf Veranlassung des Verlegers" (B. Goeritz), obwohl der Verfasser sich seines fleißigen und sorgsamen Werkes keineswegs zu schämen hatte. Ein Nachtrag zu ihm erschien dann 1881 schon mit Knoll's Namen. In demselben Jahre gab er im Verein mit dem Seminarlehrer Rudolf Bode „Das Herzogthum Braunschweig, Heimathskunde für Schule und Haus" heraus, ein Werk, von dem 1891 eine vollständig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage erschien. Unablässig war der Verfasser auf die Vervollständigung und Verbesserung seines Werkes bedacht. Diese Arbeiten kamen seiner 1899 herausgegebenen „Topographie des Herzogthums Braunschweig" zu Gute, die in der Ortskunde sonst im Wesentlichen eine kürzere Wiederholung des früheren Handbuches darstellt. Wie Knoll einem Jeden, wo und wie er konnte, in liebenswürdigster Weise sich hülfsbereit erwies, so stellte er auch gern seine Kenntnisse und Kräfte bei besonderen Gelegenheiten dem allgemeinen Besten zur Verfügung. Vorzüglich, wenn die Ehre seiner Stadt Braunschweig ihm dies zu fordern schien. So hat er 1897 für das Turnfest einen „Führer durch Braunschweig", für die Naturforscherversammlung Erläuterungen zu den Ansichten aus der Stadt in der Festgabe „Einst und Jetzt" geliefert; 1898 hat er für den Delegirtentag des deutschen Techniker-Verbandes die Bauwerke und Denkmäler, für die evangelisch lutherische Conferenz und 1899 für den Gustav-Adolf-Verein die Kirchen der Stadt Braunschweig behandelt. Dankbar müssen wir an dieser Stelle auch der sorgsam zusammengestellten Braunschweigischen Chroniken gedenken, die er, abgesehen von kleineren Mittheilungen, seit der Wiederbegründung des Blattes für das Braunschweigische Magazin verfaßt hat.

In der Topographie unseres Herzogthums wird Knoll's Name stets unvergessen bleiben. Nicht minder aber das Bild seiner Persönlichkeit allen denen, die ihn kannten und die Gediegenheit seines Wirkens und seines Charakters zu schätzen gelernt hatten. Er wollte der Sache dienen,

1) Vgl. die Anzeige Rich. Andree's im Braunschw Magazin 1895 S. 54 ff.

nie seiner Person, an die er, für sich genügsam und selbstlos, gegen Andere gefällig, in unermüdlichem Fleiße und strenger Gewissenhaftigkeit selbst die größten Anforderungen stellte. Er war unverheirathet, aber er hat für die Kinder seiner Schwester, die den Gatten früh verlor, wie ein Vater gesorgt. In seiner dienstlichen Thätigkeit, in seinen geschichtlichen Liebhabereien und in der Sorge für seine Angehörigen ging sein Leben auf; nicht alle Aufgaben, die er sich hier gestellt hatte, sollte er noch ausführen. In den letzten Jahren ließen seine Kräfte nach, wohl mehr als seine Willensstärke dies äußerlich erkennen ließ. Ein Besuch des Bades Ems hatte ihm 1898 gute Dienste gethan, aber im folgenden Jahre ein Aufenthalt auf dem Harze die gehoffte Wirkung leider nicht gehabt. Er hat sich völlig nicht wieder erholt, am Morgen des 16. März endete ein sanfter, plötzlicher Tod sein Leben, das nach dem schönen Worte des Psalmisten ein köstliches war, weil es Mühe und Arbeit gewesen. P. Z.

Politischer Volkswitz in Braunschweig um 1600 [1]).

Von G. Hassebrauck.

I.

Wenn auch im Allgemeinen in der Zeit vor dem 30 jährigen Kriege für Braunschweig „das Lachen theuer war", da der innere Zwist, der sich an Brabant's Namen knüpfte, sowie besonders der Streit zwischen der Stadt und dem Herzoge Heinrich Julius die Herzen der Braunschweiger mit schweren Sorgen füllte, so war doch der Humor, die Lust zu Spott und Satire, bei Weitem nicht ausgestorben. Gar zu gern „warf man mit Schnotfliegen um sich" oder „machte Bößlein"; Sprichwörter und Reime schossen wie Pilze aus dem Boden. Freilich darf man an den Witz jener Zeit nicht den Maßstab von heute anlegen; die spitzfindige Schärfe des Kladderadatsch und die frivolen Sarkasmen des Simplicissimus wird man vergebens suchen; der Spott ist „knollig", die Satire „holhippisch".

In dem beim Reichsgerichte anhängigen Streite über die staatsrechtliche Stellung der Stadt zu den Herzögen nahmen es die Vertreter der Bürgerschaft mit der Wahrheit nicht immer genau. Der Rath holt „aus ihren grünen, blawen, rohten, gelben vnd braunen, leddernen, pappenen und brettern Büchern, aus Schachteln vnd Scharnützeln" die Begrünung ihrer vorgeblichen Privilegia zusammen; er möchte gern, „daß der Herzog der Braunschweiger vnterthäniger Herr vnd sie J. F. G. gnedige Vnterthanen würden"; er will endlich „wie der Protheus bald eine Saw oder Kuh, bald ein Löw mit auffgerichtetem Zagel oder ein ander Tier sein". Der „auffgerichtete Zagel" im Wappen, auf den der Rath die Reichsfreiheit begründen will, wird in unendlichen Wendungen verhöhnt, ebenso der zu gleichem Zwecke hervorgeholte Turnierhelm, der regelmäßig als „Maulkorb" verspottet wird. Im Allgemeinen galten die Städter als „leichtfertige Buben, Holhipper, Fürsten- vnd Ehrenschänder", denen „der Star wegen eingebildeter Münsterischer Freyheit sol gestochen werden". „Wenn Lügen Brot wäre", heißt ein Sprichwort, „so stürbe in Braunschweig Niemand Hungers". Ein alter Judasvers wird auf die Stadt umgemodelt:

> „Judas kuß ist worden new;
> Gute wort vnd falsche trew,
> Lacke mich an vnd gib mich hin,
> Das ist jetzt der stadt Braunschweig sinn".

Aber nicht nur die Unwahrhaftigkeit der Stadt wird verspottet. Wodurch ist sie entstanden? fragte man sich. Henricus Auceps hat den neunten Mann von den umliegenden Dörfern der Ungarngefahr wegen hineinziehen lassen — also sind die Bürger Bauern. „Welche Ankunfft vnd Art bey ihnen noch nicht außgewurtzelt, sondern noch Fausten dick hinder den Ohren sitzet vnd vnverborgen bleiben will". Die Braunschweiger sind „tölpische, wendische Köpffe", die noch alle Fehler der Bauern haben. So spielt ihr „Bawrstoltz" eine große Rolle, weil sie regelmäßig „auff ihren fünff Augen oder ihren streubigen Köpffen verharren". Sie „brawen Mumme, backen Brod, höken Speck, Butter vnd Keese auß, flicken Schuch, kloppen die alten Peltze auß vnd treiben ander Handthierung"; also sollten diese „Schulepper, Hosenpletzer, Speckhoken vnd Peltzklopper" bescheiden sein und sich nicht für Reichsstände halten. „Sie leuchten unter den Reichsstädten wie eine verdunkelte Latern". Als hochkomisches Bild wird es dargestellt, daß diese „Mummenbrawer" „mit einer Sammeten Mützen und Lemmerpeltz zu Rahthause gehen", und daß ihr Sehnen dahin geht, „daß man sie Ewer Gnaden vnd gnädige Herren heissen sol, darauff dann ein gesaltzener Hering vnd guter Trunck Mummen auff dem Kliphause gar wol schmecken sol". Daß solche Leute etwas Vernünftiges ausrichten, „daran fehlen immer noch etzliche grobe Bawrschuch". Bei all' ihrem Hochmuth sind doch die Bürger „tölpisch wie ein trunckener Bawr, so vor etzliche Lawenpfenninge Mummen gesoffen", ein Vorwurf, der viel unfreiwillige Komik enthält, da die Gegner um nichts höflicher sind. Am schärffsten aber trifft die Städter der Hohn, sie seien die böse Saat, welche einst Eulenspiegel in der Stadt gesäet habe:

> Der same ist nun worden reiff,
> Hardtneckigt, toll, trotzig vnd steiff;
> Die erndt heran thut gehen [2]). —

Zwei Wörter sind es besonders, um die sich der politische Spott auf die Städter gruppirt, die „Mumme" und die „Kuh". Die Brauereien der Braunschweiger waren bekanntlich weit berühmt und leistungsfähig; bis tief in die Regierung des Herzogs Julius hinein wurde die Umgegend auf viele Meilen

---

1) Die Arbeit beruht auf einem Vortrage, den ich im Februar d. J. im „Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde" zu Braunschweig gehalten habe. Die Quellen sind zum großen Theil handschriftliche; Manches habe ich auch aus den zahlreichen Streitschriften jener Zeit geschöpft.

2) Druck v. 8. Juli 1606. Wie böses Blut das Lied in der Stadt gemacht hat, zeigen die häufigen Hinweise darauf in den Streitschriften des Rathes.

durch die Braunschweiger mit Bier versorgt; so hatte z. B. das einzige kleine Amt Evessen 2000 Thaler Bierschulden bei der Stadt. Daher war es den „Mummenbrüdern" nicht recht, als der Herzog auch auf dem Lande, wie in Thiedebach und Schöppenstedt, Concurrenzbrauereien errichten ließ, deren Bier dann spöttisch die „Wehrmumme" genannt wurde. Die Mumme muß nun zu vielen Spottreden herhalten: Die Einwände der Braunschweiger heißen: „Mummentandt", ihre Lügenhaftigkeit wird umschrieben durch „Braunschweigische Mummenart" und dergleichen mehr. — Die Mumme führt uns hinüber zu der „Kuh"-gruppe. Jene heißt nämlich in den Liedern und Pasquillen seit 1605 oft „Kuhschwantz" [3]). Nun erwähnt zwar schon Fischart Gargantua c. 4 unter den Bieren eines als „Kuhschwantz", doch ist dabei nicht von Braunschweig die Rede. 1606 ist aber der Ausdruck für das Braunschweiger Bier so bekannt, daß die Gefangenen spöttisch eingeladen wurden: „sie sollten Kuhschwantz trincken", d. h. in Braunschweig eingesperrt werden. Parallel damit geht die Bezeichnung der Stadt als „Kuhstall", die 1606 ebenfalls in ganz Norddeutschland herrschte, wie aus einem in Lübeck gedruckten Pasquill auf König Christian von Dänemark hervorgeht [4]). Algermann bemerkt höhnisch, daß B. „früher ein solcher großer Küheestall nicht gewesen sey wie anjetzo", und er will sie „in ihrem Kuhstall hinschreiben lassen als lang Gott wil". Die Städter acceptiren den Witz und „halten sich", wie derselbe Algermann behauptet, „selber nicht für Menschen, sondern für Kühe, die in den Kuhstall gehören". In Folge davon heißen ihre Thore spöttisch „Kuhlöcher", und die Redensart „das Kuhloch treffen" gilt sprichwörtlich für „Braunschweig verlassen" [5]). — Da sich beide Bezeichnungen, Kuhschwanz und Kuhstall, so weit ich es habe verfolgen können, nicht über diese Zeit zurückdatiren, so wird ihre Erklärung auch hier zu suchen sein. Da ist nun bekannt, daß seit Januar 1600 der Herzog die Communicationen der rebellischen Stadt zu versperren suchte, diese aber mit räuberischen Ausfällen antwortete. Um sich nun für eine schon damals gefürchtete Belagerung zu verproviantiren, trieben die Bürger das Vieh, namentlich Rindvieh, von den Dörfern in die Stadt, so daß sie schon im Sommer 1600 als „Kuhdiebe" erscheinen. Die Ausfälle wurden selbst von den Städtern bald nur als „Kuhjagden" bezeichnet, und macher rebellische Soldat mußte hängen, weil er geschimpft hatte: „er wolle den Kuhdieben nicht mehr dienen". Hieraus würde sich die Uebertragung des Biernamens „Kuhschwantz" und des Stadtnamens „Kuhstall" auf Braunschweig ohne Schwierigkeit erklären [6]). — Aus der unendlichen Menge der guten und schlechten Kuhwitze mögen nur einzelne folgen. Der „Titul" einer vom Rath herausgegebenen Vertheidigungsschrift „ist einem mechtigen Kühegebölck nicht ungleich", aber wenn sie auch „mit großem Kühegeplerr auftreten, so geben doch die magern, gestolenen Kühe, so viel bölcken, wenig Milch", und die Herzoglichen „achten es keines Kühhaars mehr, als wenn sie ein Hund anbellt, oder ein Kuhdieb schilt, oder ein Huer lobt". Die Städter haben „ein schön raumb Gewissen, daß man mit einem Fuder Kuhschwentzen könte hindurch fahren, sie sollen sich aber hüten, daß sie nicht auf die Kühehörner geschmissen werden". Voll Genugthuung über seine scheinbar wohlgelungene Widerlegung einer städtischen Streitschrift meint ein Scribent: „Zur Verschlingung dieser Pillen gehört ein starcker, grober Kühegurgel".

So weit der Witz, der auf die Stadt im Ganzen zielt.

II.

Wenngleich aus den Schriften jener Tage hervorzugehen scheint, daß in der Stadt Alles in schönster Einigkeit gegen den Herzog zusammengestanden habe, so bietet doch ein genauerer Einblick ein weit weniger erfreuliches Bild. Brabant's Tod war nicht die Frucht einer plötzlichen Aufwallung, sondern das Resultat eines langjährigen Parteikampfes um den Haupteinfluß auf die Bürgerschaft. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man den damaligen Rath als oligarchische Herrscher, die Hauptleute als oppositionelle Demokraten bezeichnet, während die Gildemeister, ohne Urtheil hin und her schwankend, das Zünglein an der Waage bildeten, bis sie durch die Herren von Vechelde und den Bürgermeister Krickau schließlich für den Rath gewonnen wurden. Große Talente waren auf beiden Seiten; die politische Satire aber, wie natürlich, fast nur auf Seiten der Opposition, „des Brabantischen verlornen Hauffens". Wenn nun auch die vom Rath nach ihrem Siege jede Spur derselben zu unterdrücken suchten, z. B. den boshaften Rathsherrn Wietekopf, „des Teuffels Vorlauff vnd aller Auffrührer Grosvater", der seit 50 Jahren ein verdächtiges Tagebuch geführt hatte, bis an sein Ende einsperrten und sein Werk vernichteten [7]), so ist doch nicht aller Witz auf die herrschende Partei und deren Hauptführer verschwunden. „Hans hinter der Mauer", wie damals der „Klinter" hieß, und die „Nickelkohlsche Bawrschafft" ließen sich nicht leicht den Mund verbieten und verhöhnten die Herren als „faule Stadtjunker, Stubenreuters und Pflastertreters"; gebrauchte doch der erste Geistliche der Stadt, der Coadjutor Kauffmann, ähnliche Ausdrücke, wenn er die Patricier wegen einer sonntäglichen Schlittenfahrt abkanzelte. Die Privilegien, das Heiligthum des Rathes, hießen im Volksmunde bald nur „die Flöhe, so die Stadt peinigten"; die buntgemischte Gesellschaft, die Bürgermeister Krickau täglich am Kack oder Pranger auf dem Hagenmarkte versammelte, um sie

3) Sogar die Bürger werden einmal „Kuhschwentze" genannt.

4) Druck in den s. g. „Braunschw. Hist. Händeln", Bd. III p. 290 ff. Die Bezeichnung der Städte als „Ställe" ist häufig; so heißt im 16. Jahrh. Sachsenhausen und Schweinfurt oft der „Sawstall".

5) Die süddeutsche Redewendung „das Kuhfenster treffen" = „sich irren" (Schmeller I 1214) gehört nicht in diesen Zusammenhang, wenn sie auch zeigt, wie verbreitet die bildlichen „Kuh"redensarten waren.

6) Magdeburg, die Helferin Braunschweigs, wurde in Folge davon zum „Kälberstall".

7) Einige Capitelüberschriften des Tagebuches (gegen den Rath) sind erhalten: Mopsus, Avarus und Superbus.

gegen Brabant aufzuhetzen, wurde zum „Kaekrathe“. Besonders der Versammlungsort der Geschlechter, das heutige Gewandhaus, gab Anlaß zu boshaften Bemerkungen. Schon seine Bezeichnung als „Kliphaus“ war sarkastisch; denn unter Klipschenken verstand man sonst die Wirthshäuser geringeren Grades und Rufes ohne eigene Braugerechtigkeit. „Kliphensischer Mummentandt“, „ein bey der Mummen auf dem Kliphause erdichtetes Märlein“, hießen die Bekanntmachungen des Rathes; seine Beschuldigungen gegen Brabant waren „ein bachantisches, albernes Rockenmehlein, Kliphensischer, Mülterlagischer [8]) Mummentandt“.

Besonders interessant ist die Satire gegen die einzelnen Häupter des Rathes. Der erste Bürgermeister von 1600 u. ö. Kurdt Döring, ein Junggesell, ist ein Mann,

„der echt pepstlich keuschheit helt;
Vnd daß man ihn möge aus verdacht lassen,
So hat er bey sich seine wasen“.

Sein Recht des Vortanzes bei städtischen Festen verspottet ein Anhänger Brabant's, der Krämer Thonnies Wini (auch Schwein genannt), indem er bei einer Bürgerfeier mit der Frau eines Hauptmanns vortanzt und dabei wiederholt ausruft: „Hier tanzt Curdt Döring vor!“ Von seinem Wappen hieß er nur „der bunte Löwe“, zumal er königliches Ansehen in der Stadt genoß. Hatte doch der Syndicus Broitzem einmal, als die Bürger Vertrag mit dem Fürsten wünschten, auf Döring hingewiesen und gefragt: „Ob der ihnen noch nicht Fürst genug wäre?“ Dagegen segneten sich die Verbannten, „daß sie dem blutgierigen, bunten Stadtlöwen entronnen seien“. — Der Bürgermeister von 1602 und 4, Bartram von Broitzem, hieß „der Cluntz“, sein einarmiger Vetter, der Syndicus Joachim, gehörte zu den „gülden Regimentsschmieden“, die mit dem Herzoge den verrufenen „Bleydantz“ begonnen hatten [9]). Ein Rathsherr Tile vom Dam, der das Kloster St. Crucis dadurch bedeutend geschädigt haben sollte, daß er in den Schlössern die Spitze seiner Schlüssel abbrach, so daß er allein zu den Vorrathskammern ꝛc. Zutritt haben konnte, hieß allgemein „der Schlüsselfeiler“; einem andern, Henning Köhler, sagte man boshaft nach, „er habe das Vaterunser erst nach der Hochzeit von seiner Frau gelernt, sei aber ein großer Rathsherr geworden“. Leider sind uns die Verse, die am Kaek, oder am Löwen in der Burg „angeklickt“ waren, nicht erhalten; in ihnen wurde Döring, der schroffe Marsteller Benedict Müller und besonders der Syndicus Johann Rörhand grausam verspottet, z. B. ihnen ein Galgen zum neuen Jahre geschenkt

Dieser Letztere, von 1594—1614 mit geringen Unterbrechungen die Seele des Stadtregiments, war in Stadt und Land der bestgehaßte Mann. Er war nicht nur in Helmstedt, sondern auch in Italien gebildet und ein höchst begabter Anhänger Machiavelli's. Es hieß bald, „er wolle wohl einen newen Müntzer oder Johan von Leyden in Braunschweig abgeben“. Die Demokraten höhnten über seine rothe Nase und seine furchtbare Rücksichtslosigkeit; die Herzoglichen nannten ihn „degener filius, fax et tuba, Verursacher und Anstifter alles Unheils, so der Stadt begegnet“, und verdrehten seinen Namen zu dem Kalauer „Rör in den Tandt“. [10]) Dabei war die logische Schärfe seiner Reden und Schriften gefürchtet; er galt für so klug, „daß er das Gras drei Tage bevor, denn es aufgehet, kann wachsen hören“. — Auch sein älterer Gesinnungsgenosse Taute, damals in Magdeburg wohnhaft, wird verhöhnt wegen seiner bekannten „Bedenken“, die er „aus seiner verschimleten Hartzkappen als unflügke Tauben hervorgeholt“; auch er muß sich die Namensänderung „Johan von der Tauten oder Tauben“ [11]) gefallen lassen. Dazu behauptet Algermann, er schreibe ein so schlechtes Latein, „als habe er dem guten Prisciano eine Maultaschen gegeben“. (Schluß folgt.)

8) Mülterlagisch von mültern = faulen.
9) Ende 1599 wurden dem Herzoge vom Rathe — gegen die Ansicht der Hauptleute! — 6000 Centner Blei mit Arrest belegt. Dies war der Anfang des Kriegszustandes.
10) = Rühr im Tand herum.
11) Tauten und Tauben bedeuten Thorheiten jeder Art.

Bücherschau.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 45. Los von Rom. — 46 und 47. Zimmer, Evang. Diaconieverein. — 48 und 49. Eine deutsche Reichssynode. — 50. W. Bertram †. 50—53. Ein Glaubensgericht (Weingart).

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 36 und 37. Bericht über den derzeitigen Stand der Frage der Haftpflichtversicherung. — 38. Pachtvertrag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch; F. A. Zürn, Bornaische Pferdekrankheit. — 39 Mast- u. Schlachtversuche mit Schweinen. — 40. Genossenschaft für Viehverwerthung in Deutschland; Frank, Reinigung der Felder von den Pflanzenüberresten 41. Voges und Schütz, Bekämpfung des Rothlaufs der Schweine; Maercker, Handel mit Chilisalpeter. — 42. Abtheilung für Geräthe auf der Wanderausstellung zu Frankfurt a. M. — 43. Abfangen der Mäuse im Felde; E. H. Meyer, Spargelrost; Wrampelmeyer, Kraftfuttermittel. — 44. Perchlorat; Burmester, Schädlichkeit der Blutlaus. — 45 und 46. Maercker, Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des Dünger- und Futtermittelwesens; Lehnert, Zucht- und Zugvieh.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatze über J. H. Stobwasser in voriger Nummer sind, da der Verfasser in Folge einer Reise die Correcturen nicht selbst besorgen konnte, folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 49 Sp. 1 Z. 10 v. u. statt „nun“ lies „mir“.

S. 50 Sp. 1 Z. 26 das „als“ gehört an den Anfang der folgenden Zeile.

S. 52 Sp. 1 Z. 5 statt „Pontel Näpges“ lies „Poutel“, ebenda Z. 16 statt „Stecknöpfe“ lies „Stockknöpfe“, ebenda Z. 34 statt „anderm“ lies „andere“.

S. 53 Sp 1 Z. 33 muß es heißen „Landschaften und Veduten“.

S. 55 Sp. 2 Z. 26 muß es heißen „Während aber ...“

Endlich hieß nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Seminarinspectors F. Jeep in Wolfenbüttel der auf S. 52 Sp. 2 erwähnte Besitzer einer Lackwaarenfabrik nicht Bratnagel, sondern „Bratenahl“.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 6. Mai **1900.**

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstleutnant H. Meier.

(Schluß.)

Nr. 1876, an der Katharinenkirche 11, Landesökonomie-Direction.

Die Kunde über dieses Grundstück reicht nur bis 1601 zurück, in welchem Jahre es Hans Tieman besaß. Wahrscheinlich hatten es schon seine Eltern besessen. (Vergl. Leichenrede auf seine Enkelin Margarete Remmerdes, des Kanzlers Heinrich Schrader Frau. 1667). Hans Tieman's Wittwe besaß das Grundstück noch 1626. Ihre Tochter Anna war seit 1598 Hennig Remmerdes Frau. Deren Tochter Margarethe heirathete 1629 den Dr Henricus Schrader, des Bürgermeisters Hennig Schrader ältesten Sohn, Kanzler des Herzogs August. In dessen Besitz finden wir das Grundstück von 1635 bis 1672. Nach Margarethe Remmerdes Tode heirathete er 1668 Elisabeth Dorothea Eggelings, die nach seinem Tode bis 1698 im Besitze blieb. Ihr folgten als Besitzer Hilmar Bähre und der Amtmann Mathias Brandes. 1792 erwarb Johann Joachim Eschenburg das nicht weit vom Collegio Carolino gelegene Haus, in welchem er schon vorher zur Miethe gewohnt hatte. Seit 1777 war er mit Maria Dorothea Schmid vermählt, deren Vater Konrad Arnold Schmid seit 1763 das kleine gegenüber liegende Haus Nr. 1982, das jetzt zum Wilhelmsgarten hinzugezogen ist, besaß. Manche Freunde des litterarischen Kreises der Stadt sind damals in diesen beiden Häusern ein- und ausgegangen. Eschenburg's Kinder behielten das Haus bis 1830. Sein ältester Sohn hatte unter Herzog Karl den Braunschweigischen Staatsdienst verlassen und sich in Detmold eine neue Heimath gegründet. 1836 hat die Regierung das Haus angekauft.

Nr. 1915, Steinweg 20, Kaufhaus der Gebrüder Jürgens.

Aus älteren Zeiten ist nur wenig über dieses Grundstück bekannt. 1408 besaß es Hans Kissenbrucghe, 1504 verkaufte es die Wittwe Tile's v. Gesen an Hinrick Brandes. 1607 besaß es Andreas Kayser's Wittwe, 1622 der Bürgermeister Casten Salligen, 1662 Georgius Koröfer, 1709 der Hauptmann Bromby. 1726 erwarb es Rudolph August Lissebon, Johann Bernhard Lissebon's Sohn, Provisor der Katharinenkirche. Er hinterließ es 1766 seinem Sohne Johann Heinrich, der schon 1770 starb. Dessen Wittwe vermählte sich 1771 wieder mit dem Kaufmann Johann Friedrich Christian Zuckschwerdt, Sohn des Brauers Johann Georg Z. 1773 ging das Haus in den Besitz Zuckschwerdt's über und blieb bis 1854 in dieser Familie. Rudolph August Lissebon darf als Begründer des noch jetzt in diesem Hause blühenden Geschäfts angesehen werden, das demnach im Jahre 1900 schon 174 Jahre alt ist.

Nr. 1980, Wilhelmstraße 20, der Wilhelmsgarten.

Dieses Grundstück ist ein altes Besitzthum der Familie Wittekop. 1512 besaß es Lambert Wittekop, Sohn des Bürgermeisters im Hagen Gerwin Wittekop und der Alheyd Kale, Bruder des Bürgermeisters Heinrich Wittekop. Von Lambert's Wittwe kaufte es 1525 Hinrick Schrader. Er war der Vater des Dr Ludolph Schrader und starb unter Hinterlassung ansehnlicher Güter als Bürgermeister 1584. Dieses Haus vermachte er in seinem Testamente seinem Enkel, dem Sohne seines vor ihm verstorbenen Sohnes Jürgen, Herman Schrader, der als Bürgermeister 1639 starb. Des Bürgermeisters Herman Sohn Curd besaß das Haus bis zu seinem Tode 1671. Sein Bruder und Erbe, der Canonicus zu Gandersheim Jürgen Schrader verkaufte es 1678 an den Herzog Rudolph August.

Nr. 1999, Bohlweg 48, das Grotrian'sche Geschäftshaus.

Auch dieses Grundstück gehörte zu den Gütern, die sich der Bürgermeister Heinrich Schrader erworben hatte. Schon zu Lebzeiten 1554 übergab er es seinem Sohne, dem Kämmerer Heinrich Schrader. Es blieb bis 1705 in dessen Familie, zwar nicht in der männlichen Linie, denn von des Letztgenannten gleichnamigem Sohne, auch Kämmerer im Hagen, kam es an dessen einzige Tochter Anna, Henricus v. Kalm's Frau. Sie vermachte das Haus ihrem Vetter Werner v. Kalm, dessen Wittwe, Dorothea v. Velstede, es bis zu ihrem Tode 1705 be

sessen hat. 1731 erwarb es Berend Schrader, 1746 kaufte es die Regierung und richtete hier eine Speiseanstalt für das Collegium Carolinum ein.

Nr. 2002 und 2003, Bohlweg 51 und 52, Ministerialgebäude.

Auch dieses Grundstück scheint der Bürgermeister Heinrich Schrader besessen zu haben. 1560 gehörte es seinem Schwiegersohne, dem Bürgermeister Albrecht v. Kalm. Nr. 2002 ging an die Nachkommen seines älteren Sohnes, Kämmerer Heinrich, Nr. 2003 an die des jüngeren, Dr. Johann über. Sie vererbten in weiblicher Linie erstes auf die v. Garßen, letztes auf die Remmerdes, die den Besitz bis 1756 bez. 1670 festhielten.

Nr. 2002 erwarb 1779 Roger Draake, 1792 der Viceoberstallmeister v. Thilau, 1796 der Landdrost Wilh. Alb. Christ. v. Marenholtz, 1802 General v. Griesheim. 1816 wurde hier die Commandanten-Wohnung eingerichtet.

Nr. 2003 besaß 1720 der Hofamtsrath Georg Jacob Schrader, dann folgten als Besitzer 1753 Oberst v. Blum und 1835 der Staatsminister v. Schleinitz. 1857 kaufte es die Regierung.

Nr. 2096, Bohlweg 41, das alte Carolinum.

Anfangs ein Rike'scher, dann ein Peine'scher Besitz, gehörte dieses Grundstück 1562 zu den Erwerbungen des Bürgermeisters Heinrich Schrader. Er übergab es 1565 seinem Sohne Kord. 1635 verkaufte es Konrad Breitsprach, Kord Schrader's Enkel, an Jürgen v. Kalm. 1662 hatten es noch dessen Erben. Nach Eroberung der Stadt bis zur Errichtung des Carolinums war hier das Commandanten-Haus. Als solches ist es 1714 in Beck's Kupferkalender dargestellt.

Nr. 2114, Stobenstraße 9, Neues Theater.

Dieses alte Steinhaus, 1402 bis 1537 „Dat Hus to dem stotere“ genannt, gehörte 1402 Hinrich Kroser, 1458 Hans Thoven, 1466 Brand Ludeger und von 1488 bis 1637 der Familie Dorneman (Dhorman) Ludeke, Hans Cord und Barteld, 1637 erwarb es Heinrich Oldenbrock, um 1700 Johann Müller, 1750 Johann Hantelmann, 1776 der Drost Andreas v. Vasell, 1792 des Ober-Commissars Ruff Frau, geborene Kellner.

Nr. 2256, am Magnithor 1, das alte Haus zwischen Kirchhof und Herrendorfstwete.

Seit 1417 finden wir hier eine Familie Berkling, seit 1451 Hermann Kolmans, alias Ermbrecht. Von 1475 bis 1620 gehörte dieses Grundstück der Familie Busman, erst Albert, dann Hans, dann Albert. Die beiden Letzten waren Bürgermeister der Altenwiek. Von 1620 bis 1668 war der Bürgermeister Henricus Petri Besitzer, 1718 Joh. Wolffgang Brauer.

Nr. 2285, Oelschlägern 28 (Lüders).

Dieses 1491 „tom gropen“ genannte Haus gehörte von 1463 bis 1560 der Familie Becker, Hennig, Hans und Franz, dann bis 1659 der Familie Brandes, Andreas Vater und Sohn, um 1700 Ebeling Bruns und ist 1851 von Lüders erworben.

Nr. 2351, Kuhstraße 35, Eckhaus der Karrenführerstraße des Schmiedemeisters Gerecke.

Dieses Grundstück besaß 1399 Hermen v. Springe, seit 1473 die Familie Bardenwerper. Hennig Bardenwerper erbaute 1484 das 1889 in musterhafter Weise umgebaute Haus. 1502 finden wir Hans, 1520 bis 1547 den Kämmerer Hennig Bardenwerper, 1550 dessen Erben, 1556 bis 1582 den Bürgermeister Peter Horneborg, von 1582 bis 1600 dessen Erben, darunter seine Wittwe Ilse Schorkop und seine Söhne Hans und Kord. 1644 erwarb das Haus Zacharias Broistedt, Bartold's Sohn. In dieser Familie vererbte es drei Mal vom Vater auf den Sohn. Es kam 1675 an Jürgen, 1727 an Mathias, 1786 an Mathias d. J.

Nr. 2394, Stobenstraße 12, Aegidien-Apotheke.

Dieses Grundstück wechselte häufig seinen Besitzer. Es kam etwa 1435 an Hinrick v. Peyne, 1445 an Hans v. Tymbern, 1451 an Brand v. Luckenem, 1457 an Tile Burmester, 1514 an Hans Emke, 1544 an Marten Rorand, 1633 an Bartold Preußen, 1637 an Jacob Grotewal, 1662 an Jürgen Gegenhorst, 1709 an des Majors Wichmann Wittwe, 1734 an den Brauer Werner Friedrich Walse, 1740 an des Stadthauptmanns Pillmann's Wittwe, 1749 an Serenissimus, 1753 an den Hofrath Isenbart, 1763 an Christoph v. Kalm und 1772 an Johann Hermann Apfel, Apotheker, der die Apotheke hierher verlegt hat. Von Karl Hermann Apfel hat sie 1836 Karl Lud. Theod. Otto Herzog gekauft.

Nr. 2542, Kuhstraße 16, Stadt Wolfenbüttel.

Ueber das Nachbarhaus linkerhand habe ich bereits in Nr. 3 des Br. Mag. von 1897 kurz berichtet, dabei aber dessen Lage unrichtig angegeben und seine sachgemäße Wiederherstellung durch den jetzigen Besitzer, Büchsenmacher Bruns, nicht gebührend hervorgehoben. Ich lasse auch kurz die Namen der früheren Besitzer des Hauses hier folgen. Es sind 1459 Kord Mageren, 1520 Bernd Rodeman, 1538 Simon Groven, 1550 bis 1568 Hans Preckel. 1643 ist es von Georg Hille in der jetzigen Gestalt neu aufgebaut. Der Vater Georg's, Hans Hille, Bürgermeister der Altenwik, war 1605 bei der Belagerung der Stadt am Magnithore gefallen, sein Großvater Martin H. aus Goslar eingewandert. Georg Hille war mit Katharine Strufen vermählt; beider Wappen sind am Hause verewigt. 1736 erwarb dieses Christoph Elers, in dessen Familie es lange geblieben ist.

Das Nachbarhaus rechter Hand ist das Eckhaus der Jedutenstraße (Prinz August) mit dem originellen Schnitzwerk vom Jahre 1481. Das zwischen diesen beiden interessanten Häusern gelegene Grundstück der „Stadt Wolfenbüttel“ gehörte von 1424 bis 1452 Herman v. Gustede und kam dann an die Familie

Bardenwerper, die es noch im 17. Jahrhundert besessen hat. 1463 hatte es Hennig, 1522 wiederum Hennig, 1539 bis 1560 der Kämmerer Hinrick Bardenwerper, 1568 besaßen es Mathias, Hans und Reynert Bardenwerper zusammen, 1590 Mathias allein, 1600 dessen Wittwe, 1609 Hinrick Bardenwerper's Kinder, deren Vormund der Kämmerer Hennig B. war. Seit 1633 finden wir Peter Kicheler, seit 1659 Heinrich Mundt als Besitzer, um 1700 Wilhelm Sievers. 1833 erwarb es Langkopf.

Nr. 2609, Schuhstraße 4, die Hofapotheke.

Dieses Haus hieß im Mittelalter „to dem roden Crutze". Es gehörte 1409 einem Messerschmiede, Ebeling Mestworte, 1461 Hans Smedenstede, 1480 Hans Schernebecks, 1560 Arnd Sporn, 1580 und 1600 Zacharias Winckel, 1640 Just Brinckmeyer, 1670 Policarpus Mumme, dann Julius Mumme, dem Apotheker. Nachdem Herzog Rudolph August dem Apotheker Andreas Zacharias Happe 1677 die Erlaubniß zur Anlage einer zweiten Apotheke, der am Hagenmarkte, ertheilt hatte, erhielt Julius Mumme die Concession zur Errichtung einer dritten. Die Apotheke ging 1803 an Wiegmann, 1829 an Mackensen über.

Nr. 2648, Neuestraße 9, früher Stolze'sches Haus.

Dieses größte Grundstück auf der Südseite der Neuenstraße gehörte 1409 Herman, 1461 Cord Denstorp. 1480 besaß es Tile Stechman, 1500 Hans Bruggeman, 1520 Hans Wasmoet, 1540 Wilken Haverland, 1580 und 1600 Gerwin Smalian, 1640 Bartolt Kempe, 1655 Kilian Hoppener, der 1686 auch das Huneborstel'sche Haus im Sacke als Mitgift erhielt. Fricke Mahner, der dessen Wittwe heirathete, erhielt das Haus 1688. Um 1700 erwarb es Carl Otto Schade. Dessen Sohn Andreas Georg erhielt es 1733 und hinterließ es 1758 wiederum seinem Sohne Georg Heinrich Schade. Dies sind die Vorfahren des Banquiers Rudolph Schade. 1795 kam das Haus an Chr. Alb. Anton Stolze. Als Erbauer des gothischen Holzhauses von 1550 darf Wilken Haverland angesehen werden.

Nr. 2696, Kannengießerstraße 8, Haus des Tischlermeisters Löhr, altes Gießerhaus.

Vom Ende des 14. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts wohnten hier die Familien der angesehensten Geschütz- und Glockengießer, 1408 Meister Bertold v. Melverode, 1418 der Gießer der faulen Mette, Hennig Bussenschutte, dann von 1455 bis 1600 die Familie Mente. Olrik Mente, Bruder des von 1531 bis 1550 in Braunschweig thätigen Meisters Cord Mente, hat um 1550 das jetzige Haus erbaut. Von 1644 bis 1747 besaß es Martin Sommerau und dessen Erben. 1850 erwarb es Heinr. Georg Wilh. Theod. Löhr.

Nr. 2839, Sack 16, das ältere Haus des Langerfeldt'schen Geschäfts.

Auf ursprünglich dem Stift St. Blasien gehörigem Gebiete lag hier 1409 Herrn Gunstede's (wohl eines Geistlichen) Haus. 1416 gehörte es Hennig Robben 1461 Hinrick Beren, 1480 Tile Kulsteyn, 1540 Thomas Brandes, 1600 Olrick Bissewinkel, 1620 der Bissewinkelschen d. i. der Wittwe des Vorigen. Als ein Haus des Stifts St. Blasien ist es dann wieder bezeichnet. 1707 erwarb es Georg Gottlieb Eckard. Von Heinrich Christian Lutterloh wurde es 1723 für das städtische Aerar angekauft als Ersatz für das baufällig gewordene Superintendentenhaus auf dem jetzigen Grundstücke der Alerdes'schen Stiftung. Als solches ist es dem Kirchenvorstande der Ulrici-Kirche in Verwaltung gegeben worden. Von diesem hat es 1879 Tiemann gekauft. 1888 hat es Langerfeldt erworben. Seinen Zweck als Dienstwohnung des Generalsuperintendenten hat das Haus nur zeitweise gedient, von 1723 bis 1819, dann ist es als Dienstwohnung zweier Kreiseinnehmer benutzt worden. Seit 1834 wurde es vermiethet. Vier ältere Geschwister und ich haben hier das Licht der Welt erblickt.

Politischer Volkswitz in Braunschweig um 1600.

Von G. Hassebrauck.

(Schluß.)

III.

Wenden wir uns nun den Kriegsereignissen selber zu. Zunächst ergoß sich eine Fluth von Spottversen und Redensarten über die Stadtbraunschweiger, als sie am 22. Januar 1600 als Rebellen erklärt wurden. Sie hatten freilich dieselben geradezu provocirt, da sie auf die feierliche Citation vor das Hofgericht „nicht Bürgermeister noch Zehnmann, weder Gildemeister noch Hauptmann" geschickt hatten, sondern den Gerichtsuntervogt Brauns mit einem Wirth und einem Wagemeister als Zeugen, die natürlich nicht im Stande waren, das „Frühstück, so ihnen aufgetragen, zu verzehren".

„Sobald sie haben den bescheid bekommen,
Sind sie wieder gegangen hinunder,
Die finstern treppen hinden ab,
Mit grossem, hertzlichen weh und klag".

Entrüstet schalten die Braunschweiger, die Gesandten seien in dem „Flecken" (Wolfenbüttel) „mit außlachen vnd frefelworten empfangen worden, ob die von B. keine bessern leute hetten?" Aber sie waren doch im Nachtheil; schon galt die Stadt als gefährdet:

So wir den lewen erst bezwingen,
Sol vns die braut in die arme springen,

sangen die Herzoglichen, und als die Städter wegen der Wegsperren schimpften und mit Vergeltung drohten, spotteten die Schöppenstedter:

De van Brunswick sind hinden licht,
Se drauhn den van Scheppenstidde vnd dauhn en nicht.
Se hebben einen reuter vnd halven saldaten,
Damit willen se sick vor Scheppenstidde maken u. s. w.

Allerdings nahmen dann die Städter im Mai 1602 böse Rache und verwüsteten die Stadt gründlich, worüber der Vers:

Sie dichten alle und singen zu stehen für einen mann!
Ja, wie der hase bey den jungen, wenn er hört die
trommel schlan;
So hielten die von Scheppenstedt.
. . . .
Sie hatten sich erhoben mit brauen aller end;
Die pfannnen sind verstoben, jetzt trinken sie covent [12])
Und mehrenteils auch gensewein;
Der steigt ihnen nicht zum kopffe hinein
Und machet sie sehr behend.

Auch nach Wolfenbüttel wagten sich einzelne Braunschweiger und riefen vor den Verschanzungen höhnisch hinauf: „Nun, Hans Muff, wiltu nicht herauskommen?“, malten auch wohl Karrikaturen der „Rübenfresser, der Herrendienstsoldaten, des Hans ohne Geld“ an die Mauern. Indeß wagen die Städter nach Ansicht der Landsassen doch nur dann einen Ausfall, „wenn sie sich in der Mummen ein Hertz getruncken vnd die Nase ziemblich begossen haben“, „kommen dabey auch schneller wieder in die Stadt, als sie herrausser kommen“. Ihre Truppen sind „zusammengelauffenes Gesindlein, Kuhdiebe, Kleienfresser, Hanefedern [13]) vnd Hanekrey [14])“, die keinen ordentlichen Sold bekommen und deshalb „auf Raub und Ramb“ angewiesen sind. Der Oberst „Quadt“ von Eisengarten muß mit seinem Namen den Charakter der Truppen bezeichnen; ein Rittmeister Timan von Clausenstein heißt wegen seiner „Bößheit“ in und außer der Stadt nur „Lorch“.

Dem gegenüber trifft der städtische Witz im Einzelnen zunächst die Garden des Herzogs, die 1600 mit der Besetzung der Landstraßen beauftragt waren. Sie hießen von ihren Uniformen [15]) „Roth- und Blauröcke“.

Wohin eine strasse und creutzweg ist,
Da spüret man eine hütten;
Dieselbe voller rohtröck ist
Nach spittelsbrüder stücken.
So jemand dar füriiber zeucht,
Ein kahl rohtrock herausser fleucht,
Thut ihn heftig anfahren.

Das Wort Rothrock bekommt bald einen so bittern Beigeschmack, daß verfeindete Civilpersonen sich Rothrock schimpfen und einander darob verklagen. — Die armen Gardisten müssen im Winter (bis März 1600) viel frieren, und retten sich nur dadurch, daß sie die städtischen Hopfenplantagen verwüsten und ihre Raubhäuser mit den Stangen heizen:

Die rohtröck stellt er auff die strasse
Mit hunger wol gestieffelt;
Die hopstaken ohne alle masse
Haben sie wol geknieffelt.
Wenn die nicht weren dagewest,
Die rohtröcke alle in ihrem nest
Weren semptlich todt gefroren.

12) Covent v. Convent, ein dünnes Klosterbier, Nachbier. Vgl. Grimm's Wörterbuch III p 629.

13) Unter Rittmeister v. Stembßhorn.

14) Unter Hauptmann Kreye.

15) Gerke's Chronik (Brschw. Städt. Arch. Mss. 95 fol.) sagt ausdrücklich, daß die eine Compagnie „Rothe Reitröcke mit gelben Schnüren, die andere blaue mit weißen Schnüren gehabt habe“.

Ihre Thätigkeit wird oft als unwirksam verhöhnt, während der Rath in seinen amtlichen Klagschreiben den Schaden der Stadt auf viele Tonnen Goldes berechnet.

Später, besonders 1605, bietet der Herzog außer den Soldtruppen auch die Bauern auf, „die mit Drillen, Turniren vnd andern Kriegsübungen“ eingeübt werden. Daher bekommen sie den Spottnamen „Driller“, ein Wort, das in Dutzenden von Zusammensetzungen vorkommt. Wegen des verunglückten Sturmes von 1605 sind die Pasquille und Trutzlieder so häufig auf der Leipziger Messe vorhanden, daß deren Verkauf in Folge einer Beschwerde des Herzogs vom sächsischen Churfürsten verboten werden muß. So werden die im Stadtgraben Ertrinkenden grausam verhöhnt:

Aus kuhschwantz gut ward gensewein,
Das musten sie viel sauffen ein,
Biß daß sie truncken worden;
Solches gehört den nassen brüdern zu,
Vnd ist der driller orden.

Der Belagerung sehen die Bürger zunächst sehr zuversichtlich entgegen. „Schlägt der Hertzog ein Lager, so schlagen wir zwantzig“, hieß es, und als durch einen bei Oelper gebauten Damm die Stadt überschwemmt werden sollte, fragten sich die Weiber spöttisch: „ob ihnen auch die Pantoffeln naß geworden, und ob auch die Meuse noch lebeten?“ Im Hinblick auf die beliebten Kuhwitze ließen die Braunschweiger einst eine Kuh, der ein Rocken auf die Hörner gebunden war, ins Lager der Herzoglichen laufen, die daran den Vers lasen:

Ehe die kuh selber den rocken abgenommen,
Soll der Hertzog die stadt nicht bekommen.

Beiläufig wurde die Ueberschwemmung doch bald so stark, „daß die Meuse genug zu trincken bekamen“, und

Wie rot löw begunt zu spüren
Die grosse wassers noht,
Begunte er zu heulen
Vnd bat vmb gnad durch Gott.

Aber der Rath war „auff Lügen dressirt wie die Schießhunde“; und als der Damm zerhauen, das Wasser abgelaufen war, begann er aufs Neue Truppen zu werben. Man überlegte, ob man den Herzog lebendig fangen oder lieber tödten sollte; ein gewisser Kempher meinte, „wenn man eine Kugel hindurchschiesse oder ein Rappier durch ihn stäche, so hette der gantze Krieg ein Loch“. Doch der Oberst Quadt „wolte den Fuchs nicht beissen“.

Wie die städtischen, so müssen auch die Herzoglichen Beamten und Officiere sich viele Spottreden gefallen lassen. Der Canzler Jagemann († 1604) ist „der Jägerßmann“ oder „Jagenteuffel“, der Graf Hollach ist „das caput Medusae, so die Stadt schrecken solle“, der Oberstleutnant Frost wird als „Frosch“ mit einer rothen Nase verhöhnt, die ihm im Winter erfroren ist. Wer der oft erwähnte „schwartze Albert“ ist, auf den die Städter wiederholt, aber vergeblich fahndeten, ist mir nicht bekannt geworden.

Die Hauptzielscheibe des Witzes aber war der Herzog mit seiner Familie. „Bunter Heinrich, Heinrich mit der langen Nasen, Heinrich auf der Oker, Heinrich Hünerfenger“ waren die häufigsten Ehrentitel; „er were

kein Fürst, er were ein Koch, ein Antenfenger, ein Teichgreber". (Die letzte Bezeichnung bezieht sich auf eine dem Herzoge untergeschobene Aeußerung, er wolle aus der Stadt Braunschweig einen Fischteich machen.) „Die Bürger wolten ihm ins Maul fühlen, ob auch die Zene fest sessen"; ein Fähnrich Horney „will ihn bey der Nasen nehmen vnd rechtschaffen vmbdreyen" u. s. w. Noch boshafter war es, daß man ihm nachsagte, „er were mit einer Hand voll Blut auff die Welt kommen", „er habe spiritum familiarem, Hencker vnd Zauberer weren seine beste Gesellschafft", ja, „wenn sich S. F. G. nicht schewen müste vor dem Römischen Reich, würden sie viele Personen selbst richten". — Als Herzogliche Soldaten den Galgen auf dem Rennelberge demolirt hatten, fanden sie nachher folgenden Vers:

Hertzog Heinrich, das galgenkind,
Die galgen vnd die räder hat geschindt,
Die diebe gesotten vnd gebraten,
Vnd den König von Dennemarck darauf zu gaste geladen [16]).

Seine Politik wurde verspottet:

Er wolt gern burgemeister seyn
In vnser stadt alleine,
Hat sich noch nicht geschworen ein,
Zu schützen die gemeine.

oder auch:

Heinrich von der Oker mit der langen nesen
Wollt gern bürgermeister in Braunschweig wesen;
Liese mit ihren langen dütten [17])
Wolte gern zu Braunschweig binnen sitten.

„Sie hiessen ihn Heinrich auff der Oker", sagte man, „das were war, er hette seinen Fürstlichen Sitz auff der Oker, wolte aber noch Heinrich vnter vnd vber der Oker werden". Der Herzogin speciell wird ein Hauptantheil an dem Kriege zugeschrieben:

Elisabeth, sein schwester,
Des Hertzogen sein gemahl,
Ist dieses krieges meister,
Der thun sie folgen all.

Sie solte nehen vnd spinnen,
Nicht solche sachen beginnen,
Die kriege führen lahn,
Die es besser gelernet han.

Sie thut es dahin karten,
Das spüret man zumahl:
Braunschweig sol seyn ihr garten,
Goslar ihr göseſtall. u. s. w.

Nach dem Sturm von 1605, an dem der Herzog „nicht nur als spectator, sondern auch als director" theilgenommen haben sollte, wurde der Vers gesungen:

Heinrich mit der langen nesen,
De hefft vp de katten [18]) wesen;
Se sind gekamen vp den wall,
Da sind se gebleuen all.

Als dann im Mai 1606 der Kaiserliche Herold die (bedingte) Acht verkündigte, hieß es: „er käme gar nicht von Prag, sondern es sey ein Schuster aus Wolfenbüttel, den Heinrich Vater abgeschickt, um die Bürger zu schrecken". Und als sich die schlimme Thatsache nicht ableugnen ließ, wiederholte man den alten Witz: „Was ist mehr als (die) Acht? Neun! Was ist Acht und Aberacht? Sechzehn!"

Es mag diese Skizze genügen, ein Bild von dem Wesen des politischen Witzes jener Tage zu geben.

16) Christian IV. oder „Carsten Schmöcker", wie ihn die Braunschweiger nannten, war einige Zeit im Lager des Herzogs, um zu vermitteln.

17) Elisabeth, Schwester König Christian's IV., war des Herzogs zweite Gemahlin. Die Dütten sind eine damals übliche Haartracht.

18) Die Katze, eine Redoute am Aegidienthore, war von den Herzoglichen anfangs erobert.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

b. Kirchenkreis Lichtenberg.

8. Parochie Lichtenberg.

Die heutige Parochie Lichtenberg ist aus der Verschmelzung der beiden selbständigen Pfarrgemeinden Ober- und Niederfreden entstanden [1]). Von Oberfreden ist die Kirche, von Niederfreden die Pfarre erhalten. Dazu kommt noch die Kapelle auf der Burg, die eine besondere Gemeinde bildete, aber, wie wir sehen werden, mit Oberfreden verbunden war. Da in ältester Zeit nur der Name Vreden gebraucht wird, so ist es mitunter zweifelhaft, ob unser Ober- oder Niederfreden, oder Freden an der Leine gemeint ist. So wird 1209 ein Arnoldus Pfarrer von Vrede genannt [2]). Auch Lüntzel irrt, wenn er das Vreden, dessen Kirchengüter Pfalzgraf Heinrich, der Sohn Heinrich's des Löwen, im Jahre 1223 bestätigt, für unser Oberfreden hält. Es kann nur Kl. Freden a./d. Leine sein, dessen kirchlicher Lehnsherr damals der Pfalzgraf, später der Abt von der Clus bei Gandersheim war. Sicherlich ist aber jener Arnoldus, Pleban in Vreden, der bei der Ueberlassung einer Hufe seitens Hermann's von Wolfenbüttel an das Kloster Heiningen im Jahre 1319 Zeuge ist, Geistlicher in einem unserer Freden gewesen [3]). Die Kirche in Oberfreden wird ausdrücklich zum ersten Male im Jahre 1332 genannt [4]). Damals verkaufte Ulrich von Hedelendorpe (Hallendorf), ein Bürger zu Braunschweig, dem Gorcko von Adenstedt, Procurator des Hospitals am St. Petrithor (Thomasstift), eine Hufe in Hedelendorpe gegen jährliche Zahlung von 8 Schillingen an die obere Kirche in Freden unter dem Lichtenberg zu Leuchtwerk dieser Kirche. Zeuge ist Herr Thidericus, Pleban der genannten Kirche.

Von größerer Bedeutung als die Kirche (oft auch Kapelle genannt) von Oberfreden, das nur die von der

1) Wie auch die politische Gemeinde Lichtenberg erst seit dem Jahre 1857 aus den Gemeinden Ober- und Niederfreden geeint ist.

2) Lüntzel, Aelt. Diöz. Hildesh. S. 295.

3) Urk. im Heining. Copiar S. 30 (Landes-Haupt-Archiv).

4) Urk. des Thomasstiftes S. 9 (Landes-Haupt-Archiv), vgl. Degeding's Buch der Altstadt Br. I 255.

herzoglichen Burg abhängigen Leute umfaßte, ist die Kirche zu Niederfreden, der eigentlichen Bauergemeinde. Wir erfahren aus dem Jahre 1357, daß der Pfarrer in Niederfreden aus zwei Hufen zu Atlevessen (Atzum) jährlig 16 Schill. Rente empfängt [5]). Nach einer Dorstädter Urkunde beauftragt in demselben Jahre der Archidiakon von Lengede, Gunter von Bartensleben, Domherr zu Hildesheim, den mit Namen nicht genannten Pfarrer zu Niederfreden mit der Einführung des Probstes Dietrich von Dorstadt in das Pfarramt zu Bruchmachtersen [6]).

1443 hören wir von dem Pfarrer in Niederfreden Henricus Oder, dem von Jan Tanteleve Pfarrer zu Lynden (Westerlinde) eingesetzten Testamentar [7]). Johann Molnere oder uth der Molen ist im Jahre 1465 in Niederfreden Pfarrer [8]). Dieser muß wohl begütert gewesen sein, denn er erwirbt von Syvert und Heinrich von Salder die diesen zustehende Rente von der Sukopsmühle im Betrage von jährlich 10 Schilling für ein Kapital von 20 rheinischen Gulden. Hier wird auch der Heilige der Kirche genannt, es ist St. Vitalis. Auch der schöne alte Saldersche Kelch zu Lichtenberg (1550) nennt diesen Heiligen.

Noch 1476 ist derselbe Pfarrer hier. Zum 15. März, seinem Todestage, hat er eine Seelmesse bei St. Blasien gestiftet.

Wir treten nunmehr in das Zeitalter der Reformation ein. Bei der Visitation von 1542 heißt es: Oberfreden — Johannes Ismann, kann sich von der Pfarre nicht erhalten, hat nur 2 Hufen Land, die 2 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Hafer geben, außerdem die üblichen Einkünfte. Er hat bisher auf dem Hause Lichtenberg einen Tisch gehabt, weil er dort Caplan gewesen ist.

Im Jahre 1544 ist derselbe Pfarrer dort. Seine ganze Einnahme beträgt 10 Gulden. Er berichtet, die Nonnen von Dorstadt hätten in Bruchmachtersen vier Meyerhöfe, wovon ihm viel könnte geholfen werden. Bittet auch, daß er den Tisch möge behalten für die Predigt, die er auf dem Schloß thun muß.

Eine bedeutende Verbesserung seiner Lage erfährt Joh. Ißmann durch die Rückkehr Heinrich's d. J. Sein Amtsnachbar Nicolaus Riesenstahl, Pfarrer in Niederfreden und Salder, muß seiner evangelischen Richtung halber aus seinem Amte weichen [9]) und Ißmann fallen nun noch beide Pfründen zu. Als Inhaber der drei Pfarrstellen zu Ober-, Niederfreden und Salder wird er 1551 verhört. „Er ist über 30 Jahr Priester, zu Hildesheim geweiht; hat eine Frau, hat den Junkern von Salder die Sacramente auf zweierlei Gestalt gegeben trotz des Verbotes meines gnädigen Herrn. Hat müssen geloben, sich so lange in der Herberge (zu Wolfenbüttel) zu halten, bis mein gn. Herr Bescheid geben läßt“. Er wurde nach abgelegter Beichte wieder in Gnaden angenommen.

5) Urkdbch. St. Blasien I, 164, 186.
6) s. o. Parochie Bruchmachtersen.
7) Urk. Cyriaci II, 42, 67 (L.-H.-Arch.). Weiteres bei Parochie Westerlinde.
8) Urk. Crucis 198 (L.-H.-Arch.) Blasien Memorienreg. 15/3.
9) s. o. Parochie Salder, Br. Mag. 1899 S. 167.

Bei der evangelischen Visitation (1568) ist Riesenstahl wieder eingezogen. In Oberfreden aber steht Helmoldus Gertener, der auch Inhaber der herzoglichen Pfarre zu Englemstedt ist, diese aber dem Pfarrer zu Brostede (Broistedt) als Pächter überlassen hat.

Zu dieser Zeit sind also noch zwei Pfarrer in den beiden Freden. Nun findet sich aber bei der Lichtenberger Pfarre die Nachricht, daß die beiden Pfarren unter dem ersten evangelischen Superintenden Henricus Schultius, der im Jahre 1569 in Niederfreden einzieht, vereinigt seien und zwar im Jahre 1588. Hier kommen uns die Lichtenbergischen Erbregister zu Hülfe und stellen jene Angabe richtig. Das Erbregister von 1579 schreibt bei Obernfreden: „Von dem Lande gebrauchet der Superintendens zu Niedernfrieden den Mehrentheil, den übrigen hat er um Zins ausgethan“. Mithin waren die Pfründen schon damals vereinigt, aber nicht für immer, denn das Erbregister von 1593 (S. 45/9) nennt wieder zwei Pfarrer: in Obern Freiden Tilemans Petzius, in Niedern Freiden Mag. Papenius. Ferner findet sich in Lichtenberg ein Schreiben, das Herr Petrus Wittkopf in dem Pfarrhause zu Oberfreden im Jahre 1614 aufgesetzt hat. Das Erbregister etwa vom Jahre 1616 nennt Arnoldus Grotehuß als Pfarrer in Oberfreden, Mag. Barthol. Sengebier als Pfarrer in Niederfreden [10]). Die Kirchenrechnung von Hohenassel weist Mag. Johannes Breuningk als Superintendenten im Jahre 1618 auf. Diesem folgt Bernh. Niederhofius (Hervordio-Westfalicus), welcher als Pastor und Superintendent in pago Niederfreden praefecturae Lichtenberg am 19. August 1623 das Corpus Julium unterzeichnet hat. Um diese Zeit muß die endgiltige Vereinigung beider Pfarren stattgefunden haben, die auch das Erbregister von 1622 bezeugt. Die 1642 beginnenden Kirchenbücher setzen diese Vereinigung voraus. Die Generalkirchenvisitation von 1651 unter dem Generalissimus D. Lütkemann findet als Pastor und Superintendent in Lichtenberg Peter Tuckermann, den Sohn des früheren obersten Geistlichen gleichen Namens († 1651), das Examen der Gemeinde hatte ein gutes Ergebniß.

Die kirchlichen Lehnsherren der Hauptpfarre in Niederfreden waren, soweit unsere Kunde reicht, die dort begüterten Herren von Salder. Die Kirche zahlte nach dem Hildesheimischen Verzeichniß 1/2 Mark bischöfliche Abgabe. In Oberfreden übte der Herzog das Patronatrecht aus. „Dux Heinricus“ sagt das erwähnte Verzeichniß und meint damit wohl Heinrich den Friedlichen von Wolfenbüttel († 1473). Bei den geringen Einkünften der Kirche hat sie nur 5 Lot Silber dem Bischof zu zahlen. Eine Nachricht darüber, wie bei der Vereinigung der Pfarren das Patronatrecht ausgeübt ist, fehlt uns. Noch im Jahre 1622 bezeichnet das Erbregister die von Salder als Niederfredische Patrone. Mit dem Verkaufe der Stammgüter Salder an den Erbprinzen August Wilhelm im Jahre 1698 ist das Patronatrecht zweifellos an das fürstliche Haus übergegangen.

Ueber dem Eingange der Kirche zu Oberfreden finden sich zwei Jahressteine, der eine weist auf die Erbauung

10) Dieser hat am 2./5. 1615 das Corp. Julium unterschrieben.

der vorigen Kirche im Jahre 1466, der andere auf die der gegenwärtigen im Jahre 1710 (Bauzeit 1709/15) [11]). Der Gemeinde wurde eine Landescollecte zur Aufbringung der Kosten bewilligt. Die Glocken stehen in g und b und sind 9 und 7 Centner schwer. Erstere ist 1806 durch den Glockengießer J. H. Wicke zu Braunschweig umgegossen. Die Inschrift lautet:

Was wichtig ist im Leben,
Wenn man Gott soll erheben:
Geburt und Tod
und Freud und Noth,
Das thut mein Mund
Dem Dorfe kund.

Die zweite Glocke trägt die Inschrift: Hilf Gott, daß ich mit meinem Schall keinen je erschrecke — sondern die Gemeinde zum Gottesdienste erwecke. J. P. Grete goß mich anno 1736 zu Braunschweig.

Zwei alte Pfarrgebäude, die vermiethet wurden, brannten im Jahre 1778 durch Blitzschlag ab.

Die Kirche St. Vitalis zu Niederfreden zeigte, wie aus alten Abbildungen zu ersehen, die gewöhnliche Form mit breitem Thurm. Sie stammte „aus katholischer Zeit“, war aber 1769 so verfallen, daß von da an alle Gottesdienste in Oberfreden gefeiert wurden. Trotzdem die Gemeinde Anstrengungen machte, die Kirche wieder herzustellen und 1778 sogar eine Bittschrift um Hülfe an den Herzog absandte, so wurde die Kirche doch im Jahre 1820 abgerissen. Nur das Glockenhaus weist noch auf die alte Kirche hin. Die Glocken (a und c) sind erstere 1858 durch W. Zach zu Braunschweig, letztere 1714 durch Ch. L. Meyer daselbst gegossen. Die Inschrift lautet: Gott allein die Ehre.

Bücherschau.

Wilhelm Gundlach, Hrotsvitha's Otto-Lied übersetzt, erläutert und eingeleitet. Innsbruck, Wagner 1894. XXXIX u. 654 S. 8⁰. 7 ℳ.

Derselbe, Der Sang vom Sachsen-Krieg übersetzt, erläutert und eingeleitet. Mit einem Excurse: Ueber Stilvergleichung als Mittel des historischen Beweisverfahrens. Innsbruck, Wagner 1896. XIX u. 818 S. 8. 8 ℳ 40.

A. u. d. T.: Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. I. u. II. Band.

Die beiden Bände, auf die durch einen Prospect der Verlagshandlung kürzlich aufs Neue die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, haben für die Verbreitung der Kenntniß der mittelalterlichen deutschen Geschichte im Allgemeinen einen hohen Werth, für uns Braunschweiger aber noch ein besonderes Interesse. Mit Stolz sprechen wir von unserer berühmten Landsmännin, der Nonne Roswitha von Gandersheim. Aber wie Viele sind es wohl, die sich hier zu Lande von ihrer Schriftstellerei einen auch nur oberflächlichen Begriff zu machen vermögen? die ein Werk von ihr wirklich gelesen haben? Das wird nun Allen durch die vorliegende Veröffentlichung wesentlich erleichtert. Gundlach's Arbeit ist in der Anlage ebenso eigenartig, wie in der Ausführung gelungen. Es spricht hier zu uns ein gründlicher Gelehrter, als Mitarbeiter an dem großen Nationalwerke der Monumenta Germaniae historica in der geschichtlichen Quellenherausgabe wie -forschung geübt, auf dem Gebiete der politischen, der Litteratur-, Rechts- und Culturgeschichte tüchtig bewandert, der zugleich anziehend darzustellen versteht und die deutsche Sprache in Vers und Prosa mit Sicherheit beherrscht. Das Buch hält in der That, was der lange Nebentitel verspricht. In zwei Jahrhunderte deutscher Vergangenheit, in die ganze geistige und sittliche Atmosphäre der Zeit werden wir leicht und angenehm eingeführt. Mit Recht nennt der Verfasser sein Werk auch eine Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte. Denn es ist wahr, daß die in fremden Sprachen auftretenden litterarischen Erscheinungen in keiner Litteraturgeschichte eingehend berücksichtigt worden sind, obwohl gerade Werke dieser Art in jenen frühesten Zeiten zu den wichtigsten Schöpfungen des deutschen Geistes gehören, die uns erhalten. Hier werden nun eben diese Werke zu verdienter Anerkennung gebracht.

In den Mittelpunkt der ersten Bandes stellt Gundlach die Nonne Roswitha, unstreitig die hervorragendste und merkwürdigste Persönlichkeit unter den Schriftstellern der Ottonenzeit. Ihr Lebensgang, von dem leider wenig bekannt ist, wird uns vorgeführt und eingehend ihre litterarische Thätigkeit gewürdigt. Sie hat acht Legenden, sechs Dramen und zwei Epen verfaßt. Von den ersteren wird uns in schöner deutscher Uebersetzung der Gangolf mitgetheilt, von den Dramen der Abraham, von den Epen das Otto-Lied, das dem Kaiser Otto dem Großen gewidmet ist und dem ganzen Bande den Namen verliehen hat. Aber die Figur der Roswitha kommt erst zu voller Geltung durch den weiten und reichen Rahmen, in den sie der Verfasser gestellt hat. Denn er giebt uns zugleich eine treffliche litterar- und culturgeschichtliche Uebersicht der deutschen Geschichtsschreibung im Zeitalter der sächsischen Kaiser. Nicht nur eine allgemeine Charakteristik der Geistesbildung der Zeit, sondern zugleich eine anschauliche Schilderung der bedeutenderen Geschichtsschreiber, des Bischofs Liudprand von Cremona, des Mönchs Widukind von Corvei, des Bischofs Thietmar von Merseburg und der wichtigeren Lebensbeschreibungen und Jahrbücher der Zeit. Auch durch Mittheilungen aus ihren Werken werden sie selbst uns näher gebracht. Ganz besonders geschieht dies in den umfangreichen „Erläuterungen“ am Ende des Buches, wo zeitgenössige Berichte über Otto den Großen und sein Reich als eine sachliche Ergänzung zu Roswitha's Gedicht uns im Wortlaute mitgetheilt werden. Das Ganze ist trefflich geeignet, den Inhalt der Monumenta Germaniae weiteren Kreisen zu erschließen.

11) 1670 war der Thurm eingestürzt. 1860 stürzte der 66' hohe Thurm ein, der nicht wieder aufgebaut ist.

In gleicher Weise ist der zweite Band dem Zeitalter der Salischen Kaiser gewidmet. Der Inhalt gruppirt sich um den „Sang vom Sachsen-Krieg“, der ja nicht zum wenigsten auf unserm heimischen Boden, um die alte Harzburg, sich abspielte. Wie im vorigem Bande werden uns auch hier die Hauptvertreter der deutschen Geschichtsschreibung der Zeit vorgeführt, die Bischofs- und Abtbiographien, die Klosterchroniken und Bisthumsgeschichten, die Weltchroniken, die Zeitgeschichten und Reichsannalen und die Kaiserbiographien. Weit stärker als früher tritt hier die eigene Forschung des Verfassers und auch das kritische Element hervor. Mit Vergnügen folgen wir den überzeugenden Ausführungen, nach denen die Annalen, die bislang Lambert von Hersfeld zugeschrieben wurden, von dem Mönche, späteren Abte Hartwich von Hersfeld verfaßt wurden, und nach denen wir in dem Verfasser des Sanges vom Sachsen-Krieg, wie in dem des Lebens Kaiser Heinrich's IV., dessen Kapellar, den Probst Gottschalk von St. Marien in Aachen zu erblicken haben. Die Verdachtsgründe, die Pertz gegen die Echtheit jenes Gedichtes überhaupt ausgesprochen hatte, waren schon von Waitz zurückgewiesen worden, wie die von Aschbach aufgestellte Ansicht, die Werke der Roswitha seien von Konrad Celtes gefälscht, von Rudolf Köpke widerlegt worden war. Ist diese Einführung in die selbstthätige Arbeit des Geschichtsforschers gewiß Allen willkommen, so wäre doch ein gut Theil der Polemik, deren Berechtigung wir an sich keineswegs verkennen wollen, an diesem Orte den Meisten wohl entbehrlich gewesen. In den „Erläuterungen“, die auch diesem Bande aus den reichen Quellenschriften der Zeit in reicher Fülle unter den Stichworten „Der Sachsenkrieg“, „Nach Canossa!“, „Hie Kaiser! Hie Pabst!“, „Meister Adam's Länder- und Völkerkunde von Nord- und Osteuropa“ und „Die Bekehrung der heidnischen Pommern“ beigegeben sind, möchten wir ganz besonders auf die lichtvollen und scharfsinnigen Untersuchungen über die Entstehung des Sachsenkrieges und das inquisitorische Proceßverfahren (S. 389–407) aufmerksam machen.

Im 64. Jahrgange (1899) der **Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte** und Alterthumskunde bringt H. Grotefend in Schwerin im zweiten Abschnitte seiner „Werleschen Forschungen“, den er mit „Stierkopf in der Kirche zu Amelungsborn“ überschreibt, S. 263–73 einen interessanten Beitrag zur Baugeschichte der Amelungsborner Klosterkirche. Er weist nach, daß die vier Wappen von Braunschweig, Meklenburg, Everstein und Homburg, die sich auf vier Schlußsteinen des Chores befinden, auf Wohlthäter des Klosters bezogen werden müßten und nur auf Herzog Albrecht den Fetten zu Braunschweig und Lüneburg († 1318) und seine Gemahlin Rixa von Werle († vor 26. November 1317), sowie auf Graf Otto v. Everstein († 1373) und dessen Gemahlin Agnes von Homburg gedeutet werden könnten. Wir hätten hiernach zwei verschiedene Bauperioden am Chore der Kirche zu unterscheiden. Ohne diese Untersuchungen zu kennen, hatte sich Baurath Pfeifer aus kunstgeschichtlichen Rücksichten dagegen ausgesprochen, daß der Chor, wie man bis dahin angenommen, lediglich in den Jahren 1355 bis 63 erbaut sei, da manche der vorkommenden Bauformen sicher einer früheren Zeit zuzuweisen seien. Jetzt erhält diese Ansicht durch Grotefend's klare historisch-heraldische Ausführungen eine erwünschte Bestätigung.

R. Mittelbach, Radfahrerkarte von Braunschweig und weiterer Umgebung. Bearbeitet nach der „Deutschen Straßenprofilkarte für Radfahrer“. Leipzig, Mittelbach [1900]. 47 u. 45 cm. 1 ℳ 50.

Diese im Maßstabe von 1 : 300000 gehaltene Karte mit der Stadt Braunschweig im Mittelpunkte umfaßt ein Gebiet von etwa 138 Kilometern im Quadrat, welches nördlich von Wittingen (Isenhagen), westlich von Hannover, südlich von Nordhausen, östlich von Magdeburg begrenzt wird. Die Maßverhältnisse entsprechen denjenigen der „Deutschen Straßenprofilkarte für Radfahrer“, in welcher das vorerwähnte Gebiet auf 4 einzelne Sectionen vertheilt ist. In dieser Zusammenfassung liegt für den Braunschweigischen Radfahrer ein besonderer Vorzug. Angenehm ist auch die Hervorhebung der Waldungen durch grünen Farbendruck. Die Höhenzüge sind durch Schraffirung kenntlich gemacht, welche theilweise die Erkennbarkeit der durch blaue Pfeile angedeuteten Wegsteigungen, namentlich im Harzgebiete, nicht gerade fördert. Im Uebrigen bietet die Karte einen guten Ueberblick über das Landschaftsbild; die für Radfahrer besonders geeigneten Wege sind durch rothe Färbung kräftig herausgehoben. In einer Beziehung verspricht die Karte mehr, als die Wirklichkeit erfüllt: Die nähere Umgebung von Braunschweig und namentlich von Wolfenbüttel ist in der Karte mit einer Menge solcher roth bezeichneter Hauptwege geschmückt, während diese, darunter auch eigentliche Heerstraßen, zum Theil für Radfahrer gar Manches leider zu wünschen übrig lassen. W.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 46 und 47. 7. internationaler thierärztl. Congreß in Baden-Baden; Die Genossenschaft für Viehverwerthung in Deutschland. — 47 und 48. König u. Haselhoff, Düngung der Wiesen. — 49. Einfluß des cubanischen Aufstandes ꝛc. auf die Zuckerproduction Cubas. — 49 und 50. Vieth, Viehseuchen und Molkereien; Schubert, Hühnerzucht und Mastanlage. — 51. Das neue Recht der Frau; Frank, Gürtelschorf der Zuckerrübe; Lehmann, Winterfütterung. — 52. Der Maulwurf; Wrampelmeyer, Palmkernkuchen.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1–7. Schwartz, Lutherische Kirche und deutsch-evangelischer Kirchenbund. — 2 u. 6. Noch einmal der „Fall Weingart“ und das „Evang. Gemeindeblatt“. — 3. G. Petersen, Das Jahr der Geburt Christi oder die Lösung des Räthsels von der Jahrhundertwende. — 5. Schwartz, Noch einmal „zur Jahrhundertwende“. — 8–12. Teichmann, Neuregelung des Einkommens der Geistlichen. — 10. Von der Missionsconferenz in Halle a. S. — 10 u. 12. Zum Fall Hillmann. — 13. Ziegeler, Gustav-Adolfglocken; Glöcknerbund. — 14. Aus den Diasporagebieten der luther. Kirche. — 15 ff. Jesus, der Gekreuzigte, ist auferstanden.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1. Steinmeyer, Bericht über die 24. Versammlung des deutschen Vereins für öffentl. Gesundheitspflege zu Nürnberg. — 2–4. R. Blasius, Bericht über die Verhandlungen der Abtheil. für öffentliche Gesundheitspflege und Bakteriologie in München; A. Sternthal, Bericht über die „Internationale Conferenz zur Prophylaxe der Syphilis ꝛc.“ in Brüssel.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 20. Mai **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Zur Entstehung und Erklärung der Braunschweiger Personennamen.

Von Otto Schütte.

So lange wenige Menschen auf engem Raume bei einander wohnten, reichte zur Bestimmung des Einzelnen ein Name hin, nennen wir ihn kurz den Vornamen. Als aber die Weiler zu Dörfern und Städten anwuchsen, bedurfte man zur Unterscheidung der Personen der Familiennamen. Diese sind im 14. Jahrhundert in Braunschweig schon fast ganz eingedrungen. Es ist selten, daß ein Mann, der nicht Fürst oder Bischof ist, mit einem einzelnen Namen erscheint, meistens ist er wenigstens noch durch irgend einen charakteristischen Zusatz gekennzeichnet. Aber fest sind die Namen im 14. Jahrhundert noch immer nicht mit ihren Trägern verbunden, und Schwankungen in der Bezeichnung finden sich auch noch in den folgenden Jahrhunderten.

Man wählte nun die Beinamen:

I. Aus **Vornamen**, indem man zu dem eigenen Vornamen den des Vaters im Genitiv setzte, z. B. Hermen Berendes (1327), Henning Henninges (1339), Olrik Hilmeres (1355), Hinrik Jacoppes (1391), wie die Griechen Δημοσθένης Δημοσθένους sagten. Bald fiel aber die Genitivendung fort, so daß der flexionslose Name neben dem Vornamen ohne jede Verbindung stand, wie ein Quaderstein neben dem anderen, so schon Heyneke Ebbeke (1337), Radeke Radelef (1363) [1].

II. Von **Eigenschaften des Besitzers**, sei es geistigen oder körperlichen. Zunächst war natürlich bei ihnen der Vorname mit dem Artikel verknüpft, z. B. Otto de Rike (1336), Eggeling de Lange (1352), aber schon früh fiel er fort: Heneke Rike (1363), Eggeling Lange (1354), und schon früher Ebeling Cruse (1320), Johannes Salghe (1322), in den lateinischen Urkunden Johannes Felix geheißen. Im Jahre 1331 wird ein Andreas mit der Bust erwähnt, im Verfestungsbuche heißt 1363 ein Mann mit einem zu kurzen Beine bezeichnend Henneke Tretindekulen, 1487 erscheint ein Brant Lisekentreder, 1506 ein Ludeke mit dem Barde; schon 1320 etwa ist ein Harnit mit der lamen Hant verzeichnet und ebenso 1405 ein Eyle mit der lamen Hant.

III. Von der **Herkunft** oder **Wohnstätte**. Die Namen dieser Art sind im Mittelalter in Braunschweig am häufigsten, im 14. Jahrhundert sind es über 300 Namen, die vom Wohnorte hergenommen sind, während in den Urkunden überhaupt nur gegen 500 verschiedene Namen enthalten sind. Aus den Urkunden des 15. Jahrhunderts habe ich über 500 Namen ausgezogen, die von der Wohnstätte stammen, während 619 Namen anderer Art vorhanden sind. Diesen Namen gebührte ursprünglich die Präposition „von" (ndd. van), die aber eben so bald verschwand, wie der Artikel bei den Adjectiven, z. B. Hermen van Sunnenberghe (1333) und Hermen Sunnenberch (1350). Oefter werden sie auch bei der Erstarrung so behandelt, als ob sie Personennamen wären, z. B. Hermannus de Huneborstele (1321) — latein. de = van —, Hermannus Huneborsteles (1321) und Hermen Huneborstel (1364); ebenso Hinrek van Engelemestidde (1357), Hinrik Eggelemestiddes (1363) und Hinrik Engelmeste (1390).

Hierher gehören auch die vielen Namen von Personen, die genannt sind nach dem Abzeichen (Schilde), das das Haus führte. Da man im Mittelalter noch keine Hausnummern hatte, so bezeichnete man die Lage eines Hauses nach der Entfernung von der Ecke, nach dem gegenüber oder in der Nähe liegenden Hause, falls dieses ein besonders stattliches oder hervorragendes Gebäude war, z. B. ein Steinhaus, eine Kirche, die Waage u. s. w., oder nach der Schildbezeichnung beziehungsweise sonstigen hervorstechenden Kennzeichen, z. B. de guldene Klinke. So erklären sich viele Namen, die man früher als Thier-, Baum- oder gar Schimpfnamen ansah, z. B. Hinrick Bock (1389), Hinrik van dem Hane (1423), Ecghard to deme Ossenkoppe (1427), Dyderik van der Eek (1408), Namen, die nachher einfach als Hahn, Ochsenkopf, Eiche erscheinen.

IV. Vom **Handwerke** oder **Geschäfte**. Auch den Namen dieser Art kam ursprünglich der

---

1) Sämmtliche Namen, die ich anführe, habe ich aus den Urkundenbüchern und dem Verfestungsbuche der Neustadt Braunschweig ausgezogen. Die Urkunden beginnen mit dem Jahre 1310 und endigen mit dem Jahre 1669.

Artikel zu, z. B. Jacob de Beckenslegere (1333), Henning de Beder (1339), Hermen de Scrivere (1337). Später fiel er fort, noch im Jahre 1337 steht schon Hermen Scrivere, und der Sohn Wilhelms des Paternostermekers (1349) heißt einfach W. Paternostermeker, auch wenn er selbst kein Paternostermeker [2]) mehr war, sondern vielleicht ein Vagelvenghere (1385). Unter diesen Namen, deren Anzahl ziemlich groß ist, finden sich eine Menge Vertreter von Gewerken, die es heutigen Tages gar nicht mehr giebt.

V. Von **Werkzeugen** und **Geräthen.** Diese Namen sind ebenso selten, zumal im 14. Jahrhundert, z. B. Hannes Ketel (1343), Hermen Nullepanne (1480), Hans Sporleder (1469), wie die

VI. Von **Völkernamen**, z. B. Konred Hesse (1320), Hans Westval (1387), Kort de Beme (1449).

VII. Von **Thier- und Pflanzennamen.** Auch diese, wie alle folgenden Namen schuf der Geist des Braunschweigischen Volkes wenig, z. B. Brant Molenpaghen (Mühlenpferd) (1365); Bertolt Krevet (Krebs) (1424); Hermen Notbom (1441). Die beiden letzten Namen sind zweifelhaft, denn sie sind vielleicht von Hausschildern entlehnt.

Namen von Speisen finden sich im 14. Jahrhundert noch gar nicht, im 15. nur ganz wenige, z. B. Ludeke Gutber (1435); Arnd Rogenbrod (1437).

VIII. Von **Gliedern des menschlichen Körpers.** Z. B. Hermannus Mule (1316), Andreas Nacken (1387), Hinrik Breghen (1401). Diese Namen müssen aber auf eine Stufe gestellt werden mit denen, die einer charakteristischen körperlichen Eigenschaft entspringen.

IX. **Imperativische Namen.** Diese Namen sind vielfach ein wenig lang, aber echt volksthümlich, was man am leichtesten daraus sieht, daß die interessantesten im Verfestungsbuche vorkommen. Als weniger bekannte führe ich an: Kersten Biutdenbock (1363); Springe in dat guot (1333) [ohne Vornamen]; Hinrik Springintlant (1395), Peter Robe den duvel (1373); Ludeke Hindenup (1455); Alheyd Nuemekesten (1405); Henning Uhlenhod (1419). Den letzten Namen für einen Imperativnamen zu erklären, trage ich kein Bedenken mehr, seitdem Eulenspiegel (Ule den Speigel) als solcher erkannt worden ist. Dagegen ist Habekost kein Imperativname, sondern geht auf einen Ortsnamen zurück, der mehrfache Entstellungen erfahren hat, die sich aus der Schwierigkeit der Aussprache des Ortes erklären. 1537 finden wir bereits einen Hans Havekorst, 1539 erscheint er weniger entstellt als H. Havickorst, 1541 und 1561 in der vollständigsten Form H. Havickhorst und von 1571 ab als H. Havekost.

Alle übrigen Classen von Namen, die sich im 14.—17. Jahrhundert finden, sind so selten und auch zweifelhaft, daß sie einer Erwähnung nicht bedürfen. Ich möchte nur einen auffallenden Namen erwähnen. Es steht nemlich in den Urkunden des Jahres 1482 ein Ludelef myn kumpan verzeichnet, und 1484 erscheint er in einem Worte als Ludelef Mynkumpan.

Sodann möchte ich auf die Doppelnamen hinweisen, die sich schon im 14. Jahrhundert finden. Sie sind entweder nach dem Wohnorte oder nach irgend welchen Eigenschaften geschaffen. So war ein Vorfahr der heutigen Frohbösen Heneke van Dalum, er führte aber den Beinamen Vrobose (= schadenfroh). Später fiel sein ursprünglicher Name van Dalum weg, und er hieß nach seinem Beinamen Vrobose. (Heneke van Dalum, Vrobose geheten, 1364).

Schwankungen in der Namensform finden sich vielfach, ich mache auf folgende aufmerksam: Hans Albrechtes (1372) heißt, was bei der Gleichheit des Stammes nicht verwunderlich ist, auch Hans Alberdes. Wie die Beckenwerchtenstrate im Mittelalter auch Beckenslegerstrate heißt, so erscheint der in einer lateinischen Urkunde vom Jahre 1316 genannte Konrad Kuprifaber im Jahre 1324 als K. Koppersmet, 1325 als K. Koppersleger, 1336 als K. van der Koppersmeden, 1341 als K. ut der Koppersmeden, von da ab dann stets als K. Kopperslegere.

Henning van Ruodem (1354) erscheint 1370 als Henning Rudeman, ebenso Tile van Rudem (1364) als Tyleke Rudeman. Dieser Brauch ist sicher häufiger, als wir es durch die Urkunden bestimmt feststellen können. Tyle van Wolde (1361) wird derselbe sein wie Tyleke Woltman (1395), und ebenso Hans van Utze (1367) = H. Utzeman (1366). Hans by dem Tune (1386) ist = H. Tuneman; der Name erklärt uns die Entstehung des Ortsnamens Thune, der fälschlich mit einem h geschrieben wird (Tun = Zaun); noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist diese Erinnerung frisch gewesen, denn es steht, wo von dem Ortsnamen die Rede ist, zu der Zeit niemals in oder to Thune, sondern stets thom Thune, grade wie in dem Walle. Hans van dem Ryne (1398) heißt schon 1399 H. Ryuman, 1402 wieder H. van dem Ryne, 1470 wird ein Ludeke Ryn erwähnt. Es wird also mancher Name Rein nichts mit dem Adjektivum zu thun haben, sondern vom Vater Rhein genannt sein, und mancher Riemann oder Reimann wird wohl auf Rynman zurückgehen. Hannes Unvorhowen (1344) heißt mit geringer Aenderung seines Namens auch H. Unbehowen (1349) und aus derselben Familie einer im gleichen Jahre Koneman Umbehowen.

Einige vollständige Umgestaltungen von Namen kommen auch noch im 15. Jahrhundert vor, indem ein Sohn den Nachnamen seines Vaters fallen läßt und sich dafür nach dem Vornamen desselben nennt. So ist Hinrik Brandes (1464) der Sohn des Brant Roper; Henningh Rickeleff ist ein Sohn des Rickeleff van Bortvelde (1425), Hans Hans und Ludeke Hans sind Söhne des Hans Neddermeyger (1460); Hermen Tymme ist vielleicht Sohn des Tymme Ratkaw.

---

2) Rosenkranzmacher.

Umgekehrt nannte sich der Sohn des Tile Bosse (1460) Bosse Valeberges. Hermen Sommer hat sich nach seinem Sattlergewerbe umgenannt, bereits 1427 heißt er H. Sedeler, 1444 H. Sommer anders geheten Sedeler und 1452 wird er als Hermen Sommer de Sedeler näher gekennzeichnet. Später hat er den Namen Sedeler behalten.

Wigant von Hode, der seines Zeichens ein „Kleinsmeth" war (1551), heißt seit dem Jahre 1555 nach seinem Gewerbe Wigant Kleinsmeth.

Die auf —meier ausgehenden Namen wechseln oft mit —mann ab, so heißt Christoffer Angermeier (1558) im Jahre 1560 Chr. Angerman, 1569 wieder Chr. Angermeier.

Ludicke Jenderick (1559) — ein Haus Jenderick oder Jennerik findet sich schon 1551 — wird im selben Jahre noch L. Jennerdes und weiter zusammengezogen L. Jenners genannt.

Daß Jochim Krep (1549) auch J. Korff heißt, erklärt sich daraus, daß im alamannischen Dialecte Krebe = Korb ist; J. Krep wird also aus Süddeutschland eingewandert sein.

Wie Bartholomeus Huckel (1574) bereits 1549 auch als B. Guckel erwähnt wird, so sehen wir oft den Namen Hans Hustede mit H. Gustede wechseln, z. B. 1552. Andreas Plogener's (1576) Namenform wird zunächst erweitert in Plochmans und dann in Plogemeker (1576), nachdem er 1597 neben Plögemaker auch Plaggemeier geheißen hat, heißt er 1604 halb hoch- und halb niederdeutsch Plügemacher.

Hermen Schiltknecht (1535) führt von seiner anderweitigen Beschäftigung zu gleicher Zeit auch den Namen Stalknecht.

Berg und Burg, die einander verwandt sind, wechseln in Personennamen öfter; so heißt Ludeke Areberg (1461) auch L. Arborch (1470) und Henning Papenberger (1462, 1477) neben H. Papenborch (1488) auch H. Papenborger (1497).

Ich komme nun zur Entstellung durch Volksdeutung. Der Name Fläschendräger, der ganz die niederdeutsche Form bewahrt hat, ist in geringer Weise volksetymologisch beeinflußt, indem man unwillkürlich an einen Träger denkt. Der Name — Hans Flaschendreiger (auch ohne g) ist z. B. 1551 verzeichnet — bedeutet aber den Drechsler von Flaschen, die früher vielfach aus Holz verfertigt wurden.

Hans Symon (1480) heißt 1487 H. Symans, sein Name ist also fälschlich an Mann angeglichen.

Helmeke Norand (1513) — der Name ist doch wohl eine alte Participialform von roren = rühren, der Spur des Wildes folgen oder auch = Rohr schneiden, wie Heiland, Wigand — hat schon früh Anlehnung an Hand erhalten, so daß die Gefahr nahe liegt, den Namen imperativisch als „Rühr die Hand" zu erklären. Bereits 1538 findet sich ein Cordt Noigerhant, 1571 Esaias Norhandt, 1578 E. Noiherhandt genannt, 1608 Jochim Röerhandt.

Der imperativische Name Swingkros = schwenke den Krug ist bereits im 17. Jahrhundert an Roß angeglichen, vgl. Daniel Schwingroß (1620), wird aber, wie mir Hr. Prof. Hänselmann mitgetheilt hat, im 18. Jahrhundert, in beiden Theilen entstellt, zu Schweingekröse.

Hieran schließen sich die Veränderungen durch Verhochdeutschung. Aber diese Veränderungen sind nicht immer gewahrt geblieben, häufig ist die ursprüngliche Form wieder in ihre alten Rechte eingetreten. Anthonies Puesth (1567) wird in A. Penste verhochdeutscht; Wigandt Endeholt (1595) in W. Einholtz (1611); die Familie Heitkamp (1564), also aus einem Kampe in der Heide, in Heitkampf (1597), ebenso wird Dirick Wynkamp (1545 und 1568) im letztgenannten Jahre zu einem Diderich Weinkampf gemacht.

Twelkmeyer findet sich noch in seiner richtigen niederdeutschen Form im Braunschweigischen, denn er war Meier in Twelken, einer untergegangenen Ortschaft bei Schöppenstedt, vgl. Hinrik van Twelken (1369) und Hans van Twelken (1432), aber der Name ist auch [3]) verhochdeutscht worden in Zwilchmeyer und hat nun in seinem ersten Theile eine falsche Anlehnung an den Zwilch erhalten, wodurch der Name Mißdeutungen leicht anheimfällt.

Der Name Wichman (= Kampfmann) — ein Bertelt Wichman steht 1471 verzeichnet — findet in dem ersten Theile seiner Zusammensetzung fälschlich Anlehnung an das Adjektivum weich, bereits 1571 und 1583 hat sich diese Annäherung vollzogen bei Ghert Weichmann, und Helmeke Wichman (1597) heißt auch in demselben Jahre H. Weichman.

Zum Schlusse möchte ich noch einige anderweitig entstellte Braunschweiger Namen erklären. Cord Renneberghh (1395) hat seinen Namen von dem vor dem Petrithore gelegenen Rennelberge; noch im Jahre 1381 heißt er Cord Rennelbergh, aber der Rennelberg selbst ist schon im Mittelalter zu einem Renneberg geworden. Ursprünglich hat der Rennelberg wohl Rennerberg geheißen und r ist zu l geworden, denn er heißt in der lateinischen Uebersetzung mons cursorum.

Der heutige Familienname Böckel geht auf die Ortschaft Bokelem zurück. Der schon 1609 in Bockeln entstellte Name wird weiter verändert zu Bockell und dann in Böckell umgelautet (1609).

Den Namen Lossie giebt es noch heutzutage in Braunschweig; zu erklären ist er nur auf historischem Wege, sonst ist man auf Rathen angewiesen und wird schwerlich das Richtige treffen. Er ist nämlich = Lucie, also ursprünglich der Frau Lucia Sohn, denn Ciriacus Lucien (1548) erscheint zunächst als C. Lucie und dann als C. Lossie.

Der Polmann braucht keineswegs aus Polen zu sein, ist es auch sicher nicht, sondern er ist der Mann am Pfahle, denn wer an einem Wasserpfahle wohnte, wurde gern danach genannt, so gut wie der an einem Borne (Bornemann oder bi dem Borne); die Vokale a und o wechseln gern, vgl. Christina Lamans und Chr. Loman (1571), beides dieselben Personen. So wird

3) Gütige Mittheilung des Hrn. Prof. Hänselmann.

Hinrick Paleman (1576) in derselben Urkunde auch H. Polman genannt, wie Borchart Patiner (1532) im zweitfolgenden Jahre B. Pottiner heißt.

Ebenso hat Balthasar Rittershausen (1588) mit einem Ritter nichts zu thun, sondern er stammt aus unserm benachbarten Riddagshausen. Dieses Kloster wurde schon im 16. Jahrhundert vielfach Rittershusen geschrieben, und noch heute hat sich diese Aussprache im Volksmunde erhalten, vgl. den Volksreim

Lat se rennen
Bet na Wennen (Wenden),
Lat se susen
Bet na Rittershusen!

Arndt Weusthoff (1661) hat eine andere Vokalisation bekommen, der erste Theil der Zusammensetzung ist wôste = wüst, öde; dies o ist nach vielfachem Brauche in oi diphthongisirt worden; so findet sich 1567 ein Hermen Woistehove und noch 1608 ein Georges Woisthof.

Die Namen auf i oder y bezeichnen nicht immer lateinische Genitive, wie Pauli, Petri, sondern sind häufig Kürzungen, besonders von Patronymicis und Ortsnamen, nach denen Leute benannt sind. So erscheint Ludicke Bentinck (1555) im Jahre 1577 als L. Benty; einer aus der Familie Bohling heißt 1577 Andreas Bohli; einer aus der Familie Bratharingk im Jahre 1593 Hans Bratheri; einer aus der Familie Buring im Jahre 1574 Tile Bury; Cordt Froling, der z. B. 1546 erwähnt wird, heißt bereits 1541 C. Froly; Olrick Koching (1568) heißt 1572 O. Kochy; Helmeke Konning (1583) im gleichen Jahre H. Konni und Konnies (Genitiv); Jurgen Langehennig (1561) im Jahre 1566 J. Langehenni; Ludeke Sauwing (1581) im gleichen Jahre L. Sauwi und Berndt Weling (1551) im Jahre 1574 B. Wely.

Wie vorsichtig man aber bei der Erklärung von Namen sein muß, mögen die Irrthümer Hoffmann's von Fallersleben zeigen, der 1867 ein Braunschweigisches Namenbüchlein schrieb und häufig mit zu geringer Ueberlegung an die Deutung der Namen heranging. Zum Beweise mögen einige seiner Erklärungen dienen: Den Namen Abel, um gleich mit dem ersten anzufangen, erklärt er adjektivisch als geschickt. hübsch, während er als Vorname aufzufassen ist = Adelbold; Arndt, der aus Arnold zusammengeschmolzen ist, ist bei ihm = Aar; in gleich falscher Weise wird der Vorname Bertram als Speichelwurz erklärt, entstanden aus Anthemis pyrethrum; der Mann aus Bokelem, Bokelmann, wird als Schreckbild, Butzemann hingestellt; der weibliche Vorname Drude = Gertrud wird mit den Druiden zusammengebracht und als Zauberin erklärt; das Patronymicum Eggeling (= Schwertsohn) ist sogar ein Bartsch im dritten Jahre, der Kosename Focke ein Vordersegel. So könnte man eine große Menge unglücklicher Erklärungen vorbringen, doch es soll mir genügen, daran hingewiesen zu haben, wie wenig man den Erläuterungen Hoffmann's trauen darf.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

9. Parochie Lesse.

Die Parochie Lesse umfaßt die beiden Gemeinden Lesse und das wüst gewordene, einst zwischen Lesse und Barbecke gelegene Rienstedt. Der Ortsname Lesse ist der einzige in unserem Bezirke, der zu allen Zeiten dieselbe Form zeigt [1]). Die Kirche zu Lesse wird schon im Jahre 1022 in der Stiftungs- und der Bestätigungsurkunde des Bischofs Bernward und des Kaisers Heinrich II. als Eigenthum des Klosters St. Michaelis zu Hildesheim aufgeführt. Fast 800 Jahre hat dieser Verband zwischen dem Kloster und unserer Kirche bestanden. St. Michaelis besaß in Lesse auch einen Klosterhof und neun Lathusen.

Von dem Pfarrer zu Lesse hören wir zuerst im Jahre 1305. Die Ritter Burchard sen. und Lippold v. Cramme, wie Johannes, Pleban zu Lesse, beurkunden, daß ein Bauer Johannes gen. Hantole zu Lesse allem Anrecht auf eine der St. Johanniskirche zu Hildesheim gehörende Hufe zu Berle entsage [2]). Einer seiner Nachfolger ist Hermannus Cleriker von Lesse, der im Jahre 1367 als Zeuge bei einem Verkauf erscheint [3]). Erst das Reformationsjahrhundert bringt wieder kirchliche Nachrichten von Lesse. Im Visitationsbericht vom Jahre 1542 heißt es: „Johann Fricken, belehnt vom Abt zu St. Michael, residirt daselbst. Ist nicht erschienen, ist verlehnt Herrn Andres Alfeid. Der Pfarre gehören 6 Hufen, der Kirche 5 Hufen Land". Indessen sagt der Bericht vom Jahre 1544: „Weil aber Joh. Fricke jetzt zu Hildesheim gebraucht wird, hat ein Rath gebeten mit ihm Geduld zu tragen bis auf Michaelis; dar er sich dann mit den Kastenherren [4]) vergleichen könnte, so wollte er auf Michaelis die Pfarre selbst beziehen". Er ist aber nicht nach Lesse gegangen, denn er wurde erster Pfarrer an der 1543 zur Pfarrkirche erhobenen Capelle St. Georgii zu Hildesheim [5]).

Das Verhör von 1551 findet Johannes Kulemann in Lesse als Mercenarius. Der rechte Pfarrer ist ein Bürgerssohn zu Hildesheim, jetzt noch Student zu Erfurt. Kulemann ist ein Jahr Priester gewesen, hat die Pfarre zwei Jahr possedirt und versorgt. Hat ein Jahr die Sacramente sub utraque specie gereicht, hat seine erste Messe zu Lesse gesungen, dabei ist gewesen Cunradus Woldenbruck (Pfarrer zu Barbecke). Hat sich zu Hildesheim verehelicht. Er kriegt den Bescheid, daß er sich soll bei dem Official zu Hildesheim reconciliiren lassen, mittlerweile sollen ihm die divina verboten sein.

---

1) Lesse — altsächsisch laezva. lessa — bedeutet Weide, Trift (Du Cange. Glossarium V 57).

2) Würdtwein, nov. subsid. dipl. I 360. Die v. Cramm besaßen außer anderen Gütern den Zehnten von Lesse.

3) St. Blasien Urk. 349. L.-H.-Arch.

4) Verwalter der Kirchengüter. Bugenhagen, Kirchenordn. 1528: „Gemeyne Casten sind antorichten mit kerkengudern unde anderen gaven, darut de kerkendenste erholden werden unde der armen nottroft werde geholpen".

5) Lauenstein, Hist. dipl. p. 321.

Die evangelische Visitation von 1568 berichtet, daß Johannes Treier Pfarrinhaber ist. Die Visitation von 1651 nennt Mag. Johannes Molkenius. „Die Gemeinde ist stark und bestundt woll. Ohne den Opfermann ist ein Schulmeister, der die Kinder wohl geübet hat. Es befunden sich feine Köpfe darunter. Sie hielten im Singen eine feine Art. Die Gemeinde hat eine Glocke in Braunschweig versetzt um 200 Rthlr.; ward ermahnt, dieselbe wieder einzulösen".

Patron der Lesser Kirche ist seit dem Jahre 1022 bis in den Anfang dieses Jahrhunderts allezeit der Abt des Michaelisklosters, jener Lieblingsschöpfung des Bischofs Bernward, gewesen. Die bischöfliche Abgabe betrug entsprechend der nicht unbedeutenden Dotation $^1/_2$ Mark.

Das Patronatsverhältniß wurde durch die Aufhebung des Michaelisklosters im Jahre 1803 gelöst. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß (1802) hörte die weltliche Macht der Bischöfe auf. Das Fürstenthum Hildesheim fiel an Preußen Dieses hob die Mannsklöster St. Michaelis, St. Godehardi, Grauhof und Ringelheim auf, während die vier Frauenklöster St. Magdalenen, das Benedictinerinnenkloster zu Escherde, Dorstadt und Heiningen erst im Jahre 1810 von der westfälischen Regierung aufgelöst und ihre Güter verkauft wurden. Schon im Jahre 1803 [6]) befürwortete das Consistorium bei Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Beseitigung des fremdherrlichen Patronatsrechts in Lesse, das doch seine Nachtheile haben könnte. Mit Zustimmung des Herzogs wurde mit der preußischen Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt wegen eines Umtausches verhandelt. Braunschweig besaß nämlich im Hildesheimischen das Patronatsrecht in Adenstedt, welches vordem der Aebtissin von Gandersheim zustand. In Adenstedt stand damals Pastor Schütze, in Lesse Pastor Gregorius Baumgarten. Der Umtausch kam noch in demselben Jahre zu Stande, so daß seitdem der Landesfürst Patron der Kirche zu Lesse ist.

Die Kirche zu Lesse ist, abgesehen von dem stattlichen Thurme, im Jahre 1797 erbaut. Ueber der Kirchthür lesen wir folgende Inschrift: Ebr. IV, 7 [Heute so ihr seine Stimme höret —] — In diesem Gotteshause such' nicht Schönheit noch Pracht, Nur das, was Dich beruhigt, und sicheres Wohl verschafft. Im Kirchthurme sind zwei Glocken, von denen die größere beschrieben ist:

Zur Andacht treib' ich an, o Mensch, es wohl bedenke
Und Gott dein ganzes Herz, Gemüth und Seele schenke.
Mein Schall dir dienen soll zu einer Wachsamkeit
In deinem Christenthum, so bist du stets bereit.
Anno 1720 Christian Ludwig Meyer.

Die kleinere Glocke ist 1777 gegossen und 1877 gesprungen. Zur Legirung derselben schenkte Prinz Friedrich Karl von Preußen Bronze aus erobertem, französischem Geschütz. Sie ist damit umgegossen 1881 von Collier in Zehlendorf.

Der andere Bestandtheil der Parochie Lesse ist die heute verschwundene Gemeinde Nienstedt. Wir begegnen in unserer Gegend zwei Orten, welche den Namen Nigenstede tragen. Nienstedt bei Assel, wo schon 1146 das Godehardikloster zu Hildesheim $^1/_2$ Hufe besaß, später mit Burgdorf vereinigt. Sodann unser Nienstedt, etwa 2 km nordöstlich von Lesse gegen Barbecke gelegen. Der Ort bestand aus 25 Hofstellen, darunter zwei Halbspännerhöfe; die übrigen waren Kothsassen und Brinksitzer. In der Mitte des Ortes stand die Capelle, vom Kirchhofe umgeben. Westlich von der Kirche befand sich die Meesche, ein von Kopfweiden eingefaßter großer Grasplatz, auf dem einmal im Jahre ein Markt abgehalten wurde. In ganz Ostfalen war dieses der einzige Markt, von dem wir hören. Nienstedt war nach Lesse eingepfarrt, und dessen Pfarrer hatte die Pflicht, einmal im Jahre in Nienstedt Gottesdienst zu halten und zwar am Markttage. Erst nach beendetem Gottesdienst wurde der Markt auf der Meesche eröffnet. Für die Abhaltung des Gottesdienstes erhielt der Pastor $2^1/_2$ Gulden und der Lesser Opfermann 10 Mariengroschen. Zu der Bestattung der Todten mußten Pastor, Opfermann und Schulkinder von Lesse sich nach Nienstedt begeben.

Daß unser Ort im 30jährigen Kriege oder bei Gelegenheit eines Plünderungszuges der Braunschweiger im Anfange des 17. Jahrhunderts zerstört sei, ist eine unhaltbare Behauptung. Auch der Einfall des Grafen Volrad von Mansfeld, der Lichtenberg verbrannte, hat unser Nienstedt nicht vernichtet. Schon die ersten Erbregister wissen nichts mehr von der Gemeinde Nienstedt, sie erwähnen nur noch das Nienstedter Feld. Im Jahre 1540 existirt also der Ort nicht mehr. Die letzte Erwähnung des Ortes finden wir im Jahre 1434, wo die von Uetze 1 Hof und 2 Hufen zu Nygenstede im Gericht Lichtenberg von Hildesheim zu Lehn haben [7]). Ob die Auflösung des Ortes in den unsicheren Fehdezeiten sich allmählich vollzogen oder sein Untergang durch Feuer herbeigeführt wurde, wissen wir nicht. Die Vermuthung, es sei Nienstedt in der Hildesheimischen Stiftsfehde in Flammen aufgegangen, ist nicht ohne Grund. Wie die benachbarten Hildesheimischen Orte — Söhlde, Himstedt u. a. — durch den Einfall der von Salder schwer gelitten, so sind auch unsere braunschweigischen Dörfer nicht verschont geblieben. Zweimal sind die Hildesheimer brennend und plündernd in das Gericht Lichtenberg eingefallen i. J. 1521/2 (vergl. Chronik Asche's v. Heimburg). Die Bewohner Nienstedts haben sich zum größten Theile in Lesse, eine kleine Zahl in Barbecke, zwei Familien in Reppner angesiedelt. In Barbecke wohnen sie auf dem Heerwege; sie haben als alte Nienstedter Antheil am Lesser Holz, während die auf der Sustrate wohnenden Barbecker in das Soelder Holz gehören. So berichtet schon das Erbregister von 1566. Bis zum Jahre 1803 haben die früheren Nienstedter noch einen eigenen Bauermeister gehabt, der stets in Lesse wohnte.

Die festen Mauern der Kirchenwände, wie das Mauerwerk des Kirchthurmes widerstanden dem Ver-

6) Acten bei Herzogl. Consistorium zu Wolfenbüttel.
7) Dürre, Adel III, 13 (L.-H.-Arch.).

falle noch lange. Nach Hassel und Bege [8]) sollen die Steine der verfallenen Kirche von Nienstedt im Jahre 1660 zum Aufbau der neuen Kirche in der Auguststadt-Wolfenbüttel verwendet sein. Die Quelle, woraus diese Nachricht stammt, ist nicht zu ermitteln. Die sehr eingehenden Mittheilungen bei der Auguststädter Pfarre berichten wohl, daß Material der alten Kirche in Gotteslager zum Bau der Johanniskirche verbraucht ist, aber von Nienstedt erzählen sie nichts. Uebrigens ist auch das Jahr 1660 ungenau. Denn damals war der Kirchenbau von St. Johannis noch nicht einmal beschlossen. Im Laufe dieses Jahrhunderts sind die letzten Reste der Kirche zu Nienstedt abgebrochen. Die Steine sind größtentheils zum Ausbessern der Feldwege, die Quadersteine zum Hausbau verwendet. Heute zeigt noch ein Schutthaufen die Stelle des einstigen Kirchthurmes.

Zweifellos ist bei Nienstedt auf der Meesche die langgesuchte Malstatt dieses Theils von Ostfalen. Die Beweise dafür sind 1. der Ausdruck Lesser Goë, d. i. der um den Hauptort Lesse sich schließende Gau als uralter Cultur-, Gerichts- und Marktbezirk. Noch im 16. Jahrhundert bestimmen die von Salder als Gerichtsherren das Strafmaß für die einzelnen Vergehen „na der Lesser ghode“, 2. der seit uralten Zeiten bestehende Markt bei Lesse-Nienstedt, 3. die centrale Lage des Platzes, 4. die noch heute lebendigen Sagen. Auf der Meesche bei Nienstedt erblickt man Nachts 12 Uhr einen langen Tisch. Daran sitzen mehrere Schreiber und viel Männer oder man sieht Leute am Tische einen großen Haufen Geld aufzählen. Der Wanderer wird, wenn er dies erblickt, vom Bann festgehalten, bis die Geisterstunde vorüber ist. — An der Boller (Bolder-) Wiese lauert dem Wanderer der „Schleppetewe“, ein großer Hund mit feurigen Augen, auf. Kommt ein Mensch mit bösem Gewissen, so richtet sich der Hund plötzlich vor ihm auf, legt ihm die Vorderpfoten auf die Schulter und hält ihn eine Stunde fest. Diese Sagen weisen unzweideutig auf das vor Alters an dieser Stätte gehegte Gericht zurück.

Während uns nun aber von dem alten Barumer Goding noch urkundliche Nachrichten erhalten sind [9]), fehlt es gänzlich an solchen von der Malstatt Lesse-Nienstedt. Dieser Umstand hat einen sehr klaren Grund. Das alte Volksgericht wurde durch die auf der nahen Burg Lichtenberg residirenden Vertreter des Landesfürsten früh beseitigt. An die Stelle des Godings trat das fürstliche Landgericht, das von Lichtenberg aus in Lichtenberg selbst, in Heerte und in Oelsburg gehalten wurde. Das von dem fürstlichen Sitze weiter entfernte Barum wahrte seine rechtliche Selbständigkeit länger. Noch 1382 heißt es: In Nichtes stad vor des Landes Richter, deme Gogreven von Barum.

10. Parochie Burgdorf.

Die Geschichte der Parochie Burgdorf—Hohenassel—Nordassel ist zweifellos die krauseste, aber auch interessanteste unserer Gegend. Der jüngste Bestandtheil dieses Kirchspiels ist Nordassel, das erst um d. J. 1630 von der Parochie Rettlingen getrennt wurde.

8) Topogr. Beschreib. I, 435.
9) cf. mein Amt Salder, Rechtsentwicklung, S. 35.

Der ursprüngliche Bestand war 1. die Burggemeinde Asleburg, 2. die Bauergemeinde Burgdorf—Hohenassel—Luttrum.

Die uralte Veste Asleburg war der Mittelpunkt der Besitzungen der nach ihr genannten Grafen. Mit Recht wird sie für die Hesleburg gehalten, auf der sich i. J. 984 die sächsischen Fürsten gegen den Bayernherzog Heinrich den Zänker und für den sächsischen König Otto III. zusammenschlossen. Die Grafen von Asselburg starben mit dem Grafen Otto um d. J. 1175 aus. Obgleich Otto's Wittwe Salome an der Malstatt zu Holle in der Grafschaft Burchard's von Woldenberg (in pago Ambergo in mallo Hollen) i. J. 1186 ihre Güter der Hildesheimischen Kirche übergeben hatte, so nahm doch Heinrich der Löwe die Hinterlassenschaft der Grafen für sich in Anspruch. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß zwischen dem Löwen und dem Bischof eine Einigung zu Stande gekommen ist. Unbegründet ist die von Hassel und Bege [1]) vorgetragene Meinung, es sei das ganze Gericht Lichtenberg aus dem Gütercomplexe, den der Löwe von dem letzten Grafen von Asselburg ererbte, entstanden. Auch die Burg Lichtenberg hat diesen nicht gehört, da sie nur im Westen des späteren Gerichtes Lichtenberg begütert waren. Herzog und Bischof einigten sich auf eine Halbirung der Asselburger Güter [2]). Dafür zeugt auch die Theilung der kirchlichen Lehnsrechte. Die älteste Urkunde vom J. 1213 besagt, daß der zweite Sohn Heinrich's des Löwen, Kaiser Otto IV [3]), dem von ihm gestifteten Kloster zu Scheverlingenburg (jetzt Walle) unter anderem die Hälfte der Kirche bei Asle überweist [4]). Otto änderte jedoch seine Absicht und übertrug die für jenes Kloster bestimmten Güter dem Stifte St. Blasii zu Braunschweig mit der Verpflichtung, daß dieses dafür drei Geistliche in Scheverlingenburg unterhalten sollte. Dieses geschah am 18. Mai 1218, am Tage vor Otto's Tode auf der Harzburg. Hierdurch kam die Hälfte des Eigenthums an der Kirche der „Asleborch“ und ihren Gütern an St. Blasien.

Die andere Hälfte eignete seit der Erwerbung des anderen Theils der Assel'schen Güter durch Bischof Adelogus von Hildesheim im Jahre 1187 [5]) dem bischöflichen Stuhle. Diese Theilung bezog sich aber gleicherweise auf die Kirche zu Burgdorf, wie sich aus den später zu erörternden Patronatsstreitigkeiten ergiebt.

Daß die beiden Kirchenlehen der Asselburg und von Burgdorf einen besonderten Bestand hatten, folgt auch

1) Topogr. I 426, wiederholt von Kayser, Reform. Kirchenvisit. 131, Anm. 222.
2) Uslar-Gleichen, Grafen von Winzenburg, S. 251 ff. gegen Koken, Winzenburg S. 54 5.
3) Die Asleburg (wie auch Lichtenberg) war bei der Erbtheilung der Söhne des Löwen i. J. 1202 Otto zugefallen (Orig. Guelf III, 627).
4) Medietatem ecclesiae apud Asle (Koken, Winzenburg S. 53). Daß hiermit nicht die Burgdorfer Kirche gemeint ist, ergiebt sich aus dem Folgenden.
5) Monum. Germ. Script. XVI 218 f. (Annal. Steterb.)

aus einer Episode aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Den Augustinerinnen zu Oddingeroth (Engerode bei Gebhardshagen), die wegen Streitigkeiten mit dem Ritter Thitmar von Oddingeroth hinsichtlich der von ihm beanspruchten Vogteirechte einen anderen Niederlassungsort suchten, wurde von dem Bischof von Hildesheim und dem Capitel zu St. Blasien je die Hälfte des Pfarrhofes der Kirche zu Asleburg i. J. 1236 überwiesen [6]). Ausdrücklich hebt das Stiftscapitel hervor, daß dem neuen Kloster nur das halbe Pfarrgrundstück unter Ausschluß aller zu demselben gehörenden Güter und Gülten zukommen solle — frei von jeder Vogteiherrschaft oder sonstiger weltlicher Gewalt [7]). Hierauf kam es den Klosterfrauen und ihrem Probste Heinrich von Lamspringe besonders an, da sie mit der Anmaßung des ritterlichen Grundherrn in Engerode so schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Dennoch kam die Klostergründung auf dem Asselburger Pfarrhof nicht zu Stande, weil Konrad, der Marschall des Bischofs Konrad, jenes Grundstück als Lehnsgut beanspruchte. Erst in Wülfinghausen am Deister fanden die Nonnen eine bleibende Stätte.

Aus der Verschenkung des Pfarrgehöftes geht aber hervor, daß ein eigener Kleriker dort nicht hauste, wenngleich die Burgcapelle noch vorhanden war. Bischof und Blasienstift zogen die Einkünfte und ließen die kirchlichen Geschäfte gegen ein geringes Entgelt nebenamtlich von einem benachbarten Pfarrer verrichten. So amtirte i. J. 1355 Pfarrer Johannes in Honeckelsum (Hoheneggelsen) an der Capelle zu Asleborch [8]). Aus einer noch später zu erwähnenden Urkunde von St. Blasien aus d. J. 1314 geht hervor, daß wegen Zwistigkeiten unter den Inhabern der beiden Patronatshälften die Capelle der Burg lange Zeit hindurch gänzlich des Geistlichen entbehren mußte, so daß die geistlichen Verrichtungen vollständig ruhten.

Das gegen Ende des XV. Jahrhunderts aufgestellte Hildesheimische Archidiaconatsverzeichniß zählt eine Pfarre Asselburg noch auf. Wie aber die Burg wohl in Folge der Nachbarschaft des ungleich günstiger gelegenen Lichtenberg allmählich verfiel, so auch die Kirche mit ihr. Erst i. J. 1568 hören wir im Visitationsbericht: „Asselburg, ein Desolat bei Borchtorf, hat Her Daniel Buschmann zu Braunschweig, geht vom Archidiacon zu Hildesheim, Aschwin von Bevern, zu Lehen. Hat vier Hufen Landes, eine vor Lesse, zwo vor Berel, eine vor Borchtorff gelegen; ein wüster Hof zu Borchtorff giebt Hofzins 5 Groschen“. Zu dieser Zeit ist also Burg und Capelle völlig wüste, die Pfründe wird aber noch verliehen.

6) Calenb. Urkdbch. VIII 2 vgl. Br. Magazin Jahrg. 1898 S. 65 ff.: Ein Kloster- und Wallfahrtsort im Amte Salder.

7) Laut erschallt in dieser Zeit die Klage über die Vögte der geistlichen Stiftungen, die nicht mehr „Schirmer und Schützer, sondern Dränger und Drücker“ ihrer Clienten waren. Deshalb löste i. J. 1232 Bischof Konrad von Hildesheim die Vogtei der Ritter von Hagen (Gebhards-) über die beiden Meierdinge des Domcapitels in Barum und Beddingen ab, nachdem die von Hagen i. J. 1222 bereits der Vogtei über die Güter des Klosters Steterburg hatten entsagen müssen.

8) Blasian. Urkd.

Hierüber berichten auch die Erbregister des Hauses Lichtenberg.

In demjenigen von 1540 wird die Asselburg nicht genannt, aber Herr Aschen von Bevern als Lehnsherr der kirchlichen Güter bezeichnet 1566: „für 1 Hufe zinst Bartoldt Funcken Ern Daniel Buschmann zu Braunschweig 1 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Habern, gehört zur Asselburch“. 1579: „1 Hufe zinset dem Consistorio zu Wulfenbüttel . . . und von der Asselburg 5 Gr.“ 1593 ist an die Stelle des Consistoriums Arnd von Kniestedt getreten. Wir haben uns also die Lehnsgeschichte dieser Güter so vorzustellen. Um 1570 hat Herzog Julius diejenigen Asselburgischen Stücke, die von ihm zu Lehen gingen, dem Consistorium zugeeignet. Wie diese Stücke, die vorher vom Archidiacon zu Lehen gingen, in die Lehnsgewalt des Herzogs kamen, wissen wir nicht. Um 1590 starb Joachim, der Letzte aus dem Geschlechte von Assel, die einige Güter in Burgdorf und Hohenassel besaßen. Mit diesen Gütern wie mit den Lehnsstücken des Consistoriums finden wir nach Ausweis des Erbregisters schon 1593 Arndt von Kniestedt, den fürstlichen Rath zu Wolfenbüttel, belehnt. Damit fallen die gängigen Darstellungen bei Koch, Hassel und Bege u. s. w. An die Stelle der Kniestedt sind später die von Cramm getreten.

Wir wenden uns nun zur Parochialgeschichte von Burgdorf. Dieses Kirchspiel umfaßte ursprünglich die Dörfer Burgdorf, Hohenassel und Luttrum. Burgdorf ist aus der Vereinigung der Dörfer Altedorf und Steinem entstanden. Das unter der Burg belegene Dorf wurde als „das alte Dorf“ bezeichnet, als sich die von Steinem ebenfalls unter dem Schutze der Burg ansiedelten. Noch heute scheidet sich die Feldmark in das Burgdorfer und Steinemfeld. Ferner war dort eine Ansiedlung, die „Nienstede“ genannt, wo das Godehardikloster i. J. 1146 Grundbesitz hatte [9]). 1492 haben die von Salder die Nygenstide zu Burgdorf von den Herzögen zu Lehen mit 21 Hufen [10]). Dieses Nienstedt ist nicht mit dem wüsten Nienstedt vor Lesse zu verwechseln. Dieses Nienstedt kann nichts anderes als der sonst Steinem genannte Theil von Burgdorf sein.

In Hohenassel ist der Ort Henzen, Heinzen, Heinzheim einverleibt, 1318 als Hentessem erwähnt [11]). Es lag am südlichen Abhange des Hohenasseler Holzes zwischen Westerlinde und Luttrum. Noch heute scheidet man zwischen dem Hohenasseler und Hensenfeld. Der frühere Kirchhof von Henzen heißt jetzt die Dodenwiese. Das Areal des Dorfes betrug etwas über 300 Morgen.

Endlich gehörte noch Luttrum von Alters her zu der Parochie Burgdorf. Die Visitation von 1542 schreibt: Luttulum, ist eine Capell, wird versorgt aus dem Gerichte Lichtenberg, Pastor Herr Stephen Kusel, 11 Morgen Land. Nach dem Berichte von 1568 gehen die

9) Küntzel, Hildesheim II, 183.

10) Dürre, Adel II, 8 (L.-H.-Archiv).

11) Die Edelherren von Dorstadt besitzen 1318 2 Hufen zu Stenem (Steinum), 6½ Hufen zu Hentessem, 3 Hufen zu Sudasle (Hohenassel) Sudendorf, Urkundenbuch I. Steinem war größer als Burgdorf, dieses hält 400, jenes 850 Morgen Areal.

von Luttrum zum Gottesdienst in die Kirche von Burgdorf, wo sie auch ihr Begräbniß haben.

In diesem kirchlichen Verbande trat nun um 1630 eine Veränderung ein. Um diese Zeit schied nach dem Berichte des Corpus bonorum Luttrum aus, und Nordassel wurde aufgenommen. Das letztere war bis dahin Tochtergemeinde der Erzpriesterparochie Nettlingen, das von jeher Hildesheimisch war, während Nordassel zum braunschweigischen Hause Lichtenberg gehört. Luttrum wurde zur Parochie Grasdorf gelegt.

Der ersterwähnte Pfarrer von Burgdorf ist Alexander plebanus in Borchtorpe, dessen Gedächtniß an seinem Todestage, dem 23. August, zu St. Blasien in Braunschweig gefeiert wurde [12]) und zwar durch M. V. L., d. i. Missa, Vigilia, Litania. Dafür hat er um 1260 13½ Schill. gestiftet, wovon jeder Stiftsherr am Memorientage jährlich 6 Pfennige, jeder Priester 3 Pfennige erhielt. Es ist wahrscheinlich, da er sacerdos (Priester) genannt wird, daß er im Stifte lebte, die Burgdorfer Pfarre aber durch einen Vicar verwalten ließ.

Im J. 1306 tritt ein Johannes, plebanus in B., als Zeuge einer Stiftung beim Bartholomäusstifte auf[13]). 1355 starb Sigfridus de Getelde, Rector der Kirche in Borchtorpe. Sein Nachfolger war Borchard Ruschedüvel und dessen Nachfolger um 1383 Arnoldus Isernhod. Dieser war auch 1391 dort [14]).

Erst der reformatorische Bericht nennt 1542 wieder einen Pfarrer von Burgdorf: „Steffann Kusel, ist sein eigen (also nicht verpachtet) von Georgen Barner zu Hildesheim". Dieser ist Domherr von 1507 bis 1539. Kusel muß also schon in den dreißiger Jahren mit Burgdorf belehnt sein. „4 Hufen Land zinsen 6 Scheffel Roggen und 6 Scheffel Hafer; 6 Fuder Holz = 3 Gulden".

Auch 1544 ist St. Kusel dort, hat 18 Gulden Einnahme, muß Zulage haben. Der Pfarrer berichtet, daß die Nonnen von Wöltingerode auf der Feldmark zu Hogenassel 6 Hufen und den ganzen Zehnten hätten, welcher dem Kloster wäre versetzt von denen von Walmoden [15]). Die beiden Kirchen zu Burgdorf und Hohenassel haben 4½ Scheffel und 3 Himpten einzunehmen, davon könnten wohl dem Pfarrer drei Scheffel Roggen zugelegt werden.

Vor der katholischen Commission des Jahres 1551 erschien Pfarrer Henricus Solers, über dessen Person und Amtsführung aber nichts verlautet. 1568 ist Bartholomäus Michaelis dort Mercenarius, der eigentliche Pfarrinhaber ist Adam Pfaffendorf, der merkwürdigerweise wieder Pfarrpächter in Bruchmachtersen ist [16]).

Bei der Visitation i. J. 1651 ist Theodor Dillenberg in Burgdorf Pfarrer. „Die Gemeinde mit den Filialen Hohenassel und Nordassel waren mit in der Kirche, gaben zusammen einen feinen Haufen. Sie gaben insgemein gute Antwort Am Sonntag kommt die Gemeinde zur Mutterkirche zur Katechismuslehre, wie auch am Montag zur Betstunde und Freitag zur Predigt. Die Taufe kostet 12 Groschen, also 3 Groschen mehr als sonst; aber, wie berichtet wird, früher speiste der Pastor sammt seiner Frau drei Tage im Taufhause. Nachdem die Taufgelage aufgehört, sind drei Groschen dafür gerechnet. Auf solchen Bericht gab die Gemeinde sich zufrieden [17]). Die Leute meinten auch das Schulgeld wäre zu hoch, könnten viele nicht bezahlen. Habe ich verordnet, daß das Schulgeld für etzliche arme Leute von den Kircheneinnahmen soll genommen werden".

(Schluß folgt.)

12) Blas. Memor. zum 23 VIII ed. Dürre.

13) Döbner, Hildesh. Urkdb. I, 325.

14) Urkden St. Blasien in L.-H.-Archiv.

15) Dieser Zehnte mit 6 Hufen und 1 Meierhof wurde für 210 löth. Mark i. J. 1397 von den Walmoden's an Wöltingerode verkauft. Dürre, Walmod. Regesten № 240 ff.

16) Br. Mag. 1899, S. 207.

17) Vgl. Landesord. Herzog Augusti v. J. 1647 № 18: „Die Gelage bei denen Kindstaufen sowohl für die Gevattern, als andern Gäste, sie seien Pastoren, Opfermänner oder andere, sollen ganz und gar abgeschafft sein bei Strafe von 4 Gulden für jeden Gast".

Bücherschau.

Im 11. Jahrgange der **Zeitschrift für christliche Kunst** (1898 Nr. 2 Sp. 33—50) hat Hans Pfeifer einen interessanten Aufsatz über den siebenarmigen Leuchter im Dome zu Braunschweig veröffentlicht, auf den wir noch etwas verspätet kurz hinweisen möchten. Er spricht sich insbesondere aus kunstgeschichtlichen Gründen dahin aus, daß das umfangreiche Kunstwerk um das Jahr 1190 in Braunschweig von einem Künstler hergestellt worden sei, der aus der Ferne, wahrscheinlich aus Frankreich, von Herzog Heinrich dem Löwen berufen worden sei. Die Verwandschaft des Fußes mit dem des Leuchters in Rheims mache dies sehr wahrscheinlich. In Betreff des ursprünglichen Platzes des Leuchters neigt sich Pfeifer der Ansicht zu, daß er im Mittelschiffe zwischen dem Grabe Heinrich's und dem Kreuzaltare gestanden habe. Im Jahre 1709, als manche Veränderungen eintraten, wurde er auf den hohen Chor gebracht. Hier ist ihm wahrscheinlich als eine der Sockelplatten die Altarplatte des Kreuzaltars gegeben, der damals beseitigt wurde. Sie besteht aus Roggenstein vom Nußberge und zeigt eine polirte Oberfläche. Das ist eine Seltenheit, die für sehr hohes Alter spricht, da schon Heinrich der Löwe zu hervorragenden Bautheilen mit Vorliebe edelere Gesteinsarten verwandte. 1728 wurde der Leuchter beseitigt und erst über ein Jahrhundert später wieder aufgestellt. Manche Ziertheile sind so abhanden gekommen, die erst jetzt neu wieder angefertigt worden sind. Ueber die leitenden Gesichtspunkte bei dieser Arbeit erhalten wir am Schluße des Aufsatzes erwünschten Aufschluß.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Januar. Wirksamkeit der von der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig eingesetzten Sachverständigen-Commissionen; das Braunschw. Gewerbesteuergesetz vom 27. März 1893. — Februar. Industrie und Handel i. J. 1899; Handelsregister. — März. 41. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig; Industrie u. Handel i. J. 1899. — April. Ertragsberechnung für die Verlängerung des Braunschw. Stichcanals bis Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 3. Juni **1900.**

Zunftgebräuche bei dem Hauszimmerhandwerk im 19. Jahrhundert.

Von J. Merckel.

Von der hohen Bedeutung und der politischen Macht, welche die Zünfte im Kampfe mit dem Patriciat sich im Mittelalter errungen hatten, sanken sie in den folgenden Jahrhunderten, je mehr der Großbetrieb und der freie Handelsverkehr sich entwickelten, die fürstliche Macht erstarkte und die städtische Selbständigkeit dahin schwand, immer mehr herab, bis ihnen durch die Einführung der Gewerbefreiheit in unserem Jahrhundert ein völliger Untergang bereitet wurde. Lange Jahre haben die Zünfte in großem Ansehen und hoher Geltung bestanden. Es ist nur natürlich, daß sich im Laufe der Jahre feste Formen ausbildeten, in denen sie lebten, und daß diese um so mehr erstarrten, je geringer der Einfluß der Genossenschaften im öffentlichen Leben geworden war. Diese Förmlichkeiten waren nur den Eingeweihten bekannt, wurden nur mündlich überliefert. Jetzt ist diese Ueberlieferung schon seit geraumer Zeit im Absterben begriffen und nicht lange mehr wird es währen, daß auch der letzte Mund, der von jenen Dingen Selbsterlebtes zu erzählen weiß, auf immer sich schließen wird. Und doch steckt in diesen Bräuchen, deren Alter sich schwer wird feststellen lassen, ein gut Stück deutscher Culturgeschichte. Deshalb wird es gewiß nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn wir im Nachfolgenden von einer dieser Zünfte berichten, was wir darüber haben in Erfahrung bringen können.

Unser Gewährsmann ist ein alter Zimmergesell, der in Folge zunehmenden Alters zwar das regelmäßige Arbeiten auf dem Zimmerplatze aufgegeben hat, jedoch mit Vorliebe sich noch immer mit Arbeiten seines Handwerks beschäftigt, soweit er sie noch zu bewältigen vermag.

Bei Gelegenheit derartiger Arbeiten kam das Gespräch auf die früheren Zeiten und schließlich auf Zünfte und Zunftgebräuche. Hierbei entwickelte der Alte große Lebhaftigkeit und erzählte mit sichtlichem Stolz, daß er zwei Mal Altgesell und Ladegesell gewesen und mit sämmtlichen Ceremonien seiner Zunft auch noch heute völlig vertraut sei. Darum angegangen, ob er nicht Mittheilungen darüber machen wolle, erklärte er, daß zwar zur Zeit der Zünfte strenge Geheimhaltung der Gebräuche gefordert worden sei, daß er aber glaube, jetzt — nach deren Erlöschen — darüber reden zu dürfen und das auch gern thun wolle, wenn die ihm so lieb gewordenen Gebräuche und Sprüche auf diese Weise vor Vergessenheit bewahrt blieben.

Es erübrigt noch, vorauszuschicken, daß, wenn auch im Großen und Ganzen die Gebräuche und das Formelwesen einer bestimmten Zunft in ganz Deutschland gleich waren, kleine Abweichungen dennoch stattfanden, und daß solche, wenn sie im Folgenden vorkommen, auf Eigenthümlichkeiten der Zimmermannszunft in Wolfenbüttel zurückzuführen sind.

Die Aufnahme der Lehrlinge in die Zunft erfolgte meistens zu Ostern und Michaelis und begann mit der Ceremonie des Einschreibens. Der angehende Lehrling hatte sich zu dem Zwecke mit blauer Jacke und Schurzfell angethan in der Herberge der Zimmermannszunft einzufinden und sich in die dort befindliche Meisterstube zu begeben. Hier waren die sämmtlichen Zunftmeister unter Vorsitz des Altmeisters versammelt, auch war in Wolfenbüttel speciell stets ein Beamter des Stadtmagistrats, und zwar nicht selten der Stadtdirector selbst, zugegen. Nach erfolgter Eintragung der Personalien durch den Altmeister in das Lehrlingsbuch, wurde der Lehrling mit wohlgemeinten Ermahnungen, denen sich häufig auch die Magistratsperson anschloß, entlassen.

An solchen Tagen, an welchen auch das Ausschreiben der Lehrlinge, d. h. ihre Beförderung zu Gesellen, stattfand, feierte die Zunft Quartal. Alljährlich fanden zwei solcher Quartale statt, und zwar am Montag nach dem weißen Sonntage und am Montag nach Michaelis. An solchen Tagen warfen sich Lehrlinge, Gesellen und Meister in ihr Feiertagsgewand und aus einem Fenster der Herberge flatterte das mit den Emblemen der Zimmererzunft geschmückte buntfarbige Banner lustig im Winde.

Während in älteren Zeiten der Lehrling bei seinem Lehrherrn Wohnung und Kost erhielt, und dieser väterliche Gewalt über den Lehrling hatte, wohnte um die Mitte des Jahrhunderts der Zimmerlehrling bei seinen Eltern oder Pflegern; er hatte auch keinerlei häusliche Pflichten gegen die Meistersfrau zu übernehmen, als da sind Kinderwarten, Botengänge machen und der=

gleichen, mit einem Worte, gewissermaßen Kinder- und Hausmädchen zu ersetzen. Nur am Sonntag Morgen war er verpflichtet, sich in der Wohnung seines Meisters einzufinden, dessen Stiefel zu putzen, das Zeug zu reinigen und vielleicht einige Botengänge zu machen. Im Uebrigen verbrachte er seine Zeit auf dem Zimmerplatze und wurde von Meister und Gesellen in seinem Handwerke regelrecht unterwiesen. Hier schon wurden ihm auch Regeln des äußeren Anstandes beigebracht, so vor Allem Beobachtung größter Höflichkeit und Bescheidenheit in seinem Verhalten gegen Meister und Gesellen, und zwar sowohl auf dem Zimmerplatze, als auch an anderen Orten. So verläßt er bei Feierabend erst den Arbeitsplatz, nachdem der letzte zünftige Gesell ihn verlassen und er sämmtliche Geräthschaften an Ort und Stelle gebracht hat. Begegnet der Lehrling einem Gesellen auf der Straße, so hat er die Kopfbedeckung abzunehmen; er darf bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten, auch auf dem Zimmerplatze, nicht ungefragt mit einsprechen, überhaupt den Gesellen gegenüber nur dann reden, wenn er dazu aufgefordert wird.

Je nachdem, ob ein Lehrgeld bezahlt wird oder nicht, dauert die Lehrzeit 3 oder 4 Jahre. Das Lehrgeld betrug in Wolfenbüttel in der Regel 10 Thaler und 1 silbernen Eßlöffel oder 3 Thaler. Etwa 3 oder 4 Wochen vor Beendigung der Lehrzeit sucht sich der Lehrling zwei zünftige Gesellen aus, die sogenannten Schenkgesellen, welche er darum angeht, ihn in die Gebräuche der Zunft einzuführen. Diese Gesellen machen nun nach Feierabend mit dem Lehrlinge, welchem sie ihre Fürsorge angedeihen lassen wollen, einsame Spaziergänge, auf welchen sie ihm sowohl die Sprüche, als auch das bei seiner demnächstigen Aus- oder Losschreibung, d. h. der Aufnahme in die Gesellenschaft, zu beobachtende äußere Benehmen, das einer scharfen Kritik des Altgesellen und der gesammten Gesellenschaft unterliegt, einüben.

Endlich, nachdem zuvor ein Gesellenstück von dem Lehrling gearbeitet und von den Meistern für genügend befunden worden, ist der Tag der Losschreibung vom Lehrlingsstande und die Aufnahme unter die Gesellen der Zunft gekommen. In der Herberge finden sich in den Morgenstunden die Zunftmeister in der Meisterstube ein, ebenso wie auch ein Beamter des Magistrates. Die in der Gaststube harrenden Lehrlinge werden in die Meisterstube citirt und erhalten hier vom Altmeister den für sie ausgefertigten Lehrbrief, in welchem ihnen ein Zeugniß über die regelrecht überstandene Lehrzeit ausgestellt wird. Auch bei dieser Gelegenheit fällt manch lobendes, aber auch tadelndes Wort, je nachdem sich der Betreffende während seiner Lehrzeit verhalten hat, und manches wohlgemeinte Mahnwort wird dem Unsicheren mit auf den ferneren Lebensweg gegeben.

Am Nachmittag geht dann die Aufnahme des Lehrlings, der nun Junggeselle heißt, in die Gesellenschaft vor sich, und zwar auf dem sogenannten „Handwerkssaale“ der Zunft, unter Leitung des Altgesellen. Die aufzunehmenden Junggesellen sind in der Gaststube der Herberge versammelt und gewärtigen des Heraufholens durch die Schenkgesellen in den Handwerkssaal, in welchem der Altgeselle und sämmtliche Gesellen der Zunft sich befinden.

Der Altgeselle und der Ladegeselle haben ihren Platz an einem besonderen Tische allein eingenommen; vor ihnen steht die geöffnete Lade mit den Documenten, Werthsachen und anderen der Zunft gehörenden Gegenständen, sowie der mit bunten Bändern gezierte große zinnerne Krug, der sogenannte „Willkommen“.

Der Altgeselle, welcher das Regimentsholz, d. h. einen mit farbigen Bändern geschmückten, oben mit einem kugelförmigen Ansatz versehenen Stab, in der Hand hält, steht auf, klopft drei Mal auf den Tisch und spricht:

„Mit Gunst und Erlaubniß. Die ganze ehrbare Gesellschaft wird so gut sein und aufstehen und wird ihr Haupt entblößen, auf mein Begehr und nach altem Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Alle (indem sie ihre Kopfbedeckung abnehmen):

„Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Dreimaliges Klopfen des Altgesellen.

„Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, ein wenig Gehör“.

Abermaliges Aufklopfen.

„Also mit Gunst und Erlaubniß, es soll eine kleine Umfrage gehalten werden von dem Aeltsten bis zum Jüngsten und vom Jüngsten bis zum Aeltsten, ob der Eine oder der Andere etwas weiß, was in unserem hochlöblichen Hauszimmerhandwerk einem zuwider oder zu nahe geschehen, derselbe sei so gut und trete vor und bringe seine Sache mit Bescheidenheit an. Hat er Recht, so soll ihm mit allem Rechte geholfen werden, hat er aber Unrecht, so soll er nach allen Regeln nach Handwerksgebrauch zur Buße gezogen werden“.

Wenn sich nun Niemand meldet, abermaliges Klopfen.

Altgeselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, wer weiß was“?

Abermaliges Klopfen. Wenn sich Keiner gemeldet:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, wenn Keiner was weiß, weiß ich was. Mit Gunst und Erlaubniß, es haben sich . . . . Lehrlinge gemeldet, welche ihre Lehrzeit richtig bestanden und sich nun von uns losgeben lassen wollen. Mit Gunst und Erlaubniß, wer Schenkgeselle ist, der trete vor“.

Die Schenkgesellen treten nun vor den Tisch des Altgesellen. Sind mehrere Lehrlinge unten, so wird geloost, wer von ihnen zuerst heraufgeholt werden soll. Ist das Loos gefallen, so sagt der Altgeselle:

„Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, wer wird so gut sein und den . . . . einmal heraufholen auf den ehrsamen Handwerkssaal?“

Hierauf begeben sich die beiden Schenkgesellen hinunter in die Gaststube und werden da von ihrem Junggesellen mit weißen Schärpen geschmückt. Auch der Junggeselle trägt eine solche, welche von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte herabreicht. Sind seine Eltern bemittelt, so sind die Schärpen von weißer Seide und an den Enden mit silbernen Franzen versehen. Alsdann begeben sich die Drei hinauf, und zwar der Junggeselle voran. Vor der Saalthür angekommen, klopft der Junggeselle drei Mal laut mit der geballten Faust an. Gleich darauf klopft der Altgeselle im Saale mit dem

Regimentsholz auch drei Mal auf und die Drei treten ein, der Junggeselle in der Mitte. Derselbe sagt dann:

„Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich hier erscheine auf dem ehrbaren Handwerkssaal vor offener Lade und Büchs auf des Altgesellen Begehr und das nach Handwerksbrauch und Gewohnheit“.

Alle: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Altgeselle: „Gesellschaft, mit Gunst und Erlaubniß, er soll mir bedankt sein, daß er erschienen ist auf dem ehrbaren Handwerkssaal auf mein Begehr nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, was ist sein Begehr“?

Junggeselle: „Mein Begehr ist, daß ich meinen ehrlichen Namen schreiben lassen will in das Buch, wo ein jeder rechtschaffene Zimmergesell eingeschrieben, und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. Mit Gunst und Erlaubniß“.

Alle: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Altgeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, ist Jemand hier, der auf diesen Burschen etwas zu sagen hat, der melde sich jetzt und nicht nachher“.

Wenn sich Keiner meldet, fährt der Altgeselle fort:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, dann kann ihm widerfahren, was einem jeden rechtschaffenen Zimmergesellen widerfahren ist“.

Der Junggeselle wird hierauf von dem Ladegesellen in das vor ihm aufgeschlagen liegende Gesellenbuch eingetragen. Dreimaliges Aufklopfen.

Altgeselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich diesen ehrbaren Willkommen von mir setze, allhier vor der ehrbaren Gesellschaft, von offener Lade und Büchs' und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Nochmaliges dreimaliges Aufklopfen.

Altgeselle zum Junggesellen: „Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er wird so gut sein und diesen ehrbaren Willkommen zu sich nehmen, auf mein Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit. (Schiebt ihm den Willkommen zu.) Drei Trünke hat er zu verschütten, ohne Mund und Bart zu wischen. Will er sie austrinken oder will er sie bezahlen?“

Wer nicht trinken wollte, mußte den Inhalt der Kanne bezahlen, sonst nicht.

Der Willkommen war mit einer Art Bierkaltschale, aus Süßbier, Citronen, Zimmet und Zucker hergestellt, gefüllt und soll der Trank sehr schmackhaft gewesen sein.

Junggeselle: „Nach Belieben. Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich den ehrbaren Willkommen zu mir nehme auf des Altgesellen Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Er nimmt den Willkommen in die rechte Hand und spricht zum Schenkgesellen auf seiner rechten Seite:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, er wird so gut sein und diesem ehrbaren Willkommen sein Haupt entblößen (d. h. den mit Bändern gezierten Deckel abheben und halten), auf mein Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, mit Gunst und Erlaubniß“.

Der Schenkgeselle thut das mit folgenden Worten: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich diesem ehrbaren Willkommen sein Haupt entblöße auf des Junggesellen Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, mit Gunst und Erlaubniß“.

Der Junggeselle spricht mit dem Willkommen in der Hand weiter:

„Da mir nun dieser ehrbare Willkommen anpräsentirt ist von einem höchlöblichen Hauszimmerhandwerk, einen Ehrentrunk daraus zu thun, so will ich der ganzen ehrbaren Gesellschaft, sowie auch dem Altgesellen ein gutes Wohlsein trinken und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, Vivat“. Er trinkt.

Alle: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Der Junggeselle sagt nach dem Trinken zum Schenkgesellen:

„Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er wird so gut sein und diesem ehrbaren Willkommen das Haupt bedecken“ (d. h. den Deckel aufsetzen).

Sodann weiter:

„Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er wird so gut sein und diesen ehrbaren Willkommen zu sich nehmen, allhier vor der ganzen ehrbaren Gesellschaft, vor offener Lade und Büchs', und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Der Schenkgeselle wiederholt nun den Trinkspruch des Junggesellen und trinkt auf's Wohl des Altgesellen, des Junggesellen und der versammelten Gesellschaft.

Nach dem Trinken übergiebt er den Willkommen wieder dem Junggesellen, dieser dem anderen Schenkgesellen, dieser wiederum dem Junggesellen. Jeder sagt dabei die von uns vom Junggesellen bereits gehörten Sprüche mit entsprechenden, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragenden kleinen Aenderungen her.

Darauf spricht der Junggeselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich diesen ehrbaren Willkommen von mir setze auf mein Begehr und das nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit“.

Er setzt ihn vor den Altgesellen. Danach ergreift dieser den Willkommen, trinkt auf's Wohl des Junggesellen und bringt ein Lebehoch auf ihn aus, in das alle Gesellen einstimmen. Damit ist die Ceremonie der Aufnahme in die Gesellenschaft beendet; der Junggeselle geht im Saale herum und giebt sämmtlichen Gesellen die Hand. Hierauf begiebt er sich mit den Schenkgesellen in den Vorraum zum Handwerkssaal, in welchem zwei Kiepen stehen mit recht großen Butterzwiebäcken und Krengeln in der Form von riesigen Gründonnerstagskrengeln. Die Schenkgesellen nehmen die Kiepen und jeder Geselle empfängt nun aus den Händen des Junggesellen je zwei Butterzwiebäcke und zwei Krengeln, welche auf Kosten des Junggesellen vom feinsten Weizenmehl und sonstigen guten Zuthaten gebacken sein müssen.

In dem Vorraume zum Handwerkssaale liegt, ebenfalls vom Junggesellen gestiftet, ein Faß Süßbier, an welchem Lehrlinge, mit Schurz und blauer Jacke angethan, Schankdienste verrichten und den Gesellen, voran dem Alt- und Ladegesellen, das Bier in den Handwerkssaal tragen. Außerdem stiftet der Junggeselle, gewöhnlich mit einem anderen zusammen, der Zunft einen zinnernen Krug, an welchem der Tag der Aufnahme in die Gesellenschaft und sein Name eingravirt

sind, auch finden sich auf demselben in erhabener Arbeit die Embleme des Handwerks angebracht. Der Junggeselle selbst erhält von der Gesellenschaft eine irdene, mit bunten Bändern geschmückte Thonpfeife, welche ihm gestopft wird und die er nun gewissermaßen als Zeichen seiner neuen Würde im Kreise seiner Mitgesellen ansteckt und raucht.

Hat der Junggeselle seine Eltern am Orte, so geht er gegen Abend mit den Schenkgesellen, alle Drei noch mit der Schärpe geschmückt, in das Haus seiner Eltern, wo zu Ehren des Tages ein Mahl hergerichtet ist und verzehrt wird, an welchem sich die Angehörigen des Junggesellen und der Schenkgesellen betheiligen.

Will nun der Junggeselle seinen Gesichtskreis erweitern und sich in seinem Handwerke weiter ausbilden und umsehen, so geht er auf die Wanderschaft. Kommt der zünftige Geselle auf der Wanderschaft in eine Stadt, so begiebt er sich in diejenige Herberge, in welcher seine Zunft ihren Handwerkssaal hat. Vor seinem Einmarsch in die Straßen hat er aber folgende Regeln genau zu beobachten:

„Das Felleisen muß mit einem Riemen an der linken Schulter befestigt, der Handstock unter den Rock geknöpft und an diesem selbst müssen mindestens drei Knöpfe zugeknöpft sein“.

Betritt er unter Außerachtlassung auch nur einer dieser Vorschriften die Herberge oder die Straßen der Stadt, so wird er, falls er von zünftigen Gesellen bemerkt ist, zur Rechenschaft gezogen und nach Zunftgebrauch bestraft. In der Gaststube der Herberge angelangt, begiebt er sich an denjenigen Tisch, über welchem das Schild seiner Zunft hängt, setzt sich an denselben und erwartet den Commodegesellen oder Commodeheißer.

Als solcher fungirt ein bestimmter Geselle, gewählt von allen Gesellen des Gewerbes, welcher damit beauftragt ist, Abends sofort nach Verlassen des Zimmerplatzes, d. h. nach Feierabend, in die Herberge zu gehen und zuzusehen, ob Gesellen angekommen sind, welche seiner Zunft angehören.

Bis zum Eintreffen dieses Gesellen hat der Ankömmling auszuharren, ohne es sich bequem — commode — machen zu dürfen. Er muß alle seine Habe bei sich behalten, auch muß sein Rock vorschriftsmäßig zugeknüpft bleiben. Der vorsichtig wandernde Handwerksgeselle kommt daher, wenn er ein Feind von Unbequemlichkeiten ist, erst kurz vor Feierabend zur Herberge.

Sobald der Commodeheißer eintritt, geht er auf den Ankömmling zu, begrüßt ihn, giebt ihm die Hand und sagt dann: „Also mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, wo hast Du zuletzt gearbeitet und was bist Du für ein Landsmann?“

Geselle: „Also mit Gunst und Erlaubniß, ich bin (Braunschweiger) und habe in (Berlin) zuletzt gearbeitet“. Hierauf sagt der Commodegesell: „Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, nun mach es Dir bequem“.

Dann legt der Angekommene seine Sachen ab und übergiebt sie dem Herbergsvater. Danach bietet ihm der Commodegeselle einen Trunk an, und es beginnt eine Unterhaltung, die auch gleichzeitig eine Information über die Arbeitsverhältnisse des Handwerks in der Stadt enthält. Das Getränk, was der Commodeheißer liefert, bezahlt die Gewerkschaft.

Treffen mehrere zünftige Gesellen auf der Landstraße zusammen und ergiebt sich ein gemeinsames Reiseziel, so geht es unter Austausch ihrer Erlebnisse und Absingen gebräuchlicher Lieder munter vorwärts.

Bevor sie in die erwählte Stadt einziehen, wurde beispielsweise folgendes Lied gesungen:

„Kommt man in eine Stadt hinein,
Wo unsres Bleibens scheint zu sein,
Wo man was profitiren kann,
Da nehmen wir Arbeit an.
Wir hauen, wir hobeln, wir putzen dabei,
Die Arbeit ist uns einerlei,
Wie man die Sache traktiren thut.
Hoch lebe Jungzimmermannsblut!“

Die hierzu gehörende Melodie ist höchst originell und ansprechend und soll deshalb hier wiedergegeben werden.

Scharf rhythmisiert.

Kommt man in ei = ne Stadt hin = ein, wo un = ser Blei = ben scheint zu sein, wo
man was pro = fi = tie = ren kann, da neh = men wir Ar = beit an. Wir
hau = en, wir hobeln und putzen dabei, die Ar = beit ist uns ei = ner = lei, wie man die Sache trak=
tie = ren thut! Hoch le = be Jung = zim = mer = manns Blut, hoch le = be Jung = zim = mer = manns Blut!

Bemerkenswerth dürfte noch sein, daß das euphemistisch mit dem Namen „Fechten“ bezeichnete „Betteln“ auf der Wanderschaft durchaus nicht etwa „zünftig“ war, d. h. von der Zunft in irgend einer Form durch ein Gebot vorgeschrieben wurde. Vielmehr hatte sich diese „Kunst“ bei den Wanderburschen allmählich so eingebürgert, daß ein förmlicher Gebrauch daraus entstand, der in den Augen der Zunftgenossen nichts Anrüchiges hatte. Jedoch vermied jeder wandernde Geselle es ängstlich, sich von der Polizei beim „Fechten“ ertappen zu lassen, da ein hierauf bezüglicher Vermerk im Wanderbuche von dem ehrsamen Zunftmeister durchaus nicht mit freundlichen Augen angesehen wurde.

Legte der zünftige Geselle in einer Stadt die Arbeit nieder, was gewöhnlich auf einem Sonnabend, als dem letzten Wochentage und Lohntage, geschah, so gaben ihm am folgenden Sonntage eine Anzahl seiner Zunftgenossen das Geleit, zuweilen stundenweit über das Stadtgebiet hinaus. Das Felleisen des Abreisenden wurde von seinen Begleitern bis zur Abschiednahme getragen.

Ein älterer Geselle, wenn der Altgeselle dabei war stets dieser, ging dem Zuge voraus und schwenkte eine an ein rothes Taschentuch gebundene Flasche, welche meistens mit Branntwein gefüllt war. Auch bei dieser Gelegenheit wurden Lieder gesungen und bei öfterer Rast getrunken und, sobald angängig und nöthig, die Flasche neu gefüllt. Die dem Zuge Entgegenkommenden wurden von der Begleitmannschaft „angefochten“. Der Fechtertrag entfiel auf den Abreisenden. So war hier Uneigennützigkeit und Unfug vereinigt.

Von den Abschiedsliedern möge folgendes, weil häufig gesungen, wiedergegeben werden:

„Abschiedsbrüder lebet, lebet wohl,
Bis wir einst uns wiedersehn. —
Seh'n wir uns nicht wieder,
So bleiben wir doch Brüder. —
Abschiedsbrüder lebet, lebet wohl,
Bis wir uns einst wiedersehn.

Unter Händeschütteln und mit einem Abschiedstrunk ging man schließlich auseinander.

Will der angekommene Handwerksgeselle in der Stadt Arbeit nehmen, so begiebt er sich am anderen Morgen auf die Suche. Im Hause eines Zunftmeisters angelangt, klopft er drei Mal an die Thür. Auf das „herein“ tritt er ein und sagt:

„Sind Sie der ehrbare Zimmermeister zu fragen?“

Meister: „Es ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Geselle: „Ich habe den ehrbaren Meister um 8 oder 14 Tage Arbeit anzusprechen, oder so lange wie es dem ehrbaren Meister oder mir gefällt“.

Meister: „Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, die Arbeit ist mir lieb, aber e r ist mir noch lieber (d. h. j a), oder „Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, er ist mir lieb, aber die Arbeit ist mir noch lieber“ (d. h. n e i n).

Bekommt der Geselle Arbeit, so tritt er dieselbe womöglich sogleich an. Erhält er aber keine Arbeit, so spendet der Meister gewöhnlich ein Geldgeschenk. Auf alle Fälle giebt ihm aber der Altmeister, welchen jede Zunft hat, ein solches, wenn seine Papiere in guter Ordnung sind. Wenn ein Geschenk gegeben ist, sagt der Geselle:

„Mit Gunst und Erlaubniß, der ehrbare Meister soll auch bedankt sein, daß er mich beschenkt hat“.

Meister: „Ist löblich, mit Gunst und Erlaubniß“.

Was die Ehrenämter in der Gesellenschaft anbetrifft, so wird der Altgeselle bei einer Zusammenkunft der Gesellen im Handwerkssaal von diesen gewählt und muß sein Amt in der Regel ein Jahr behalten. Wenn er von seinem Amte zurücktritt, so wird er Ladegesell, d. h. gewissermaßen Assistent des Altgesellen und Vertreter desselben, wenn jener einmal am Erscheinen im Handwerkssaale verhindert ist.

Arbeiten in einer Stadt eine größere Anzahl fremder zünftiger Gesellen, so wählen sich diese für sich einen Altgesellen und haben in der Regel alle Woche zwei Mal, gewöhnlich Mittwoch und Sonnabend, Zusammenkünfte in der Herberge, wo sie nach zünftigen Regeln verkehren und es auch gestatten, daß jüngere Gesellen, welche in der Stadt ansässig sind, an ihren Zusammenkünften Theil nehmen. Letztere thun das gern, und zwar einerseits, um sich in den Zunftgebräuchen zu vervollkommnen, andererseits aber auch, um aus den Erzählungen der Fremden für sich Nutzen zu ziehen. An solchen Abenden findet auch Schlichtung von Streitigkeiten unter den Gesellen statt. Der Altgeselle beordert die Gesellenschaft auf den Handwerkssaal und nimmt an seinem Tische Platz, vor ihm steht die geöffnete Zunftlade. Er klopft mit dem Regimentsholz drei Mal auf den Tisch und hält die Umfrage, deren Wortlaut schon früher wiedergegeben ist. Hat nun ein Geselle eine Klage gegen einen Mitgesellen, so tritt er vor und bringt seine Sache an. Hierauf wird der Beklagte vorgerufen, um sich zu vertheidigen. Wird eine Einigung erzielt, so ist die Sache erledigt. Erkennt der Beklagte die Anklage aber nicht als berechtigt an und erklärt sie für erfunden, so sagt der Altgeselle:

„Mit Gunst und Erlaubniß, Gesellschaft, da keine Einigung zu Stande gekommen ist, so macht Eure Sache gleich ab“.

Die Anwesenden schließen nun einen Kreis um Kläger und Beklagten und es erfolgt ein regelrechter Ringkampf. Der Unterliegende gilt als überführt und zahlt eine Geldbuße in die Büchse, das sogenannte Stubenrecht, oder er stiftet den Anwesenden Getränke. Ist einer von beiden Theilen dem anderen an Kräften sichtlich nicht gewachsen, so darf ein Anderer für ihn eintreten und die Angelegenheit für ihn abmachen, wozu sich stets Jemand bereit findet. Ein Verträgniß muß aber unter allen Umständen erfolgen. Der Unversöhnliche würde Arbeit und Stadtgebiet verlassen müssen.

Zum Eigenthume der Zunft gehörten auch Leichengeräthe, in Wolfenbüttel ein Bahrtuch und lange schwarze Mäntel, sowie Dreimaster von großen Dimensionen. Diese Utensilien fanden Verwendung bei den Beerdigungen eines Zunftgenossen. Der Altgeselle und Ladegeselle nahmen ex officio daran Theil, die Träger

wurden von ihnen aus der Gesellenschaft bestimmt und letztere hatten sich dabei der schwarzen Mäntel, sowie der Hüte zu bedienen. Das Bahrtuch wurde unter den Sarg gelegt oder über denselben geschlagen. Wer irgend konnte, erzeigte dem Zunftgenossen die letzte Ehre. Am Tage der Beerdigung lieferten die Hinterbliebenen an jeden zünftigen Gesellen zwei Butterzwiebäcke, welche jedem Einzelnen ins Haus getragen wurden.

Ein Freudenfest, gewissermaßen der Gipfelpunkt der Feste, war für den zünftigen Zimmermann das Richtefest. Als besondere Ehrung galt es, wenn einem Gesellen der Richtkranz von den Kranzjungfrauen übergeben wurde. Der Geselle revanchirte sich dann durch einen Spruch und ließ die Kranzjungfern und alle anwesenden Damen hochleben.

Wir möchten es nicht unterlassen, hier einen solchen Spruch unseres Gewährsmannes anzuführen, welchen derselbe bei Gelegenheit eines Richtefestes in der Stadt Wolfenbüttel aufgesagt hat, er lautet:

„Als Zimmergesell bin ich bekannt
Und nehme diesen Kranz in meine Hand,
Der diesen Bau schön zieren soll.
Denn, weil er schön gerathen ist,
Drum schließ' ich auch die Frauen und Jungfrauen ein,
Wie sich's gebührt und schickt sich's fein.
Sie haben den Kranz uns wohl formirt,
Mit Blumen, Bändern schön geziert.
Vivat".

Es ordnet sich nun der Zug, die Musik geht voran, dann der Kranzgeselle u. s. w., und nach einem mehrmaligen Umgange um das Haus, steigen die Gesellen im Gebälk herauf, um den Kranz am First zu befestigen. Oben angelangt sagt der Kranzgesell:

„Hier bin ich herauf gestiegen,
Daran können Sie sehen, daß ich kann nicht fliegen.
Denn, weil ich das nicht kann,
So geh' und klettr' ich als Zimmermann!"

Nach Befestigung des Kranzes spricht er weiter:

„Gerichtet ist dies neue Haus,
Gemauert, gedeckt ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum ruf' ich an den Meister der Welt,
Er gebe, daß das Himmelszelt
Nur Heil und Segen gieße aus
Hier über dieses offene Haus.
Nun Dachdecker deckt und Maurer mauert aus,
Der Segen Gottes ist im Haus!"

Ein nunmehr nach rückwärts über den Kopf geworfenes Weinglas muß zertrümmern, um Glück zu bringen, worauf die Ceremonie beendet ist und weitere Belustigungen durch Essen, Trinken und Tanzen auf Kosten des Bauherrn in irgend einem Wirthshause das Richtefest beschließen.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

10. Parochie Burgdorf.

(Schluß.)

Zugleich wurde eine Differenz zwischen dem Filial Nordassel und dem Pastor beglichen. Wie schon unter Henning Schaper, dem früheren Pfarrer, soll von nun an alle Sonntage in der Kirche zu Nordassel gegen eine Vergütung von sechs Thalern jährlich gepredigt werden. Dieses Abkommen ist von denen, die in der Gemeinde schreiben können, unterschrieben. Es sind im Ganzen zwei Männer, nämlich Heinrich Borchtorff und Henni Reichardt.

Wir wenden uns nunmehr zur Geschichte des Patronates. Das kirchliche Lehnsrecht über die beiden im Archidiaconate oder Banne Holle-Wetteborn belegenen Pfarreien Asselburg und Burgdorf eignete den in dieser Gegend wohlbegüterten Grafen von Assel. Die Angabe des Hildesheimischen Registers (u. 1470), die von Burgdorf seien hier Patrone, beruht auf Verwechslung mit Burgdorf bei Schladen, Bann Rigenkerken.

Der erste Ahnherr des Assel'schen Geschlechtes ist Ricdag um 870, der Stifter des Klosters Lamspringe. Eine Gräfin von Assel war auch Hedwig, Gemahlin des letzten weltlichen Grafen von Oelsburg, Altmann, die mit ihrer Tochter Frederunde um's Jahr 1000 ihre Veste Steterburg in ein Kloster umwandelte. Auch der berühmte Bischof Bernward von Hildesheim soll nach dem neuesten Forscher auf diesem Gebiete ein Graf von Assel gewesen sein[18]), ein Vetter der genannten Frederunde. An die Stelle der Grafen von Assel, die mit Otto um 1175 im Mannesstamm ausstarben, traten als Patrone der Kirchen Asselburg und Burgdorf die Herzöge von Braunschweig und die Bischöfe von Hildesheim, und zwar gewann, wie oben dargelegt, jeder die Hälfte der beiden kirchlichen Lehen. Der Herzog — Kaiser Otto IV. — belehnte mit der ihm zustehenden Hälfte i. J. 1213 Kloster Scheverlingenburg, dann i. J. 1218 das Blasienstift zu Braunschweig. Der Bischof scheint zunächst die Lehnsrechte selbst ausgeübt zu haben, denn i. J. 1236 verleiht er, ohne der Zustimmung eines Anderen zu gedenken, den Engeröder Nonnen den halben Pfarrhof zu Asselburg.

Später belehnte der Bischof einen Domherrn mit den beiden Patronaten. Die Ausübung derselben führte allerdings zu wiederkehrenden Zwistigkeiten mit dem Blasiencapitel. So hatte Bischof Heinrich II., ein Graf von Woldenberg, seinen Neffen, den Domherrn Grafen Otto[19]), mit den Patronatrechten belehnt. Eine Urkunde a. d. J. 1314[20]) besagt, daß die Kirche in Asle-

17) Vergl. Landesordnung Herzog August's v. J. 1647 Nr. 18: „Die Gelage bei denen Kindstaufen sowohl für die Gevattern als andere Gäste, sie seien Pastoren, Opfermänner oder andere, sollen ganz und gar abgeschafft sein bei Strafe von 4 Gulden für jeden Gast".

18) Uslar-Gleichen, Grafen v. Winzenburg.

19) Domherr seit 1294, Bischof 1319—1331.

20) L.-H.-Archiv Wolfenbüttel, St. Blasien, vgl. Rehtmeier, Kirchenhist. I, Beil. 74, wo aber Asleborch statt Asseborch zu lesen ist.

bord) schon längere Zeit vacant sei und der schuldigen geistlichen Amtshandlungen entbehren müsse, da sich der Domherr Otto v. W. und das Blasiencapitel — das „von Jemandem“ auch das Recht abwechselnder Besetzung erhalten habe — sich über die Besetzung nicht einigen könnten. Endlich sei man dahin übereingekommen, daß zur Zeit Otto die Kapelle an Stelle des Pfarrers verwalten, bei eintretender Erledigung aber das Blasienstift sie besetzen solle.

Daß aber trotz dieser Vereinbarung später wieder Meinungsverschiedenheiten über das Patronatrecht sich erhoben, ergiebt eine Urkunde aus d. J. 1355. Ihr Aussteller ist Thidericus von Stockum, Domherr und Archidiacon des Bannes Goslar. Siegfried von Ghetelde, Pfarrer von Burgdorf, ist gestorben und gleichzeitig schlagen der Archidiacon Berthold von Bokelum und das Stiftscapitel zwei Candidaten zu der erledigten Pfarre vor, jener den Bordhard Ruschedüvel, dieser Helmoldt von Peinen. Der zur Schlichtung des Streitfalls angerufene Archidiacon von Goslar, Thid. von Stockum, spricht für das Mal dem Archidiacon die Besetzung zu. Im J. 1383 besetzte darnach St. Blasien Burgdorf mit Arnold Isernhod.

Das Patronatrecht ist von St. Blasien später aufgegeben. Schon 1467 wird als Patron von Burgdorf der Archidiacon von Nettlingen genannt [21]). Die Hildesheimer Register (u. 1470) melden: Patron ist der Obedientiarius, also derjenige Domherr, welchem die Aufkünfte aus der Pfründe zustehen, wovon er dem Stifte dient (oboedit) oder bestimmte Abgaben zu leisten hat. Es ist zweifellos ein Irrthum, wenn die Lichtenberger Erbregister von 1540 und 1550 den Landesherrn als Patron bezeichnen. Die Visitationsprotocolle sprechen dagegen. Auch die Erbregister von 1566 – 1622 stimmen mit den letzteren überein. 1540 besitzt Domherr Aschwin von Bevern die kirchlichen Lehen, ihm folgt Dietrich von Bergen und diesem Wolter Ledmath. Das Corpus bonorum von Burgdorf (1750) sagt: Patron ist Serenissimus, vordem der Archidiaconus von Hildesheim. Es ist möglich, daß der Uebergang des Patronates auf den Landesherrn mit der Herausgabe des Stiftes (1643) zusammenhängt.

Nordassel als Theil der Erzdiaconie-Gemeinde Nettlingen hatte den Archidiaconus dieses Bannes zum Patron, wie alle Erbregister bezeugen. Mit der Aufnahme in die Parochie Burgdorf wechselte auch der Patron, so daß es auch von dem Landesherrn besetzt wird.

In Nordassel wird ein angelobter Hagelfeiertag zur Erinnerung an ein vor etwa 65 Jahren auf dortiger Feldmark niedergegangenes, verheerendes Hagelwetter begangen. In Hohenassel wird am Jacobitage (25. Juli) ein Predigtgottesdienst mit Abendmahlsfeier abgehalten, dessen Entstehungsursache unbekannt ist. Er wird herkömmlich mit dem Beginn der Ernte in Beziehung gesetzt. Schon in der ältesten Rechnung von 1616 heißt es: „In S. Jacobstage Parner, Oppermann, Altarleute nach der Gebetspredigt verzehrt 13 Gr. 6 Pf.“ Uebrigens ist der Schutzheilige der Kapelle zu Hohenassel S. Jacobus, zu dessen Ehren ohne sonstige besondere Veranlassung wohl dieser Tag gefeiert wurde. Hinsichtlich dieser Feiern möchten wir noch aus dem Berichte des Superintendenten Wagenfürer aus dem Jahre 1575 Folgendes beifügen: „Hagelfeier ist im Lichtenberger Gericht nach Ascensioni Domini (Himmelfahrt), halten ihn heiliger als sonst einen Tag. Legen nachher ein Faß Bier auf. Das Ende ist Saufen. Wer den Tag anspannt, den versaufen sie im Kruge“.

„St. Annenfest haben sie gelobt (24. Juli), da das Donnerwetter Schaden gethan, und wenn man gleich nicht predigt, halten sie doch still. Das Ende ist, daß ein Faß Bier aufgelegt wird und haben sie darnach dem Feste sein Recht gethan. Auch läuten sie, wenn es donnert und blitzt. Die Donnerwetter theilen sich dadurch, thun auch so ferne keinen Schaden, so ferne man das Läuten hört. Die Pastoren wollen es nicht haben, müßte ein Mandat dawider ergehen“.

„Am Christabend wird am Feierabend um 6 Uhr vier Schläge, wie alle Sonntage, geläutet. Dann aber ist von 6—9 Uhr ein Bommen und Stürmen mit allen Glocken, daß man krank und toll darüber werden mag. Dafür erhalten die Knechte noch ein Trinkgeld. Das heißt: Dem Kinde Jesus geläutet. Ist ein heilloser Mißbrauch aus dem Pabstthum; ist verboten“.

Erwähnenswerth ist die früher in der Kirche zu Burgdorf befindliche Glocke, die gegenwärtig im Herzoglichen Museum zu Braunschweig aufgestellt ist. Diese Glocke ist wahrscheinlich zu Hildesheim im Jahre 1270 gegossen und zwar für das Kloster S. Michaelis daselbst. Im Jahre 1812 wurde sie nach Aufhebung des Klosters an die Kirche zu Burgdorf verkauft. Ihrer Bedeutung wegen ist sie 1876 vom Staate angekauft und dem Museum zu Braunschweig überwiesen. Ihre Inschrift in lateinischen Majuskeln lautet:

† Hac in campana sit laus tibi XPE′ sonora †
Anno Dni MCCLXX A
facta est major ad laudem Dni nri IHV XPI O

In der Kapelle zu Hohenassel, die ein ursprünglich romanischer Bau ist, findet sich noch das Mittelstück eines spätgothischen Altarschreins, dessen Flügel die Statuen der 12 Apostel enthielten. Die Hauptgruppe bildete die Krönung der Maria. Zwei größere Bildsäulen stellten den Schutzpatron S. Jacobus und einen Bischof dar. Sämmtliche Statuen sind vermalt und theilweise vergoldet. Merkwürdig ist noch das hier bis 1847 gebrauchte Taufbecken, das herkömmlich als „Jagdbecken“ bezeichnet wurde. Auf seinem breiten Rande gewahrt man kunstvoll eingravirte Jagdscenen, die noch Bären und Wölfe zeigen. Seine Inschrift lautet: „Usen leiwen Herzog Julius Anno Domini 1569. Dat Beckenschlagergewerke to Bronswiek“. Wie das dem Herzog bei der Huldigung dargebrachte Geschenk aus dem Schlosse zu Wolfenbüttel hierher gekommen, ist unbekannt. Auf Wunsch des Herzogs Wilhelm, der unserer Kapelle dafür ein kunstvolles silbernes Taufbecken schenkte, kam das Becken im Jahre 1847 wieder in seinen Besitz; es wird noch jetzt in der Herzoglichen Silberkammer zu Braunschweig aufbewahrt.

21) Lüntzel, Aelt. Diöc. Hild., S. 257.

Die Kirche zu Nordassel stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Bilder an den Priechen enthalten Scenen aus der biblischen Geschichte. Zahlreiche Inschriften melden die Namen und Beiträge der Geber. Die älteste Jahreszahl ist 1614, so daß die Kirche bei der Einäscherung des Dorfes durch den kaiserlichen Commandanten von Paland im Jahre 1633 verschont zu sein scheint. Erhalten hat sich der alte Steinaltar mit steiler Kehle und Platte.

Bücherschau.

Max Bär, Geschichte des Königlichen Staatsarchivs zu Hannover. Leipzig, S. Hirzel 1900. 82 S. 8° 1,60 ℳ.

A. u. d. T.: Mittheilungen der K. Preußischen Archivverwaltung. Heft 2.

Das mit Umsicht und Sorgfalt geschriebene Büchlein giebt eine klare Uebersicht über die Entstehung, die Schicksale, die Ordnung und den Geschäftsbetrieb eines bedeutenden Staatsarchives, das im Allgemeinen einer ruhigen Entwicklung sich erfreute und auch die schweren Wirren der Napoleonischen Zeit ohne merkliche Einbuße überdauerte. Der Entstehung der Lande gemäß zerfällt das Staatsarchiv zu Hannover in ein Calenbergisches und ein Cellisches Archiv. Auch als letzteres 1723 in das neue Archivgebäude zu Hannover mit verlegt wurde und als 1755 der Cellische Archivar Strube auch die Leitung des Calenbergischen Archivs mit bekam, blieben beide Anstalten sonst in der Verwaltung ganz getrennt. Erst 1775 erfolgte ihre Vereinigung. Von einer Verschmelzung der beiderseitigen Bestände nach sachlichen Gesichtspunkten blieb das Archiv glücklicherweise verschont, doch reihte man auch noch nach dem Jahre 1705, wo durch den Tod Herzog Georg Wilhelm's die Cellischen und Calenbergischen Landestheile zusammen fielen, die neuentstehenden Akten den alten Beständen ein. Erst in jüngster Zeit erkannte man, daß naturgemäß mit dem Jahre 1705 ein neuer Abschnitt hätte gemacht, eine Abtheilung Hannover hätte gebildet, die Abtheilungen Calenberg und Celle aber als abgeschlossen hätten betrachtet werden müssen. So führt das Buch auch in grundsätzliche Fragen der Archivkunde, die klar und verständig beurtheilt werden, zweckmäßig ein. Zugleich werden wir mit den wichtigsten Zugängen, die das Archiv an Akten und Urkunden gehabt hat, mit den Beamten, den Dienstanweisungen, der Geschäftsführung u. s. w. bekannt gemacht. Auch mit den Abgaben, die das Archiv nach anderen Orten gemacht hat. Uns interessirt dabei besonders S. 41 die Nachricht über die Walkenrieder Archivalien, die 1843 an das Wolfenbütteler Archiv gegen Dannenbergische Akten ausgeliefert wurden. Bei der Reichhaltigkeit und Schönheit der Walkenrieder Urkunden fiel es dem Archivarherzen in Hannover offenbar schwer, sich von ihnen zu trennen. Aber der Archivar Hettling in Wolfenbüttel war über sie zu gut orientirt, als daß sich Winkelzüge hätten machen lassen. Er erreichte hier seinen Zweck. Nicht so in Rudolstadt, wo, wie wir hier hinzufügen können, der betreffende Archivar das Vorhandensein Walkenrieder Urkunden, die vertragsmäßig nach Wolfenbüttel hätten abgeliefert werden müssen, dienstlich in Abrede stellte. Später wurde die nur durch übergroßen Sammeleifer erklärliche Unterschlagung dort von dem Nachfolger entdeckt und 1883 von demselben Minister, der früher im Vertrauen auf seinen Beamten den Besitz der Urkunden geläugnet hatte, deren Ueberführung nach Wolfenbüttel angeordnet. Ein Anhang handelt über das Braunschweig-Lüneburgische Gesammtarchiv, das einen gemeinsamen Besitz der verschiedenen Linien unseres Fürstenhauses bildete, bis 1830 im Blasienstifte zu Braunschweig verwahrt und erst dicht vor der Vertreibung Herzog Karl's II. in das Residenzschloß gebracht wurde, um dann größtentheils ein Opfer des unglückseligen Schloßbrandes zu werden, der uns so viele und so schmerzliche Verluste an werthvollen Kunstwerken und wichtigen Papieren gebracht hat. Die erhaltenen Urkunden wurden 1836 im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel niedergelegt; ihre Zahl beläuft sich jetzt, nachdem noch 1872 zwei Urkunden zurückgeliefert worden sind, auf 109.

Johannes Beste, Album der evangelischen Geistlichen der Stadt Braunschweig mit kurzen Nachrichten über ihre Kirchen. Mit 35 Abbildungen. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann 1900. IV und 138 S. 8°. 2 ℳ 40 ₰.

In einem „Vorberichte“ werden wir zunächst mit der Entwickelung der allgemeinen kirchlichen Verhältnisse der Stadt Braunschweig von der Reformation bis in die neueste Zeit bekannt gemacht, mit dem geistlichen Ministerium, der Stellung des Stadtsuperintendenten und der übrigen Geistlichen der Stadt, dem Wechsel in dem Bestande der Pfarren u. s. w. Darauf wird ein besonderer Abschnitt dem Reformator Braunschweigs, Johannes Bugenhagen, gewidmet. An ihn reihen sich an, je in einem Capitel, die Stadtsuperintendenten, die Coadjutoren, die Senioren des geistlichen Ministeriums, die Prediger der einzelnen Kirchen und Capellen, des Marienstifts und des Evangelischen Vereins, sowie die Adjuncten und Collaboratoren. Wo es sich um die Geistlichen einer Kirche handelt, ist an die Spitze eines jeden Abschnitts eine kurze Geschichte des betreffenden Gotteshauses gestellt worden. Darauf folgen chronologisch geordnet die Lebensläufe der einzelnen Geistlichen dieser Kirche, wenn möglich und nöthig, mit kurzer treffender Charakteristik ihrer Persönlichkeit und Wirksamkeit und mit Anführung ihrer hauptsächlichsten Werke. Es steckt in diesen mit Bienenfleiß gesammelten, aber knapp gehaltenen lebensgeschichtlichen Angaben, die über etwa 430 Personen aus zuverlässigen Quellen geschöpft sind, eine gewaltige Arbeit, aus der unserer heimischen Biographie bleibender Gewinn erwächst. Ein alphabetisches Namensverzeichniß der Geistlichen erleichtert die Benutzung in erwünschtester Weise. Geschmückt ist das Büchlein mit zahlreichen Bildern der behandelten Kirchen und der bedeutendsten Geistlichen der Stadt, von denen Bilder zu beschaffen waren. Wir können das hübsch ausgestattete Büchlein allen Lesern nur warm empfehlen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 17. Juni **1900.**

Hofkupferstecher Karl Schröder.

Beschreibendes Verzeichniß seiner graphischen Arbeiten.

Von A. Vasel.

Im Jahre 1868 erschien im 20. Stücke des Braunschweigischen Magazins als letzter Beitrag von einem damals kurz vorher verstorbenen Braunschweiger, Wilhelm Müller, eine verdienstvolle Arbeit über das Leben und die Werke des Hofkupferstechers Karl Schröder zu Braunschweig, der mit seiner Kunst seinem Vaterlande nicht geringe Dienste geleistet hat. Jener Aufsatz hat mir Veranlassung gegeben, den Arbeiten Schröder's weiter nachzuforschen. Bei Weitem der größte Theil derselben nimmt Bezug auf sein Heimathland, seine Bildnisse stellen Mitglieder des braunschweigischen Fürstenhauses oder sonstige hervorragende Persönlichkeiten des Landes dar, seine landschaftlichen Blätter geben Bilder aus der Stadt und dem Lande Braunschweig wieder, und die Darstellungen nach Gemälden berühmter Künstler zeigen uns die Schätze der früheren Salzdahlumer Bilder-Gallerie, welche wir noch heute im Herzoglichen Museum zu Braunschweig lieben und bewundern. Es mag darum gleich jetzt hervorgehoben werden, daß bei einem großen Theile dieser Arbeiten das örtliche Interesse zu berücksichtigen ist, und aus diesem Gesichtspunkte mögen die folgenden Zeilen Beurtheilung finden.

Das Verzeichniß der Schröder'schen Stiche in dem genannten Artikel von Müller ist, wie der Verfasser selbst bemerkt, keineswegs vollständig. Wenn es mir nun auch gelungen ist, die Zahl derselben noch etwa um die Hälfte zu bereichern, so zweifle ich doch nicht, daß auch in Zukunft sich noch bisher unbekannte Blätter finden werden. Besonders dürften sich die Abdrucks-Verschiedenheiten noch vermehren lassen. Durch die Mittheilung derartiger Ergänzungen und Berichtigungen werde ich mich stets zu Dank verpflichtet fühlen.

Um nicht lediglich die Angaben Müller's über den Lebensgang unseres Künstlers zu wiederholen, werde ich mich darauf beschränken, nur das Wichtigste mitzutheilen und bemerke noch, daß auch der leider zu früh verstorbene Professor Steinacker im 32. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie vom Jahre 1891 S. 521 f. das Leben Schröder's treffend geschildert hat.

Karl Schröder wurde am 18. October 1760 in Braunschweig geboren. Sein Vater war damals Hoftapezierer und scheint bei dem regierenden Herzoge Karl I. in Gunst gestanden zu haben, da dieser Pathenstelle bei dem Knaben, der nach ihm den einzigen Vornamen Karl erhielt, vertrat. Bald wurde der Vater Schröder fürstlicher Hausverwalter und siedelte später als solcher nach Salzdahlum über. In dem mit kostbaren Sammlungen angefüllten Schlosse scheint der Kunstsinn des Knaben reiche Nahrung gefunden zu haben, und auch den drei Schwestern desselben theilte sich die Liebe zur Kunst mit. Alle drei verheiratheten sich später mit namhaften Künstlern; die älteste mit dem Hofmaler J. Ch. A. Schwartz, dem wir eine große Zahl Pastellgemälde von Mitgliedern unseres Fürstenhauses verdanken, von denen Schröder später viele radirt hat, die zweite mit dem Maler D. Dupré aus Amsterdam, und die jüngste mit dem Hofmaler F. G. Weitsch, dem Rector der Königl. Akademie zu Berlin, dessen Vater der Gallerie-Inspector Pascha Weitsch zu Salzdahlum war. Der junge Schröder nahm in Braunschweig Unterricht bei dem Maler Ph. W. Oeding, suchte sich dann in Augsburg und Paris zu vervollkommnen und kehrte über Düsseldorf in die Heimath zurück. Jetzt beginnt für ihn eine Zeit emsiger Thätigkeit in Braunschweig und Salzdahlum. Er zeichnete fleißig und übertrug die Zeichnungen dann auf die Kupferplatte. Viele der Fürstenporträts und eine Anzahl Blätter nach Gemälden der Salzdahlumer Gallerie in Punktirmanier sind in dieser Zeit entstanden. Auch fertigte er für die Fürstlich braunschweigische Porzellanfabrik zu Fürstenberg Entwürfe zu Malereien auf Porzellan.

Im Jahre 1806 errichtete Schröder in Braunschweig eine „Zeichnungs-Academie", welche ihm jedoch in Folge der kriegerischen Zeiten nur Schulden eintrug und wieder aufgegeben werde mußte.

Vom Jahre 1814 ab wurde von dem zurückgekehrten Herzoge Friedrich Wilhelm unserm Künstler eine jährliche Pension von 100 Thalern wieder bewilligt, welche er vor der Zeit des westfälischen Königthums bereits bezogen hatte. Er mußte dafür den Unterricht im Zeichnen am Collegium Carolinum übernehmen, bis zum Jahre 1830 in Vertretung des gelähmten Ober-

Commissärs Rammelsberg, dann selbständig bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1835. Den Titel „Hofkupferstecher“ hatte er bereits früher erhalten.

In seinen späteren Lebensjahren hat Schröder auch zu seinem Vergnügen in Kork geschnitzt, und die in dieser Weise dargestellte Elisabethkirche zu Marburg ist noch jetzt im Herzoglichen Museum ausgestellt. Außerdem befinden sich noch einige derartige Nachbildungen alter Bauwerke im Besitz des genannten Museums.

Die erste Gattin des Künstlers war Marie Christiane, geb. Ziegeler, verwittwete Dautieux. Sie schenkte ihm 2 Töchter und hatte 2 Söhne aus ihrer ersten Ehe mitgebracht. Bereits im Jahre 1803 starb sie zu Salzdahlum. Erst als Greis verheirathete sich Schröder nochmals im Jahre 1832 mit Johanne Dorothee Louise Diermann, seiner treuen Pflegerin, mit der er noch 12 Jahre zusammen lebte. Er starb am 6. April 1844.

Gleich an dieser Stelle mag, um Verwechselung zu vermeiden, darauf hingewiesen werden, daß in Braunschweig noch ein anderer Künstler mit gleichem Namen, der im Jahre 1802 geborene Genremaler Karl Schröder, gelebt hat. Die Beiden waren nicht mit einander verwandt und standen sich vollständig fern. Auch der in Meiningen geborene Hofmaler J. H. Schroeder, der sich häufig in Braunschweig aufhielt und dort Bildnisse von Mitgliedern des Fürstenhauses malte, von denen unser Künstler einige gestochen hat, war kein Verwandter des Letzteren

Wenn wir die Reihe der graphischen Arbeiten Schröder's einer Prüfung unterziehen, so fällt uns vor Allem sein Fleiß und seine Vielseitigkeit in die Augen. Er hat die reine Radirarbeit ausgeübt, und sein erstes datirtes Blatt, das aus dem Jahre 1784 stammende Brustbild eines alten Mannes, No. 75 des nachfolgenden Verzeichnisses, und die vom Jahre 1815 ab entstandenen Ansichten aus der Stadt und dem Lande Braunschweig gehören neben manchen anderen dieser Technik an. Besonders aber hat er im Anfang seiner Thätigkeit die Punktirmanier gepflegt, die zu jener Zeit besonders beliebt war. Eine große Anzahl der Bildnisse und manche Blätter nach Gemälden der damaligen Salzdahlumer Gallerie sind in dieser Manier gearbeitet. Auch hat er die beiden vorgenannten Arten zuweilen verschmolzen, vorwiegend bei Bildnissen, da Köpfe, Hände und manche Stoffe durch Punktiren, das übrige Beiwerk und die Einfassung aber durch radirte Linien sich vortrefflich wiedergeben lassen.

Von den vorwiegend in Punktirmanier gearbeiteten Blättern ist vor Allem die Eheverschreibung nach J. Steen zu erwähnen, welche früher als das Meisterwerk Schröder's viel gerühmt wurde und noch heute sehr beliebt ist. Das Opfer Abrahams nach Lievens ist in kleinerem Format zwei Mal vertreten, zuerst aus dem Jahre 1787, noch recht unbeholfen und wiederholt vom Künstler verändert, dann in trefflicher Darstellung aus dem Jahre 1816. Auch die Judith nach Rubens, Schäfer und Schäferin nach Carracci, die Salzburgerin nach A. Pesne und Andere gehören hierher. Bei den Fürstenbildnissen muß besonders auf einige Portraits der Herzöge Ferdinand und Karl Wilhelm Ferdinand hingewiesen werden; von Letzterem ist auch das selten vorkommende Reiterbildniß beachtenswerth.

Seine besten Arbeiten gehören aber der Schabkunst an und stellen sowohl Portraits wie auch Gallerie-Bilder dar. Von ersteren seien nur genannt die der Herzogin Marie und der Erbprinzessin Friederike, der Mitglieder des französischen Theaters zu Braunschweig Demoiselle Sérigny und Pierre Colin und vor Allem des Malers F. G. Weitsch und des Organisten Fleischer; von letzteren, den Gallerie-Bildern, sind zu erwähnen das große Blatt, Gustav Adolf's Tod nach Martß de Jong, ferner das treffliche Opfer Abraham's nach Lievens in zwei verschiedenen großen Stichen, die beiden Bildnisse nach Rembrandt, welche als Hugo Grotius und seine Frau bezeichnet sind, Kephalus und Prokris nach G. Reni, das Bildniß des älteren Weitsch, von dessen Sohne gemalt, und noch manche andere, welche dazu beitragen werden, uns den Künstler stets lieb und werth erscheinen zu lassen.

Vielleicht hat er auch in der Aquatinta-Manier Tüchtiges geleistet, doch läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, daß das große und ungemein seltene Blatt, welches den Wasserfall nach Ruisdael in dieser Manier darstellt, ihm zugeschrieben werden kann.

Selbst den, in den letzten Jahren wieder zu hoher Werthschätzung gelangten Farbendruck hat er geübt, und es sind besonders vier weibliche Mitglieder unsers Fürstenhauses, die Herzogin Philippine Charlotte, die Königinnen Elisabeth Christine von Preußen und Karoline von England und die Erbprinzessin Friederike, deren Bildnisse außer in schwarzen Drucken auch farbig gedruckt vorkommen. Daß sich daneben auch Braun- und Rothdrucke finden, ist für jene Zeit, in welcher Bartolozzi blühte, selbstverständlich.

Ferner sind noch einige landschaftliche Darstellungen in der nach dem Radirer Aberli benannten Aberlischen Manier gearbeitet, welche darin besteht, nur die Umrisse leicht zu ätzen, um die Abdrucke dann später zu koloriren. Als Vertreter dieser Gattung seien genannt das Lustschloß Richmond und das Augustthor, aber auch das bekannte Bild des Herzogs Friedrich Wilhelm in ganzer Figur ist hier zu erwähnen.

Endlich hat uns Schröder noch eine Lithographie, das Brustbild des Naturforschers Linné, hinterlassen, welche aus dem Jahre 1828 stammt und also nicht mehr der frühen Zeit dieses Kunstzweigs angehört.

Es kann nicht geleugnet werden, daß manche seiner Arbeiten nur dem Broterwerb ihr Dasein verdanken und nicht frei von Ungenauigkeiten und Härten sind, aber wenn Schröder auch nicht den großen Meistern seines Faches zugezählt werden darf, so bleibt ihm doch stets ein hervorragender Platz unter den braunschweigischen Künstlern gesichert.

Mit welcher Liebe und Sorgfalt er zu arbeiten gewohnt war, geht aus einer Reihe von Handzeichnungen in Sepiamanier im städtischen Museum und in der Steinacker'schen Sammlung zu Braunschweig hervor, welche theils Gemälde des Museums, theils nach der Natur aufgenommene Ansichten darstellen und als Vor-

lagen für den Stich zu dienen bestimmt waren. An Zeichnungen von malerischen Gegenden unseres Landes hatte er bis zum Jahre 1815 bereits über dreißig entworfen, von denen leider nicht einmal die Hälfte durch den Stich Verbreitung gefunden hat. Die Blätter stammen aus dem Nachlasse Schröder's, der seiner Zeit meistbietend versteigert worden ist, und sind zum Theil durch Kauf und Schenkung aus der Müller'schen Sammlung an das städtische Museum übergegangen.

Wenn in dem Anfangs erwähnten Müller'schen Artikel über Schröder gesagt worden ist, er habe nie ein Bildniß eines Mitglieds der Napoleonischen Familie gestochen, so ist dies nicht zutreffend. In dem nachfolgenden Verzeichniß sind zwei kleine Portraits des Königs Hieronymus Napoleon und seiner Gemahlin Katharina aufgeführt, die allerdings in der Fülle der Portraits braunschweigischer Fürsten fast verschwinden.

In demselben Artikel sind unter den Stichen nach Gemälden der Salzdahlumer Gallerie zwei genannt, welche sicher nur durch einen Irrthum in das Verzeichniß gekommen sind. Das Bildniß eines Mannes nach G. Dow in Royal-Folio ist jedenfalls nicht vorhanden; wahrscheinlich ist damit das große Bildniß nach van Dyck gemeint. Ebenfalls sind die dort aufgezählten beiden Bildnisse Rafael's auf das *eine* bekannte Blatt zu beziehen. Auch das in Nagler's Künstler-Lexikon und von Müller erwähnte Bildniß Luther's rührt nicht von unserem Künstler, sondern von dem Kupferstecher J. F. Schröter in Leipzig her.

Die nachfolgenden Arbeiten Schröder's sind in Rücksicht auf ihre Eigenart und das vorwiegend örtliche Interesse derselben in folgende Abschnitte eingetheilt:

I. Bildnisse.
   a. Fürstliche Personen aus dem Hause Braunschweig;
   b. Sonstige fürstliche Personen;
   c. Privatpersonen.
II. Darstellungen von Gemälden, meistens aus der ehemaligen Salzdahlumer Gallerie.
III. Pläne und Ansichten, größtentheils aus Stadt und Land Braunschweig.
IV. Bemerkenswerthe Begebenheiten.
V. Abbildungen zu wissenschaftlichen Zwecken.
VI. Thiere.
VII. Vignetten.
VIII. Zweifelhafte Blätter.

Bei den zweifelhaften Blättern habe ich die Urheberschaft Schröder's nicht mit Sicherheit feststellen können, obgleich Vieles dafür spricht. Vielleicht wird dies später sich noch ermöglichen lassen.

Recht lehrreich ist eine Durchsicht des Braunschweigischen Magazins und auch der Anzeigen während der Zeit von Schröder's Thätigkeit, da sich sowohl Ankündigungen als auch Besprechungen von neu erschienenen Arbeiten, zuweilen von dem Künstler selbst verfaßt, darin vorfinden.

Die Maaße sind in Millimetern (mm) angegeben und beziehen sich, wenn nichts Anderes vermerkt ist, auf die Größe der Platte; die erste Zahl giebt die Höhe (an der rechten Seite gemessen) und die zweite die Breite (unten gemessen) an. Wo mir nur ein Blatt ohne Plattenrand zur Verfügung stand, ist die Größe des Blattes, also kleiner als die Platte, angegeben. Falls keine andere Angabe über die Form der Darstellung gemacht ist, so ist dieselbe viereckig. Die Bezeichnungen „rechts“ und „links“ sind vom Beschauer aus genommen.

Zuweilen findet sich auf den Blättern außerhalb des unteren Plattenrandes ein Trockenstempel eingedruckt, der in einem Oval ein von einer Perlenschnur umgebenes S zeigt. Mit demselben scheint der Künstler in jüngeren Jahren einen Theil seiner Blätter selbst gestempelt zu haben.

Für das überaus große Entgegenkommen, welches ich bei meinen langwierigen Nachforschungen sowohl bei den Vorständen öffentlicher Sammlungen und Anstalten, wie auch bei den Besitzern von Privatsammlungen ohne Ausnahme gefunden habe, ist es mir eine angenehme Pflicht, meinen ergebensten Dank auch an dieser Stelle auszusprechen.

I. Bildnisse.

a. Fürstliche Personen aus dem Hause Braunschweig.
Chronologisch geordnet.

1. *Heinrich der Löwe.* Ganze Figur in einer Nische, nach der Statue, welche früher neben dem Grabmal Heinrich's in der Domkirche stand, und die jetzt im Chor daselbst aufgestellt ist. Radirt. Unterschrift: Herzog Heinrich der Loewe. Ohne Künstlernamen. 179 × 106 mm.

Das Blatt befindet sich als Titelbild in der „Beschreibung der Stadt Braunschweig“ von Ph. Chr. Ribbentrop vom Jahre 1789, und aus der Vorrede ist die Urheberschaft unsers Künstlers ersichtlich.

2. *Herzog Julius.* Brustbild von vorn. Nach einem alten Gemälde auf der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Radirt. Unterschrift: Nach einem alten Original-Gemählde der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel gest. v. C. Schröder. Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. 199 × 138 mm

Das Blatt befindet sich als Titelbild in dem von F. K von Strombeck herausgegebenen Werke „Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt“. Helmstedt 1822.

3. *Philippine Charlotte,* Gemahlin des Herzogs Karl I., in Wittwentracht. Brustbild, von einer Draperie umgeben. Nach J. C. A. Schwartz. Geschabt. Unterschrift: Philippine Charlotte verwittwete Herzogin von Braunschw.-Lüneb. geborne Königl. Prinzessin von Preussen, geboren am 13. März 1716, gestorben am 16. Febr. 1801. Dann folgt eine Widmung an die Herzogin von Weimar-Eisenach und die Aebtissin zu Gandersheim, und der Schluß lautet: gewidmet von C. Schroeder. gema^t von Schwartz. gest: von Schröder. 488 × 360 mm.

Zuweilen findet sich auch unter der Darstellung statt der obigen Schrift, die wohl beim Drucken zugelegt wurde, eine besondere Schriftplatte mit folgender Inschrift abgedruckt: Philippine Charlotte Duchesse Douairière de Bronsvic née Princesse Royale de Prusse née la 13 Mars 1716. morte le 17. Février 1801. Dann folgen 4 Verse in 2 Spalten: De bonté — cruelle. Gravé par C. Schroeder. Peint par Schwartz. Größe der Schriftplatte: 63 × 360 mm.

4. Dieselbe, ebenso. Fast Halbfigur im Oval, rechts befindet sich ein Medaillon mit dem Brustbilde Karl's I. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: Philippine Charlotte Duchesse Douairiere de Bronsvic née Princesse Royale de Prusse, Gravé par Schroeder. Es giebt auch farbige Drucke. 343 × 265 mm.

5. Dieselbe, ebenso. Brustbild im Oval. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: Pt pr Schwartz. 1793. Gvé pr Schröder. Philippine Charlotte Duchesse Douairiere de Bronsvic née Princesse Royale de Prusse. 168 × 109 mm.

6. Herzog Ferdinand, in ganzer Figur, im Costüm des Hosenband-Ordens. Nach Ziesenis. Punktirt. Unterschrift: Peint par Ziesenis, Achevé-Juillet 1792. Gravé par Schroeder. Ferdinand Duc de Bronsvic Lunebourg Feldmaréchal de l'Armée de S. M. le Roi de Prusse. Dann folgen die weiteren Titel und Ordensauszeichnungen, und darauf: Né le 12 Janvier 1721, et mort le 3 Juillet 1792, agé 71 ans 5 mois et 21 jours. Am Schlusse steht eine Widmung an die Prinzessin Marie Sophie Friederike von Dänemark, mit dem Schlusse: Schroeder Graveur. In der Mitte ein Wappen. Es wurden schwarze und colorirte Exemplare verkauft, letztere zu 10 Thaler das Blatt. Mehr als 690 × 427 mm.

7. Derselbe. Brustbild in Uniform mit mehreren Orden, etwas nach links. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Im oberen Rande rechts: Nr. 5. Auf einer Tafel unter dem Brustbilde: Ferdinand Duc de Bronsvic Luneburg. Unterschrift: peint par Schwartz. 1788. Gravé par Schroeder. Dédié à Sa Majesté Elisabeth Christine Reine Douairiere de Prusse par son très humble et très obéissant Serviteur Charles Schroeder. 215 × 164 mm.

8. Derselbe, in ganzer Figur auf dem Paradebette liegend, daneben ein Tisch mit Degen, Hut und Sporen. Ohne Hintergrund. Punktirt. Unterschrift:

Wozu der Rede Prunk? wozu der Reime Tand?
Nennt Ihn und sagt: Er starb! und tausend Thränen fliessen.
Grabt in die Steine, die Sein Monument umschliessen,
Des Todes Tag und Mond und Jahr, und: Ferdinand.

Gestorben den 3t Juli 1792. Gezei- und Gesto- von Schroeder. 266 × 376 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor vielen Ueberarbeitungen. Der Kopf des Herzogs fehlt noch und ist auf einem mir vorliegenden Exemplar vom Künstler flüchtig eingezeichnet.
II. Vollendet.

9. Elisabeth Christine, Königin von Preußen, in Wittwentracht. Kniestück nach links. Nach A. Graff. Punktirt und radirt. Unterschrift: Peint par Graff à Berlin. Gravé par Schroeder à Bronsvic. Elisabeth Christine Reine Douairiere de Prusse née Princesse de Bronsvic. Dann folgt eine Widmung an den Herzog Ferdinand, welche schließt: Serviteur Schroeder. S : A : S : M : le Duc Ferdinand est possesseur du Tableau. Es giebt auch farbige Drucke. 369 × 258 mm.

10. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, in ganzer Figur zu Pferde, nach rechts reitend, im Hintergrunde eine Schlacht. Punktirt. Unterschrift: Charles Guilleaume Ferdinand Duc Régnant de Bronsvic et Lunebourg. Dédié à Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Prince Héréditaire de Bronsvic Lunebourg par Son très humble et très obeïssant Serviteur Schroeder. Es giebt Abdrucke in zwei Farben, schwarz und rothbraun. 316 × 235 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Der Kopf des Herzogs ist dem Beschauer zugewandt. Vor aller Schrift und vor vielen Arbeiten.
II. Der Kopf ist etwas verändert. Platte vollendet und mit der obigen Schrift.
III. Der Kopf nochmals verändert und ganz im Profil nach rechts.

11. Derselbe. In Uniform mit Ordensband und Stern. Fast Halbfigur in einem Oval nach links. Radirt. Unterschrift: 1792. Charles Guillaume Ferdinand. Duc Regnant de Bronsvic-Luneburg. Dann folgen acht Zeilen französische Verse in zwei Spalten: Digne — pouvoir. Darunter steht: Gravé à l'eauforte par Schroeder à Bronsvic et se vend chés lui. 342 × 260 mm.

12. Derselbe. Dieselbe Darstellung in einem Oval wie die vorige, verkleinert. Punktirt. Unterschrift: Charles Guillaume Ferdinand Duc Regnant de Bronsvic et Lunebourg. Gravé par C. Schroeder 1793. 165 × 109 mm.

13. Derselbe. Nochmals dieselbe Darstellung in einem Oval und noch mehr verkleinert. Ebenfalls punktirt. Unterschrift: Schroeder fet Carl Wilhelm Ferdinand Regierender Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Erhört ist unser Flehn, die Gottheit lächelt nieder
Und giebt uns unsern Vater wieder.

142 × 99 mm.

14. Derselbe. Brustbild nach rechts in Civil, mit Ordensstern. In einer nach innen achteckigen Einfassung. Nach J. C. A. Schwartz. Radirt. Auf einer Tafel steht: Carl Wilhelm Ferdinand. Regierender Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Im Unterrande: C. Schröder fecit. Schwartz p. Noch lebt er in der Liebe Seines Volks, und sein Name glänzt in der Geschichte unvergesslich unter den edelsten Regenten. G. W. Die letzten beiden Buchstaben kaum sichtbar. 200 × 153 mm.

15. Auguste, Gemahlin des Vorigen. Brustbild. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Oben steht: № 4. 1788. Auf einer Tafel unten befindet sich die Inschrift: Auguste Frederique Louise Duchesse Regnante de Bronsvic Lüneburg née Princesse Royale de Grande Bretagne. Im Unterrande eine auf Wolken sitzende Minerva mit dem Alliance-Wappen von Braunschweig und England. Ohne Künstlernamen. 216 × 164 mm.

16. Herzog Friedrich August, Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Brustbild in Uniform

mit Ordensband und Orden, nach links. Nach dem Pastellgemälde von J. H. Schroeder in der Abtheilung der geschichtlichen Merkwürdigkeiten des Hrzgl. Museums zu Braunschweig, Nr. 62a. Radirt. Auf einer Tafel die Inschrift: Frédéric Auguste Duc de Bronsvic et Lunebourg. Im Unterrande: Peint par J. H. Schroeder. Gravé par C. Schroeder. Dédié à Son Altesse Sérénissime par Son très humble et très obéissant Serviteur C. Schroeder. 317 × 234 mm.

Es giebt Exemplare, bei denen vermittelst Zulegens durch Papier nur das Oval sich abgedruckt findet. Dann wurde eine Platte genau von der Größe der obigen nur mit folgender Unterschrift darüber gedruckt: Frédéric Auguste Duc de Bronsvic et Lunebourg, oder es wurde eine Platte mit 5 Zeilen Schrift darunter gedruckt: Frédéric Auguste Duc Régnant de Bronsvic Oels et Bernstadt u. s. w. Größe dieser Schriftplatte 49 × 236 mm.

17. Derselbe. Die nämliche Darstellung, im Oval, verkleinert. Punktirt und radirt. Unter dem Oval steht: H. Schroeder pinxit. C. Schroeder sculp. Im Unterrande befindet sich auf einer Tafel, welche Helm, Degen und Lorbeerzweig trägt, die Inschrift: Friederich August Regierender Herzog zu Braunschweig Oels. 181 × 110 mm.

18. Derselbe. Dieselbe Darstellung im Oval, noch mehr verkleinert. Punktirt. Unterschrift: H. Schroeder pinxit. C. Schroeder Sculp. Frédéric Auguste Duc Regnent de Bronsvic Oels. Größe des beschnittenen Exemplars: 150 × 108 mm.

19. Herzog Maximilian Julius Leopold, Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Ganze Figur mit Degen, Hut und Stock, nach rechts gehend. Nach J. C. A. Schwartz. Radirt, fast ganz schwarz, ähnlich einem Schattenriß. Unterschrift: Dessiné par A. Schwartz Peinter à Bronsvic. gravé à l'eauforte par C. Schröder à Paris. Maximilien Jules Leopold Prince de Bronsvic Luneburg. 1785. In der Mitte des Unterrandes befindet sich ein Stein mit dem braunschw. Wappen. 285 × 179 mm

20. Derselbe. Brustbild im Oval nach rechts. Nach dem Gemälde von Schmidt gez. von J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: Dessiné à Bronsvic par Schwartz d' après le tableau de Schmidt à Berlin, et gravé à Paris par Schroeder. Maximilien Jules Léopold, Duc de Bronsvic-Luneburg. Dann folgt eine Widmung an den Herzog Ferdinand, welche schließt: Charl. Schroeder. 238 × 158 mm.

21. Karl Georg August, Erbprinz, Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Brustbild in Uniform mit Ordensstern, nach links. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Oben steht: Nr. 3. 1788. Auf einer Tafel unten die Inschrift: Charles George Auguste Prince héréditaire de Bronsvic-Luneburg. Die Unterschrift zeigt eine Widmung an die Herzogin Philippine Charlotte, mit dem Schlusse: Charles Schroeder. 215 × 164 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor den Zahlen oben und der Widmung unten, auch ist die Schrifttafel noch nicht ganz überarbeitet. Oben rechts steht in Spiegelschrift: . . . le 28. Fevrier 1788.

II. Wie beschrieben.

22. Friederike Louise Wilhelmine, Gemahlin des Vorigen. Halbfigur. Nach J. H. Schroeder. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 25. Unterschrift: P^{t} par J. H. Schroeder. Frédérique Louise Wilhelmine Princesse Héréditaire de Bronsvic née Princesse d'Orange et de Nassau. Dann folgt eine Widmung an Wilhelm V. von Oranien, mit dem Schlusse: C. Schroeder. 420 × 320 mm.

23. Dieselbe. Brustbild mit Diadem, im Oval. Nach J. C. A. Schwartz. Punktirt. Unterschrift: P^{t} p^{r} C. A. Schwartz. Frédérique Louise Wilhelmine Princesse héréditaire de Bronsvic nee Princesse d'Orange et de Nassau. Darauf folgt eine Widmung an den Erbstatthalter Wilhelm V. von Holland, welche schließt: C. Schroeder Graveur. Bronsvic 1792. Es giebt auch farbige Drucke. 369 × 276 mm.

24. Herzog Friedrich Wilhelm. Ganze Figur im Waffenrock mit Mütze, an einem Eichbaum stehend, in der rechten Hand eine Reitgerte haltend. Rechts im Hintergrunde die Stadt Braunschweig. Angeblich nach einem englischen Miniatur-Gemälde [1]). Radirt. Unterschrift: Gestochen von C. Schroeder in Braunschweig. Friedrich Wilhelm Regierender Herzog zu Braunschweig Lüneburg geb: den 9te October 1771. gest: auf dem Schlachtfelde den 16^{t} Junius 1815. Dann folgt eine Widmung an den Herzog August, deren Schluß lautet: Carl Schröder. In der Mitte das braunschweigische Wappen. Viele Exemplare dieses Blattes sind mit schwarzer Farbe kolorirt. 396 × 276 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Ueberarbeitung der Mütze.

II. Mit dieser Ueberarbeitung.

Nun giebt es von beiden Abdrucksgattungen Abdrucke, auf denen sich nur das Brustbild des Herzogs mit einem Theile des Eichbaums befindet, indem der übrige Theil der Platte beim Drucken durch Papier zugelegt worden ist. Dann wurde das Brustbild noch mit einer zweiten Platte überdruckt, auf welcher eine Einfassungslinie der Darstellung und darüber Fürstenhut und Degen, von einem Lorbeerkranze umgeben und von der Sonne bestrahlt, radirt waren. Ferner trug diese Platte folgende Unterschrift: Gestochen von C. Schröder. Friedrich Wilhelm Regierender Herzog zu Braunschweig Lüneburg geb. den 9^{t} October 1771. gest: auf dem Schlachtfelde den 16te Junius 1815. Die meisten Exemplare dieses kleineren Blattes kommen ebenfalls schwarz getuscht oder auch kolorirt — schwarz, blau, grün, braun, roth u. gelb — vor. Größe der zweiten Platte: 191 × 148 mm.

25. Wilhelmine Marie Elisabeth, Gemahlin des Vorigen. Halbfigur. Nach J. H. Schroeder. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 22. Unterschrift: Peint par J. H. Schroeder. Grave par C. Schroeder. Wilhelmine Marie Elisabeth Princesse de Bronsvic Lunebourg née Princesse de Bade. Nun folgt eine Widmung an die Kaiserin Louise Marie Auguste von Rußland, mit dem Schlusse: Charles Schroeder. 425 × 341 mm.

26. Karoline Amalie Elisabeth, Schwester des Herzogs Friedrich Wilhelm, nachherige Königin von England. Brustbild im Oval. Punktirt. Unterschrift: Caroline Amélie Elisabeth Duchesse de Bronsvic Luneburg Doyenne du Chapitre Imperiale de Quedlinburg. Darauf folgt eine Widmung an die

Herzogin Auguste Dorothee, deren Schluß lautet: Serviteur Schroeder. Gravé par Schroeder à Bronsvic et se vend chez lui. 1791. Es giebt farbig gedruckte Exemplare. 315 × 236 mm.

27. Dieselbe. Brustbild im Oval, mit einem Blumenstrauß vor der Brust. Punktirt. Unterschrift: Schroeder. Her Royal Highness Caroline Amelia Elizabeth Princess of Wales. Princess of Brunswick and Luneburgh etc. etc. Dann kommt eine Widmung an die regierende Herzogin von Braunschweig mit dem Schlusse: Servant Schroeder. 169 × 110 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Widmung. II. Mit derselben.

b. Sonstige fürstliche Personen.

28. Friedrich II, König von Preußen. Ganze Figur, stehend, von zwei Windspielen umgeben. Nach dem in Schabkunst gearbeiteten Bildniß des Königs, von D. Cunego. Radirt. Unterschrift: Gravé à L'Eauforte par Schroeder. Frédéric II Roi de Prusse. à Bronsvic chez l'Auteur. 338 × 218 mm.

29. Hieronymus Napoleon, König von Westfalen. Brustbild in Uniform, etwas nach rechts, in einem Oval. Nach Weigand. Punktirt. Unterschrift: Peint par Weigand. Cassel. Gravé par Schroeder. Jerome Napoleon Roi de Westphalie. 167 × 110 mm.

30. Katharina, Königin von Westfalen, Gemahlin des Vorigen. Halbfigur im Oval, etwas nach rechts. Nach Weigand. Punktirt. Unterschrift: Weigand p. C. Schröder sc. (Kaum leserlich.) Catherine Reine de Westphalie. 166 × 110 mm.

31. Anna Charlotte Dorothee, Herzogin von Kurland, geb. Gräfin von Medem, Gemahlin des Herzogs Peter von Kurland und Stammmutter des Hauses Sagan-Talleyrand, gest. 1821. Halbfigur nach rechts, im Oval. Nach J. H. Schroeder. Punktirt. Unterschrift: Peint par J. H. Schröder Peintre de la Cour de S. A. S. Mr le Duc de Bronsvic Lunebourg: et Gravé par C. Schröder Graveur Pensionnaire de S. A. S. Mr le Duc d. B. L. Anne Charlotte Dorothée Duchesse Règnante de Courlande et de Semigalle. Dann folgt noch eine Widmung an „Pierre Duc en Livonie de Courlande“ in 5 Zeilen. Es giebt roth gedruckte Exemplare. 177 (?) × 115 mm.

c. Privatpersonen. Alphabetisch geordnet.

32. F. Blangini. Brustbild mit lockigem Haar, im Oval nach links. Nach Eberhard. Punktirt. Unterschrift: Felix Blangini Directeur Genéral de la Musique de S. M. le Roi de Westphalie. Dessiné par Eberhard. Gravé par C. Schroeder. 222 × 139 mm.

33. G. L. von Blücher, nachmaliger Generalfeldmarschall. Brustbild in einem von einem Eichenkranze umgebenen Oval, mit breitem Ordensband. Punktirt und radirt. Unterschrift: Schroeder. von Blucher Koeniglich Preussischer General Major. 181 × 104mm.

34. T. H. L. Bollmann. Schattenriß mit Halskrause im Profil nach links, in einer Einfassung, die an den beiden Seiten zwei Säulen zeigt, darunter Kelch und Gesetzestafeln. Radirt. Auf einer Tafel unten die Inschrift: T. H. L. Bollmann General-Superintendent und Prediger der St Michaelis Kirche und zu Rüningen gebohren den 16. November 1773 gestorben den 2. Julii 1820. Im Unterrande: Schröder. Sein Leben war ein schönes Beispiel seiner Lehre, Sein Tod ein allgemein gefühlter Schmerz. 184 × 127 mm.

35. Pierre Colin, erster Tenorist am französischen Theater zu Braunschweig von 1800—1807, darauf am königl. westfäl. Hoftheater in Cassel. Brustbild nach rechts blickend. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 48. Das Blatt hat vermuthlich niemals Schrift bekommen, da die sämmtlichen mir bekannten Exemplare eine solche nicht aufzuweisen haben. 432 × 311 mm.

36. J. C. P. Du Roi, Geheimer Justizrath. Halbfigur nach rechts, an einem Tische sitzend. Radirt. Unterschrift: J. C. P. Du Roi geb. d. 20. Juny 1754 gestorb. d. 11. October 1825. Ohne Künstlernamen. 210 × 172 mm.

37. J. J. Eschenburg. Brustbild im Oval nach rechts. Nach J. C. A. Schwartz. Radirt und punktirt. Unterschrift: C. A. Schwartz pinxit. Schroeder sculps. 1792. Johann Joachim Eschenburg Hofrath und Professor in Braunschweig. Herrn Kanonikus Gleim gewidmet von Schroeder. 240 × 165 mm.

38. Fr. G. Fleischer, Kammermusikus und Organist. Brustbild nach links. Nach dem vorzüglichen Pastellgemälde in gleicher Größe von J. H. Schroeder, welches sich im Besitz der Frau Auguste Schween zu Braunschweig befindet. Geschabt. Unterschrift. J. H. Schroeder pit. C. Schroeder sit. Friedrich Gottlob Fleischer. dem Herrn Georg Kellner gewidmet von Seinem Freund C. Schroeder. In der Mitte des Unterrandes eine Leier, von welcher Strahlen ausgehen. 435 × 314 mm.

39. J. Ch. L. Hellwig. Brustbild von vorn. Nach Emperius. Radirt. Unterschrift. Emperius del. C. Schröder sc. Dr. Joh. Christ. Ludw. Hellwig, Hofrath und Professor der Mathem. und Naturgesch. am Collegio Carolino zu Braunschweig. 180 × 136 mm.

40. J. H. Helmuth. Brustbild im Profil nach links, in einem Oval. Nach F. W. Helmuth. Punktirt. Unterschrift: F. W. Helmuth Pinxit. 1794. Schroeder sculp. Johann Heinrich Helmuth Herzogl. Braunschweig - Lüneburgischer Superintendent Prediger in der Landstadt Calvörde auch der Herzoglichen deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Ehrenmitglied. 129 × 81 mm.

41. C. Fr. Heyer. Brustbild nach rechts im Oval. Punktirt und radirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: Conrad Friedrich Heyer Professor der Chirurgie Medicin und Anatomie Assessor des Königl. Sanitaets-Collegii in Braunschweig &t. 165 × 142 mm.

42. S. Kalkar. Fast Halbfigur mit Käppchen nach links, in einem Oval. Nach Pinhas. Punktirt. Unterschrift: Pinhas del. C. Schroeder sc. Simon Kalkar Koenigl. Westphael Konsistorialrath

1) Braunschweigisches Magazin 1815. Sp. 381.

Rabiner des Sprengels Eschwege Geb. 7. Oct. 1754. Gest. 21. Jul. 1812. Veranstaltet, und Sr Hochwohlgeb. dem Herrn Konsistorial-Präsidenten Jacobson gewidmet, von seinem Freunde und Kollegen dem Konsistorialrathe Heinemann. 217 × 139 mm.

43. A. F. Freiherr von Knobelsdorf. In ganzer Figur vor einem Zelte stehend, in Uniform mit dem Commandostabe. Links im Hintergrunde ein Scharmützel. Nach Lauer. Geschabt. 546 × 497 mm.

Die Unterschrift steht auf einer besonderen Platte und lautet: Alexander Friedrich Freyherr von Knobelsdorf General-Feldmarschal der Königlich Preussischen Armée. Darauf folgen noch andere Titel. Der Schluß lautet: Peint par.-Lauer. 1799. Gravé par Schröder. In der Mitte das Wappen des Dargestellten. Größe der Schriftplatte: 59 × 476 mm.

44. K. von Linné, Naturforscher. Brustbild. Nach dem Oelgemälde im Hzgl. Museum, (Nr. 51 der geschichtlichen Merkwürdigkeiten), welches nach einem Pastellgemälde von G. Lundberg gemalt sein soll. Die einzige Lithographie unseres Künstlers. Unterschrift: Carl Schröder lithogr. Fama extendere factis. Hamb. privil. Steindr. 1828. Carl von Linnée geb. 1707 zu Nushult in Smaland, gest. den 10. Januar 1778. Das Original-Gemälde befindet sich im Herzoglichen Museum zu Braunschweig. Nun folgt noch eine Widmung an den Professor Dr Nees von Esenbeck, mit dem Schlusse: Carl Schröder. Größe des Porträts ohne die Unterschrift. 301 × 238 mm.

45. J. F. Petri. Brustbild in Predigertracht, etwas nach links. Radirt. Unterschrift: C. Schröder. J. F. Petri. Doctor der Theologie und Prediger der reformirten Gemeinde in Braunschweig feierte seine 50 jährige Amtsführung am 13. Oct. 1822. 142 × 102 mm.

46. W. Pitt der Jüngere. Brustbild nach rechts. Punktirt. Auf einer Tafel steht: William Pitt Brittischer Staatsminister 1788, und im Unterrande: gestochen von Schroeder in Braunschweig.

157 (?) × 101 mm.

Das Blatt befindet sich als Titelbild in den „Annalen der Brittischen Geschichte des Jahres 1788“ von J. W. von Archenholz, 1. Band.

47. J. C. F. Reich. Brustbild im Profil nach links, mit Bäffchen. Im Oval. Radirt. Unterschrift: 1793. J. C. F. Reich. Prediger zu Gardessen im Braunschweigischen demselben Gewidmet von Schroeder. 157 × 114 mm.

48. Demoiselle Sérigny, nachherige Madame Valaurie, Schauspielerin am französischen Theater zu Braunschweig von 1800 — 1807, darauf am königl. westfäl. Hoftheater in Cassel. Brustbild in ausgeschnittenem Kleide, nach links. Geschabt. Gegenstück zu Nr. 35. Auch dies Blatt habe ich, wie das Gegenstück (Nr. 35), stets ohne jede Schrift gefunden. 426 × 309 mm.

49. Kaspar Heinrich Freiherr von Sierstorpff, geb. 1750, gest. 1842 zu Braunschweig. Kunstfreund und Besitzer der berühmten Gemäldesammlung auf Schloß Driburg. (Siehe Nr. 59 dieses Verzeichnisses.) Brustbild mit Zopf, im Profil nach rechts, in einem Oval. Radirt. Unterschrift: Gaspard, Henrï, de Sierstorpff Chambellan et Grand-Véneur de S. A. S. M. le Duc de Bronsvic Lunebourg. Dédié à Madame de Sierstorpff née Baronne de Brabeck par son très obéissant Serviteur Schroeder. In der Mitte die Wappen der Familien Sierstorpff und Brabeck, und darunter: 1792. 187 × 149 mm.

50. A. Graf Suwarow, russischer Feldherr. Halbfigur in Uniform, die rechte Hand auf einen Stock gestützt. Im Oval. Punktirt. Unterschrift: Schroeder. Alexandre de Souworow Rymnicksky Comte du Saint Empire Romain, et de l'Empire de Russie Feld Maréchal des Armées des deux Empereurs. Dann folgen 3 latein. Verse: Alexander — Olympo, und darunter: Virgil-Georg, darauf 4 franz. Verse: Des bords — immortalité, und darunter: Traduit par le Traducteur de Virgile. 185 × 110 mm.

51. A. F. Graf von Veltheim. Brustbild im Oval, nach rechts sehend. Nach J. H. Tischbein d. J. Punktirt. Unterschrift: Augustus Ferdinandus Comes de Veltheim nat. 1741 d. XVIII Sept. mort. 1801. d. II Oct. J. H. Tischbein jun. delin. 1774. C. Schroeder sculps 1802 233 × 170 mm.

Auch Tischbein hat dies Bildniß — in Kreidemanier von der Gegenseite — gestochen.

52. Friedr. Georg Weitsch Brustbild im Pelz, nach rechts sehend. Nach einem Selbstbildniß des Malers. Geschabt. Unterschrift: F. G. Weitsch pinxit. C. Schroeder scul. F. G. Weitsch junior. Die Zeichnung von Schröder zu diesem Blatte ist im Besitz der Frau Professor und des Herrn Dr Steinacker zu Braunschweig. 304 × 231 mm.

53. F. W. Zachariä. Brustbild etwas nach rechts. Nach Lafontaine. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Auf einer Tafel steht: Frédéric Guilleaume Zachariae. Nee le 1 May 1726. Mort le 30 Janvier 1777. Im Unterrande: Peint par Lafontaine. 1789. Gravé par Schroeder. Gravé à Bronsvic. 159 × 110 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Die Platte ist überarbeitet und in der Unterschrift steht „Né“ statt „Nee“.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Ludwig Hänselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben. II. Band. 1031—1320. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1900. XVIII u. 749 S. gr. 4°. 39 ℳ 20.

Mit diesem kürzlich ausgegebenen Bande hat ein wichtiges Quellenwerk für die Geschichte der Stadt Braunschweig und damit zugleich für die Geschichte des deutschen Städtewesens und der niedersächsischen Lande einen theilweisen Abschluß gefunden. Schon im Jahre 1873 erschien der erste Band des umfassenden Werkes, der die Statute und Rechtbriefe der Stadt enthält.

Dann wandte sich der verdiente Herausgeber, Stadtarchivar Dr Hänselmann, zunächst anderen Aufgaben zu, der Herausgabe der Braunschweigischen Stadtchroniken, der Bugenhagenschen Kirchenordnung und zu darstellenden Arbeiten, die die Geschichte seiner Vaterstadt auf den verschiedensten Gebieten behandelten. Seit einer Reihe von Jahren ist er dann zu dem Urkundenbuche wieder zurückgekehrt, mit dem seine reiche Thätigkeit hier eigentlich ihren Anfang nahm. Bereits im Jahre 1895 erschien die erste Abtheilung des zweiten Bandes, die bis zum Jahre 1300 reichte. Jetzt liegt der ganze Stoff bis zum Jahre 1320 bearbeitet uns vor. Der Band umfaßt, die Nachträge eingeschlossen, 944 Nummern. Von diesen gehören eine dem 11., 31 dem 12., 477 dem 13. Jahrhunderte und 435 der Zeit von 1301—20 an. Man sieht schon aus diesen Zahlen, wie stark der Urkundenstoff im Laufe der Jahre sich vermehrt. Und doch hat der Herausgeber sich weise beschränkt und nur das, was urkundlich ist und die eigentliche Stadtgemeinde angeht, in seinem Werke berücksichtigt. Dieses aber hat er insgesammt, ohne eine Scheidung nach sachlichen Gesichtspunkten, wie im 1. Bande, eintreten zu lassen, in streng chronologischer Ordnung vereinigt, auch die Stücke des vorigen Bandes in kurzem Regest an gehöriger Stelle stets eingereiht. Aufgenommen hat er hier auch den Inhalt der Stadtbücher. Man wird den Gründen, die er hierfür und für die Art der Bearbeitung in dem Vorworte anführt, nur zustimmen können.

Für die Geschichte der Stadt Braunschweig hat das vorliegende Werk eine grundlegende Bedeutung; es ist das sichere Fundament, auf das alle späteren Forschungen auf diesem Gebiete, die einen festen Unterbau und inneren Halt gewinnen wollen, sich stützen werden und stützen müssen. Ohne sorgfältige Durcharbeitung des gesammten urkundlichen Materials einer Stadt ist eine erschöpfende Darstellung ihrer Geschichte nicht möglich; erst durch eine Veröffentlichung aber wird jenes Material Gemeingut der wissenschaftlichen Welt. Dieser ist jetzt das reiche und wichtige Urkundenthum der Stadt Braunschweig in glücklichster Weise erschlossen. Von den hier bekannt gemachten Stücken sollen zwei Drittel (590) bislang noch nicht gedruckt worden sein. Mag diese Zahl vielleicht auch noch ein wenig zu beschränken sein, so waren doch die schon bekannten Urkunden an den verschiedensten Orten veröffentlicht. Hier aber liegen sie, vollständig gesammelt, jedem Benutzer an einer Stelle bequem zur Hand. Der Herausgeber ist den Forschern aber noch weit mehr entgegen gekommen, mehr als es nach unserer Kenntniß sonst in einem Urkundenbuche geschehen ist. Er hat dem Werke mit unermüdlichem Fleiße, peinlichster Sorgfalt und gründlicher Sachkenntniß, wie sie eben nur die langjährige liebevolle Durchdringung und sichere Beherrschung des Stoffes allmählich gewinnen läßt, zwei umfassende Register angeschlossen, die wir nicht anstehen, als mustergültig zu bezeichnen, das eine, bei dem Dr Mack dankeswerthe Hülfe leistete, über Personen und Oerter (S. 553 bis 682), das andere über Sachen und Wörter (S. 682 bis 749). Sie lassen klar den reichen und mannigfaltigen Inhalt des Buches erkennen, über den sie in übersichtlichster und ausführlichster Weise Bescheid geben. Ganz besonders über alle Verhältnisse der Stadt Braunschweig. Es genüge hier nur auf Einiges kurz zu verweisen, auf die Entwicklung des Rechtslebens, für die vorzüglich zwei neue Redactionen des Stadtrechts (S. 220 ff. und 259 ff.) in Betracht kommen, auf die Stellung und Thätigkeit des Raths, die Gründung und Geschichte der Stiftungen, das Aufblühen von Handel und Verkehr, auf die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die Zusammensetzung und Herkunft der Bürgerschaft, die Genealogie der städtischen Geschlechter, ihre Beziehungen zu dem Landadel, ihre frühe Ausstattung mit Lehen und die dadurch verursachte Verbindung von städtischen und agrarischen Interessen, die Entwicklung des städtischen Finanz- und Schuldenwesens, die Entstehung der Gildeverhältnisse, die Anfänge der Städtebünde, die uns zuerst in den Hildesheimer Bündnissen von 1256 und 1272 entgegentreten, u. a. m. Manche von diesen Erscheinungen und Institutionen sind hier noch in der Anfangsbildung begriffen; in den nächsten Bänden wird das einschlagende Material ohne Zweifel bedeutend anwachsen. Die Benutzung der Register wird durch ihre übersichtliche und zweckmäßige Anlage sehr erleichtert; sie läßt Alles, was man sucht, leicht und sicher auffinden.

Sind in der Stadt und ihrer Umgebung wohl kaum noch Zweifel bestehen geblieben, so tauchen solche bei entfernteren Orten schon eher auf. So möchten wir z. B. S. 316 den Ort Betekenrode als Betjenrode oder Bernekenbrück an der Aller deuten. Aber auch hier ist das ganze Material so deutlich vorgelegt, daß eine genauere Specialforschung überall sicher einsetzen kann.

Ueber dem hohen Werthe des Werkes für die Geschichte im weitesten Umfange wollen wir nicht ganz mit Stillschweigen auch seine Bedeutung für unsere Sprachgeschichte übergehen. Der Gebrauch des Niederdeutschen statt des Lateinischen tritt namentlich in den Stadtbüchern verhältnißmäßig früh auf, und so sind uns denn diese Stücke zugleich für die Entwicklung unserer heimischen Mundart wichtige und interessante Denkmäler.

Mit dem wärmsten Danke gegen den Herausgeber verbinden wir aber auch einen solchen gegen die städtischen Behörden zu Braunschweig. Hat jener keine Mühe gescheut, dem Werke einen gediegenen Inhalt zu geben, so diese keine Kosten, ihm eine entsprechende Ausstattung zu verleihen. Diese ist eine vorzügliche sowohl in Einrichtung und Ausführung des Druckes, wie im Papier und in den Zierrathen, insbesondere den von Stadtbaurath Winter und Professor Leitzen gezeichneten Kopfleisten, die uns von verschiedenen Seiten das thürmereiche Bild der Stadt Braunschweig vor Augen führen. Mit einem Worte: die Stadt legt mit dem Werke Ehre ein, und es wäre nur zu wünschen, daß auch das Land hinter ihr nicht gar zu lange mehr auf dem Felde der Urkundenedition zurück bliebe.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 1. Juli **1900.**

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

11. Parochie Westerlinde.

Diese Parochie hat ohne Veränderung immer die beiden Orte Wester= und Osterlinde umfaßt. Beide werden entweder schlichtweg Linde genannt[1]) oder Kirchlinde, Kleinlinde (Lutteken=L.), Linde vor der langen Brügge, später Westerlinde (seit 1500) und Großlinde (major=L.), zuletzt Osterlinde, was zuerst im Lichtenberger Erbregister v. J. 1540 erscheint. Das in der vielgenannten Stiftungsurkunde des Michaelisklosters i. J. 1022 aufgeführte Linnethe in Ostfalen ist wahrscheinlich Westerlinde, wo sich auch später klösterliche Besitzungen befanden. Das 1187 erwähnte Linnethe, wo Konrad von Linnethe, ein freies Erbgut besaß, ist Westerlinde; dort hat nach dem Erbregister von 1540 Joist von Linde den Zehnten und zahlreiche Güter. Diese Familie der Ritter von Linde (de Tilia) ist 1553 mit dem eben Genannten ausgestorben. Ihr Lehensnachfolger war Kanzler Dr Stopler, dessen Stamm i. J. 1816 ausstarb.

Johannes Tanteleve ist der erste bekannte Pfarrer unserer Parochie. Im J. 1453 verkauft das Capitel St. Cyriaci zu Braunschweig den Testamentsvollstreckern dieses Geistlichen, der zugleich Vicar zu St. Cyriaci war, für 100 rhein. Gulden 1½ Mark jährlichen Zins. Die 100 Gulden will das Capitel zur Errichtung eines Schlafhauses für die Vicare verwenden, für die 1½ ℳ (= 45 Schilling) aber soll ihm eine Memorie in der Kirche St. Cyriaci gehalten werden. Auch haben die Testamentsvollstrecker ½ Mark zum Liebfrauenaltar auf dem Chore gegeben, damit der Priester desselben in allen seinen Messen des Verstorbenen gedenke, ferner ½ Mark dem St. Marien=Magdalenen= oder Margarethenaltar, auf daß der Vicar dieses Altars in der Fastenzeit 30 Messen für Joh. Tanteleve lesen solle.

Nach dem Erbregister von 1540 ist Aschwinus Block Pfarrer zu Westerlinde, der bei der Visitation 1542 krankheitshalber nicht erschienen ist. Zur Pfarre gehören 4 Hufen. 1544: „A. Block verhört und tüchtig befunden, ist mit seinen Einkünften zufrieden“. 1551: „Zu Linde und Osterlinde A. Block, über 30 Jahr Priester, zu Hildesheim geweiht, hat die Pfarre von meinem gnädigsten Herrn zu Lehn. Ist verheirathet, hat sich nach der neuen Manier gehalten, soll beichten und sich bessern“. Wenn ein auf Grund der Acten bei Fürstl. Consistorial=Archiv aufgestelltes Verzeichniß der Pfarrer von Westerlinde, das in der Pfarregistratur aufbewahrt wird, den ersten evangelischen Pfarrer der Gemeinde Erasmus Block nennt, so ist das offenbar ein Mißverständniß statt des unzweifelhaft richtigen Aschen oder Aschwinus. Er ist gestorben um das J. 1563. Sein Nachfolger, wahrscheinlich sein Sohn, Henricus Block, folgte ihm am 3. Mai 1565; er starb am 16. Sept. 1610.

„Ist uxoratus (verehelicht), hat mittelmäßig geantwortet. Osterlinde ist Filia von Westerlinde, gehen die Leute daselbst zur Kirche und haben da ihr Begräbniß“. (Visitat. 1568.) Es ist aber ein Gotteshaus in Osterlinde, wo jedoch, wie wir später hören werden, nur am 3. Sonntag gepredigt wurde.

Merkwürdigerweise wird der folgende Pfarrer Udalricus Gerlandus (1611—1628) Pastor zu Schelverten und zugleich zu Oster= und Westerlinde genannt. Diese Angabe erklärt sich wohl so, daß er durch die Römischen gezwungen wurde, aus dem im kleinen Stifte Hildesheim gelegenen Schellerten zu weichen, wofür ihm als Ersatz von dem evangelischen Landesherrn Westerlinde verliehen wurde. Während der Amtszeit seines Nachfolgers Ludolf Block, des Sohnes von Henr. Block, 1628—1652, zog als Gehülfe i. J. 1631 ein aus der Gemeinde Himstedt von den Päpstlichen vertriebener Prediger, Namens Melchior Müller, in Westerlinde ein. Daß zu dessen Gunsten, wie die oben citirte Pfarracte meint, Osterlinde von Westerlinde abgezweigt und zu einer besonderen Pfarre erhoben sei, ist eine grundlose Annahme. Während Ludolf Block's Amtsführung fand die allgemeine Visitation i. J. 1651 statt: „Die aus dem Filial Westerlinde (?) waren mit in die Kirche. Bestanden im Examen wohl; jung und alt“. Hier liegt ein Irrthum vor, Westerlinde ist nie Filial von Osterlinde gewesen. Osterlinde mußte damals an zwei Sonntagen zur Kirche nach Westerlinde gehen, am dritten fand zuerst Gottesdienst in Westerlinde, darauf in Osterlinde statt.

---

1) In der Aufzählung eines Fehdebriefes von 1397 heißt es: to Linde, to Linde . . .

Am zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage und am Sonntag nach Michaelis fand nur Gottesdienst in Osterlinde statt, woran auch die Muttergemeinde theilnahm. In jeder der beiden Kirchen waren Sitze für die Glieder der anderen Gemeinde vorbehalten, wie auch die Baupflicht gegenseitig war. Der Neubau der Westerlinder Kirche (1873—75) gab den Anstoß zur Aenderung dieses Verhältnisses. Osterlinde löste seine Baupflicht mit 1000 Thaler Capital ab. Seit dem Jahre 1879 ist auch allsonntäglich in Osterlinde Gottesdienst.

Auffallend ist, daß wir überall bei der Bezeichnung der Parochie Osterlinde vorangestellt sehen, wie in jener Pfarracte die Geistlichen als Prediger zu Oster- und Westerlinde aufgeführt werden. Jenes wird allerdings Grotenlinne, dieses Lütjenlinne genannt, es war der bedeutendere Ort. Deshalb könnte man jenes immer zuerst genannt haben. Eine kirchliche Gleichstellung oder gar Superiorität von Osterlinde ist nicht nachweisbar.

Uebrigens ist die Pfarre von Westerlinde die einzige in unserer Gegend, die ihren gesammten Grundbesitz durch die Zeiten der Vermeierung hindurch gerettet hat, die später den Stiftungen zu so schwerem Nachtheil ausgeschlagen ist. Die Pfarrer haben hier offenbar ihre Länderei stets selbst bewirthschaftet.

Als **Patron** unserer Gemeinde benennt das Hildesheimische Register den Archidiaconus von Lengede, in dessen Bann Westerlinde belegen war. Aber um das Jahr 1500 muß hierin ein Wechsel eingetreten sein, denn das älteste Lichtenberger Erbregister (1540) sagt: „de phar geit van minem gnedigsten hern zu lehne“. So ist das Patronatsrecht noch heute ein landesherrliches.

12. Parochie Oelber.

Oelber, oft verwechselt mit dem heute Oelper geschriebenen Pfahldorfe bei Braunschweig, hat gleichen Namensursprung mit letzterem. Beide heißen in alter Zeit bald Olbere, bald Elbere, die Ansiedlung der Leute Olbo's oder Elbo's, ein Familienname, der noch heute als Olfe, Elfe erhalten ist. Ueber die Geschichte der Burg Oelber in alter Zeit vielleicht dennächst einmal. Hier beschränken wir uns auf die kurze Parochialgeschichte. Nach der v. Cramm'schen Familiengeschichte [1]) soll in Oelber schon in ganz alter Zeit zwar eine eigene, ziemlich gut dotirte Pfarre gewesen sein, deren Güter aber nach und nach davon abgekommen seien. Es blieb nur eine der heiligen Anna geweihte Capelle, in der ein benachbarter Prediger zu Zeiten Gottesdienst hielt und dafür eine beliebige Belohnung von den Gutsherren empfing. Die Aufführung Oelbers in dem Hildesheimischen Register als einer „Burgestete“ (um 1470) weist gleichfalls auf frühere parochiale Selbstständigkeit hin. In den aus dem Reformationsjahrhundert erhaltenen urkundlichen Nachrichten erscheint Oelber immer als Filial des benachbarten Pfarrortes Baddekenstedt im Banne Ringelheim. Die Annencapelle war bereits so verfallen, daß in einem dazu hergerichteten Raume der Burg Gottesdienst gehalten werden mußte. Die jungen Oelberschen Kinder wurden zur Taufe in die Kirche nach Baddekenstedt getragen, wo auch die Todten zur Erde bestattet wurden. Burchard v. Cramm der Aeltere († 1587), Statthalter zu Wolfenbüttel, gab dem Pfarrer zuerst wieder eine feste Einnahme, indem er demselben 4 Malter Roggen jährlich auf beständig zusagte, und seinem Beispiel folgten die anderen Mitinhaber des Gutes [2]). Da die Capelle verfallen war, so setzten die Bortfeld'schen und Cramm'schen Familien in einem Vertrage vom Jahre 1585 fest: es solle auf ihre Kosten eine neue Kirche gebaut und dem Pfarrer von jeder Familie 6 Malter Roggen nebst einem fetten Schwein jährlich entrichtet werden. Nach dem Corpus bonorum zu Oelber bestimmten Luleff und Claus v. Bortfeld 100 Goldgulden und 140 Thaler zu der Unterhaltung der Kirche. Diese wurde von der Wittwe Claus' v. Bortfeld abgebrochen und in ihrem Garten neu gebaut, aber nicht vollendet. Als der Bau wegen der Säumigkeit der v. Bortfeld nicht fortschritt, führte Burchard v. Cramm d. Jüngere, Statthalter zu Marburg, nebst seines Bruders Franz Söhnen auf einem anderen ihnen gehörenden Platze eine neue Kirche auf ihre Kosten auf, deren Werth sie auf höher als 1000 Thaler schätzten. Sie legten ihr zur Unterhaltung des Pfarrers 52 Morgen Acker bei, die jährlich 16 Malter allerlei Korns zinsten. Sie verglichen sich aber mit den v. Bortfeld dahin, daß diese (und zwar die eine Linie) ein früher schon an die Kirche vermachtes Capital von 100 Goldgulden und 60 Thaler baarem Gelde und einige Baumaterialien, die andere Linie aber 300 Thaler baar zu dem neuen Kirchenbau beitragen und dafür die Kirche für sich und ihre Hintersassen mit benutzen sollten. Das geschah in den Jahren 1592—96. Nach den Pfarrnachrichten hat auf dem Platze des Opferhauses die alte Pfarre gestanden und daneben die alte S. Annenkirche.

Die 1596 vollendete Kirche steht noch heute und ist vor etwa 15 Jahren durch die Familie v. Cramm kunstvoll restaurirt worden.

Zu gleicher Zeit wurde bei der neuen Kirche 1592 ein Kirchhof angelegt. In dieser neuerbauten Kirche hat der Superintendent von Baddekenstedt die sacra verrichtet, bis im Jahre 1612 die beiden adligen Geschlechter mit Einwilligung des Consistoriums einen eigenen Pastor angenommen haben.

Die Visitationsacten nennen als Pfarrer von Baddekenstedt-Oelber 1542 Jacobus Richardts. Dieser ist aber nur Miethpfarrer, das Pfarrlehn gehört „dem alten Amptmann uffem Woldenberge Johannes Lichtenberg“. Im Jahre 1568 ist sein Sohn Johannes Richards oder Reichards dort Miethpfarrer, der Pfarrinhaber ist „Johann Lichtenberg's Verwandter“. Dieser hieß Johannes Gryphenhagen, der in den Beiträgen zur Geschichte Hildesheims (1829 I 450 3) in Widerspruch mit den sonstigen urkundlichen Nachrichten zum

1) Handschriftlich aus dem Jahre 1824, Verfasser Hofrath Hettling. cf. S. 176.

2) Joach. Anvius, Leichenpredigt auf B. v. Cramm 1587.

ersten evangelischen Superintendenten von Baddekenstedt gemacht wird.

Der erste Pfarrer nach der Einführung der Reformation durch Herzog Julius war Joachimus Auvius (Aue, Awe), 1569—1588, der zugleich die nach Baddekenstedt gelegte Superintendentur inne hatte [3]). Er machte sich um das Zustandekommen des vorerwähnten Vertrages zwischen den Besitzern von Oelber, den Cramm's und Bortfeld's, im Jahre 1585 verdient [4]). 1587 hielt er dem Statthalter von Wolfenbüttel Burchard von Cramm d. Aelteren die noch erhaltene Leichenpredigt.

Joach. Auvius wurde nach Jeinsen, Amt Calenberg, versetzt, wo er 1595 starb. Auf ihn folgten Conradus Medechinus, David Windanus und Henningius Scheele, unter dem sich im Jahre 1612 die Trennung Oelbers von Baddekenstedt vollzog.

Falls in ältester Zeit ein besonderer Burgcaplan vorhanden gewesen, was eine unbewiesene Behauptung ist, so stand das Patronatsrecht natürlich den beiden adligen Geschlechtern zu. Die Pfarrpfründe von Baddekenstedt wurde vom Landesherrn verliehen, wie die Visitation von 1568 ausdrücklich vermerkt. Vom Jahre der Bestellung eines eigenen Predigers (1612) übten die v. Cramm und Bortfeld das Patronatsrecht aus. Mit dem Aussterben der Bortfeld im Jahre 1685 traten die v. Cramm in den Alleinbesitz der kirchlichen Lehnsrechte von Oelber. Das Corpus bonorum von 1750 bemerkt, daß diese Rechte den beiden Linien der v. Cramm, der Barthold'schen auf dem Oberhof und der Burchard'schen auf dem Unterhof zuständen. Heute gehört Oelber zur Inspection Lichtenberg, zu der es im Jahre 1643 gelegt wurde. Der Verband mit dem Hildesheimischen Bisthum war im Jahre 1521 gelöst, nachdem die Braunschweiger Fürsten als Vollstrecker der über den Bischof Johann verhängten Acht sich des Bisthums bemächtigt hatten. Aber auch bei Herausgabe des Stiftes im Jahre 1643 verblieb Oelber bei unserem Herzogthume.

Hofkupferstecher Karl Schröder.

Beschreibendes Verzeichniß seiner graphischen Arbeiten.

Von A. Vasel.

(Fortsetzung.)

II. Darstellungen von Gemälden,

meistens aus der ehemaligen Salzdahlumer Gallerie. Nach den auf den Stichen angegebenen Malernamen alphabetisch geordnet.

54. Selbstbildniß des Malers Michelangelo Caravaggio, mit einem Degen. Original im Hzgl. Museum zu Braunschweig, Nr. 497. Radirt. Unterschrift: C. Schroeder f. 1813. (Die Jahreszahl undeutlich.) Michael Angelo Amerigi da Caravagio. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand: 150 × 102 mm.

55. Die heilige Katharina. Dieselbe sitzt in einem reich ausgestatteten Raume an einem Tische und liest in einem Buche. Kniestück. Angeblich nach P. da Cortona. Das Original befand sich früher in der Sammlung Brabeck zu Söder und wurde dort dem G. Reni, F. Albani oder Domenichino zugeschrieben [1]); andere Kunstkenner hielten auch Guercino für den Maler [2]). Es wurde unter dem Namen von Carlo Dolce im Jahre 1859 zu Hannover mit der ganzen Sammlung meistbietend verkauft. (Nr. 73 des Verkaufs-Catalogs.) Auch der Kupferstecher J. G. Huck hat dies Gemälde in Schwarzkunst gestochen; Schröder hat es in Punktirmanier gearbeitet. Unterschrift: Gemalt von Pietro da Cortona. Gestochen von C. Schroeder in Braunschweig 1816. Die Heilige Katharina. Das Original ist in der Gallerie des Herrn Grafen von Brabeck in Soeder. Der Fräulein Caroline von Böthmer unterthänigst gewidmet von C. Schroeder. Gedruckt bei den Hof-Kupferdrucker Schäffer. 217 × 259 mm.

56. Selbstbildniß des Malers G. Dov, mit einem Familienbilde, welches ehemals für das Bild seiner eigenen Familie gehalten wurde. Halbfigur. Original im Hzgl. Museum, Nr. 303. Punktirt. Unterschrift: C. Schröder sc. 1810. (?) Gerhard Douw. Das Original von gleicher Grösse befindet sich in der Herzoglichen Gallerie zu Braunschweig. Denen Herrn Stobwasser Vater und Sohn gewidmet von C. Schroeder. Gedruckt bei Schäffer Hofkupferdruker. 340 × 250 mm.

57. Männliches Bildniß, auch fälschlich als Selbstbildniß des van Dyck bezeichnet. Kniestück. Nach A. van Dyck. Original im Hzgl. Museum, Nr. 125. Geschabt. Unterschrift: Das Original Gemälde welches sich in der Herzoglichen Gallerie zu Braunschweig befindet ist gemalt von Anton van Dyck 3 Fuss 2 Zoll breit, 3 Fuss 8 Zoll hoch. Dann folgt eine zweizeilige Widmung an den Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg mit dessen Wappen, und der Schluß lautet: gewidmet von Carl Schröder. Geschabt von C. Schröder 1810. gedruckt bei Schäffer Hofkupf^r Druker. 625 × 495 mm.

58. Maria mit dem Kinde. Nach dem Gemälde Nr. 129 im Hzgl. Museum, welches eine Copie des Originals von A. van Dyck in der Dulwich-Gallerie bei London ist. Geschabt. Unterschrift: peint par Antoine van Dyck. Grave par Charles Schroeder. La Sainte Vierge. Nun folgt eine Widmung an die „Baronne de Sierstorpff“, welche schließt: Serviteur Schroeder. L'original se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 1803. In der Mitte die Wappen der Familien Sierstorpff und Brabeck. 434 × 308 mm.

59. Joseph erzählt seine Träume. Nach G. van den Eeckhout. Das Original befand sich in der

---

3) Lauenstein, Diplom. Geschichte Hildesheims, nennt ihn irrig Joach. Stüvius.

4) Familienacten im L.-H.-Archiv.

1) F. W. Basilius von Ramdohr, Beschreibung der Gemälde-Galerie des Freiherrn von Brabeck. Hannover 1792. S. 17.

2) S. S. Roland, Söder. Aus dem Französischen übersetzt von Horstig. Leipzig 1799. S. 59.

Gräflich Sierstorpff'schen Gallerie auf Schloß Driburg[3]), welche nach Erlöschen des Mannesstammes der Familie im Jahre 1887 in Berlin versteigert wurde. Radirt. Unterschrift: Gemahlt von Gerbrand van den Eckhout. Radirt von Carl Schroeder 1811. Joseph erzählt seinem Vater den Traum. 1t B. M. Cp. 37. Der Frau Baronin von Sierstorpff geborene von Vincke unterthänigst gewidmet von Carl Schröder. Das Original Gemählde befindet sich in der Gallerie des Herrn Baron von Sierstorpff Königl. Westf. Conservateur der Gewässer und Forsten. In der Mitte die Wappen der Familien Sierstorpff und Vincke. 507 × 541 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Probedruck vor Vollendung der Platte und vor aller Schrift.

II. Vor der Schrift, nur mit den Künstlernamen.

III. Wie beschrieben.

60. Alluccius und dessen Braut vor Scipio. Dieselben sind umgeben von den Eltern der Braut und Bewaffneten in ganzen Figuren. Nach J. Heiß. Original im Hzgl. Museum, Nr. 563. Punktirt. Unterschrift: Scipio's Continency. Darauf folgt eine Widmung an „the Reigning Duke of Brunswick" mit dem Schlusse: Ch. Schroeder. From an Original Picture by John Heiss taken from the Ducal Gallery at Salzthalum 3 feet 4 inches high, by 5 feet 2 inches wide. In der Mitte das Monogramm C. W. F. (Karl Wilhelm Ferdinand) und die Jahreszahl 1794. 544 × 765 mm.

Das größte Blatt Schröder's.

61. Bildniß eines unbekannten Mannes mit lockigem Haar, im Mantel. Brustbild. Angeblich nach Ph. Koninck. Das Original befand sich früher in der Salzdahlumer Gallerie, ist aber jetzt verschollen. Geschabt. Unterschrift: Das Original Gemählde von Philipp Konink ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthalen. Geschabt von Schroeder. 1799. 2 Fuss 2 Zoll breit, 2 Fuss 6 Zoll hoch. 239 × 165 mm.

62. Junger Mann mit Federbarett, in der Rechten ein Schwert haltend. Brustbild. Angeblich nach Rembrandt und früher dem Ph. Koninck zugeschrieben. Original im Hzgl. Museum, Nr. 239. Radirt Unterschrift: Philippe Konink pinx. 1791. Schroeder gr. à l'eauforte. Le Tableau Original se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthalen. 215 × 145 mm.

63. Das Opfer Abrahams. Nach J. Lievens d. Ä. Original im Hzgl. Museum, Nr. 242. Geschabt. Unterschrift: Peint par J. Lievens. Gravé par C. Schroeder. Le Sacrifice d'Abraham. L'Original a été transporté à Paris de la Galerie de Salzthalum près de Bronsvic. à Bronsvic chez l'Auteur et chez Bremer Md d'Estampes. Größe des beschnittenen Exemplares: 570 × 392 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Schrift, nur mit den Künstlernamen.

II. Wie beschrieben.

---

[3]) C. H. von Sierstorpff. Für Kunstfreunde, welche meine kleine Gemälde-Sammlung besuchen wollen. Braunschweig 1817. Nr. 8.

64. Dieselbe Darstellung. Ebenfalls geschabt, dem vorigen Blatte ähnlich. 488 × 362 mm.

Die Schrift wurde auf einer besonderen Platte darunter gedruckt und lautet: Peint par Lievens. Gravé par Schroeder. Abrahams Dankopfer. Nach einem Originalgemählde der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthalen. Nun folgt eine Widmung an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, welche schließt: Schroeder.

Größe der Schriftplatte: 47 × 362 mm.

Die Zeichnung von Schröder zu diesem Blatte befindet sich im Besitz der Frau Professor und des Herrn Dr Steinacker zu Braunschweig.

65. Dieselbe Darstellung. Punktirt. Oben links über dem Stichrande steht: Nr. I. Unterschrift: peint par Jo Lievens. Gravé par Charles Schroeder Graveur pensioné de Sn Aes Sme Mur le Duc de Braunsvic. Le Sacrifice d'Abraham. Dann folgt eine Widmung an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, deren Schluß lautet: Charles Schroeder. Se vend a Braunsvic chez L'auteur Logé sur le Damm. Le Tableau original se trouve dans la Gallerie Ducale de Braunsvic à Salzthal haut de 6 pieds 4 pouces large 4 pieds 8 pouces. 1787. Das Blatt ist in rothbrauner Farbe gedruckt. 321 × 208 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten I: Wie beschrieben.

II. Stark überarbeitet, auch die Einfassung verändert. Die Unterschrift lautet jetzt: peint par Jo Lievens. Gravé par Schroeder à B. Le Sacrifice D'Abraham d'après le Tableau Original dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 1788. Es sind stellenweise noch Spuren der Schrift des ersten Zustandes sichtbar.

III. Nochmals stark überarbeitet und mit Strichen überzogen; auch die Einfassung, welche in den ersten beiden Zuständen aus Punkten bestand, wird nun durch Linien gebildet. Das Blatt hat jetzt folgende Unterschrift: Le Sacrifice D'Abraham. De la Galerie Ducale de Bronsvic a Salzthal. Gravé par Schroeder d'après le Tableau de Lievens. Grandeur de 6 pie. 4 pou. sur 4 pie. 8 pouce. A Bronsvic chez l'Auteur. Rechts unter dem Stichrande sind noch Spuren der zweiten Schrift sichtbar.

66. Dieselbe Darstellung. Punktirt. Unterschrift: Johann Lievens pinxit. Carl Schroeder sculpxit 1816. Abrahams Dank Opfer. Das Original ist in der Herzoglich Braunschweigischen Gallerie 4 Fuss 8 Zoll breit, 6 Fuss 4 Zoll hoch. Gedruckt von Schäffer Hof-Kupferdrucker. 275 × 204 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Adresse von Schäffer.

II. Wie beschrieben.

III. Die Platte ist überarbeitet, die Jahreszahl 1816 in 1826 umgeändert, und die Adresse von Schäffer wieder ausgeschliffen.

67. Gustav Adolf's Tod in der Schlacht bei Lützen. Nach Jan Martß de Jong. Original im Hzgl. Museum, №. 417. Geschabt. Unterschrift: Gemahlt von M. de Jong 1636. Gestochen von C. Schroeder 1801. Gustav Adolph Koenig von Schweden in der Schlacht bei Lützen am 6ten November 1632 nach dem Original Gemachlde der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthalum. Dann folgt eine Widmung an den König Gustav Adolf II. von Schweden mit dem Schlusse: C. Schroeder. In der Mitte des Unterrandes ist das schwedische Wappen angebracht. 503 × 750 mm.

Die Zeichnung zu dieser Darstellung befindet sich im städtischen Museum zu Braunschweig.

68. Familienbild. Vater, Mutter und Tochter in Kniestücken. Nach P. Mierevelt. Original im Hzgl. Museum, № 218. Geschabt. In der Unterschrift sind die Eltern irrigerweise als Großeltern bezeichnet. Unterschrift: Peter Mirevelt pinxit. Carl Schroeder sculpxit. Liebe der Grossaeltern. Das Original, 4 Fuss 2 Zoll breit, 3 Fuss 5 Zoll hoch, befindet sich in der Herzoglichen Braunschweig-Lüneburgschen Gallerie in Braunschweig. Darauf folgt eine Widmung an die „Baronne von Stetten", und der Schluß lautet: C. Schroder. Gedruckt bei Schäffer Hofkupfer-Drucker. 394 × 492 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor Schäffer's Adresse. II. Mit derselben. Ueberarbeitet.

69. Zwei Knaben, die mit einem Vogel spielen, daneben eine Katze. Nach E. van der Neer. Original im Hzgl. Museum, № 320. Geschabt. Unterschrift: Eglon van der Neer Pinx. Schroeder Sculp. 1800. Die Knaben Freude. Das Original Gemählde von gleicher Grösse ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal. 320 × 236 mm.

70. Ein junger Mann schreibt einen Brief. Angeblich das Bildniß des Malers C. Netscher. Fast Kniestück. Nach C. Netscher. Das Original befindet sich in der Königl. Gemälde-Gallerie zu Dresden. Punktirt. Oben links: Nr. 1. Unterschrift: Peint par G. Netscher. Gravé par Schroeder. Il réfléchit. Nun folgt eine Widmung an „Stanislas Auguste Roi de Pologne" mit dem Schlusse: Serviteur Schroeder. 315 × 237 mm.

71. Die junge Salzburgerin. Bildniß der Elisabeth Oberbüchler aus dem Salzburgischen. Halbfigur mit Strohhut. Nach A. Pesne. Original im Hzgl. Museum, Nr 532. Punktirt. Unterschrift: Peint par Antoine Pesne. 1793. Gravé par Ch^les^ Schroeder. La jeune Salzbourgeoise de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand: 364 × 282 mm.

72. Brustbild eines jungen Mannes mit einem Buche, früher als Selbstbildniß Rafael's bezeichnet. Angeblich nach Rafael. Original im Hzgl. Museum, Nr. 452. Radirt. Unterschrift: Raphael pinxit. C. Schroeder. 1821. Raphael Sancio von Urbino. Geboren am Charfreytag 1483, gestorben am Charfreytag 1520. Das Original befindet sich in der Herzoglichen Gallerie in Braunschweig. 1 Fuss 3 Zoll breit, 1 Fuss 9 Zoll hoch.
314 × 221 mm.

73. Bildniß eines Unbekannten, früher für Hugo Grotius gehalten. Brustbild mit großem Kragen, nach rechts. Nach Rembrandt. Original im Hzgl. Museum, Nr. 232. Geschabt. Gegenstück der folgenden Nummer. Unterschrift: Peint par P. Rembrant van Ryn. Gravé par C. Schroder. Hugues Grotius. Dann folgt eine Widmung an den Baron von Meermann, welche schließt: C. Schröder d'après l'original de la Galerie Ducale de Bronsvic a Salzthal.
340 × 226 mm.

74. Bildniß der unbekannten Gattin des Vorigen, früher als Gattin des Hugo Grotius bezeichnet. Brustbild mit Haube und großem Kragen, nach links. Nach Rembrandt. Original im Hzgl. Museum, Nr. 233. Geschabt. Gegenstück des vorhergehenden. Unterschrift: Marie Grotius née Reichersberg. Darauf folgt ebenfalls eine Widmung an den Baron von Meermann, mit dem Schlusse: C. Schröder. d'après l'original de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 340 × 229 mm.

75. Brustbild eines alten Mannes, ohne Kopfbedeckung mit großem Barte. Angeblich nach Rembrandt. Das Original im Hzgl. Museum, Nr. 243, wird jetzt dem J. Lievens d. Ä. zugeschrieben. Radirt. Unterschrift: Rembrandt pinxt 1784. C. Schröder. f. aqua forti. gravé d'après le Tableau original dans la Gallerie de Salzthal. haut. 2. pieds. 5. pouces. et large. 1. pied 10. pouces. Im Unterrande befindet sich inmitten der Schrift eine Vignette. 253 × 192 mm.

76. Ein Krieger mit Harnisch, Helm und Schwert. Halbfigur. Nach Rembrandt oder einem seiner Nachahmer. Original im Hzgl. Museum, Nr. 237. Radirt. Von Schröder fälschlich als Bildniß des Admirals de Ruyter bezeichnet. Unterschrift: peint par Rembrandt van Ryn. Gravé à L'Eauforte par Schroeder 1789. Michel Adrian Ruyter Chevalier et Lieutenant-Admiral des Provinces Unies des Pays-bas né à Fliessingen, 1607 mort 1676. Nun folgt eine Widmung an den Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien, mit dem Schlusse: Serviteur Schroeder. L'Original se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. 216 × 165 mm.

77. Judith in ganzer Figur, mit dem Kopfe des Holofernes und dem Schwerte. Angeblich nach G. Reni. Das Original, dessen Echtheit jedoch stark angezweifelt wird, befindet sich im Hzgl. Museum, ist aber nicht mehr ausgestellt. Geschabt. Unten im Bilde steht links: Guido Reni Pinx. und rechts: C. Schröder sculp. Die Darstellung geht ringsum bis an den Plattenrand. 627 × 496 mm.

78. Kephalus und Prokris. (Ovid's Metamorphosen.) Nach G. Reni. Original im Hzgl. Museum, Nr. 480. Geschabt. Unterschrift: Prokris und Cephalus. Das Original Gemählde von Guido Reni ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal, 5 Fuss 9 Zoll breit, 4 Fuss 1 Zoll hoch. Gestochen von Carl Schroeder 1800. Dann folgt eine Widmung an den Freiherrn von Sierstorpff, mit dem Schlusse: Carl Schroeder. In der Mitte das Sierstorpff'sche Wappen. 349 × 440 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Mit gerissener Schrift, vor der Widmung.
II. Wie beschrieben.

79. Bildniß des Marchese Ambrogio Spinola. Kniestück. Nach P. P. Rubens. Original im Hzgl. Museum, Nr. 85. Da ich das Blatt, welches ich früher schon gesehen habe, leider nicht wieder habe auffinden können, so vermag ich keine näheren Angaben darüber zu machen. Die Größe ist etwa Folio.

Die Schröder'sche Zeichnung dazu befindet sich im Besitz der Frau Professor und des Herrn Dr Steinacker zu Braunschweig.

80. Judith mit dem Haupte des Holofernes, eine Dienerin leuchtet. Nach P. P. Rubens. Original im Hzgl. Museum, Nr. 87. Größtentheils punktirt. Unterschrift: Peint par P. P. Rubens. 1793. Gravé par C. Schroeder. Judith. L'original est dans la Galerie Ducale de Bronsvic. de 3 pieds 10 pouces de large sur 4 pieds 10 pouces de haut. 560 × 423 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor der Schrift.
II. Wie beschrieben.

81. Die Arbeiter des Weinberges. Nach H. M. Sorgh. Original im Hzgl. Museum, Nr. 308. Radirt. Unterschrift: Peint par Henri Martin Zorgh. Gravé par Schroeder à Bronsvic 1791. Le vigneron et ses ouvries. D'apres le Tableau Original de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal 2 pieds 3 pouces large, sur 1 pied 9 pouces de haut. Nun folgt noch eine Widmung an den Erbprinzen von Braunschweig, mit dem Schlusse: Schroeder. Graveur. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand:
355 × 475 mm.

82. Die Eheverschreibung. Nach J. Steen. Das bekannte Original befindet sich im Hzgl. Museum, Nr. 313. Größtentheils punktirt. Unterschrift: Peint par Jean van Steen. Gravé par C. Schroeder. Die Eheverschreibung. Das Original Gemählde ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal. 6 Fuss breit, 4 Fuss 6 Zoll hoch.
500 × 632 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Ueberarbeitet. Der Schluß der Unterschrift lautet jetzt: Das Original 6 Fuss breit, 4 Fuss 6 Zoll hoch, befindet sich in der Herzoglichen Braunschweig-Lüneburgschen Gallerie in Braunschweig.
III. Unten rechts ist noch folgende Adresse hinzugefügt: gedruckt von Schäffer Hof-Kupferdrucker.
Die Platte hat sich noch erhalten.

83. Barbierstube der Affen. In ganzen Figuren, rechts unten bezeichnet: D. Teniers F. Nach David Teniers d. J. Original im Hzgl. Museum, Nr. 139. Geschabt. Unterschrift: C. Schröder fecit. Die Baderstube der Affen, ein Après dinée von Tenniers. Das Original Gemälde von gleicher Grösse befindet sich in der Herzoglichen Gallerie zu Braunschweig. Gedruckt bei Schäffer Hof Kupfer Drucker. 208 × 262 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Schäffers Adresse ist ausgeschliffen.
Die Platte hat sich noch erhalten.

84. Venus im Muschelwagen und Amor. Nach A. Terwesten d. Ä. Original im Hzgl. Museum, Nr. 295. Radirt. Unterschrift: C. Schröder f. Venus. Nach dem Original von A. Terwesten in der Herzoglichen Gallerie in Braunschweig.
417 × 348 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor aller Schrift und vor vielen Arbeiten am Himmel, am Gewande der Venus u. s. w.
II. Mit der Schrift, vollendet.

85. Pomona, Früchte vor sich haltend. Fast Kniestück. Nach A. Terwesten. Das Original befand sich einstmals in der Salzdahlumer Gallerie, ist aber jetzt verschollen. Siehe Verzeichniß von 1776 Seite 127 Nr. 28. Geschabt. Unterschrift: A. Tervesten Pinxit. C. Schroeder sculpxit 1803. Pomona. Das Original ist in der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal h. 2 F. 10 Z., b. 2 F. 2 Z. dem Herrn Drosten von Rodenberg hochachtungsvoll gewidmet von Schroeder. 345 × 230 mm.

86. Ein Schäfer und eine Schäferin. Angeblich nach Tizian, jetzt aber dem Annibale Carracci zugeschrieben. Original im Hzgl. Museum, № 477. Punktirt. Unterschrift: Peint par Titien. 1794. Gravé par Schroeder. La confidence solide de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal, 2 pieds 11 pouces de large, sur 3 pieds 11 pouces de haut. Darauf folgt eine Widmung an den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen, deren Schluß lautet: Serviteur Schroeder. Größe des Blattes, welches keinen Plattenrand zeigt: 467 × 306 mm.

87. Junges Mädchen mit Federbarett. Brustbild. Nach einem unbekannten Meister der Schule von Venedig, von Schröder dem Tizian zugeschrieben. Original im Hzgl. Museum, № 650. Punktirt. Oben links steht: № 4. Unterschrift: Peint par Titien. 1794. Gravé par Schroeder. La candeur est son apanage. de la Galerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. Dann folgt eine Widmung an die „Baronne de Brabeck née Baronne de Weichs", mit dem Schlusse: Serviteur Schroeder. 279 × 221 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I Vor der Widmung
II. Wie beschrieben.

88. Bildniß des Malers Joh. Friedr. Pascha Weitsch, in halber Figur, mit einem Leuchter in der Hand. Nach Friedr. Georg Weitsch, dem Sohne des Dargestellten. Original im Hzgl. Museum, № 634. Geschabt. Unterschrift: Gemahlt von F. G. Weitsch. Gebohreren 1723 den 16. October (auf den Dargestellten bezüglich) Geschabt von Schroeder 1799. Pascha Johann Friedrich Weitsch Inspektor der Herzoglichen Braunschweigischen Gallerie zu Salzthal Professor der Churfürstlichen Akademie zu Düsseldorf Mitglied der Königlichen Akademie zu Berlin. Gewidmet F. G. Weitsch Königlicher Hofmahler und Rector der Königlichen Akademie zu Berlin von Seinen Freund und Schwager Schroeder. 487 × 360 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Wie beschrieben.
II. Statt „Königlicher Hofmahler" heißt es nun „Königlichem Hofmahler", und der Schluß lautet: „von Seinem Freunde und Schwager Schroeder." Ferner steht links: das Original Gemählde ist in der Gallerie zu Salzthal. Auch zeigt die Darstellung einige geringe Ueberarbeitungen.

89. Die büßende Magdalena. Die Heilige in ganzer Figur in einer Höhle knieend. Nach A. van der Werff. Das Original befand sich in der Salzdahlumer Galerie, ist aber nun verschollen. Siehe Verzeichniß von 1776 Seite 145 № 90. Punktirt und radirt. Unterschrift: Peint par Adrien van der Werff. 1792. Gravé

par Charles Schroeder. Ste Madeleine. La Pénitente. D'aprés l'original de la même grandeur et qui se trouve dans la Gallerie Ducale de Bronsvic à Salzthal. Zum Schlusse folgt eine Widmung an den Churfürsten Karl Theodor von Bayern in fünf Zeilen. 349 × 262 mm.

90. Die Neuvermählte, welche unter Thränen und mit Dudelsack-Musik zum Hochzeitsbette geführt wird. Nach einem ungenannten Meister, angeblich aus Dürer's Schule. Das Original befand sich in der Salzdahlumer Galerie, ist jetzt aber verschollen. Dem Blatte wurde eine gedruckte Beschreibung beigegeben. Es scheint sich um eine possenhafte Darstellung zu handeln, ich vermag jedoch keine näheren Angaben zu machen, da ich das Blatt niemals zu Gesicht bekommen habe. Es wird wahrscheinlich punktirt sein. Siehe Braunschw. Magazin 1793. 23. St., Sp. 367, wo das Blatt angekündigt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

v. Kortzfleisch, Geschichte des Herzogl. Braunschw. Infanterie-Regiments und seiner Stammtruppen 1809 bis 1869. 2. Band: Von der Errichtung des neuen Truppencorps 1813 bis zum Ausbruch des Krieges 1870. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit einem Bildniß des Herzogs Wilhelm, 3 Uniformbildern, 1 Stammtafel und 9 Kartenskizzen. Braunschweig, A. Limbach 1898. XVI u. 450 S. 8°, geb. 12 ℳ.

Vorstehendes Werk, von dem der erste Band im Br. Mag. 1896 S. 31 f. angezeigt wurde, ist bereits seit geraumer Zeit erschienen, hat aber verschiedener Hindernisse wegen hier leider noch keine Besprechung gefunden. Wir wollen diese lieber jetzt noch verspätet bringen, als ganz unterlassen. Denn an einem Orte, wo die Braunschweigische Litteratur aufgeführt wird, darf dieses Buch nimmermehr fehlen. Ist es doch ohne Zweifel eine der besten Erscheinungen, die wir auf jenem ganzen Gebiete seit einer Reihe von Jahren zu verzeichnen hatten. Der Verfasser hat umfassende Studien sowohl in handschriftlichen Quellen, die für die erste Zeit leider sehr spärlich fließen, als auch in Druckwerken von deutscher, englischer, niederländischer, französischer und dänischer Seite angestellt und sein Buch mit sicherer Beherrschung dieses Materials, das er in gründlicher Weise kritisch durchforscht und gesichtet hat, geschrieben. Dabei läßt er dem Leser die Mühe der Arbeit niemals empfinden; er weiß auch einen an sich spröden Stoff, wie er uns für verschiedene Zeiträume hier entgegen tritt, geschickt zu behandeln und gut lesbar zu gestalten. Auch eine andere Gefahr hat er glücklich vermieden. Bei allen kriegerischen Unternehmungen ist ein Regiment nur ein Bruchtheil des Ganzen. Es kann nur zu leicht geschehen, daß der Darsteller einer Regimentsgeschichte sich entweder zu sehr auf seinen Truppentheil beschränkt und den Leser über die Gesammtentwickelung, in die jener eingreift, im Unklaren läßt, oder daß er zu sehr ins Breite geht, Alles darstellt und darüber seine eigentliche Aufgabe aus dem Auge verliert. K. hat beide Fehler glücklich vermieden. Er entwirft von den politischen und militairischen Verhältnissen im Allgemeinen eine kurze treffende Schilderung, so daß der Leser, über die Gesammtlage wohl orientirt, klar folgen kann, wenn ihm die Thaten und Erlebnisse des Regiments eingehend vor Augen geführt werden. Der Verfasser hat sein Buch offensichtlich mit warmer Liebe zur Sache geschrieben, aber er bleibt in seinem Urtheile immer besonnen. Er hält sich von allen Ueberschwänglichkeiten und leeren Redensarten vollständig fern; wo er aber Ruhmesthaten berichtet, kann man gewiß sein, daß sie des Rühmens auch werth sind.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, in Anschluß an den vorigen Band als III—VI bezeichnet. Der erste von ihnen behandelt die Freiheitskriege, die Bildung des neuen Truppencorps, die dem Herzoge Friedrich Wilhelm bei seiner Rückkehr im December 1813 vor Allem am Herzen lag und die er nach Kräften zu fördern suchte, den ohne Kampf verlaufenen Zug nach Brabant im Jahre 1814 und den Feldzug von 1815. Hier bilden die anschaulich geschilderten Schlachten bei Quatrebras, wo Herzog Friedrich Wilhelm das Leben ließ, und bei Waterloo die interessantesten Theile des ganzen Bandes. Am 29. Januar 1816 kehrten die Truppen von Paris nach Braunschweig zurück. Es folgte eine lange Friedenszeit (1816—48), der Abschnitt IV gewidmet ist. In sie fällt der Braunschweigische Aufruhr vom 7. September 1830, der zur Flucht Herzog Karl's II. und zu seiner völligen Ausschließung von der Regierung führte. Die Vorfälle, bei denen das Militair auf v. Hertzberg's Befehl zu völliger Thatenlosigkeit verdammt war, werden sachlich dargestellt und ruhig beurtheilt. Eingehend werden dann im V. Abschnitte die Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 in Schleswig-Holstein erzählt. Blieben sie in der Hauptsache auch ergebnißlos, so gaben sie doch einzelnen Theilen des Regiments (v. Specht, v. Ehrenkrook u. A.) Gelegenheit, ihre kriegerische Tüchtigkeit zu erweisen. Als eine Folge dieses Feldzugs ist wohl die Militair-Convention mit Preußen anzusehen, die, am 1. December 1849 abgeschlossen, schon nach einigen Jahren hauptsächlich wohl in Rücksicht auf die reger gewordene Einwirkung der Militair-Commission des Bundestages auf die Bundescontingente wieder aufgehoben wurde. Diese Verhältnisse werden im letzten Abschnitte behandelt, der die Zeit von 1850—70 umfaßt. Im Jahre 1866 suchte sich Herzog Wilhelm nach Möglichkeit von dem deutschen Bruderkriege fern zu halten, erst Mitte Juli schloß er ein Bündniß mit Preußen ab; die Braunschweigischen Truppen, die dem 2. Reserve-Armeecorps in Bayern zugetheilt wurden, kamen nicht mehr zu kriegerischer Verwendung. Das letzte Capitel dieses Abschnittes, das den Uebergang des Regiments in die preußischen Militairverhältnisse (1867—70) enthält, ist der „Geschichte des Herzoglich Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 seit dem Eintritt in den Norddeutschen Bund (1878)“ vom jetzigen Generallieutnant z. D. v. Otto mit unbedeutenden Kürzungen wörtlich entnommen. Wir erhalten zugleich die erfreuliche Mittheilung, daß dieses seit langer Zeit vergriffene Werk

überarbeitet, bis zum Schlusse des Jahrhunderts fortgesetzt und so als dritter Band dem Rahmen der Regimentsgeschichte eingefügt werden soll. — Beigegeben ist dem Bande (S. 413—450) eine mit peinlicher Sorgfalt gearbeitete Officier-Stammliste, die wir dem Bankdirector Paul Walter in Braunschweig verdanken, der auch sonst das Werk namentlich in allen Fragen der Uniformirung und Bewaffnung in selbstloser Weise gefördert und die Herstellung der drei Uniformbilder geleitet hat. Beigegeben sind ferner noch eine Stammtafel über die Entstehung des Regiments und einige Pläne für die Feldzüge 1814—15 und 1848—49, die das Verständniß der Operationen der Truppen wesentlich erleichtern. Erhält das Werk, wie angegeben, durch eine zweite Ausgabe der v. Otto'schen Arbeit in einem dritten Bande den erwünschten Abschluß, so werden nicht viele Regimenter zu finden sein, die eine so vortreffliche Darstellung ihrer Geschichte besitzen.

Eduard Paulus, Tilmann Riemenschneider um 1460—1531. Ein Künstlerleben in zwölf Gesängen. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1899. 80 S. 8°. 1 ℳ.

Es ist das Leben und Wirken eines Harzer Kindes, das uns der bekannte Würtembergische Landesconservator, Kunstschriftsteller und Dichter Eduard Paulus in anmuthig fließenden Versen hier darstellt. Tilmann Riemenschneider ist um das Jahr 1460 in Osterode geboren. Ueber eine Kunstthätigkeit in Niedersachsen ist von ihm nichts bekannt. Er muß die Heimath früh verlassen haben, um dann von Würzburg aus in dem gesegneten Thale des Main und seinen schönen Seitenthälern als Bildschnitzer und Bildhauer eine für die Kunstgeschichte bedeutsame Wirksamkeit zu entfalten. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt; er wurde in Würzburg Mitglied des oberen Raths, 1520 sogar erster Bürgermeister, schloß sich früh, auch in seiner Kunst, der Reformation an, ward 1525 in den Bauernkrieg verwickelt, gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt und starb dann weltfremd und lebensmüde am 8. Juli 1531. Diese wenigen Nachrichten, in Verbindung gesetzt mit den Werken des Künstlers, die auf uns gekommen, hat der Verfasser, das Fehlende im Geiste ahnend und ergänzend, in reicher dichterischer Schöpfungskraft zu einem lebensvollen Gesammtbilde des Meisters ausgestaltet, das wir unseren Lesern bestens empfehlen möchten.

Otto von Heinemann, Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweite Abtheilung. Die Augusteischen Handschriften IV. Mit dreizehn Facsimiles, meist in farbigem Lichtdruck. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1900. 380 S. gr. 8°. 20 ℳ.

Dem dritten Bande der Augusteischen Handschriften, der auf S. 32 des vorigen Jahrgangs angezeigt wurde, ist der vierte, wie damals versprochen, baldigst nachgefolgt. Er verdankt seine Entstehung fast allein der unermüdlichen Arbeitskraft des Herausgebers, der das große Werk mit Einschluß der Helmstedter Handschriften und der Musikalien nun schon bis zum achten Bande gefördert hat. Vom vorliegenden Bande sind nur zwei griechische Handschriften vom Gymnasialdirector a. D. Dr Köhler, ein paar arabische von Professor Dr Ahlwardt in Greifswald bearbeitet worden. Im Allgemeinen zeigt er dieselbe Einrichtung, dieselben Vorzüge wie die vorhergehenden Bände, die schon früher an dieser Stelle und von berufeneren Kennern in Fachzeitschriften gebührend gewürdigt worden sind. Er umfaßt 641 Mannscripte (Nr. 2759 oder 77. 4 Aug. fol. bis Nr. 3400 oder 34 Aug. 4°). Einige fehlen davon zwar zur Zeit der Bibliothek. Zwei Handschriften (2760 und 3339), die sich auf die Geschichte der Stadt Straßburg beziehen, sind im Jahre 1815 aus Frankreich nicht zurückgekommen, zwei andere sind im vorigen Jahrhundert an das Herzogliche Museum abgegeben, wo sie jetzt gewiß ohne Schaden entbehrt werden könnten. Wenigstens wird Nr. 2871, ein Kräuterbuch, 1766 mehr an das Naturalien- als an das Kunstcabinet abgegeben worden sein. Es wäre doch wünschenswerth, wenn die alten Bibliotheksbestände, so weit nicht sachliche Gründe dagegen sprechen, nach Möglichkeit wieder hergestellt würden. Es befinden sich unter den hier verzeichneten Handschriften manche sehr kostbare Stücke. Das kommt schon in der reichen Beigabe von Facsimiles zum Ausdrucke. Während die früheren Bände deren im Durchschnitte 6—7 aufzuweisen hatten, bringt dieser gerade die doppelte Anzahl. Darunter sind wiederum drei Blätter aus zwei Handschriften der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn (Nr. 2924 und 2994), von dem berühmten Florentiner Miniator Attavante hergestellt, von dessen Kunstfertigkeit auch der vorige Band bereits eine Probe bot. Besonderes Interesse erregt auch die Wiedergabe aus Nr. 3006, da sie uns ein Bildniß des „letzten Minnesängers", Oswald's v. Wolkenstein, bringt, das wir nicht nur als gleichzeitig, sondern auch als ähnlich ansehen dürfen. Denn es stimmt auf das Beste überein mit den beiden Bildern, die uns sonst von dem Dichter überliefert und in G. Könnecke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur (2. Aufl. S. 79) dargestellt worden sind. Oswald fehlt das rechte Auge, das er bei einer Belagerung durch einen Pfeilschuß verlor, wie auf dem schönen Bilde aus der Handschrift seiner Gedichte; er trägt einen spitzen Vollbart, wie auf dem offenbar noch zu seinen Lebzeiten angefertigten Grabsteine zu Brixen, auf dem das Todesdatum nicht ausgefüllt ist. Oswald ist der älteste deutsche Dichter, von dem wir gleichzeitige authentische Bildnisse besitzen, deren Zahl sich nun durch obiges Blatt auf drei erhöht. Von einigen Handschriften sind auch kostbare Einbände — darunter eine Silber- und eine Elfenbeinplatte — in Lichtdruck wiedergegeben. Mehrere der Tafeln sind in doppelter Blattgröße hergestellt. Wir sind für diese reiche Ausstattung, die dem Bande zu besonderer Zierde gereicht, neben der Liberalität des Herzoglichen Staats-Ministeriums auch der opferbereiten Verlagsbuchhandlung von J. Zwißler zu Danke verpflichtet. Die geringe Erhöhung des Preises für den vorliegenden Band erscheint dabei wohl berechtigt. Er ist vorzüglich geeignet, einen deutlichen Begriff von den Handschriftenschätzen zu geben, die Herzog August in seiner Bibliothek vereinigt hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 15. Juli **1900.**

Grabstätten der Welfen.

15. Marburg.

In dem schönsten Gotteshause des Hessenlandes, der herrlichen Elisabethkirche zu Marburg, befinden sich zwei Welfische Grabstätten. Die eine davon ist jetzt nicht mehr bezeichnet, die andere mit einem der schönsten Denkmäler geschmückt, die dieses an hervorragenden Kunstwerken so reiche Gebäude besitzt. Es steht im südlichen Kreuzarme, dem sogenannten Fürsten- oder Landgrafenchore, wo hessische Fürsten aus vier Jahrhunderten bestattet sind. Die Grabdenkmäler hier — man zählt deren jetzt 30 [1]) — bestehen theils in Stein- und Broncetafeln, die an den Seitenwänden angebracht sind, theils in sogenannten Tumben oder Hochgräbern, die in zwei Reihen von Nord nach Süd den Boden des Kreuzflügels durchziehen. In der östlichen Reihe ruht hier zunächst der Landgraf Konrad von Thüringen, seit 1239 Hochmeister des Deutschen Ordens, der Schwager der heiligen Elisabeth und der Gründer der nach ihr benannten Kirche († 24. Juli 1240). An dieses Grab schließt sich im Süden das einer fürstlichen Frau. In schöner Steinmetzarbeit ausgeführt liegt hier auf dem Grabe unter einem gothischen Baldachine eine weibliche Gestalt von hoher Anmuth, die in der rechten Hand eine Rose hält, während die Linke unter dem Kopfe eines Knaben ruht, der die Hände über der Brust faltet [2]). Der Eindruck des Ganzen wird dadurch etwas beeinträchtigt, daß die lächelnden Gesichtszüge der Frau, wahrscheinlich durch Küsse der Wallfahrer, stark abgeschliffen sind. Zwei Engel, die die Seelen der beiden Entschlafenen, als kleine Figuren dargestellt, emportragen, schweben, der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite, unter dem Baldachine, unter dessen Mitte gerade über dem Kopfe der Frau ein eisernes Gestell angebracht ist, das man für den Behälter einer Lampe oder, wohl richtiger, für eine Opferbüchse erklärt hat. Die ganze Arbeit war früher bemalt; noch jetzt sind in den Falten des Gewandes goldene Rosen auf rothem Grunde deutlich erkennbar.

Man hat dieses Grabdenkmal früher allgemein für das der Herzogin Sophie, der Tochter der heiligen Elisabeth († 1282), gehalten, die hier mit ihrem Sohne, dem sogenannten Kinde von Brabant, abgebildet sei. Solche Darstellungen waren üblich und werden zu jener Annahme geführt haben. Man bedachte dabei nur nicht, daß jenes Kind, der spätere Landgraf Heinrich I. von Hessen, in hohem Alter 1308 gestorben, nicht mit seiner Mutter begraben und deshalb auch nicht auf einem Grabsteine mit ihr dargestellt werden konnte. Aber die Vorstellung hat sich so tief im Bewußtsein des Volkes festgesetzt, daß noch heutigen Tages den Fremden von dem Führer der Kirche die Figuren als die der Sophie und des Kindes von Brabant erklärt werden. Der Erste, der das Richtige erkannte, scheint der verdiente Professor Friedrich Lange gewesen zu sein, um den Anfang der 50er Jahre der Leiter der Wiederherstellung des schönen Bauwerkes. Eine solche hatte sich als dringend nothwendig herausgestellt nach dem schweren Wolkenbruche am 3. August 1847, wo die Gewalt des Wassers den Boden der Kirche unterwühlt und vielfache Senkungen hervorgerufen hatte, so daß der Gottesdienst längere Zeit eingestellt werden mußte [3]). Man hatte unter dem Fürstenchore ein Gewölbe vermuthet und dessen Einsturz befürchtet, deshalb aber in Eile die Grabdenkmäler in den Ostchor geschafft, leider ohne genaue Aufzeichnung über ihre ursprüngliche Lage zu machen. Im November 1848 wurde Lange, damals noch Lehrer in Fulda, später Universitätsarchitect und Professor in Marburg, zu einem Gutachten über die Restauration der Kirche aufgefordert; er war im folgenden Monate in Marburg und hat dann im Januar 1849 von Fulda aus einen ausführlichen Bericht an die Regierung erstattet. Derselbe bezieht sich in eingehender Weise auch auf die Grabdenkmäler. Daß auf dem erwähnten die Herzogin Sophie von Brabant nicht

1) Vgl. den Grundriß der Kirche in L. Bickell's Schrift, Zur Erinnerung an die Elisabethkirche zu Marburg (1883) Fig. 18 und die Ansicht des Chores auf S. 27, die in Otte's Handbuche der kirchlichen Kunst-Archäologie I. B. (5. Aufl.) S. 339 wiederholt worden ist.

2) Das Denkmal ist auf der in voriger Anmerkung erwähnten Ansicht links vorn abgebildet.

3) Vgl. hierüber die Schilderung Landau's in der Ztschr. d. Ver. f. hessische Gesch. u. Landesk. V. B. (1850) S. 184 ff.

dargestellt sein konnte, war ihm sofort klar. Denn als er die Platte sorgfältig hatte reinigen lassen, entdeckte er auf ihrem Rande, mit schwarzer Farbe in Majuskeln des 13. Jahrhunderts gemalt, eine Inschrift, von der er folgende Worte noch deutlich erkennen zu können glaubte: ano . . . . nd . . . . obiit . aleydis. qvondam. lantgravia . . t . . . . . Jetzt sind diese Worte so gut wie ganz verloschen. Lange brachte diesen Stein nun sogleich in Verbindung mit einem anderen, der eine ganz ähnliche Inschrift zeigte und nebst einer zweiten, in gleicher Weise hergestellten Platte, erst durch die von der Wasserfluth bewirkte Zerstörung oder die darauf erfolgten Aufräumungsarbeiten zum Vorschein gekommen war; sie waren durch die später darauf gestellten Hochgräber bis dahin verdeckt gewesen. Beide zeigten dieselbe Technik: die Umschrift, wie die dargestellten Figuren waren in Conturen eingerissen und die einzelnen Linien mit schwarzem Kitte ausgefüllt. Die Platte, die für uns hier in Betracht kommt, zeigte, z. Th. zwar abgerieben, eine weibliche Gestalt und eine Inschrift, von der Lange, am oberen Rande beginnend, Folgendes zu lesen vermochte: † Anno M C C . . . . / . . . . . Kalendas . Maii . obiit. Aleydis . q . . . . ntgrauia . et / domina terre . hassie req . . . s . . . . in / pace.

Da die Inschriften der beiden Steine, so weit sie noch lesbar sind, genau übereinstimmen, so nahm Lange mit Recht an, daß sie beide einer Verstorbenen gewidmet sind, und daß der einfachere Stein bis zur Vollendung des prächtigeren Denkmals einstweilen zur Bezeichnung der Grabstätte dienen sollte. Er deutete sie als die der Landgräfin Adelheid, der Tochter Otto's des Kindes, des ersten Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, die im Jahre 1263 Heinrich I., dem ersten Landgrafen von Hessen, die Hand reichte und im Jahre 1274 gestorben ist[4]). „Gegen die Möglichkeit", schreibt Lange weiter, „daß eins der Grabmäler der ersten Gemahlin ihres Sohnes, des Landgrafen Otto, welche ebenfalls Adelheid[5]) hieß, gehören könnte, streitet aber der alterthümliche Stil beider. Daß aber jene ältere Adelheid wirklich in der St. Elisabethkirche begraben wurde, bezeugt folgende Stelle der oben §. 2 berührten handschriftlichen Nachricht[6]), wo es bei Aufzählung der in der Kirche damals vorhandenen Grabmäler, nämlich des Landgrafen Konrad, des bekannten Dominikaners Konrad von Marburg, und eines Franziskanermönchs Gerhard heißt: „Novissime autem diebus istis apposita est his mulier boni spiritus, in ornamentum eximium domus, Adelheidis videlicet, illustris principis de Brunswig filia, quae etiam dicitur miraculis claruisse". Aus dieser letzteren Andeutung, daß nämlich Adelheid im Geruche der Heiligkeit gestorben war, erklärt sich auch besser als bei der frühern Annahme[7]) der Umstand, daß die Gesichtszüge des Bildes durch vieles Küssen oder Berühren fast gänzlich verwischt sind". Bezeugt wird die Beisetzung der Braunschweigischen Adelheid neben dem Hochmeister Konrad auch durch eine Stelle in Gerstenberger's hessisch-thüringischer Chronik[8]), wo es heißt: „Alß nu die Lantgraffyne Frau Alheid gestarp, do wart sie zu Margburg begraben, unde liget benebin Lantgrafen Curde Meister Tutschorden".

Dieser Bericht Lange's, der die ganze Sachlage vollständig klar stellt, ist nicht veröffentlicht worden[9]). So konnte es kommen, daß trotzdem noch eine abweichende Ansicht auftauchte und sich verbreitete. Archivar Dr G. Landau, der das verheerende Unwetter in Marburg selbst mit erlebte, stellte 1850 die Ansicht auf, daß der flach gearbeitete Stein der Tochter Otto's des Kindes, das schöne Hochgrab aber ihrer gleichfalls Adelheid genannten Schwiegertochter zukomme. Letzteres könne auf die Braunschweigerin nicht bezogen werden. Die Gründe, die er dafür anführt, sind nichts weniger als stichhaltig. Daß die dargestellte Figur keinen Wittwenschleier trägt, daß der Ausdruck quondam Lantgravia für die ältere Adelheid sehr wohl gesagt werden kann, hat schon Wilhelm Kolbe in seinem Büchlein über „die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg" (Marburg 1874) S. 54 überzeugend nachgewiesen. Der dritte Grund Landau's beruht auf einem Lesefehler. Die Inschrift des Hochgrabes, die er nach Lange anführt, enthält nicht: Landgravia t, sondern Lantgravia . . t. Man kann also gar nicht, wie Landau will und für die Zeit bedenklich findet, Landgravia terrae Hassiae lesen, sondern muß sie Lantgravia . et . Domina . terre . Hassie ergänzen, also mit der Inschrift der zweiten Platte in völlige Uebereinstimmung bringen. Daß so für eine Persönlichkeit zwei Platten angefertigt wurden, ist an sich nicht auffällig und aus den Verhältnissen wohl erklärlich; auch spricht der Umstand dafür, daß die Platte bis dahin verdeckt gewesen war, doch wohl nur deshalb, weil man sie nach der Herstellung des kunstvolleren Denkmals für entbehrlich hielt. Daß übrigens die einfachere Platte neben dem Grabmal des Hochmeisters Konrad ursprünglich gelegen habe, bezeugt Landau S. 189 Anmerkung 2 ausdrücklich. Die Anfertigung zweier Platten, einer einfacheren und einer kunstvolleren, für die jene vorläufig Ersatz bieten sollte, begegnet übrigens auch sonst. So sind z. B. im Kloster Walkenried, allerdings aus späterer Zeit, noch jetzt von vier Mitgliedern des Honsteiner Grafenhauses je zwei solcher Steine erhalten[10]).

Der Ansicht Landau's sind von Dehn-Rotfelser und Lotz in ihren „Baudenkmälern im Regierungsbezirk

4) Der Todestag der Landgräfin Adelheid, den das Chronicon Sampetrinum (Geschichtsquellen d. Prov. Sachsen Bd. I, S. 107) in den Juni 1274 setzt, ist nach jener Inschrift nach Mitte März des Jahres zu verlegen, da vor „Kalendas" offenbar noch eine Zahl zu ergänzen ist.

5) Sie war die Tochter Graf Otto's III. von Ravensberg, die 1298 den Landgrafen Otto heirathete und nach 1333 gestorben ist.

6) Es handelt sich um den Zusatz zu einer Handschrift der vita S. Elisabethae von Theoderich von Thüringen.

7) Daß nemlich die Küsse der Gläubigen der Tochter und dem Enkel der heiligen Elisabeth gegolten hätten.

8) Schmincke, Monum. hass. II, S. 429.

9) Ich durfte ihn einsehen im Königlichen Staatsarchive zu Marburg.

10) Vergl. Zeitschr. des Harzvereins Bd. XXII (1889), S. 208 ff.

Cassel" (1870) S. 143 gefolgt; sie kommen dabei zu der wunderlichen Annahme, daß die Gesichtszüge der Adelheid aus Versehen von den Wallfahrern abgeküßt seien, weil diese „die Figur wahrscheinlich für die der ersten, 1274 gestorbenen Gemahlin Heinrich's I., jener durch Wunderthaten berühmten älteren Adelheidis hielten". Dieser Meinung der Wallfahrer, in dem Denkmale die Braunschweigische Adelheid vor sich zu haben, schließen sich jetzt, besonders auch aus kunstgeschichtlichen Gründen, die meisten der neueren Forscher an, so in den bereits genannten Werken W. Kolbe und L. Bickell, und wir werden es nach alledem nicht mehr zu bezweifeln haben, daß das schöne Grabdenkmal Adelheid's der Tochter unseres Herzogs Otto des Kindes gilt.

Nach der Darstellung des Knaben an der Landgräfin Seite darf es wohl als sicher gelten, daß ein Sohn in zartem Alter neben ihr bestattet wurde. Ein solcher ist uns nun zwar von Heinrich's I. Gemahlin nicht bekannt, aber von Otto's Gattin ebensowenig. Auch kann uns das bei der Mangelhaftigkeit der genealogischen Ueberlieferung aus jener Zeit keineswegs überraschen.

Noch eine zweite Braunschweigische Fürstentochter ist in der Elisabethkirche zu Marburg begraben: Margarethe, die Tochter Herzog Ernst's des Bekenners, die sich am 14. August 1559 mit dem Grafen Johann von Mansfeld vermählte. Steinmann läßt sie S. 272 in Eisleben bestattet sein, obwohl er auf der richtigen Spur war und die Mittheilung L. F. Niemann's anführte, Margarethe sei am 24. September 1596 am Hofe ihres Schwiegersohnes, des Landgrafen Ludwig von Hessen, gestorben und in Marburg am 29. September begraben. Daß damit vollständig das Richtige getroffen war, geht klar aus einem der Protokolle hervor, die Professor Lange in der Zeit vom 17. Juli bis 10. August 1854 bei den Ausgrabungen und Mauerarbeiten für die Fundamentirung der neuaufzurichtenden Hochgräber im Landgrafenchore hat aufnehmen lassen.

Es heißt hier folgendermaßen:

Geschehen Marburg am 29. Juli 1854.

Gegenwärtig: Hr. Prof. Dr Lange
Cantor Amrhein
Organist Bücking
Baueleve Seibert
Maurerm. Dauber iun.

Es wurde heute die Fundamentirung sämmtlicher Hochgräber vollendet. Bei dem Planiren des Bodens gerieth man, als man die obere moderige Erdschicht neben dem Chorgestühl an der im Grundriß [11]) mit n bezeichneten, bisher unberührt gebliebenen Stelle abhub, auf den Extrados eines Backsteingewölbes. Da nach dem Restaurationsplane alle in der Erde etwa noch befindliche Höhlungen ausgefüllt werden sollen, so wurde die östliche Stirnmauer des gefundenen Gewölbes bloßgelegt und durchbrochen. Es zeigte sich jetzt ein hohler innerer Raum von 7' $1^1/_4$" Länge, 5' 10" Breite und 6' 1" Höhe vom Boden, dessen Seitenmauern von Sandsteinen, die gewölbte Decke aus Backsteinen 1 Stein stark gebildet war. Darin stand ein hölzerner, von allen Seiten mit Bleiplatten umgebener Sarg auf einem eisernen Gestell; die Länge des Sarges betrug 6' 5", seine Breite am Kopfende 2' $5^1/_2$", am Fußende 1' 11". Auf der oberen Bleiplatte befand sich außer einigen Bibelsprüchen, sowie dem Braunschweig-Lüneburgischen und Mansfeldischen Wappen nachfolgende Inschrift [12]):

Anno 1596 den 24. Septembis ist die dvrchllvchtige hochgeborne fvrstin vnd fraw fraw Marcreta geborne hertzogin zv Bravnschwig vnd Lvnburcke grevin zv Mansfelt wittibe in Gott selig entschlaffen.

Auch auf den am Boden und am Hauptende des Sarges befindlichen Bleiplatten waren Bibelsprüche eingegraben.

Bei dem Oeffnen des Sarges, welcher bis dahin scheinbar unberührt geblieben war, zeigte sich von der darin bestattet gewesenen Leiche nur die Kleidung, aus braunseidenem Stoffe mit schwarzem Spitzenbesatz bestehend, theilweise erhalten. Von den Gebeinen selbst war bis auf einige wenige Reste fast jede Spur verschwunden. Es wurde beschlossen, die genannten Reste an ihre Stelle wieder beizusetzen; das Gewölbe aber, um einen späteren unvermutheten Einsturz zu verhüten, abzubrechen und den ganzen hohlen Raum wieder auszufüllen.

Vorgelesen
Lange. Amrhein. Bücking. Dauber.
Zur Beglaubigung C. Seibert.

„Nach mündlicher Tradition", sagt Bickell S. 29, „sind sogar die Bleiplatten eingeschmolzen worden. Es waren ja blos", wie er bitter hinzufügt, „Producte der Renaissancezeit ohne „Kunstwerth"." Uebrigens hat Bickell dem Schreiber dieses mündlich mitgetheilt, daß so etwas nur hinter dem Rücken Professor Lange's hätte geschehen können, er sei weit entfernt, diesem einen solchen Vandalismus zuzutrauen. Mag dem sein, wie ihm wolle: für uns steht fest, daß der Ort Eisleben unter den Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses fortan zu streichen ist.

Hofkupferstecher Karl Schröder.

Beschreibendes Verzeichniß seiner graphischen Arbeiten.

Von A. Vasel.

(Fortsetzung und Schluß.)

III. Pläne und Ansichten,

größtentheils aus Stadt und Land Braunschweig.

91 u. 92. Zwei Grundrisse der Stadt Braunschweig. Dieselben befinden sich in der „Beschreibung der Stadt Braunschweig" von Ribbentrop, welche auch das Bildniß Heinrich's d. Löwen enthält. Aus der

11) Vgl. bei Bickell a. a O. S. 28.

12) Sie ist im Protokolle selbst mit lateinischen Majuskeln wiedergegeben.

Vorrede ist zu ersehen, daß die Stiche von Schröder herrühren.

Nr. 91 stellt einen Plan von 1789 dar und trägt in der rechten oberen Ecke die Inschrift: Grundriss der Stadt Braunschweig entworfen im Jahre 1789 von Friedrich Culemann Cond. beym Ing. Corps. Ohne Stechernamen. Radirt. 360 × 405 mm.

Nr. 92 zeigt einen Stadtplan von 1671. In der linken oberen Ecke steht: Nach einen Alten Original Hand-Riss gestochen von S. Die rechte obere Ecke hat folgende Inschrift: Eigentlicher Geometrischer Grundtriss der Weldt berühmten Stadt Braunschweig wie sie nach eroberung deroselben so A° 1671 dn 12tn Juny geschehen befunden worden. Rechts neben dem Plane befindet sich eine Erklärung der Buchstaben abgedruckt. Radirt. 340 × 352 mm.

93. Kleine Ansicht der Stadt Braunschweig, in der Mitte unten zwei Wappen. Ohne Inschrift und Künstlernamen. Radirt. Dieselbe diente als Anfangsvignette für ein Gedicht, dessen Titel lautet: Braunschweigs Anrede an seine Durchlauchtigste Erbprinzessin Friederike Luise Wilhelmine Gebohrne Prinzessin von Oranien etc. Braunschweig den 10ten November 1790. Die Schlußvignette des Gedichts bildet die folgende Nummer, das Löwendenkmal, welches mit „Schr." bezeichnet ist. 80 × 116 mm.

94. Das Löwendenkmal auf dem Burgplatze. Radirt. Bezeichnet: Schr. Siehe vorige Nummer.
85 × 58 mm.

95. Der Sarg des Herzogs Friedrich Wilhelm in der Gruft des Domes zu Braunschweig. Am Fußende die Buchstaben F W mit der Krone und an der Seite ein Schild mit „Tief betrauerter". Radirt. Ohne Künstlernamen, jedoch sicher von Schröder. Siehe Braunschw. Anzeigen 1816 Sp. 3684. Im Unterrande befinden sich, meist von Kränzen umgeben, die Inschriften der am Sarge angebrachten Schilder: F. W. — Tief betraurter — Früh verklärter — Bürgerfürst — Friedrich Wilhelm regierender Herzog zu Braunschweig Lüneburg Herzog zu Oels und Bernstadt — Starb den Heldentodt für das Vaterland bei Quatrebras am 16t Junius 1815 im 44ten Jahre — Er starb für unsere Freuheit. Opfer der Frauen — wir Segnen seine Liebe. Opfer der Töchter. 270 × 300 mm.

96. Denkmal der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm. Der Obelisk auf dem Monumentsplatze. Radirt. Unterschrift: C. Schröder. Denkmal der verewigten Herzoege Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm von Braunschweig Lüneburg. 296 × 435 mm.

97. Das Steinthor. Im Vordergrunde die Thorpfeiler mit den beiden Löwen, welche sich jetzt vor der Hzgl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befinden. Radirt. Ohne des Künstlers Namen. Unterschrift: Das Stein-Thor der Stadt Braunschweig. 287 × 421 mm.
Die Originalzeichnung von Schröder befindet sich im städtischen Museum zu Braunschweig.

98. Ansicht aus dem Parke am Steinthore. I. Im Mittelgrunde die Oker und dahinter nach links ein Gartenhaus. Radirt. Unterschrift: Nach der Natur gez. u. gest. v. C. Schröder. Erste Ansicht einer Partie im Fürstl. Parke am Steinthore zu Braunschweig. 286 × 415 mm.
Die Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

99. Ansicht aus dem Parke am Steinthore. II. Rechts die Brücke und im Hintergrunde die Häuser am Steinthore. Radirt. Unterschrift: Nach der Natur gez. u. gest. v. C. Schröder. Zweite Ansicht einer Partie im Fürstl. Parke zu Braunschweig. (die Aussicht auf die Steinthor-Brücke.) 287 × 422 mm.
Die Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

100. Aussicht vom Windmühlenberge auf die Promenade und die Stadt. Rechts im Hintergrunde die Aegidienkirche. Radirt. Unterschrift: C. Schroeder fecit. Ansicht der Promenade der Stadt Braunschweig vom Windmühlenberge am August-Thore. 293 × 429 mm.
Die Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

101. Das Augustthor. Die Platte ist nur in Umrissen radirt, da die Abdrücke zum Koloriren bestimmt waren. Unterschrift: das August-Thor der Residentz Stadt Braunschweig. Ohne Künstlernamen.
273 × 400 mm.
Die 4 Nummern 101 – 104 wurden im Jahre 1815 vom Künstler zusammen herausgegeben. Siehe Braunschw. Magazin 1815 Sp. 653.

102. Aussicht von dem Garten des Kaufmanns Thies am Wilhelmithore. Im Vordergrunde befinden sich fünf Personen, vermuthlich die Thies'sche Familie, an einem runden Tische im Garten, dahinter sieht man Gebäude und die Oker, und im Hintergrunde steigt der Brocken auf. Nur in Umrissen radirt. Siehe Nr 101. Unterschrift: Nach der Natur gezeichnet und Gestochen von C. Schroeder. Aussicht aus den Garten des Kaufmann und Banquier Herrn Thies am Wilhelmi-Thor in Brauschweig. in Verlag bei Schäffer Hof Kupferdruker.
277 × 396 mm.

103. Das Herzogliche Lustschloß Richmond. In der Mitte ist das Schloß sichtbar und durch die geöffnete Thür sieht man 2 Personen. An dem offenen Gitterthore stehen 2 Soldaten Wache. Im Vordergrunde ist ein mit vier Pferden bespannter Wagen im Begriff vorzufahren. Nur in Umrissen radirt und ohne Künstlernamen. Siehe Nr. 101. Unterschrift: Richmond Herzogliches Lustschloss bey Braunschweig im Verlag bey Schäffer Hof-kupferdruker.
278 × 400 mm.
Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor aller Schrift.
II. Wie beschrieben.

104. Die Gegend von Oelper. Das Gasthaus mit dem Oelperthurm und dem Schlagbaum. Ebenfalls nur in Umrissen radirt und ohne Künstlernamen. Siehe Nr. 101. Unterschrift: Oelper nahe bei Braunschweig an der Strasse nach Zelle. 276 × 400 mm.

105. Das Herzogthor zu Wolfenbüttel. Rechts das ehemalige Thorgebäude mit den jetzt im vaterländischen Museum zu Braunschweig befindlichen,

aus Holz gearbeiteten Figuren. Radirt. Unterschrift: Das Herzog-Thor der Stadt Wolfenbüttel. Ohne Künstlernamen. 273 × 405 mm.

Abdrucks Verschiedenheiten: I. Vor der Unterschrift. II. Wie beschrieben.

Die Originalzeichnung von Schröder befindet sich im städtischen Museum.

106. Das Schloß Hedwigsburg, ehemals der von Münchhausen'schen Familie gehörig. In einem Oval. Radirt. Unterschrift: Schloss Hedwigsburg nach der Gartenseite. Mahlerische Ansichten von Hedwigsburg einem angenehmen Landsitze im Braunschweigschen. Dann folgt eine Widmung an den Besitzer Herrn von Münchhausen, welche schließt: von Schroeder. In der Mitte das von Münchhausen'sche Wappen. 233 × 324 mm.

Die drei Nummern 106—108 wurden im Jahre 1793 zusammen herausgegeben.

107. Aussicht vom Baumhause in Hedwigsburg nach dem Garten und dem Schlosse. Radirt. Unterschrift: Aussicht von dem Baumhaus nach dem Garten und Schloss Hedwigsburg. Ohne Künstlernamen. Siehe vorige Nummer. 232 × 321 mm.

108. Baumhaus im Garten zu Hedwigsburg. Radirt. Unterschrift: Baumhaus im Garten zu Hedwigsburg. Ohne Künstlernamen. Siehe Nr. 106. 322 × 233 mm.

109. Der Spring bei Königslutter. Links im Vordergrunde fließt das Wasser. Radirt. Unterschrift: Der Spring bei Königslutter Ex fonte bibens fontem corona Sub fel. regim. Sereniss. Principis Antonii Ulrici Ducis Br. ac Lüneb. M. H. F. C. Jo Fabricius Abbas R. L. A. C. MDCCIIX. Ohne Künstlernamen. 231 × 256 mm.

Die Schröder'sche Originalzeichnung befindet sich im städtischen Museum.

110. Ansicht von Stadt und Schloß Blankenburg. Radirt. Unterschrift: nach der Natur gezeichnet und gestochen von Carl Schröder. Stadt und Schloss Blanckenburg am Unter-Harz. 505 × 613 mm.

111. Eingang der Baumannshöhle zu Rübeland. Unter einem Felsenthore stehen vier Männer, ein fünfter steigt mit einer Lampe in die Höhle hinab. Radirt. Unterschrift: Eingang zur Baumans-Höhle zu Rübeland am Harz, nach der Natur gez. u. gest. v. C. Schröder. 254 × 349 mm.

112. Ansicht aus dem Ilsethale. I. Auf einer Brücke stehen zwei Männer. Radirt. Unterschrift: Die Ilse am Brocken erste Partie. Ohne Künstlernamen. 209 × 253 mm.

113. Ansicht aus dem Ilsethale. II. Am Wasser steht ein Hirsch. Radirt. Unterschrift: C. Schroeder f. Die Ilse am Brocken zweite Partie. 207 × 252 mm.

114. Plan von Celle. Radirt. Ueber demselben steht: Plan der Stadt Celle mit der umliegenden Gegend. Unterschrift: Benennung der vorzüglichsten Gebäude und Strassen. Dann folgen die Namen derselben und darunter befindet sich ein Maßstab. Ohne Künstlernamen. Größe des Blattes ohne sichtbaren Plattenrand: 227 × 189 mm.

115. Ansicht von Celle. Radirt. Unterschrift: Nach der Natur gez. von E. Oldendorp. gest. von C. Schroeder. Ansicht von Celle. 217 × 314 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Vor vielen Ueberarbeitungen, besonders auf den Wolken. II. Vollendet.

116. Die alte Burg bei Lauenstein im Hannoverschen. In der Mitte die Ruine auf einem Berge. Radirt. Unten links: Schröder f. 1800. 74 × 112 mm.

Das Blatt diente als Titelkupfer für die „Gedichte" von F. D. C. Lauenstein. Hannover 1801. (Siehe S. 173 u. 192.) Die Titelvignette dazu siehe Nr. 142.

117. Ansicht von Frankfurt a. M. Im Vordergrunde eine große Brücke. Nur in Umrissen radirt, da die Abdrucke zum Koloriren bestimmt waren. Unterschrift: Gravé par C. Schroeder. Vuë de la Ville de Francfort prise sur le Meïn. 275 (?) × 444 mm.

118. Plan der Belagerung der Festung Mainz. Der Plan nimmt links den größten Theil der Platte ein, an der rechten Seite befindet sich die Inschrift: Lignes de Circonvallation de Mayence, und darunter 9 Nummern mit Erklärungen. In der unteren rechten Ecke steht: C. S. Radirt. 168 × 280 mm.

119. Ansicht von Mainz, Kastel, Hochheim u. s. w., auf dem Main aufgenommen. Auch dies Blatt vermag ich leider nicht näher zu beschreiben, da ich es nicht wieder habe auffinden können. Es soll farbig gedruckt vorkommen, dürfte aber wohl nur kolorirt sein. Das Format ist etwa gr. qu. fol.

IV. Bemerkenswerthe Begebenheiten.

120. Blanchard's Luftschiffahrt zu Braunschweig am 10. August 1788. Ein viereckiger Platz, von vielen Menschen umgeben, oben der aufsteigende Luftballon. Radirt. In der Mitte des Unterrandes das punktirte Brustbild Blanchard's in einem Kreise, und zu beiden Seiten desselben die Inschrift: Herrn Blanchard seine 32ste Luftreise in Braunschweig im August 1788. Ohne den Namen des Künstlers. 324 × 255 mm.

121—128. Acht Abbildungen zu dem Werke: Braunschweigs Jubel am 10. November 1790. 2. Auflage. (Die erste Auflage enthält die Abbildungen noch nicht.) Das Büchlein behandelt den Einzug des damaligen Erbprinzen Karl Georg August mit seiner jungen Gemahlin Friederike Wilhelmine Louise in Braunschweig, und die leicht radirten und kolorirten Abbildungen stellen Festtheilnehmer in ganzen Figuren und in verschiedenen Trachten, meist zu Pferde, dar. Ohne Künstlernamen.

Der Beschreibung liegt die Reihenfolge der Blätter im Buche zu Grunde.

121. Junges Mädchen mit Schärpe und Blumenkorb. Unterschrift: Braunschweigs Bürger-Tochter vom 10ten November 1790.

122. Reiter mit gezogenem Säbel. Unterschrift: Officier vom Corps der Hrn Knochenhauer.

123. Aehnlicher Reiter; das Pferd bäumt sich. Unterschrift: Mitglied vom Corps der Hrn Knochenhauer.

124. Reiter mit gezogenem Degen. Unterschrift: Officier von Corps der Herrn Kaufmanns-Söhne

125. Aehnlicher Reiter mit gezogenem Säbel. Unterschrift: Officier vom Corps der Hren Kaufmannsdiener.

126. Aehnlicher Reiter, ohne Epauletten. Unterschrift: Mitglied vom Corps der Hren Kaufmannsdiener.

127. Aelterer Reiter mit gezogenem Degen. Unterschrift: Officier von Corps der Herrn Kaufleute.

128. Officier zu Fuß. Unterschrift: Officier vom Schützen und Bürgercorps.

143 — 150 × etwa 100 mm.

129. Die Erleuchtung des Burgplatzes am Abend des 13. November 1790. Radirt. 207 × 332 mm. Auf einer besonderen Platte befindet sich die Unterschrift: Vorstellung des Burgplatzes in Braunschweig am Abend des 13ten Novembers 1790 bei der durch die hohe Vermählung des Durchlauchten Erbprinzen mit der Prinzessin von Oranien Durchlaucht veranlassten allgemeinen Erleuchtung der Stadt. Ohne des Künstlers Namen. Größe der Schriftplatte: 41 × 332 mm.

V. Abbildungen zu wissenschaftlichen Zwecken.

130. Ein Albino aus Braunschweig. Bruststbild, nach links gewendet, aber nach vorn blickend. Nach Zahn jun. Punktirt. Das Blatt kommt meist kolorirt vor. Unterschrift: Ein Albino aus Braunschweig zu Mansfeld's Beschreibung desselben. Ohne Künstlernamen. 265 × 210 mm.

Das Blatt findet sich in der Schrift von Mansfeld: Ueber das Wesen der Leukophtie oder des Albinoismus, nebst Beschreibung eines in Brschwg lebenden Albinos. Braunschweig 1823.

131. Die im Roeverschen Gipsberge zu Thiede gefundenen fossilen Thierknochen. Dieselben sind mit Buchstaben und Nummern bezeichnet. Radirt. Unterschrift: Die im Roeverschen Gipsberge zu Thiede bei Braunschweig gefundene Mammuths und andere Fossile Thierknochen. Dann folgt noch eine Bemerkung über die Bedeutung der Buchstaben und die Erklärung der einzelnen Knochen. In der Mitte befindet sich eine wappenartige Verzierung, gebildet aus einem vierblätterigen Kleeblatt, einer Schlange und einem Anker mit der Inschrift: Gbr. Röver et Bieling. Ganz unten steht: gedrukt von Schäffer Hof-Kupferdruker. nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Schröder. Meistens findet sich unter der wappenartigen Verzierung die Jahreszahl 1818 mit Tinte eingeschrieben. 442 × 357 mm.

Das Blatt gehört zu der Schrift: Geschichte der Entdeckung, auch Darstellung des geognostischen Vorkommens der bei dem Dorfe Thiede am Lindenberge im Herzogthume Braunschweig gefundenen merkwürdigen Gruppen fossiler Zähne und Knochen urweltlicher Thiere, von C. Bieling. Wolfenbüttel, Bindseil (1818).

132.—138. Sieben Abbildungen für die Kupfer-Sammlung zu Breislak's Geologie, übersetzt und erläutert v. Fr. K. von Strombeck, Braunschweig 1821. Ohne Künstlernamen, doch ist auf dem Titelblatte Schröder als Verfertiger genannt. Radirt.

132. 4 Abbildungen von Versteinerungen. Oben rechts: Platte A, zu Seite 139 des 1sten Bandes.

133. 3 Abbildungen von Krystallen. Oben rechts: Platte B, zu Seite 516 des 1sten Bandes und S. 258 des III. B.

134. La Scala zwischen Portici und Torre del Greco. Oben rechts: Platte C. Unterschrift: Prismatische Lava des Vesuv von 1631.

135. Oben rechts: Platte D. Unterschrift: Der erloschene Vulcan La Coupe in Vivarais.

136. Oben rechts: Platte E. Unterschrift: Basaltischer Circus auf der Insel Mull.

137. Oben rechts: Platte F. Unterschrift: Atrio del Cavallo.

138. Oben rechts: Platte G. Unterschrift: St. Denis-Strom auf der Insel Bourbon.

182 — 209 × 285 — 324 mm.

139. Kaufläche eines Elefantenzahns. Das unbedeutende Blatt befindet sich im 2. Bande von Breislak's Geologie, für welche unser Künstler auch die vorstehenden 7 Blätter gearbeitet hat. Radirt. Oben links: Band II Seite 428. Unterschrift: Kaufläche eines fossilen Elephanten-Zahns von Thiede.

166 × 96 mm.

VI. Thiere.

140. Der Luchs. Derselbe steht vor einem Felsen, nach links. Radirt. Unterschrift: nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Schroeder. Der Luchs welcher am 17ten Märtz 1818 im Fürstlich-Braunschweigischen Kattenbirker Jagd Reviere am Teufelsberge auf dem Rosenthalskopfe ohnweit des Öhrenbrunns eingekreist und vom reitenden Förster Spellerberg geschossen worden. gedruckt von Schäffer Hofkupferdrucker. 270 × 325 mm.

141. Der große Wolf. Derselbe hält, nach rechts gewendet, zwischen den Vorderfüßen ein todtes Schaf. Radirt. Unterschrift: C. Schröder fecit. Der grosse Wolf. Erlegt von dem Förster Wilhelm Schrader aus Ehra, am 13t December 1824 im Bocklinge vor dem Hohenfier im Fürstenthume Lüneburg. Sein Gewicht beträgt 116 ℔, die Länge des Körpers von der Nasenspitze bis zum Ende der Ruthe 6 F. 5 Z. die Höhe an den Blättern 3 F. hintere Höhe 2 F. 10 Z. Calenb. Maass. 391 × 484 mm.

VII. Vignetten.

142. Die Gerechtigkeit. Weibliche Figur mit verbundenen Augen, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Waage haltend. Im Oval. Punktirt. Unterschrift: Schröder fecit 1800. 82 × 64 mm.

Das Blättchen diente als Titelvignette für die unter Nr. 116 erwähnten Gedichte.

VIII. Zweifelhafte Blätter.

143. Herzog Friedrich Wilhelm in ganzer Figur, mit hohen Stiefeln und Mütze. Links hinten Gebüsch und rechts vorn ein Strauch. Radirt, das Gesicht punktirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig-Oels. Auf manchen Exemplaren ist das Gesicht farbig gedruckt.

236 × 150 mm.

Auf einem Exemplar des Herzogl. Museums ist Schröder handschriftlich als Stecher bezeichnet.

144. Karoline Amalie Elisabeth, Prinzessin von Braunschweig, nachherige Königin von England. Schattenriß des Kopfes nach rechts, mit Myrthenzweigen im Haar. Radirt. Ohne Küstlernamen. Unterschrift: Son Altesse Royale Madame la Princesse de Walis née Princesse de Bronsvic Lunebourg. 1794. Größe des beschnittenen Exemplars: 147 × 112 mm.

Die Arbeit hat große Aehnlichkeit mit der Schröder's.

145. Georg, Prinz von Wales, der nachherige König Georg IV. von England, Gemahl der Vorigen. Fast Halbfigur, nach rechts blickend, den linken Arm auf den Sockel einer Säule gelehnt. In einem Oval. Punktirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: His Royal Highness George Prince of Wales. Größe des beschnittenen Exemplars: 165 × 110 mm.

Die Arbeit könnte wohl von Schröder herrühren.

146. Das Opfer Abrahams. Nach Lievens. Dieselbe Darstellung wie Nr. 63—66, aber von der Gegenseite und ohne den Widder und das Messer am Boden. Radirt und punktirt. Ohne Künstlernamen. Oben rechts: 7. Unterschrift innerhalb der Einfassungslinie: Abraham auf Moria nach Lievens. Das Blatt scheint einer mir unbekannten Folge von derartigen kleinen Stichen anzugehören. 137 × 95 mm.

Auf einem Exemplar im städtischen Museum ist Schröder handschriftlich als Stecher bezeichnet.

147. Wasserfall mit Wachtthurm auf dem Felsen links. Nach Jakob von Ruisdael. Original im Hzgl. Museum, Nr. 378. Aquatinta. Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar, in Sepiatönen gedruckt, ist ein Abdruck vor aller Schrift, doch giebt es vermuthlich auch solche mit der Schrift. Es ist auf der Rückseite handschriftlich als von Schröder gestochen bezeichnet.
645 × 527 mm.

Auch Haldenwang hat diese Darstellung sowie das Gegenstück dazu gestochen.

148. Das Mädchen und die alte Kupplerin. Kniestück. Angeblich nach G. Schalcken. Das Original befand sich in der Gallerie zu Salzdahlum, ist aber nun verschollen. Siehe Verzeichniß von 1776 Seite 222 Nr. 19. Geschabt. 321 × 239 mm.

Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar ist ein Abdruck vor aller Schrift, doch werden sich vermuthlich auch solche mit der Schrift finden. Als Stecher ist Schröder handschriftlich angegeben, und da das Original sich in Salzdahlum befand, so ist seine Urheberschaft sehr wahrscheinlich.

149. Ansicht der Stadt Braunschweig auf einer Arbeitsbescheinigung für Handwerks-Gesellen. Die Mitte des Blattes nimmt die Schrift ein, welche zum Theil vorgedruckt ist: Wir Geschworne Aelteste und andere Meister u. s. w. Oben in der Mitte ist das braunschweigische Wappen angebracht, an welches sich zu beiden Seiten eine Arabesken-Einfassung anschließt, welche sich auch rechts und links neben der Schrift hinabzieht. Unten befindet sich eine Ansicht der Stadt Braunschweig und darunter die Namen der durch die Thürme kenntlichen 12 Kirchen. In der Mitte unten ist Raum für ein Siegel. Radirt. Ohne Künstlernamen, doch vermuthlich um 1790 von Schröder gearbeitet, wie eine Prüfung der Arbeit selbst, sowie auch der Umstand ergiebt, das die nachweislich von demselben herrührende kleine Ansicht von Braunschweig nach der gleichen Zeichnung, wenn auch wesentlich kleiner, gearbeitet worden ist.
275 × 381 mm.

150. Das Löwendenkmal auf dem Burgplatze. In Schröder's Art radirt. Ohne Künstlernamen. Unterschrift: Monument von Herzog Heinrich der Loewe auf dem Burg Platz in Braunschweig. Größer als Nr. 94. 192 × 142 mm.

151. Denkmal der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm. Der Obelisk auf dem Monumentsplatze, ohne Hintergrund. Aquatinta. Ohne Künstlernamen. 493 × 330 mm.

Abdrucks-Verschiedenheiten: I. Das Blatt hat folgende Unterschrift: Profil-Ansicht des Denkmals der Durchlauchtigen Herzöge Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg.

II. Die Unterschrift ist entfernt und an deren Stelle der Grundriß des Platzes mit einem Maßstabe gekommen. Die Darstellung etwas überarbeitet.

III. Nochmals überarbeitet. Heller und eintöniger gemacht.

Auf einem Exemplar im städtischen Museum ist Schröder handschriftlich als Stecher bezeichnet.

Schon jetzt kann ich einen kleinen Nachtrag liefern. Ich habe noch ein Bildniß aufgefunden, welches hinter No. 28 einzureihen sein würde:

28a. Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg. Brustbild nach links mit Orden, in einer Einfassung. Nach D. Woge. Das Bildniß punktirt, die Einfassung radirt. Auf einer Tafel steht: Adolphe Frédéric Duc Regnant de Mecklenbourg. Unterschrift: P. par D. Woge P^ter^ de la Cour de Mecklen - G^ra^ par Schröder P^sioné^ de la C. de Bronsvic. Présenté à Son Altesse par Auguste Comte de Schulenburg. Gravé à Bronsvic. 209 × 148 mm.

Bücherschau.

Herman Riegel, Herzogliches Museum. Beschreibendes und kritisches Verzeichniß der Gemälde-Sammlung. Braunschweig 1900. XV und 438 S. 8⁰. 2 M.

Das Buch, das schon seit langer Zeit erwartet wurde, wird allen Freunden des Herzoglichen Museums höchst willkommen sein. Es ist das Ergebniß jahrzehntelanger Arbeit. Wer die Verhältnisse des Museums aus früherer Zeit noch kennt und den Wandel, der hier unter Riegel's Leitung eingetreten ist, zu beurtheilen weiß, wird ihm aus dieser Verspätung keinen Vorwurf machen, sondern dankbar anerkennen, was aus der Anstalt durch seine tiefgreifende Wirksamkeit geworden ist [1]). In dem Vorworte des Werkes spricht der Verfasser kurz über die Geschichte der Sammlung und legt er die Grundsätze dar, die ihn bei der Auswahl und der Aufstellung der Bilder geleitet haben, von denen viele minderwerthige in Vorrathsräumen haben Platz finden müssen. Dann

1) Vergl. hierüber den Aufsatz „Die letzten 25 Jahre der Verwaltung des Herzoglichen Museums“ im Br. Mag. 1896 S. 33—36.

behandelt er die einzelnen nach den Malerschulen geordneten Gemälde. Ob die Bezeichnungen der Künstler durchgehends richtig gewählt sind, müssen wir der Beurtheilung von Fachzeitschriften überlassen. Wohl erwogen und vorsichtig gefaßt sind die Ansichten R's. wohl stets; so wird z. B. das Bild von Adam und Eva, das oft als die Perle der Sammlung bezeichnet ist, Giorgone oder Palma Vecchio zugeschrieben. Ueber den größten und werthvollsten Theil der Sammlung, die Bilder niederländischer Künstler, hat der Verfasser im zweiten Bande seiner „Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte" (Berlin, 1882) bereits umfassende Studien veröffentlicht, auf die hier bei den betreffenden Bildern verwiesen wird. Die Anlage des Buches ist eine sehr zweckmäßige; ein Register der Künstlernamen und ein Grundriß der Bilderräume (Raum 12—34) erleichtert aufs Beste die Orientirung und Auffindung der einzelnen Stücke. Für Manche wird die Beschreibung vieler Bilder etwas sehr ausführlich gehalten sein; Anderen wäre wohl einige Auskunft über die Herkunft einzelner Gemälde, wie z. B. des Porträts des Herzogs Christian (Nr. 649), erwünscht gewesen. In letzterer Beziehung möchten wir noch hinzufügen, daß das Bildniß der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans wohl als ein Geschenk der Dargestellten an den Herzog August Wilhelm zu betrachten ist (vergl. v. Sybel's Histor. Zeitschrift Bd. 63 S. 84). Im Allgemeinen wird ein Jeder, für den der Besitz unseres herrlichen Museums kein todter Schatz ist, das Erscheinen des Gemäldeverzeichnisses mit Freuden begrüßen und mit uns den Wunsch theilen, daß es zur Förderung und zu lebhaftem Besuche der Sammlung beitragen und anregen möge. Willkommen wird auch der Anhang sein, in dem die Bilder aufgeführt werden, von denen Wiedergaben in Photographie (128) oder Bruckmannschem Pigmentdruck für 1,50 M., bezw. 1 M zu haben sind.

O. Elster, Geschichte der stehenden Truppen im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1600 bis 1714. Mit 5 Beilagen und 8 Kartenskizzen. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1899. VI und 392 S. 8°. 7 M.

Das Buch ist unter sehr ungünstigen Verhältnissen geschrieben. Die sog. alte Kriegsregistratur, die im vorigen Jahrhunderte in Wolfenbüttel wiederholt ihren Aufenthalt wechseln mußte und zuletzt in dem 1836 abgetragenen Harzthorthurme aufbewahrt wurde, ist leider im Jahre 1816 auf einen Bericht des damaligen Archivars an den Kaufmann Haffner als Maculatur für 218 Th. 12 Gr. 6 Pf. verkauft und dadurch auf immer vernichtet worden. Das ist ein sehr bedauernswerther Verlust, der es geradezu zu einer Unmöglichkeit macht, eine Geschichte der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Truppen, wie wir sie wünschen, jemals zu schreiben. Denn über das, was wir hier vor Allem zu wissen verlangen, die inneren Verhältnisse des Heeres, seine Aushebung, Ausbildung, Eintheilung, Bewaffnung, Verpflegung u. s. w. ist nach dem fast völligen Versiegen jener Hauptquelle verhältnißmäßig wenig noch in Erfahrung zu bringen. Es ist nur mit Dank anzuerkennen, daß der Verfasser trotz dieser ungünstigen Lage ein so umfangreiches Buch zu Stande gebracht hat. Er hat von den verschiedensten Seiten Material zusammen getragen; aus Wolfenbüttel hat er besonders die Arbeiten des Obersten Werner v. Holstein benutzt, der lange Zeit dort im Archive gearbeitet hat und dessen fleißiges Werk zwar zum Drucke vorbereitet war, aber nicht dazu gelangt ist.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster die Zeit bis zu Herzog August's d. J. Tode (1600—1666) und zweiter die Zeit von 1666 bis 1714 behandelt. Durch Unterabschnitte (hier 3, dort 2) ist eine weitere Gliederung eingetreten. In allen diesen Abschnitten werden erst die Truppenformationen, dann die kriegerischen Ereignisse geschildert. Es wäre gewiß zweckmäßiger gewesen, wenn jene im Zusammenhange dargestellt wären; sie würden dann klarer und übersichtlicher hervortreten, soweit dies bei der Mangelhaftigkeit des Materials überhaupt möglich ist. Letztere ist wohl auch der Anlaß gewesen, daß die Erzählung der Kriegsereignisse einen sehr großen Raum in Anspruch genommen hat, auch in Fällen, wo es überhaupt zweifelhaft ist, ob und wie die Braunschweigischen Truppen an den Operationen Theil genommen haben. Sie sind mit Geschick und warmer Liebe zur Sache dargestellt, wenn auch an einigen Stellen eine etwas größere Sorgfalt zu wünschen gewesen wäre. Mancherlei Versehen laufen unter. Der Herzog von Holstein-Plön war nicht der Schwager, sondern der Schwiegersohn Herzog Rudolf August's (S. 132, 184); die Auffassung über das Seniorat im Gesammthause S. 248 ist unzutreffend u. s. w. Der Ausdruck „Revolutions-" statt Devolutionskrieg S. 129 ist wohl unter die Druckfehler zu rechnen, die auch sonst nicht fehlen. Der Abschnitt Seite 77—100 ist aus dem Braunschweig. Magazin 1897 Nr. 24 ff. wiederholt, was wir hier erwähnen, da es dort gar nicht gesagt ist. — Ueber die Geschichte der Braunschweigischen Truppen in jener frühen Zeit besaßen wir bislang nur sehr unvollkommene Nachrichten; wir waren hier in der Hauptsache auf die Arbeiten Köhler's angewiesen, die Venturini als „Umriß einer pragmatischen Geschichte des Kriegswesens im Herzogthum Braunschweig" 1837 herausgegeben hat. Diesen gegenüber bedeutet das vorliegende Werk einen bedeutenden Fortschritt, wie jeder Freund der vaterländischen Geschichte dankbar anerkennen wird.

In den **Neuen Heidelberger Jahrbüchern** (Jahrg. IX 1899 S. 233—55) veröffentlicht Professor Dr M. Cantor in Heidelberg einen Vortrag über Karl Friedrich Gauß, in dem er Leben und Wirken unseres großen Landsmannes in anschaulicher, gemeinverständlicher Weise schildert und neben dem Denker auch den Menschen treffend charakterisirt. Der Verfasser hat als Student selbst noch den Unterricht des Meisters in dessen letzten Lebensjahren genossen und weiß daher auch aus eigener Erinnerung von ihm zu erzählen, was seinen Mittheilungen natürlich noch erhöhten Werth verleiht.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 29. Juli **1900.**

Grabstätten der Welfen.

16. Kassel.

Wie in Marburg [1]), so ruht auch in Kassel eine nach Hessen verheirathete Braunschweigische Prinzessin mit Namen Adelheid, leider ohne daß sich ein sichtbares Zeichen an sie bis jetzt dort erhalten hätte. Es ist eine Tochter Herzog Albrecht's des Fetten, die sich mit dem Landgrafen Johann vermählte. Diesem war nach des Vaters, Landgraf Heinrich's I., Tode († 1308) Niederhessen mit der Stadt Kassel zugefallen. Doch er sollte sich seiner Herrschaft nur kurze Zeit freuen. Schon nach wenigen Jahren (1311) machte die Pest seinem, seiner Gemahlin Adelheid und seiner Tochter Elisabeth Leben ein frühzeitiges Ende. Die ganze Familie wurde im Ahnaberger Kloster zu Kassel begraben. Dies bezeugt von den Eltern ausdrücklich eine glaubwürdige Chronik, die sog. „hessische Congeries", wo es zum Jahre 1311 heißt [2]):

„1311 War in allen Landen groß Sterben der Pestilentz, desmahls ist Landgraff Johannes zu Hessen zu Cassel an der Pestilentz gestorben, und in die Kirche des Jungfrauen Closters zum Aneberge begraben worden; auch ist in selbem Jahr Landgraf Johannis Gemahl Frau Adelheit von Braunschweig gestorben, und zum Aneberg bey ihrem Herrn begraben".

Noch die Beschreibung der Residenz- und Hauptstadt Kassel von 1767 weiß S. 344 von diesen Gräbern zu berichten. Später wurde das Kloster zu einer Artillerie-Kaserne benutzt. Man hat damals eine Oeffnung der zugemauerten Grüfte aus Gesundheitsrücksichten nicht gewagt und noch 1874 hoffte Hoffmeister [3]) daher hier auf die Auffindung sicherer Inschriften, die uns nähere Daten über die 1311 verstorbene Familie bringen könnten. Leider vergeblich. Denn als 1880 das Ahnaberger Kloster abgerissen wurde, kam keine Gruft zum Vorschein. Dennoch scheint es zweifellos zu sein, daß eine solche hier früher vorhanden war; auch will ein 1880 vernommener alter Oberfeuerwerker im Jahre 1829 die Särge in der Gruft gesehen haben [4]). Was aus ihnen geworden ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Noch erhalten ist in Kassel das Gotteshaus, in der eine Braunschweigische Herzogin bestattet wurde, die aus Hessen stammte und nach ihrem Tode dorthin zurückgebracht wurde, die St. Martinskirche, in der Agnes, die Tochter Landgraf Hermann's von Hessen und Gemahlin Herzog Otto's des Einäugigen zu Braunschweig und Lüneburg, beerdigt ward. Sie überlebte ihren Gatten, der sie wohl im Jahre 1406 heimgeführt hatte und am 18. Februar 1463 starb, bis zum 16. Januar 1471, wo sie 80 Jahre alt auf dem Schlosse zu Münden verschieden ist. Ihre Leiche wurde nach Kassel gebracht und auf dem Chore der Martinskirche daselbst beigesetzt [5]). Rehtmeier erwähnt 1722 in seiner Chronik S. 622, daß man ihr Grab dort noch sehen könne. Jetzt ist in der Kirche weder eine Inschrift noch ein Grabstein der Fürstin vorhanden [4]).

17. Worms.

Ebenfalls verschwunden ist das Grabdenkmal, das sich die Landgräfin Anna von Hessen in der Stiftskirche St. Andreä zu Worms hat errichten lassen. Sie war eine Tochter Herzog Wilhelm's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg und längere Zeit (1467—81) die Verlobte des Grafen Jobst von Hoya, um sich dann aber mit dem Landgrafen Wilhelm d. Aelt. von Hessen 1482 zu versprechen und am 17. Februar 1488 zu verheirathen. Ihr Gemahl, dem sie fünf Töchter schenkte, verfiel schon nach einigen Jahren in Geisteskrankheit und ist am 8. Februar 1515 in Spangenberg gestorben. Sie überlebte ihn bis zum 16. Mai 1520. Ihr Grab in der Andreäkirche zu Worms bezeugt noch 1734 Joh. Fr. Schannat; er sagt S. 128, daß hier zu sehen sei sepulchrale monumentum, quod Anna Brunswici Ducissa, Landgravii Hassiae vidua, obiens Anno MDXX die XVI Maii sibi erigi curaverat. Im Jahre 1802 wurde das Gotteshaus dem kirchlichen

---

1) In dem vorigen Aufsatze S. 106 Anmerk. 4 ist der Todestag Adelheid's nicht nach Mitte März, sondern nach Mitte April 1274 zu setzen.

2) Zeitschr. d. Vereins f. Hessische Gesch. VII B. (1858) S. 321.

3) Histor. geneal. Handbuch über alle Linien d. h. Regentenh. Hessen. 3 A. S. 7.

4) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Bibliothekars Dr. Karl Scherer in Kassel.

5) Ztschr. d. Ver. f. Hess. Gesch. VII S. 344.

Gebrauche entzogen und in ein Magazin verwandelt, wozu es noch heute gebraucht wird. Die Grabdenkmäler, die sich in und vor der Kirche befanden, wurden in jener Zeit nach allen Seiten verschleppt und zu anderen Zwecken verwandt. So nimmt es nicht Wunder, daß von dem Grabsteine der Landgräfin Anna, wie mich Herr Professor Dr Weckerling in Worms freundlichst versichert hat, jetzt keine Spur mehr zu entdecken ist.

18. Hanau.

Als der Uebertritt des Erbprinzen, späteren Landgrafen Friedrich II. zur römisch-katholischen Kirche, der schon 1749 heimlich erfolgt war, im September 1754 dem eifrig reformirten Vater, Landgraf Wilhelm VIII., bekannt wurde, mußte der Sohn sich zu der bekannten hessischen Assecurationsacte verstehen. In dieser wurde unter Anderem festgesetzt, daß seine Gemahlin und seine Söhne fortan getrennt von ihm leben und zu ihrem Unterhalte die Grafschaft Hanau-Münzenberg erhalten sollten, auf welche Friedrich förmlich zu verzichten hatte. So kam es, daß als nach Wilhelm's VIII. Tode († 1760) Friedrich die Landgrafschaft Hessen-Kassel erhielt, die Grafschaft Hanau auf seinen Sohn, Wilhelm IX., überging, für den die ersten Jahre (1760—64) die Mutter die Vormundschaft führte. Es war dies Maria, eine Tochter König Georg's II. von Großbritannien, die am 5. März 1723 geboren, sich im Mai (bezw. Juni) 1740 mit dem späteren Landgrafen Friedrich II. vermählt hatte. Wurde sie auch wegen ihrer edlen Charaktereigenschaften von den Zeitgenossen hoch geschätzt, so hat sie dennoch auf den unbeständigen Sinn ihres Gemahls, den Kriegsdienste und Reisen meist von ihr fern hielten, einen bleibenden Einfluß nicht zu gewinnen vermocht. Als der Religionswechsel des Gatten bekannt wurde, lebte sie von ihm, wie gesagt, getrennt. Sie bewohnte seitdem das Residenzschloß zu Hanau, in dem sie auch in der Morgenfrühe des 14. Januar 1772 um 7 Uhr nach einer kurzen Brustkrankheit gestorben ist. Am Abend des 1. Februar wurde ihr Sarg in die Hochdeutsche Evangelisch-Reformirte Hauptkirche, die jetzige evangelische Marienkirche zu Hanau gebracht und auf dem Chore in der jetzt nicht mehr zugänglichen Gräflich Hanauschen Gruft beigesetzt. Am Tage darauf, einem Sonntage, wurde ihr im ganzen Lande über den Text Sprüche Salomonis XXXI V. 31 eine Leichen- und Gedächtnißpredigt gehalten [6]). Ihr Gemahl, der sich ein Jahr nach ihrem Tode nochmals verheirathete, ist fern von ihr in der Gruft der von ihm erbauten römisch-katholischen Capelle am Friedrichsplatze zu Kassel am 14. November 1785 bestattet worden.

19. Homburg.

Landgraf Friedrich II. mit dem silbernen Bein, der Held von Fehrbellin, ließ zu Homburg an Stelle der früheren unansehnlichen Burg das jetzige stattliche Residenzschloß errichten und in diesem auch eine Kirche erbauen, die noch heute als evangelische Stadtkirche benutzt wird. Unter dem Altare der Kirche ließ er eine geräumige Gruft anlegen, die im Gange des Mittelschiffes durch eine Fallthür vor der Altartreppe zugänglich ist und im Jahre 1697 geweiht wurde. Hier ruht das ganze Hessen-Homburgische Fürstenhaus im Todesschlafe vereinigt. Seine Eltern, Landgraf Friedrich I., den Stifter der Linie Hessen-Homburg, und dessen Gemahlin Margarethe Elisabeth, die Stammutter des Hauses, ließ Friedrich II. zuerst in die Gruft bringen, dann folgte er selbst, seine Geschwister, Kinder und Enkel mit den Gemahlinnen. Als der Letzte des Geschlechts, Landgraf Ferdinand, am 24. März 1866 die Augen geschlossen und dann seinen Platz in der Fürstengruft gefunden hatte, war diese gefüllt. Sie hatte 77 Särge in sich aufgenommen [7]).

Unter den hier ruhenden Todten ist auch eine welfische Fürstentochter, Elisabeth, die Tochter König Georg's III. von Großbritannien, geboren am 22. Mai 1770, die am 7. April 1818 Landgraf Friedrich VI. von Hessen-Homburg heirathete und, seit dem 2. April 1829 verwittwet, am 10. Januar 1840 in Frankfurt am Main kinderlos gestorben ist. Ihren Namen trägt noch heute eine der wirkungsvollsten Quellen des Bades Homburg, der Elisabethbrunnen, und auch am Schlosse selbst erinnert das englische Wappen, das die nach der Stadt gewandte Front ziert, an diese Fürstin, die Homburgs Bewohnern eine große Wohlthäterin war. Sie wurde am 17. Januar in der Fürstengruft zu Homburg beigesetzt. Der Oberhofprediger Joh. Georg Breidenstein hat über ihr Hinscheiden und ihre Beisetzung in das Todtenbuch der reformirten Kirche daselbst folgende Eintragung gemacht:

„Im Jahr Christi Achtzehenhundert und vierzig den zehenten Januar Abends ein Viertel nach zehen Uhr vollendete nach Gottes heiligem und weisen Rathschlusse glaubhafter Anzeige nach ihr wohlthätiges und segensreiches irdisches Daseyn die weiland verwittwete Souveraine Landgräfin Elisabeth, Königliche Prinzessin von Großbritannien und Hannover rc. an einem Unterleibsübel in einem Alter von neun und sechzig Jahren, sieben Monaten und neunzehn Tagen, und ward den siebzehnten desselben Monats Abends um sechs Uhr nach dem Ritus der englischen Episkobalkirche, welche der Ehrwürdige englische Gesandtschaftsprediger Harvey verrichtete, feierlich beigesetzt“.

Die Fürstin ruht in einem großen mit rothem Sammt überzogenen Eichenholzsarge, an dem acht vergoldete Griffe hängen, je einer auf der Kopf- und Fußseite, je drei auf den beiden Langseiten, die darüber noch je drei Königskronen in Goldstickerei tragen. Auf dem Deckel ist unter einer Krone ein Monogramm, ein verschlungenes doppeltes E, und darunter folgende Inschrift ebenfalls in Gold gestickt:

Geboren den 22. May 1770
Gestorben den 10. Januar 1840.

---

6) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Superintendenten Sopp in Hanau.

7) Vgl. Wilh. E. Becker, Ein Gang durch die Fürstengruft in der evang. Stadtkirche zu Homburg. Sonderabdruck aus der Kreis-Zeitung f. d. Obertaunus-Kreis vom März 1896.

Der Sarg steht, vom Eingange gerechnet, auf der rechten Seite der Gruft hinter dem Sarge des Gemahls der Fürstin, der von schwarzem Sammt mit goldenen Borden bekleidet ist und oben den mit Ruhm geführten Feldzugssäbel des Entschlafenen trägt.

20. Stade.

Daß die Gemahlin des Pfalzgrafen Heinrich, Heinrich's des Löwen Sohnes, Agnes von Hohenstaufen, durch die für wenige Jahrzehnte die Rheinpfalz an das Welfenhaus kam, am 9. Mai 1204 in Stade gestorben ist und auf dem Chore der Kirche des Marienklosters in der Vorstadt daselbst bestattet wurde, ist durch die Stader Annalen und andere sichere Geschichtsquellen zuverlässig bezeugt worden [8]). Da aber das Kloster, das sich von Seiten der Pfalzgräfin, wie später von Seiten ihres Gemahls reicher Zuwendungen erfreut hatte, beim Nahen der „schwarzen Garde“ 1444 abgebrochen und in die Stadt verlegt wurde, so ist von Agnes' Grabstätte jetzt keine Spur mehr vorhanden [9]).

21. Osnabrück.

Von den sechs Braunschweiger Fürstensöhnen, die an der Spitze des Bisthums Osnabrück gestanden haben, hat nur einer dort seine letzte Ruhestätte gefunden, Herzog Erich, der von 1508—1532 dort den Bischofsstab führte [10]). Er war, wohl um das Jahr 1482 geboren, der vierte und jüngste Sohn Herzog Albrecht's III. von Braunschweig-Grubenhagen, der in der Zeit zwischen dem 13. März 1485 und 1. Mai 1486 gestorben sein muß. An der Regierung des Landes, die Anfangs von einer Vormundschaft, seit 1494 von dem Herzoge Philipp I., dem älteren Bruder Erich's, geführt wurde, nahm Letzterer seit dem Jahre 1500 auch Theil, bis er zu geistlichen Würden befördert wurde. Er erhielt zuerst eine Dompräbende in Paderborn, wurde dann aber im Anfange des März 1508 zum Bischof von Osnabrück und noch im November desselben Jahres zum Bischof von Paderborn gewählt. Es gelang ihm, wenn auch nicht ohne bedenkliche finanzielle Opfer, mit diesen Herrschaften auch noch ein drittes geistliches Gebiet zu vereinigen, das Bisthum Münster, zu dessen Oberhirten ihn am 27. März 1532 das dortige Domcapitel erkor. Doch er sollte sich dieser Macht, die ihm in unruhiger sturmerfüllter Zeit eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe auferlegte, nur kurze Zeit erfreuen, in den eigentlichen Besitz Münsters überhaupt nicht mehr gelangen. Am 14. Mai 1532 berieth er sich zu Fürstenau mit mehreren Herren des Münsterlandes über den feierlichen Einzug in die Residenz seines neuen Bisthums. Natürlich wurde nach der Sitte der Zeit der Wein dabei nicht gespart. Schon die Freude über die glücklich gelungene Wahl wird den Herzog in eine gehobene Stimmung versetzt haben. Als er aber einen gewaltigen Humpen in einem Zuge austrinken wollte, ward er elend und verschied noch desselbigen Tages Nachmittags zwischen 4—5 Uhr. Ein ähnliches Geschick, wie es einen seiner Amtsvorgänger und Stammesvettern, den Bischof Melchior, im Juni 1381 in Bützow ereilt hatte [11]).

Der Leichnam des Fürsten wurde nach Osnabrück gebracht und hier im Dome neben dem Schreine der h. Regina (prope tumbam S. Reginae virginis) beerdigt [12]). Bis vor einigen Jahren stand dieser Reginenschrein, wie mir Prof. Dr Jäger in Osnabrück freundlichst mittheilte, auf dem Choraltare. Entspricht dieser Platz alter Ueberlieferung, so wird der Bischof auf dem Chore beigesetzt sein. Doch ist dies bei den vielen Umbauten, die das Dominnere im Laufe der Jahre erfahren hat, nicht mit Sicherheit zu behaupten. Ein Grabdenkmal ist dem Fürsten nicht gesetzt worden. Nicht einmal ein Leichenstein bezeichnet die Stelle, wo seine irdischen Reste ruhen. Seine Amtleute waren zwar bereit, die Mittel dazu aufzubringen. Es lag wohl an den unruhigen Zeiten, daß dennoch das Grab des Bischofs ohne jedes Erinnerungszeichen gelassen worden ist.

22. Bremen.

Der Dom zu Bremen hat im Laufe der Zeiten schwere Unbilden über sich ergehen lassen müssen. Mit den mittelalterlichen Denkmälern, die zweifellos in großer Zahl früher in ihm vorhanden waren, ist später gründlich aufgeräumt worden. Kein einziges Grabmal eines Erzbischofs ist hier auf uns gekommen [13]). So suchen wir denn auch jetzt vergeblich nach alten Erinnerungszeichen an zwei welfische Fürsten, die als Erzbischöfe im Bremer Dome nachweislich ihre Grabstätte gefunden haben. Es ist dies zunächst Herzog Albrecht, der Sohn Herzog Magnus des Frommen, der 1357 Probst des Stiftes St. Pauli in Halberstadt war, 1361 zum Erzbischofe von Bremen erwählt wurde und am 14. April 1395 gestorben ist. Sodann sein Nachfolger im Erzbisthume, der Sohn seines Bruders Magnus Torquatus, Herzog Otto. Ihm war 1383 die Probstei des Stiftes St. Blasii in Braunschweig verliehen, auf die er aber 1389 wieder Verzicht leistete. Denn im Jahre vorher war er zum Bischof von Verden erwählt worden. Er bekleidete diese Würde bis zum Jahre 1395, wo er sie mit der eines Erzbischofs von Bremen vertauschte, und starb am 30. Juni 1406. Mitten im Dome zu Bremen zur Rechten seines Oheims, des Erzbischofs Albrecht, ist er bestattet worden. Wir besitzen darüber ein untrügliches Zeugniß von zeitgenössischer Hand in der Bremischen Chronik des Gerhard Rynesberch († 1406) und des

8) Vgl. Lothar v. Heinemann, Heinrich v. Braunschw., Pfalzgraf b. Rhein S. 107.

9) Mithoff, Kunstdenkmäler 2c. B. V S. 102 f. — Halliday a. a. O. S. 258.

10) Vergl. Max, Gesch. d. Fürstenth. Grubenhagen I. Th., S. 306 ff. — Stüve, Gesch. d. Hochstifts Osnabrück II. Th., S. 1—57.

11) Br. Mag. 1899 S. 193.

12) Vergl. Sandhoff, Antistitum Osnabrug. Ecclesiae Res Gestae II. Th, S. 18 f. Mittheil. d. histor. Vereins zu Osnabrück XI. B. (1878), S. 332 ff.

13) Vergl. den Brief des Dompredigers Heinr. Wilh. Rotermund in Bremen an A. Halliday in dessen General History of the House of Guelph (London 1821) S. 331 f.

Herbord Schene († zwischen 1413—1418), das folgendermaßen lautet [14]):

„In deme iare des Heren M⁰CCCC⁰ vnde VI⁰ in deme dage Commemoracionis sancti Pauli (Jun. 30) do starff die erlike vader in Gode, de erczebisscup Otto, van Brunswyck geboren, vnde wart erliken began vnde begrauen in die hilgen kercken to Bremen. Vnde licht by sinen vedderen, deme erczebisscuppe Alberto, tor vorderen hant, die vor eme midden in den dome lach“.

23. Erlangen.

Hier ruht die älteste Tochter Herzog Karl's I., Sophie Karoline Marie, die in der Nacht vom 7. zum 8. October 1737 in Wolfenbüttel geboren und sogleich am Abend desselben Tages getauft wurde. Sie vermählte sich am 20. September 1759 in Braunschweig mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth, der ihr jedoch schon wenige Tage nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, am 26. Februar 1763, wieder entrissen wurde. Da Friedrich keinen Sohn, nur aus seiner ersten Ehe eine Tochter hinterließ, so folgte ihm sein Oheim, Markgraf Friedrich Christian, in der Regierung. Seine Gattin hat dann über 54 Jahre im Wittwenstande verlebt; sie nahm ihren Sitz anstatt in Neustadt a. d. A., wie ursprünglich bestimmt war, im Schlosse zu Erlangen. Dieser Ort, dem ihr kleiner Hofhalt einen gewissen Glanz verlieh, wurde ihr immer lieber, so daß sie ihn später im Leben und im Tode nicht wieder zu verlassen wünschte. Selbst als am 14. Januar 1814 bei bitterer Kälte ihr Schloß ein Raub der Flammen wurde, der König von Bayern ihr eine andere Residenz anbot und mehrere Nachbarstädte sie zu sich einluden, konnte sie sich nicht entschließen, von Erlangen fort zu gehen; sie erklärte einer Deputation der Bürgerschaft, die ihre Theilnahme an dem großen Verluste auszudrücken gekommen war, die ihr werth gewordene Stadt niemals zu verlassen und ihr sogar im Tode angehören zu wollen. Sie schlug ihre Wohnung nun in dem Gebäude auf, das in späterer Zeit (1836) zum Rathhause eingerichtet wurde [15]). Hier hat sie noch bis zum 22. December 1817 gelebt, wo sie allgemein betrauert an Entkräftung gestorben ist Ihrem Wunsche gemäß wurde sie am 25. December in der Neustädter Kirche zu Erlangen hinter dem Altare beigesetzt; eine große Sandsteinplatte ohne Wappen oder besonderen Zierrath deckt ihre Gruft. Im Kirchenbuche der genannten Kirche findet sich über Tod und Begräbniß der Fürstin nachstehende Eintragung [16]):

„Frau Sophie Caroline Maria von Bayreuth, hochfürstliche Durchlaucht, Wittwe des weiland Markgrafen Friedrich von Bayreuth-Culmbach, geborene Prinzessin von Braunschweig, gestorben den 22. Dec. 1817 80 Jahre 2 Mon. 14 Tage alt, geb. am 8. Oct. 1737, beigesetzt am 25. XII Abends in hiesiger Hauptkirche. Starb an Entkräftung“.

14) Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen S. 135.

15) Stein u. L. Müller, Geschichte von Erlangen in Wort u. Bild (Erlangen, 1898) S. 142. 159 u. 164.

16) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dr Schlipp in Erlangen.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

13. Parochie Reppner.

Wenn Kaiser Konrad II. (1024—1039) dem Martinskloster zu Minden einen Hof in Ripenarth verleiht, so haben wir, abgesehen von der Uebereinstimmung der Namensform, um so mehr Grund, darunter unser Reppner zu verstehen, als später, wie wir unten zeigen werden, das kirchliche Lehnsrecht und ein größerer Grundbesitz zu Reppner einem Adelsgeschlechte des Stiftes Minden eignen. Einer der Hildesheimischen Domherren war mit den Gütern des Domstiftes zu Reppner belehnt. Da er von diesen Einkünften dem Domkapitel mit bestimmten Leistungen zu dienen (oboedire) hatte, so führte er den Titel Obedientiarius von Reppner, wie wir oben in der Parochie Burgdorf einen Obedientiarius von der Asselburg kennen gelernt haben. So bestimmt im J. 1200 Bischof Hartbert von Hildesheim, daß der Obedientiarius von vier Hufen in Repenarde fünf Schillinge zu den Domfesten zu zahlen habe [1]).

Im Jahre 1333 hören wir zum ersten Male von einem Pfarrer von Repenerde, Ludolfus, der als Zeuge gegenwärtig ist, als die Nonnen des Klosters Derneburg zur Befriedigung ihrer christlichen und jüdischen Gläubiger acht Hufen mit 2 Meierhöfen zu Gustedt für 136 Mark an die St. Andreaskirche zu Braunschweig verkaufen [2]). Ferner erscheint dieser Ludolf von Dalem, gewesener Pfarrer von Reppner, in einer Urkunde vom J. 1339. Im J. 1352 ist Ludolf von Dalem Priester am Hospital zu Braunschweig, als ihm das Kreuzkloster für 15 Mark Silber eine Leibrente von 48 Schill. 8 Denaren verkauft. Im J. 1356 schenkt er dieses Capital von 15 ℳ dem Kreuzkloster, damit es 1 Talent jährlichen Zinses von den Pfarrherren des Bannes Leugede wieder einlöst; dafür verschreibt das Kloster dem Geschenkgeber zu einer Seelfeier für ihn 1 Talent, das jährlich auf ewige Zeiten zu zahlen ist.

Sein Nachfolger im Pfarramt zu Reppner war Conradus, Rector der Kirche in Repennorde, der im J. 1339 als Zeuge erscheint.

Im J. 1436 verkauften die Aelterleute (Provisoren) der St. Andreaskirche zu Braunschweig an Hennig Velgenhower von Hattorf, Perner to Reppener, Capellan zu St. Andreas, für ein Capital von 15 Mark eine Rente von $1^1/_2$ Mark zum Leibgedinge.

Im Reformationszeitalter sind die Pfarren von Reppner und Barbecke Jahrzehnte lang durch Personalunion verbunden gewesen. Pfarrer Conrad Woldenbruch war 1540—1568 der Inhaber beider Pfarren, seinen Wohnsitz hatte er zu Barbecke. Die über ihn und seine Amtsführung vorhandenen Nachrichten werden wir daher bei der nachfolgenden Parochie Barbecke bringen.

1) Döbner, Hildesh. Urkdbch Nr. 50.

2) Urkunden im L.-H.-Archiv (Abtheil. St. Blasien).

Im J. 1651 sind beide Pfarren wieder getrennt. In Reppner wirkt Conradus Jenner. Der Visitator schreibt: „In der Kirche fand ich ein gut Erkendtnis“.

Ueber die Trennung beider Pfarren schreibt die Chronik zu Reppner: Henricus Baurmeister soll seinem Sohne Andreas 1602 die Pfarre zu Reppner, die bis dahin wüst gelegen hat, abgetreten und eingeräumt haben.

Die älteste Urkunde über das kirchliche Lehnsrecht datirt vom J. 1350[3]): Dyt gud heft vorlenet her Wedekind tom Berghe . . . Hinrike van dem Herlingheberghe is belenet mit der lenwaren der kerken to Repenherde unde mit seven hoven darsulves unde liggen in dem richte to Lechtenberghe. Die Herren zum oder vom Berge waren die erblichen Schutzvögte (advocati) des Bisthums Minden[4]). Auf irgend eine Weise waren sie in den Besitz des Kirchenlehns von Reppner gekommen. Uebrigens besaß auch das Capitel St. Martini zu Minden Güter in „Repenhart“, welche es um das Jahr 1213 an das Domstift zu Hildesheim verkaufte[5]).

Die von den Edelherren vom Berge belehnten Herlingeberge waren ein niederes Adelsgeschlecht, das sich nach der im J. 1203 von König Otto nördlich von Wöltingerode als Trutzveste gegen Goslar erbauten Burg nannte. (Gosl. Urkdbch. I 384.) Dieses Geschlecht starb mit dem obengenannten Heinrich um 1390 aus. Damit wurde auch das Reppnersche Lehngut frei — es war los gestorben. Gerhard, edler Herr vom Berge, Bischof von Hildesheim, belehnte nunmehr als Familienhaupt zugleich im Namen seiner Brüder Curd von der Asseburg mit dem Kirchlehn und den 6 Hufen Land in Reppner.

So benennen die Hildesheimischen Verzeichnisse wie die sämmtlichen Lichtenbergischen Erbregister die von der Asseburg als Kirchenpatrone von Reppner im Banne Lengede. Die bischöfliche Abgabe betrug 4½ Loth. Von dem Wechsel im Patronat erzählt die Chronik von 1767: „Die Herren v. d. Asseburg haben vor etlichen Jahren diese Pfarre und noch ein paar andere Pfarrlehne — als Evessen — an den Herzog abgetreten und dafür ein erbliches Canonicat im Stifte St. Blasii zu Braunschweig erhalten. Der Herzog hat 1761 zum ersten Male sein neues Patronatrecht ausgeübt. In diesem Jahre wurde Johann Christoph Tutenberg zum Pfarrer von Reppner ernannt“.

Von der uralten Verbindung Reppners mit der Mutterkirche des Bannes in Lengede zeugt noch heute „der Lengeder Kirchweg“.

Die größeste Glocke in g stammt aus dem Jahre 1637: Heinrich Borstelmann in Braunschweig hat mich gegossen — in Gottes Namen bin ich durchs Feuer geflossen. Die kleine Glocke in b ist zu Zeiten des Pastors Johann Ernst Knopf von A. Grete-Braunschweig gegossen, sie trägt die Inschrift: O Gott, laß meinen Schall in vieler Ohren fallen, daß sie darauf alsbald zu deinem Hause wallen.

Das Pfarrhaus wurde 1771 erbaut, das Schulhaus 1767.

14. Parochie Barbecke.

Von alter Zeit her stand Barbecke in Verbindung mit dem Kloster St. Godehardi zu Hildesheim, das schon 1146 in Beribeke Güter besaß[6]). Dieses Kloster war auch der kirchliche Patron unserer Gemeinde. Aus älterer Zeit sind uns keine kirchlichen Nachrichten erhalten. Die alte Kirche ist nach einer Inschrift auf einem Steine im J. 1402 erbaut; nach größeren Umbauten 1726 und 1748 ist sie um 1857 unter Pastor Jenner neu gebaut. Nach der Legende der früheren kleinen Glocke ist St. Martin der Schutzheilige der Kirche. Nach dem Hildesheimischen Archidiaconatsregister zahlt die Kirche eine halbe Mark als bischöfliche Abgabe.

Nachweislich ist Konrad oder Kurdt Woldenbruch seit 1540 Pfarrer in Barbecke. Von hier aus verwaltete er auch Reppner. Er hatte in Folge dieser Vereinigung nach dem Protocoll vom J. 1544 die für die damaligen Verhältnisse ungemein hohe Einnahme von 50 Gulden. Der Gesammtgrundbesitz belief sich auf sieben Hufen, die auch heute noch vorhanden sind. Das katholische Verhör von 1551 meldet: „Cunradus Woldenbroch, vor 35 Jahren geweiht zu Hildesheim, ist verehelicht, hat sich nach der neuen Art gehalten, soll beichten und sich bessern, damit er absolvirt werde“. Auch beim Examen zu Lichtenberg am 12. Nov. 1568 ist derselbe noch Pfarrer zu Barbecke und Reppener, welches er von Johann v. d. Asseburg zu Lehn hat. Das Urtheil des Examinators, des berühmten Martin Chemnitz, über Woldenbruch lautet: Senex valde rudis.

Bis zum Jahre 1602 dauerte nach der Pfarrchronik zu Reppner die Vereinigung beider Pfarren. Der damalige Pfarrer Henricus Baurmeister trat in jenem Jahre Reppner an seinen Sohn Andreas ab. Bei der Landesvisitation 1651 stand Joachimus Kleimann in Barbecke, der nach seiner Unterschrift unter dem Corpus Julium zu Wolfenbüttel seit 1649 dort im Amte war. Der Visitator Lütkemann schreibt: „Im Examine befand ich es gut“.

Das kirchliche Patronatsrecht übte von Alters her das Mönchskloster St. Godehardi zu Hildesheim aus, das ja schon 1146 in Barbecke bedeutende Liegenschaften besaß. Der Abt dieses Klosters besetzte die Pfarre bis zur Aufhebung desselben im J. 1803, wo die preußische Regierung das Fürstenthum Hildesheim übernahm. Im Jahre 1831 kam ein Tauschvertrag zwischen der hannoverschen und braunschweigischen Regierung zu Stande. Dieser eignete von der Abtei und dem Marienkloster zu Gandersheim das kirchliche Lehnsrecht über die

3) Goslar. Urkdbch.

4) 1257 Widekindus dei gratia nobilis vir, advocatus de Minda, dictus de monte. 1321 Gerhardus et Wydekindus nobiles de Schalkeberge advocati ecclesiae Myndensis. 1368 -- eyn edele Voghet des Stichtes to Minden. (Scheidt, Adel 441).

5) Janicke, Hochst. Hildesh. S. 641.

6) St. Godehardi besaß nach dieser Stiftungsurkunde den Zehnten in Barbecke 1380 gehörte der halbe Zehnte dem Domprobst zu Hildesheim. Die andere Hälfte eignete nach den Lichtenb. Erbregister dem dortigen Domcapitel. Im J. 1841 erhielt das Capitel als Ablösungssumme für den ganzen Fruchtzehnten 23500 Thaler.

Gemeinden Wetteborn und Königsdahlum. Gegen diese wurden die Patronate über Barbecke und Sauingen umgetauscht. Seit 1831 werden daher letztere Stellen vom Landesherrn besetzt. (Acten Herz. Cons.).

Die beiden Glocken stammen aus dem Jahre 1788 und 1820. Die erstere große Glocke trägt folgende Inschrift:

> Da bin ich wieder hergebracht
> und nehme Theil an eurem Leiden
> Ruf euch zum Gottesdienst zur Freude.
> Für Kirchengeld bin ich gemacht —
> Gemeinde nicht, nicht einzler Mann
> hat zu mir etwas hergethan.
> In meinem vorgen ersten Sein
> da war ich vielen wohl zu klein.
> Ganz unverhofft borst ich entzwei
> da schuf mich Johann Conrad Grete neu.
> Braunschweig, 17. December 1788.

Diese Reimerei bildet wohl den Höhepunkt der Glockenpoesie in unserer Gegend. Die kleine Glocke ist beschrieben:

> Sie soll mit hellem Klange rufen Alle, welche Christum lieben in dieses nachbarliche Gotteshaus, damit der Unwissende Belehrung und der Traurige Trost empfange, der Rechtschaffene im Guten gestärkt, der Gefallene aufgerichtet und der Sichere aus seinem Sündenschlafe geweckt werde.

(Prediger H. W. Willerding, Gießer J. H. Wicke-Braunschweig 1820.)

Das Pfarrhaus zu Barbecke ist das älteste in unserem Bezirke, es ist im J. 1704 erbaut. Noch ein Vierteljahrhundert älter ist das Pfarrhaus zu Kissenbrück.

Der Thurm der alten Kirche zu Barbecke aus d. J. 1402 wurde im Laufe der Hildesheimischen Stiftsfehde am Sonnabend nach Matthäi (21. September) 1521 auf einem Plünderungszuge der Hildesheimer erstürmt, da sich auf ihn viele Flüchtlinge gerettet hatten. Der Thurm muß also sehr stark gewesen sein. Damals wurde bei diesem Einfall das ganze Gericht Lichtenberg bis auf Engelnstedt ausgebrannt [7]).

15. Parochie Berel.

Wenn schon 1022 Bischof Bernward dem Michaeliskloster den Zehnten [8]) in Berle anwies, so erfahren wir doch über die kirchlichen Verhältnisse dort aus alter Zeit sehr wenig. Die Parochie Berel lag im Banne Nettlingen-Eldagsen, an den Bischof hatte sie 3 Lot Silber zu entrichten. Die Gemeinde ist aus drei Theilen zusammengesetzt: Gr. Berel, Kl. Berel und Valem (Walem, Valden). Kl. Berel lag zwischen Berel und Nordassel, Valem, aus sechs niedergelegten Höfen — noch heute Fahlhöfe genannt — bestehend, zwischen Berel und Lesse. Die frühere Selbständigkeit dieser drei Ortschaftstheile ergiebt sich aus der Scheidung ihrer Zehnten. Die älteste Nachricht über den Zehnten von Vaalden stammt aus d. J. 1448, es besitzen ihn damals die von Schwicheldt als hildesheimische Marschälle (Vogell 140)

Von dem Pfarrer zu Berel hören wir zuerst 1542: Berlle, Johann Rubart, ist sein eigen (also nicht erpachtet), altershalber nicht erschienen (nämlich in Woldwiesche, wo sich die Visitatoren am 9. Okt. 1542 befanden). Der Pfarrer besitzt nach dem Protocoll von 1544 zwei Hufen, er muß noch eine Hufe von der Kirche haben, sonst muß er die Pfarre verlassen. Im J. 1551 hat Berel keinen Pfarrer „werden auf Michaelis mit einem versehen werden, haben angelobt sich nach alter christlicher Religion zu halten". Im J. 1568 ist bei der evangelischen Visitation in Berel Henningus Jertzen, der erträglich geantwortet hat. Bei der Landesvisitation 1651 ist dort Theodorus Gerlandt. „Die Gemeinde ist im Examen gut. Die Leute halten aber ihre Kinder nicht fleißig zur Schule an, klagt Pastor".

In der alten Kirche entdeckte man bei der Anlage neuer Fenster alte Wandmalereien und sog. Weihekreuze (von Kreisen umschlossene Kreuze), ein Zeichen bischöflicher Einweihung. Der Patron der Kirche ist im Archidiaconatsverzeichniß nicht benannt. Das Erbregister von 1540 sagt: „Berlde de phar daselbest geit von meinem gnäd. Herrn zu lehne, hat 2 hufel" So ist der Landesherr allzeit der kirchliche Lehnsherr gewesen. Wenn daher in einem Visitationsexemplar vom J. 1568 der Archidiaconus des Bannes als Patron bezeichnet wird, so beruht das auf Irrthum.

Von der Kirche des Gerichtes Lichtenberg gehörten Nordassel und Berel zum Banne Nettlingen. Dieses war auch Mittelpunkt eines Calands wie Barum und Gerichtsort eines Meyerdinges. Es sei uns gestattet, hier einen Erbbrief dieses Meyerdinges aus dem Corp. bon. von Nordassel mitzutheilen:

Actum auf einem echten und rechten Namens Sr. Hochwürden des Herrn Abtes und löbl. Convents des Stiftes und Klosters S. Michaelis in Hildesheim gehegten Meyerdinge. Nettlingen den 16. October 1783 wurde die Kirche zu Nordassel an einen im Fennewinkel belegenen Morgen Landes erblich angesetzet, dem Gute der Friede gewürcket und derselbige unbehörig des zur treuen Hand benannten Altaristen Hennig Wittekopf angenommen.

Richter Henning Bartels. Beysitzere Christian Cramme
Joh. Heinr. Himstet. und In fidem
A. A. Schrader
Oberschreiber.

16. Parochie Woldwiesche.

Die Kirche zu Woltwische wird zuerst im J. 1149 unter den Gütern des Augustinerinnenklosters Lamspringe erwähnt. In dem Schutzbriefe des Bischofs Bernhard von Hildesheim für dieses Kloster vom 10. October 1149, wie in dem des Bischofs Adelog vom 28. Nov. 1178 werden der Klosterkirche zu Lamspringe zugeschrieben u. A.: „zwei Hufen zu Ingelnstede

7) Chronik Asche's v. Heimburg (1846 v. Lüntzel) S. 82.

8) Es ist dieses jedenfalls der Zehnte der Feldmark des heute wüsten Klein Berel, den S. Michaelis wegen Geldnoth 1357 für 60 ℳ an den Hildesheimer Rath verpfändete, aber wieder einlöste. Der Groß Bereler Zehnte war in den Händen der Edelherren von Meinersen, die Ministeriale damit belehnten. Der Kl. Bereler Zehnten und der 1/2 Gr. Bereler Zehnten wurde gegen Zahlung von 10320 Thlr. an die Klosterkammer zu Hannover und der andere 1/2 Groß Bereler Zehnten gegen 6710 Thlr. an Halbspänner Meyer und Kothsaß Schaper zu Berel im J. 1842/3 abgelöst.

oder Igelneſtide (Engelnſtedt) und drei Hufen zu Waltwiſche oder Waldwyſche mit der Kirche frei von allen Laſten mit ihren Zubehörungen [9])".

Ein Pfarrer Henricus in Woltwiſche tritt im Jahre 1335 als Zeuge in einer Kemnader Urkunde auf, 1372 ein Pfarrer Kord in einer Urkunde des Kloſters Wittenburg [10]).

Die Viſitation vom J. 1542 berichtet: „Chriſtianus Heitmann iſt arrendarius (Pfarrpächter) von Herrn Johann Warneken, Probſt zu Lamſpringe. Weil er (der Probſt) hier nicht reſidirt iſt die Pfarre Herrn Johann Sunder verliehen". 1544: „Herr Johann Sunder hat eine gute Zulage nöthig, hat nur 12 Gulden. Könnten ihm 2 Hufen vom Kloſter Woltingerode — das dort begütert war — zugelegt werden". Er wird unter dem 16. Juni 1545 von dem Paſtor an St. Petri zu Braunſchweig, Heinrich Wende, der Mitglied der Viſitationscommiſſion war, dem Superintendenten M. Werner Elendes in Wolfenbüttel zur Unterſtützung empfohlen [11]).

Die katholiſche Viſitation vom J. 1551 findet Johannes Ring in Woldwieſche: „25 Wochen hat er die Pfarre; hat alle ordines (Weihen). Vor 40 Jahren geweiht, iſt verheirathet, hat ſich nach der neuen Lehre gehalten. Sagt, die Kirche ſei ſpoliirt (beraubt), ſei nichts ſonderliches vorhanden. Die Leute weigern ſich daſſelbe machen zu laſſen. Der Cuſter (Opfermann) iſt ungeſchickt". Er erhält den Beſcheid, er ſolle ſich nach Wolfenbüttel verfügen, beichten und ſich beſſern.

Die Reformation 1568 berichtet über Bartholomäus Roſenbuſch, als Miethpfarrer; der rechte Paſtor iſt Johannes Wernicke, Probſt zu Lamſpringe. „Hat einigermaßen geantwortet, ſcheint aber in der Lehre noch nicht genug gefeſtigt zu ſein, war ein heftiger Papiſt, könnte anderswohin verſetzt werden". Sein Bruder Nicolaus war zu gleicher Zeit Paſtor in Broiſtedt.

Im J. 1595 hat Hermannus Arnoldi als Paſtor zu Woldwieſche das Corpus Julium (zu Wolfenbüttel) unterſchrieben.

Die Generalviſitation vom J. 1651 nennt Bartholdus Mylius als Pfarrer unſerer Gemeinde. „Hier iſt eine herrliche Erkenntniß. Der Amtmann von Lichtenberg handelte mit den Leuten wegen des Ackers, daß ſie ihrem alten Prediger den Acker um die Hälfte beſtellten und ihm ſein Theil in die Scheuren brächten; welches ſie auch angenommen, damit dem Paſtori Altershalber alle Mühe abgenommen würde".

Die Kirche von Woldwieſche, zum Banne Lengede gehörig, hatte nachweislich vom J. 1149 an das Nonnenkloſter Lamſpringe zum Patron. Wie die Dorſtädter Nonnen in Bruchmachterſen, ſo wieſen die Lamſpringer Nonnen ihrem Probſt die Pfründe zu. Dieſer ließ die Pfarre dann durch einen Miethpfarrer verwalten. Als biſchöfliche Abgabe iſt im Hildesheimiſchen Regiſter 1 Ferto = $^{1}/_{4}$ Mark vermerkt.

---

9) Koken, Winzenburg 174, 177. Lüntzel, ä. Diöc. Hildesh. 295.

10) Erſtere abſchriftl. im L.-H.-Archiv, letzere im Germ. Muſeum. Nürnberg.

11) Conſ.-Act. Wolfenbüttel.

Das Kloſter Lamſpringe verfiel im J. 1803 der Auflöſung. Die Patronatsrechte deſſelben gingen damit auf das Hannover und Hildesheim beſetzende Preußen über. An deſſen Statt trat 1806 das Königreich Weſtfalen, 1815 das Königreich Hannover. Wie ſchon früher bei Leſſe, ſo trat auch hier nun ein Umtauſch ein. Die braunſchweigiſche Regierung beſaß das Patronatrecht über die Pfarre Rautenberg im Hildesheimiſchen, die vordem von der Aebtiſſin von Gandersheim abhing. Gegen dieſe trat die hannoverſche Landesherrſchaft im J. 1817 ihre Rechte auf Woldwieſche ab. Der damals amtirende Paſtor Trobitius behielt für ſeine Dienſtzeit das Patronat über Opferei und Schule bei. Später beſetzte auch die Schule der Landesherr. Die abgebrannte Schule wurde im J. 1840 neugebaut. Die Kirche beſitzt ein überaus reich geſchnitztes Altarblatt mit dem Abendmahl, Evangeliſten, Weltheiland, Kreuzigung und Grablegung, Moſes, dem guten Hirten, Auferſtehung — von unten nach oben aufgezählt. Das Schnitzwerk ſtammt aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Glocken ſtehen in e und g.

Erſtere aus d. J. 1783 von J. H. Wicke in Braunſchweig unter dem Paſtor Joh. Conr. Sander gegoſſen: Ich rufe die Lebendigen zur Buße, die Todten zur Ruhe. Die Glocke in g zeigt dieſelbe Inſchrift aus dem J. 1798 und iſt von Joh. Conr. Grete in Braunſchweig gegoſſen.

Bücherſchau.

Nikolaus Paulus, Johann Tetzel der Ablaßprediger. Mainz, Franz Kirchheim 1899. VIII u. 187 S. 8⁰. 2 ℳ 50.

Ueber Tetzel iſt von katholiſcher wie von proteſtantiſcher Seite ſchon ſehr viel geſchrieben worden. Das verdankt er nicht ſeiner Perſönlichkeit, er unterſcheidet ſich weder im Guten noch im Schlechten von vielen anderen Ablaßpredigern der Zeit; er iſt zu einer Berühmtheit nur dadurch geworden, daß ihm ein Luther entgegentrat, daß aus dem Streite der beiden Männer die Kirchenreformation ihren Anfang nahm. Die vorliegende Schrift iſt von einem Katholiken mit anerkennenswerther Objectivität verfaßt worden. Die verhältnißmäßig geringen Nachrichten, die wir über Tetzel's Leben beſitzen, werden uns vorgeführt und dabei manche Verdächtigungen, die über ihn noch heute im Umlauf ſind, mit Glück zurückgewieſen. Sodann erhalten wir über Tetzel's Ablaßlehre eine intereſſante Auseinanderſetzung. In unſerer heimiſchen Ueberlieferung gilt es für ausgemacht, daß Tetzel auch im Braunſchweiger Lande gewirkt habe: der Tetzelſtein auf dem Elme hält hier ſein Andenken in weiten Kreiſen feſt. Paulus weiß davon nichts zu berichten, er erwähnt nur ein Schreiben Tetzel's aus Halle vom 22. Juni 1517 an den Abt von Königslutter, dem er das Fortbeſtehen des Ablaſſes in dieſem Kloſter zum Peter-Paulsfeſte meldete. Die Erzählung von dem Ueberfalle Tetzel's durch einen mit Ablaß verſehenen Landsknecht oder Rittersmann, bald von Haake bald von Hagen genannt, wird uns aus verſchiedenen Gegenden berichtet, wie auch an mehreren Orten Tetzel'ſche Ablaßkäſten gezeigt werden. Wir werden darin nur eine der Legendenbildungen zu erblicken haben, an denen jene Zeit nicht arm war.

K. Heine, Chronik der Stadt Ellrich. Mit 5 Illustrationen. Ellrich, G. Krause 1899. VIII u. 190 S. 8⁰. geb. 4 M.

In dem ersten Abschnitte, der die Urgeschichte, die politische Geschichte und die Religionsgeschichte umfaßt, wird die ältere Zeit nur sehr kurz behandelt. Das ist sehr gut, denn auf diesem Gebiete ist der Verfasser anscheinend nicht sonderlich zu Hause. Erst vom siebenjährigen Kriege ab setzt S. 9 ff. eine breitere Darstellung ein, die auf umfangreicheren Aktenmateriale, später auch auf mündlicher Ueberlieferung beruht. Diese Theile, wie z. B. die Erzählung vom Besuche König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise in Ellrich im J. 1805, vom Landsturme 1814, von den Ereignissen des Jahres 1848, sind von hohem Interesse und leicht und angenehm zu lesen. Für uns Braunschweiger von besonderem Werthe ist der Bericht über den Aufenthalt Herzog Karl's II. in Ellrich im November 1830, als er von dort aus den unglückseligen Versuch machte, seines Landes sich wieder zu bemächtigen. Im zweiten Abschnitte des Buches werden u. A. die topographischen Verhältnisse der Stadt, die Kirchen, Schulen, Behörden, Innungen, Handel und Industrie, Gelehrte und Dichter (Göckingk und Tiedge) u. s. w. uns vorgeführt.

Ein reiches Material ist mit Fleiß gesammelt und mit Geschick und warmer Liebe zur Sache dargestellt. Bei den nahen Beziehungen der Stadt Ellrich zum Braunschweigischen Harze wird das Buch für viele unserer Leser von Interesse sein. In den Namen unserer Herzöge hätte der Verfasser allerdings etwas genauer sein können. Die Anwartschaft auf die Grafschaft Hohnstein ist 1583 nicht Heinrich Julius, sondern Julius ertheilt worden (S. 7), bei Auerstädt wurde nicht Herzog Ernst, sondern Karl Wilhelm Ferdinand verwundet (S. 27), S. 127 wird Rudolf August mit Friedrich Ulrich verwechselt.

Ernst Lerche, Gunzelin von Wolfenbüttel. Historisches Schauspiel in vier Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1900. 35 S. 8⁰. — M 50.

Zwar schreibt der Verfasser, ihm sei bei seinem Werke „die Rücksicht auf die geschichtliche Wirklichkeit in erster Linie maßgebend gewesen". Dennoch geht er in seinem Stücke, das nichts weniger als den Geist der Zeit, in dem es spielt, athmet, mit den geschichtlichen Thatsachen sehr willkürlich um. Er läßt seinen Helden, der in der Geschichte ein treuer Anhänger Kaiser Otto's IV. sein Leben lang geblieben ist, diesem die Treue brechen und diesen bedenklichen Schritt mit sophistischen Redensarten begründen, die wohl ein charakterloser Schwächling oder ein ehrloser Streber unserer Tage zur Beschwichtigung seines schlechten Gewissens in gleicher Lage gebrauchen mag, die aber bei Leibe nicht in jene Zeit passen. „Selbstredend können", schreibt der Verfasser ferner, „geschichtliche Darstellungen niemals dasselbe leisten wie dramatische Bearbeitungen". Mag das sonst auch so unrichtig nicht sein: im vorliegenden Falle möchte ich aber doch einem Jeden, der sich über Gunzelin von Wolfenbüttel unterrichten will, rathen, zu dem Aufsatze v. Schmidt-Phiseldeck's (Zeitschrift des Harzvereins 16. Jahrg. [1883] S. 209 bis 230) zu greifen, den der Verfasser in seinem Vorworte auffallender Weise gar nicht erwähnt.

Im dritten Hefte des 1. Jahrganges der **Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft** (April — Juni 1900. Leipzig, Breitkopf u. Härtel) hat Albert Mayer-Reinach S. 446 — 529 einen eingehenden Aufsatz über Karl Heinrich Graun als Operncomponist veröffentlicht. Die beiden ersten Theile der Arbeit („Graun's Leben in Beziehung auf seine Operncompositionen" und „die Opern, ihr Inhalt und ihre Dichter") sind bereits früher als Doctordissertation erschienen und im vorigen Jahrgange des Magazins (1899 S. 72) besprochen worden. Diesen jetzt etwas umgearbeiteten Abschnitten ist dann hier ein viel umfassenderer (S. 472 — 529) über „Die musikalische Structur der Opern" angeschlossen worden, eine gründliche Abhandlung, die durch Abdruck zahlreicher Noten willkommene Erläuterung erhält. Das Urtheil über den Künstler faßt der Verfasser am Schlusse folgendermaßen zusammen: „Graun's Entwicklung als Operncomponist ist bedingt durch drei Perioden seines Lebens, die Jugend und Jünglingszeit in Dresden, seine Thätigkeit in Braunschweig und schließlich sein Wirken in Berlin. Herangebildet in der Kreuzschule in strengster contrapunktischer Schulung tritt ihm schon in seinem Jünglingsalter ein mächtig einwirkender Factor entgegen, der ihn seinem endgiltigen Ziele zuführen sollte, die eindringende italienische Oper. Das Schwanken zwischen deutschem und italienischem Charakter nimmt die ganze Braunschweiger Zeit ein; es ist noch kein festgeschlossener Stil, der sich uns darbietet. Die Persönlichkeit des jungen Meisters hat sich noch nicht durchgerungen zu einer ihm grundeigenen Compositionsweise. Das finden wir erst in Berlin. Die Jahre in Rheinsberg, die italienische Reise ließen Graun den Stil gewinnen, der von nun an bis an's Ende seines Lebens sich nicht mehr änderte. Graun ist Italiener geworden, ganz und gar, und bleibt es fortan."

Der Verfasser sieht in dieser Entwicklung einen Fortschritt und einen Rückschritt. Einen Fortschritt, weil er einen Stil fand, der endgiltig sein eigen wurde. Einen Rückschritt, weil er sich von dem Wege zur künftigen Reform der Oper, der er früher instinctiv zuneigte, immer mehr entfernte. „Der Operncomponist Graun der Braunschweiger Periode", schreibt er, „der den instrumentalen Theil seiner Opern viel gediegener und effectvoller aufbaute als der Operncomponist Graun der Berliner Zeit, stand einer Reform der italienischen Oper viel näher, als dies in seinem späteren Leben der Fall war". „Der Weg von Graun's Braunschweiger Opern zu Gluck scheint uns näher zu sein als der zwischen dem späteren Graun und den ihm bald folgenden Reform-Opern des Wiener Meisters". „Eine neue Zeit kam heran, und neue Zeiten pflegen die unmittelbar vorhergehenden am schnellsten vergessen zu machen. Graun's Opern gingen unter im Strudel der neuen Zeit".

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 12. August **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Besiedlung des niederdeutschen Harzgebietes bis zur Zeit Karl's des Großen.

Von Ed. Damköhler.

Schon in vorhistorischer Zeit waren die Vorlande des Harzes und vielleicht das Harzgebirge selbst von Menschen bewohnt. Paläolithische Fundstellen sind die Gebiete von Thiede bei Wolfenbüttel, von Westeregeln bei Oschersleben und die Rübeländer Höhlen. Die paläolithischen Bewohner sind wahrscheinlich nicht in diesen Gegenden geblieben.

Aus neolithischer Zeit stammen die Lübbensteine auf dem sog. Zitannenberge, d. h. St. Annaberge, bei Helmstedt und die Hünensteine bei Benzingerode a. Harz. Im Frühjahr 1872 wurde zu Rohr bei Blankenheim im oberen Ahrthale ein Altar gefunden mit der Inschrift Mercurio Hannini [1]). Nach Siebs, „Beiträge zur deutschen Mythologie“ in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 24, S. 145 ff., ist hannini Dativ von hanjê, hanjên, goth. hanja, alts. ahd. henno, altfries. henna, mhd. und nhd. hanne, henne, hinne, hunne, hune, verwandt mit griechischem καινω, ich tödte, und bezeichnet den Todesgott. Ein henneklêt war im Mittelalter ein Todtenkleid; hennebedde ein Todtenbett, Grabstätte. In einem Braunschweiger Testamente von 1398 heißt es: ok gheve ek to S. Martene ½ Mark to den hunen. Siebs erklärt „den armen Seelen“. Am Wege zwischen Westerhausen und Thale liegt die Hinnemutterstube, eine Höhle in Stein, darin sitzt die Hinnemutter, mit der man unartigen Kindern droht. Sie ist die Frau Hinne, und der Berg mit der Hinnemutterstube ist ein Wodansberg. Ich vermuthe, daß auch in dem Namen Hünensteine das Wort hunne, hune steckt und derselbe Todten- oder Grabsteine bedeutet. Nach Wilh. Blasius, „Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes“ im Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXIX. Jahrg. 1898, S. 106 ff. sind die neolithischen Insassen unserer Gegend vermuthlich diejenigen, von denen die augenblicklichen Bewohner zum Theil abstammen. Diese Ansicht halte ich für wenig wahrscheinlich, wenn directe Abstammung gemeint ist [2]). Auch aus der Bronzezeit und Metallperiode sind zahlreiche Funde vorhanden, die Urnenfelder und Gräberfunde, sog. Heidenfriedhöfe. Die Herstellung der Urnenfelder wird in die Zeit von etwa 500 vor Chr. bis einige Jahrhunderte nach Chr. gesetzt. Größere Urnenfelder finden sich z. B. bei Schöningen und Börnecke. Welcher Zeit die Ringwälle, deren einer sich bei Heudeber findet, zuzuweisen sind, ob der vorhistorischen, der früh- oder späthistorischen, darüber ist man sich noch nicht klar. Eins aber darf als feststehend angesehen werden: Die Bewohner unserer Gegend in paläolithischer und neolithischer Zeit und noch in der Metallperiode haben keine dauernden Ansiedlungen gegründet, sie waren Nomaden und liegen eigentlich außerhalb des Rahmens meiner Betrachtung. Für mich handelt es sich hier um dauernde Ansiedlung in historischer Zeit, im Wesentlichen um germanische Besiedlung. Wissen wir doch nicht, ob die vorhistorischen Bewohner Deutschlands Germanen waren. Sicher sind vor diesen bedeutende Strecken von Kelten bewohnt gewesen; wie weit diese nach Norden reichten, wissen wir nicht. C. A. F. Mahn nahm für den Namen Braunschweig älteren, keltischen Ursprung an [3]).

Auch die Germanen haben zu der Zeit, in welcher sie zuerst in der Geschichte erscheinen, zu Cäsar's Zeit, noch keine festen Wohnsitze, wenngleich sie schon den Ackerbau kennen, sondern sind noch halbe Nomaden ohne Grundeigenthum. Auch 150 Jahre später kannten sie nach Tacitus' Bericht noch kein Grundeigenthum; der freie Germane war noch kein grundbesitzender Bauer, obwohl er sich der Ackerbaucultur genähert hatte. Er war im Wesentlichen Krieger. Erst mit der Ackerbaucultur entwickelt sich Grundeigenthum und Seßhaftigkeit, und zwar wurden zunächst für dauernde Ansiedlungen die fruchtbaren und leicht zu bebauenden Fluß-

---

1) Die Inschrift lautet: MERCURI
CHANNINI
Das C im Anfange der zweiten Reihe ist aber offenbar ein undeutliches O und gehört zu Mercuri.

2) Siehe jetzt A. Hedinger, Die Urheimath der Germanen. Neue Jahrbücher für das klassische Alterthum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. Zweiter Jahrgang 1899, S. 562 ff.

3) Etymologische Unters. III, 34—40.

thäler gewählt, wie dies Arnold in seinen „Ansiedlungen und Wanderungen" z. B. für Hessen nachgewiesen hat. Erst als diese nicht mehr ausreichten, wurden die höher gelegenen Gegenden und zuletzt die Gebirge besiedelt. Hand in Hand mit diesem Vorgange geht die Beobachtung der Thatsache, daß mit der Zunahme der Höhenlage eine Abnahme der Volksdichte verbunden ist. Beides, sowohl die Abnahme der Volksdichte, je höher man steigt, als auch die spätere Besiedlung des Gebirges trifft für den Harz zu[4]), und doch macht er zugleich, was die Volksdichte anlangt, eine Ausnahme, wovon später die Rede sein wird.

Das Gebiet, von welchem das Harzgebirge umgeben ist, zerfällt sprachlich in zwei große Hälften. Der Süden ist mitteldeutsch, d. h. seine Sprache steht dem Hochdeutschen nahe; der Norden ist platt- oder niederdeutsch. Letzterer zerfällt wieder in drei Theile, in das monophthongische, diphthongische und göttingisch-grubenhagensche Sprachgebiet. Die Grenze des letzteren im Harze, die ich früher noch nicht genau angeben konnte, ist jetzt von E. Jacobs festgestellt[5]). Die Grenze der beiden anderen vom Harz bis in die Nähe von Braunschweig bildet etwa die Oker. Oestlich spricht man hûs, hûser, mîn; westlich höus, huiser, meïn. Diese von mir schon im Jahre 1887 festgelegte Diphthongirungsgrenze hat sich bei erneuter Untersuchung als richtig herausgestellt. (Ed. Damköhler, Die Eis- und Weinlinie von Bettingerode bis Neindorf und Wenker's Sprachatlas des Deutschen Reichs. Niederdeutsches Jahrbuch XXII, S. 134—143.) Da die Diphthongirung specifisch engrisch ist, so rechne ich das Gebiet, das Ostfalen genannt wird, aber diese Spracheigenthümlichkeit zeigt, zu Engern und halte es für altes sächsisches Stammland.

Wann die Sachsen hier eingewandert sind und sich dauernd niedergelassen haben, läßt sich nicht genau angeben. Ptolemäus, dessen Geographie ums Jahr 144 nach Chr. herausgegeben wurde, meldet, daß die Sachsen in Holstein wohnten. Seine Nachrichten gehen aber offenbar auf Erkundigungen zurück, welche die Römer bei der Flottenfahrt des Tiberius im Jahre 5 n. Chr., auf welcher dieser bis Hitzacker an der Jeetzelmündung vordrang, einzogen[6]). Und Widukind berichtet[7]), daß die Sachsen übers Meer gekommen und bei Hadeln gelandet seien. Sie können also nicht die Nachkommen der paläolithischen oder neolithischen Bewohner des Landes sein.

Das östlich der Oker gelegene monophthongische Sprachgebiet ist in historischer Zeit von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt und besiedelt worden[8]). Die ersten Bewohner des Gebietes zwischen Harz, Oker, Ise und Elbe etwa bis zur Mündung der Jeetzel in die Elbe, die uns mit Namen genannt werden, waren nach Ptolemäus suebische Angeln, den östlich der Elbe im Brandenburgischen wohnenden Semnonen verwandt. Nach Süden mögen sich die Angeln bis an den Thüringer Wald ausgedehnt haben.

Ums Jahr 174 verließen die Semnonen und Angeln ihre Wohnsitze. Durch ihren Auszug wurde das Land entvölkert. In den von ihnen verlassenen Sitzen ließ sich ein anderes Volk nieder, das von Schonen in Schweden, den dänischen Inseln und Jütland kam, nämlich die Warnen und mit ihnen die Heruler, die rechts der Elbe blieben. Das Jahr ihrer Einwanderung läßt sich nicht genau angeben, sie hat zwischen 174 und 500 stattgefunden. Aus der Zeit von 500—507 ist nämlich ein Brief des Westgotenkönigs Theoderich d. Gr. an die Könige der Warnen, Heruler und Thüringer erhalten, aus dem wir selbständige Königreiche dieser Völker in Deutschland kennen lernen. Die Warnen sind nun die ersten, von denen wir durch Seelmann's vorzügliche Untersuchung über die Ortsnamenendung -leben im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 12, 7—28 wissen, daß sie in unserem Gebiete dauernde Niederlassungen gegründet haben; von ihnen stammen die Orte, deren Namen sich auf -leben endigen. Soweit diese Ortsnamen reichen, so weit wird sich das anglisch-warnische Gebiet erstreckt haben. Sie finden sich aber einerseits in dem niederdeutschen Gebiete östlich der Ise, Oker und des Harzes, andererseits in dem jetzt mitteldeutschen Gebiete südlich des Harzes bis an den Thüringer Wald, alle im flachen Lande, in fruchtbaren Ebenen, die Gebirge sind von den Warnen nicht besiedelt, auch der Harz nicht. Auf diesem findet sich kein Ort auf -leben außer der im Anfange des 13. Jahrhunderts erwähnten Wüstung Harsleben, Harsleve, bei Stiege[9]), die aber unmöglich eine Gründung der Warnen sein kann, sie ist unzweifelhaft jüngeren Datums.

Sind nun die Angeln, die Vorgänger der Warnen, sämmtlich ausgewandert, oder sind Reste derselben im Lande zurückgeblieben, deren Nachkommen womöglich noch heute dort leben? Darüber schweigen die Quellen, aber die deutsche Sprach- und Dialectforschung scheint Auskunft geben zu können.

Vom Jahre 1009—1018 war Thietmar Bischof von Merseburg; seine lateinisch geschriebene Chronik stammt aus der Zeit von 1012—1018. Aus der Zeit Thietmar's rühren auch die sog. Merseburger Glossen und das Merseburger Todtenbuch her. In den Glossen sowohl wie im Todtenbuche und in Thietmar's Chronik kommen eigenthümliche Sprachformen vor, die sonst im Sächsischen nicht begegnen. Von den Glossen sagt Moritz Heyne[10]), daß sie „deswegen ein erhöhtes Interesse empfangen, weil wir den Ort ihrer Entstehung mit ziemlicher Sicherheit feststellen können. Dieser Ort ist das Stift Walbeck, im ehemaligen Nordthüringen zwischen Braunschweig und Haldensleben gelegen". Nach Heyne's Vermuthung hat die Glossenhandschrift

4) H. Wolff, Die Verbreitung der Bevölkerung im Harz. 1893.

5) Gau- und Mundarten-Karte des Harzes. Hans Hoffmann, Der Harz. 1899, S. 129.

6) W. Seelmann, Ptolemäus und die Sitze der Semnonen. Niederdeutsches Jahrbuch 12, S. 39 ff.

7) I, 3.

8) W. Seelmann, Nordthüringen. Niederdeutsches Jahrbuch 12, S. 1 ff.

9) Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 3. Jahrgang, S. 351.

10) Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 1867, S. XIII.

zu den Büchern gehört, die Thietmar von Walbeck nach Merseburg gebracht hat. Seine Mundart, die mit der in den Glossen wesentlich übereinstimmt, sei die des Ortes Walbeck gewesen.

Nachdem Heyne die Bedeutung der in den genannten Denkmälern sich zeigenden Spracheigenthümlichkeit erkannt hatte, kam O. Bremer in dem kleinen Aufsatze „Ueber die Sprache der Merseburger Glossen“ [11]) zu dem Ergebniß, daß die vom Altsächsischen abweichenden Eigenthümlichkeiten der Glossen anglisch seien, indem er Einwanderung nordalbingischer Angeln in das Gebiet zwischen Harz und untere Saale annahm. Zwar habe die altsächsische Sprache dieses Gebiet im Großen und Ganzen erobert, „aber innerhalb des Sächsischen lebten noch die Spuren der untergegangenen Volkssprache, die einst dort gesprochen wurde, fort. Diese Sprache war die anglische“. Bremer hat offenbar die von Ptolemäus erwähnten Angeln zwischen Harz und Elbe, deren Sitze sich aber bis an den Thüringerwald ausgedehnt zu haben scheinen, im Sinne. Seelmann hält es jedoch für unwahrscheinlich, daß die anglische Mundart der Glossen auf diese Angeln zurückgehe, und nimmt spätere Einwanderung der Hassigauer, Friesen und Schwaben vom Gestade der Niederelbe und Nordsee in den Hassegau, Schwabengau und das Friesenfeld an [12]).

Während Heyne, der das Todtenbuch wohl noch nicht kannte, in den Merseburger Glossen ein zu Walbeck geschriebenes Denkmal sah und Bremer gegen diese Annahme nichts einzuwenden hatte, hält man jetzt Merseburg für ihren Entstehungsort. „Auf Grund des Todtenbuches dürfen wir mit Gallée die Glossen nach Merseburg selbst setzen. Daraus folgt, daß die ältesten Besiedler der Merseburger Gegend Nordschwaben oder Nordthüringer oder Leute aus dem Gau Frisonofeld gewesen sein müssen: also keine Sachsen, sondern Angehörige der anglo-friesischen Stammgruppe. — Die Merseburger Denkmäler gehören streng genommen nicht zu den altsächsischen, wie überhaupt trotz Tümpel Beitr. 7, 24 und Anderen, die ihm nachreden, in Merseburg niemals sächsisch gesprochen ist. Der friesisch-anglische Dialect, welcher in den Merseburger Glossen und in den Namen des Todtenbuches herrscht, wird später von dem thüringisch-mitteldeutschen abgelöst“ [13]). Wie kommen aber die anglischen Spracheigenthümlichkeiten in Thietmar's Chronik? Entweder hat er im Merseburger Dialect geschrieben, was für mich noch nicht erwiesen ist, oder im Walbecker, wie Heyne annahm.

Thietmar wurde 976 geboren. Er war der Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, sein Großvater Liuthar gründete daselbst das Kloster, seine Mutter war die Cousine seines Vaters. Er wurde in Quedlinburg von seiner Tante erzogen, kam in seinem 12. Jahre nach Magdeburg, war von 1002—1009 Probst in Walbeck und von 1009—1018 Bischof in Merseburg. Wir dürfen hiernach annehmen, daß er den Walbecker Dialect, den Dialect seiner Familie, kannte und sprach. Es ist mir durchaus unwahrscheinlich, daß er in Merseburg einen neuen Dialect angenommen hat. Darf nun als erwiesen gelten, was es jedoch meines Erachtens noch nicht ist, daß in Merseburg zu Thietmar's Zeit anglischer Dialect herrschte, so glaube ich nachweisen oder doch wenigstens wahrscheinlich machen zu können, daß in Walbeck derselbe Dialect herrschte. Anglisch-friesische Merkmale sind [14]):

1. Uebergang eines kurzen a in ae oder e: thet = das, forsekenun von forsakan, dege = Tage, Hillidaeg = Hillidag und ebenso Gerdeg, Uuerdech, Aetheldeg = Atheldag, Aedelburg, Aethelhelm, Ethelind. Dieser Uebergang erscheint besonders vor r mit nachfolgendem Consonanten: therva = ahd. tharba, herd für hard in Personennamen: Reinherd, Waltherd; ebenso gerd für gard: Hilligerd u. s. w. Auch statt eines langen a findet sich e bei Thietmar in Rêdbald, Fridisleri, Gosleri.

2. „Höchst charakteristisch ist der Uebergang von a zu o vor Nasalen“: Thoncierd (im Todtenbuche von Thietmar's Hand geschrieben) für Thancgard, Suonehild für Suanehild, Tommo für Tammo, Gondesheim für Gandesheim u. A.

3. Frauennamen auf e statt a: Ide = Ida u. s. w. wie im Angelsächsischen.

4. Uebergang von k in einen Zischlaut: c, z, wie im Friesischen, „woraus gefolgert werden darf, daß das Merseburgische in näherer Verwandtschaft zu diesem Dialekte als zum Anglischen steht“.

Sodann macht Seelmann noch darauf aufmerksam, daß sich bei Thietmar einige Male nn und ll statt nd und ld findet, eine Erscheinung, die sonst nirgends so frühe auftritt.

Im Jahre 1889 habe ich im Zweigverein des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Blankenburg über einen Brunswicismus gesprochen, d. h. über die eigenthümliche Erscheinung im Braunschweiger Hochdeutsch, a annähernd wie langes ä zu sprechen, z. B. Täge, jä, und dieselbe aus dem Niederdeutschen in und um Braunschweig erklärt [15]). Hier spricht man heute noch blät = Blatt mit tiefem ä wie in hd. Bär. In Hondelage, zwei Stunden nordöstlich von Braunschweig, hörte ich vor etwa zwanzig Jahren tein märks = zehn Mark und nördlich und nordöstlich von Helmstedt ärzt = Arzt. Goslär statt Goslar wird heute in weiter Umgegend der Stadt gesprochen. Für Fallersleben giebt

11) Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Bd. 9, S. 579—581.

12) A. a. O. S. 6, 58 ff., 90.

13) Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur. Erster Band. Zweiter Theil, 1897, S. 573 und 597. — Gegen Tümpel's Ansicht, daß das Niederdeutsche früher bis Merseburg gereicht habe, habe ich mich schon in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1892, S. 224 und 1895, S. 92 ausgesprochen.

14) Heyne a. a. O. XIV und XV. — Seelmann, Thietmar von Merseburg, die Merseburger Glossen und das Merseburger Todtenbuch. Nd. Jahrbuch 12, 89 bis 93. — Hartmann, Grammatik der ältesten Mundart Merseburgs. I. Der Vocalismus. 1890. Koegel a. a. O.

15) In den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1893. S. 191 habe ich bereits ausgesprochen, daß mir manche Erscheinung der Mundart der Merseburger Denkmäler auf die Mundart um Helmstedt und Braunschweig zu weisen scheine.

Hoffmann von Fallersleben an, daß das kurze scharfe a vor r wie e laute, z. B. erg statt arg [16]), und in Deumelands niederdeutschen Schriften finde ich Erftenzuppe, schärp, ärgste, Schermützel, färben u. A. Wie weit und in welchen Worten dieses ä heute in der Mundart vorkommt, kann ich nicht sagen. Herr Lehrer Th. Reiche in Braunschweig, an den ich mich mit der Bitte um Auskunft wandte, konnte mir nur blät angeben und ließ mich ohne Aufschluß darüber, ob ä statt a auch im Diphthongierunsgebiete vorkommt. Die Aussprache Goslär ist nicht auf das monophthongische Gebiet beschränkt, wird aber aus diesem übernommen sein. Diese Lauterscheinung halte ich für ein charakteristisches Merkmal und für alt. Sie findet sich auch in mittelalterlichen Urkunden des monophthongischen Harzgebietes:

Gosleri. Urkundenbuch der Stadt Goslar. I, Nr. 15 vom Jahre 1023; Nr. 23 vom Jahre 1031.

Hildegesburg. Daselbst Nr. 401 vom Jahre 1219. Dieser Ort lag bei Wolmirstedt, also in altem Angelngebiete.

Haertwicus, Bremensis archiepiscopus. Daselbst Nr 209 vom Jahre 1150.

Hedegeshusen, Andreas de. Stötterlinger Urkundenbuch, Nr. 67 vom Jahre 1311.

Berem 1147. (Barum liegt südlich von Salder an der Fuse im diphthongischen Gebiete). Braunschweigisches Magazin Nr. 13. 18. Juni 1899. S. 98.

Thaeremburch = Darneburg, Derenburg zwischen Halberstadt und Wernigerode. 937. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde III, 579.

Ethelherus, Walgerd. In einem Bruchstück eines Nekrologiums des St. Johannisklosters zu Halberstadt, dessen Eintragungen zum größten Theile dem 12. und 13. Jahrhundert zuzuweisen sind. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde II, 2, S. 9 und 14.

Den Vokal o statt a finde ich in:

Slonstide = Schlanstedt nördlich von Halberstadt Drübecker Urkundenbuch, Nr. 13 aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, und Güterverzeichniß des Grafen Sigfrid II. von Blankenburg aus den Jahren 1209 bis 1227. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde II, c, 88.

Donstide = Danstedt westlich von Halberstadt. Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 93 vom Jahre 1256.

Thoneguarderoth = Thaneguarderoth findet sich in einer Notiz aus den Jahren 1068—1173. Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig. S. 25. Diese Form erinnert an Thietmar's Thoncierd.

Oticherslef, nördlich von Egeln. Urkundenbuch der Stadt Goslar I, Nr. 46 vom Jahre 1050. Atigersliep geschrieben daselbst Nr. 61 vom Jahre 1055. In dieser Urk. wird der Ort Nordthüringen zugewiesen.

Frauennamen auf e statt auf a kommen vor 1300 nur vereinzelt vor, nach 1300 werden sie häufiger. Das Nekrologium des Klosters Dorstadt im diphthongischen Gebiete, dessen Eintragungen im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts gemacht sind (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde III, S. 453 bis 487), bietet folgende Namen: Berte, Evesse, Ghezele, Gisele, Rixe. Rikece 1292. Braunschweigisches Magazin, Nr 24. 19. Nov. 1899, S. 191.

Formen mit ll statt ld habe ich folgende angemerkt: Hillebrandus, Hilleboldus 1169. Urkundenbuch der Stadt Goslar I, Nr. 264. Hillebrant 1187. Daselbst Nr. 311. Für den Uebergang von nl in ll mag außer den von Seelmann angeführten Zilly, früher Kinlinga; Billeben, früher Bieneleba; Belleben, früher Bennenleve; Holleben, früher Hunleva hier noch erwähnt werden: Wallefesroth = Wanlefesroth. Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 9 vom Jahre 1110.

Wenn ich nun auch zugeben muß, daß unter den von mir angeführten Formen die aus nachthietmarischer Zeit wenig beweisend sind, namentlich die Frauennamen auf e und die Namen mit ll statt ld, so scheint mir doch der Umstand, daß noch heute in einem größeren Gebiete östlich von Braunschweig ganz in der Weise wie in den Merseburger Denkmälern ä statt a erscheint und sich auch urkundlich bis zu Thietmar's Zeit zurück verfolgen läßt, und der charakteristische Uebergang von a zu o vor Nasalen, der sich schwerlich als ein Product jüngerer Zeit wird erklären lassen, zur Genüge darzuthun, daß in diesem Gebiete der anglische Dialect ehedem geherrscht und sich zum Theil bis heute erhalten hat.

Noch eine andere Spracheigenthümlichkeit, die sich gleichfalls in Thietmar's Chronik und im Todtenbuche findet, und die außerdem Namen aus dem Hassegau, Friesenfeld und Schwabengau aufweisen, zeigt dieses Gebiet. Seelmann hat nachgewiesen [17]), daß im Hassegau mit Merseburg, im Friesenfeld, Schwabengau, Harz- und Darlinggau mit Walbeck der Zetacismus, d. h. Uebergang von k zu z vorkommt. Aus dem Harzgau gehören folgende Namen hierher: Sallersleben, 961 Kieleresleбu, 1137 Czilerslove. Zilly, 944 Kinlinga, 1214 Scillige. Itzemitzeburg, früher Hisimekeburg. Mekelnfelde, 1137 Mescelenvelde. Zeringen, früher Tseringen. Mulmcke, 1011 Mulbizi. Quarmbach, 936 Quernbetsi. Aus dem Darlinggau sei nur Walbeck genannt, das bei Thietmar Wallebizi lautet. Als Rest dieses Zetacismus darf man vielleicht den noch heute in Harzburg üblichen Ausdruck pânzëwel [18]), eigentlich Pferdekäfer, page = Pferd und zëwel = Käfer, betrachten. Der Zetacismus ist specifisch friesisch oder nordalbingisch. „Man kann demnach die Zetacismen, welche sich in älterer Zeit im niederdeutschen Binnenlande finden, nur als die Spuren ehemaliger nordalbingischer oder friesischer Einwanderungen oder Ansiedlungen deuten dürfen. In der That beschränken sich die binnenländischen Zetacismen im Großen und Ganzen auf Nordthüringen, also auf ein Gebiet, das wiederholt von zahlreichen Nordalbingern besiedelt ist [19])“.

Die ältesten Bewohner Nordthüringens waren, wie wir oben sahen, die von Ptolemäus erwähnten Angeln.

---

16) Die deutschen Mundarten. Fünfter Jahrgang. S. 42.

17) Der Zetacismus und seine Verbreitung in Niedersachsen. Nd. Jahrbuch 12, 64—74.

18) Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 14, 82; 15, 94; 16, 27—28.

19) Seelmann, a. a. O. S. 67.

Nach 174 erfolgte die Einwanderung der Warnen, von denen die Orte auf -leben stammen. Angeln und Warnen gehören später zum Reiche der Thüringer. Nach dessen Sturze durch den fränkischen König Theoderich im Jahre 531 erhielten die Sachsen als Lohn für ihre Hilfe das Land nördlich der Unstrut. Dieser Fluß bildete vermuthlich die Grenze zwischen der thüringischen und anglisch-warnischen Bevölkerung. Die bisherigen Bewohner scheinen zum Theil das Land verlassen und sich südlich der Unstrut angesiedelt zu haben, wie der Gau Engilin andeutet; den Rest des geschlagenen Volkes verdammten die siegreichen Sachsen zur Tributzahlung, wie Widukind I, 14 berichtet, und zwar scheinen sie, da sie selbst wegen ihrer geringen Anzahl nicht das ganze Land besetzen konnten, jenem den am meisten nach Osten gelegenen Theil, d. h. also wohl den Nordthüringgau, überlassen zu haben, wie Seelmann aus einer Nachricht in dem vor 865 geschriebenen Berichte von der Uebertragung des heiligen Alexander glaubt schließen zu dürfen. Diese Sachsen sind es nun nach Seelmann gewesen, die den Zetacismus mitgebracht haben, und da sich dieser im Nordthüringgau nicht findet, so können die Sachsen ihn nicht besiedelt haben, er verblieb den anglisch-warnischen Bewohnern.

Nach einem vergeblichen Versuche die fränkische Oberhoheit abzuschütteln, zogen im Jahre 568 zwanzigtausend Sachsen mit Alboin nach Italien. Da sie sich aber weigerten nach longobardischem Rechte zu leben, so kehrten sie wieder heim. In die von ihnen verlassenen Sitze zwischen Unstrut und Bode waren inzwischen Schwaben, Friesen und Hassen eingewandert, nach denen der Schwabengau, das Friesenfeld und der Hassegau benannt sind. Diese neuen Ansiedler stammen nach Seelmann vom Gestade der Niederelbe und Nordsee. Von ihnen wurden die heimkehrenden Sachsen in zwei blutigen Schlachten besiegt.

Heute wird im Hassegau, Friesenfeld und der südlichen Hälfte des Schwabengaus mitteldeutsch gesprochen. Nach Tümpel [20]), dem Seelmann folgte, wurde hier aber bis gegen 1500 sächsisch gesprochen. Diese Annahme mag Seelmann veranlaßt haben, die Hassen, Friesen und Schwaben von der Nordsee einwandern zu lassen. Schon oben ist bemerkt, daß man jetzt annimmt, daß der ältere anglische Dialect nicht vom Sächsischen, sondern vom Mitteldeutschen abgelöst wurde. Aber wann und in welcher Weise? An ein allmähliches Vordringen des Mitteldeutschen auf Kosten des Niederdeutschen oder Anglischen, wie es Haushalter zwar behauptet [21]), aber nicht erwiesen hat, kann ich nicht glauben [22]), nehme vielmehr an, daß jene Gebiete nach dem Abzuge der Sachsen von Mitteldeutschen eingenommen wurden, doch will ich hier nicht näher auf diesen Gegenstand eingehen.

Also jene Sachsen vom Gestade der Nordsee, welche nach Rudolf's Translatio S. Alexandri SS. II, p. 674 Angeln waren, brachten den Zetacismus mit. War ihrem Dialecte auch ae, e für a und Uebergang von a zu o vor Nasalen eigen? Wenn sich erweisen ließe, daß diese beiden Lauterscheinungen oder einer von ihnen sich im Nordthüringgau findet, wie denn in der That Hildegeshusen in diesem Gau liegt; oder daß sie sich für den Hassegau, Schwabengau und das Friesenfeld urkundlich nicht werden nachweisen lassen, so liegt die Annahme nahe, daß beide Lauterscheinungen nicht dem Merseburger Dialecte, sondern Thietmar's heimatlichem, d. h. dem Walbecker Dialecte zuzuweisen sind, und daß sie nicht der Mundart der anglischen Sachsen, sondern der der Angeln, welche vor jenen das Land inne hatten, angehören. Nachweislich sind die Träger einer Anzahl von Namen im Todtenbuche zu der Zeit gestorben, als Thietmar Bischof in Merseburg war [23]), mithin ist Abhängigkeit des Dialectes im Todtenbuche von Thietmar's Dialect sehr wohl möglich.

Welche Orte von den Sachsen oder den älteren Angeln gegründet sein mögen, wissen wir nicht. Diejenigen, deren erster Bestandtheil keinen Personennamen enthält, sondern sich auf die Oertlichkeit bezieht, reichen höchst wahrscheinlich in die Zeit vor Karl d. Gr. zurück.

Außer den Angeln, Warnen und Sachsen haben aber offenbar noch andere Bewohner sich im niederdeutschen Harzgebiete niedergelassen. So gelten die Ortsnamen auf -ingen für bardisch. Besonderes Interesse dürfen m. E. die Ortsnamen auf -wik, Osterwieck und Braunschweig, beanspruchen. Namen auf -wik kommen auch in Schweden und England und besonders in Westfalen und dem sächsischen Theile des Königreichs der Niederlande vor. Sie gehören vermuthlich einem bestimmten Volksstamme an, dessen Genossen nach verschiedenen Gegenden ausgewandert sind, vielleicht zur Zeit der Völkerwanderung, als Angeln und Sachsen nach England übersetzten. Daß Braunschweig keine Gründung des Herzogs Bruno aus dem Jahre 861 ist, habe ich schon früher ausgesprochen und ist nach mir von Varges [24]) bestätigt. Das Vorkommen der Endung wik in ganz verschiedenen Ländern läßt auf ein hohes Alter der betr. Orte schließen. Damit würde Marcellin's Nachricht in seiner zwar erst am Ende des 15. Jahrhunderts verfaßten vita S. Suiberti stimmen, wonach der heilige Suibert, der nach den Actis Sanctorum am 1. März 713 starb, in einen großen Ort, Brunswik genannt, gekommen sei und dort einige Tage das Christenthum gepredigt habe. Marcellin's Glaubwürdigkeit ist allerdings stark angefochten, aber seine Angabe von einem Orte Brunswik braucht darum noch nicht unrichtig zu sein.

So viel läßt sich heute über die verschiedenen germanischen Siedlungen im Flachlande des niederdeutschen Harzgebietes bis auf die Zeit Karls d. Gr. sagen. Das Gebirge selbst blieb noch unbesiedelt.

---

20) Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500. Paul und Braune, Beiträge VII, 1–104

21) Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode. 1883.

22) Ed. Damköhler Die Sprachgrenze um Aschersleben. Mitth. des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1895. S. 75—92.

23) Nd. Jahrbuch 12, 93.

24) Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 25, 102 ff.

Durch Alboins Zug nach Italien wurden manche Gegenden des nordöstlichen Deutschlands entvölkert. In diese drangen von Osten her die Slaven ein bis an und über die Elbe. Die Frage ist, ob sie auch bis an oder in den Harz gekommen sind. Man hat es mehrfach angenommen und aus nicht deutsch klingenden Namen geschlossen. Slavisch oder wendisch schien der Name Itzemitzeburg, höchst wahrscheinlich die heutige Iseburg bei Station Börnecke zwischen Blankenburg und Börnecke, zu sein. Er lautet aber in älterer Zeit Hisimekeburg und zeigt deutschen Zetacismus. Die Wüstung Linzke heißt auch Linseke und klingt so ganz deutsch. Die Lauseberge, deren es zwei beim Kloster Michaelstein giebt, in der Mundart des Dorfes Cattenstedt lûseknichel genannt, sind vielfach für slavisch gehalten, luza heißt im Slavischen Pfütze. Aber Namen wie lûseborn, lusebôm u. s. w. kommen in Gegenden vor, wo niemals Slaven gewohnt haben[25]). Auch Bullars, ein Forstortname im Harz, ist echt deutsch. Bildungen mit -ars kommen im Altsächsischen und Westfälischen vor[26]). Wendefurt ist nicht nach den Wenden benannt, wie ich schon früher erklärt habe[27]), aber noch immer für möglich gehalten wird, sondern nach der Wendung, welche der früher von Hasselfelde nach Blankenburg führende Weg an der Furt durch die Bode machte. Der alte Weg ist noch zu sehen. Der Name des Dorfes Börnecke ist von Weisker[28]) für slavisch erklärt. Wendisches bornaki bedeutet Lehmgräber. Aber Börnecke lautet in älterer Form burnakari[29]), burnekere und hat mit slav. bornaki nichts gemein. Aus der Sprache läßt sich bis jetzt kein Beweis für slavische Ansiedlungen an oder auf dem nd. Harze entnehmen. Auch der Wienröder Fund, der für einen wendischen Töpferofen ausgegeben wurde[30]), ist sächsischen Ursprungs[31]). Aber trotzdem scheint mir die Frage, ob in der Blankenburger Gegend Wenden gewohnt haben, noch nicht abgethan. Meines Wissens kommen im sächsischen Stammlande, wo niemals Wenden wohnten, keine Gallberge vor, wohl aber in slavischen Gegenden. Slavisch chlum, cholm bedeutet Hügel. Dieses Wort lautet in manchen Gegenden kulm, in anderen, wie in der Mark, golm oder galm. So giebt es einen Kulmberg, Golmberg, Gollenberg, Galmerberg. Es ist möglich, daß in den Namen Gall- oder Gallenberg, auch Galgenberg genannt, das slavische Wort golm steckt, doch bedarf diese Frage noch näherer Untersuchung, besonders muß das Verbreitungsgebiet der Gallberge erst festgestellt werden. Der Galgenberg bei Blankenburg lautet in der Cattenstedter Mundart Gallberg. Auch in der Nähe des Pfeifenkrugs ist auf einer älteren Karte ein Gallberg verzeichnet. Das Ilsenburger Urkundenbuch Nr. 367 nennt einen Gallenberch bei Sargstedt im Halberstädtischen. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, kennt keinen Gallenberg.

25) Mnd. Wtb. II, 751. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. 1896. S. 101.

26) Woeste, Wtb. der westfälischen Mundart. S. 12.

27) Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1894. S. 41—44.

28) Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. I. Theil. 1890. Progr. Nr. 119, S. 43.

29) Nach mündlicher Mittheilung meines Collegen Hassebrauk.

30) Ahlborn, Eine altwendische Töpferwerkstatt in Wienrode bei Blankenburg a. H. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 31, 284—301.

31) Götze, Angebliche altwendische Töpfer am Harz. Globus, Bd. 75, Nr. 1. — Andree, Wenden am Harze? Br. Mag. 1899 S. 12.

Dorfneckereien II[1]).

Von Otto Schütte.

Aus Wahrheit und Dichtung besteht der Inhalt der Dorfneckereien. Gehen sie auch hervor aus der Spottlust der Leute, so liegen ihnen doch meist bestimmte Thatsachen zu Grunde. Aber diese Thatsachen brauchen heutzutage nicht mehr vorhanden zu sein, können jedoch einstmals wohl den Anlaß zur Neckerei gegeben haben. Insofern sind die Sprüche und Verse, mit denen das Volk sich neckt, nicht ganz ohne kulturgeschichtlichen Werth. Manche freilich sind nur des Reimes wegen gemacht und verdienen kaum eine Erwähnung.

Am einfachsten sind die Scheltworte auf Bewohner mancher Orte, deren Namen zum Theil Anlaß dazu bietet. Die Einwohner Seesens werden (von den Gandersheimern) gescholten als Seesensche Lattenkliwer, die Rotenkämper als Langhaarige, die aus Dölme als Dölmer, die Linnenkamper als Peipenköppe, weil sie angeblich so klein sind, die Heynader als Heidenvolk und die Watenstedter im Amte Salder als Aegypter.

Ebenso werden die Namen der Ortschaften selbst gern verdreht. So hört man statt Ingeleben England sagen, statt Wolsdorf Petersburg und Moskau oder Petersburg und Mohrenland, auch et graue Land, wo nân Johannichmarchte — damit wird jedes Fest gemeint — en anderen Dag de leddigen Geldbüdels verkoft wert. Wie Dielmissen das Besenbinderdorf heißt, so Grasleben das Bessenbinnernest. — Es gab hier in der That noch vor vierzig Jahren eine große Anzahl Besenbinder; bei der damaligen Armuth des Ortes hielt man die Kinder gleich nach der Geburt zum Fenster hinaus, zeigte ihnen den Wald und sprach zu ihnen: „Da moste dik ernähren“. — Helmschenrode wird Königsberg genannt, Gerenrode Höxter, Hohenbüchen und Coppengrave et Pottland, Oelkassen Holland. Delligsen wird Dreckdellessen gescholten, wie Schöninger Dreckscheinig, und seine Einwohner erscheinen als Polen:

Delligsche Polacken
Het en Snurrbüdel up en Nacken.

Ebenso wird Lüerdissen als dreckig bezeichnet in einer Reihe von Versen, die Ortschaften des Lennethales betreffen:

Drecklüerdissen,
Versopen Dielmissen,
Hunzen op en Stunzen,
Halle op en Stalle!

1) Vgl. den ersten Aufsatz über Dorfneckereien Br. Mag. 1898 S. 94 ff. u. 103 f.

Nicht mehr zutreffend wird die Charakteristik von Sierße sein:

Arme Sierße,
Rike Bettmer.

Dem Selbstbewußtsein und der Spottlust entsprungen sind die Verse:

In Meine,
Da het se stramme Beine,
Aber in Wenden,
Da trecket se de Lenden.

Was von Eschershausen gilt, wird auch von andern Ortschaften, die auf „hausen“ ausgehen, gesagt, daß in ihnen viel oder nichts zu holen sei, z. B.

In Haieshusen
Is nist tau lusen.

(weil lauter Ackerleute da sind, so ist es ein wohlhabender Ort).

In Ackenhusen (auch Bartshusen)
Is wat tau musen.

Daran schließt sich:

In Schandeln (Schandelah)
Is nist tau handeln,
und In Haugenbenken (Hohenbüchen)
Is nich vel tau seuken.

In Uebereinstimmung mit dem Verse, den ich in meinem ersten Aufsatze über Dorfneckereien (s. Magazin 1898 № 12) angeführt habe, steht der Vers:

In Lesse
Da sind der Schelme sesse

oder nach anderer Zählung

In Lesse
Da sind der Schelme hundertunsesse.

Auf Stroit und Kaierde scheint man am Hilse nicht gut zu sprechen zu sein, denn es heißt:

Stroit
Is roh.
Kaier is Kaier,
Et geit nirgends koldriger tau als in
Kaier un in der Welt.

Dasselbe gilt in der Gegend von Königslutter von Scheppau und Rieseberg.

Scheppau:
Löpt kein Hund op tau.
Rieseberg, mein Vaterland,
Als Bettelbub bin ich bekannt,
Dä Hund, dä hölt den Kop sau scheif,
Hei wart mik doch nich biten.

Auf Halle a. W. wird naturgemäß gereimt:

In Halle,
Da danzet de Mäkens im Stalle
und In Halle,
Da sind de Guen alle.

Ueber das Essen und Kochen der Leute wird gern gewitzelt:

In Kaier,
Da ät se man blos Eier.
In Drütte,
Da frät se vel Grütte.
In Vorwaule (Vorwohle),
Da koket se Katten im Kaule (Kohle).
In Mainsholzen,
Da koket se Bolzen.
In Eimen,
Da koket se Keimen.
In Wenzen,
Da koket se Swänze.

Wie die Stroiter als roh bezeichnet werden, so werden sie mit ebenso wenig Recht auch als thöricht geschildert:

In der Straut
Sind de halwen Lüe nich klauk.

Daß der Volksmund sagt „In Grave is Rauh“ ist nicht zu verwundern. Warum man aber sagt:

In Meinbrexen
Sind alle olen Wiwer Botterhexen,

dafür weiß ich ebensowenig einen Grund wie für die Redensart: „In Heiersdorp is de Welt mit Breddern tauenägelt“. Wenn man dasselbe von dem oben erwähnten Kaierde hört, so läßt sich das ebenso durch seine Lage erklären wie die Redensart: „In Kaier segget sik Hasen un Vösse gaue Nacht“.

Thatsächlichen Verhältnissen werden die Sprüche zu Grunde liegen:

In Eimen,
Da backet se Lehm.
und In Vechela
Da is de Weg tau smal.

Von den Leindern sagt man scherzhaft, weil sie zwei Kirchenfahnen haben: „De Leindeschen het twei Wege nân Himmel“.

Das kleine Varrigsen, das doch seine Bedeutung hat, weil in ihm Rein und Elbe, hier allerdings nur zwei kleine Bäche, zusammenfließen, wird verspottet: „Varrigsen lit garnich op der Landkarte“. Nach dem „litjen Dörpe“ geht man. Da die Wirthschaft keine Kegelbahn besitzt, so sagt man, wenn von Pumpen die Rede ist: „In Varrigsen, da gillet se“.

Bei Grünenplan ist nur wenig Acker, daher heißt es:

„Speigelhütten het kein Stroh“
oder „Up der Speigelhütten kehrt Jakobsdag nich in“.

Im Munde des Volkes ist nämlich der Name Grünenplan, der noch am Ende des vorigen Jahrhunderts „auf dem grünen Plane“ geschrieben wurde, wenig gebräuchlich, sondern heißt allgemein Speigelhütten wegen der Glasfabrik im Orte.

Da Langeleben ein unbedeutender Ort im Elme ist, so werden schlechte Karten in Schöningen als Langelebische bezeichnet.

Die drei Dörfer Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf heißen auch das Dreikleeblatt und die drei Königreiche, wie Evessen, Gilzum und Hachum die drei Bergstädte. Im Gegensatze zu den im Magazin 1898 S. 103 angeführten Versen findet sich auch die Lesart:

In Wendeburg,
Da sind de Mäkens snurr'g.
In Wendezelle,
Da sitt de halwe Hölle.

Emmerstedt, das wegen seiner Blume bekannt ist, muß auch sonst leiden: „In Emmerstidde gat de Gänse barwet“. Und das Gänsemelken, das meist von Scheppau

berichtet wird, soll auch hier betrieben werden: „Et mot rasch gân wie in Emmerstidde et Gausemelken, alle Vertelstunne en Druppen“.

Die Einwohner **Bortfelds** sollen in ihrem Thun übereinstimmen, wie die Klein Dahlums, der Eine thut angeblich genau das, was der Andere thut. „Wat wei daut, dat daut wei alle“. Wenn einer sûren Kohl in Bortfeld koket, koket se alle wecken. Wenn in Lütjen Dahlen de eine Buer Meß feurt, feurt se alle wecken.

Den Sinn des folgenden Verses verstehe ich nicht:

In Billerbecke,
Da trecket se 't Hemd ober de Recke (= Hecke).

Harmloser Scherz zeigt sich, wenn einer sagt: „Ik will na Lamme“ und ein anderer setzt hinzu: „un nich nau Schape“.

Die Leute in der Hilsgegend sind tanzlustig; wie in Lenne die Musikanten nur einen Tanz anzufangen brauchen und die Leute dann ohne Musik die ganze Nacht weiter tanzen, so heißt es dort auch:

Vor en Swinestalle run,
Vor en Kaustalle rop,
Vor en Pêrestalle make we Saulau.

Dieselbe Tanzlustigkeit wird den Stroitern zugeschrieben; ein Spielmann hat immer die Worte im Munde geführt:

Strut is min beste Ort,
Strik ik einmal tau,
Springet se Balken hauch (= hoch).

Von Lenne, dem man ebenso ungerecht alle möglichen Geschichten anhängt wie Schöppenstedt, heißt es:

In Lenne
Het se den Düwel am Benne.

Eilt jemand schnellen Schrittes dahin, so fragt man ihn: Wutte op Lenne tau? Auch hat man die Redensarten: Is tau beseihn in der Lenne, et is en Spaß ut der Lenne und in Lenne smit se mit en Stewel na der Mettworst.

Denstorf wird wegen seines Torfes gelobt:

In Denstorp,
Da backet se guen Torp.

Zankhaftigkeit, die den Frauen Räbkes nachgesagt wird, wird auch den Frauen Gitteldes und Rümmers als wenig angenehme Charaktereigenschaft zugeschrieben:

Wer ne Fru ut Rümmer hat, bruket keinen Hund,
Bitt e nich, sau bellt e doch jif jaf juf.

Als freundlich gelten dagegen die Mädchen in einer Ortschaft nahe bei Gandersheim:

In Heckenbeck,
Da segget de Mäkens: liebe mek,
und In Wedtlenstedt,
Da sind de Mäkens nett.

Wegen ihrer Aussprache werden die Gandersheimer verspottet: De Jandersheimer an der Jande jehn nach en Jarten un holen jrasjrüne Jurken. Ebenso die Ammenser, die alle „glik sind, weil se alle ut en Tüster edoft sind“: In Ammensen sind se ertlich (= ordentlich) un hebbet ne Parten (= Pforte).

Die Verse über das Aufsuchen und Meiden verschiedener Orte seitens des Teufels schloß ich mit Lutter, da kriegt de Düwel sin Futter. Dadurch hat er sich aber wieder gestärkt und setzt nun seine Reise fort über Schöningen nach Halle, ob an der Weser oder Saale weiß ich nicht:

In Scheinig — In Halle
Is de Düwel beinig, — Sitt e im Stalle.

Bücherschau.

Emil Knodt, Sturmi, Ansgar, Lindger. Kirchengeschichtliche Skizzen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1900. 100 S. 8⁰. 1 ℳ.

A. u. d. T: Christliche Lebenszeugen aus und in Westfalen. B. II.

Wird auch unser Kloster Ludgeri bei Helmstedt, das Lindger als seinen geistigen Schöpfer anzusehen hat, in dem Buche nicht erwähnt, so wird gleichwohl Vielen von uns eine schlichte, klare Erzählung vom Leben und Wirken des großen Sachsenmissionars Interesse gewähren, wie sie uns aus der Feder eines protestantischen Professors ohne jedes gelehrte Beiwerk in dem vorliegenden Büchlein geboten wird. Die Ansicht, daß das altsächsische Gedicht vom „Heliand“ im Münsterlande oder in Werden gedichtet sei und auf Anregungen Lindger's zurückgehe (S. 96), ist jetzt nach Jostes' neuesten Forschungen auf diesem Gebiete, auf die schon im Br. Mag. 1899 S. 96 hingewiesen wurde, wohl aufzugeben.

Theodor Fritzsch, Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Lehre. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer (O. Schambach) 1900. VII u. 193 S. gr. 8⁰. 4 ℳ.

Trapp kam um die Mitte des Jahres 1786 nach Braunschweig als Professor und Mitglied des Schuldirectoriums, einer neubegründeten Behörde, die bekanntlich nach kurzer Zeit ihre Thätigkeit wieder einstellen mußte. Er hatte vorher an verschiedenen Schulen, dem Philanthropin in Dessau, der Campe'schen Erziehungsanstalt bei Hamburg u. a. als Lehrer und Leiter, seit Ostern 1779 auch als Professor der Pädogogik an der Universität Halle gewirkt, letztere Stelle aber aus Mangel an Erfolg schon 1783 wieder aufgeben müssen. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens hat er in emsiger litterarischer Arbeit in Wolfenbüttel verlebt, wo er am 18. April 1818 gestorben ist. — Trapps Hauptbedeutung liegt nicht so sehr in seiner praktischen Wirksamkeit als Lehrer und Reorganisator, wie in seiner theoretischen als Schriftsteller; er war nach Fr. Koldewey's Urtheile „unstreitig wissenschaftlich und litterarisch das hervorragendste Glied der philanthropischen Bewegung“. Auf Grund umfangreicher Studien giebt der Verfasser in zwei getrennten Abschnitten von dem Leben (S. 1—105) und der Lehre Trapps (S. 106—193) eine eingehende Darstellung, die mit warmer Theilnahme für die Person des begeisterten Schulmannes geschrieben ist, sich aber von allen Uebertreibungen vorsichtig fern hält. Das Buch bildet einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte des deutschen Philantropinismus, dem gerade in jüngster Zeit große Aufmerksamkeit geschenkt ist. Dankenswerth ist auch das S. 106—110 zusammengestellte Verzeichniß der zahlreichen Schriften Trapps, die z. Th. schon recht selten geworden sind. Campe's „Vorschläge zur Schulverbesserung im hiesigen Lande“, die S. 62 ff. erörtert werden, haben in diesen Blättern 1896 S. 97 ff. durch F. Koldewey bereits eine eingehendere Behandlung erfahren.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 26. August **1900.**

Ueber die Grabstätte der Königin Johanna I. von Neapel, Gemahlin Otto's von Tarent.

Von Karl Steinacker.

Die Fülle des Bedeutenden und Schönen im fernen Lande sucht der fremde Besucher gern durch bestimmte Beziehung mit seiner Heimath zu verknüpfen, gleichsam um gewiß zu sein, daß auch er nicht ganz ausgeschlossen ist von dem Kreise glücklicher Erben und Besitzer. Welcher Braunschweiger dächte in solchem Falle nicht in Unteritaliens vergessenen Städten an jenen abenteuerlichen Otto von Tarent, der nach enttäuschungsreichem Leben gegen 1400 in Foggia gestorben und begraben sein soll [1]). Der schmucklose, nach einem Erdbeben 1731 ganz erneuerte Ort scheint keine Erinnerung mehr an ihn zu besitzen. Des Verfassers Suchen nach einer Spur von Otto's Grabe war ohne Erfolg.

Auch Otto's Gemahlin schließt der Braunschweiger gern in den Kreis seiner Landesgenossen. In diesem Falle freilich würde die Dame wohl nicht ganz damit zufrieden sein. War sie es doch, Johanna I., Königin von Neapel, die den Gemahl sich gewählt hatte und ihn als Fürsten von Tarent nur in unterthäniger Stellung neben sich ließ. Auch war Otto schon ihr vierter Gemahl und wohl in den Wirren der Zeit nur seines schützenden Beistandes wegen zu so vertraulicher Stellung berufen. Doch konnte er die Gattin nicht vor unnatürlichem Tode retten. Die Königin wurde von ihrem Nachfolger, König Karl III., Gemahl ihrer Nichte Margarethe, 1382 erdrosselt, ihr nächster Nachfolger aber an der Krone, Robert von Artois, Gemahl einer älteren Nichte Johanna, von Karl, wie überliefert wird, vergiftet.

Die älteren Berichte nun glaubten Johanna's I. Grab in St. Chiara, der reichen Klostergründung ihres Vaters, Robert's des Weisen, und Gruftkirche seines Hauses, wiederzuerkennen. Dort, wo Robert's des Weisen Grabmal reich und groß wie ein Hochaltar die Mitte der Chorwand schmückt, wo auch andere Glieder seiner Familie ihre bescheideneren, aber immer noch stattlichen Denkmäler besitzen, theilte man der Johanna ein heute inschriftloses Grab an der Breitwand des westlichen (rechten) Querschiffes zu. Unter einem gothischen, reich verzierten Tabernakel ruht, rückwärts in die Wand eingelassen, vorn über zwei kurzen, auf Löwen gesetzten und mit allegorischen Figuren geschmückten Säulen ein reliefbedeckter Sarkophag. Auf diesen folgt ein kurzer Aufsatz mit der Fläche einer ausgelöschten Inschrift. Darauf liegt ausgestreckt die Gestalt einer Frau mit Krone und im lilienübersäten Gewand, ohne sonst ein Attribut in den Händen zu halten. Darüber erhebt sich ein Baldachin, dessen Vorhänge zwei Engel zur Seite schlagen. Hinter der liegenden Figur sieht man an der Wand mehrere Mönche in andächtiger Stellung, über dem Baldachin eine Madonnendarstellung. Der Stil des Ganzen weist in das 14. Jahrhundert. Nun entsteht die Frage,

Einmal: Ist dies wirklich das Grab der Johanna?

Sodann: Befand sich einst die überlieferte Inschrift daran, oder was haben wir davon zu halten?

Und endlich: Wenn dies nicht das Grab der Johanna ist, wo haben wir es zu suchen?

Nun, daß es nicht das Grab der Johanna sein kann, steht seit einer 1876 erschienenen Untersuchung des verdienstvollen und vielseitigen Neapolitaner Gelehrten Scipione Volpicella fest [2]).

Volpicella führt seinen Beweis vor Allem aus dem Grabmal selbst. Seine Ausführung ist so einleuchtend, und auch allgemein anerkannt, daß wir sie nicht im Einzelnen hier zu wiederholen brauchen. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

Gedenken wir jener kurzen, vorhin gebrachten Beschreibung, so bemerken wir bei Betrachtung der übrigen Anjougräber in St. Chiara Folgendes:

Nur die regierenden Glieder dieses Hauses (auch Titularsouveräne) sind dargestellt mit Krone und Reichs-

---

1) Es wird dies bezeugt von Pandulph. Collenutio Historia Neapolitana (Basilae 1572) S. 236. Otto von Tarent stammte aus der Grubenhagener Linie der Herzöge von Braunschweig und wurde um das Jahr 1320 geboren. Vgl. über ihn O. v. Heinemann, Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses S. 49 ff.

2) Volpicella, Scipione: Studii di letteratura, storia ed arti. Napoli 1876. Darin Seite 159 ff. der Aufsatz: di un sepolcro Angioino in S. Chiara di Napoli.

apfel. Jene ist das Zeichen vornehmen Wesens überhaupt, von Fürsten, von Heiligen getragen. Der Reichsapfel aber kommt nur den Souveränen zu. Die Hauptgestalt unseres Denkmales aber ruht ohne diese Erdkugel. Die Zusammensetzung des Wappens am Giebel der rechten Seite des Tabernakels läßt schließen auf eine Verstorbene aus der Königlichen Familie von Frankreich, vermählt an einen Prinzen des Anjou'schen Herrscherhauses. Johanna aber hat dem Anjou'schen Wappen das Kreuz von Jerusalem, dessen Titularkönigin sie war, hinzugefügt, wie es ihre Münzen, Bildwerke und Malereien in der von ihr ausgebauten Kirche S. Maria incoronata noch zeigen, wo sie selbst aber dargestellt ist mit dem Reichsapfel in der Hand. Weiß man ferner, daß mit Wahrscheinlichkeit die Grabstätten aller Frauen des Anjou'schen Herrscherhauses jenes Jahrhunderts bestimmt werden können — mit Ausnahme zunächst noch unserer Johanna, deren letzte Stätte wir aber erst festzustellen suchen —, so kommt man zu der Vermuthung, daß es sich hier um das Grabmal, nicht die jetzige Ruhestätte der Maria von Valois handeln könnte.

Diese Maria aus königlich französischem Stamm heirathete Karl von Calabrien, einzigen Sohn Robert's des Weisen und daher Thronfolger von Neapel, der aber vor dem Vater starb. Daß wir hier also das erste Grabmal dieser Prinzessin vor uns haben, wird wahrscheinlich durch das Wappen und das fehlende Zeichen der Souveränetät, dazu durch einige urkundliche Bemerkungen, die beweisen, daß ihr Grab sich einst hier befand. Die Urkunden sind mitgetheilt bei Minieri [3]). Danach steht die Anfertigung eines reichen Monumentes für Maria durch einen Meister Tino vor dem Jahre 1339 fest, ferner, daß dieses Monument in St. Chiara errichtet worden sein muß, da dort die Leiche beigesetzt war. Ferner folgt aus der zweiten Urkunde, daß im Jahre 1336 die Leiche überführt wurde nach einem anderen Orte, und zwar, wie die Schriftsteller erzählen [4]), nach Frankreich, ihrem Vaterlande.

Die einstige Existenz eines Grabes der Marie von Valois in St. Chiara wird dadurch zur Gewißheit. Daß wir dieses aber in dem besprochenen vor uns sehen, gewinnt höchste Wahrscheinlichkeit. Diese als gewiß angenommen, würde die Bedeutung der Figuren an der Vorderseite des Sarkophags, die keine religiöse Beziehung haben, zu erklären sein. Volpicella meint, daß sich die dort im Relief sichtbaren fünf Frauengestalten auf die verheirathete Tochter der Verstorbenen und deren Nachkommenschaft bezöge, — was sich in der That mit Fehlen oder Vorhandensein der Souveränetätsabzeichen erklären ließe. In dem Falle hätte das Grab nur von ihrer Enkelin Margherita, der Gattin Karl's III., des Nachfolgers der Johanna, errichtet sein können. Zur besseren Uebersicht über die verwickelten Familienverhältnisse geben wir einen Stammbaum, zusammengestellt nach den gelegentlichen Angaben der von uns benutzten Schriftsteller, mit den Daten der Regierung und einigen Todesjahren:

Robert der Weise 1309—1343.

Karl von Calabrien † 1328,
Gemahlin Marie von Valois † um 1332.

Johanna I. 1343—1382, IV. Gemahl seit 1376 Otto von Tarent.	Maria † als Kind.	Martin † als Kind.	Maria, Gemahl Karl von Durazzo, Titularkaiser von Konstantinopel.
Johanna, Gemahl Robert v. Artois.	Agnes, Herrin von Verona, dann Titularkaiserin von Konstantinopel.	Clemenza † 1370 unvermählt.	Margarethe, Gemahl Karl v. Durazzo als Karl III. König von Neapel 1382—1386.

Nun ist aber das Grabmal bereits vor 1339, also noch zu Lebzeiten Robert's des Weisen, errichtet, wie wir gesehen haben. Auch die gebundenere Art seiner Figuren läßt es nach der Stilkritik älter erscheinen als die übrigen, sämmtlich auch im 14. Jahrhundert errichteten Gräber der Anjou's. Aus beiden Thatsachen schließt der jüngste Artikel über unser Denkmal in der Kunstzeitschrift l'Arte [5]), daß die Figuren folgendermaßen zu benennen seien: Die größte sei noch einmal die Todte selbst, Marie v. Valois, deren Souveränetätszeichen hier symbolisch zu nehmen sei, da sie durch Erbrecht ihres Mannes doch die Anwartschaft auf den Thron besaß, dieses Recht aber auf ihre Kinder übergegangen sei. Da von diesen Kindern zwei, weil unerwachsen verstorben, bei diesem Erbrecht nicht mehr in Frage gekommen seien, seien sie nur mit einem Lamm in der Hand, dem Symbole der Unschuld, links von der Mutter, abgebildet. Rechts dagegen seien die beiden überlebenden Töchter zu sehen, unsere Johanna und Maria, beide mit Anwartschaft auf die Krone, daher beide mit der Kugel in der Hand. Da diese Meinung sich wohl mit den Angaben der Urkunden vereinigen läßt, dürfen auch wir sie gelten lassen.

Haben wir demnach die Ueberzeugung bekommen, in dem Grabmal das der Maria von Valois vor uns zu sehen, so bemerken wir zugleich mit Verdruß, daß von einem Grabmal Johanna's überhaupt keine Spur in

---

3) Minieri, Riccio. Studii storici fatti sopra 84 registri Angioini dell' archivio di stato in Napoli. Dort steht S. 9—10: Computum Raymundi de Cathania et Simonis de Firmitate militum Thesauriorum q.m Marie Ducisse Calabrie, qui computant de exequtione testamenti dicte Marie pro annis septem menses quinque et dies sex . . . . . . Magistro Tino marmoraio tunc viventi et dopne Lande uxori eius pro pretio convento sibi pro factura et completura sepulchri seu monumenti marmorei diverse altitudinis et longitudinis cum imaginibus et picturis in eo factis per diversas vices unc. 130 . . . . in ecclesia S. Clare de Napoli ubi corpus dicte q.m iacet . . . . . . sub datum die 7. Junii 7e Indict. 1339 (Regest. 1338, 1339, Dn. 318 fol. 170, 172 t).

S. 6: Pro pretio panni aurei pro translatione corporis q.m Marie Ducisse Calabrie . . . . sub die 22. Novembris 5. Indict. an. 1336 (Reg. 1328 D fol. 346).

4) Minieri, a. a. O. in der Anmerkung.

5) L'arte (Già archivio storico dell' Arte) anno 1898. S. 384 Stanislao Fraschetti, J Sarcofagi dei Reali Angioini in Santa Chiara di Napoli, mit Abbildungen, auch des fraglichen Grabes.

St. Chiara erhalten ist. — Erhalten? Haben wir denn überhaupt dort ernstlich ihre Ruhestätte zu suchen?

Zur Beantwortung dieser Frage läßt uns leider die italienische Forschung im Stich. Da auch gedrucktes Urkundenmaterial nicht zur Verfügung steht, zudem wohl kaum direkt Urkundliches über den Tod der von ihrem Nachfolger umgebrachten Königin vorhanden sein kann, so sind wir auf Combination einiger gelegentlicher Notizen älterer Schriftsteller angewiesen.

Nach Fraschetti[6]) gehen alle Angaben über die Bestattung der Johanna auf Buonincontro, einen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, zurück. Bereits ganz bestimmt und mit aller Schärfe erzählt Summonte[7]): „Johanna wurde nach ihrem Tode von der Stadt Muro[8]) nach Neapel in die Kirche St. Chiara gebracht, wo sie auf Befehl des Königs 7 Tage unbestattet ruhte, damit sie von Jedermann gesehen würde und ihre Parteigänger jede Hoffnung fahren ließen. Dann wurde sie still und ohne Prunk in einem schönen marmornen Grabmal beigesetzt, zwischen dem Grabe ihres Vaters, des Herzogs Karl, und der Thür der Sacristei[9]), wo man ihre schöne Marmorfigur sieht, mit der Krone auf dem Haupt und in einem mit Lilien übersäten Mantel. An diesem Grabmal waren angebracht (furono posti li seguenti versi), aber heute nicht mehr lesbar, da sie ausgetilgt sind, folgende Verse:

„Inclyta Parthenopes jacet hic Regina Joanna
Prima, prius felix, mox miseranda nimis,
Quam Carolo genitam multavit Carolus alter,
Qua morte illa virum sustulit ante suum.
M CCC LXX II. XXII Maii v. Indict."

Weiter sagt Summonte, daß es nicht glaublich sei, daß dieses Grab von König Karl errichtet sei Gewiß, auch wir glauben das nicht, halten das für unmöglich nach seinem Betragen, für unmöglich auch nach dem Sinne der Inschrift. Nun aber ist jenes von Summonte beschriebene Grabmal ganz gewiß nicht das der Johanna. Hätte Johanna in St. Chiara eins besessen, so wäre uns nur seine Inschrift überliefert, aber keine Beschreibung von einem Augenzeugen.

Alle späteren Beschreibungen[10]) gleichen der des Summonte, gehen also von ihm, oder einer gemeinsamen Quelle (Buonincontro?) aus. Betrachten wir jene Inschrift genauer, so sehen wir, daß es heißt: jacet hic Regina Joanna prima. — Prima? Das kann doch wohl nur gesagt worden sein nach dem Regierungsantritt einer anderen Johanna, der zweiten also, die erst 1414 den Thron bestieg. Seitdem, also erst im 15. Jahrhdt., hätte die Inschrift angebracht sein können an einem bereits im 16. Jahrhundert verschwundenen Grabe, von dessen Dasein uns so sehr alle Kunde abhanden gekommen wäre, daß die Inschrift für eine falsche Stelle von den älteren Autoren, den ersten zugleich, die überhaupt die Inschrift nennen, beansprucht wurde.

Gewiß, an jenem Grabmal der Maria von Valois fehlt die Inschrift mindestens seit dem 16. Jahrhundert. Aber ist das wunderbar an einem leeren Kenotaph, ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß die Inschrift gleich nach der Wegnahme der Leiche ausgelöscht worden ist, zu einer Zeit, wo alle Angehörigen der Verstorbenen noch lebten und leicht verletzt werden konnten durch eine Inschrift, die ihnen Vorstellungen erwecken mußte, die der von ihnen erlebten Wirklichkeit widersprachen? Ein Grund für eine nachträgliche Wegnahme der Grabschrift Johanna's I. — NB. nach 1414 — ist nicht wohl auffindbar.

Entschließen wir uns daher, nach dem Verzicht, das Grabmal Johanna's zu kennen, nun auch von ihrer Grabschrift nichts zu wissen. Der Widersprüche, in die uns die erst in so junger Zeit überlieferte Inschrift verwickelt, sind so viele, daß wir die Verse für eine Fälschung erklären müssen[11]).

Die Schriftsteller aber, die zuerst diese Inschrift brachten, scheinen auch die ersten zu sein, die überhaupt von einem Grabmal Johanna's in St. Chiara zu Neapel sprechen. Die Veranlassung dazu war aber einzig die, daß dort ein inschriftloses, reiches Grabmal vorhanden war, dessen Zugehörigkeit vergessen war, und das daher natürlich gern einer interessanteren Persönlichkeit, als Maria v. Valois, der wirklichen Besitzerin, zugesprochen wurde.

Nun bringt aber bereits jener schon genannte Cesare D'Engenio einen Zweifel. Er sagt in einer beigedruckten Randbemerkung zu der Stelle, wo er von Johanna's Grabmal in St. Chiara spricht[12]): „Einige wollen, daß dieses Grabmal das der Maria von Valois, Tochter Karl's, Grafen von Valois, und zweiter Gattin Karl's (— sc. v. Calabrien —) sei, errichtet durch die Königin Maria v. Neapel". Hier in der That also hört man bessere Tradition. Diese Angabe aber entstammt vielleicht derselben zuverlässigeren Quelle, die D'Engenio weiterhin anführt: Theodosius de schismate lib. 1. cap. 25 behaupte, Johanna sei in S. Francesco begraben, im Gebirge Gargano, wo man bis heute ihre Statue und Grab sähe, aus Marmor mit ihren Hoheitsabzeichen und ihrem Namen in wenigen Worten. Dann führt D'Engenio des Theodosius lateinische Beschreibung der Ermordung der Johanna an. In der Folge sagt dann auch Celano[13]) 1858, wohl nur auf Grund dieser Quelle: Es sei zweifelhaft, ob man dieses Denkmal in St. Chiara ein Grab oder ein Kenotaph nennen müsse, da man nicht wisse, ob der Leichnam der unglücklichen Königin sich hier oder in S. Francesco beim Monte Gargano befinde. Von einem Grabmale aber in diesem S. Francesco weiß Celano nichts.

---

6) a. a. O. in der Zeitschrift l'arte.

7) Giov. Ant. Summonte, Historia della città e regno di Napoli. Erste Auflage gegen 1600, nicht zugänglich auf der Nationalbibliothek in Neapel, dritte, hier benutzte Neapel 1748 Bd. III S. 416 u. 417.

8) Beim Vorgebirge Leuca in Apulien.

9) Demnach das Grabmal der Maria von Valois.

10) Die bei Muratori Rerum Italicarum script. Tom XXIII S. 223 ist zu dürftig, um überhaupt einen Schluß zu zulassen. Ausführlicher ist z. B. Cesare D'Engenio Caracciolo, Napoli sacra 1623. Carlo Celano, Notizie del bello, dell' antico e dell curioso della città di Napoli Vol. III 1858.

11) Vielleicht können noch andere, uns entgangene Bedenken, auch die Stilkritik, unsere Annahme stützen.

12) a. a. O. S. 241.

13) a. a. O.

Hier also wäre der Weg, vielleicht noch einmal zu einem positiven Ergebniß der Forschung nach Johanna's Grabe zu kommen. Groß sind die Aussichten nicht. Daß es wahrscheinlich ist, daß Karl III. Johanna so versteckt in Apulien, gleich weit von Neapel und der Stätte ihrer Ermordung, bestatten ließ, leuchtet ein. Ferner aber auch, daß ihr nicht dort, — warum sollen wir einstweilen nicht glauben in dem genannten S. Francesco? — in der Ablegenheit ein prächtiges Grabmal von Karl errichtet wurde, dessen Dasein doch gewiß nicht, bei dem längst wieder erwachten Interesse für die Monumente der Vergangenheit, so vollständig hätte vergessen werden können. Denn niemand weiß heute davon.

Die Absicht dieses Aufsatzes ist erreicht. Neapel birgt das Grab Johanna's nicht. Sollte der letzte Hinweis dagegen einen wissensdurstigen Nordländer zur Prüfung der dürftigen Spur veranlassen, so würde der Verfasser, dem selbst die Zeit jetzt fehlt, der fruchtbaren Anregung seiner Worte sich freuen.

Die freundliche Einsamkeit des grünen Garganogebirges mag noch manche erwünschte Ueberraschung bieten. Der liebenswürdigsten Unterstützung seitens der Landesbewohner ist hier jedermann gewiß, wie der Verfasser selbst dafür zu danken hat den Herren Bibliothekaren S. di Giacomo an der Nationalbibliothek und Alfonso Miola an der Universität, dazu dem Guardiano des Klosters von St. Chiara Padre Benedetto da Subiaco, in dessen kühler freundlicher Gelehrtenzelle, einer stillen Insel mitten im Geräusch Neapels, so gern der sinnende Betrachter unwandelbare Zustände auch auf Erden sich träumen mag.

Neapel.

Ein Rechtsgutachten der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen über die Zugehörigkeit des Zehnten zu einem Kloster-Meierhofe in Eldagsen.

Von Erich Kindervater.

Vor dem 15. Jahrhundert war der Bauer ein Unfreier oder Höriger. Ihm wurde von der Herrschaft, sei es Landesherrschaft, Kloster oder Adliger, ein Hof zur Bewirthschaftung übergeben, den er für seine Lebenszeit bebauen konnte. Jedoch hatte der Bauer hierfür bestimmte Abgaben zu entrichten. Wollte ein Sohn eines solchen hörigen Bauers den vom Vater verwalteten Hof übernehmen, so hatte er an die Herrschaft das „besthoved“, Besthaupt, zu entrichten, d. h. er war verpflichtet, dem Gutsherrn das beste Stück Vieh aus seinem Stalle zu geben. Auch bedurfte der Unfreie zur Eingehung einer Ehe der ausdrücklichen Genehmigung seines Gutsherrn, dem er alsdann zur Abgabe des „Bedemunds“, gewissermaßen einer Heirathssteuer verpflichtet war. Der Bedemund bestand in einer Naturalienabgabe, die sich nach der Größe des Hofes richtete. Etwas wandelte in unserem Herzogthume im Jahre 1432 der Herzog Heinrich der Friedsame die Lage der oft bedrückten Bauern zu einer etwas erträglicheren um und auch später wurden von den Fürsten ihnen günstige Verfügungen erlassen. Jedoch waren noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Abgaben der Bauern nicht unbeträchtlich. Recht drückend wurden die Dienstfuhren empfunden. Mitunter hatte ein Bauer 3 Tage in der Woche für seine Herrschaft Dienstfuhren zu leisten. In der Ernte wurde er zum Getreidemähen, sowie zum Heueinfahren, Hopfenpflücken, Flachs aus den Rotten fahren und dergleichen Arbeiten mehr verwandt. Am drückendsten empfand er aber die Zehntenabgabe, eine ursprünglich geistliche Einrichtung. Sie wurde unserem Lande nach der Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen auferlegt, und nachher von adligen Gutsherren und Landesherrschaften in oft drückender Weise gehandhabt. Man unterschied einen großen und kleinen Zehnten. Ersterer bestand in der Lieferung von Korn, der zweite, der sogenannte Krautzehnt, wurde dagegen von den Gartenfrüchten entrichtet und bestand in Obst, Gemüse, Kartoffeln und dergleichen. Verschiedentlich wurde auch der Fleisch- oder Blutzehnt von landwirthschaftlichen Thieren erhoben. So mußte z. B. ein Meier in Essinghausen an den Herrn von Oberg in Duttenstedt für jedes Kalb oder Füllen 3 Pfennig entrichten. Außerdem gehörte dem Gutsherrn das zehnte Lamm, das geboren wurde [1]).

Der sogenannte Kirchenzehnt wurde auch oft auf Laien durch die Klöster übertragen und gehörte dann zum Hofe. Die von einem Kloster, Adligen oder der herrschaftlichen Kammer belehnten Bauern hießen Meier. Je nach der Größe unterschied man Voll- und Halbmeier. Der Meier hatte für sich und die Seinen durch Zahlung der in einem besonderen Vertrage festgesetzten und in dem Meierbriefe niedergeschriebenen Meierpacht, sowie durch Leistung des Weinkaufs das Meierrecht zu erwerben. Das Meierrecht war ein Erbpachtrecht. Die Meiergüter sind, nachdem im 18. und 19. Jahrhundert die Zehntenabgaben und anderen Abgaben gefallen sind, meist Eigenthum der Meierpächter geworden. Wurde ein adliges Gut verkauft, so hatte der neue Besitzer nicht das Recht, den colonum, d. i. den Pächter, von dem Meierhofe zu vertreiben und von der Scholle zu entfernen. Man unterschied bei den Meierhöfen, die von den Klöstern an Laien vergeben wurden, solche mit Zehntenberechtigung und solche ohne dieselbe. War aber einmal der Zehnte von einem Kloster an einen Meierhof abgetreten, so gehörte dieser für ewige Zeiten zum Hofe. Es kam freilich häufig vor, daß nachfolgende Aebte das Zehntrecht eines Meierhofes wieder zurückforderten. Hierbei stießen sie gewöhnlich aber auf harten Widerstand seitens der Klostermeier, die alles aufboten, um ihr Recht zu wahren. Ein solcher interessanter Streit entspann sich auch einst zwischen einem Klostermeier in Eldagsen (Provinz Hannover) und dem Kloster Marienrode und wurde erst durch ein Rechtsgutachten der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen entschieden.

---

1) Vgl. auch Andree, Braunschw. Volkskunde S. 153 ff.

Im Jahre 1611 verlieh der Abt Bernhard von Marienrode an Hansen Brandes in Eldagsen einen Meierhof und Zehnten. Der Vater und Großvater dieses Klostermeiers hatten den Hof schon seit über Menschen Gedenken meierweise in Pacht gehabt. Dem Hansen Brandes wird der Hof ebenfalls auf 24 Jahre meierweise eingethan und er zahlt für beides, Meierhof und Zehnten, außer dem Weinkaufe an das Kloster Marienrode 3 Fuder und 3 Malter Rocken, 3 Fuder und 3 Malter Gersten, anderthalb Fuder Haber und 20 Ellen Leinwand jährlichen Meierzins. Im Jahre 1641 hat das Kloster Marienrode der Wittwe des coloni Brandes, die wegen Kriegsschäden mit dem Meierzins etwas im Rückstande geblieben war, den Zehnten von dem Meierhofe trennen wollen. Die Canzlei hat aber auf eine diesbezügliche Beschwerde hin entschieden, daß „der Zehnten das Herz der Meierstatt sei und nie davon separiret werden könne". Später kam der Meierhof an eine Familie Toppius, in deren Händen der Hof noch heute sich befindet. Der Zehnte ist allezeit als ein Zubehör des Meierhofes angesehen, auch der Scheffelschatz alle Jahre nach der Bestimmung des Jahres 1611 entrichtet worden. Im Jahre 1770 versuchte nun der Abt Augustinus den Zehnten von dem Hofe zurückzuerhalten. In diesem Jahre war ein gewisser Karl Toppius, der aus der Fremde nach Hause zurückgekehrt war, Klostermeier geworden. Sein Vater, Großvater und andere Vorweser hatten den Klosterhof schon im Besitze gehabt. Er hatte sich nun, da er keine Wissenschaft von der Beschaffenheit des Meierhofes und des Zehnten besaß und auch bei dem großen Brande in Eldagsen alle auf den Meierhof bezüglichen Urkunden verloren gegangen waren, dazu bereit erklärt, mit dem genannten Abt Augustinus von Marienrode einen neuen Contract zu machen, nach welchem der Zehnte als ein bloßes Pachtgut dem colono auf 6 Jahre eingeräumt werden sollte. Der Abt behielt sich das Recht zu einer Einziehung nach Ablauf der Pachtzeit ausdrücklich vor. Der Hof ward auf 9 Jahre als eine bloße Temporalleihe unter gleichmäßigem Vorbehalte in dem Jahre 1771 und der Zehnte nochmals im Jahre 1777 ausgethan. Es war also durch diese Verpachtungsart eine Trennung von Meierhof und Zehnten angebahnt. Nachher erhielt der Klostermeier Toppius nun aber Kunde, daß der Meierhof ihm eigentlich nach dem Erbpachtrechte unter anderen Bedingungen zukäme und er wandte sich deshalb an die Juristen-Facultät zu Göttingen mit folgenden Fragen:

I. Ob das Kloster Marienrode berechtigt sei, den Zehnten von dem Meierhofe zu trennen und allenfalls selbst zu benutzen?

II. Ob demselben die Befugniß zukomme, den Meierhof in eine coloniam simplicem zu verwandeln und die Erneuerung des Meiercontractes von 24 auf 9 Jahre herunterzusetzen?

III. Ob dem gegenwärtigen colono die Annahme der Pachtcontracte vom 26. April 1770 über den Meierhof und vom 26. Julius 1770, auch 6. August 1777 über den Zehnten präjudiciren könne, d. h. ob er die nachtheiligen Folgen, die aus der Annahme der Contracte entstanden sind, tragen müsse?

Die Juristen-Facultät in Göttingen entschied sämmtliche Streitfragen zu Gunsten des Klostermeiers Toppius. Sie führt zu der ersten Frage aus, daß es lediglich darauf ankomme, ob der in Frage stehende Zehnte für eine wirkliche Pertinenz (Zubehör) des Meierhofes anzusehen sei. Die Entscheidung gründet sich darauf, daß der Zehnte schon vor dem Jahre 1611 gewesen und seit der Zeit beständig mit dem Meierhofe verbunden gewesen ist. Es hat ja auch das Kloster Marienrode den Zehnten im Jahre 1641 abzulösen versucht, jedoch ohne Erfolg. Auch ist von dem Meierhofe und dem Zehnten zusammengenommen nur e i n Zins und Weinkauf stipuliret worden, hieraus sich die „qualitas pertinentiae" deutlich veroffenbaret. Die Calenberger Meierordnung sagt auch §. 4: „Alle bei einem Meierhofe, es sei Voll- oder Halbmeier- oder Kothhof, bisher genutzte Länderei und Grundstücke sind so lange für Meierland und Zubehörung des Hofes zu halten, bis das Gegentheil dargethan wird, und solche Pertinenzien können niemalen veräußert oder vereinzelt werden, sondern sollen beständig bei dem Hofe gelassen werden". Es wird auch auf den Gandersheimischen Landtagsabschied hingewiesen, nach dem Gutsherren ihre Meier nur dann „abmeiern" können, „wenn der Gutsherr den Hof zu seinem Gebrauche unentbehrlich nothwendig hat, dieses aber keineswegs wegen seiner Bequemlichkeit oder ökonomischen Vortheils halber geschehen kann". — Da die vorigen Meier bereits seit dem Jahre 1641, dem Jahre der versuchten Trennung, beides, Meierhof und Zehnten, gemeinsam haben und sich das Kloster über 130 Jahre mit dem Beschlusse der Kanzlei beruhigt hat, so ist der Zehnte auch durch Verjährung eine ewige Zubehör des Meierhofes geworden. Das Kloster müßte also den Beweis erbringen, daß die seit langer Zeit genutzten Länderein für eine Zubehör des Meierhofes nicht zu achten sind. Auch ist der Zehnte den colonis mittelst eines Meierbriefes eingeräumt und haben die coloni schon beinahe 200 Jahre lang den Scheffelschatz von beiden Stücken jederzeit nach dem Meierbriefe von 1611 bezahlet. Es tritt also die Absicht des Klosters klar zu Tage, daß beide Stücke mit einander verbunden sein sollen. Die erste Frage wird deshalb dahin entschieden: „Daß das Kloster Marienrode nicht berechtigt sei, den quästionirten Zehnten von dem Meierhofe zu trennen und selbst in Cultur zu nehmen".

Darauf wird nun nachgewiesen, daß das Kloster dem Hansen Brandes den Meierhof und Zehnten auf 24 Jahre meierweise eingeräumet. Das Kloster hat also nur das Recht, nach Ablauf der stipulirten Pachtjahre den Hof nöthigenfalls zu sich zu nehmen und darf nicht nach Willkür den Pachttermin von 24 auf 6 Jahre herabsetzen. Der Meiercontract vom Jahre 1611 nennt den Hans Brandes ausdrücklich einen Stiftsmeier und erklärt, daß er nach Entrichtung des landessittlichen Meiergeldes mit dem Hofe wieder bemeiert werden soll. Es ist also das Erbrecht in der im Jahre 1611 üblichen Form, Meier-

hof mit Zehnten verbunden, constatirt worden. Bis zum Jahre 1770 hatte das Kloster den Hof einige Jahre selbst bewirthschaftet, bis genannter Karl Toppius nach seiner Rückkehr aus der Fremde den Hof selbst übernahm. Er empfing also das Colonat direct aus den Händen des Klosters. Die Meierordnung schreibt auch ausdrücklich vor, daß das Meierrecht ein Erbpachtrecht sei und daher in der alten Form auf alle Erben transferirt werden solle. Das Kloster hat also nicht das Recht, dem Meier die mehrmalige Entrichtung des Weinkaufes aufzulegen. Die Frage wird wörtlich dahin entschieden, daß das Kloster Marienrode keineswegs berechtigt sei, den quästionirten Meierhof und Zehnten in ein bloßes Pachtgut zu verwandeln oder den Inhaber gegen das alte Herkommen des Meierrechts alle 9 Jahre anzuhalten, den Weinkauf zu leisten. Er braucht das Meierrecht nur alle 24 Jahre neu zu gewinnen und den Weinkauf zu entrichten.

Zur dritten Frage entscheidet die Göttinger Universität, daß die Contracte neueren Datums für ungültig erklärt werden müssen und allein der Contract von 1611 volle Gültigkeit behält, der Stiftsmeier Toppius auch nicht für die nachtheiligen Folgen verantwortlich gemacht werden könne. Derselbe hat den Meierhof von dem Abte Augustinus von Marienrode als coloniam simplicem (einfaches Pachtgut) übernommen und zwar für neun auf einander folgende Jahre. Der Herr Abt hat sich nach Ablauf dieser Jahre die freie Macht vorbehalten, den Hof und die Länderei selbst entweder anzunehmen oder dem colono nach Gutbefinden wieder zu verleihen. Man sieht also deutlich das Bestreben des Klosters, das Gut wieder an sich zu bringen. Auch der Zehnte hat anfänglich bei dem Gute bleiben sollen. Dies ist jedoch durch die Contracte vom 26. Juli 1770 und 6. August 1777 abgeändert, indem Karl Toppius jedesmal nur auf 6 Jahre den Zehnten pachtweise erhielt. Der Meierhof ist also rechtlich eigentlich unter diesen Bedingungen dem Stiftsmeier „angemeiert“, der damit auf das Erbpachtrecht verzichtet hätte. Dies ist aber aus Unwissenheit geschehen, da besagter Karl Toppius von Jugend auf abwesend gewesen und also die ursprüngliche Beschaffenheit des Meierhofes und Zehnten sowie die Bedingungen, unter welchen derselbe an seine Vorfahren gekommen und auf ihn vererbt sei, nicht gekannt hat. Auch hat er die alten Urkunden, die dieses Stiftsmeiergut betreffen, nicht einsehen können, da sie durch den landkundigen Brand in Eldagsen vernichtet sind. Andere Nachrichten hat der Stiftsmeier Toppius erst aus dem Calenbergischen Amtsarchive erhalten. Unter vorliegenden Umständen, und da die zu entschuldigende Unwissenheit die Ursache zu seiner Einwilligung in die im Jahre 1770 vorgenommene Verwandlung in eine simple Pacht gewesen ist, kann ihm sothane Neuerung nicht zum Nachtheile gereichen. Es müssen also die neueren Contracte als ungültig erklärt werden und das alte Verhältniß wieder eingerichtet werden. Wörtlich lautet die Entscheidung, „daß dem gegenwärtigen Colono Karl Toppius die Annahme der Pachtcontracte vom 26. April und 26. Juli 1770, auch vom 6. August 1777 über den quästionirten Meierhof und Quickenborner Zehnten nicht präjudiciren könne. Alles von Rechts wegen“.

„Urkundlich mit unserem Insiegel besiegelt“.

(L. S.)

Ordinarius, Senior und sämmtliche Assessores der Juristen Fakultät, auf der königlich Großbritanischen churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Georg-Augustus-Universität zu Göttingen.

Mense Aprili 1782.

Durch diese Entscheidung hat also die nichts weniger als lobenswerthe Handlungsweise des Klosterabtes von Marienrode die gebührende Würdigung erfahren. Auch hat sich das Kloster mit dem Bescheide der Universität begnügen müssen und Meiergut und Zehnten blieb untrennbares Pachtgut der Familie Toppius, die noch heute im Besitze dieses Gutes ist.

Ein neues Zeugniß für einen Heirathsplan Herzog Friedrich Wilhelms.

Mitgetheilt von Heinrich Mack.

Es ist schon oft betont worden, wie sehr dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand die Vermählung seines vierten und jüngsten Sohnes, Friedrich Wilhelm, am Herzen liegen mußte, da der älteste, Karl Georg August, in kinderloser Ehe lebte, der zweite und dritte, Georg Wilhelm und August, ihrer geistigen und körperlichen Gebrechen halber sich überhaupt nicht hatten verheirathen können. Man weiß auch schon länger, daß Prinzessin Marie von Baden, die der dreißigjährige Friedrich Wilhelm im Jahre 1802 heimführte, nicht der erste Gegenstand seiner Bewerbungen gewesen ist. In einem Vortrage über die Herzogin Marie[1]) hat P. Zimmermann darauf hingewiesen, daß der junge Welfe sich schon 1797 vergeblich um die Hand der seit dem 28. December 1796 verwittweten Prinzessin Louis von Preußen, Schwester und Schwägerin der Königin, damals noch Kronprinzessin Luise, bemüht hatte. Kürzlich ist nun der Stadtbibliothek zu Braunschweig die Erwerbung eines bislang unbekannt gebliebenen Briefes Karl Wilhelm Ferdinand's geglückt, worin der Vater dem Sohne die großen Vortheile dieser Heirath auseinandersetzt und unter nachdrücklichem Tadel nahelegt, sie mit größerer Entschiedenheit zu betreiben, als er es bis dahin gethan. Da der Brief unfraglich neues Licht auf die Angelegenheit wirft, darüber hinaus aber für das Verhältniß zwischen Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm sehr bezeichnend ist, so sei er hier in buchstabengetreuem Abdruck mitgetheilt. Nur die Interpunction hat zur Erleichterung des Verständnisses hie und da geändert werden müssen.

Minden, den 9t July 1797.

Deine Unbestimtheit in allen Deinem thun und lassen ist von der Art, daß Dir kein Rath nutzet. Du weist, daß dem Lande, Deiner Familie und mir daran gelegen ist, daß Du heirathest, Du findest zu Berlin eine Prinzessin, die Dir gefällt, Du schreibst es mir. Ich ant-

1) Wolfenbüttel 1893, S. 6.

worte Dir, wie ich keine bessere Verbindung für Dich kenne, wan die Prinzessin, der König und der Kron Prinz es wollen, und frage, ob Du wilt, daß ich mich erkundigen soll, ob diese Heirath thunlich ist. Hierauf antwortest Du mir in den alten nehmlichen Ton, von Wichtigkeit der Heirathen u. alle dergleichen lieux communs, von täusschen etc. etc., und wilt die Sache gänzlich aufs ohngefehr ankommen lassen. Ich mögte Dich fragen, ob Du mit mir spasen wilt, wan Du meinen Rath foderst, den Du bereits wissen kanst, und waß Du darunter verstehest, wan Du sagst, aufs ohngefehr es ankommen zu lassen. Eine wichtige Sache aufs — ohngefehr, daß reimt sich nicht recht; entweder ist die Sache Dir nicht wichtig oder Du bist äusserst leichtsinnig. Durch Deiner Unbestimtheit in Deinem thun und lassen bringst Du daß Fürstenthum Oels an daß Hauß Würtenberg [2]), daß Herzogthum Braunschweig an Hannover und die Prinzessin Louis mit 60 m. rthl. revenu jährl. wahrscheinlich am Pr: Louis Ferdinand, dessen Aeltern alles anwenden, um diese Heirath für ihren Sohn zu betreiben.

Bey meiner letzten Anwesenheit zu Pirmont sagte mir der König: „Warum lassen Sie den Prinzen Wilhelm nicht heirathen?“ Ich erwiederte: „Es ist mein einziger Wunssch, allein er wil meinen Wünsschen und meinen Rath kein Gehöer geben. „Es wird sich doch wohl endlich eine Prinzessin finden, die ihm gefällt!“ sagte hierauf der König, worauf ich schwieg. Wo köntest Du wol eine bessere Wahl treffen alß eben diese Prinzessin, die mit mehreren Vermögen, mehr Guthmütigkeit, Sanfftmuth und feine Weltkäntnisse Dich in wichtigere Verbindungen setzte alß eben Sie?

Wann du alles dieses nicht fühlest, nicht achtest, nicht schätzest, so erlaube mir Dir freimütig zu sagen, daß Du nicht eigentlich weist, was Du wilt, u. daß weder daß Wohl Deines Vaterlandes, Deiner Familie, ja selbst Dein eigenes Wohl Dir weder wichtig noch anschauend ist. Lebe wol, ich verbleibe Dein treuer

Vater Carl W. F. H.

P. S.

Daß die Prinzessin Kinder hat, ist kein Inconvenientz, weil dieser ihre. Erziehung u. Etablissement dem Königl. Hauße verbleibt. Die Prinzessin ist nahe an die 20 Jahr, von bester Gesundheit — wie ist nur zu zweiffeln, daß Sie keine Kinder bekommen solte! Wan der König ihr daß Witthum läßt und Dir dereinst ein Regiment in Berlin gebe, waß bliebe Dir in Deiner Lage wol übrig zu wünsschen? Bedencke Dich wohl, klage aber dennächst nicht, wan es Dir nicht nach Wunssch gehet. Ich habe mir Dein Glück mehr angelegen sein lassen als keines meiner übrigen Kinder.

Soweit unser Brief. Irgend welche Betrachtungen an ihn anknüpfen, hieße nur seinen Eindruck abschwächen, indeß dürfte es nicht unangebracht sein, einige thatsächliche Ergänzungen folgen zu lassen, die das Tagebuch der Gräfin v. Voß, der bekannten Oberhofmeisterin der Königin Luise, darbietet. Zum 24. Mai 1797 erwähnt die Dame Friedrich Wilhelm's Anwesenheit in Berlin [3]): um diese Zeit also wird sein Heirathsplan entstanden sein. Am 21. Juni reiste, wie die Voß angiebt, König Friedrich Wilhelm II. nach Pyrmont ab: am 22. begab sich die Prinzessin Louis ebendahin [4]). So hatte Karl Wilhelm Ferdinand bei den Besuchen, die er nach eigener Aussage dem Könige in Pyrmont abstattete, die beste Gelegenheit, sich über die Prinzessin ein genaueres Urtheil zu bilden. Da es zu seiner vollen Befriedigung ausfiel, erging am 9. Juli die verschäefte Mahnung an den Prinzen Friedrich Wilhelm, der Sache ernstlich näherzutreten. Und diese Mahnung verhallte nicht ungehört. Denn nachdem die preußischen Herrschaften um die Mitte des Augusts wieder in der märkischen Heimath angelangt sind — unterwegs war nicht allein in Hannover, sondern auch in Braunschweig [5]) ein mehrtägiger Aufenthalt genommen worden —, schreibt Frau v. Voß am 12. September zu Paretz in ihr Tagebuch [6]): „Der Prinz Wilhelm von Braunschweig kam ganz früh Morgens unerwartet an. Er ist nicht mein Liebling, hat etwas Rohes und einen Anstrich von schlechter Gesellschaft. Er kommt, um seine Aufwartung zu machen, aber hauptsächlich wohl wegen der Prinzessin Louis, jeder will sie haben; wer sie sieht, ist in sie verliebt.“ Zwei Tage darauf reiste Friedrich Wilhelm wieder ab — ob damals schon seiner Niederlage gewiß, kann hier nicht entschieden werden. Jedenfalls war es ein Glück für ihn, daß die Prinzessin ihm den Prinzen Solms vorzog, mit dem sie sich im nächsten Jahre vermählte. Denn so viele gute Eigenschaften sie haben mochte, eine ging ihr völlig ab — der tiefe sittliche Ernst, durch den später die Herzogin Marie einen so wohlthätigen Einfluß auf ihren leidenschaftlichen Gatten ausüben sollte.

2) In dessen Besitze es früher gewesen war. Erst nach der Heirath Herzog Friedrich August's, eines Bruders Karl Wilhelm Ferdinand's, mit einer württembergischen Prinzessin war Oels an das Haus Braunschweig gekommen.

3) Neunundsechzig Jahre am Preuß. Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß. 7. Aufl. Leipzig 1900, S. 183.

4) A. a. O. S. 187.

5) Vom 11. bis 14. August. A. a. O. S. 192.

6) A. a. O. S. 196.

Bücherschau.

Cismontanus, Zur Lage der Katholiken im Herzogthume Braunschweig. Ein Beitrag zur Parität. Hildesheim, Louis Steffen 1900. 80 S. 8°. — ℳ 75.

Die vorliegende Schrift ist nicht die erste, welche die kirchliche Lage der braunschweigischen Katholiken von deren Standpunkte aus beleuchtet. Sie ist in mancher Beziehung wissenschaftlicher, wie die meisten früheren, im Uebrigen aber eine reine Tendenzschrift, wie diese. Darüber läßt schon der erste Satz des Vorwortes keinen Zweifel. „Braunschweig“, so heißt es da, „erfreut sich bekanntlich neben Mecklenburg des zweifelhaften Ruhmes, daß es bis zur Stunde den ersten Platz in der imparitätischen und intoleranten Behandlung der katholischen Minorität behauptet“. Den Nachweis hierfür zu erbringen, macht sich die Schrift zur alleinigen Aufgabe.

Es ist ihr jedoch schon deshalb nicht gelungen, weil die zum Vergleich herangezogenen gesetzlichen Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken in anderen protestantischen Ländern viel zu nebensächlich und lückenhaft behandelt sind. Allein die Heranziehung der Gesetze ist auch nicht einmal überall richtig. So muß die Exemplification auf ein „gemeines deutsches Recht“ hinsichtlich der religiösen Erziehung schon deshalb versagen, weil es hierüber niemals ein anerkanntes „gemeines“ Recht gegeben hat. Auch sonst sind die rechtlichen Ausführungen über unser braunschweigisches „Katholikengesetz“ vom 10. Mai 1867, gegen dessen Bestimmungen der Verfasser vor Allem polemisirt, nicht überall einwandfrei. So übersieht er ebenso, wie der Oberlandesgerichtsrath Schmidt in seiner Schrift „Confession der Kinder“, und wie es anscheinend auch der von ihm citirte Consistorialbeschluß vom 26. Febr. 1890 übersehen hat, daß der §. 5 des Gesetzes über die religiöse Erziehung auch ohne besondere Strafandrohung deshalb erzwungen werden kann, weil nach §. 17 des Gesetzes vom 19. März 1850 den Verwaltungsbehörden die Befugniß gegeben ist, ihre den Gesetzen entsprechenden Anordnungen durch Ordnungsstrafen und erforderlichenfalls sogar durch Haftstrafen zur Geltung zu bringen. Auch kann der Hinweis auf die Auslegung, die das Gesetz hier und da durch braunschweigische Schöffengerichte gefunden hat, aus dem Grunde nicht genügen, weil die Möglichkeit offen bleibt, daß bei der anscheinend nicht versuchten Einlegung von Rechtsmitteln in höchster Instanz eine weniger anfechtbare Interpretation gegeben worden wäre. Am weitesten aber geht der Verfasser fehl mit dem auf S. 12 aufgestellten Satze, daß durch die Neue Landschafts-Ordnung vom 15. October 1832 „Braunschweig den Charakter eines evangelisch-lutherischen Staates aufgegeben hätte“. Diese These, auf die er den größten Theil seiner Folgerungen aufbaut, überrascht höchstens durch ihre Kühnheit; in dem Gesetze findet sie keine Stütze. In §. 29 nicht, weil dort nur jedem Landeseinwohner nachgelassen ist, zu glauben was er will, in §. 211 nicht, weil dort allen christlichen Kirchen lediglich „freie Religionsübung“ zugesichert ist, womit nichts weiter hat gesagt werden sollen, als daß den nicht lutherischen christlichen Confessionen im Gegensatz zu der Landeskirche die Stellung einer sogenannten ecclesia tolerata zugewiesen worden ist.

Berechtigter wie die Kritik des Gesetzes und seiner Handhabung sind die Wünsche, die der Verfasser auf Abänderung der bestehenden Vorschriften und auf eine Verbesserung der Lage seiner Confessionsgenossen im Herzogthum erhebt. Wir würden uns desselben Fehlers tendenziöser Voreingenommenheit, von dem wir den Verfasser nicht ganz freisprechen können, schuldig machen, wenn wir dies nicht bis zu einer gewissen Grenze anerkennen wollten. Selbstverständlich können wir es aber nicht als unsere Aufgabe betrachten, hierauf näher einzugehen. Am wenigsten würden solche Erörterungen in den kurz bemessenen Rahmen einer kritischen Besprechung passen. Auf alle Fälle steht ja eine schwer wiegende Collision der Interessen in Frage. Auf der einen Seite sind es die Interessen der lutherischen Landeskirche, der man es schwerlich wird verargen können, wenn sie nicht gesonnen ist, der katholischen „Mission“, wie der Verfasser die Bestrebungen seiner Kirche selbst bezeichnet, ohne Noth weitere Concessionen zu machen. Auf der anderen Seite die Forderungen der braunschweigischen Katholiken, die man, lediglich vom Standpunkte der Billigkeit aus betrachtet, auch kaum als unberechtigt wird bezeichnen können. Ob aber der Verfasser zu dem wünschenswerthen Ausgleich etwas beigetragen hat, glauben wir mit Grund bezweifeln zu müssen. A. H.

Wolfgang von Wurzbach, Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke. Mit 42 Abbildungen. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1900. VIII und 382 S. gr. 8°. 7 M.

Der im Vorworte ausgesprochene Zweck, „weiteren Kreisen ein umfassendes und wahrheitsgetreues Bild von dem Lebensgange und dem litterarischen Schaffen des Dichters zu geben“, wird durch das vorliegende Buch in bester Weise erreicht. Die einschlagende Litteratur ist gründlich zu Rathe gezogen, die Gestalt Bürger's richtig in den Rahmen seiner Zeit gestellt und sein Thun und Treiben getreu und unverhüllt, aber wohlwollend geschildert und beurtheilt. Jeder Leser wird mit tiefem Mitgefühle für die schweren, wenn auch keineswegs unverschuldeten Lebensschicksale des Dichters das gut geschriebene Buch aus der Hand legen und es schmerzlich bedauern, daß so unter der Ungunst der Verhältnisse eine reiche und tiefe Dichternatur nicht zur vollen Entfaltung ihrer Anlagen gelangen konnte. „Meiner Palme Keime starben, eines bessern Lenzes werth!“ — Am bekanntesten ist Bürger als Volksdichter durch seine Balladen geworden; unter ihnen wird die „Lenore“ stets zu den schönsten Perlen deutscher Dichtung gezählt werden. Mit Recht ist daher der deutschen Ballade und Romanze vor Bürger, seinen Ideen über Volkspoesie und der „Lenore“ selbst je ein besonderer Abschnitt gewidmet (S. 73—105), wodurch wir trefflich in die ganze Litteraturgattung eingeführt werden. Ebenso ist aber auch die Lyrik Bürger's, in der er nicht minder bedeutend war als in der Ballade, gebührend gewürdigt worden. Abgesehen von dem Dichter selbst, der ein Harzer Kind am letzten Tage des Jahres 1747 zu Molmerschwende unweit Halberstadt geboren den größten Theil seines Lebens (1768—94) in und bei Göttingen verlebte, werden in dem Werke noch andere Personen berücksichtigt, die z. Th. noch nähere Beziehungen zu unserer Heimath gehabt haben. So Christian Leiste, der Lieblingslehrer Bürger's in Halle, der als Rector des Gymnasiums zu Wolfenbüttel am 21. Februar 1815 gestorben ist (S. 12), Friedr. Bouterwek (nicht Bouterweck), der am 15. April 1766 in Oker geboren wurde und in Bürger's Leben leider keine rühmliche Rolle gespielt hat (S. 306 f.) und Karl (von) Reinhard, geboren am 20. August 1769 in Helmstedt, der die Werke Bürger's nach seinem Tode herausgab. Die Ausstattung des Buches, das im Geschmacke der Zeit eine große Anzahl guter Illustrationen aufweist, ist eine vorzügliche und würdig der Verlagsbuchhandlung, deren Namen schon auf den Titeln der Originalausgaben von Bürger's Dichtungen gestanden hat.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 9. September **1900.**

Grabstätten der Welfen.

24. Rastede.

In Rastede, wo vor Kurzem in seinem Lustschlosse Großherzog Peter von Oldenburg verstarb, hat in der ehemaligen Klosterkirche mindestens eine Braunschweigische Fürstentochter die letzte Ruhe gefunden. Es ist dies Elisabeth, die Tochter Herzog Magnus' mit der Kette. Zu Pfingsten 1393, wo ihr Bruder Friedrich ihr für ihre Lebenszeit eine jährliche Rente von 5 Mark aus dem Zolle zu Linden verschrieb, weilte sie noch als Domfrau im Stifte zu Quedlinburg. Aber einige Jahre darauf vertauschte sie den himmlischen Bräutigam mit einem irdischen und reichte vor dem 5. März 1399 dem Grafen Moritz III. von Oldenburg die Hand. Die Gatten starben im gleichen Jahre. Am 3. September 1420 verschied Moritz und wurde mitten in der Klosterkirche zu Rastede in prächtiger Weise beigesetzt. Sechs Wochen darauf, also am 15. October 1420, folgte ihm nach der Rasteder Chronik [1]) Elisabeth, die der Pest erlag und an der Seite des Gatten gebettet wurde. Der Ehe sind nur zwei Töchter entsprossen. Von diesen ließ Ingeburg, die Oko II. then Brock zu Aurich heirathete, den Eltern ein stattliches Grabmal errichten. Es wird in zwei Leichensteinen bestanden haben, die die Bildnisse der Verstorbenen trugen. Denn einer von diesen hat die Unbilden glücklich überstanden, die das alte Gotteshaus zu erdulden hatte, das dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf ein paar Säulencapitäle völlig vom Erdboden vertilgt wurde. Der Stein fand eine Unterkunft in der Rasteder Dorfkirche; hier ist er in einer dunkeln Ecke der Krypta noch jetzt zu finden [2]). Der Grabstein Elisabeth's wird in Beschreibungen der Kirche schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht mehr erwähnt.

Noch eine zweite Elisabeth hat aus dem Hause Braunschweig nach Oldenburg gefreit, eine Tochter Herzog Johann's von Lüneburg, die sich mit Graf Johann II. von Oldenburg vermählte und zuletzt am 20. Mai 1294 urkundlich erwähnt wird [3]). Weder die Zeit ihrer Vermählung noch die ihres Todes ist uns bekannt. So ist es nur natürlich, daß auch über den Ort ihrer Beisetzung nichts verlautet. Da aber Rastede damals als die Familiengruft der Grafen von Oldenburg galt, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch diese Elisabeth hier begraben wurde. Gewißheit wird sich darüber schwerlich jemals erlangen lassen.

In manchen Stammbäumen erscheint auch noch eine andere Tochter Herzog Johann's als nach Oldenburg verheirathet, Helene, die den Grafen Otto, den Begründer der Delmenhorster Linie, geheirathet haben soll. Doch ist diese Annahme keineswegs gesichert; die Angaben, auf die sie sich stützt, können auch auf andere Weise erklärt werden. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen.

25. Wernigerode.

Herzog Johann zu Braunschweig und Lüneburg, der Stifter des älteren Hauses Lüneburg, besaß vier Töchter: Mathilde, die sich mit Heinrich I. von Meklenburg-Werle, und Agnes, die sich mit Gardun von Hadmersleben vermählte, ferner Elisabeth und Helene. Nach Botho's Chronik [1]) heirathete die Letzte einen Grafen von Oldenburg, Elisabeth aber den Grafen Konrad von Wernigerode. Da scheint ein Irrthum obzuwalten; Botho scheint die beiden Ehemänner der Töchter Johann's verwechselt zu haben. Denn Elisabeth ist nachweislich an den Grafen Johann II. von Oldenburg vermählt gewesen; ihr Name ist urkundlich dort belegt, während der ihrer Schwester Helene als Ehefrau leider gar nicht begegnet [2]). Auch wo der Chronist [3]) die Hochzeit von Johann's Tochter mit dem Grafen von Wernigerode, die zu Uelzen im Herbste 1315 stattfand, erzählt, erwähnt er weder den Namen der Braut noch den des Bräutigams. Auch sonst werden uns dieselben nirgends

---

1) Vgl. Heinr. Meibom, Rerum Germanicarum Tom. II S. 110 f. Von Anderen wird Elisabeth's Tod vor den Tod des Gatten auf den 2. April 1402 gesetzt.

2) Eine Beschreibung des Grabsteins und eine Copie der Inschrift findet sich bei v. Halem, Gesch. des Herzogth. Oldenburg I S. 294.

3) Dieses und einiges Andere nach freundlicher Mittheilung des Herrn Archivraths Dr Sello in Oldenburg.

1) Leibniz, Scriptores Brunsvic. III, S. 356.

2) Nach freundlicher Auskunft der Archiväthe Dr Sello in Oldenburg und Dr Jacobs in Wernigerode.

3) Lisch in d. Jahrb. d. Vereins f. meklenb. Geschichte 18. Jahrg. (1853), S. 189 ff.

überliefert. Halten wir an Botho's Grafen Konrad fest, so kommen zwei Träger dieses Namens im Wernigeröder Grafenhause für uns in Frage: Graf Konrad III., der 1316—39, und sein Sohn Graf Konrad IV., der von 1325—73 in Urkunden erscheint. Vermählte sich Helene — so glauben wir sie bis auf Weiteres nennen zu dürfen — mit Konrad III., so ging dieser mit ihr jedenfalls die zweite Ehe ein, da sein Sohn Konrad IV. bereits 1325 in Urkunden auftritt, aus dieser Ehe also nicht erwachsen sein kann. Für diesen war sie als Gattin aber zu alt. Denn da ihr Vater 1277 starb, so wird sie bei ihrer Heirath (1315) doch mindestens gegen 40 Jahre alt gewesen sein, während Konrad IV., der bis zum Jahre 1373 urkundlich erscheint, damals kaum das mannbare Alter erreicht haben konnte. Veranlassung, nach einem anderen Gemahle wie Graf Konrad III. für Johann's Tochter umzuschauen, geben zwei Grabsteine in der Oberpfarr- oder St. Silvestrikirche zu Wernigerode[4]). Der eine stellt den Grafen Konrad III. dar und die Inschrift, die sein Bildniß umgiebt, besagt, daß er am Tage Mariä Magdalenä (22. Juli) 1339 gestorben ist. Daneben findet sich ein zweiter stark beschädigter Stein, von dem namentlich die Inschrift ringsherum schräg abgehauen ist: er zeigt zwei Gestalten, rechts die eines Ritters mit dem Wernigerödischen Grafenschilde, links in schön ausgeführter Gewandung eine Frau, unter der ein Wappenschild steht, welcher deutlich einen nach Rechts aufgerichteten Löwen erkennen läßt. Es ist dasselbe Wappen, das Helene's Schwester Elisabeth von Oldenburg als Zeichen ihrer Geburt, ihre Schwägerin Mathilde als Wappen ihres Gemahls, Herzog Otto's des Strengen, im Siegel geführt haben. Im hohen Grade wahrscheinlich ist es daher, daß wir hier den Grabstein von Johann's Tochter vor uns haben. Es ist zwar auffallend, daß wir ihren Gemahl, von dem wir außerdem noch einen besonderen Grabstein besitzen, hier nochmals an ihrer Seite dargestellt finden. Doch ist diese Thatsache wohl zu erklären. In ihrer Ausführung sind die Steine sehr verschieden. Auf demjenigen, der die Gestalt des Grafen allein enthält, ist diese nur eingeritzt; auf dem zweiten sind die Figuren unter gothischen Baldachinen in reicher Umrahmung schön plastisch herausgearbeitet. Man wird anzunehmen haben, daß jene einfachere Platte vorläufig zur Bezeichnung des Grabes Graf Konrad's schnell angefertigt wurde, daß dann die Wittwe aber dem verstorbenen Gatten und sich selbst ein kostbareres Grabdenkmal herstellen ließ, das erst nach ihrem Tode beider Gatten Gebeine deckte[5]).

26. Dillenburg.

Im lieblichen Dillthale, einem Seitenthale der Lahn, liegt unter den mächtigen Trümmern der Dillenburg, dem Stammschlosse der Oranier, in dem am 14. April 1533 Prinz Wilhelm I. von Oranien das Licht der Welt erblickte, etwa auf halber Höhe des Berges die ansehnliche Stadtkirche, an die sich dann die Stadt Dillenburg bis in das Thal hinab anschließt. Die Kirche wurde im Jahre 1501 geweiht und ist die Begräbnißstätte des Fürstenhauses, das auf dem Schlosse über ihr Hof hielt. Im Südwesten des Gotteshauses ist eine Fürstengruft angebaut, die zugänglich ist, aber nur vier Särge umfaßt, die des Fürsten Wilhelm von Nassau-Dillenburg († 1724), seines Sohnes Heinrich August Wilhelm († 1718), seiner Tochter Elisabeth Charlotte († 1720) und seiner gleichnamigen Schwiegermutter, der Gemahlin Herzog August's von Holstein-Sonderburg-Plön († 1723). Die früher verstorbenen Fürsten sind in einem Gewölbe im Chore der Kirche beigesetzt, das leider nicht mehr zugänglich ist. Vor einigen Jahren stieß man zwar bei Fundamentirung des Altars auf das Gewölbe, aber man trug Bedenken, ohne höhere Ermächtigung in den Raum einzudringen. Ein Verzeichniß der in ihm niedergesetzten Särge scheint nicht vorhanden zu sein, ist wenigstens den Localforschern Dillenburgs nicht bekannt und in der Pfarregistratur nicht zu finden. Leider fehlt hier auch das Todtenbuch (1665—86) gerade aus der Zeit, in der eine Braunschweigische Fürstentochter in dieser Kirche begraben sein muß. Es ist dies Anna Augusta, eine Tochter des Herzogs Heinrich Julius, die sich am 8. April 1638 mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Nassau-Dillenburg vermählte, der vor seinem Vater schon am 19. Mai 1656 verstorben ist. In Betreff des Todes seiner Wittwe läßt uns das Kirchenbuch allerdings im Stich, aber aus einem Schreiben ihres Sohnes, des Fürsten Heinrich, in dem er den Tod seiner Mutter nach Wolfenbüttel meldete, geht klar hervor, daß sie am 17. Februar 1673 auf dem Schlosse Dillenburg gestorben ist. Da von einer Beisetzung an einem anderen Orte in dem Briefe nicht die Rede ist, auch kein Grund vorlag, von der üblichen Sitte abzugehen, so ist wohl als sicher anzunehmen, daß Anna Augusta unter dem Chore der Stadtkirche zu Dillenburg die letzte Ruhe gefunden hat.

Eine directe Bestätigung dieser Annahme erhalten wir nachträglich durch freundliche Mittheilung des Königlichen Staatsarchivs in Wiesbaden. Nach den Personalien der Leichenpredigt Martin Winchenbachs (Herborn, 1673) ist Anna Augusta am Abend des 8. März 1673 in der Fürstlichen Gruft zu Dillenburg thatsächlich beigesetzt worden.

27. Meisenheim [1]).

Von den 15 Kindern Herzog Wilhelm's zu Braunschweig-Lüneburg-Celle hat die dritte der acht Töchter, Dorothea, geb. 1. Januar 1570, sich schon am 23. Februar 1586 mit dem Pfalzgrafen Karl I. von Birkenfeld verheirathet. Dieser besaß die Hälfte der hinteren

4) Sie sind abgebildet im 7. Hefte der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen (Grafschaft Wernigerode) von G. Sommer und E. Jacobs S. 102.

5) Vgl. die beiden Grabsteine der Landgräfin Adelheid in der Elisabethkirche zu Marburg. Br. Mag. 1900 S. 106.

1) Vgl. Karl Heintz, Die Schloßkirche zu Meisenheim a. Gl. und ihre Denkmäler in den Mittheilungen des histor. Vereins der Pfalz. Bd. XXIV (1900) S. 164 bis 279.

Grafschaft Sponheim und hatte auf der Burg Birkenfeld seinen Wohnsitz genommen. Er starb hier bereits am 6. December 1600. Seine Wittwe, die Pfalzgräfin Dorothea, hat ihn fast ein halbes Jahrhundert überlebt; sie ist erst am 15. August 1649 ebenfalls auf der Burg zu Birkenfeld verschieden. Sie wurde hier Anfangs in der Pfarr-, dann in der Schloßkirche beigesetzt. Als aber von dem Pfalz-Zweibrücker Hause das Amt Birkenfeld an die Markgrafen von Baden überlassen wurde, ließ Pfalzgraf Karl III. zwölf Särge, die Angehörige seines Geschlechtes bargen, von dort aus der Gruft der Schloßkirche nach Meisenheim bringen, wo sie am 9. Juli 1776 niedergesetzt wurden.

In der schönen Schloßkirche zu Meisenheim im unteren Glanthale, die Riehl „eine wahre Perle der spätesten Gothik“ nennt, befinden sich zwei fürstliche Grabgewölbe, in denen schon damals 29 Mitglieder des Fürstlichen Hauses ruhten. Es sind die Stephansgruft unter dem Mittelschiffe der Kirche und die Ludwigs- oder Capellengruft, die unter der im Süden des Chores angebauten prächtigen Gruftcapelle gelegen ist. Letztere war am stärksten, schon von 20 Särgen besetzt, es wurden daher 1776 hier nur noch zwei Särge untergebracht. Die übrigen zehn kamen in die Stephansgruft, darunter auch der unserer Pfalzgräfin Dorothea, obwohl ihr Gemahl in dem anderen Gewölbe unter der Capelle ruhte, in welcher ihm ein prächtiges Grabdenkmal errichtet war [2]). Beide Grüfte sind seit dem Jahre 1892 nicht wieder geöffnet worden. Doch besitzen wir zum Glück genaue Aufzeichnungen über die Inschriften, welche die Fürstlichen Särge tragen.

Danach lautet die Inschrift am Sarge der Pfalzgräfin Dorothea folgendermaßen [3]):

„Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Phil. 1 V. 21“.

„Die Durchleuchtig Hochgeborene Fürstin und Fraw, Fraw Dorothea, Pfalzgräffin bey Rhein, Herzogin in Bayern, Wittib, geborne Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, ist gebohren den 1. Jan. 1570, ward vermählt zu Zell mit Herzog Carln, Pfalzgraffen bey Rhein, den 13. Februar 1586, haben mit einander 16 [4]) Jahr in der Ehe gelebt und erzeuget Herzog Georg Wilhelm, Herzog Friedrich, Herzog Christian Pfalzgraffen und Frewlein Sophiam. Hat im Wittwenstand gelebt 48 Jahr 8 Monat und 8 Tag, ist seelig verschieden zu Birkenfeld den 15. Aug. um 6 Uhr Vormittag 1649 und den 24. Sept. darauf alda in der Pfarrkirchen beygesetzt worden“.

Auf die Anordnung der Fürstin wurden noch einige Verse zu der Grabschrift gesetzt, die ihrer frommen Gesinnung bezeichnenden Ausdruck geben:

Der seinen Christum recht erkennt
Der hat alles und ein seliges End.
Weinen, beten und zu Gott rufen
Waren stets meine beste Wehr und Waffen,
Denn anderst konnt und solt nicht ich
In meiner Noth erretten mich.

2) Heintz a. a. O. S. 248 ff.
3) Ebenda S. 200 f.
4) So! richtiger: 14.

Auf der rechten Seite des Sarges stehen dann noch die Sprüche: Röm. 14 V. 8, Psalm 116 V. 7—9, Jesaia 57 V. 1 und 2, auf der linken: Offenb. Joh. 14 V. 13, Sprüche Salomonis 16 V. 31.

Von den drei genannten Söhnen Dorothea's begründete Georg Wilhelm die Birkenfelder, Christian die Bischweiler Linie, welche später das Herzogthum Zweibrücken und dann auch Kurpfalz und Bayern erbte. Friedrich, der unter dem Braunschweiger Herzoge Christian gefochten hatte, starb am 20. Juli 1626 zu Dewitz im Meklenburgischen und ist in der Neuen Fürstlichen Gruft unter der Marienkirche zu Wolfenbüttel, in der auch sein Waffengefährte Herzog Christian ruht, bestattet worden.

28. Meiningen [1]).

Das Residenzschloß zu Meiningen wird die Elisabethenburg genannt nach der Herzogin Elisabeth Eleonore, der zu Ehren das Bauwerk ursprünglich in Form eines großen römischen E erbaut worden ist. Diese Fürstin war eine Tochter des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg und am Morgen des 30. September 1658 in Wolfenbüttel geboren. Sie vermählte sich in erster Ehe am 2. Februar 1675 mit dem Herzoge Johann Georg von Meklenburg-Schwerin, der ihr jedoch nach wenigen Monaten († 9. Juli 1675) schon wieder entrissen wurde. Am 25. Januar 1681 ging sie mit Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen eine zweite Ehe ein. Auch diesen Gatten, der am 27. April 1706 starb, hat sie lange Jahre überlebt; sie ist erst am Morgen des 15. März 1729 im Schlosse zu Meiningen verschieden. Hier ist sie dann auch in der Gruft, die sich unter der Schloßkirche im südlichen Flügel des Gebäudes hinzieht, am 18. März d. J. beigesetzt worden. Der Raum ist jetzt schwer zugänglich. Da er zudem mit Särgen, die wieder in umfangreichen hölzernen Außensärgen stehen, stark besetzt ist, so sind Einzelheiten nur mit großer Schwierigkeit festzustellen. Wir sehen daher hier von einer Wiedergabe der Sarginschriften ab. Seit dem Jahre 1802 sind die Mitglieder des Fürstlichen Hauses in der Grabcapelle im englischen Garten beigesetzt worden.

Wie ihr Vater, so besaß auch die Herzogin Elisabeth Eleonore dichterische Begabung, die hier wie dort in geistlichen Liedern zum Ausdrucke kam. Das neue Meiningische Gesangbuch, das im Laufe dieses Jahres zur Einführung kommen soll, enthält noch ein Lied von ihr: „Gott, mein einziges Vertrauen“, das sich auch schon in dem alten Meininger Gesangbuche von 1683 findet. Auch das Lied des Herzogs Anton Ulrich: „Wer Geduld und Demuth liebet“ hat sich bis heute dort im Gebrauche erhalten und ist auch in das neue Gesangbuch aufgenommen. Unser altes Braunschweigisches Gesangbuch enthielt zahlreiche Lieder des Herzogs Anton Ulrich, sowie auch das genannte seiner Tochter Elisabeth Eleonore. Bei der fragwürdigen Reform von 1779 sind dieses wie jene daraus verschwunden, obwohl manche von ihnen nach Inhalt und Form eine Berücksichtigung

1) Die wichtigsten Nachrichten verdanke ich der Güte des Herrn Oberhofpredigers K. Schaubach in Meiningen.

vollauf verdient hätten [2]). Hoffentlich gelingt es der Commission, die jetzt hier zu Lande an der Zusammenstellung eines neuen Gesangbuches arbeitet, diesen Schaden wieder gut zu machen und so zugleich eine Pflicht geschichtlicher Pietät zu erfüllen.

29. Wittenberg.

Als Begründerin des Barfüßer- oder Franziscanerklosters zu Wittenberg ist Helene, die Gemahlin Herzog Albrecht's I. zu Sachsen-Wittenberg, Tochter Herzog Otto's des Kindes zu Braunschweig und Lüneburg, seit alter Zeit verehrt worden. Sie scheint schon auf ihrem Grabsteine als solche bezeichnet zu sein. Ist diese Annahme daher wohl glaublich, so ist es unmöglich, daß die Gründung des Klosters, wie Sennert [1]) u. A. wollen, schon im Jahre 1238 geschah. Denn damals stand Helene noch in sehr jugendlichem Alter und weilte noch gar nicht auf sächsischem Boden. Sie vermählte oder verlobte sich auch zuvor (9. Oct. 1239) mit dem Landgrafen Hermann II. von Thüringen, der der Zeit erst im 17. Lebensjahre stand und schon am 3. Januar 1242 gestorben ist. Die zweite Ehe mit dem Herzoge Albrecht I. von Sachsen ging sie um das Jahr 1247 ein. Ihr Gatte starb am 8. Nov. 1260; am 6. Sept. 1273 ist sie ihm im Tode nachgefolgt. Sie wurde in der Franziscanerkirche zu Wittenberg begraben, wo nach ihr noch 19 andere Mitglieder des askanischen Fürstenstammes bestattet worden sind. Jetzt ist die ganze Stätte dem Erdboden gleich gemacht.

Zur Zeit der Reformation leerte sich das Kloster. Seine Gebäude wurden daher von Kurfürst Johann Friedrich dem Rathe der Stadt übergeben, der sie zu einem Armen- und Krankenhause einrichtete. Die Kirche benutzte der Fürst als Kornmagazin, nur eine kleine Klostercapelle blieb für den Gottesdienst des Armenhauses bestimmt. Die Altäre und Grabdenkmäler wurden aus der Kirche entfernt und sind fast sämmtlich der Vernichtung anheim gefallen [2]). Nur das Grabmal Herzog Rudolf's III. († 1419) und seiner ersten Gemahlin Anna, sowie das Rudolf's I. zweiter Gattin Kunigunde scheinen um jene Zeit in die Schloßkirche gerettet worden zu sein [3]). Zum Glück sind wir wenigstens über die Persönlichkeiten, die hier geruht haben, unterrichtet. Es war kein Geringerer als Melanchthon, der dafür Sorge trug, daß Aufzeichnungen über die zerstörten Grabstätten gemacht wurden. Sie sind später von Andr. Sennert veröffentlicht worden [4]). Werden wir die Angaben auch nicht als wortgetreue Wiederholungen der Grabinschriften aufzunehmen haben — dazu ist ihre Fassung zu systematisch erklärend und die Ausdrucksweise nicht immer der Sprache der Zeit entsprechend —, so werden wir die Ueberlieferung der Namen und Daten, auf die es dem Aufzeichner vor Allem ankam, doch als richtig anerkennen können. Die Inschrift Helene's, die von Sennert vorangestellt ist, lautet folgendermaßen:

Anno . M . CC . LXXIII . VIII . Jd . Septembris . obiit . Domina . Helena . conjunx . Alberti . I . Ducis . Saxoniae . Elector . Filia . Ducis . Ottonis . de . Brunsvic . Fundatrix . hujus . Coenobii.

Das Wort „Elector“ kann auf dem Grabsteine, wenn er wirklich ein alter war, nicht gestanden haben; nahm doch erst Helene's Urenkel, Rudolf II., den Kurfürstentitel an.

Noch schlimmere Zeiten erlebten die alten Klosterbauten im siebenjährigen Kriege. Vom 10. bis 14. October 1760 wurde die Stadt durch die Reichsarmee beschossen; das Schloß, die Vorstädte und 120 Häuser gingen in Flammen auf. Unter ihnen auch das alte Kloster. Jetzt ist von der Kirche, die einst jene Grabstätten enthielt, keine Spur mehr vorhanden; man weiß kaum noch die Stätte, wo sie früher gestanden [5]).

Eine zweite Welfische Grabstätte auf dem Chore einer Kirche zu Wittenberg erwähnt noch Rehtmeier in seiner Braunschw.-Lüneburgischen Chronik S. 864: Herzog Heinrich's des Aeltern fünfter Sohn Johann sei in jungen Jahren in Wittenberg gestorben und dort begraben, wie sein Leichenstein daselbst melde. Leider wird uns von Sennert nichts über ihn berichtet. Das spricht noch nicht gegen Rehtmeier's Behauptung. Denn Sennert macht auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch, er will von den Epitaphien &c. die werthvollsten, nicht alle bringen (digna maxime, non omnia). Es ist also sehr wohl möglich, daß er den vielleicht schmucklosen Stein Johann's übersah. Seinen Tod werden wir in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu setzen haben. Die Vermuthung liegt nahe, daß Johann die 1502 begründete Universität Wittenberg besucht habe. Aber sie bestätigt sich nicht; in der Matrikel der Hochschule ist er in den ersten Jahren nicht zu finden.

30. Hohenfurt.

In dem wildromantischen oberen Moldauthale zwischen Budweis und Linz liegt das reiche Cistercienserkloster Hohenfurt, die Stiftung eines der mächtigsten böhmischen Adelsgeschlechter, der Herren von Rosenberg, die diese Stätte auch zu ihrer Familiengruft erwählten. Diese befindet sich unter dem Presbyterium der Stiftskirche und in ihr ruht auch eine Braunschweigische Fürstentochter, Katharina, die Tochter Herzog Erich's I. von Braunschweig-Calenberg. Als ihre Mutter Elisabeth, Kurfürst Joachim's I. von Brandenburg Tochter, die sich mit dem Grafen Poppo XVIII. (XII.) in zweiter Ehe vermählte, 1555 Niedersachsen verlassen hatte, war sie zu ihrem Bruder, dem Herzoge Erich II., nach Münden gekommen. Hier gelang es dessen Einflusse,

2) Pastor Wendebourg hielt sie für würdig, noch in neuerer Zeit eine Auswahl von ihnen neu herauszugeben, die 1856 in Halle erschien.

1) Andr. Sennert, Athenae: Itemque Inscriptiones Wittebergenses. Ed. II. (Wittebergae, 1678) S. 11 u. 175.

2) Sennert a. a. O. S. 7, 11, 178.

3) Vgl. Stier, Die Schloßkirche zu Wittenberg S. 15.

4) A. a. O. S. 183 ff.

5) Nach einem Briefe des Consistorialraths Dr Schmieder in Wittenberg an Kaufmann C. A. Stoltze in Braunschweig. Ich verdanke ihn der Güte des Herrn Hofbuchhändlers Lord daselbst.

die Schwester gegen den Willen der Mutter zu einer Verlobung mit Wilhelm von Rosenberg zu bewegen. Er gehörte zu den angesehensten böhmischen Großen der Zeit, war Kaiserlicher Geheimrath, Oberburggraf zu Prag, Ritter des goldenen Vließes und an Grundbesitz, Reichthum und Einfluß zahlreichen Reichsfürsten weit überlegen [1]). Aber er war katholisch, das war der Mutter ein Gräuel, dem Bruder aber, der durch die Heirath wichtige Verbindungen erhoffte, vollständig gleichgültig. Die Eheberedung wurde am 28. Februar 1557 abgeschlossen. In der Woche nach Michaelis desselben Jahres brach Erich mit großem Gefolge von Münden auf, um die Schwester nach Böhmen zu geleiten. Doch kehrte er selbst bald wieder zurück, während seine Gattin Sidonie die Schwägerin in deren neue Heimath begleitete, wo im October die Hochzeit gefeiert wurde. Nur kurze Zeit währte das Glück. Katharina starb schon am 10. Mai 1559, wahrscheinlich in Karlsbad. Ein böhmischer Geschichtsschreiber, W. Brezan, hat über ihren Tod in den Jahren 1610 — 11 nachfolgende Aufzeichnungen gemacht [2]):

„Am 10. Mai, anders am Mittwoch nach dem Sonntage Exaudi, starb zwischen 10 und 11 Uhr Vormittag die erlauchte Fürstin Katharina Frau von Rosenberg, Gattin des Herrn Wilhelm im Bade (Karlsbad? „v Warích“), wohin sie vordem ihr Herr Gemahl zugleich mit seiner Frau Mutter geleitete. Der Herr Gubernator berichtete ihren Tod voll herzlicher Trauer dem Fürsten von Braunschweig Erich, seinem Schwager, und schickte zu S. Gnaden den Johann Spanowsky v. Lisov und auf Pacov und den Secretär Sebastian Stier ..... Die Schwester der verstorbenen Frau von Rosenberg, die Fürstin Elisabeth Gräfin Henneberg [3]), kam zu ihr mit dem Leibarzt von Braunschweig, Dr Burkhart [4]), und blieb bei ihr bis zum Tode. Diese selige Fürstin starb sehr schwer und hart, denn sie war jung und stark. Zum Begräbnisse wurde sie ins Stift Hohenfurt getragen und dort ruht ihr Körper“.

Die Gruft, die in Zinnsärgen fast alle Glieder des Rosenbergischen Geschlechtes umschließt, ist schon seit langer Zeit nicht mehr zugänglich. Als Inschrift des Sarges Katharina's sind uns diese Worte überliefert [5]):

„1559 mense Maj. 10 die obiit inter 10 et 11 horam antemeridianam Illustrissima princeps ac D. D. Catharina, Illustrissimi Principis D. D. Erici Brunswicensis filia: generosi illustris ac magnifici D. D. Guilelmi inclyti regni Bohemiae primarii, huius loci fundatoris, coniux, hic honorifice sepulta“.

Daneben sind auch einige lateinische Distichen auf uns gekommen, die nach der Sitte der Zeit die Lobsprüche auf die Verstorbene nicht sparen. Nachkommenschaft hat Wilhelm von Rosenberg so wenig in dieser wie in den drei späteren Ehen erzielt, die er 1561 mit Sophie, der Tochter Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg († 1564), 1578 mit Anna Maria, Tochter Markgraf Philibert's von Baden († 1583), und zuletzt 1587 mit Polyxena von Bernstein einging. Als er am 31. August 1592 starb, ging sein gesammter Besitz auf seinen Bruder Peter Wok von Rosenberg über. Auch dieser hatte keinen Erben. Mit ihm erlosch am 5. November 1612 der böhmische Zweig der Herren von Rosenberg. Als er, der Letzte dieses Geschlechts, in die Gruft von Hohenfurt gebracht war, wurde ihr Eingang vermauert. Niemand hat den Raum seitdem wieder betreten.

1) Vgl. über ihn und seine Familie Hannoverische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. 1761 Stück 5 bis 8, Sp. 57—110.

2) W. Brezan, Ziwot Wiléma z Rosenberka (herausgegeben Prag 1847), S. 133 f. Ich verdanke diese und andere Mittheilungen, sowie die Uebersetzung des czechischen Textes der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr P. Valentin Schmidt in Hohenfurt.

3) Seit 1543 mit Graf Georg Ernst v. Henneberg vermählt.

4) Offenbar Dr Burkhard Mitthof, der Leibarzt bei Herzog Erich, Landgraf Philipp v. Hessen und den Grafen v. Henneberg war.

5) Vgl. Jongelinus, Notitiae abbatiarum ordinis Cisterciencis (Coloniae Agripp. 1640) S. 10—21. Die Angabe geht zurück auf eine Arbeit von P. Martin Fiala (Brevis descriptio fundationis Altovadensis 1638), diese wieder auf die eines Anonymus (Nobilissima Stemmatis Ursinorum de Rosis descriptio 1629). Letztere beiden Werke befinden sich handschriftlich in der Hohenfurter Bibliothek. (Nach Dr P. V. Schmidt.)

Ist der Name Lübbensteine [1]) slavischen oder germanischen Ursprunges?

Von Ed. Stößner.

Museumsinspector Fr. Grabowsky bringt im Globus, Bd. 65, № 23 (1894), eine auch diese Frage berührende Abhandlung über „Die Lübbensteine bei Helmstedt“, die sich, mit größeren Erweiterungen versehen, in den „Beiträgen zur Anthropologie Braunschweigs“ [2]) nochmals abgedruckt findet. Auf die erstere Arbeit bezieht sich u. A. auch Prof. Dr P. J. Meier [3]) in seinem Werke über die Bau- und Kunstdenkmäler des Helmstedter Kreises. Beiden Autoren erscheint es mindestens nicht ausgeschlossen, den Namen Lübbensteine auf einen slavischen Ursprung zurückführen zu dürfen, denn: „Unzweifelhaft haben im Mittelalter Slaven bis in die Nähe von Helmstedt heran gewohnt, wofür urkundliche Beläge vorliegen“ [4]). Da Verfasser dieser Zeilen sich längere Zeit mit diesem

1) Für die nicht ganz orientirten Leser sei erwähnt, daß die Lübbensteine zwei große Steinkammergräber oder Dolmen ca. 1 km westlich vom Kloster Marienberg bei Helmstedt sind. Eine genauere Beschreibung derselben findet sich besonders in der zweiten Abhandlung von F. Grabowsky und erscheint eine Wiederholung, als nicht zur Frage gehörig, hier überflüssig.

2) Festschrift zur 29. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Verl. Friedr. Vieweg und Sohn in Braunschweig. Hier findet sich auch eine gute Zusammenstellung der bezüglichen Litteratur.

3) Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig Bd. I. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1896. S. 116 — 119.

4) Grabowsky, a. a. O. S. 48, Abs. 2.

Gegenstande beschäftigte, ohne diese „urkundlichen Beläge“ finden zu können, so würde ihm — und wohl auch manchem Leser des Magazins — eine freundliche Aufklärung sehr willkommen und der Zweck der gestellten Frage erreicht sein.

Nach Andree[5]) ist Barmke der letzte Rundling in der Helmstedter Gegend, also schon etwas entfernter von der Stadt, so daß als nächste Slavensiedelung bei Helmstedt der eben da angeführte (jetzt wüste) Ort pluhd(witz) im Brunnenthal erscheint, den Verfasser hofft bei anderer Gelegenheit in das Reich der Fabel verlegen zu können, zumal auch Pastor Peter Wilhelm Behrends in seinen Erzählungen über das dem Vordringen der Wenden Halt gebietende Kreuz des Ludgeriklosters mehr seine subjectiven Empfindungen, denn historische Thatsachen dem Leser geboten haben dürfte.

Soweit der Verfasser aus der Litteratur bei den eben genannten Autoren zu erkennen vermag, scheint ihm für die Ableitung des Wortes Lübbensteine aus der Sprache der alten Wenden besonders eine Ansicht des Prof. Wiggert[6]) von Bedeutung gewesen zu sein, die durch Pastor Förster[7]) in manchen Punkten unterstützt und wohl auch von Dr Andree[8]) im Wesentlichen getheilt wird. Wiggert schreibt: „Der Name Lubbe scheint nicht zu dem deutschen luppen zu gehören, sondern — in dem slavischen Schochwitz — slavischen Ursprung zu haben, und könnte luby, d. i. der liebe, und vielleicht nur ein Beiname (Prädicat) des Gefeierten sein . . .“ Grabowsky[8]), die Ortsnamen Lübben, Lüben, Lupitz, Lüps, Lubitz, Lübberitz anführend, bemerkt hierzu: „Diese Ortsnamen führen zurück auf die altslavische Wurzel ljub = lieb, einen Mann, Ortsgründer, dessen Namen mit ljub zusammenhing“. Diese Wurzel soll in dem Namen der Lübbensteine mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit wiederzufinden sein.

Diese Auffassungen würden vielleicht richtig, mindestens zulässig und sehr beachtenswerth erscheinen, wenn der sichere Nachweis einer Slavensiedelung, ja nur die Niederlassung eines einzelnen Wenden an den Lübbensteinen oder in deren nächster Nachbarschaft bewiesen werden könnte. In so großer Nähe des nach dem heiligen Heidenapostel benannten Klosters, das zu Beginn des neunten Jahrhunderts, zwar jung an Jahren, doch mit energischen, glaubenseifrigen Mönchen besetzt war, würde ein heidnischer Slave inmitten der jungen sächsischen Christengemeinden wohl nicht ganz ungestört geblieben sein. Besonders würde er sich kaum neu angesiedelt haben, denn die allein in Betracht kommende slavische Invasion fällt in die Zeit nach der Gründung des Klosters. Ein freier Mann muß aber doch wohl der betreffende Slave gewesen sein, da der Name (Beiname) eines noch so bedeutenden Unfreien wohl kaum Anlaß zur neuen und allgemein angenommenen Bezeichnung dieser exponirten vorgeschichtlichen Gräber gegeben haben wird. Ein freier christlicher Sorbe kommt aber schon deshalb weniger in Betracht, weil mit dem Uebertritt zum Christenthum vielfach eine Namensänderung verbunden zu werden pflegte.

Man könnte nun daran denken, die in Barmke und der weiteren Umgegend von Helmstedt lebenden unfreien Slaven hätten aus Gedächtniß der Heimath, religiösen oder anderen Gründen, den Geist eines lieben Todten, Heros, Gottes, bezw. Göttin (heilige Luppe[9]) oder dergl. als auf den Lübbensteinen umgehend und die Heimathlosen, Elenden schützend, verehrt. Verf. sieht aber zu solch' gewagten Conjecturen gar keinen genügenden Grund vorliegend, denn die ähnlichen Muthmaßungen, besonders Wiggert's, bezüglich des „guten Lubben zu Schochwitz“, lassen sich doch nicht so ohne Weiteres auf unsere Gegend übertragen, selbst wenn sie noch sicherer begründet wären.

Auch würde wohl zu beachten sein, daß weder die Ludgerimönche, noch später die Nonnen auf dem ganz nahen Marienberg, den an heidnische idolatria erinnernden slavischen Namen der großen Steine geduldet haben würden, zumal sie den Augustinerinnen von Unser Lieben Frauen Berg täglich nahe vor Augen lagen. Wir wissen wie allerorts die heidnischen Flur- und Personennamen christianisirt wurden. Vielleicht erinnert der jetzige Name der großen Steine an einen ähnlichen Einfluß der frommen Klosterbewohner. Ueberdies führt noch heute der die Dolmen tragende Hügel den Namen St. Annenberg, nach der heiligen Anna, der Patronin des einst an seinem Fuße belegenen Hospitals, ohne eine nochmalige Aenderung in der Bezeichnung der Gräbersteine herbeigeführt zu haben.

Während hiernach die Ableitung des Namens der Lübbensteine vom slavischen ljub einigen Schwierigkeiten begegnet, so dürfte die Auffassung des Wortes als gut germanisch bezw. deutsch immerhin einfacher erscheinen, selbst wenn damit noch keine endgültige Entscheidung herbeigeführt werden kann.

Grabowsky[10]) bringt die Ansichten des berühmten Helmstedter Academikers Hermann Conring über unsern Gegenstand in so genügend ausführlichem Auszuge, daß Erweiterungen überflüssig erscheinen. Grabowsky bemerkt hierzu: „Selbst Friese von Geburt, ist er sehr geneigt anzunehmen, daß die Steine von einem friesischen Häuptling Lübbo ihren Namen haben, der dort in der Gegend etwa Landbesitz hatte und im Gefolge des aus Friesland stammenden heiligen Ludgerus nach Helmstedt kam“. Wenn auch der zweite Theil des Satzes nicht richtig sein kann, da St. Ludgerus (fast sicher) nie in Helmstedt war, so ist diese Beziehung zwischen den Lübbensteinen und dem friesischen bzw. altsächsischen Personennamen Lübbo wohl auch heute noch nicht ganz von

5) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig, Friedr. Vieweg 1896. S. 374.

6) Ueber die Verehrung des guten Lubben zu Schochwitz im Mansfeldischen. Vom Prof. Wiggert in Magdeburg. In: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 3. Bd., 1. Heft. 1836. VIII. S. 130—136.

7) Bemerkungen zu der Urkunde des Bischofs Gebhard in Halberstadt, betreffend die Verehrung des guten Lubben zu Schochwitz im Mansfeldischen, von Förster, Pastor zu Höhnstedt im Mansfeldischen. Ebenda, 5. Bd., 2. Heft 1840. S. 126. (110—131).

8) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 48, Abs. 2. — allerdings „nur ganz vermuthungsweise“. Meier, a. a. O. S. 118, Abs. 2.

9) Förster a. a. O. S. 127.

10) Grabowsky a. a. O. S. 42—44.

der Hand zu weisen. Ein vergleichender Blick auf die Karten der Küstenländer von Nord- bis Ostfriesland und unseres Herzogthums beweist uns unzweifelhaft die Stammesgemeinschaft der (ursprünglichen) Bevölkerung aus den Ortsnamen (— büttel 2c.). Orte, wie Arkebek, Bendorp, Runstede, Seedorp, (Voordorp?)[11]) finden wir in z. Th. nicht sehr großem Umkreise sowohl in Nordfriesland, wie bei Helmstedt belegen (z. Th. wüst). Friesen, nebst den Angehörigen anderer Küstenstämme, wurden aber noch fast während des ganzen Mittelalters in das Land gezogen, besonders zur Entwässerung der Sümpfe, und die Lübbensteine liegen auf einem in den sogen. Emmerstedter Bruch vorspringenden niedrigen Höhenzug.

Hierzu kommt die weite Verbreitung des Namens Lübben noch heute in den Ländern der Nordseeküste, mindestens von Schleswig-Holstein bis in die Niederlande; ja selbst in England und anderen von der angelsächsischen Rasse eingenommenen Ländern ist dieser Name anzutreffen, freilich seltener gerade in unserer Gegend. (Lübbecke, Löbbecke?) Es ist daher die Conring'sche Ansicht, der sich noch andere mehr oder minder bedeutende Forscher angeschlossen haben, nicht so ganz von der Hand zu weisen. Wenn auch der Spender des Namens nicht gerade ein Friesenhäuptling Lübbo gewesen zu sein braucht, so kann doch — da nach Meier der Name „Lübbensteine" erst ao. 1439 genannt wird — irgend ein anderer Grundbesitzer, vielleicht ein Bürger von Helmstedt (?) Namens Lübben, aus irgend welchen nicht mehr nachzuweisenden Gründen den Steinen den Namen gegeben haben, ebenso wie der dieselben tragende Höhenzug den Namen Corneliusberg führte, nach dem Professor Cornelius der Alma Julia in Helmstedt.

Eine andere mögliche Deutung des Namens bietet uns wieder Grabowsky[13]) in der citirten Abhandlung eines unbekannten Verfassers, der „den Namen von dem alten deutschen Worte Lubbe herleitet, das noch jetzt in Lobbe, ein großer Hund, fortlebt. (Vielleicht kommen auch die Wörter Luffe, grobe Semmel, und Luppe, ein schwerer Eisenbarren, der unter dem großen Eisenhammer gehämmert wird, davon her.) Die Lübbensteine heißen also mit anderen Worten nichts Anderes, als die Riesensteine oder die großen Steine, das was sie wirklich sind". Dieser Ansicht schließt sich auch Pastor Ballenstedt[14]) an, der noch an „Lubber[15]), im Englischen ein großer, fauler Bengel, deutsch ein Laffe", erinnert. Diese Auslegung des Namens hat jedenfalls den Vorzug großer Einfachheit und kann auf die Benennung eines jeden großen Steines Anwendung finden. Und in der That haben (oder hatten?) wir nach Meier einen den Lübbensteinen ähnlichen großen Stein bei der Ordenskirche im nicht sehr entfernten Süpplingenburg, der den Namen die Lubbe[16]) führen oder geführt haben soll. Auch Förster erzählt in seiner bereits mehrfach angezogenen Abhandlung von großen Steinen auf dem Lupberge bei Schochwitz, davon zwei noch heute (1840), mit Bildwerken geziert, in der Kirchenmauer von Müllerdorf zu sehen sein sollen. Es ist nun nichts als eine Muthmaßung des Pastors Förster, diese Bildwerke als die der slavischen, sonst westlich der Elbe wohl ganz unbekannten Göttin Luppa zu betrachten, die „einen Tempel in dem Lupholzwäldchen . . . . gehabt haben und daselbst und auf dem Lupberge verehrt worden sein soll". Die Tempel und Altäre der Luppe sind also sagenhaft und vielleicht nur erst entstanden zur Erklärung der lubben (großen) Steine, die Jedermann sah und nicht zu deuten wußte, da ihre Bearbeitung und Benutzung in zu entfernte Zeiten reichte. Aber selbst wenn Wiggert und Förster recht haben mit ihrer Auslegung, so braucht dieselbe doch noch nicht für die Süpplingenburger Lubbe Anwendung zu finden; denn Knochen nebst anderen Resten finden sich — wie in Süpplingenburg — häufiger unter großen Steinen, nicht nur in slavischen Gegenden. Auch lag der große Knochenberg bei Schochwitz nicht auf dem eigentlichen Lupberge, sondern „ungefähr 100 Schritte vom heutigen Lupberge"[17]) entfernt. Ueberdies ist der Zusammenhang zwischen der Entstehung des gewaltigen Knochenberges und den slavischen Thieropfern bei Förster durchaus nicht völlig überzeugend gebracht. Wir können also auch die Lübbensteine nach Belieben als die großen Steine erklären, wenn wir nicht vorziehen, die Ableitung des Wortes auf dem von Leo[18]) betretenen Wege zu suchen, wohin auch Prof. Hermann Förstemann in der Anmerkung zu der Leo'schen Untersuchung besonders weist.

Leo faßt seine Ausführungen in folgende Schlußsätze zusammen: „So erhalten wir für das Wort lybbe die Bedeutung: die Sprenge — und wie sich damit die Bedeutung: Zauber sowohl als Heilmittel verbinden konnte, ist ganz deutlich, sobald man an die Opfersprenge denkt; denn daß dieser eine große Heilkraft zugeschrieben ward, geht ganz deutlich aus dem Aberglauben hervor, der sich noch jetzt an das arme Sünderblut bei Hinrichtungen knüpft. Im germanischen Heidenthum, wo die Hinrichtungen der Verbrecher Opferhandlungen waren, wurde deren Blut ausgesprengt; jetzt drängt sich das Volk, um sich selbst ein wenig davon in eingetauchten Tüchern u. s. w. zu bewahren. So ist nun gothisch: lupjaleisei, φαρμακεια und althochdeutsch luppi zugleich Gift

11) Diese gleichlautenden Ortsnamen in Niedersachsen und England lassen sich bekanntlich bis Schweden zurückverfolgen, wo wir Ortschaften wie Elmhult 2c. z. Th. mehrfach antreffen. (Asebeck und Esbeck?). Bezüglich der Helmstedter Gegend sei nur erinnert an Ortsnamen wie: Elmesthorpe, Lubsthorpe, Lutterworth in Leicester; Welbeck in Nottingham; Lobthorpe, Elsham, Elsthorpe, Wo(o)lsthorpe in Lincolm u. s. w.

13) a. a. O. S. 47 u. 48; Meier, a. a. O. S. 118. Vergl. im Gegensatz das Citat Wiggert's.

14) Nach Grabowsky a. a. O. S. 48; Meier a. a. O. S. 118.

15) Vergl. auch: Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Berlin. Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung. 1891. 2 Theile. 4 Bände. lubber = Tölpel, Lümmel, Schlingel.

16) Der Personennamen Lubbe ist heute noch in Holland bezw. Südafrika zu finden.

17) Förster, a. a. O. S. 114.

18) Leo, Zu Mythologie und Grammatik Aufgelesenes. Die 3. der hier veröffentlichten Untersuchungen trägt die Ueberschrift: Angelsächsischer Ausdruck für Zauberei. In: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. 4. Bd. 2. Heft. IV. 3. S. 99–101.

und Zauber — weil nämlich vom christlichen Standpunkte aus jenes heidnische Opferwesen als Teufelswerk, und dessen Heilmittel als Gift und Zauberei erschienen; das althochdeutsche luppôn heißt noch medicare und venerari, und luppari ein veneficus“.

Jedes gute Alt- oder Mittelhochdeutsche bezw. Mittelniederdeutsche Wörterbuch[19]) bestätigt diese Folgerungen Leo's. Daraus ist allerdings noch nicht die Richtigkeit der Ansichten von Dr Münter[20]), Behrends[21]), Ludwig[21]) und Venturini[21]) u. A. bewiesen, welche die Lübbensteine für Opferaltäre halten, da nichts auf Menschen- oder Thieropfer an den Steinkammergräbern hinweist. Denn die wenigen dort gefundenen Urnen und Thierknochen sind noch kein sicheres Zeichen für eine alte Opferstätte, wie vielleicht in Schochwitz eine solche bestanden haben mag.

Unter Annahme der Ableitung des Namens Lübbensteine von dem angelsächsischen lybbe, in übertragener Bedeutung = Zauber, oder dem alt- und mittelhochdeutschen luppi (mhd. auch lüppe) = Vergiftung, Zauberei, könnte man wohl zu der Ansicht gelangen, die Lübbensteine seien Zaubersteine, Hexensteine[22]), Teufelssteine. Nach der Sage[23]) hat ja auch ein Riese die Steine dort fallen gelassen. Man sah eben in alten Zeiten besonders große Steine als mit übernatürlichen Kräften im Zusammenhang stehend an, und was war da näher liegend, als sie dem Einfluß böser Geister unterliegen zu lassen. Das im frühen Mittelalter noch zum großen Theil heidnischen Bräuchen huldigende Volk von Helmstedt und Umgegend mußte vor diesen vielleicht mit scheuer, heiliger Ehrfurcht betrachteten Steinen vom geistlichen Hirten gewarnt werden. Das mögen die Mönche und Nonnen der beiden Helmstedter Klöster am besten zu erreichen geglaubt haben, indem sie den Umwohnern Furcht vor den dort hausenden, die Besucher bezaubernden bösen Geistern beibrachten.

Aber selbst ein guter Lubbe, freilich kein slavischer, sondern ein angel- oder niedersächsischer, läßt sich vielleicht construiren, wenn wir nach Leo das Stammwort nicht lybbe, sondern libbe[24]) schreiben, da wir dann auf den Namen lob[24]) kommen, der noch heute, ähnlich lubber, Lümmel, Tölpel, Flegel, nebenbei aber, als englischer Provinzialismus, „Lob Lie—by—the—fire, ein gutmüthiger Hausgeist, der ländliche Arbeiten verrichtet[25])“, bedeutet. Die Aufschrift der von Wiggert betrachteten Urkunde des Bischofs Gebhard von Halberstadt lautet aber: den guden loppen belang[26]).

19) Altdeutsches Wörterbuch von Oscar Schade; Mittelniederdeutsches Wörterbuch von Schiller und Lübben.
20) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 46.
21) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 49.
22) Nach den Angaben einer alten Ludgeriacte wurden die Hexen nicht dort, sondern an den töwerpfählen hinter dem heutigen alten Friedhofe, nahe dem Galgen verbrannt.
23) Nach Grabowsky, a. a. O. S. 49.
24) Die Kürze bezw. Länge der Vokale bietet allerdings Schwierigkeiten.
25) Muret. a. a. O. — Besteht ein Zusammenhang mit dem erwähnten Lobthorpe in Lincoln?
26) Wie alt unsere Helmstedter Flurnamen z. Th. sind, bezeugt der in der Nähe der Lübbensteine noch im 16. Jahrhundert bekannte Gellingsborn, der Amsel- oder Drosselborn. Vergl. Nachtigall.

Einen Zirkel beschreibend sind wir am Ausgangspunkte unserer Betrachtungen, dem guten Lubben wieder angelangt, ohne sämmtliche bereits aufgestellten Vermuthungen über diese Frage erwähnt zu haben. Wenn Verf. Vieles bringend, manchen Lesern etwas gebracht haben möchte, was des Nachdenkens werth erscheint, so wäre die Aussicht günstig für eine endgültige Beantwortung der Frage, die wohl den Germanisten von Fach überlassen werden muß. Hoffentlich brauchen die für den berührten Gegenstand interessirten Leser nicht zu lange auf diese Antwort zu warten, und besonders Verf. würde eine baldige Klärung der Angelegenheit mit großer Freude begrüßen, da damit der Zweck dieser Zeilen erreicht sein würde.

Bücherschau.

In der **Zeitschrift für bildende Kunst**, XI. Jahrgang der neuen Folge Heft 7 und 8 (Leipzig, E. A. Seemann 1900. Heft je 2 ℳ 50 ₰), veröffentlicht Paul Warncke einen interessanten Aufsatz über die Malerkolonie in Worpswede, die in den letzten Jahren in allen kunstliebenden Kreisen so großes Aufsehen erregt und dem weltabgeschiedenen, unweit Bremen im hannoverschen Kreise Osterholz gelegenen Moordorfe schnell einen bekannten Namen gegeben hat. Die Arbeit hat für die Leser dieser Blätter noch besonderes Interesse durch den Umstand, daß der Begründer der Colonie ein Landsmann ist, Fritz Mackensen, der zu Greene am 8. April 1866 geboren wurde und auf dem Gymnasium zu Holzminden durch Karl Büttger, welcher das Talent des Knaben sofort erkannte, seinen ersten Zeichenunterricht erhielt. Wir erfahren durch Warncke Näheres über den Bildungsgang, den er und seine Genossen, die sich mit ihm in und bei Worpswede niederließen, genommen haben. Der Winter 1889/90 war der erste, den Mackensen, Otto Modersohn und Hans am Ende dort zubrachten. Sie haben sich seitdem nur auf kürzere Zeit von dem Orte getrennt. Bald gesellten sich auch Karl Vinnen, Fritz Overbeck und Heinrich Vogeler zu ihnen. Im Jahre 1895 errangen sie durch eine gemeinsame Ausstellung in Bremen, darauf in München einen durchschlagenden Erfolg. Wir erhalten in obigem Aufsatze eine eingehende, mit liebevollem Verständniß verfaßte Charakteristik der Kunstthätigkeit der Worpsweder, in der sowohl ihre gemeinsamen wie ihre besonderen Eigenthümlichkeiten treffend hervorgehoben werden. Da ferner eine Anzahl sehr guter Abbildungen, z. Th. in Buntdruck — wir verweisen besonders auf Fr. Mackensen's Bildniß einer alten Frau an der Spitze des 7. Heftes — dem Aufsatze beigegeben ist, so darf er als wohl geeignet bezeichnet werden zur Einführung in eine eigenartige Kunstrichtung, deren Träger weit davon enfernt, eine Schule bilden zu wollen in engem Anschlusse an die sie umgebende Natur ihre Befriedigung finden, und der Niemand ihre geschichtliche Bedeutung wird absprechen können, mag er nun den neueren Strömungen auf künstlerischem Gebiete zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 23. September **1900.**

Wilhelm Raabe.

Am 8. September ist Wilhelm Raabe in sein siebzigstes Lebensjahr getreten, am 21. Juli war ein Menschenalter vergangen, seit er wieder in der alten Heimath und dauernd in Braunschweig seinen Wohnsitz genommen — doppelter Anlaß, in diesen Blättern, die heimischer Geschichte und heimischer Art und Kunst gewidmet sind, ihm die Glückwünsche aller Derer darzubringen, die hier zu Lande ihn kennen und, was dasselbe ist, lieben und verehren, zugleich aber für die, die ihm noch ferne stehen und zu ihm geführt werden können, etwas weiter ausgreifend davon zu handeln, was er seinem deutschen Volke gegeben hat, was er ihm ist und sein soll. Denn das alte Wort vom Propheten im Vaterlande hat zwar längst aufgehört, von ihm im schmerzlichsten Sinne zu gelten, aber noch giebt es auch unter unsern Gebildeten daheim nur allzuviele, die von seiner wirklichen, draußen längst und allgemein anerkannten Bedeutung kaum eine Vorstellung haben.

I.

Unter den lebenden deutschen Dichtern, die heute in erster Reihe stehen, ist Wilhelm Raabe nächst Paul Heyse die längste Zeit am Werke. Es war im Herbst 1856, als ein anspruchsloses Büchlein mit dem Titel „Die Chronik der Sperlingsgasse“ seinem Verfasser, der sich Jakob Corvinus nannte, mit einem Schlage beim Publicum, wie bei der zünftigen Kritik einen Namen schuf, wie nicht oft ein Erstling es vermocht hat. Und diese Liebe auf der einen, diese Anerkennung auf der anderen Seite war wohl verdient: umschloß doch das schmale Bändchen in seinem bescheidenen Rahmen eine Fülle von Bildern der Wirklichkeit, dichterisch empfunden, erhöht und zu einem Kunstwerk zusammengeschlossen, bot dazu einen Reichthum an echtem Gefühl, an guten Gedanken und tüchtigem Wollen und zeigte bei jugendlicher Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung eine Reife und Tiefe der Lebensanschauung, die es hoch auch über die bessere Durchschnittsproduction der Zeit erhoben und zugleich von dem, der damit in die Litteratur sich einführte, für die Zukunft Größeres noch und Trefflichstes erwarten ließen. In diesem Sinne nannte es Friedrich Hebbel „eine schöne Ouverture“, und wahrlich, er hat mit einem prophetischen Worte in jeder Hinsicht Recht bekommen und behalten.

Der „Jüngling näher dem Manne“, der die Chronik etwa zwei Jahre zuvor auf einer Berliner Studentenbude niederzuschreiben begonnen und sie dann unter jenem launigen Pseudonym — der lateinischen Umbildung seines Familiennamens und dem volksthümlichen Rufnamen der Rabensippe — hatte in die Welt gehen lassen, war auf nicht gewöhnlichem Umwege zum Studium und zur Dichtung gekommen. Geboren als Sohn des Justizamtmanns Raabe zu Eschershausen im braunschweigischen Weserlande, hatte er seine Jugendbildung in Stadtoldendorf und demnächst auf den Gymnasien zu Holzminden und Wolfenbüttel erhalten. Aber stärker als die Schule und die Tradition des Elternhauses hatten eifrig betriebene Allerweltslektüre und das Blut des Großvaters, der als studirter Theologe und Postmeister zu Holzminden sich um die Wende des Jahrhunderts mit einer langen Reihe von Büchern und Aufsätzen meist populärwissenschaftlichen Inhalts an der Litteratur der Aufklärungszeit betheiligt hatte, die Geistesrichtung und die Lebenspläne des eigenartigen und eigenwilligen Knaben beeinflußt. Statt dem Corpus Juris zuzustreben, trat er im Jahre 1849 in die Creutz'sche Buchhandlung zu Magdeburg als Lehrling ein. Das Bücherbedürfniß der nahrhaften Elbstadt war nicht so groß und darum der Arbeit im Geschäfte nicht so viel, daß dem leidenschaftlichen Bücherfreunde nicht Zeit geblieben wäre, auch von innen anzusehen, was der Laden Gutes bot; dazu hatte ein besonderer Glücksfall im Lager die ganzen Sortimentsreste seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in albis erhalten, die man eben jetzt zu maculiren sich entschloß. Aus diesem Raritätenlager, dessen Untergang heute jeder Antiquar und Sammler beklagen muß, stammt ein guter Theil von Raabe's Litteraturkenntniß auch auf ablegenen Gebieten, die in mancher seiner Geschichten — ich erinnere nur an „Die Gänse von Bützow“ — selbst den zünftigen Germanisten erstaunen und beschämen kann. Aber nicht bloß dergleichen geistiger Besitz für künftige Zeiten ward gesammelt, die Denkmäler der alten Stadt und die Chronik ihrer ruhm- und thränenreichen Vergangenheit ließen den

Jüngling schon jetzt den Plan zu einer größeren historischen Dichtung entwerfen, der dann freilich erst einige Jahre später in „Unseres Herrgotts Kanzlei“ ausgeführt werden sollte. Einstweilen kehrte der Zweiundzwanzigjährige nach Ablauf der Lehrzeit dem Buchhändlerberufe den Rücken und bereitete sich in Wolfenbüttel ein Jahr lang auf eigene Hand zur Universität vor. Die Gymnasialzeit hatte ihm wenigstens die Freude an den Alten nicht verdorben; auf dem Fundament der griechischen und römischen Litteratur, insbesondere der Historiker und Philosophen, in denen er noch heute trotz einem Philologen zu Hause ist, begann er jetzt die Denker und Schriftsteller der Folgezeit nach Wahl und Kräften durcharbeitend eine eigene Lebens- und Weltanschauung aufzubauen, bis er sich reif fühlte, das Studium als eingeschriebener Hörer der Philosophie und der Humaniora auf der Universität Berlin fortzusetzen.

Hier aber regte sich zugleich gebieterisch der Trieb zu eigener Production, und der schöne Erfolg seines Erstlings, neben dem schon manches Andere wie die historische Novelle „Der Student von Wittenberg“ theils vollendet, theils im Entwurfe vorlag, entschied über seine Zukunft: sein Beruf ward die Dichtung. In Wolfenbüttel, wo er sich nach beendetem Triennium wiederum niederließ, kamen in den nächsten Jahren in rascher Folge eine ganze Reihe neuer Ansätze zu Frucht und Reife: zuerst die liebe jugendgrüne, aber auch heute noch im Kerne jugendfrische Erzählung „Ein Frühling“ (1857); dann das ähnlich der großstädtischen Sperlingsgasse in allen Humoren spielende Kleinstadtidyll „Die Kinder von Finkenrode“ (1859); weiter die Harzgeschichte in Briefen „Nach dem großen Kriege“ (1861), deren phantastische Romantik in einem herbkräftigen patriotischen Empfinden den nöthigen Rückhalt hat, um auch die nüchterneren Kinder des neuen Reichs noch zu erbauen. Es folgen die beiden historischen Romane „Der heilige Born“ (1861), eine Geschichte zwischen Pyrmont und Holzminden, aus zwei Seiten der Bünting'schen Chronik erwachsen, und der andere, schon früher erwähnte „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (1862), darin die heldenmüthige Gegenwehr Magdeburgs gegen die Armee des Interims 1550 in den frischen, leuchtenden Farben der alten deutschen Meister abgeschildert ist. Nebenher entstanden die kleineren Novellen und Skizzen, die in den beiden Sammlungen „Halb Mähr, halb mehr“ (1859) und „Verworrenes Leben“ (1862) vereinigt sind, meist historischen Inhalts, auf dem Boden der Heimath oder in der Nachbarschaft spielend, und gerade darunter Perlen, wie „Lorenz Scheibenhard“ und „der Junker von Denow“. Im Jahre 1859 entdeckte der mit naiver Leichtigkeit schaffende Romancier und Novellist, daß ihm die Versader nicht minder als die der Prosa strömte, und in kurzer Frist wuchs ihm ein ganzes Buch voll lyrischer Poesien zu. Zwei längere Gedichte erschienen in „Westermann's Monatsheften“, andere unter den Skizzen in „Halb Mähr, halb mehr“, eine weit größere Zahl demnächst in den Romanen des folgenden Jahrzehnts verstreut, wunderschöne Sachen dabei, wie der Liedercyclus in den „Leuten aus den Walde“: „Es war ein Schiff aus Portugal . . .“ und die herrlichen freien Rhythmen im „Hungerpastor“ und im „Drämling“.

Auf einer in demselben Jahre unternommenen längeren Reise durch Süddeutschland und Oesterreich, die über die Alpen nach Italien hinein auszudehnen ihn der Ausbruch des Krieges um die Lombardei verhinderte, fand er ein besonderes Gefallen an dem guten Lande Schwaben und zumal an der württembergischen Hauptstadt, die eben damals als eine der beiden Centralen des deutschen Verlagsbuchhandels und Heimstätte zahlreicher Dichter und Litteraten einem jungen Schriftsteller mannigfache Anregungen und Vortheile zu bieten hatte. Als daher unser Freund im Jahre 1862, gestützt auf den Ertrag und Erfolg von „Unseres Herrgotts Kanzlei“, daran denken konnte, sich einen eigenen Herd zu gründen, übersiedelte er mit seinem jungen Eheglück dorthin und ward für acht Jahre ein Bürger von Stuttgart. Es waren Jahre rührigsten Schaffens aus der Fülle und Tiefe im Kreise der aufblühenden Familie, im Verkehr mit lieben geistvollen Genossen: von Aelteren traten ihm besonders Edmund Hoefer, Moritz Hartmann, J. G. Fischer, der Danteübersetzer Notter und der Romandichter Otto Müller, von Jüngeren Wilhelm Jensen in herzlicher Freundschaft nahe; der Künstlerverein mit Hackländer, Theobald Kerner, dem unstäten Leuthold und vielen anderen großen und kleinen Namen bildete den weiteren Kreis. Von der Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit in diesen entscheidenden Jahren zwischen Dreißig und Vierzig legen vor allem die vier großen Romane Zeugniß ab, die er in Stuttgart vollendete: „Die Leute aus dem Walde“ (1863), „Der Hungerpastor“ (1864), „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“ (1867) und „Der Schüdderump“ (1870). Die „Leute aus dem Walde“ müssen nach der ganzen Anlage, nach Geist und Form als die abschließende Dichtung von Raabe's erster Periode bezeichnet werden. Manches weist natürlich schon darüber hinaus und in die Zukunft, die beiden Fundamentalsätze der Erziehung des Helden „Sieh nach den Sternen!“ und „Gieb acht auf die Gasse!“ könnten sogar als Motto für Raabe's gesammtes Schaffen gelten. Aber das Kunstwerk als solches trägt noch nicht den vollen Stempel seiner Eigenart, noch hat er darin den ihm ganz eigenthümlichen Stil — das Wort im umfassendsten Sinne verstanden — nicht gefunden, der dann mit jeder Stufe bewußter ausgeprägt die drei folgenden Werke zu ebensoviel Meisterleistungen nicht bloß seiner, sondern der deutschen Romandichtung überhaupt macht. Durch den Schlußsatz des „Schüdderump“: „Es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkilande und im Schatten des Mondgebirges, bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges“ — durch diesen Satz hat Raabe die drei Dichtungen zu einer idealen Einheit zusammengefaßt, und man hat sie danach wohl vielfach als eine Roman-Trilogie bezeichnet. Diese Bezeichnung ist aber irrig und führt irre, wenn man

damit, wie u. a. Raabe's redlichster und tiefgründigster Interpret Paul Gerber [1]) es thut, die Vorstellung verbindet, als habe der Dichter sie von vornherein als ein Ganzes, ein in sich geschlossenes Weltbild geplant und ausgeführt. Dies ist nicht blos thatsächlich nicht der Fall, sondern auch psychologisch eine Unmöglichkeit: mit dem „Schüdderump" im Kopfe hätte der Dichter den „Hungerpastor" nicht schreiben können. Der bescheidene Held dieses kernfröhlichen Buches überwindet durch sittliche Kraft unter gnädiger Führung auch äußerlich die Welt, und sein Sieg gilt als typisch: „Gieb deine Waffen weiter, Hans Unwirsch!" Im „Abu Telfan" steht die Waage ein oder schwankt vielmehr schon nach der anderen Seite hinüber, dem Motto aus dem Koran entsprechend: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach Mohamed, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen". Der Leser, der mit dem hartgeschmiedeten Gesellen aus dem Mohrenlande einen Weg sucht, sich in die Welt und mit ihr abzufinden, sei es durch That, sei es durch Resignation, sieht sich am Schluß, was den Werth des Lebens angeht, einem großen Fragezeichen gegenüber: es erscheint mehr als zweifelhaft, ob der traumbefangene Schneider Täuberich-Pascha nicht beneidenswerth ist im Vergleich zu all den Gestalten des Buches, die mit sehenden Augen in das Weltgefängniß eingeschlossen sind. Vollends der „Schüdderump" spricht es mit grausamer Klarheit aus, daß der äußere Sieg dem Niedern, Gemeinen, Schlechten in der Welt als dem Mächtigen gehört und Bosheit und Schwäche zusammenwirkend ewig so „das Loos des Schönen auf der Erde" sich erfüllen lassen. So bilden die drei Romane zunächst nur für den Dichter selber eine Einheit in dem Sinne, daß sie, wie er nachträglich inne wird, die Stationen seines Weges der Erkenntniß bezeichnen von der freudigen Bejahung des Lebens trotz all seiner Schmerzen und Leiden durch den wachsenden Zweifel zur reinschmerzlichen Verneinung; sie können aber auch für den Leser eine Einheit werden, wenn sie ihn auf demselben „langen und mühseligen Wege" führen oder begleiten. Was Raabe den Weg gehen und an das nicht gesuchte Ziel gelangen ließ, war zu einem Theil wohl die wachsende Lebenserfahrung im Mannesalter, zum anderen aber und für die Entscheidung entscheidend der zunächst übermächtige Einfluß, den das Studium Schopenhauer's von 1868 ab auf ihn übte. Er hatte den Propheten des Pessimismus und — des Mitleids zuerst einige Jahre früher aus den Lindner-Frauenstädtschen „Memorabilien" oberflächlich kennen gelernt und damals bereits die Empfindung gehabt, in ihm den systematischen Denker gefunden zu haben, der seiner Dichternatur am gemäßesten sei. Und in der That berührt er sich unbewußt auch schon in seinen Jugendwerken vielfach so nahe mit den ethischen Grundanschauungen des Weisen von Frankfurt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn Paul Gerber ihn von vornherein als fertigen Philosophen Schopenhauerscher Schule beginnen läßt. Dennoch hat er in Wahrheit, wie schon gesagt, erst während der Arbeit am „Schüdderump" sich in die eigenen Werke des Alten versenkt und dabei, ohne sich je theoretisch ihm gefangen zu geben, doch eine Zeit lang dem überwältigenden Zauber dieser obenein dichterisch concipirten und bezwingend vorgetragenen Weltanschauung soweit nachgegeben, daß jener gleichzeitig entstandene Roman unter dem Zeichen eines bedrückenden Weltleides steht. Auch in den Werken der folgenden Jahrzehnte, seiner dritten Periode, die ihn andauernd und heute noch auf der in den drei Romanen erklommenen Höhe des Dichtens und Denkens zeigt, klingt noch oft genug vernehmlich ein Schopenhauerscher Grundton durch, doch nicht mehr als Dominante, wie im „Schüdderump". Vielmehr sehen wir den Dichter auch seinem Lieblingsphilosophen gegenüber je länger je mehr seine volle Selbständigkeit und Unbefangenheit wieder gewinnen. Da ist es nicht mehr „untröstlich allerwärts": es mehren sich die kräftigen, im besten Sinne für den Leser erbaulichen Helden und Heldinnen, die mit dem Kernwort im Herzen „Es lebe, wer sich tapfer hält!" der Welt entgegentreten und sie bestehen; wieder verknüpft sich mit dem inneren Triumphe des Edeln über das Gemeine, den der Dichter ja auch der armen Antonie Häusler im „Schüdderump" gelassen hatte, oft genug auch der äußere Sieg, und neben und über allen Wolken und Nebeln, allen Stürmen und Wettern des Lebens behauptet der Sonnenschein wieder sein Recht. Ich werde an einer späteren Stelle hierauf noch näher einzugehen haben, für jetzt galt es nur, Marksteine zu setzen, und ich wende mich zu dem Stuttgarter Leben und Schaffen unseres Freundes zurück. Außer jenen großen Romanen zeitigten die sechziger Jahre noch eine eigenartig eingekleidete Erzählung „Drei Federn" (1865) — sie enthält nebenbei bemerkt die einzige Reincultur und Incarnation der Gemeinheit, den einzigen bloß „schlechten Kerl", den Raabe gezeichnet hat, Pinnemann heißt der Unhold — und zwei Sammlungen von Novellen und Skizzen, „Ferne Stimmen" (1865), darin die von Heyse für den deutschen Novellenschatz nicht glücklich, weil wenig charakteristisch ausgewählte, sonst vortreffliche Novelle „Das letzte Recht", und „Der Regenbogen". Diese letzteren sieben Geschichten tragen wahrlich ihren Namen mit Recht, denn nirgendwo vielleicht spielt Raabe's Kunst und Humor in so mannigfaltig wechselnden Farben, zeigt sich der Reichthum seiner erfindenden Phantasie und seine unfehlbare Sicherheit, für die verschiedenartigsten Stoffe immer die ihnen gemäße Darstellungsform zu treffen, so glänzend, wie in diesem Novellenbuche, das eben darum in unserer Litteratur nicht seines Gleichen hat.

Inzwischen hatte Raabe's Stuttgarter Lebensbehagen durch die Ereignisse des Jahres 1866 einen schweren Stoß bekommen. Wilhelm Jensen hat vor Kurzem sehr launig darüber berichtet, wie die beiden jüngeren Norddeutschen der Schriftstellerkolonie, die aus ihren Sympathien für ein neues Deutschland unter Preußens Führung nie einen Hehl gemacht hatten — Raabe gehörte seit lange mit ganzem Herzen dem deutschen Nationalverein an —, der Stimmung vor und der Verstimmung des Schwabenthums nach dem Siege der preußischen Waffen fröhlich trotzend gerade durchgingen

[1]) Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Von Paul Gerber, Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. (1897). VIII u. 338 S. 5 M.

und „sich tapfer hielten“. Aber bitter ist es doch, wenn einem die leidige Politik eine Thür nach der anderen schließt und man an Stelle der früheren guten Kameradschaft hier kühler Zurückhaltung, dort gröblicher Hitzköpfigkeit begegnet. Man weiß, daß der antipreußische Geist auch die folgenden Jahre im Süden übermächtig blieb, weil Niemand ahnen konnte, wie bald die Mainbrücke geschlagen werden sollte. Zu diesem wachsenden Unbehagen kam bei Raabe die allmähliche Ueberzeugung, daß er, was ihm Süddeutschland zur Erweiterung seines Gesichtskreises und inneren Ergänzung seiner Persönlichkeit hatte bieten können, sich angeeignet hatte und es nunmehr an der Zeit war, wiederum durch Berührung mit der heimischen Erde Niedersachsens den Kern seines Wesens zu stärken und da wieder einzuwurzeln, wo der Baum gewachsen war. Auch Familienrücksichten wirkten mit, und so entschloß er sich, im Sommer 1870 nach dem Norden zurückzukehren und fortan seinen dauernden Wohnsitz in Braunschweig zu nehmen. Unter allerhand Schwierigkeiten, vielfach gehemmt durch die Truppenzüge, die dem Rheine zueilten, um demnächst auf Frankreichs Boden das Kaiserthum der Hohenzollern aufzurichten, vollzog sich die Uebersiedelung.

Braunschweig ist noch nie eine Kunststadt gewesen, und bei dem wackern und bürgerlich regsamen, aber im Schaffen wie im Genießen durch schöngeistige Interessen gleich wenig beeinträchtigten Menschenschlage, der darin seit Alters zu Hause ist, hat es auch keine Aussicht dazu, je eine zu werden. Etwaige ästhetische Bedürfnisse suchen ihre Befriedigung im Theater und Concertsaal, neuerdings auch wieder mehr als früher in Ausstellungen von Werken der bildenden Kunst; der Poet aber, soweit er dem Publicum nicht durch „Mappe“ und Leihbibliothek vermittelt wird oder sei es als Classiker, sei es als Modedichter in Goldschnitt für Confirmation und Weihnachten gekauft werden muß, kommt, auch in der Schätzung, hinten nach — longo sed et ultimus intervallo. Kein Wunder, daß Raabe damals unter den 60000 und etlichen Einwohnern, wenn man etwa von Adolf Glaser, dem Redacteur der Westermann'schen Monatshefte, absieht, sich eigentlich als der einzige Schriftsteller am Orte fand, der es zugleich von innerem und von äußerem Berufe war, und betrüblich aber unleugbar, daß dem noch heute so ist, obwohl sich seitdem die Bevölkerung der Stadt verdoppelt hat. So ist er denn, während er als Mensch geistig und gemüthlich sein Genüge in der Familie und unter alten und neuen Freunden und guten Gesellen, bei der „Bauernschaft des Krähenfeldes“, den „Kleiderseller“ und den Meistern vom „Feuchten Pinsel“ zu finden wußte, als Künstler dreißig Jahre auf sich selber gestellt gewesen ohne Mitstrebende unter wenigen gelegentlich Nachstrebenden und nicht eben Vielen, die auch nur nachempfinden konnten, was er empfand und gestaltete. Dabei floß sein äußeres Leben, die Schmerzen und Freuden abgerechnet, die nur ihm und den Seinigen gehören, still und gleichmäßig dahin, kaum von anderen als gelegentlichen Familienreisen oder einer Harzwanderung unterbrochen. Wahrlich — so hoch man auch den Reichthum an Ideen und Vorstellungen anschlagen mag, den er in den ersten vierzig Jahren seines Lebens bei sich aufgehäuft, und soviel eine nie aussetzende Lektüre, immer mehr auf das Alte und Ewige, als auf das jeweilig Moderne gerichtet, an Ertrag und Anregung ihm hat gewähren können, bewundernswürdig ist es doch, daß er nun dreißig Jahre davon münzt und immer noch Gold mit einem unausgeschliffenen Stempel, der nur ihm eignet. Ich sage aber bewundernswürdig, nicht wunderbar; denn Gottfried Keller hat Recht, wenn er einmal dem „Hin- und Herrutschen“ und „Studienmachen“ der (damals, 1860!) Modernen, bei dem nichts Rechtes herauskomme und nur „das Anschauungsvermögen verzettelt werde“, die still und seßhaft aus der eigenen Tiefe schaffende Natur des großen Dichters gegenüberstellt, eines Schiller, der „Jahre lang nicht dazu kam, die alte Mutter zu sehen, die im nächsten deutschen Ländchen wohnte, und dennoch Welt und Leben mit einer so sichern Ahnung, mit einem Hellsehen erfaßte, wovon der, so die Nase unmittelbar in Alles stecken muß, seinerseits keine Ahnung hat“. Freilich, um so in der ewigen Dasselbigkeit der vier Wände im Stande zu sein, „von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen“, dazu gehört eben, daß man — auch Einer ist! Und umgekehrt, wer es vermag, der ist Einer, einer von den Großen, und es giebt keinen bündigeren äußeren Beweis innerer Größe eines Dichters, als diesen. Raabe's Schaffen ist zwischen Vierzig und Siebzig allgemach langsamer geworden, als in den Dreißigen, es hat auch wohl einmal ein Jahr gestockt, aber seine Ziele und seine Leistungen stehen heute so hoch, wie nur zu irgend einer Zeit, ja, wer die Ernte des letzten Jahrzehnts überschaut, der kann wohl zweifelhaft werden, ob nicht dieser Firnewein an Blume, Kraft und reifer Süße manchen früheren Jahrgang, vom Jugendmost zu schweigen, eher übertrifft.

Das erste Buch, das der Dichter nach seiner Heimkehr dem „Schüdderump“ hatte folgen lassen, war der höchst muntere „Dräumling“ (1872), die Geschichte des Schillerfestes zu Paddenau und wie der Firma Knackstert Wittwe und Sohn und dem grämelnden Tieck'schen Hofrath Mühlenhoff zum Trotz des Letzteren Töchterlein Wulfhilde dem Rector Fischarth zum Siege über die Philister half und dafür den Sumpfmaler Haeseler zum Manne bekam. Es folgte das Novellenbuch „Deutscher Mondschein“ (1873), darin „Des Reiches Krone“, selbst die Krone von Raabe's mittelalterlichen Historien. Im „Christoph Pechlin“ (1873) entpuppt sich der Held einer grotesken „internationalen Liebesgeschichte“ als echter Schwabe von Gottes Gnaden mit aller Naivetät, Grobheit und Güte seines Stammes; sein Hintermann dagegen, der weise „Meister Autor“ (1874), ist ein rechter Niedersachse, am Elm zu Hause, und die aus bunter Wirklichkeit und Ahnung des tiefsten Zusammenhanges der Dinge wundersam gemischten „Geschichten vom versunkenen Garten“, die er mit erleben muß, spielen in einer Heckenstraße und einem Beguinenhofe Braunschweigs. Das nächste Jahr ließ den „Horacker“ (1876), dies lachende Sonntagskind eines goldenen Humors, reifen

— auch rein technisch in der Composition ein Meisterstück. In dunklere Farben ist die Mehrzahl der „Krähenfelder Geschichten“ (1879) gekleidet, namentlich die später auch als tausendstes Bändchen Reclam erschienene Erzählung „Zum wilden Mann“ wetteifert an grausamer Herbheit mit dem „Schüdderump“, und etwas, das jäher erschütterte als die eine Sommerfrischenstimmung durchbrechende Katastrophe in „Frau Salome“ kann man selbst bei unserem Dichter, der wie das Leben solche Contraste liebt, lange suchen; hart daneben steht dann wieder die tolle „Hochsommergeschichte“ „Vom alten Proteus“, die krauseste Arabeske, die je ein deutscher Dichter seit der Romantik zu seinem Vergnügen und zur starren Verwunderung seiner Leser an den Rand gezeichnet hat; von den beiden Historien der dreibändigen Sammlung hat „Die Innerste“ zweifellos den Preis, eine Vorharzgeschichte aus der Zeit des siebenjährigen Krieges von wunderbarem Stimmungsgehalt und ganz eigenem dämonischen Reize. Ueber den tragikomischen Sammelwütherich „Wunnigel“ (1879) im Hausmuseum Weylandt und über den Kreis der schlichten und getreuen Nothhelfer daheim im großen Jahre 70, die uns im „Deutschen Adel“ (1880) nahetreten, führt unser Weg wieder zu einem Hauptstücke Raabe'scher Dichtung, den „Alten Nestern“ (1880): das Jugendidyll, das diesen Roman einleitet, auf Schloß Werden, am Weserufer und drüben auf dem Steinhofe ist wie mit dem Grün und Gold eines durchsonnten Frühlingswaldes überleuchtet, und als es sich auflöst, hält vor allen Andern die Prachtgestalt des Vetters Just Everstein uns fest, eines der tapfersten jener weltüberwindenden Selbsthumoristen, die unser Humorist so gern bald zu Trägern, bald zum Chorus der Handlung macht. Anders, doch nicht minder heldenhaft in dem Sinne, daß das echte Heldenthum, wie die Schönheit und das wahre Glück, „auf leisen Sohlen wandelt“, ist Frau Rittmeister Grünhage, die Kerngestalt im „Horn von Wanza“ (1881), Herrin ihres Geschickes geworden und nebenher die Herrin des wundervollen Philisternestes, das den Rahmen zu ihrem Bilde giebt. Auch in „Fabian und Sebastian“ (1882) gilt es eine düstere Vergangenheit zu überwinden, diesmal geschieht es im Geiste und Stile Iphigenien's: Alle irdischen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit. Kam hier das Kind Constanze von jenseits des Meeres, um alte Schuld im Stammhause zu lösen, so verwirrt im nächsten Buche „Prinzessin Fisch“ (1883), eine exotische Donna, die mit anderem fremden Volke sich in einem zum Curort aufsteigenden Gebirgsdorfe niederläßt, als Märchenheldin schwärmerischer Knabenträume eine Weile Sinn und Phantasie des jugendlichen Helden, den wir schließlich über den Unwerth seines Idols aufgeklärt „an der Schwelle“ des Lebens verlassen. Aber nicht immer hat die aufdringliche Außenwelt dem Idyll gegenüber Unrecht: in der „Villa Schönow“ (1885) erscheinen vielmehr der Berliner Schieferdeckermeister und seine philosophische Jugendfreundin Julie ihrerseits als Vertreter echten Menschenthums „edel, hülfreich und gut“ gegenüber den scheinbiedern, engherzigen Provinzialen in und um „Dähmel's Ecke“. Vergangenheit und Gegenwart anfangs wie traumhaft ineinandergewoben, dann scharf und kontrastreich einander gegenübergestellt, ohne daß doch jene intime Stimmung sich verflüchtigte — so erzählt das „Sommerferienheft“ „Pfisters Mühle“ (1885) von den Menschen und Schicksalen, welche mit dieser einst so heimeligen Heimstätte verknüpft waren, die nun zum Abbruch bestimmt, um einer Fabrik Platz zu machen, dem Sohn des Hauses und seiner jungen Frau ein erstes und letztes Mal ein Ferienobdach bietet. In den „Unruhigen Gästen“ (1886) nimmt der Dichter den Contrast zwischen der andringenden lauten Welt und der weltabgeschiedenen Existenz eines übrigens keineswegs idyllischen Dorfes in den Bergen noch einmal zum Vorwurf; siegreich und unverworren erhebt sich diesmal über all die unruhigen Haus- und Lebensgäste, heimische und fremde, die rührende Gestalt der Schwester Phoebe, der kein Dienst und kein Kampf zu schwer wird; zugleich klingt in diesem fromm-freien Buche die Dissonanz der Erzählung „Zum wilden Mann“ harmonisch aus. Von der Großstadtgeschichte „Im alten Eisen“ (1887), aus der kein Leser der beiden Kinder Todtenwache vergessen wird, führt der nächste Schritt, ein Sprung durch Zeit und Raum, auf „Das Odfeld“ (1888). Es ist nach einem Jahrzehnt die erste Historie wieder, wie „Die Innerste“ aus den schweren Zeitläuften des siebenjährigen Krieges: im Vordergrunde der abgedankte Schulmeister von Amelunxborn Noah Buchius, seine Quäler und seine Schützlinge, im Hintergrunde eine Schlacht des Herzogs Ferdinand, dessen menschlicher Größe hier ein unvergängliches Denkmal errichtet ist. Dagegen versetzt uns „Der Lar“ (1889) mitten ins Alltagsleben der Gegenwart zurück und läßt wieder einmal, so ernste Schatten dazwischen fallen, alle Lichter eines lachenden, ja hier und da eines verwegenen Humors über den Lebenswegen von Warnefried Kohl und Rosine Müller funkeln, die sich diesmal wirklich „kriegen“. Die „See- und Mordgeschichte“ „Stopfkuchen“ (1891) giebt die Einkleidung ab einer innern Entwicklung voll eigenster Erfahrung des Dichters, äußerlich für den Stoffleser löst sie nach langer, fast ermüdender Spannung die Frage, wer Kienbaum erschlagen hatte. „Gutmann's Reisen“ (1892) und „Kloster Lugau“ (1893), so grundverschieden in Plan und Ausführung sie sonst sind, haben den ausgesprochenen Zug kräftigen nationalen Empfindens gemein, der wie im „Deutschen Adel“ auf die Ausgleichung und Versöhnung der Stammesgegensätze hinausgeht. Der symbolische Gehalt des ersteren Buches, dessen historischen Kern die Versammlung des Nationalvereins zu Coburg 1860 bildet, tritt klar zu Tage in dem Ehebunde zwischen Nord und Süd, zu dem der abgeblitzte Freier aus Deutsch-Oesterreich schließlich auch seinen Consens giebt und gut Freund bleibt, zu allem Uebrigen spricht es auch das Motto dieser indirecten Bismarckiade, das „Michels Mutter“ in den Mund gelegt ist, aus: „Nach dreißig Jahren begreift es Keiner mehr, wie man sich hat plagen müssen, um die lieben Kleinen zusammenzubringen“. Auch in

„Kloster Lugau“ findet der Schwabe seine bessere Hälfte in der Heimath des Sachsenspiegels und wird die kleine Eva seinerseits ins Neckarthal heimführen, wenn er aus dem Decemberschlachten vor Paris die lebende Seele rettet. Sonst bereichert das Buch die Gallerie Raabe-scher Charakterköpfe um die Tante „Kenne-sie-alle“ und den ausgezeichneten Typus des akademischen Streber-thums Eckbert Scriewer. Kein Typus, ein ganz individuelles Menschenbild, von Freundeshand gezeichnet, ist der Held der „Akten des Vogelsangs“ (1895), Velten Andres. Es klingt alltäglich romanhaft, daß er sein Leben an die Verwirklichung eines Jugendtraumes setzt und zu Grunde geht, weil er „sie“ trotz Allem nicht erringt. Aber wie dieser Mensch mit dem heißen Herzen, dem harten Kopfe und der weichen Seele dazu kommt, in der Jugendliebe seinen Lebensinhalt zu finden und zu verlieren, wie er nun klaglos auf Besitz und Heimath, auf All und Jedes resignirend sich in sich selber zurückzieht und der Weisung des jungen Goethe: „Sei gefühllos, ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde!“ mit starkem Willen vergebens nachringt, bis er mitten in der menschenwimmelnden Großstadt einsam wie „auf Salas y Gomez“ stirbt — dies Alles, sich abhebend von dem normalen Familienglück des correcteren Jugendfreundes, ist so neu und geht so tief, daß ich in Raabe's Schaffen nichts darüber kenne. Endlich „Hastenbeck“ (1899) — noch einmal das Weserland im Drang des Weltkrieges von 1757, wieder ein Menschenschicksal aus der Tiefe mit den Geschicken der Großen verknüpft, aber im Sonnenschein beginnend und im Sonnenschein endend nach bitterer Winternoth, im engem Kreis doch all die Gegensätze in Leben und Dichten umfassend, die das Deutschland von damals in seinem Schooße trug, dargestellt to show what times are coming, if not — von Einem, der diesmal mit besonderer Betonung das Wort des Freiherrn von Stein als Motto voranstellt: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!“

Ich athme auf und der Leser, wenn er bis hierher gefolgt ist, mit mir — wir sind am ersten Ziele. Und ruhig will ich ihn jetzt schelten lassen: dem Einem wird des Raisonnements viel zu viel, dem Andern noch zu wenig sein, dem Alles oberflächlich und äußerlich und jenem Manches kraus und dunkel erscheinen. Hab' ich nur erreicht, was ich gewollt habe: erst einmal in einem Ueberblicke den ganzen, ob auch verwirrenden Reichthum des Füllhorns ausgeschüttet und eine Ahnung auch bei dem Fernstehenden von dem erweckt, was hier zu genießen und zu gewinnen ist, und zugleich aus all den Blüthen voll Duft und Farbe dem Meister, der sie im Laufe eines halben Jahrhunderts in seinem stillen Garten gezogen hat, einen Ehrenkranz gewunden und um sein Bild gehängt, daß sein verehrungswürdiges Haupt vor uns in dem eigensten Schmucke prange, der ihm gebührt!

Bücherschau.

Emil Krüger, Der Ursprung des Welfenhauses und seine Verzweigung in Süddeutschland. Neue, unter Zugrundelegung des bisher zugänglichen Urkunden- und sonstigen Quellenmaterials gewonnene Forschungsresultate. Mit einer Karte. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1899. XV, 586 u. XVIII S. gr. 8°. 15 M.

Das Welfenhaus reicht mit seiner Vergangenheit zurück in graue Vorzeit, die noch wenig durch sichere urkundliche Zeugnisse erhellt ist. Das hat auch schon früher die Forscherlust angereizt, aber leider hat dabei nur zu häufig die Phantasie gewaltet, wo dem forschenden Verstande der Stoff zu festem Aufbau ausging. Dadurch ist die älteste Geschichte des Geschlechts mit einer Reihe von Fabeln umwoben, an denen nicht selten auch der Schmeichelei höfischer Genealogen ihr Antheil wird zugeschrieben werden müssen. Alle aber, die in neuerer Zeit den Ursprung des Welfenhauses haben klar legen wollen, werden durch das vorliegende Buch bei Seite geschoben, dessen Verfasser, wie an umfassender Gelehrsamkeit, kritischem Scharfsinn und methodischer Beweisführung, so auch in seinen Ergebnissen alle seine Vorgänger weit hinter sich läßt. Krüger ist auf genealogischem Gebiete kein Neuling; er hat sich bereits früher durch seine Untersuchungen über den Ursprung der Zähringer, die Abstammung Heinrich's I. von den Karolingern u. A. die Anerkennung der Fachgelehrten errungen. Er besitzt neben einer sicheren Beherrschung des weitverzweigten geschichtlichen Stoffes, den nur gewaltiger Fleiß sich zu eigen machen kann, eine bewundernswerthe glückliche Combinationsgabe, die nicht ziellos in die Weite schweift, sondern durch nüchternen Verstand gehalten und geregelt wird. Es liegt in der Natur des Stoffes, den es hier zu behandeln gilt, daß nicht Alles, was dargestellt werden muß, urkundlich bewiesen werden kann. Wo eben die zusammenhängenden Zeugnisse fehlen, da ist zwischen den vereinzelten beglaubigten Nachrichten eine Verbindung herzustellen, der nicht immer unumstößliche Gewißheit, oft aus inneren Gründen nur ein höherer oder geringerer Grad von Wahrscheinlichkeit zuzusprechen ist. Dieser Schwierigkeiten ist sich der Verfasser stets bewußt geblieben. Er rechnet mitunter ganz offen nur mit Wahrscheinlichkeiten, aber die Gründe, die er für seine Ansichten anführt, sind wohlüberlegt und von innerem Halt. Wohl möglich, daß ein neuer litterarischer Fund in dem Bau, den er gezimmert, das eine oder andere Gebälk beseitigen oder verrücken wird. Das würden wir als einen weiteren Fortschritt ebenso freudig begrüßen, wie jetzt jenen Bau selbst, den er sicher begründet und wohlgefugt vor uns hat erstehen lassen.

Neben den genealogischen Angaben der Urkunden, Geschichtsschreiber, Nekrologien u. s. w. hat Krüger unter sorgsamer Berücksichtigung der allgemeinen politischen Verhältnisse hauptsächlich zwei Momente für Aufstellung seiner Genealogien benutzt: die Namen, bei denen im Mittelalter die meisten Fürstenhäuser einer gewissen Ueberlieferung folgten, und den Grundbesitz, der bei seiner Beharrlichkeit sichere Rückschlüsse auf ver-

gangene Zeiten gestattet. So sind dem Welfenhause die Namen Welf und Wolf eigenthümlich, die neben einander allein oder in den Zusammensetzungen Welfhart, Wolfhart, Welfrat, Wolfrat u. s. w. erscheinen. Die urkundlich älteste Form ist Welpo, die im Jahre 760 begegnet. Nach Krüger hat kein anderes Fürstenhaus der Zeit dieses Namens sich bedient. Es würde uns hier viel zu weit führen, seine Erörterungen im Einzelnen zu verfolgen. Wir müssen uns damit begnügen, die Ergebnisse seiner Arbeit kurz vorzuführen.

Die ersten sicheren Mitglieder des Geschlechts begegnen in einer Urkunde vom 8. August 760: Richbald oder Beno und sein verstorbener Bruder Welpo. Von ihnen stammen die älteren deutschen Welfen ab, deren Mannsstamm im Jahre 1055 mit Herzog Welf IX. von Kärnthen erlosch. Für diese stellt Krüger im ersten Abschnitte seines Buches (S 1—155) eine neue lückenlose, kritisch gesichtete und mehrfach ergänzte Genealogie auf, die mit allen urkundlichen Angaben in vollem Einklange steht. Er hält die Welfen für ein ursprünglich fränkisches Geschlecht, das um 750 von Pipin nach der endgültigen Unterwerfung von Alemanien dorthin verpflanzt und mit confiscirtem Fiscalbesitz reichlich ausgestattet wurde, und sieht ihre Urheimath an der oberen Saar, Mosel und Maas. In gleicher Weise denkt er sich später den Uebergang einiger Mitglieder des Geschlechts nach Bayern und erklärt er ihren dortigen Güterbesitz. Das mächtige Geschlecht der Alaholfinger bringt er schon in der frühesten Zeit mit den Welfen in Geschlechtsgemeinschaft.

Gleichzeitig wie zu dem Hause der Welfen hatte Krüger das Material zur ältesten Geschichte des Hauses Württemberg gesammelt. Er gewann hier immer mehr die Ueberzeugung, daß die Vermuthung Stälin's, die Württemberger seien ein Seitenzweig der Grafen von Veringen, sich bestätige, und mußte nun auch diese in den Bereich seiner Forschungen ziehen. Das mächtige Haus der Veringer trat 972 mit Wolferat I. ganz plötzlich in die Geschichte ein. Die Untersuchung über diese auffällige Erscheinung weckte in dem Verfasser den Gedanken, daß die Veringer den Seitenzweig eines anderen angesehenen Fürstenhauses bildeten. Dieses glaubt er nun in dem Hause der Welfen gefunden zu haben. Die Nähe ihrer ältesten Stammsitze, — Alshausen für die Veringer, Altorf-Weingarten für die Welfen —, die Familiennamen, ihre Besitzungen machten ihm diese Verwandtschaft immer mehr zur Gewißheit. Diesen Verhältnissen ist zunächst der zweite Abschnitt des Buches gewidmet, in dem die Anfänge der Grafen von Alshausen-Veringen, ihre Stammeseinheit und ihr Geschlechtszusammenhang mit dem Hause der Welfen, die Stammeseinheit der Grafen von Württemberg mit den Grafen von Veringen und mit den Welfen behandelt und ein Ueberblick über die ältesten Besitzungen der drei Geschlechter gegeben wird. Im dritten Abschnitte (S. 229—429) verfolgt er dann die Anfänge des Hauses Württemberg, seinen Geschlechtszusammenhang mit den Grafen von Veringen und seine Genealogie bis auf Everhard I. († 1325) von Württemberg. Der vierte Abschnitt enthält für viele Behauptungen der früheren Theile die sichere Grundlage, eine mühsam gearbeitete, vergleichende, nach Gauen geordnete Zusammenstellung der sämmtlichen ältesten Besitzungen der vier von gemeinschaftlichem Urstamme ausgehenden Linien, der Alaholfinger, Welfen, Veringer und Württemberger. Den hohen Werth, der von fachkundiger Seite auf diese Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Württemberg gelegt wird, können wir schon daraus ermessen, daß die Württembergische Commission für Landesgeschichte diesen Abschnitt des Buches in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte“ (N. F. VIII. Jahrg. 1899) mit Genehmigung des Verfassers vollständig zum Abdrucke gebracht hat. Im fünften und letzten Abschnitte legt Krüger die Genealogie des aus Bayern nach Italien verpflanzten Hauses der Markgrafen von Tuscien (Este) dar, von dem Albert Ezzo II. Cuniza, die Erbtochter der älteren deutschen Welfen, heirathete und den jüngeren deutschen Welfenstamm begründete. Er war der Großvater Herzog Heinrich's des Schwarzen, durch den das Geschlecht zuerst in Niedersachsen festen Fuß faßte, wo es wieder durch Heinrich's Enkel, Herzog Heinrich den Löwen, zu höchster Machtentfaltung gelangte. Für dieses Haus Este in Italien hatte schon der Bearbeiter der Origines Guelficae Abkunft aus dem alten deutschen Welfenstamme behauptet, ohne einen Beweis dafür erbringen zu können. Krüger verwirft diese Genealogie, zeigt aber in eingehender Untersuchung, die sich wieder besonders auf die Nachbarschaft der Besitzungen und die Uebereinstimmung der Namen stützt, wie auf andere Weise dieser Zusammenhang bestanden haben könne. Doch drückt er sich vorsichtig aus und spricht hier nur von der „möglichen Herkunft“ des Hauses Este.

Die Darstellung des Verfassers ist klar und gefällig; durch zahlreiche theils in den Text eingestreute, theils daneben gegebene Stammbäume werden die genealogischen Ausführungen stets auf das Beste veranschaulicht. Am Schlusse wird das Ergebniß der Arbeit in 18 Stammtafeln vorgeführt, auf denen jedoch jede nicht ausdrücklich beglaubigte, sondern nur vermuthete genealogische Annahme mit einem Fragezeichen gekennzeichnet wird. Den Grundbesitz der Welfen, Alaholfinger, Veringer und Württemberger, sowie einzelner Zweige von ihnen stellt auf das Uebersichtlichste eine Karte dar, auf der mit neun verschiedenen Linien oder Farben die Besitzungen der einzelnen Familien auseinander gehalten werden und ihr Zusammenhang deutlich zu überschauen ist. Druck und Ausstattung des Buches sind nur zu loben. Nur einen Wunsch hätten wir noch zu äußern: die Inhaltsübersicht hätte, zumal da ein Register fehlt, etwas ausführlicher sein können.

Der Verfasser hat sein Werk ohne Nebenabsicht nur aus wissenschaftlichem Interesse geschrieben. Man merkt dieser wie früheren Arbeiten des Verfassers unwillkürlich an, mit welchem inneren Vergnügen er gerade dieses oft dürre und steinige Feld der Geschichtswissenschaft beackert Um so wohlthuender berühren am Schlusse des Vorworts die einfachen Worte des Verfassers, es erfülle ihn als geborenen Hannoveraner mit ganz besonderer Freude, daß er in dieser Arbeit zugleich zur

Aufhellung und Feststellung der ältesten Geschichte des Welfenhauses, des unvergessenen Fürstenhauses seiner Heimath, habe beitragen können. Wir werden ihm diese Freude in vollem Maße nachfühlen, ihm dankbar sein, daß er über die älteste Geschichte unseres Herzoghauses so viel Licht verbreitet, und das Buch mit dem Wunsche aus der Hand legen, daß nach dieser langen stolzen Vergangenheit dem uralten Geschlechte eine weite glückliche Zukunft beschieden sein möge.

Gustav Milchsack, Gutenberg, sein Leben und seine Erfindung. Rede bei der Gutenbergfeier des braunschweigischen Buchdrucker-Vereins gehalten. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1900. VII u. 32 S. 8⁰. — ℳ 75.

Die fünfhundertjährige Wiederkehr von Johann Gutenberg's Geburtstage, den man bei Ermangelung von sicheren urkundlichen Nachrichten auf den 24. Juni 1400 zu setzen pflegt, hat außer in Mainz, seiner Vaterstadt, auch in vielen anderen deutschen Städten würdige Gedächtnißfeiern und zugleich auch das Erscheinen zahlreicher Schriften über Gutenberg und sein Werk veranlaßt. Zu diesen gehört auch das vorliegende Büchlein, in dem mit beredten Worten die weltbewegende Bedentung der Erfindung der Buchdruckerkunst gezeigt und dann in klarer, anschaulicher Weise das schicksalschwere Leben und das hervorragende Wirken des genialen Mannes dargestellt wird. Der Verfasser hat die neueste einschlagende Litteratur, über deren wichtigste Werke er im Vorworte kurz orientiert, gründlich zu Rathe gezogen, dabei aber eine selbständige Auffassung sich durchaus bewahrt. Wir können die Arbeit allen denen auf das Beste empfehlen, die angenehm und zuverlässig sich über Gutenberg und seine Erfindung unterrichten wollen. Zum Beweise, daß Druck und Ausstattung des Büchleins der Gelegenheit, bei der es erscheint, würdig ist, genügt wohl die Mittheilung, daß es in der Officin von Friedr. Vieweg und Sohn gedruckt worden ist.

Paul Tschackert, Antonius Corvinus Leben und Schriften. Hannover und Leipzig, Hahn 1900. VII u. 237 S. 8⁰. 4 ℳ 50 ₰.

Paul Tschackert, Briefwechsel des Antonius Corvinus. Nebst einigen Beilagen gesammelt und herausgegeben. Hann. u. Leipz., Hahn 1900. XIV u. 318 S. 8⁰. 6 ℳ 50.

A. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgeg. vom Historischen Verein für Niedersachsen. B. III und IV.

Die beiden Schriften bilden ein Ganzes und ergänzen sich gegenseitig. Der Briefwechsel giebt die quellenmäßige Grundlage für das Leben des Corvinus, in diesem wird wieder der erklärende Commentar für die Briefe u. s. w. geliefert. Sie sind in dieser Verbindung ein wichtiger Beitrag für die Geschichte, insbesondere die Kirchengeschichte Niedersachsens, bei der Stellung aber, die Corvinus einnahm, zugleich für die deutsche Reformation überhaupt. Denn der Verfasser schätzt die Bedeutung des Mannes wohl richtig ein, wenn er ihn nach Luther und Melanchthon neben Bugenhagen stellt. Dennoch waren bislang nur skizzenhafte und fragmentarische Arbeiten über ihn erschienen. Um so willkommener ist jetzt das vorliegende Werk, das nicht nur eine reiche Fülle unbekannten Materiales neu erschließt, sondern auch eine Darstellung vom Leben und Wirken des Reformators giebt, die von jedem Gebildeten mit Vergnügen gelesen werden wird, und dabei den strengen Anforderungen der Wissenschaft in jeder Weise Genüge leistet. Sie füllt in dankenswerthester Weise eine wirkliche Lücke unserer heimischen Litteratur aus.

Antonius Corvinus war ein Westfale, in dem Städtchen Warburg im Bisthume Paderborn 1501 geboren. Er war in seiner Jugend Mönch im Kloster Riddagshausen, aus dem er aber wegen Hinneigung zu der evangelischen Lehre von dem streng katholisch gesinnten Abte im Jahre 1523 oder 1524 „wie ein lutherischer Bube“ verjagt wurde. Er weilte dann in Braunschweig, später in Hessen, bis er 1528 als evangelischer Prediger nach Goslar kam. Schon ein Jahr darauf wurde er Pfarrer in Witzenhausen und hat dann als gelehrter Theologe in hessischen Diensten eine hervorragende Rolle gespielt. Noch weit bedeutsamer aber wurde seine Thätigkeit im Fürstenthume Kalenberg-Göttingen, wohin er 1542 als Berather der Herzogin Elisabeth, Herzog Erich's I. zu Braunschweig und Lüneburg Wittwe und Vormünderin ihres Sohnes Erich, gekommen ist. Hier ist durch ihn die Reformation durchgeführt worden und die ganze dortige Kirchenorganisation ist als sein Werk zu betrachten. Ebenso ist er der Reformator der Grafschaft Lippe geworden und auch auf die Reformation von Braunschweig-Wolfenbüttel und dem Bisthume Hildesheim ist seine Wirksamkeit 1542 von Einfluß gewesen. Auch als Mann von Charakter hat er sich trefflich bewährt. Als Elisabeth's Sohn, Erich II., den Katholicismus in seinen Landen wiederherstellen wollte, hat er mannhaft für seine lutherische Ueberzeugung gestritten und gelitten. Mehrere Jahre (1549—52) brachte er in Gefangenschaft zu. Als er im November 1552 daraus befreit wurde, hat er ein neues Amt, das ihm Elisabeth im Hennebergischen verschafft hatte, nicht mehr antreten können; er ist schon am 5. April 1553 in Hannover gestorben. Ueber alle diese Verhältnisse giebt uns Tschackert's Buch ausführliche Auskunft. Zugleich würdigt er Corvinus' ausgedehnte und tiefgreifende Thätigkeit als Schriftsteller. Er verfaßte über 70 Schriften. Tschackert ordnet sie in folgende Gruppen: 1. Kirchenordnungen und verwandte Schriften, 2. praktisch-theologisch und erbauliche Schriften, unter denen besonders die oft gedruckte und vielfach übersetzte „Postille“ zu nennen ist, 3. dogmatische und 4. pädagogisch-didactische Bücher, 5. Gedichte (ein bislang ungedrucktes: „ein kurtz christlich Bedencken unde Bekentnis aufs Interim, gesangesweise gestellet“ theilt T. S. 234 bis 246 im „Briefwechsel“ mit), 6. Schriften zur Geschichte der Zeit, 7. Briefe und 8. Uebersetzungen.

Die Herausgabe der Briefe beschränkt sich auf die handschriftlich neu aufgefundenen, sonst auf die wichtigsten und an ganz entlegenen Stellen gedruckten; die übrigen sind nur regestirt. Zur Erklärung ist hier Alles in wünschenswerthester Weise geschehen und auch sonst die Benutzung beider Bände durch treffliche Register erleichtert worden.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 7. October **1900.**

[Nachdruck verboten.]

Erinnerungen eines Braunschweigers aus dem siebenjährigen Kriege.

Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgetheilt
von W. Wagner.

Nachfolgende Mittheilungen entstammen dem Tagebuche des Chirurgus Julius Friedrich Wasmus, welches mir von seinem Enkel, Herrn Rentner Emil Wasmus in Braunschweig, gütigst zur Verfügung gestellt ist.

J. F. Wasmus wurde 1739 in Lichtenberg geboren und kam nach seiner Confirmation 1752 auf die große Schule in Wolfenbüttel. Als der Vater, Amtsvoigt beim fürstlichen Amte in Lichtenberg, 1754 gestorben war, wurde Wasmus, nach Vereinbarung eines Honorars von 100 ₰ für drei Lehrjahre, zum Stadtchirurg Dreyer in Wolfenbüttel in die Lehre geschickt. Schon nach 2½ Jahren aber, Ostern 1757, wurde er „losgesprochen“ und bestand bei dem Stadtphysikus Dr Kortum eine vorgeschriebene Prüfung.

Das Tagebuch, das Wasmus über die Zeit des 7jährigen Krieges niedergeschrieben hat, umfaßt etwa 30 eng beschriebene Quartseiten. Aus einer Stelle desselben ist mit Sicherheit zu entnehmen, daß er seine Aufzeichnungen zunächst in unmittelbarem Anschlusse an die jeweiligen Ereignisse gemacht und sie dann in nachfolgender, ruhigerer Zeit sorgsam ausgearbeitet hat.

Nach kurzer Erwähnung der Schlacht bei Hastenbeck, in der am 26. Juli 1757 die zumeist aus Hannoveranern, Hessen und Braunschweigern bestehende Armee des Herzogs von Cumberland von den Franzosen besiegt wurde, schildert W. in breiter Erzählung die üblen Folgen, welche aus dieser Niederlage auch unserm Lande erwuchsen. Die Sieger nahmen im August 1757 Besitz von Braunschweig und Wolfenbüttel. Die erste Besatzung Wolfenbüttels bestand nach W's. Angabe aus dem schweren Cavallerieregimente Berry, dem Infanterieregimente Poitou und einem Detachement von etwa 60 Kanonieren. Beim Einmarsche kamen zunächst zwei Grenadiercompagnien, dann feuerten die französischen Kanoniere auf dem Walle am Herzogthore 5 Kanonen ab, und sogleich folgte nun die Infanterie mit der Cavallerie, die auf dem Schloßplatze aufmarschirten. Die Grenadiere lösten die Schloßwache und auch die vom Garnisonregimente bestellten Thorwachen ab, welche vor das Zeughaus ziehen und Ober- und Untergewehr abliefern mußten, dann aber hingehen konnten wohin sie wollten. Drei der unter Commando des Capitain Winterschmidt stehenden Wolfenbüttelschen Kanoniere mußten die Thorschlüssel dem französischen Commandanten Monsieur de Voye auf dem Schloßplatze überreichen. Die französischen Kanoniere aber besetzten dann das Zeughaus, wohin die Besatzung Wolfenbüttels ihre Waffen einzuliefern befehligt war. Auch die gesammte Bürgerschaft hatte alle Schieß- und Seitengewehre dort niederlegen müssen, und Niemand durfte sich bewaffnet in der Stadt sehen lassen. Jeder Wirth mußte den einquartierten Soldaten am ersten Tage Essen und Trinken reichen, war aber in der Folge nur zur Verabreichung von Holz, Licht, Salz und Kochgeschirr verpflichtet.

„Jeder Einwohner hatte anfangs eine große Furcht für die Franzosen, weil diese Nation bey uns unbekannt war, aber wir fanden bald, daß es freundschaftliche Menschen waren, sie hielten stets die beste Ordnung und Mannszucht, das übelste war, daß man nicht mit sie sprechen konnte“.

In ähnlicher Weise, sagt W., vollzog sich auch die Besetzung der Residenz Braunschweig, aus der sich Herzog Karl „mit seinem ganzen Hofstaat und der Garde du Corps“ bei Annäherung der Feinde nach Blankenburg geflüchtet hatte.

Am 24. August traf der Prinz von Soubise in Wolfenbüttel ein. Unter dreimaligem Donner der Kanonen besichtigte er die vom Herzogthore bis auf den Markt in zwei Gliedern aufgestellte Besatzung. Am 25. August, dem Namenstage König Ludwig's XV., „wurde auf den Schloßplatze vor dem Zeuchhause ein groß Zelt aufgeschlagen. Die Cavallerie und Infanterie mußten mit Estandarten und Fahnen einen Kreis formiren und wurde unter Pauken- und Trompetenschall und dreymahliger Abfeuerung der Canonen um die Stadt in obigem Zelte Messe gelesen. Dieses war Donnerstags und durfte in der Stadt keiner arbeiten oder was verkaufen, alle Läden und Häuser waren zugemacht. Denselben Abend wollten die Franzosen ihren König zu Ehren auf den Schloßplatze ein groß Feuerwerk abbrennen und dazu waren schon eine Menge Pfähle errichtet, jeder Wolfenbüttelsche Einwohner war

dadurch in furchtbaren Schrecken gesetzt, weil auf den Schloßplatze auch ein Magazin mit Heu und Stroh lag, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein sehr starkes Donnerwetter mit ein heftigen Regen begleitet, der die gantze Nacht durch anhielt, hinderte sie an ihrem Vorhaben". Mitte September kam die ganze französische Macht in die Nachbarschaft. „Die große Armee stand von Fümmelse an über Thiede bis Braunschweig zu, die kleine Armee auf der andern Seite von Salzdahlum übers kurze Holz bis nach Linden. In Wolfenbüttel war das Hauptquartier der sämmtlichen Generalität. Der Duc de Richelieu logirte im v. Münchhausenschen Hause am Wasser hinter dem Fleischscharren. In der neuen Kirche wurde vor den großen Altar unter Pauken-, Trompeten- und Trommelschall Messe gelesen. Auf den Kirchhofe um die Kirche brannten täglich eine Menge Feuer, daran die Köche, die in den Häusern nicht Raum hatten, ihre Braten machten und ihr Essen kochten. Was die Lebensarth der gemeinen Franzosen betrifft, so ist selbige von der unsrigen gar sehr verschieden. Es wurde täglich frisch Fleisch unter die Leute gegeben, die Brühe davon wurde auf eine große Schüssel voll geschnitten Commisbrod gegoßen und alsdann mit Löffeln gegessen, das war ihre Suppe, viele tranken Branntwein, die mehrsten aber tranken viel Wasser, weil ihnen der Wein zu theuer war. Diese ungewöhnliche Lebensarth, die Veränderung des Climats, da der Winter ungewöhnlich heftig und kalt war, verursachten schreckliche Krankheiten, die in Faulfieber übergiengen. Das große Waisenhauß auf der Auguststadt war ihr Hospital, auch waren noch viele kleine Hospitaler in Bürgerhäusern. Täglich starben eine Menge, die auf Karrens geladen und vors Augustthor 30—40 Mann in ein Loch begraben wurden. Man hat die Berechnung gemacht, das in Wolfenbüttel, Braunschweig, Goslar, Hannover, Hildesheim, Zelle u. a. gewis 80000 Franzosen begraben liegen".

Gegen Ende October wurden viele Regimenter detachirt und mußten zu der Reichsarmee in Thüringen stoßen. Friedrich d. Gr. aber schlug den Feind am 5. November bei Roßbach. „Sie waren noch immer willens die Belagerung von Magdeburg zu übernehmen, aber der Gedanke an Rosbach schreckte sie ab. Da waren sie gar unfreundlich mitgenommen".

Am 19. Aug. 1757, „da das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems gepredigt war, hatten also die Franzosen Braunschweig und Wolfenbüttel in Besitz genommen, am 26. Februar (1758), da das Evangelium, Jesus trieb einen Teufel aus, gepredigt wurde, verließen sie uns wieder, bei Annäherung eines einzigen Freibataillons und einer Esquadron Cavallerie. Beim Ausmarsche erpreßten sie Contributionen; da aber soviel Geld unmöglich angeschafft werden konnte, als sie verlangten, wurden vor den Rest Geißeln mitgenommen. Das von ihnen in Wolf. angelegte beträchtliche Magazin wurde beim Ausmarsche verkauft. Der Magistrat hatte verboten den Franzosen etwas abzukaufen, aber viele haben sich bey dieser Gelegenheit großen Vortheil verschafft".

Des eingetretenen Thauwetters wegen konnten die Kanonen nicht fortgeschafft werden. Sie wurden daher vernagelt, die Laffetten zerhauen und ins Wasser geworfen; ebenso wurden Mehl, Getreide und Munition in großen Mengen vernichtet. Wegen der letzthin starken Einquartierung — in vielen Häusern 30 bis 40 Mann — war Jeder über den Abmarsch vergnügt.

„Nur das schöne Geschlecht hätte sie gern noch etwas länger behalten, denen gefiel es besser, als wie den Mannspersonen". Eine Dienstmagd, die in besonders freundschaftlichem Verhältnisse zu einem Franzosen gestanden hatte, sah man täglich weinen. „Da man nach der Ursache fragte, beklagte sie, daß ihr Kind kein Deutsch verstehen würde, wenn es groß würde; ich hatte die Franzosen lieb, sagte sie, hätte sie aber noch 10 Mahl lieber gehabt, wenn ich hätte mit ihnen sprechen können. Es wurden über den Abmarsch von den weiblichen Geschlecht viele Thränen geweint".

Im September 1757 verließ Wasmus seinen Lehrherrn und nahm Febr. 1758 Condition beim Stadtchirurgus Raab in Wolfenbüttel. „Dieser hatte damals auch die Guarde du Corps und konnte alters halber den Dienst in Braunschweig nicht versehen". Schon sollte W. seinem Principale „adjungirt" werden, da trat ein Ereigniß störend dazwischen. Er gerieth nämlich am Abend des 18. December 1758 auf dem Bohlwege mit einem Schauspieler der Truppe Nicolini's[1]) in Streit und versetzte dem Gegner, der zuerst den Degen zog, einen Hieb über den Kopf. Sein Gefährte, der Chirurgus Müller, wurde ergriffen, W. selbst entfloh. Müller mußte zur Strafe Musketier werden, „denn dergleichen Leute, wie der Anhang von Nicolini, standen in Br. in großen Ansehen". Wasmus verließ noch am selben Abend die Stadt und verlebte zunächst einige Tage bei der Mutter in Lichtenberg, entwich aber, da der Herzog ihm einen Haftbefehl nachsandte, zu seinem Schwager nach Salzgitter. Hier wurde er am 26. Januar 1759 von dem Gerichtsvoigt und mehreren Bauern arretirt. Durch eine von Mutter und Schwager geleistete Caution in Freiheit gesetzt, beschloß er, sich selbst in Braunschweig zu stellen, zumal er erfahren hatte, daß Serenissimus ihn gnädigst als Soldat einreihen wolle. Nach seiner Ankunft wurde er thatsächlich eingekleidet, richtete aber vergeblich an den ihm vorgesetzten Obristlieutenant Stisser die Bitte, Compagniechirurgus werden zu dürfen. Dagegen versprach dieser, ihn gleich zum Corporal zu machen. „Allein dies schlug ich ihm wieder gäntzlich ab". Im Februar wurde er vom Herzoge in die Leibcompagnie versetzt und genoß im folgenden Sommer reichlichen Urlaub. Am 11. November wurde er endlich „auf vieles mündliches und schriftliches Bitten vom Durchl. Herzog dahin begnadigt", examinirt zu werden. Er bestand die Prüfung vor dem medicinischen Collegium, und der an den Herzog erstattete Bericht „mußte also

---

1) Nicolini war 1750 Director eines Pantomimentheaters in Brschweig, übernahm 1753 die Oberleitung der nach der Residenz übergesiedelten Capelle für die eingerichrete ital. Operngesellschaft, zog später auch die bekannte Ackermann'sche Schauspielgesellschaft hierher und mußte 1771 wegen seiner Verschwendung Stadt und Land verlassen. (Sack und Leibrock, Br. Magazin. 1864 S. 236 ff. u. 1866 S. 1 ff.)

gut gewesen sein, indem ich auf Serenissimo Befehl als Compagnie-Chirurgus beeidigt und bey die Leibcompagnie angestellt wurde“.

Am 1. Mai 1760 wurde er wieder in die Compagnie des Obristlientenant Stisser eingereiht und von Letzterem mit Glückwünschen zur neuen Stelle empfangen.

Schon am 15. Mai erfolgte dann der Abmarsch der braunschweigischen Truppen zu der unter Herzog Ferdinand's Oberbefehl stehenden alliirten Armee. Wasmus nennt das Carabinierregiment unter Generalmajor v. Bibo, das Husarenregiment unter Obrist v. Roth, das gesammte Jägercorps zu Pferde und zu Fuß unter Obrist v Hoym. Dazu die Infanterie: 2 Bataillone Leibregiment, 2 Bataillone von Mansberg, 2 Bataillone combinirte Grenadiere, 2 Bataillone von Imhoff, 2 Bataillone Prinz Friedrich, 1 Bataillon gelbe Grenadiere unter Obristlieutnant von Wittorf.

Das Jahr 1760 brachte den braunschw. Soldaten zwar keine schweren Verluste auf dem Schlachtfelde, da wohl eine Reihe von Scharmützeln, doch keine „Haupt-Affaire“ stattfand; dagegen litten die Truppen im Winterquartiere im Paderbornschen außerordentlich durch eine epidemische, „pestartige“ Krankheit. Auch der „brave Obristlieut. v. Wittorf“ wurde ein Opfer derselben. Ebenso starben in den Ortschaften, wo die Truppen lagen, „gantze Häuser aus“. Zur Ergänzung mußten nach W.'s Angabe drei Regimenter nach Braunschweig geschickt werden. Auch er selbst kehrte dorthin zurück und erhielt Logis bei der Wittwe des Stadtchirurg Flogen (?) im Eckhause Bohlweg und Langerhof. „Von dieser hätte ich mich beinahe überreden lassen in Braunschweig zu bleiben“. Er setzte zunächst durch, daß er am 26. April 1761 nicht wieder mit auszumarschiren brauchte, sondern im Hospitale blieb. Doch schon am 24. Mai wurde er durch einen Unterofficier nach dem „Grauen Hofe“ beschieden und vom Prinzen Friedrich August[2]) nach seinem Namen gefragt. „Wasmus“. „Das ist recht. Der Major v. Hartwich hat an mich geschrieben. Der will Ihn gern bei seiner Compagnie haben“. „Ich habe nicht die Ehre den Herrn Major zu kennen“. „Er muß ihn doch kennen, sonst würde er nicht um Ihn bitten. Dem sey wie ihm wolle, Er marschiert morgen früh um 5 Uhr mit die Reconvalescierten aus dem Hospital zu meinem Regiment. Ich komme in 14 Tagen nach“. Wasmus erwidert, er könne zu dieser Zeit nicht marschiren, da er nichts im Stande habe. „Das muß alles möglich gemacht werden, um 5 Uhr sehen wir uns auf den Abschnitt am Hohenthore“. So mußte W. denn Alles, „so gut wie sichs in solcher Zeit thun läßt“, zurüsten.

Wirklich ging es am 25. Mai zum Hohenthore hinaus, 190 krank gewesene Soldaten unter Befehl des Fähnrichs v. Schwalenberg. Nach eigener Aussage sah W. „ziemlich verdrüßlich“ aus, und das bewog den Prinzen Friedrich, der mit dem Herzog Karl hinter dem Zuge hergeritten kam, diesen darauf aufmerksam zu machen. Durchlaucht fragt dann, warum W. nicht gern ausmarschire. Die Antwort lautet, weil es sich im Bette besser schlafen lasse, als auf der Erde im Zelte. „Dies wurde sehr gnädig aufgenommen“. Weiter fragt der Herzog nach Namen und Herkunft, auch ob er keine Pomade machen könne, „daß den Leuten die Haare wieder wachsen, die ihnen in der Krankheit ausgegangen sind“. W. entgegnet, die beste Pomade wäre, wenn die Soldaten täglich 2 Mal gute Rindfleischsuppe zu essen bekämen, so würden die Haare bald wieder wachsen. Auch hierüber lachen die fürstlichen Herrschaften sehr, und Herzog Karl läßt Wasmus durch den Oberstallmeister v. Stammer einen Louisdor reichen mit den Worten: „Da kaufe Er sich Rindfleisch, daß Ihm seine Haare nicht ausgehen“. Noch eine Strecke reitet dann der hohe Herr neben dem Zuge her. „Da aber die Soldaten das Lied anfingen zu singen: Mein Gott nun ist es wieder Morgen (Br. Gesangbuch 631), so galoppirten Sie geschwind zurück nach dem Wilhelmi Thore zu“.

Am 30. Mai erreicht W. in Heinade die Compagnie Hartwich's. Dieser wünscht ihm Glück zum Eintritt und verspricht, er solle es gut haben. Und wirklich hat er sich auch „allezeit sehr großmütig und genereux“ gegen den Chirurgus betragen. Wer ihn aber empfohlen hat, erfährt W. nicht.

Im Folgenden giebt W. mit großer Gewissenhaftigkeit die Marschbewegungen des alliirten Heeres an, dem die — ruhmvoll durchgeführte — Aufgabe oblag, unter Herzog Ferdinand's Befehl die von Westen immer wieder vorrückenden Franzosen abzuwehren und somit Friedrich's des Großen Westflanke zu decken.

Da es aber zu weit führen würde, ihm hierin zu folgen, so verzichten wir auf eine zusammenhängende Darstellung dieses Feldzuges und beschränken uns darauf, im Anschlusse an das Manuscript dasjenige herauszuheben, was einen weiteren Kreis der Leser dieses Blattes interessiren dürfte.

Anfang Juli 1761 haben sich Soubise und Broglio mit ihren Armeen in Westfalen vereinigt. „Da aber die französische Armee nicht woll länger in einer Gegend zusammenstehen konnte, wo sie weder Vestung noch Magazin hatte, und wo ihr die Lebensmittel überhaupt zu bekommen schwehr fiel, die ihnen von unseren streifenden Partheyen noch dazu öfters weggenommen wurden, da ihr ferner ungemein viel daran gelegen war, daß rechte Ufer der Lippe zu besetzen, wenn sie sich anders von Lipstadt Meister machen wollten, welches um die Communikation mit dem Niederrhein bey fernerem Fortgange ihrer Operationen zu versichern unumgänglich notwendig war, so fanden ihre Chefs für gut, einen Streich zu wagen“. Doch unterschätzen sie die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht, die in der vortheilhaften Stellung der verbündeten Armee längs der Lippe, die Herzog Ferdinand „mit der vollkommensten Einsicht“ angeordnet hat, beruhen. Sie entschließen sich zuerst zu einem Angriffe auf die im Rücken durch Hameln und die Lippe gedeckte Hauptarmee und ziehen — links Soubise, rechts Broglio — auf Hamm zu. „Unsere Armee machte anfänglich noch keine Fronte, weil sie sich entweder noch keines Angriffs vermuthen war, oder weil sie solches nicht thun konnte, indem die Franzosen sehr weit umherstan-

2) Friedrich August, vierter Sohn des Herzogs Karl I., geb. 29. Oct. 1740, gest. 8. Oct. 1805.

den, und sich in der Gegend noch gar nicht zeigten, wo sie anzugreifen gesonnen waren. Die Armee Soubise's reizte die Aufmerksamkeit am meisten, da sie Miene machte, unsern rechten Flügel bei Haushanover anzugreifen und ihn stets beunruhigte, so daß wir heute, den 15. Juli, 3 Mahl Zelter abbrechen und wieder aufschlagen mußten". Auf einmal aber greift nachmittags 4 Uhr ein Corps von Broglio's Armee das bei Denckern stehende Gramby'sche Corps an, „welches man füglich für unseren linken Flügel ansehen konnte". Zweifellos lag die Absicht vor, letzteres von der Lippe abzuschneiden. Da sich das Corps aber auf's Tapferste wehrt, können die Feinde bis in die späte Nacht nichts ausrichten. Auch das besetzte Dorf Wilmsen geht den Franzosen wieder verloren. Am folgenden Morgen erneuern sie den Angriff auf dasselbe, wie auch auf das von verbündeter Infanterie besetzte Dorf Völlinghausen, in das sie auch nach scharfer Kanonade eindringen. Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand aber kommt mit 6 Bataillonen vom Spörkenschen Corps zu Hülfe und nöthigt den Feind, das Dorf nach starken Verlusten zu räumen. „Unsere Munition war Mittag gänzlich verschossen. Da aber fiel Herzog Ferdinand mit 6 Bataillons dem Feinde in die Flanke und zwang ihn sich in Unordnung zurückzuziehen". Schon am Abend des 15. hatte auch Soubise angegriffen und den rechten Flügel der Verbündeten auf Hamm hin zurückgedrängt. Sein erneuerter Angriff aber wurde am 16. abgeschlagen, obgleich die Cavallerie, „da die Affaire zwischen Gebüschen und Holzungen" stattfand, gar nicht hatte eingreifen können. Am 16., Abends 6 Uhr, war der Kampf zu Ende; beiderseits waren die Verluste beträchtlich, „doch die feindlichen am größten, da unsere Artillerie besonders großen Nutzen that. Dies heißt die Battaille bey Völlinghausen und Kirchdenckern. Auf dieser Heide, sagte ein in hiesiger Gegend wohnender sehr alter Greis, sei im 30jährigen Kriege auch eine Bataille geliefert. Am 17. wurden über diesen Sieg Freudenfeuer gemacht".

„Am 18. Juli wurde unser Durchl. Prinz Heinrich [3]) beim Recognosciren durch einen französischen Husaren tötlich verwundet. Obgleich der Marschall v. Broglio seine 2 besten Aerzte und Wundärzte schickte, so konnten sie ihn doch nicht retten. Er war grade auf den Pomum Adami in die Gurgel geschossen und die Kugel war Ihm mit den Excrementen abgegangen".

Am 20. August — die verbündeten Truppen lagerten bei Blomberg (Lippe-Detmold) — kam die Meldung, die Franzosen beabsichtigten die Weser zu überschreiten und hätten bereits bei Höxter Pontons über den Fluß geschlagen. Sofort erfolgte der Aufbruch. Nach mehrstündigem Marsche erreichten die Alliirten einen hohen Berg und sahen Höxter unten vor sich liegen. „Man hat gewis die gantze Zeit des Krieges die französische Armee nicht gantz bequemder sehen und übersehen können, als auf diesem Berge. Cavallerie und Infanterie sahen wir über zwei geschlagene Schifbrücken marschieren. Wir, das Wutgenausche Corps, hatten 2 zwölfpfünder Kanonen bei uns, so bald solche den Berg heraufgeschaft waren, schossen wir auf die Schifbrücke jenseits Höxter, denn die Schifbrücke, die diesseit Höxter geschlagen war, lag unter unserm Berge, Corvey gegen über, diese konnten wir wegen der Höhe nicht erreichen. Mylord Gramby aber, der mit seinem Corps auf dem Berge jenseit Höxter stand, schoß auf die vor uns geschlagene Brücke. Wir sahen öfters die Canonen Kugeln auf den Brücken einschlagen und Pferde und Menschen kamen die Weser herunter geschwommen".

Nach dem Uebergange der Franzosen über den Fluß zieht sich die verbündete Armee nach Hannover hin. Von Peine aus, wo Herzog Karl sie am 9. Sept. mustert, durchquert sie die Dolger Heide. Hier „überfiel uns ein grausenvolles Donnerwetter mit so großen Schloßen und Windsturm, daß viele Leute von uns beschädigt wurden, wir hatten zwei, die Sprache und Gehör verloren hatten und waren lange im Hospital, ehe sie wieder hergestellt wurden. Die Pferde, Reitpferde und Wagenpferde, die durch das Wetter und die großen Schloßen, Blitz und harten Donnerschläge, bey der dicken Finsterniß, da der Tag in finstere Nacht verwandelt war, richteten das mehrste Unglück an, da sie hin und wieder durch das Regiment liefen. Beim Aufbruch von Dolgen am 11. September hatten wir auf 7 Wagen Verwundete und hatten doch keinen Feind gesehen". An demselben Tage wird Hannover erreicht, und die Truppen müssen nun täglich an den Festungswerken arbeiten. „Hannover ist eine recht schöne Stadt, doch nicht so groß wie unser Braunschweig. Hat 4 Kirchen und 4 Thore, die Egidien Vorstadt ist recht schön gebaut".

Am 10. October kommt die Meldung, daß Prinz Xaver v. Sachsen, der mit Frankreich verbündete Sohn des Kurfürsten August III. v. Sachsen, Wolfenbüttel belagert. Eiligst bricht das Corps, jetzt bestehend aus dem Lucknerschen Husarenregimente, dem Hessischen Dragonerregimente Prinz Friedrich, 1 Bataillon v. Rheden, 3 Bataillonen Hannoversche Grenadiere und 2 Bataillonen Prinz Friedrich von Braunschweig, auf, um zunächst Nachts in aller Stille in Braunschweig einzumarschiren. Unterwegs aber erfährt man, Wolfenbüttel sei schon eingenommen und Braunschweig werde belagert. Daraufhin wird Befehl gegeben, Kanonen, Zelte und Bagage zurückzulassen und über Meerdorf, Wendeburg, Wendezelle und Volkenrode der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Das Corps muß mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonnet marschiren, doch soll nicht geschossen werden, „und wenn wir auf Feinde stießen, sollte gleich mit gefällten Bajonnet draufgegangen werden". In Watenbüttel nimmt man in der Stille der Nacht, ohne einen Schuß zu thun, ein feindliches Piquet gefangen. Etwa 100 Schritte vor dem Corps marschirt die Avantgarde unter Befehl des Capitäns v. Diefenbrong. In Folge eines Irrthums beginnt diese zu schießen. „Daß Corps glaubt, es sind Feinde und fängt gleichfalls an zu schießen. Diese Verwirrung wurde in dieser finsteren Nacht allgemeiner, und unsere Leute schossen sich einander todt". Auch der General major v. Rotenburg wurde erschossen, „wahrscheinlich von seinem eigenen Regiment, daß ihn seines guten Herzens

[3]) Albrecht Heinrich, fünfter Sohn Herzog Karl's I., geboren am 26. Februar 1742. † 8. August 1761.

halber gleichsam anbetete". Durch diesen unglückseligen Irrthum kam das in Oelper stehende Corps von 3000 Franzosen in Allarm, und damit war die Hoffnung der Verbündeten, auch sie zu umgehen und gefangen zu nehmen, vereitelt. Doch ersteigen sie alsbald die von jenen „nicht allein von Erde, sondern auch von Hopfenstangen" gemachten Verschanzungen mit Sturm und schlagen die Franzosen in die Flucht. Dann geht's dem Petrithore zu. Da aber auf Befehl des Stadtcommandanten, Generallieutenants v. Imhoff, die Brücke abgebrochen ist, so marschirt man auf dem Glacis zum Hohenthore. Wasmus hat 17 Verwundete unter seiner Obhut. Als das Thor endlich, nachdem Imhoff selbst erschienen ist, geöffnet wird, fragt Letzterer, wohin der Chirurgus mit den Verwundeten wolle. „Ins erste Haus" lautet die Antwort; „die Leute können nicht mehr fortkommen". Imhoff entgegnet: „Behüte Gott, es ist Mitternacht, man muß die Leute nicht beunruhigen!" Wasmus solle sich auf die Hauptwache am Kohlmarkte begeben, von wo aus die Soldaten in's Hospital gebracht werden könnten. „Der Commandant hatte Nachricht, das wir kommen würden, und wen wir ankämen, so solten von uns 3 Raqueten steigen, als diese stiegen, war ich schon auf den alten Stadtmarkte, wie ich meine Verwundeten verbunden hatte, gieng ich wieder zum Regiment, das unter der Zeit mit klingenden Spiel einmarschirt war. Jetzt wurden über unsere Ankunft Freudenfeuer angemacht und alle Kanonen in Braunschweig 3 Mahl abgefeuert. Man hört in allen Gassen ein Freuden Geschrey: Prinz Friedrich ist da! Es lebe Prinz Friedrich! Die Cavallerie war nach der Affaire wieder zurückmarschirt, die 6 Bataillone Infanterie waren am Hohenthore auf den Walle aufmarschirt und hier wurden von den Bürgern Lebensmittel aller Art auf den Wall gebracht, ebenfalls Brantwein und Wein in Ueberfluß. Der Weinhändler Rönckendorf schickte Wein und Brantwein in Eimern auf den Wall. Dies bekam den Corps, die gewiß alle sehr hungrig waren, sehr woll. Ich kann versichern das ich nie so hungrig gewesen bin als diese Nacht, ob ich gleich mir güttlich that auf dem Bortfelder Felde an rohen Rüben, so wolten doch diese den Hunger nicht stillen, aber ein Stück rohen Schinken, welches mir der gütige Brauer Giebel am Hohenthore gab, that die erwünschte Stärkung. Noch muß ich bemerken, daß von 11 Chirurgen, nemlich 1 Regiments- und 10 Compagnie-Chirurgen, ich der einzige war, der in Braunschweig kam, die übrigen waren bei den General Rotenburg und bey unsern Verwundeten geblieben und konnten sonach nicht mehr in Braunschweig kommen. Bey Anbruch des Tages wurden die Billets ausgegeben und die Leute giengen in ihre Quartiere, ich bekam mein Quartier bei dem Brauer Behr auf der Gülden Straße. Wir hätten dürfen nicht länger ausbleiben, den in dieser Nacht, um 2 Uhr, wolten die Franzosen ihr Bombardement anfangen und man fand auf den Roseschen Garten vor den Augustthore und an mehreren Stellen glüende Kugeln, die noch glühend heiß auf den Rasen lagen".

Schon nach wenigen Tagen gab das nachfolgende, von Wasmus ebenfalls verzeichnete, derbe Gedicht der Freude in Braunschweig Ausdruck:

Braunschweig, o du schöne Stadt, die so höfliche Bürger hat,
Ochsen auch von großer Zahl, dieses weis man allzumahl.
Gallus Tag ist schon erschienen, Galli aber machten Mienen,
Braunschweig zu Bombardieren, mit Kugeln, nicht mit Ochsen Nieren,
Aber Friedericus ist ankommen, hat Galliern den Muth benommen.
Prinz Xaver ist schon gewichen, als eine Katze fortgeschlichen,
Flink, packt euch nur weiter fort, marschirt und sucht einen andern Orth.
Nun könnt ihr Bürger sicher laufen und könnt euch einen Ochsen kaufen.
Freßt und saufet gutes Bier, doch rufet vivat all' mit mir,
Unser Friedrich soll stets siegen und ihr Gallier unten liegen".

„Die französische Belagerungs Armee unter Prinz Xaver, 30 000 Mann stark, war heute mit Anbruch des Tages in voller Reiterade, ihr Rückzug ging über Wolfenbüttel. Hätten sie gewußt, wie schwach wir in Braunschweig einmarschirt, das wir nämlich nur 6 Bataillone gewesen und das unsere Armee so weit entfernt war, sie würden die Belagerung nicht aufgegeben haben. Wir waren zufrieden und Braunschweigs Einwohner mit uns, und wünschten, das wir hier unsere Winterquartiere halten könnten, aber vergebliche Wünsche".

Schon am 16. October erfolgte der Abmarsch ins Hildesheimsche. Durch Vechelde ziehen die Truppen mit klingendem Spiele; da „die Witwe Herzogin August Wilhelmen [3]) Durchl. auf hiesigen Schlosse wohnten". Am 20. October trennte sich das Luckner'sche Husarenregiment von dem Corps. „Dies war uns eine herzliche Freude, einestheils weil Luckner ein Partheygänger war, immer unstädt und flüchtig — Nacht und Tag marschirend — und zweytens hatten die unter Luckner übertriebene Freyheit, wenn wir ins Lager rückten, so wurden die Compagnien verlesen, da durfte keiner fehlen, allein beim Lucknerschen Corps waren öfters nicht so viel bey jeden Bataillon, daß sie die Zelter aufschlagen konnten, die übrigen marodirten, ich will es nicht Plündern nennen, ob es gleich nahe daran gränzt, dagegen hatten sie auch zu leben überflüssig, wan wir Mangel hatten [4])".

Ende des Monats bedroht Prinz Xaver Braunschweig und Wolfenbüttel nochmals mit stärkeren Truppenmassen. Daher waren 6000 Mann Infanterie von der verbündeten Armee abbeordert und erreichten am 30. Abends 9 Uhr Wolfenbüttel. „Daß Bombardement hatte hier in Wolf. doch einen beträchtlichen Schaden verursacht. Daß Feuer hatte auch den Bevernschen Schlosse und in des Klosterraths Schraderschen Hause vielen Schaden gethan, so auch verschiedene Bürger Häuser sehr

3) Elisabeth Sophie Marie, die dritte Gemahlin Herzog August Wilhelm's, die erst am 3. April 1767 gestorben ist.

4) Luckner endete nach einem überaus bewegten Leben 1794 in Paris auf dem Schaffot.

beschädigt. Doch war nur ein Mensch dabey getödtet und einer verwundet. Die Garnison hatte aus 66 Invaliden bestanden, und auf den Wällen waren nicht mehr als 9 Canonen gewesen, diese ansehnliche Garnison hatte doch schon den 4ten Tag capitulirt. Bey der Uebergabe war die Garnison auf den Schloßplatze aufmarschirt gewesen, der Prinz Xaver frägt, wie er auf den Schloßplatz komt, wo den die Garnison aufmarschirt wäre, und da ihm gesagt wird, das diese hier die Garnison sey, machte er ein frappantes Gesicht und dreht sich um. Durch die gut dirigirte Artillerie ist den Franzosen vor Wolfenbüttel kein geringer Schaden zugefügt, sie haben viele Menschen davor eingebüßt, auch einen Französischen und Spanischen Prinzen davor verlohren, die beyde im Kloster Dorstadt ohnweit Wolfenbüttel begraben liegen. Da Wolf. bey ihren schleunigen Abzuge die verlangte Contribution nicht so gleich bezahlen konte, so wurden einige der Vornehmsten als Geiseln mitgenommen. — — Durch die guten Dispositions unsers großen Commandeurs des Herzog Ferdinand Durchl. mogten die Franzosen ihren Plan, sich zum zweyten Mahle Braunschweig zu nähern, geändert haben. Den wir bekamen Nachricht, das der Prinz Xaver, der schon sehr stark in Anmarsch gewesen, sich wieder zurück gezogen habe".

Das verbündete Corps rückt dann den Franzosen nach und hat in der Einbecker Gegend mehrfache Gefechte mit ihnen zu bestehen. Dasjenige Bataillon, dem Wasmus angehörte, erhielt einmal den Auftrag, „auf den Löberberg bey Amt Greene zu stehen". Weil es andauernd und stark regnete, begab sich der Chirurgus mit Erlaubnis seines Capitains v. Goebel in ein nahes Schäferhaus. Letzterer saß auf einem Stuhle vor dem Hause und versprach Wasmus, ihn beim Abmarsche zu wecken. Da das Detachement jedoch plötzlich von den Franzosen angegriffen und zu eiligem Abzuge genöthigt wurde, vergaß der Capitain das Wecken. Zum Glück aber besorgte dies der Schäfer, so daß Wasmus zum Fenster hinaus entschlüpfen konnte und seine Abtheilung in Naensen erreichte.

Die verbündeten Truppen haben in diesem November durch die Ungunst der Witterung und Mangel an Lebensmitteln bitter zu leiden.

Am 12. berichtet Wasmus: „Da wir seit 4 Tagen kein Brod bekommen hatten, so gieng ich nach Einbeck, um mich wieder einmahl satt Brod zu essen, aber in dieser Stadt war eine Hungersnoth und kein Brod zu bekommen, nicht für vieles Geld, ich gieng also in die Apotheke, ließ mir einen Schnaps geben und aß mehr wie ein Pfund Rosinen und Mandeln. Die Franzosen hatten bey ihren Abzuge die Thore von Einbeck demolirt, ich blieb die Nacht, weil ich mich in Einbeck zu lange aufgehalten hatte, in Greene. Daselbst kaufte ich mir von dem dasigen Bader und Gastwirth Wille ein paar Stiefel für 15 ℳ".

Dagegen trat in den ersten Monaten des folgenden Jahres, 1762, eine Besserung ein. Wasmus, der damals mit seiner Abtheilung im Amte Liebenburg einquartiert gewesen zu sein scheint, schreibt: „Wir hatten nichts zu thun, als Essen und Trinken, und konnten uns für die im letzten Herbst ausgehaltenen Fatiguen wieder erholen". Während dieser Zeit besuchte er auch mehrfach Mutter und Schwester im nahen Salzgitter.

Im März beginnen wieder die kriegerischen Unternehmungen, und Wasmus berichtet von mehrfachen Zusammenstößen, die vornehmlich in der Wesergegend stattfanden. Der Erfolg aller dieser Gefechte bestand in der glücklichen Abwehr der Feinde und so „feyerte am 19. Juli unsere Armee ein Dankfest, das die Hannoverschen u. Braunschweigischen Lande wieder vom Feinde befreyet sind".

Von den letzten Ereignissen, über die Wasmus berichtet, dürfte noch Folgendes Interesse bieten. Am 30. Juli „wollte sich der Prinz v. Condé mit dem General v. Stainville bey Friedberg (Großherzogth. Hessen) vereinigen, dieses zu verhüten, attaquirten S. Durchl. unser Erbprintz (Karl Wilh. Ferd.) sogleich die Teten der feindlichen Armee und forcirten mit der Infanterie ein Dorf und einen von Feinden besetzten hohen Berg, Johannesberg ohnweit Friedberg, ohne Canonen, die nicht hinauf gebracht werden konten, auch nicht einmal die Regiments Stücke. Die Franzosen machten ein heftiges Kardätschen Feuer auf unsere Trouppen am Berge, und kamen zugleich mit einer solchen Menge Cavallerie an, daß die Unsrigen den erstiegenen Berg wieder verlassen mußten, da sie den Feind auf die Kanonade nicht antworten konnten. Die Ueberlegenheit der Feinde war so groß, das sie die Unsrigen turniren u. einschließen wollen, aber unsere Cavallerie hieb jetzt mit glücklichen Erfolg ein, und der Obrist v. Müller hielt mit 3 Escadron Dragonern 16 feindliche Escadrons zurück, so das die Infanterie Zeit bekam, sich in das Lager bei Wolfersheim (Großh. Hessen) zurück zu ziehen, indessen wurde die feindliche Cavallerie von den Unsrigen zurückgetrieben u. von ihnen wurden 24 Officire u. 500 Gemeine getödtet u. verwundet. Unser größter Verlust ist unser tapferer Erbprintz, der sich zu Fuße vor die Infanterie setzte und mit einer Kugel durch die rechte Hüfte geschossen wurde. Mann brachte Seine Durchlaucht nach Nidda, nachdem Sie daß Comando Ihres Corps dem Gen.-Lieut. v. Hardenberg übergeben hatten".

Am 1. November meldet das Tagebuch die Einnahme der Festung Kassel, zu deren Befreiung die Franzosen in den letzten Wochen mehrfach vergebliche Anstrengungen gemacht hatten.

„Und endlich", so schreibt W. etwa 14 Tage später, „ist auch der, von Millionen Menschen so lange gewünschte Frieden zwischen England, Frankreich und Spanien am 3. November geschlossen, dies erfuhren wir von den Vorposten der französischen Armee schon am 9. November. Allein unser Herzog Ferdinand lies bey der Parolle aufs schärffste befehlen, das jeder wachsam auf seinen Posten seyn solte, den die Friedensnachrichten könnten falsch seyn, um uns sicher zu machen und zu überfallen, es könnte seyn, das der Friede geschlossen wäre, Er, der Herzog Ferdinand, hätte aber noch keine Nachricht, sobald es sich bestätigte, wolte Er es sogleich der Armee bekannt machen lassen. Dies ging sehr natürlich zu, die Franzosen konnten aus Frankreich weit ge-

schwinder Nachricht erhalten, als der Herzog Ferdinand aus England, dennoch kam diese Nachricht schon am 16. Nov. bey uns an und wurde auch denselben Tag bey der Parolle bekannt gemacht und am 17. Nov. wurden dieserhalb Freuden Feuer gemacht und daß Te Deum unter freien Himmel gesungen".

Und zum Schlusse: „Den 1. Febr. 1763 brachen die sämmtlichen Braunschweigischen Trouppen aus ihren Winterquartieren auf und marschirten nach dem Lande, unser Regiment Prinz Friedrich kam nach Wolfenbüttel in Garnison, ich nahm bei dem Mühlen Schreiber Spangenberg, auf den kleinen Zimmerhofe, mein Quartier".

Im kommenden Jahre hat sich dann der Chirurgus Wasmus verheirathet, und 12 Jahre später folgte er den braunschweigischen Truppen ins ferne Amerika, wo ihm abermals eine siebenjährige Zeit buntester Erlebnisse beschieden war.

Prinz Wilhelm Adolf's zu Braunschweig und Lüneburg Tod und König Friedrich der Große.

In einem Aufsatze des vorigen Jahrgangs dieser Blätter (S. 33 ff.) über den Prinzen Wilhelm Adolf und Joh. Chr. Ludw. Hellwig ist u. A. der Stellung gedacht worden, die jener Fürst zu seinem Oheime, König Friedrich, gehabt hat. Seit dem Jahre 1763 stand er als Oberst in preußischen Diensten und befehligte ein Regiment zu Königsberg in der Neumark. Anfangs erfreute er sich der vollen Gunst Friedrich's, bei dem er den größten Theil des Jahres in Potsdam zubrachte, bald aber zog er sich durch entschiedenes Eintreten für seine Schwester Elisabeth, die Gemahlin des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II., den lebhaften Unwillen des Königs zu, unter dem der Prinz ebenso wie das ihm unterstellte Regiment zu leiden hatte. Um so lieber ergriff daher Wilhelm Adolf im J. 1770, als es zwischen den Russen und den Türken zu einem Kriege kam, die Gelegenheit, diesen Feldzug mitzumachen und so vorläufig einen anderen Wirkungskreis aufzusuchen. Er traf rechtzeitig bei dem russischen Heere ein und nahm an den ersten Schlachten des Krieges ruhmvollen Antheil. Doch schon am 24. August 1770 endete eine Lungenentzündung, die ihm wohl sein jugendlicher Eifer zugezogen hatte, sein hoffnungsreiches Leben.

Wie der König, der den Prinzen noch auf seiner Reise nach Rußland das Patent als Generalmajor zugestellt hatte, den Tod seines Neffen aufnahm, erfahren wir aus einem Schreiben des Generalmajors v. Riedesel, das uns leider nur in einem undatirten Entwurfe von des Verfassers Hand vorliegt, aber wohl mit Sicherheit auf den 24. December 1770 gesetzt werden kann. Riedesel hatte von dem Herzoge Karl zu Br. u. Lün. den Auftrag erhalten, dem Könige einen Brief und die Insignien des schwarzen Adlerordens zu überreichen, die des Herzogs Sohn, Prinz Wilhelm Adolf, seit dem Jahre 1763 getragen hatte. Wie er sich dieses Befehles entledigte, darüber hat er selbst an den Herzog folgendermaßen berichtet:

Durchlauchtigster HErtzog
Gnädigster Fürst und HErr.

In der Hoffnung daß mein Schreiben vom vorigen Sonnabend glücklich in Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht Händen gekommen ist, unterstehe mir ferner zu melden, wie der König den Sonnabend oder 22ten hujus Mittag um 11 Uhr hier angekommen ist. Den 23ten des Morgens liese der Graf Finck mich rufen, und zeigte mir einen Brief vom König vor, worinnen der König schrieb, daß das Andenken des Seeligen Printz Wilhelm Ihm zu sensible seye, um den Orden persöhnlich in Empfang zu nehmen. Er bäthe mir, solchen dem Ministre Finck einzuhändigen und solte es eben so angesehen sein, als wenn ich Ihm selber übereicht hätte. Um Ihm aber den Brief von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht zu übereichen und mich von meinen mündlichen Commissions zu dechargiren würde es lediglich von mir dependiren, wenn ich wolte herauskommen, ich muste also diesen Befehl gehorchen, und hoffe nicht hierinn gefehlt zu haben.

Ich verfügte mich also sogleich nach Hofe und warthete, wie und wo der König mich sprechen wolle. So wie der König aus dem Zimmer tratten, gingen Sie sogleich gegen mich, und gaben mir hierdurch Gelegenheit meinen Brief zu überreichen und eine gantz kurtze Harangue anzubringen, kauhm liesen Sie mir außreden, und fingen gleich an, nach der Gesundheit Ew. Durchlaucht und Ihrer Hoheit zu fragen, und ob dieses evenement beyden Hohen Persohnen nicht geschadet hätte, versicherten, waß dieser Seelige Printz so vieles gutes an sich gehabt, und wie Sie den Verlust recht sehr regretirten. Sie gingen weiter nach den General Rammin, gaben die Parole aus, kahmen wieder, excusirten Sich, daß Sie den Orden nicht selber genommen, es wäre Ihnen aber zu sensible gewesen. Hierauf frugen Sie, wie der Printz wäre begraben worden, welches Ihnen völlig en dedaille verzehlen muste, wo Ihre Hoheit [1]) gewesen wäre, und wo Ew. Hochfürstl. Durchl. gewesen wären, und ich antwortete, daß Sie den Printzen in die Gruft begleitet, sagten Sie daß Ihnen solches wäre ohnmöglich gewesen, und Sie die große fermetaet Ew. Durchlaucht verwundern thäten, Sie gingen weg zu die Außwärtigen Ministres, und im zurückgehen sagten Sie heimlich: je vous verrais encor. Jedermann war verwundert über die lange gnädige Unteredung.

Ministre Finck hat gestern noch keine Ordre gehabt das Antworts Schreiben außzufertigen. Er hat mir versprochen, so bald Er die Ordre bekähme, wolte Er sogleich die Außfertigung besorgen.

Bey den Ordens Cantzler Graf Carnitz habe mich noch den Sontag gemeldet und die Copia meines Schreibens übereichet. Ich bin hierauf auf heute Nach-Mittag zur Audientz bey dem Printz Ferdinand beschieden worden.

Der König haben öffentlich declarirt, daß Ibrailow

1) Die Herzogin Philippine Charlotte, Herzog Karl's Gemahlin, die Schwester des Königs.

an die Rußen mit Capitulation übergeben seye, die Türken haben zwey Tage vorher einen grosen Außfall gethan, wo die Rußen viele Leute verlohren, und desto unerwarterter wäre denen Rußen die Uebergabe gewesen, die türkische Armee habe zu gleicher Zeit Ihre Position an der Donau verlassen.

Printz Heinrich sind den 14. hujus von Petersburg abgereiset.

Gestern hat der König die Recruten von Steinkeller und Reatzel besehen. Morgen besieht Er die von Rammin und Bülow, der König war nicht mit der Opera gestern zufrieden und glaubt man, daß Conschelini wegen seines schlechten singens werde angesehen werden.

Morgen werde nochmalen beym Ministre Finck wegen meiner Abfertigung anfragen und nicht eine Stunde länger aufhalten, als es nöthig ist.

Ich lege mich in Unterthänigkeit zu Füßen und ersterbe . . .

Der Brief des Königs an den Herzog liegt dem Riedeselschen Entwurfe in Abschrift bei. Da auch von ihm das Original nicht mehr vorhanden zu sein scheint, so wollen wir seinen Wortlaut nach jener Copie, bei der die Anrede nur kurz angedeutet und die Unterschrift fortgelassen ist, hier folgen lassen:

Durchlauchtigster pp. Ew. Durchlaucht Oberster und General Adjutant von Riedesel hatt den von Deroselben gehabten Auftrag wohl ausgerichtet, und Ich habe von selbigem so wohl Ew. Durchlaucht freundvetterliches Schreiben vom 13ten dieses Monaths als auch die Zeichen des schwartzen Adler Ordens, womit Dero verstorbenen Sohnes des Printzen Wilhelm Adolph Liebden bekleidet gewesen, richtig erhalten.

Ich wünschte, daß ich diesen Hofnungsvollen Printzen bey einem längeren Leben, mehrere Merkmahle Meiner Gewogenheit und Zuneigung hätte geben können, und daß dessen mit Recht zu beklagendes frühzeitiges Absterben Mich nicht daran verhindert hätte. Es wird Mir aber dagegen eine jede Gelegenheit desto schätzbahrer seyn, wo Ich Ew. Durchlaucht und Dero Fürstlichem Hause wiederhohlte Beweise von Meiner aufrichtigen Freundschaft werde geben können, und Ich ersuche Ew. Durchlaucht hierdurch, dem p. Riedesel insbesondere völligen Glauben beyzumessen, wenn er Sie aufgetragener maßen versichern wird, daß Ich mit diesen Gesinnungen sey und jeder Zeith verbleiben werde.

Berlin den 24. Dec. 1770.

An den Hertzog von Braunschweig-Lüneburg.

Bücherschau.

Franz X. Wichers, die Einführung des Christenthums im östlichen Niedersachsen und die Begründung der Stadt Helmstedt. Vortrag im Helmstedter Bürger- und Gewerbeverein. [Helmstedt, Richter 1900] 16 S. 8°. — ℳ 20.

In gemeinverständlicher Weise und mit liebevollem Eifer für die Sache sind die beiden geschichtlich sehr interessanten Fragen in dem vorliegenden Heftchen behandelt worden, das wir bestens empfehlen möchten, wenn wir uns auch mit allen Einzelheiten nicht einverstanden erklären können. Der Verf. tritt für eine persönliche Wirksamkeit des heiligen Ludger in der Helmstedter Gegend ein, während wir an der im Br. Mag. 1895 S. 12 ff vertretenen Auffassung fest halten müssen. In Anderen stimmen wir dem Verfasser zu, ganz besonders auch in dem Wunsche, daß es gelingen möge, der Kirche und der uralten Doppelcapelle zu St. Ludgeri eine würdigere Umgebung zu verschaffen.

A. Heinemann, Geschichte des Volksschulwesens im Herzogthume Braunschweig. Von den Anfängen bis zum Tode Herzog Wilhelm's. Braunschweig, E. Appelhans u. Comp. 1900. 49 S. 8°. — ℳ 80.

Auf Grund des reichen Materials über die Braunscheigische Schulgeschichte, das namentlich von Fr. Koldeweg herausgegeben und zuerst bearbeitet worden ist, liefert der Verfasser hier eine knapp gehaltene und übersichtlich angeordnete Darstellung des Gegenstandes, die das Wesentliche scharf hervorhebt und ihrem nächsten Zwecke, den Seminaristen und Lehrern das Wichtigste aus der Geschichte des heimischen Volksschulwesens bequem zu vermitteln, auf das Beste entsprechen, aber auch Anderen, die sich über diese Fragen leicht unterrichten wollen, willkommen sein wird.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 16 bis 18. Jesus, der Gekreuzigte, ist auferstanden — 19—22. Wie erziehen wir unsere Gemeinden zur rechten Würdigung des Taufpatenamtes? — 21—22. Zur 200j. Geburtstagsfeier Zinzendorfs; das Jahresfest unserer Diaconissenanstalt Marienstift. — 23. Die Reform des Pfründensystems im Landtage — 25. Die bayerische Diaspora. — 27. Jahresbericht der evangelisch-lutherischen Vereinigung. — 27—29. Braunschw. Missionsconferenz. — 28—29. E. Rothe, erbauliche Ansprache. — 29—30. Bericht über den luther. Gotteskasten im Herzogthume Braunschweig. — 31-33. Wollemann, Wirksamkeit der Inspectionssynoden und Inspectionssynodalausschüsse. — 34—35. Beschäftigung der Candidaten im kirchl. Dienst. — 36 ff. Die centrale Bedeutung des Bekenntnisses zu Christo für das christl. Leben und das kirchliche Handeln. — 39. Pastor em. Fritz Schneil †.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 1—4. G. Hecke, Der Stand der modernen Psychologie, insbes. in ihrem Verhältniß zur Pädagogik. — 5—6. R. Heinecke, Israel und das Werk des Moses. — 7. H. Kielhorn, Fürsorge für geistig Minderwerthige. — 8. Fr. Regener, Das zweite Gebot. — 9 u. 10. J. Trüper, eine Bankerotterklärung des Schulcasernenthums. — 11. G. Schlott, Erziehung taubstummer Kinder im Elternhause. — 12 bis 14. Die Bedeutung einer gesteigerten Volksbildung für die wirthschaftliche Entwickelung unseres Volkes; C. Littmann, Die deutsche Lehrerversammlung in Köln. — 25. F. Bleßmann, Joh. Georg Aug. Gust. Bosse, Schul- und Seminardirector zu Wolfenbüttel. — 16. O. Jahns, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. — 17. Schomburg, Praktisches Christenthum. — 18. G. Schaarschmidt, Der Religionsunterricht in der Schule. — 18 ff. Deutsche Poeten und das A-B-C in der Halbtagsschule.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 5 und 6. Henking, Ueber die Pest. — 7 und 8. Gedanken über die Verhütung u. Bekämpfung ansteckender Krankheiten. — 9. Schmidtmann, Schule und Arzt in den deutschen Bundesstaaten.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 21. October **1900.**

Wilhelm Raabe.

II.

Raabe's Dichtung zeigt in ihrer Frühzeit ein Janushaupt: das eine Antlitz ist ernsten Blickes der Vergangenheit zugekehrt und erschaut dort auf dem Hintergrunde weltbewegender Ereignisse äußerlich handlungsreiche Einzelschicksale von überwiegend tragischem Charakter; das andere, ein Lächeln auf den Lippen, eine milde Thräne im Auge, sieht in Alltagszuständen der Gegenwart gern idyllische Bilder eines innerlich reichbewegten Kleinlebens. Hier ist er behaglicher Schilderer von subjectivster Färbung, dort objectiver Historienmaler eines ihm eigenthümlichen kühnen Frescostils. Fände man nicht die Dichtungen beider Art unter einem Dach beisammen, man würde sie kaum für Kinder desselben Vaters halten. Aber je länger je mehr fließen die Wasser vom Gebirge und die aus der Ebene in eins zusammen: der Humor, der Anfangs nur über den letzteren schwebte, breitet sich auch über die historischen Stoffe aus, und schließlich ist in Geist und Stil kein Unterschied mehr, ob der Dichter Menschen von ehedem oder von heute darstellt, ob er alte Geschichten voll Blut und Feuer erzählt oder Bürger des neuen Reichs zum Abendschoppen in „Butzemann's Keller“ schickt. Mit derselben sicheren Selbstbeschränkung, mit der er früh schon der Versdichtung wieder absagte, hat er auch die historische Erzählung als solche, so Vortreffliches ihm in diesem Genre gelungen war — wovon später an seiner Stelle mehr —, aufgegeben, als er die Weite, Tiefe und Höhe des Humors gewonnen hatte, aus der jeder Schritt zur epischen Objectivität ein Rückschritt auf eine innerlich überlebte Stufe, ebendarum aber eine Unmöglichkeit für ihn gewesen wäre. Wollen wir also den Kern seines Wesens und zugleich seine wahre Bedeutung erfassen, so haben wir ihn zunächst ausschließlich als Humoristen, ich füge gleich hier hinzu: als d e n deutschen Humoristen des neunzehnten Jahrhunderts zu würdigen. Dies aber ist nicht wohl möglich ohne ein Eingehen auf das Wesen des Humors selber.

Die Geschichte des Worts und der Begriffe, die sich damit verbinden, ist wechselvoll und lehrreich. Unter humor versteht die ältere Medicin dasselbe, was sie auch als Temperament bezeichnet, die angeblich auf dem Vorwiegen einer der vier körperlichen „Säfte“ (humores) beruhende typische Art der Choleriker, Sanguiniker, Melancholiker und Phlegmatiker, Welt und Leben anzuschauen und sich darin zu bethätigen. Aehnlich, nur ins Unendliche individualisirt, gebrauchen es noch die älteren Engländer, ein Ben Jonson, wenn er in seinen Lustspielen every man in und out of his humour auftreten läßt und dabei unter humour „die besondere Eigenschaft eines Menschen“ versteht, „die alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in einem Fluß einen und denselben Weg zu nehmen zwingt“. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber schränkt sich zunächst bei ihnen der Begriff des Humors auf e i n e ganz besondere Art zu denken und sich darzustellen ein, die ihrerseits aus allen jenen Elementen gemischt erscheint, doch so, daß die durchgehende Empfindung gegenüber allen menschlichen Dingen der eigenen wie der fremden Existenz eine lächelnde Wehmuth ist. Der jähe Wechsel aber, mit dem der eigentliche Meister dieses englischen Humors und das Vorbild des deutschen, Laurence Sterne, vom erhabensten Pathos zur cynischen Derbheit, von der Predigt zur Posse, von dem Lachen des freien Spötters zur Thräne des Menschenfreundes übergeht, das Capriciöse seiner Darstellung, in der er grundsätzlich den geraden Weg vermeidet und seine Gedanken sich wie Kinder spielend tummeln läßt, bis er sie für ein paar Schritte auf die Bahn zurückruft, nur um sie im nächsten Augenblicke wieder durch Berg und Thal zu jagen — diese Eigenthümlichkeit des Sterne'schen Humors verleitete die Deutschen, sich das fremde Wort als „Laune“ einzuheimsen. Aber Lessing selbst, der diese Uebersetzung zuerst gewagt hatte, verwirft sie wieder als völlig unzulänglich und irreführend, und seitdem steht das Wort als ein unübersetzbares und unersetzbares in unserer Sprache und sein Begriff in der Aesthetik als einer da, für den es, wie für den des Tragischen, zwar unzählige Definitionen, aber keine giebt, die uns ganz befriedigen könnte. Dem Aesthetiker, wie dem Dichter selber — man braucht nur einmal die ältere Reihe Wieland, Jacobi, Claudius, Musäus, Hippel durchzugehen — nimmt der Humor unter den Händen proteisch wechselnd die verschiedenartigsten Gestalten an, und Jean Paul selber, der größte und selbständigste Humorist der klassischen Zeit, so tief er

über seine Kunst gedacht, soviel Schönes und Wahres er über sie gesagt, in so manchem glücklichen Bilde er einzelne Seiten ihres Wesens gespiegelt hat, dieses Wesen in seiner Totalität klar und unanfechtbar auszusprechen, ist ihm nicht gelungen: weder das „umgekehrte Erhabene“ noch das „romantisch Komische“ kann als eine Begriffsbestimmung gelten, die unserem Zwecke Genüge thäte. Ebensowenig werden wir uns — außerhalb des Zusammenhanges seines ganzen festgefugten Systems der Aesthetik — bei Fr. Th. Vischer's Definition des Humors als des „absolut Komischen“ beruhigen dürfen. Denn alle diese und derlei Definitionen, nackt hingestellt oder vielleicht gar von dem Ueberleitungssatze Vischer's begleitet: „Dem Witz muß endlich einfallen, daß er sich selbst ausgelassen hat: so und nicht anders ist der Uebergang zum Humor zu begründen“, könnten nur allzu leicht zu einem verhängnißvollen Mißverständnisse führen, als werde der bloß Witzige, sofern er nur auch sich selbst zum Besten haben könnte, dadurch zum Humoristen und sei der Humor nur eine immerhin höhere Gattung des Witzes. Von diesem Mißverständnisse wäre dann nur noch ein Schritt zu der vulgären Auffassung des Humors, die ihn dem Witze oder der Komik schlechthin gleichstellt, einer Auffassung, der wir das greuliche Genre der „Humoresken“ in unseren Tagesblättern, die „humorvollen Darbietungen“ bei Vereins- und Karnevalsfesten und so manchen anderen schnöden Mißbrauch des edeln Worts verdanken. Dem vorzubeugen, sei vorweg gesagt, daß der Witz im landläufigen Sinne zwar ein Ingredienz und ein Ausdrucksmittel des Humors sein kann, ja bis zu einem gewissen Grade sein muß, mit dessen innerstem Wesen aber so wenig übereinstimmt, daß er vielmehr nach Ursprung und Absicht ihm vielfach diametral entgegensteht. Dies erhellt aus den weiteren Ausführungen des Aesthetikers, die allerdings keine neue Definition, wohl aber die beste Beschreibung des Humors nach seiner stufenmäßigen Entwicklung enthalten, die bisher gegeben ist. Ich mache mir daraus mit aller Freiheit der Einschränkung und des eigenen Urtheils soviel zu Nutze, als meine Aufgabe hier erfordert, die Aufgabe, den Weg in das Herz des Raabe'schen Humors zu finden und zu weisen.

Unterlage und Voraussetzung jedes Humors ist die Empfindung der Unvollkommenheit, ja Nichtigkeit des Endlichen, sein Ziel die Neutralisirung oder Ueberwindung des Schmerzes, den diese Wahrnehmung des Widerspruchs zwischen dem, was ist, und dem, was sein möchte, könnte, sollte, des Widerspruchs zwischen der Wirklichkeit und der Idee in dem Empfindenden hervorruft. Je nach der Stärke, der Klarheit und Tiefe dieser bedrückenden Erfahrung und der erlösenden Kraft, die ihr die Waage hält oder sie überwiegt, unterscheidet Vischer drei Stufen des Humors, den naiven, den gebrochenen und den freien Humor. Der erste bildet nur eine Vorstufe, er läßt sich mit „Laune“ bezeichnen. Der naive Humor hält sich an die einzelne „handgreifliche“ Erfahrung jenes Widerspruchs und erhebt sich nur allenfalls zu einer Ahnung seiner allgemeinen Gültigkeit. „Vergleichsweise bewußtlos“ überwindet der naive Humorist diese einzelnen persönlichen Schmerzen vermöge einer glücklichen Naturanlage, eines humoristischen Temperaments, des sog. guten Humors. Diese Gottesgabe läßt das herbe Bewußtsein des allgemeinen Uebels kaum aufkommen, und wo es geschieht, bleibt das Gefühl des unendlichen Widerspruchs „in dem Naturelement ungebrochener Lustigkeit stehen“. Typen solcher Humoristen sind Goethe's Mutter, von Dichtern vor Allen Fritz Reuter, von humoristischen Gestalten der Litteratur Jean Paul's vergnügtes Schulmeisterlein Wuz. Ihre Wirkung auf Andere kann eine vorbildliche, erheiternde, erhebende sein. Da ihnen aber der Charakter des Allgemeingültigen fehlt, so bleibt bei den Anderen immer der Bodensatz: Ja, das kannst du, aber ich bin anders — was hilft mir dein Sieg? Und so können sie nur vorübergehend und nie ganz befreien.

Dieser Stufe des naiven Humors gegenüber bezeichnet Vischer die beiden folgenden als solche des „wirklichen“ Humors. Der wirkliche, will sagen der reflectirende Humorist, der seiner Natur nach „immer Metaphysik treibt“, schreitet von der Ahnung denkend zur Erkenntniß vor: er legt bewußt das ganze Endliche auf die Folie des Unendlichen, er erweitert den einzelnen Widerspruch, den er an sich erlebt, in sich empfindet, zum Weltwiderspruche, den einzelnen eigenen Schmerz zum Weltschmerz („wenn dieses Wort nicht durch Mißbrauch lächerlich geworden wäre“). Von sich aus wird er inne, daß physisches und sittliches Uebel die Welt füllt, daß „in Wahrheit nichts rein ist“. Was dem gewöhnlichen Bewußtsein groß, bedeutend und werthvoll erscheint, löst sich für ihn als solches auf und wird dem Geringsten gleich, das Trachten und Treiben der Menschenwelt aber, das von jenem Bewußtsein bestimmt wird, zur schalen Thorheit. Demgegenüber hält die natürliche Laune nicht stand. Ja, die volle, ungehemmte Consequenz dieser Vernichtung des Endlichen müßte, zumal sie das eigene Ich nicht minder trifft, als die Außenwelt, gerade den geborenen Humoristen, der im Erhabenen heimisch mit seiner ursprünglichen Stärke des sittlichen Gefühls, seinem Herzen voll Liebe zu der Welt im Ganzen und Einzelnen doppelt leicht und tief verwundbar ist, an die Schwelle des Wahnsinns, ja zur Selbstzerstörung führen. In der That weist der Humor der Romantiker mehr als eine Gestalt unter ihnen selber wie in ihren Schöpfungen auf, die solchem Geschick verfällt — ich erinnere nur an E. Th. A. Hoffmann und seinen Capellmeister Kreisler, doch auch an zwei Hauptträger von Jean Paul's Humor, Schoppe und Leibgeber. Andere, zumal hypochondrische Naturen retten sich, wie Jonathan Swift oder Raabe's Notar Hahnenberg in den „Drei Federn“, in jenes bittere Lachen der Welt- und Selbstverachtung, in dem zwar immer noch ein universeller Schmerz und eine Größe ist, zugleich aber der gereizte Unwillen eines einzelnen unfreien Individuums sich Luft macht. Sie bleiben damit im gebrochenen Humor stecken.

Den stärkeren und gesünderen Geistern dagegen bahnt, wie Jean Paul sich ausdrückt, gerade diese Höllenfahrt des Humors in den Weltwiderspruch und Weltschmerz die Himmelfahrt. Hätt' ich die Unvollkommenheit und

den Schmerz allein in mir, ich müßte verzweifeln und vergehen; was aber allgemein ist, wie Licht und Luft, das kann im letzten Grunde, wie Schlaf und Tod, kein Uebel sein: es muß also eine Versöhnung der Widersprüche, ein Ausgleich der Schmerzen sich finden lassen! Und ein Anderes: Ist allem Erhabenen das Niedrige beigemischt, so ist auch wieder in dem Niedrigen das Erhabene, wie draußen im All, so in dem Mikrokosmus des eigenen Herzens. Und noch eins: An die Idee selber reicht die Vernichtung nicht heran, sie bleibt als innere Bürgschaft, als Ziel und Zuflucht unversehrt bestehen. Indem der Humorist sich an diesen Sätzen aufrichtet und sich erhebt, um jenes Postulat als Wahrheit zu erfinden und zu erweisen, steigt er von der Stufe des gebrochenen zu der des freien und befreienden Humors empor — freilich nicht mit einem Male, nicht ohne Rückfälle, nicht immer zu der vollen Freiheit, in der die wiedergeborene Laune der ersten Stufe, vertieft und geadelt, nunmehr souverän und darum ohne jede Bitterkeit über allen menschlichen Dingen ihr Scepter schwingt.

In der Vorrede zum „Quintus Fixlein“ weist Jean Paul die drei einzigen Wege glücklicher zu werden, die er ausgekundschaftet hat: „Der erste, der in die Höhe geht, ist: soweit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte, — ist der, mit den beiden andern zu wechseln“. Er selbst hat als Dichter den letzteren eingeschlagen: bald schwingt er sich in schwärmender Begeisterung über die Natur zu Höhen, wo das Sinnliche dem Blick entschwindet und die Seele sich im Unendlichen aufzulösen droht, bald versenkt er sich mit liebevollem Erfassen und Durchdringen des Einzelnen in die kleinste und kümmerlichste Wirklichkeit, um hier noch, die Fülle seines eigenen Gemüths empfindselig ausströmend, tausend Freuden und Wonnen zu entdecken, die dem Bedrücktesten trotz und in seiner Beschränkung erwachsen können; er ruft die Liebe und die Freundschaft, die er beide mit den zartesten Farben schmückt, den Naturgenuß, die Entzückungen andächtiger Schwärmerei, die Freude an fremder und eigener Güte zu Hülfe, um Elysium an jede Kerkerwand zu malen. Aber — schließlich bleibt doch diese Kerkerwand, bleiben jene Beinhäuser, Wolfsgruben und Stangen daneben und darunter in ihrer Bedrohlichkeit bestehen, man sieht sie nur nicht mehr, weil man sie nicht sehen soll und will. Wo er sie aber, wie in Siebenkäs' und Lenettens Ehe, sehen läßt, da klafft sofort der Bruch wieder und ist nur von einer Brücke zu überspannen, die Niemand ernstlich wagen mag zu betreten. So finden wir bei Jean Paul wohl die Ansätze und Elemente des befreienden Humors, das Streben und die Sehnsucht, aber noch nicht die Vollendung. Wie weit daran die deutsche Misère, in der er erwuchs und lebte, wie viel die eigene, mehr weich und lyrisch-sentimental angelegte Persönlichkeit Schuld trägt, bleibe dahingestellt: seiner Zeit, aus der sein Empfinden hervorgewachsen war und die ihm darum ihrerseits mit Empfänglichkeit entgegenkam, mochte er auch so genügen — uns, die fast ein Jahrhundert und darin eine beispiellose Umwandlung der Denkweise, wie des ganzen privaten und öffentlichen Lebens von ihm trennt, kann er mit allen seinen ungeheuren Schätzen an Geist, Gemüth und Poesie nicht mehr helfen. Sollte auch in unserer Zeit — und sie bedarf dessen trotz Allem vielleicht ebenso sehr wie jene frühere — der freie Humor seine befreiende Wirkung üben, so forderte das einen andern Meister, der das Beste Jean Paul's in neue Formen herüberrettend zugleich erfüllte, was Jener verhieß. Diesen Humoristen haben wir, meine ich, in Wilhelm Raabe.

Seine eminente humoristische Naturanlage offenbarte sich auf das Schönste in seinem Erstlingswerk. Während Jean Paul als Satiriker begann — er hat ihn auch nie ganz abgestreift —, finden wir hier bei dem Fünfundzwanzigjährigen nicht ein Aederchen davon, obwohl er sein Buch als ein deutscher Patriot wenige Jahre nach 48 auf der Höhe der Reactionszeit und in Berlin schrieb, vielmehr neben der sprudelnden Laune des jugendlich naiven schon vorgeahnt die Abgeklärtheit des freien Humors, die sonst erst das Ergebniß der Erfahrung und des Kampfes ist. Als dann seine Zeit dazu gekommen war, hat er auch diesen Kampf, ohne den eine humoristische Persönlichkeit großen Stils nicht in sich vollendet werden kann, durchgekämpft — wie lange und wie ernst, davon giebt, wie wir uns jetzt erinnern wollen, die Stuttgarter Romantrilogie Zeugniß. Auch das ist früher schon im Einzelnen angedeutet, wie er nach der Krisis des „Schüdderump“ seine Bahn, wenn auch unter ziehenden Wolkenschatten, ins Sonnige zurücklenkte. Nun ist ihm erst recht, wie seinem Magister Eyring in den „Gänsen von Bützow“, in seinem Museo das Kleinste zum Größten geworden und wiederum, aber reiner und gewisser als zuvor, vernimmt er den Einklang in den Dissonanzen des Lebens; vor seinen Augen steht das Weltganze nicht mehr widerspruchsvoll in zwei Hälften auseinanderfallend — die Idee der Wirklichkeit polar entgegengestellt —, sondern Beides einander durchdringend als Einheit da. Durch alles Endliche scheint ihm das Ewige hindurch, es scheint auch durch Beinhäuser, Wolfsgruben und Stangen, und er zeigt sie uns nicht minder getrost wie Aehren und Lerchennester. Das dumpfe Rollen des Schüdderump hat seine markerschütternden Schrecken für ihn und uns verloren, seit daraus auch nur eine der Formen von „Gottes Wunderwagen“ geworden ist. Das Lebensleid, sonst als Pfahl im Fleisch, als ein stets quälender Stachel und eine ungehörige Hemmung des Lebenstriebes empfunden, hat seine Stelle und sein Amt im Lebensganzen erhalten: es gehört zur Lebensfreude, wie der Schatten zum Licht, die Eins

nicht ohne das Andere sein können, sein dürfen. Wer das erkannt und nun „darauf verzichtet hat, den Weg der Ideale anders als unter Enttäuschungen und Schmerzen zu wandeln, von dem ist die Pein des Schmerzes und der Enttäuschung genommen". Auch wo er gehaltenen Schrittes und gesenkten Auges den Schmutz der Gasse durchschreiten muß, weiß er die Sonne oder die ewigen Sterne über sich, deren Widerschein ihm aus dem Schmutze selbst tröstend entgegenblickt. In solchem Licht darf unser Dichter kühn in die Tiefen des Lebens und der Menschenbrust hinabsteigen, ohne für seine Bilder der Wirklichkeit eine andere, schönfärberische Beleuchtung suchen oder sich und uns hinterdrein in schwärmerischen Enthusiasmen entschädigen und erholen zu müssen. Und darum ist er auf der einen Seite von Cynismus, wie von Frivolität so rein, wie kein anderer Humorist der Weltlitteratur — ein Kind könnte ihn lesen, wenn es ihn verstände —, auf der andern so frei von weichlicher Empfindsamkeit, wie wir es wenigstens seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr am Humor gewöhnt sind. War einst Jean Paul der Liebling der Frauen, so ist Raabe, so schön und nütze auch ihnen seine Bücher sind und soviel sie ihm dafür zu danken haben, doch erst recht ein Mann für Männer und gerade für die Männer unseres Säculums. In einem Zeitalter des materiellen Aufschwungs, das nur zu leicht die Schätzung rein geistiger Werthe verliert, in einer Zeit zugleich eines gemüthsarmen Bildungs- und Machthochmuths kann er ihnen die Wage ins rechte Loth stellen. Inmitten des wüthenden Parteihaders politischer, confessioneller, socialer Gegensätze, der die Gegenwart zerreißt und den Einzelnen vereinseitigt, lehrt er, der eben als Humorist über jeder, aber auch jeder Partei steht, wieder die höchste Tugend, aus der die anderen alle entspringen, Gerechtigkeit: der „Communist" Spörenwagen und seine Freundin, das fromme Kind Phoebe, die jüdische Baronin Salome mit dem „Götterblut" und der arme verzauste Straßenschmetterling „im alten Eisen", der ausgebrochene Beveraner Horacker und sein Lottchen Achterhang, Pastoren und Junker, Herzöge und Schulmeister, Armenhäusler, Hofdamen, Alltagsphilister und Sonderlinge jeder Art — für sie alle hat der Dichter, dem nichts Menschliches fremd ist, dasselbe Verständniß und das gleiche Herz, ihnen allen giebt er, aber für sie alle verlangt er auch — ihr Recht. Einer Generation endlich, die neben dem Uebermenschenthum auch soviel Lebensangst und Lebensekel in sich hegt, kann er — und das ist immer wieder die Hauptsache — das Leben nicht bloß leidlich, sondern freudig tragen helfen, indem er ihnen durch seinen und seiner Helden, ja wohl Helden Vorgang seinen Humor „als Lebensstimmung" vermittelt. „Die Welt ist eine harte Nuß zu knacken, und wenn man sie auf hat, ist sie hohl", schreibt die alte vergrämte Dorette Kristeller aus der Apotheke zum wilden Mann an Phoebe, „dieses war mir bekannt als ein altes wahres Wort. Aber nun weiß ich durch deinen Umgang in den paar Tagen des Juli, daß das Wort doch nur halb oder auch gar nicht wahr ist. Mein liebes Herzenskind, durch dich weiß ich nun, die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur etwa die Zunge oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu thun, darauf schmeckt man ihn nicht". Diese stammelnden Worte des armen alten Mädchens enthalten schließlich in ihren Sinn und Ton gefaßt die Quintessenz des Raabe'schen, wie jenes freien und befreienden Humors, die humoristische Theodicee.

Wir dürfen und wollen gewiß über dem betrachtenden Humoristen nicht den schaffenden Dichter, den gestaltenden Künstler in Raabe vergessen — ihm sollen die nächsten Stücke allein gehören. Aber daß Raabe einer der wenigen lebenden Schriftsteller ist, die in ihren Werken eine eigene geschlossene Weltanschauung offenbaren und daß es gerade diese Weltanschauung ist, das giebt ihm seine ganz einzige Stellung innerhalb unseres modernen Schriftthums, das letztere ist es auch vornehmlich, was ihm neben der Menge derer, die ihn lesen wie andere Schriftsteller auch, eine Gemeinde geschaffen hat, wie sie sonst keiner unserer Neueren besitzt: die Kreise, die Keller oder Storm oder Mörike verehren, haben alle im Wesentlichen einen ästhetischen, die Raabegemeinde allein hat einen ganz überwiegend ethischen Charakter. Sie bildet, wenn man den Ausdruck recht verstehen will, eine Secte, eine Freimaurerei; denn ihre Zugehörigen erkennen und finden sich ohne weitere Worte schon in seinem Namen als Gleichgesinnte, und ihr Verhältniß zu dem Meister erschöpft sich nicht in dem immerhin kühlen Affect einer Bewunderung des Schönen, sondern ist zugleich das ganz persönliche der Liebe und Dankbarkeit für alles Wahre und Gute, das er ihnen im Schönen gegeben hat und das sie mit Hingebung in sich und die eigene Lebensnorm aufgenommen haben. Sie sitzen aber wahrhaftig nicht hier zu Lande um ihn herum, im Gegentheil — durch alles Volk deutscher Zunge daheim und draußen weit in der Diaspora, unter Männern und Frauen, Jungen und Alten, Gläubigen und Ungläubigen ist das Volk zu Tausenden verstreut, dem es, wie die alte Jane im „Schüdderump" der Frau vom Lauenhofe gegenüber sich ausdrückt, eine Ehre ist, ihn lieb zu haben, und deren Mund nicht von ihm reden kann, ohne daß das Herz mitredet.

Grabstätten der Welfen.

31. Schönau[1]).

Der Name Schönau weckt für das Welfenhaus trübe Erinnerungen. Eine große Hoffnung wurde hier zu Grabe getragen. Die romantische Hochzeit Heinrich's, Heinrich's des Löwen Sohnes, mit Agnes von Hohenstaufen zu Stahleck am Rhein gewann nach dem Tode von Agnes' Vater, dem Pfalzgrafen Konrad, 1195 dem Welfischen Hause die Rheinpfalz; mit dem frühzeitigen Tode des einzigen Sohnes dieser Ehe, Heinrich's d. J., ging sie ihm schon im Jahre 1214 wieder verloren. Pfalzgraf Heinrich, der Vater, hatte erst im Herbste des Jahres 1212 die Rheinpfalz seinem Sohne als selbständiges Fürstenthum übergeben. Dieser hatte sich erst seit

[1]) Vgl. über Schönau besonders die gründliche Abhandlung des Oberamtsrichters Maximilian Huffschmid „Beiträge zur Geschichte der Cistercienserabtei Schönau bei Heidelberg" in der Zeitschrift f. d. Gesch. des Oberrheins. N. F. Band VI. (1891) S. 415—49 u. Bd. VII (1892) S. 69—103.

Kurzem mit Mechtild von Brabant vermählt, als er ohne Erben zu hinterlassen am 25. April 1214 plötzlich verstarb. Sein Vater hielt die Ansprüche an die Pfalz zwar aufrecht, nannte sich auch nach wie vor Pfalzgraf bei Rhein, aber er vermochte seine Anrechte nicht geltend zu machen. König Friedrich II. verlieh die Pfalz als ein erledigtes Lehen an Otto von Wittelsbach[2]).

Wie die Großeltern, Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen und seine Gemahlin Irmingard, so wurde auch der junge Pfalzgraf Heinrich im Cistercienserkloster Schönau bei Heidelberg begraben. Denn dieses, eine Gründung Bischof Burkhard's II. von Worms und am 21. März 1145 bezogen, im lieblichen Thale der Steinach oberhalb Neckarsteinach gelegen, nahm unter den geistlichen Stiftungen der Gegend die vornehmste Stelle ein. Heute sind zwar von der alten Herrlichkeit nur noch sehr dürftige Ueberbleibsel zu sehen. Das im spätromanischen Stile erbaute Refectorium, das jetzt als evangelische Kirche benutzt wird, das stattliche Klosterportal, das sogenannte „Hinkelhaus“ mit romanischem Unterstock, ein Bogenüberrest der Klosterküche, einige Grabsteine, die zum Theil, wie der Blikger's von Steinach und seiner Frau Adelheid von Neipperg, in einem Privatgebäude eingemauert sind —: das ist so ziemlich Alles, was von den umfangreichen, stolzen Bauwerken und Denkmälern der Vorzeit sich hier bis auf unsere Tage erhalten hat. Als nach Einführung der Reformation 1560 die letzten Mönche das Kloster verlassen hatten, wurde dieses von Kurfürst Friedrich III. niederländischen Flüchtlingen französischer Zunge zum Aufenthalte überlassen, die sich hauptsächlich mit Tuchmacherei beschäftigten. Die Verwüstung des Klosters scheint dann mehr in Friedenszeit allmählich durch diese Fremdlinge, als durch den dreißigjährigen Krieg und die Raubzüge König Ludwig's XIV. erfolgt zu sein.

Auch von dem Grabe unseres Pfalzgrafen Heinrich ist keine Spur mehr übrig geblieben. Huffschmid hat es als sehr wahrscheinlich hingestellt, daß wir diese Stätte, wie die Gräber von Heinrich's mütterlichen Großeltern in dem Capitelsaale werden zu suchen haben, der später zum Pferdestalle entwürdigt wurde und jetzt gänzlich verschwunden ist[3]). Wir werden seinen bedachten Folgerungen nur zustimmen können. Die Grabinschrift ist uns von Freher überliefert; sie ist gemeinschaftlich für Heinrich und seinen Großvater Konrad abgefaßt und lautet[4]):

Anno . dominice . incarnationis . MCXCV . VI . idus . novembr . obiit . illustris . princeps . dominus . Conradus . comes . palatinus . Rheni . dux . Sueviae . comes . in . Gemino . ponte . germanus . Friderici . barbarossae . imperatoris.

Anno . [dominice . incarnationis . MCCXIV . VII .] kal . Maii . obiit . illustris . princeps . dominus . Henricus . comes . palatinus . Rheni . dux . Saxonie . supradicti . Conradi . ex . filia . nepos.

2) Lothar v. Heinemann, Heinrich von Braunschweig S. 154 f.

3. A. a. O. Bd. VII S. 81 ff.

4) M. Freher, Origines Palat. (1599) I, 75. Die übrigen Drucke, ihre Abweichungen 2c. vgl. bei Huffschmid Bd. VII S. 76 f.

Die Grabsteine waren zu der Zeit, als Freher nach Heidelberg kam (1588), schon verschwunden; er wird die Inschriften von irgend einem Gewährsmanne, vielleicht, wie Huffschmid annimmt, von dem Professor H. Witekind in Heidelberg erhalten haben. Daß sie den Wortlaut der ursprünglichen Grabinschriften nicht richtig wiedergeben, leuchtet ein; schon der Herausgeber der Origines Guelficae und Andere nahmen an ihnen Anstoß. Neuerdings hat Huffschmid (S. 78) die Gründe, die sie verdächtig erscheinen lassen, zusammengestellt. Er sagt u. A. mit Recht, daß es ganz unmöglich sei, daß im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dem Pfalzgrafen Heinrich eine Inschrift mit Verweisung auf eine voranstehende gesetzt worden sei. Er sucht die Fassung der Inschrift nun so zu erklären: „Wie es scheint“, sagt er, „wurden Konrad's und Heinrich's Gebeine später wegen eingetretenen Raummangels in einem Sammelgrabe vereinigt und die Grabplatte mit den überlieferten Inschriften versehen, welche möglichst gleichlautend und deshalb zu gleicher Zeit angefertigt sein müssen, auch wegen ihrer Länge nicht um den Stein laufen konnten, sondern, wie aus den Worten „supradicti“ hervorgeht, in Zeilen abgetheilt waren“. Das ist an sich nicht unmöglich, kommt mir aber doch nicht recht wahrscheinlich vor. Ich glaube nicht, daß man sich auf diese Weise bei Raummangel geholfen haben würde. Mir scheint viel natürlicher die Erklärung zu sein, daß die jetzt überlieferte Fassung von dem Gewährsmanne Freher's herrühre, der die Inschriften der alten Grabsteine nicht diplomatisch getreu wieder zu geben suchte, sich auch nicht scheute, auf eigene Hand kleine Zusätze zu machen, durch die er die betreffenden Personen für sich und seine Zeitgenossen sicherer und kenntlicher bezeichnete. Es wäre dasselbe Verfahren, das auch bei Wiedergabe der Wittenberger Grabinschriften eingeschlagen worden ist, und das wir bereits früher kennen gelernt haben[5]). So wäre auch der Ausdruck „supradicti“ auf das Einfachste erklärt. Vor den Worten „kal . Maii“ ist eine Lücke. Ich habe diese nicht nur, wie Huffschmid, durch die Jahreszahl 1214, die die Stader Annalen[6]) außer Zweifel stellen, sondern auch durch Einfügung eines genaueren Tagesdatums ausgefüllt. Letzteres habe ich aus dem Necrologium des Klosters Seligenthal genommen, das die Monumenta Boica T. XV (Monachi, 1787) enthalten. Es heißt hier S. 521:

VII . Kal . Maj . Henricus junior palatinus.

Der Herausgeber weiß diesen Pfalzgrafen zwar nicht unterzubringen und setzt die Worte hinzu: „hunc aliis divinandum relinquimus“. Aber es kann wohl nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß wir hier unseren jungen Welfenfürsten vor uns haben, der im Kloster Schönau 1214 so früh sein Grab fand. Er ist demnach am 25. April gestorben.

Auch das Bruchstück eines Gedichts von einem Epitaph des Pfalzgrafen Heinrich, das zu Freher's Zeit ebenfalls schon verschwunden war, hat uns dieser überliefert. Es lautet[7]):

5) Vgl. S. 140.

6) Monum. Germaniae Script. XVI S. 356.

7) Vgl. Huffschmid a. a. O. Bd. VII S. 79.

Princeps . magnificus . comes . aulae . gloria . Rheni . iunior . Henricus . . . . .

Aus Heinrich's Zeit kann das Gedicht nicht herrühren, es dürfte, wie Huffschmid annimmt, dem 14. Jahrhundert seine Entstehung verdanken. Wo das Denkmal einst im Kloster Schönau eine Stelle gehabt habe, darüber können wir jetzt nicht einmal Vermuthungen aufstellen.

32. Glogau[1]).

Aus der Verborgenheit hervorgezogen ist erst seit Kurzem das Grabdenkmal einer Braunschweigischen Herzogstochter, das zu den schönsten plastischen Kunstwerken Schlesiens gezählt wird, der Grabstein der Herzogin Mathilde, einer Tochter Herzog Albrecht's des Großen zu Braunschweig und Lüneburg, die sich im Jahre 1292 mit dem Herzoge Heinrich III. von Glogau vermählte. Dieser starb am 9. December 1309 und wurde im Kloster Leubus begraben. Der Todestag seiner Gemahlin ist unbekannt, sie muß in der Zeit zwischen dem 27. October 1317 und 29. Januar 1319 verschieden sein. Die Glogauer Annalen berichten, daß ihr und ihres Gemahles Steinbildniß im hohen Chore des Domes zu Glogau aufgestellt worden sei. Andere Quellen sagen, Mathilde sei in Glogau begraben. Dazu stimmen auf's Beste die mancherlei Stiftungen, mit denen sie nach dem Tode ihres Mannes dieses Gotteshaus bedachte. Von dem Bildnisse Herzog Heinrich's verlautet später nichts mehr; es wird da nur noch des seiner Gemahlin Mathilde gedacht, das offenbar als Figurengrabstein ein Hochgrab bedeckte. Im Laufe der Zeit hat das Denkmal wiederholt seinen Standort gewechselt. Im Jahre 1841 befand es sich unter dem Orgelchore, während an der Kanzel der Grabstein der Fürstin gelegen haben soll. Da letzterer jetzt leider verschwunden ist, so können wir nicht mehr feststellen, ob wir eine Inschriftplatte des Hochgrabes, auf der jene Figur ursprünglich ruhte, oder ein selbständiges Werk darunter zu verstehen haben. Der Stein wird im Jahre 1843, wo eine Umpflasterung der Kirche erfolgte, verloren gegangen sein. In dieser Zeit wurde auch der Figurengrabstein der Herzogin entfernt und in die Gruft des Domes geschafft, wo er lange Jahre völlig unbeachtet und stark verwahrlost liegen blieb. Erst der erfolgreichen Thätigkeit des Provinzialconservators, Landbauinspectors Lutsch, ist es zu danken, daß er zu Anfang der neunziger Jahre wieder in die oberen Kirchenräume gebracht und nun auch würdig wiederhergestellt wurde. Die fehlenden Theile wurden vorsichtig ergänzt und das Ganze von einer dicken Schicht von Kalkfarben befreit, so daß nun die Spuren der alten bunten Bemalung wieder hervortraten. Der Grabstein bildet jetzt, in Mitten der H. Drei Königscapelle, der ersten nordwestlich gelegenen Seitencapelle des Domes, aufgestellt, eine hervorragende Zierde des ehrwürdigen Gotteshauses.

Der Arbeit R. Becker's über das Grabmal Mathilde's ist ein wohlgelungenes Lichtdruckbild von ihm beigegeben. Es zeigt uns die Fürstin ohne Krone und heraldisches Beiwerk in einem schlichten, durch keinen Gürtel zusammengehaltenen, bis auf die Füße herabwallenden Gewande. Die Oberarme bedeckt ein Mantel, der ebenfalls den Boden berührt. Die Unterarme in eng anschließenden Aermeln sind auf dem Leibe gekreuzt; die Rechte liegt über der Linken, von der ein Rosenkranz herabhängt. Der von langem Wittwenschleier umgebene Kopf ruht auf zwei Kissen, die übereck auf einander gelegt sind; die Füße stehen auf der zusammengekauerten Gestalt eines Zwerges, den die Sage zu einem treuen Diener der Fürstin gemacht hat, der bei dem Tode seiner Herrin aus Kummer gestorben sei. Die Körperhaltung wie die Gesichtszüge der Frau sind ruhig und edel; auch ohne äußere Abzeichen erkennt man, daß eine Person von vornehmer Abkunft hier zum Todesschlafe gebettet liegt.

[1]) Vergl. besonders Robert Becker, Das Grabmal der Herzogin Mathilde von Glogau. Sonderabdruck aus Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Breslau 1895.

33. Karlsruhe in Schlesien.

Durch die Herzogin Friederike (Sophie Charl. Auguste), die Erbtochter Herzog Karl Christian Erdmann's von Württemberg-Oels, kam das Fürstenthum Oels an das Haus Braunschweig. Sie heirathete am 6. Sept. 1768 den Herzog Friedrich August zu Br. u. Lün., den Sohn Herzog Karl's I. Da die Ehe kinderlos blieb, so wurde später (1785) in die Belehnung mit dem Fürstenthume des Herzogs Neffe, Friedrich Wilhelm, mit aufgenommen, der demnächst dem Namen Braunschweig-Oels so hohen Glanz verleihen sollte. Friederike hat den Anfall des Fürstenthums an ihren Gemahl nicht mehr erlebt; sie starb schon am Abend des 4. November 1789 zu Berlin an den Blattern. Ueber ein Jahr lang blieb die Leiche in Berlin. Dann wurde sie von dem Herzoglichen Regierungsrath von Ende nach Karlsruhe in Schlesien abgeholt, wo sie des Mittags am 27. Januar 1791 in der Gruft unter der Sakristei der 1771 erbauten Sophienkirche beigesetzt wurde. Den Sarg bedeckte eine schwarze, mit dem in Silber gestickten Braunschweigischen und Württembergischen Wappen verzierte Sammetdecke. Wenige Jahre darauf wurden auch Friederike's Eltern in der unscheinbaren Gruft beigesetzt. Ihr Vater starb am 14. December 1792, ihre Mutter Marie Sophie Wilhelmine, eine geborene Prinzessin von Solms-Laubach, am 26. März 1793. Dann wurde die Gruft vermauert. Friederike's Gemahl, der Herzog Friedrich August, der am 8. Octbr. 1805 zu Eisenach starb, wurde in der Stadtkirche St. Peter und Paul zu Weimar an der Seite seiner berühmten Schwester, der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, begraben.

34. Hoya.

Nach dem Tode Graf Otto's II. von Hoya († 1324) regierten seine Söhne, Graf Gerhard III. und Johann II., anfangs gemeinsam, bis sie gegen Mitte des 14. Jahrhunderts — der Zeitpunkt ist nicht genau bekannt — ihre Lande theilten. Gerhard, der die ältere Linie der Grafen von Hoya begründete, erhielt den nördlichen Theil, die Niedergrafschaft, und schlug in Hoya sein Hoflager auf, während Johann die Obergrafschaft bekam und Nienburg zu seiner Residenz erwählte. Von ihm

stammt die jüngere Linie des Hauses Hoya ab. Die ältesten Söhne der genannten Stammväter der beiden Hoyaschen Linien heiratheten in zweiter Ehe je eine Tochter des Herzogs Magnus mit der Kette zu Braunschweig und Lüneburg. So werden zwei Schwestern aus Welfischem Blute in der Grafschaft Hoya, die eine in Hoya, die andere in Nienburg a. d. Weser, ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Graf Otto III., Gerhard's III. Sohn, war in erster Ehe mit einer Frau Adelheid von unbekannter Herkunft vermählt gewesen und verlobte sich nach deren Tode am 4. Mai 1371 mit Mathilde, Herzog Magnus' Tochter, die ihm aber wegen ihrer Jugend erst viel später, wohl nach dem 13. December 1384 die Hand reichte. In einer Urkunde vom J. 1416 macht Graf Otto eine Schenkung an die Kirche zu Hoya, in der Eltern, Geschwister, Frau — unter der wir nur Adelheid verstehen können — und Kinder ruhen und in der, wie er schreibt, „wir selven denken inne to rouwende na unserm dode[1])". Ihm ist dieser Wunsch auch jedenfalls erfüllt worden; sein Leichenstein ist in der Kirche dort noch erhalten[2]); er starb am 13. April 1428. Jener Stein zeigt zwei Figuren unter gothischen Baldachinen, zur Linken des Beschauers den Grafen in Harnisch. Die andere Figur, eine weibliche, war zu der Zeit, als Mithoff seine Aufnahmen machte, durch Kirchenstühle verdeckt. Auch jetzt ist dies noch zum Theil der Fall. Da ferner ein Wappen nicht zu erkennen und die Inschrift nur in Bruchstücken lesbar ist, so muß es vorläufig dahin gestellt bleiben, welche von den beiden Gemahlinnen des Grafen Otto hier abgebildet worden ist. Mathilde ist am 23. Februar wohl im J. 1433 verschieden. Ihre Tochter, die Aebtissin in Wienhausen war, stiftete am 13. Juli 1434 ihrer Mutter, ihrem Vater und anderen Verwandten in diesem Kloster eine Gedächtnißfeier, ohne dabei zu erwähnen, wo jene die letzte Ruhe gefunden. Wäre sie in Wienhausen selbst begraben worden, so würde die Tochter das bei dieser Gelegenheit zweifellos erwähnt haben. Wir müssen daher ihre Grabstätte anderwärts suchen. Da liegt nun aber nichts näher als anzunehmen, daß Mathilde in der Familiengruft zu Hoya, wo auch der Gemahl ruhte, ebenfalls bestattet worden ist.

35. Nienburg an der Weser.

Die zweite Tochter des Herzogs Magnus II., die sich nach Hoya verheirathete, war Helene, die sich im Jahre 1390 mit Graf Erich I. von Hoya verlobte und vor dem 24. August 1396 vermählte. Dessen erste Gemahlin war Anna von Schauenburg gewesen. Erich erscheint urkundlich zuletzt am 29. Juni 1426; am 25. September des folgenden Jahres wird er bereits als todt genannt; er muß also in der Zwischenzeit verstorben sein. Daß er in der Kirche zu Nienburg begraben ist, bezeugt eine Urkunde vom 16. März 1440, die von der Dotirung eines Altars der dortigen Kirche von Seiten des Grafen Johann von Hoya handelt, dessen Eltern hier beigesetzt seien. Es waren dies Graf Erich und seine erste Gemahlin Gräfin Anna. Wann Helene, seine zweite Frau, gestorben ist, wissen wir nicht; auch haben wir kein urkundlich sicheres Zeugniß für ihre Beisetzung. Heinrich Gade berichtet in seiner Geschichte der Stadt Nienburg S. 31, daß auch Helene in der Kirche zu Nienburg begraben sei. Das ist nach Lage der Sache höchst wahrscheinlich, aber als gewiß vorläufig nicht zu erweisen. Die gräfliche Gruft, die sich unter dem Chore befand, wurde bei einem 1830 vorgenommenen Umbau geöffnet und über den Befund nach Gade (S. 67) von der Kirchencommission ein Protocoll aufgenommen. Leider ist dieses weder im Consistorium noch im Staatsarchive zu Hannover, noch in der Kirchenregistratur zu Nienburg erhalten. Aus den Aufzeichnungen des damaligen Superintendenten Effler geht nur hervor, daß das Gewölbe 7' hoch, 12' lang und 9¾' breit gewesen, daß es wieder vermauert und zur Bezeichnung der größte von allen in der Kirche vorgefundenen Leichensteinen oben darauf gelegt worden sei[1]). Gade berichtet a. a. O., daß „sich in den Gräbern nichts mehr vorgefunden habe, als einige kleine Knochenreste, ein wenig Haare und Fragmente von vermoderten Seidenstoffen". Auch in der Kirche, die mehrere Denkmäler der letzten Grafen von Hoya birgt, ist ein Grabstein der Gräfin Helene nicht auf uns gekommen.

36. Zerbst.

Dorothea Hedwig, die älteste Tochter des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg, das älteste Kind aus erster Ehe, dessen Geburt (13. Februar 1587) der Mutter das Leben kostete, vermählte sich am 29. December 1605 zu Wolfenbüttel mit dem Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst. Die Ehe währte nur kurze Zeit. Von den vier Töchtern, die ihr erwuchsen, kamen nur zwei lebendig zur Welt, Dorothea und Eleonore, von denen jene die zweite Frau Herzog August's von Braunschweig-Wolfenbüttel wurde. Bei der Geburt des vierten Kindes fand Dorothea Hedwig am 16. October 1609 den Tod. Das Kirchenbuch sagt darüber Folgendes[1]):

„Anno Domini 1609 den 16. Octbr. vfn abend ein viertel nach Newn vhr ist die hochgeborne Fürstin, fraw Dorothea Hedwig, geborne hertzogin zu Braunschweig vnd Luneburgk, in schweren Kindes Nöthen beneben der Frucht mit Tods verblichen, das Kind aber als ein Junges frewlein, den dritten Tag allererst von ihr kommen, (ein großes Wunder)."

Am 23. October fand ein feierliches Leichenbegängniß statt. Der Sarg, der neben der Fürstin auch das jüngste Töchterchen umschloß, wurde in der Gruft der Bartholomäikirche zu Zerbst beigesetzt. Hier hat er bis vor Kurzem gestanden. Erst im Herbste des Jahres 1899 ist er, da an der Kirche Anbauten vorgenommen werden sollten, mit dem Sarge ihres Gemahls und einigen anderen in die Gruft des Herzoglichen Schlosses

1) Vgl. Hoyer Urkundenbuch hg. von Wilh. v. Hodenberg VIII. Abth. Nr. 213. In Bezug auf die Genealogie s. in der Einleitung die Stammbäume und Erläuterungen.

2) Mithoff, Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen V. Bd., S. 166.

1) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Superintendenten Lührs in Nienburg.

1) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Hülfspredigers Vahlteich in Zerbst.

zu Zerbst übergeführt. Dorothea Hedwig ruht hier jetzt in der dritten Kammer zur rechten Seite ihres Gatten.

Der Sarg trägt auf der oberen, vom Kopfe gesehen linken Längsseite in großen Buchstaben eine lange lateinische Inschrift, in der Vater und Mutter, deren Eltern, der Gemahl, dessen Vorfahren, die Hochzeit, die Kinder, die Todeszeit und -art, die Lebensdauer und die Beisetzung erwähnt und die Tugenden der Entschlafenen gepriesen werden.

Büttner Pfänner zu Thal führt in seinen Bau- und Kunstdenkmälern Anhalts (S. 442) bei der Beschreibung der Bartholomäikirche zu Zerbst auf deren Nordseite ein Epitaph mit schönem Renaissancerahmen auf, das das Anhaltische und das Braunschweigische Wappen und an den Seiten 16 kleinere Wappenschilde enthalte. Er setzt es in das 17. Jahrhundert, führt aber leider weder Inschrift noch Namen an[2]). Dennoch dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier ein Grabdenkmal der Fürstin Dorothea Hedwig vor uns haben.

37. Schleiz.

Die Bergkirche zu Schleiz, die wegen ihrer hohen Lage und ihres stattlichen Aeußeren weithin in der Gegend einen malerischen Anblick gewährt, birgt auch in ihrem Innern manches Denkmal, das für die Geschichte dieser Lande von hoher Bedeutung ist. Denn längere Zeit ist dieses Gotteshaus die Begräbnißstätte der hier regierenden Herrscher gewesen. Leider vermissen wir jetzt das Grabdenkmal, das früher die Erinnerung an eine Welfische Fürstentochter hier wach erhielt, an Katharina, die Tochter Herzog Franz' von Gifhorn, die sich am 9. April 1564 mit Heinrich VII. von Reuß, Burggrafen von Meißen, vermählte. Die Ehe währte nur kurze Zeit. Schon am 10. December 1565 ist Katharina im 18. Jahre ihres Alters an den sog. Kindsblattern (Masern) gestorben. „Noch in gedachtem Monat Decembri", berichtet Beckler[1]), „wurde sie auf die Berg-Kirch zur heiligen Marien getragen und daselbst im Chor, allwo Ihr nachmahls ein schönes Epitaphium zu stets-währendem Gedächtniß aufgerichtet, Fürstlich begraben: Sonst war Sie insgemein die schöne Burggräfin genant".

Das Grabmal war von Holz gefertigt und hat deshalb dem Zahne der Zeit nur schlecht zu widerstehen vermocht. Es war allmählich so schadhaft geworden, daß es in den 20er Jahren des Jahrhunderts entfernt werden mußte. Nur wenige Ahnenwappen, die noch in der Bergkirche hangen, sind davon erhalten geblieben. Doch ist das Denkmal wenigstens in einer guten Abbildung, die auf Holz in Oel gemalt sich im Fürstlichen Schlosse zu Schleiz befindet, auf uns gekommen. Danach hat der alte Beckler Recht, wenn er von der „schönen Burggräfin" spricht. Anmuthig und jugendfrisch sind die Züge der Frauengestalt, die mit gefalteten Händen, wie es scheint, auf dem Söller einer Burg niederkniet, von dem sich der Blick in eine hügelreiche liebliche Landschaft eröffnet. Auf einer Tafel neben ihr stehen die Sprüche 1 Timoth. 1, 15 und 1 Joh. 1, 7. Ueber und unter dem Bilde sind längliche Felder mit Arabesken und Genien ausgefüllt. Neben dem oberen steht rechts das Wappen des Herzogs Franz, links das Sachsen-Lauenburgische von Katharina's Mutter Klara in besondern Feldern. Daran schließen sich rechts und links an dem Mittelbilde herunter zwei lange Felder, die je 12 Wappen, zu Paaren zusammen gestellt, enthalten, darunter neben dem unteren Arabeskenfelde dann nochmals rechts und links je ein Wappenpaar. Ueber den 28 paarweise verbundenen Wappenschilden stehen die Namen der Personen, die sie führten. Es sind rechts die Eltern (2), Großeltern (4) und Urgroßeltern (8) von Katharina's Vater, links ebenso die ihrer Mutter. Bei der Urgroßeltern der Letzteren scheinen sich vermuthlich durch den Maler zwei kleine Versehen eingeschlichen zu haben. Statt Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, müßte es: Friedrich II., statt Friedr: II., Herzog zu Stettin, Erich II. heißen. Das Denkmal krönt ein Aufsatz, der in der Mitte das Braunschweigische Wappen in eigenthümlicher Verbindung mit dem Reuß-Meißenschen zeigt. Am Fuße steht folgende Inschrift:

„Von Gottes Gnaden Caterina des Heiligen Römischen Reichs Burggräfin zu Meissen, Gräfin zu Hartenstein, Fraw zu Plaven und Gera, Gebohrne Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg u. s. w. Ist in Gott selig entschlaffen den 10. Decembr. früh zwischen 2. und 3. Uhr im 1565 Jahr. Ihres Alters im 18. Jahr und liegt alhier begraben".

Am 22. September 1896 wurde eine amtliche Besichtigung der Burggräflichen Gruft in der Bergkirche vorgenommen, an der u. A. auch Herr Archivrath Dr Schmidt aus Schleiz Theil nahm, dem ich diese und andere Nachrichten, auch eine gute Photographie des erwähnten Bildes verdanke. Es wurden vier Zinksärge in der Gruft gefunden, von denen der erste, der keine Inschrift trägt, in Erwägung aller Umstände als der Katharina's, der „schönen Burggräfin", festgestellt wurde.

2 Eine Inschrift fehlt dem Denkmale, welches so hoch hängt, daß man von unten auch die 16 kleinen Ahnenwappen nicht erkennen kann.

1) Illustre Stemma Ruthenicum (Schleiz 1684) S. 202.

Bücherschau.

Fr. von der Wengen, die Schlacht von Vionville-Mars la Tour und das Königl. Preuß. X. Armee-Korps. Eine kritische Studie über die 19. Division. Berlin, Militair-Verlagsanstalt 1900. 34 S. gr. 8°. — ℳ 80.

Es handelt sich namentlich über die Haltung des Generalleutnants v. Schwartzkoppen und den Angriff der 38. Infanterie-Brigade in jener Schlacht, worüber der Generalstab in seinem 1874 erschienenen Werke und im 25. Hefte der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" (1898) zwei ziemlich stark von einander abweichende Darstellungen gebracht hat und worüber zwischen dem Hauptmann Hoenig und dem General v. Scherff eine heftige Polemik entstanden ist. Der Verf. schildert und beurtheilt die Vorgänge in anschaulicher objectiver Weise. Ist bei diesen auch unser Husarenregiment, das sich bekanntlich gerade an diesem Tage frische Lorbeeren erwarb, unbetheiligt gewesen, so werden doch auch bei uns die klaren Ausführungen des Verfassers, der gelegentlich auch weiter ausholt und jene Ereignisse im Rahmen der ganzen Schlacht behandelt, auf besondere Theilnahme rechnen können.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 4. November **1900.**

Wilhelm Raabe.

III.

„Mancherlei Gaben, aber ein Geist": dem Geiste des Raabe'schen Humors bin ich im vorigen Stücke nachgegangen; versuchen wir diesmal den mancherlei Gaben des Poeten als solchen gerecht zu werden, kraft deren eben der Geist sich den Körper oder vielmehr die Körper baut, darin er uns erkennbar werden und sich mittheilen kann. Wohlverstanden: diese Einkörperung des Geistes in die Dichtungen geschieht bei Leibe nicht so, wie etwa Gerber uns glauben machen will, daß der Humorist zunächst bewußt, ja systematisch eine allgemeine Idee hernimmt, für diese einen besonderen Fall der Erscheinung construirt, in dem sie angeschaut werden kann, und dazu dann die zweckmäßige Kunstform wählt, um auf solchem Umwege vermittelst der Poesie Satz für Satz und Schritt für Schritt seine Lebensphilosophie ad hominem zu erweisen und in anmuthender Einkleidung an den Mann zu bringen. So entstehen wohl Lessing'sche Fabeln, aber kein Raabe'scher Roman. Vielmehr ist bei Raabe, wie bei jedem wirklichen Dichter — man höre Goethe zu Eckermann reden über die „Idee" im Tasso — das besondere concrete Bild, das Stück innerlich gesehenen und poetisch empfundenen Lebens, das nach künstlerischer Gestaltung verlangt, das Erste und ursprünglich allein Wichtige. Aber allerdings ist dies Bild auf dem Grunde seiner eigenthümlichen Weltanschauung entstanden und muß ihr daher — etwaige Schwankungen der Stimmung ins Ganze hineingerechnet — von vornherein im Wesentlichen gemäß sein, und die Gestalt, die es demnächst gewinnt, die Beleuchtung, in die es dabei gerückt wird, müssen ebenfalls auch ohne jede bewußte Absicht des Dichters durch seine Weltanschauung, in unserem Falle also durch die humoristische, in entscheidender Weise bestimmt werden. So sind alle Dichtungen zugleich Offenbarungen der philosophischen Denkart ihres Schöpfers; wer aber womöglich in jedem einzelnen Kunstwerke eine besondere Idee aufspüren will, die darin geflissentlich zum Ausdrucke gebracht, ja, um deretwillen das Kunstwerk geschaffen sein soll, der treibt günstigen Falls ein müßiges Gedankenspiel zu seinem Privatvergnügen, vielleicht aber erweist er dem Dichter auch, indem er ihn zum bewußten Didactiker stempelt, beim besten Willen den schlechtesten Dienst.

Vom Dichter Raabe wollen wir reden und von den Gaben, die ihn dazu machen. Darunter darf keine andere obenan stehen, als die „ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sein Schooßkind, die Phantasie", als erfindende und anschauende Kraft. In unsern Tagen des studirten Milieus und der ergrübelten Seelenanalyse klingt die Behauptung, daß ein erzählender Dichter vor allem Andern wirklich etwas zu erzählen wissen muß, außergewöhnliche Geschehnisse, Thaten und Schicksale, wohl etwas antiquirt; aber ihre Gültigkeit hat sie darum doch, wenn heute nicht, so morgen oder übermorgen wieder, wie gestern und immer seit den Zeiten des Vaters Homer. Diese höchste Gabe des Fabulisten also und zwar zunächst die der erfindenden Phantasie besitzt unser Dichter von Natur in einem ganz außerordentlichen Maße. Das erhellt am einleuchtendsten schon aus den geschichtlichen Erzählungen der ersten beiden Jahrzehnte seines Schaffens, in denen das „zarte Seelchen" von der „alten Schwiegermutter Weisheit" wenig behelligt noch als Geliebte des Poeten con amore sich ergehen darf. So in den „Blättern aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts", dem „Heiligen Born", so in den Briefen „Nach dem großen Kriege", so in all den kleineren Historien, die den Kern der früher aufgeführten Novellensammlungen bilden. Gestalten wie Fausta la Tedesca und Simone Spada, wie das Aennchen von Rhoda, wie Jan und Myga in dem Allegro furioso, „die schwarze Galere" oder der Florentiner Goldschmied und seine Tochter Felicitas im „Studenten von Wittenberg" sind sammt ihren Schicksalen Gebilde einer fast abenteuerlich romantisch gerichteten Phantasie. Aber sie unterscheiden sich von dem, was die Spätromantik der Restaurationszeit und die Neuromantik der letzten Jahrzehnte zusammengeträumt und -gereimt hat, durch Zweierlei, das diesen mangelt: die poetische Wahrheit, die sie doch im letzten Grunde immer haben, und die Echtheit ihrer Zeitfarben. Hier kommt die andere Seite der Phantasiethätigkeit, die anschauende, der erfindenden zu Hülfe, das Vermögen der unmittelbaren Intuition und Vergegenwärtigung des Niegesehenen. Der Dichter hat, um die Zeiten, in denen er seine Geschichten spielen läßt, zu kennen, historische Studien getrieben, bald mehr, bald weniger —

gewiß, aber er hat sich dabei nicht etwa ein Sammelsurium von überlieferten Einzelzügen angelegt und dann ein ängstliches Mosaik daraus zusammengestückelt, sondern er hat, sich über seine Quellen erhebend, ein volles farbiges Bild der Zeit erschaut und danach für seinen Ausschnitt aus diesem Bilde die rechten Formen und Farben mit instinctiver Sicherheit erlesen und getroffen. Zweifellos wird ein Geschichtsforscher, der jene Zeiten zu seinem wissenschaftlichen Lebensstudium gemacht hat, immer noch an Einzelheiten etwas auszusetzen finden; aber diese Geschichten sind weder für ihn, noch dazu geschrieben, damit der Leser Staaten- oder Culturgeschichte daraus lerne, so wenig wie der „Egmont“ oder der „Wallenstein“. Die Hauptsache bleibt auch hier das Ewig-Menschliche, ja, sähe man nicht des Dichters Freude an dem wechselreicheren und buntfarbigeren Leben, so möchte man behaupten, das Historisch-Besondere diene ihm nur dazu, die heute nicht mehr möglichen Unterlagen — man denke z. B. an Hexenwahn oder Glaubensfanatismus — zu schaffen, auf denen allein jenes Allgemein-Menschliche sich im Guten oder Bösen so offenbaren konnte, wie er es eben zeigen wollte. Zu solchem Zwecke reicht der allgemeine Eindruck der Echtheit alles dessen, was zum innern und äußeren Zeitcostüm gehört, nicht nur vollständig aus, sondern ein Mehreres könnte sogar von Uebel werden, indem leicht das antiquarische Interesse das poetische überwöge. Den Eindruck aber erreicht Raabe — vielleicht von den „Hämelschen Kindern“ abgesehen — überall vermöge der Kraft seiner anschauenden Phantasie mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die keiner von den „trefflichen Meistern in der feinen Kunst solche alten Geschichten zu erzählen“ seither überboten hat. Verstärkt wird dieser Eindruck in einer größeren Anzahl von Historien noch dadurch, daß der Dichter die Erzählung einem Zeitgenossen in die Feder oder in den Mund legt. Mit welcher großen und doch schlichten Kunst er hierbei auch im sprachlichen Ausdruck die Zeitfarbe zugleich mit dem Charakter der erzählenden Person zu treffen und durchzuführen weiß, dessen kann man mit dem höchsten Genusse inne werden, wenn man etwa nach einander „Des Reiches Krone“ (1424), den „Studenten von Wittenberg“ (XVI. Jahrhundert, zweite Hälfte), „Lorenz Scheibenhart“ (XVII. Jahrhundert, erste Hälfte), „Die Gänse von Bützow“ (1792) und „Im Siegeskranze“ (1813) liest*). Aber auch über den andern Geschichten aus der Vergangenheit, vornehmlich den drei Prachtstücken aus dem siebzehnten Jahrhundert „Else von der Tanne“, „Sanct Thomas“ und „der Marsch nach Hause“ und den drei früher genannten aus dem siebenjährigen Kriege, liegt der doppelte Glanz geschichtlicher und dichterischer Wahrheit.

Ueber die Grenze des Fridericianischen Zeitalters ist der Dichter seit einem Vierteljahrhundert nicht wieder bei der Wahl seiner Stoffe zurückgegangen: immer strenger geworden in seinen Anforderungen an sich selber meint er wohl, das Denken und Empfinden der Menschen weiter hinab doch nicht mehr ohne Beeinträchtigung einer jener beiden Wahrheiten darstellen zu können. Die Wege, die er früher mit nachtwandlerischer Sicherheit ging, zeigen dem tieferen und geschärften Blick nun ihre tausend Schwierigkeiten. Auf die muntere Phantasiewelt seiner älteren Historien aber schaut er gelegentlich wie auf eine Welt kindlicher Träume „wehmüthig-vergnüglich“ zurück und sieht in dem Pegasus von damals nur noch einen „närrischen buntfarbigen Gaul mit dem drolligen, nach Urväter-Kinderkunst geschnitzten Märchenkopf und dem langen Holzstecken, der dort herauswächst, wo dem Herrn von Münchhausen bei der Erstürmung von Oczakow das Hintertheil seines feurigen Lithauers unterm Leibe abhanden kam“. Das „zarte Seelchen“ Phantasie, die schwärmende Geliebte, hat eben allgemach „die Würde der Frau im Haus“ bekommen, und das Gebot des gestrengen Gatten schränkt ihren Zauberkreis auf die engere und nüchterne Welt von heute ein. Sie ist eine gute und gehorsame Frau geworden, aber freilich — ein Winkelchen im Hause hat sie für sich behalten, so eine romantische Launenecke, und wenn es ihr beliebt, so wachsen daraus hervor und spazieren mitten in das deutsche Philisterium Mynherr van Kunemund mit dem Mohren Ceretto und Don Agostin Agonista von Rio, vordem August Kämpfer, der Henker vom Blutstuhl, und Donna Romana und Knäs Paul Petrowitsch Sesamow und wie sie alle heißen, diese exotischen Fremdlinge, die sich dann als muntere Farbenflecke von dem Grün und Grau der heimathlichen Landschaft abheben. Und der Herr vom Hause läßt ihr lächelnd das Vergnügen, denn sie ist sonst wirklich eine vortreffliche Frau, und was die Kraft ihres Zaubers anbetrifft, so ist ihr davon nichts verloren, im Gegentheil gerade jetzt in der Beschränkung zeigt sich erst die Meisterin.

Im Ernst gesprochen: liegt die Phantasiebegabung Raabe's in den Historien am augenfälligsten zu Tage, so erweist sie sich bei tieferer Betrachtung doch ungleich größer noch und bewundernswerther in den Geschichten von gestern und heute. In dieser allbekannten, wohlpolizirten Alltagswelt ist der Erzähler als Erfinder von allen Seiten beengt, und jeder freiere Schwung der Phantasie nach oben bringt ihn in Gefahr, als Phantast aus dem Rahmen zu fallen. Für Raabe ist diese Klemme und diese Gefahr nicht vorhanden: seine Erfindung ist immer neu, und doch, auch wo sie etwas zu wagen scheint, verläßt sie nie den Boden der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit. Man vergegenwärtige sich nur den Eingang des „Abu Telfan“, wie Leonhard Hagebucher aus der zwölfjährigen Sclaverei im Innern Afrikas in sein Heimathstädtchen, die Vetter- und Basenschaft und den deutschen Bund zurückkehrt, oder den Angelpunkt der „Unruhigen Gäste“, Phoebe und der Baron in der Typhushütte des Räkels auf der Vierlingswiese den Pakt über die drei Grabstellen auf den Dorfkirchhofe schließend, oder den Kern des „Horacker“, das Abenteuer der beiden vergnügten Schulmeister im Walde und was für ihre lieben Frauen dabei herauskommt.

*) Die kleineren Dichtungen sind — leider mit Ausnahme der Sammlung „Halb Mähr, halb mehr“ — jetzt bequem zusammengedruckt in den drei ersten Bänden der „Gesammelten Erzählungen“ (Berlin, O. Janke). Da sie den Entwicklungsgang Raabe's von den fünfziger bis in die Mitte der siebziger Jahre wiederspiegeln, so sind sie am besten geeignet, stufenweise in das Verständniß seiner Dichtung einzuführen.

Und dann gehe man ins Einzelne und denke der Fülle von originellen Motiven nach, die so nebenher beispielsweise im „Horn von Wanza“ oder im „Lar“ ader auch in den „Akten des Vogelsangs“ ausgestreut sind, noch immer mit derselben verschwenderischen Hand, die einst in der „Chronik der Sperlingsgasse“ präludirte: wieviel Bände Romane und Novellen könnte eine industrielle Feder daraus für den Markt zusammenschreiben? Und unter alledem nichts, wovon man sagen dürfte: diese That, dies Leiden, dieser Schritt und jener Sprung hat keinen Platz in unserer „wirklichen“ Welt! Sollte es da mit den Charakteren, den Menschenbildern, die seine Phantasie geschaffen hat, anders sein, als mit ihren Schicksalen und Handlungen? Es wäre ein Widerspruch von vornherein, und doch kann man nicht selten von Leuten, die sonst wohl ein Urtheil haben, hören, Raabe bringe dieselben Figuren in anderer Verkleidung wieder und zwar seltsame Känze, dergleichen es nicht gäbe. Die Wahrheit davon ist, daß allerdings zwei Lieblingstypen unseres Humoristen — die wetterfesten, klaräugigen, scharfzüngigen und herzenswarmen alten Frauen und die sinnirenden, weltüberlegenen, ja weisen, mehr oder minder alten Männer — in einer stattlichen Anzahl von Repräsentanten, vielleicht im Verhältniß mehr, als die Wirklichkeit — leider! — deren aufzuweisen hat, durch seine Bücher gehen. Das ist aber auch Alles. Die Möglichkeit und die Wirklichkeit des Daseins dieser beiden Typen leugnen, heißt von Menschen wenig kennen. Aber gäbe es sie nicht in der Welt, so müßte der Humorist sie erfinden, denn er braucht sie als reine Gefäße und unmittelbare Organe seines Humors, so zu sagen als sein zweites Ich innerhalb der Geschehnisse, während er selber darüber steht. Darum sind sie selten mehr als Zuschauer oder passive Theilnehmer der Dinge, die da ihnen zum Trotz, zum Leidwesen oder zum Gaudium ihren Lauf nehmen. Was im Uebrigen ihre angebliche Familienähnlichkeit betrifft, so beruht die im Wesentlichen auf der humoristischen Denk- und Ausdrucksweise, die sie nach dem eben Gesagten mit dem Dichter, also auch unter sich gemein haben. Davon abgesehen gehören wahrlich stumpfe Sinne dazu, zu verkennen, wie Vieles auch die Nächstverwandten nach Natur und Lebensstellung, etwa Jane Warwolf und die Wackerhahnsche, den Bruseberger und Autor Kunemund, die Tante Kennesie-alle und die Rittmeisterin Grünhage von einander scheidet und daß jedes in seiner Art nicht bloß wiederum ein „Original“, sondern auch ein rundes und volles Individuum ist. Ich habe einen Augenblick bei diesem Punkte verweilt, weil er in andrer Hinsicht von Bedeutung war; über jenen Vorwurf an sich — gegen welchen fruchtbaren Romandichter ließe er sich nicht mit mehr Recht erheben? — hätte ich ohne Weiteres hinweggehen und von dem Dutzend Humoristen und Humoristinnen auf die vielen Hundert anderen Menschenbilder von Gottes Gnaden durch des Dichters Kunst hinweisen können, die in seinen Geschichten ihr Wesen haben und zwar als diejenigen, die die Geschichte machen. Welch eine Heerschaar, welche wundersame Procession, wenn wir im Geiste die Schatten vorüberziehen lassen, denen er Wesen, Blut und Leben verliehen hat, von dem bunten Volk, das Johannes Wachholder's Junggesellenstübchen füllt, bis zu dem Kreise, der sich um Velten Andres schließt! Man muß schon zu den Allergrößten gehen, um Aehnliches wieder zu finden. Und wie sind sie bei hundertfältiger Eigenart doch alle der Natur abgesehen — diese Kinder in der „Chronik“, in den „alten Nestern“, im „alten Eisen“, in der „Prinzessin Fisch“, in den „Akten des Vogelsangs“ — ja wo nicht? Diese lieben, schlichten, prächtigen deutschen Mädchen im „Frühling“, in den „Kindern von Finkenrode“, in der „Villa Schönow“, diese Männer, Frauen, Greise und Greisinnen — aufzählen wäre hier vergebene Mühe. Aber, wer den Hungerpastor kennt — und Gott Lob, wer kennt ihn nicht? — der gehe ihn daraufhin noch einmal durch und frage sich dann, wo diese Fülle der Gesichte ihres Gleichen hat in der deutschen Romandichtung; ich glaube man kann sie unschwer zusammenzählen, die Bücher, die d a r i n mit diesem in den Wettbewerb treten von den „Epigonen“ bis zum „Grünen Heinrich“. Und doch ist es nur e i n Buch von einem halben Hundert. Gewiß bevorzugt Raabe Gestalten, die man im Leben Originale nennt, eigenwüchsige Menschen mit allerhand Knorren und Knubben. Aber statt darüber mit dem zu rechten, der sie gesehen und geschaffen hat, sollte man Gott danken, daß er diesen Bildner des deutschen Individualismus bei uns aufgeweckt hat, ehe wir vollends in das allgemeine Nivellement modernster Cultur im Zeitalter des Verkehrs gerathen. Die flache Oberschicht in braunen Schuhen und Federboas, die in Berlin wie in Paris das Asphaltpflaster tritt, hat wahrlich Schilderer genug und die dumpfe Masse des Untergrundes auch. Und noch für eine Lücke in seinen Charakteren sollen wir ihm, meine ich, recht dankbar sein: er kennt und giebt uns nur Mädchen und Frauen, auch wo er Fräulein und Damen, Dirnen und Abenteurerinnen schildert: d a s Weib, das fürchterliche moderne oder meinetwegen ewige Weib mit den Katzen- und Tigerinstinkten, dem sensitiven Nervengeflecht, das Weib als Sphinx sammt allen perversen Problemen, die sich daran knüpfen, fehlt in seinen Büchern ebenso, wie der Mann oder Unmann, der dazu gehört, damit ein würdiges Paar zu Stande komme. Ueberschaut man unsere „moderne“ Romanlitteratur im engeren Sinne — „modernitisch“ ist das neueste Wort dafür — namentlich den Antheil, den die „Weiber“ selber daran haben, so sollte man fast meinen, es gäbe nichts, oder doch nichts Wichtigeres in der Welt, als faire l'amour. Für Raabe ist die Liebe in den natürlichsten wie in dem seelenvollsten Sinne auch nur e i n Element von den vielen, aus denen das Leben sich zusammensetzt, und es giebt für ihn gar manches ebenso Wesentliche und Wichtige, zum Beispiel: das Land bebauen und das Deutsche Reich aufrichten und Leib und Seele bilden und heilen und die Welt erobern mit dem Geiste und der Kraft des Mannes. Das ist deutsch — die Römer, die uns kannten, als wir noch jung, gesondert, ungemischt und nur uns selber gleich waren, können das bezeugen von Tacitus bis Salvian; cherchez la femme als einzigen und letzten Hebel im Lebensgetriebe haben wir erst von Kelten und Franzosen gelernt, aber überall,

wo wir uns auf uns selbst besinnen und aus unserer eigensten Natur das schaffen, was kein anderes Volk zu schaffen vermag, einen „Faust“ zum Beispiel, da erhält die Liebe ihren Platz in der Reihe der Lebensmächte und Lebensziele, nicht davor.

Wir haben die Phantasie Raabe's als erfindende Kraft betrachtet; ihre Thätigkeit erschöpft sich aber damit in den Geschichten von heute so wenig, wie in den Historien. Wie dort wirkt sie auch hier als anschauendes Vermögen in der Darstellung des Gegenständlichen, und bewunderten wir dort die Gabe der Intuition, so hier den Wirklichkeitssinn, der Ort und Umstände, das ganze Um-und-an der Handlung scharf und wahr, doch nie photographisch, immer künstlerisch sieht und wiedergiebt. Man hat Raabe mit beliebter Einseitigkeit den „Dichter der alten Nester“ genannt. A potiori und recht verstanden mag das gelten: ihm ist, wie seinen Menschen nirgends wohliger und heimeliger zu Sinne, als in den kleinen Land- und Bergstädtchen am Fluß und Walde, in Dörfern, Mühlen, Pfarr- und Forsthäusern, und wo er die Großstadt betritt, in engen alten Gassen, wunderlichen Häusern und Gärten, die noch von versunkenen Geschlechtern zeugen, auch draußen in den letzten grünen Heckenstraßen der Vorstadt oder droben in den Dach- und Giebelstuben, in denen bei ihm, wie im Olymp des Theaters, die urtheilsfähigsten Zuschauer der menschlichen Tragicomödien zu sitzen pflegen. Das sind freilich die Scenen, die er am liebsten zeichnet: mit wenigen Strichen die großen Conturen und dann mit der humoristischen Andacht zum Kleinen das Beiwerk hinein, nicht mehr und nicht weniger, als dazu gehört, auch uns heimisch werden zu lassen. Und das ist bald erreicht, denn seine Phantasie belebt und beseelt zugleich die Dinge, die sie schildert: wir hören den leisen Tropfenfall aus den Dachrinnen, das Plätschern der Brunnen, das Brausen des Mühlrades, das Rauschen der Bäume und des großen Stromes von fern herüber, als spräche das Alles zu uns und wäre ein Theil von unserem Leben. Mit dem vollen Behagen des glücklichen Besitzers sehen wir die Sonnenstrahlen durch die bleigefaßten Scheiben die Kunst- und Raritätenschätze des Hauses Weylandt umspielen und mit Johannes Unwirrsch dem Kinde und dem Manne das Licht der kleinen Oellampe durch die Schusterkugel seines Vaters glänzen. Der Duft der Apotheke, vom Dampf der Punschbowle lieblich durchzogen, umfängt uns, wenn der Octoberregen uns mit dem Pfarrer und dem Förster von der Landstraße unter Philipp Kristeller's gastliches Dach gejagt hat; aber wir athmen auch und nicht minder echt die schwüle Luft des Armenhauses und den feuchten Dunst in Silberlöffel's Schule und — ach! wie manchen schweren Brodem der Krankenstube, nicht bloß in der „Villa Schönow“ am Sterbelager des braven Kameraden Amelung, die Tante Fiesolt in ihrer Ofenecke als Zugabe. Denn Raabe ist auch nach dieser Seite hin kein zartbesaiteter Idylliker, der am Elend der Welt mit einem wehmüthigen Kopfschütteln und leichtem Fingerweisen vorübergeht — er packt uns hart an und zwingt uns, es mit allen Sinnen bis auf den Grund nachempfindend seine Höllen- und Himmelfahrt immer einmal wieder mitzumachen.

Wie weit haben wir schon damit den Bereich dessen überschritten, was man füglich alte Nester nennen kann, und wie weit müßten wir ihn in dieser und mancher andern Richtung noch überschreiten, um der anschauenden Phantasie Raabe's auch hier gerecht zu werden! Da hätte ich ihn nicht bloß als fröhlichen Schilderer großstädtischen Nomadenthums in der Miethskaserne Hanebuttenstraße 33 zu würdigen, als frisch zugreifenden Realisten, der sich mit gleicher Unerschrockenheit heute in die süßen Niedlichkeiten der Chokoladenfabrik Gebr. Pelzmann und morgen in das übelriechende Geschlemme der Zuckerfabrik Krickerode vertieft, ja selbst vor einer chemischen Desinfections- und Lumpenreinigungsanstalt größten Stils den Athem nicht anhält, der für die allermodernsten Berufsarten, vom Tagesreporter bis zur Specialität des — in den vornehmsten Kreisen geschätzten — Leichenphotographen, das vollste Verständniß zeigt und für das Alles die rechten Linien und Farben findet: ich müßte auch und das erst recht aufzeigen, wie er, gerade er in seinen Büchern den ebenso ungeheuern wie unvermeidlichen Wandel der Zeiten, den wir im letzten halben Jahrhundert erlebt haben, trotz einem Culturhistoriker, wenn auch nicht immer mit ungemischter Freude, spiegelt — den Umbau und das Auswachsen unserer Städte, die Umgestaltung der Landschaft durch die Industrie, das Eindringen städtischen Wesens in die ländlichen Zustände und Lebensformen, vor Allem aber die innere Umwälzung unserer ganzen nationalen Cultur seit der Errichtung und Entwicklung des neuen Reichs. Doch darauf wird in einem andern Zusammenhange noch einzugehen sein. Hier bleibt mir nur übrig, die geographische Begrenzung seiner Stätten und Menschen abzustecken. Früher in den Historien und auch sonst gelegentlich wagte sich seine Phantasie gern und glücklich selbst über den Ocean bis in die Tropenwelt; je länger je mehr hat sie sich dann auf das Land zwischen den Alpen und der See zurückgezogen und streift selbst diese Grenzen nur selten und mit Vorsicht. Dazwischen aber und nicht bloß in seiner niedersächsischen Heimath, die freilich den Löwenantheil hat an allem, was er geschaffen, ist er zu Hause wie Einer, auch im Süden von der Donau und dem Bodensee über die rauhe Alp und das Neckarthal bis zur Feste Coburg und zur Stadt Goethe's und Schopenhauer's, so daß er auch in diesem Sinne stolz das ganze Deutschland sein Vaterland nennen darf.

Ich habe von den Kräften und Wirkungen der Phantasie Raabe's auf diesen Blättern viel Schönes sagen dürfen und müssen, und doch ist Eins noch nicht genannt — wenn auch oft im Vorbeigehen dem Wesen nach berührt — gerade das künstlerisch Feinste und Höchste, die Krone dessen, was sie wirkt und zu schaffen vermag. Freilich bedarf sie dazu in besonderem Maße der Unterstützung des Gemüthes und auch der stilistischen Kunst im weitesten Sinne, aber ihr anschauendes Vermögen thut doch das Beste dabei. Ich meine die Herstellung jenes intimen Einvernehmens zwischen Dichter und Leser, in dessen Bann der Geist des Auf-

nehmenden sich völlig dem des Kunstwerkes ergiebt und sein Empfinden in dem des Dichters aufgeht, mit einem Worte, das Schaffen der Stimmung, sowohl der allgemeinen — in unserem Falle also der humoristischen — wie der besonderen, die der jeweilige Gegenstand mit sich bringt. Nach beiden Seiten hin besitzt Raabe eine Meisterschaft, an die wenige der Neueren heranreichen — ich nenne Fontane, Storm, Jensen, doch mit der Einschränkung, daß ihre Gebiete vergleichsweise enger sind. Er vermag ebensowohl alle ihrem Ursprunge nach persönlichen Stimmungen, in denen das Ethische überwiegt, von der hellen, ja ausgelassenen Heiterkeit bis zum herbsten Weh, von sich oder seinen Gestalten aus auf uns zu übertragen, wie auch — und darauf kommt es hier vornehmlich an — die ursprünglich und überwiegend ästhetischen, die aus der beseelten sinnlichen Umgebung — Raum, Landschaft, Wetter, Tageszeit — und dem Ganzen der Situation entspringen, in uns zu erzeugen und zwar unmittelbar, ohne sie uns vorzuempfinden. Dieses Vermögen wurzelt in der Fülle und Intensität seiner eigenen Anschauung, deren Ausströmung im Wort den empfänglichen Leser — nur für solche sind Stimmungen durch die Kunst überhaupt vorhanden — überwältigt und mit tausend magischen Fäden um- und einspinnt, bis ihm die eigene Welt versinkt und die dichterische ihn als Wirklichkeit umgiebt. Von der rein äußerlich ähnlichen Wirkung des „fesselnden" oder „spannenden" Buches unterscheidet sich dieser Stimmungsreiz schon dadurch, daß wir seine Wunder nicht bloß einmal beim ersten Lesen verspüren, sondern mit jeder Wiederholung von Neuem und in immer stärkerem Maße. Das ist einer der Zauber, mit denen der Dichter Raabe seine Gemeinde an sich bindet. Beispiele jeder Art bietet jedes seiner Bücher, und jeder Leser findet sie in seinem Gedächtniß, darum spare ich sie hier. Soll ich aber zum Schluß eins angeben, in dem alle Kräfte der Phantasie sich zur stärksten Wirkung vereinigen, so nenne ich noch einmal die Katastrophe in „Frau Salome": da ist die Kühnheit und Neuheit der Erfindung, die Originalität und Kraft der Charakteristik, der Wirklichkeitssinn, der die Vorgänge zum Sehen vergegenwärtigt, da wächst die Stimmung aus ahnungsvoll beklemmenden Anfängen zu erschütternder und erhebender Gewalt — auf wenigen Blättern ein Inbegriff dessen, was erzählende Kunst heißt.

Diluviale Gletschererscheinungen in der Umgebung von Börßum.

Von L. Knoop.

Börßum, ein Dorf von 1200 Einwohnern, liegt an der Südgrenze des Kreises Wolfenbüttel in einem flachen Thale, das sich von Osten nach Westen erstreckt und etwa 1 km unterhalb des Dorfes ins breite Okerthal mündet. Den nördlichen Thalrand bilden der Silberberg und dessen Verlängerung, der Kleyberg und der Klotzberg, den südlichen bilden der Fuchsberg, dessen Verlängerung und der Achimer Windmühlenberg. Der Thalrichtung folgt der ganzen Länge nach ein kleines Gewässer, der Hasenbach, dessen Alluvionen bedeutungslos sind. Am Ende der Diluvialzeit erhielt dieser Bach von den Bornumer Höhen weiteren Zufluß, dessen Spuren heute an der Erdoberfläche vollständig verschwunden sind. Unmittelbar östlich vom Dorfe erweitert sich das Thal und erhält von Achim eine Seitenbucht, die vermuthlich zur Diluvialzeit die Verbindung mit dem Thale des heutigen Schiffgrabens herstellte.

Im Laufe der letzten fünf Jahre sind von mir in dem am Eingange des Berichts angegebenen Terrain 26 Profile aufgenommen worden, so daß sich daraufhin folgende geologischen Verhältnisse mit Sicherheit feststellen ließen. Das älteste Gebirge der hiesigen Gegend ist der Amaltheenthon, der auf der Höhe der Achim—Hornburger Chaussee durchschnitten ist. Auf ihm lagert mit einem schwachem Neigungswinkel nach Westen der Posidonienschiefer, der auf dem Klotzberge und unter dem Achimer Kirchhofe angetroffen wird. Damit schließt die Reihe der liasischen Schichten, und zu der nun auftretenden Kreideperiode gehört das ganze Gebiet bis zum Okerthale. Die unterste Etage dieses Gebirges, das Hilsconglomerat, ist durch einen Steinbruch südlich von Achim aufgeschlossen. Die obere Grenze derselben ist zur Zeit noch nicht festzustellen, da von den Geologen noch keine einheitliche Norm festgesetzt ist, nach welchem Princip diese Etage von den sich daranschließenden Gaultthonen abgetrennt werden soll. Diese sind in der Börßumer und namentlich in der Bornumer Thongrube vorzüglich aufgeschlossen. Die Abgrenzung dieses Thones übernimmt in der Gegend südlich von Börßum der Gaultsandstein, dessen nördlicher Flügel unter genanntem Dorfe verschwindet. Unmittelbar darauf soll nach der geologischen Karte von Ewald der hellgraue Minimusthon folgen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er in größeren Tiefen angetroffen werden kann, in der Nähe Börßums aber ist er — gleichviel, ob man sich nördlich oder südlich wendet — in einer Tiefe bis zu 4 m nirgends aufgefunden. Da sich an diesen Stellen diluviale Gebirgsmassen vorfinden, ist anzunehmen, daß die am Ende der Diluvialzeit entstandenen Gletscherabzugswasser jene Thonlager ausgewaschen haben. Weiter westlich vorrückend stoßen wir auf den Flammenmergel, der die Etagen des Gault's zum Abschluß bringt. In diesem Mergel tritt uns ein thonhaltiger Kalkstein entgegen, der seinen Namen der blauflammigen Farbe verdankt. Er tritt auf der Höhe zwischen Börßum und dem Tempelhof zu Tage, ist in Börßum selbst hinter der alten zweiten Schule aufgeschlossen und tritt später nochmals auf der Höhe in der Richtung nach der Bornumer Windmühle zur Oberfläche. Dem Flammenmergel parallel streichen der Cenomanmergel (ein grauer Kalkstein) und die unteren Etagen des Turons, kenntlich an den rothen (Labiatuszone) und den weißen Kalksteinen (Brongniartizone). Aufschlüsse dieser drei Etagen findet man an der Chaussee zwischen Börßum und dem südwestlich davon liegenden Bahnhofe. Damit hat das ältere Gebirge in der Umgebung von Börßum seinen Abschluß erreicht.

Im Großen und Ganzen lassen sich die angegebenen Gebirgsschichten nach der geologischen Karte von Ewald verfolgen, da sie aber das Diluvium nicht genügend berücksichtigt, so ergeben sich für den Beobachter mannigfache Schwierigkeiten. In früheren Jahrzehnten wurde das gesammte Diluvium, weil man ihm keinen geologischen Werth zuerkannte, von allen diesbezüglichen Karten verbannt. Erst in unserer Zeit schenkt man diesem jungen Gebirge ein ganz besonderes Augenmerk, und wirklich großartig sind die Erfolge, die Fachgelehrte zu verzeichnen haben.

Auf Grund dieser Forschungen steht jetzt fest, daß die ganze norddeutsche Tiefebene einstmals von nordischen Gletschern überzogen war. Die Südgrenze dieses Eismeeres streifte auch die Umgegend von Börßum, und vermuthlich kann der Schiffsgraben südlich vom Tempelhofe als äußerste Grenze angesehen werden. Der Elm, die Asse und der Fallstein setzten dem von Nordosten herannahenden Gletscherzuge zunächst erfolgreichen Widerstand entgegen. Er war gezwungen, den westlichsten Theil der Asse und den Oesel zu umziehen. Jetzt stand ihm das weite Okerthal ungestört zur Verfügung, und von hieraus zog der Gletscher ostwärts über die ganze Börßumer Gegend. Mit welcher elementaren Gewalt jene Eismassen sich fortbewegt haben, ist zunächst an den obersten Kalkbänken, der Brongniartizone, des „Schiefen Berges“ zu erkennen. Der ganze Westabhang ist vollständig zerrissen und tiefklaffende Spalten ziehen vom Ilsenser, also westostwärts, bergan. Die gleichen Wirkungen zeigen sich im Hilsconglomeratbruche südlich von Achim. Hier, wie am „Schiefen Berge“, fallen die Schichten WNW ein, so daß der Gletscher mehr gleitend zur Höhe gelangen konnte, und trotz alledem sind die obersten Bänke des anstehenden Gebirges vollständig zertrümmert. Reste desselben lagern in einer darüberliegenden Thonmergelbank wirr durcheinander und Granit- bezw. Gneisblöcke, also echt nordische Gesteine, bis zu 60 cm Durchmesser sind unmittelbar bis auf den Grund jener Thonbank eingedrückt. Nachdem die Achimer Höhe überwunden war, konnte der Gletscher ungehindert sich ostwärts weiter bewegen, bis ihm später im Klotzberge bei Calme ein neuer Stauungspunkt entgegentrat. Unzählige Steinsplitter kennzeichnen noch heute den Weg, den der Gletscher eingeschlagen hat. Er erreichte den Klotzberg von Südwesten. Bis zum Herbste 1898 befand sich auf der Kuppe desselben eine Kiesgrube, die ganz vorzügliche Profile der Gletschermoräne aufwies. In Folge des ungeheuren Druckes wurden die obersten Bänke des anstehenden Gebirges, des Posidonienschiefers, aufgedeckt, und in dem dadurch entstandenen Winkel hatten sich gewaltige Schuttmassen keilartig eingepreßt. Nordische Sande, Granite, Syenite, Diorite, Gneise und Porphyre von Faustgröße bis zu 2 m Durchmesser bildeten mit heimathlichen Steinen eine vollständig wirre Gebirgsmasse. Leider konnte die Moräne nicht bis auf den Grund verfolgt werden, es gehen daher mehrfache interessante Nebenumstände für den Geologen verloren. Es bedurfte keiner besonderen Aufmerksamkeit, um aus der Schuttmasse das heimathliche Material herauszufinden. Die aus der Börßumer Gegend stammenden Tourontalke waren vollständig gerundet und zeigten vielfach die charakteristischen Gletscherschrammen. Dasselbe gilt von den Muschelkalkstücken, die ohne Zweifel am Oesel aufgenommen wurden. Die von der Börßumer und Bornumer Ziegelei fortbewegten Thoneisensteinnieren sind zersplittert auf dem ganzen Zuge nach den Klotzberge und vereinzelt in der erwähnten Schuttmasse wiederzufinden. Das Grundgestein des Klotzberges selbst findet sich dort am zahlreichsten verbreitet und zeigt weder abgerundete Kanten noch Schliffe. Die in der Moräne vorkommenden Versteinerungen liefern noch weitere Beweise für die angegebene Richtung des Gletscherzuges. Es sind wiederholt gefunden: Terebratula vulgaris (Oesel), Inoceramus Brongniarti, Inoceramus mytiloides, Terebratula semiglobosa, Rhynchonella pisum (sämmtlich vom „Schiefen Berge“) und Avicula gryphaeoides (nördlich und südlich von Börßum), dagegen ist Belemnites mucronatus (nordwestlich von Gr. Biewende stammend) nur einmal bemerkt worden.

Wir wenden nun dem Klotzberge den Rücken und sehen uns nach anderweitigen Zeugen jener Zeit um. Es kann uns nicht entgehen, daß der ganze Strich zwischen Kleyberg und Klotzberg von fremdländischen Gesteinen förmlich durchsetzt ist. Auf der Höhe südlich von Achim bis zum Windmühlenberge kann man dieselbe Beobachtung machen. Könnten doch diese Gesteine reden! Wie märchenhaft würde es uns vorkommen, wenn sie aus eigenem Munde bestätigen würden, daß ihre Heimath im höheren Norwegen und Finnland zu suchen ist. Die Oberflächen dieser Gesteine sind mannigfaltig gestaltet, bald gerundet bis zur vollständigen Kugel oder schönsten Eiform, bald eben geschliffen, als habe sich ein Bildhauer daran versucht, bald hohlkehlartig ausgeschliffen, dem Friese gleichend, und dergl. mehr.

Anderweitige Einblicke in das Wesen der Gletscher bieten endlich die Lehm- und Kiesgruben, die sowohl auf den Anhöhen als auch in den Thalsenkungen anzutreffen sind. Schon nach oberflächlicher Betrachtung ist zu erkennen, daß der Lehm bald geschichtet, bald ungeschichtet, bald geschiebefrei, bald vom Geschiebe stark durchsetzt vorkommt. Aehnlich verhält es sich noch mit dem Sande oder Kiese. Er erscheint hier von gleichmäßig feinem Korn in stärkeren oder schwächeren Schichten, dort von höchst ungleichmäßigem Korn und regelloser Ablagerung. Den ersteren bezeichnet man als den unteren, den letzteren als den oberen Geschiebesand. All' diese Gebirgsmassen verdanken ihre Entstehung, Anhäufung und Schichtung dem Gletscher, und zwar ist der ungeschichtete, vom nordischen Geschiebe stark durchsetzte, graugelbe und zähe Blocklehm als die ursprüngliche Grundmoräne anzusehen. Lagert derselbe unmittelbar auf dem anstehenden Gebirge, so hat man es mit einer älteren Moräne zu thun; läßt sich dagegen feststellen, daß er nordische Sande überdacht, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der ehemalige Gletscher wieder vorgedrungen ist und so für diese Gegend eine zweite Vereisung gebracht hat. In der Umgebung von Börßum tritt der Blocklehm, der in Folge seiner Zähigkeit dem Landmanne viel Verdruß bereitet, auf dem Kleyberge auf und erstreckt

sich von hier aus über das Terrain der Bornumer Ziegelei. Die äußere Grenze dieses Lehmes hat durch Verwitterung und Auslaugung größerer Wassermassen dermaßen gelitten, daß die lehmigen Bestandtheile und feineren Sande hier verschwunden sind; ein gröberes Steingerölle erinnert noch an die einstmalige Ausdehnung des Blocklehmes. Die größeren Steine dieses Gerölles, erratische Blöcke genannt, verschwinden jetzt immer mehr aus der Feldmark, sie finden eine vorzügliche Verwendung zu Prellsteinen und dergl. Damit ist im Großen und Ganzen der Rückstand des Gletschers charakterisirt.

Wenden wir nun unser Augenmerk den am Eingange dieses Berichtes erwähnten Thalbildungen zu. Um die Ursache ihrer Entstehung mit Sicherheit feststellen zu können, ist es durchaus nothwendig, zuvor das Alter und die Beschaffenheit des Schwemmlandes jeder einzelnen Thalsohle zu bestimmen. Nach einer genauen Vergleichung stellte sich heraus, daß das Material fast durchweg das gleiche ist. Ueberall wird eine mehr oder weniger stark entwickelte Schichtung mit feinen Zwischenlagern bis zur Haselnußgröße anwachsenden Gerölls des anstehenden Gesteines beobachtet, gleichviel ob es sich um Lehm oder Sand handelt. Beide sind in diesem Falle als die Auslaugungsproducte der Grundmoräne des Gletschers anzusehen, sie sind also als umgelagertes Diluvium zu betrachten. Man will die Ursache dieses gewaltigen Processes in folgender Erscheinung gefunden haben: Nachdem gegen das Ende der Diluvialzeit ganz Nordeuropa, die nördlichen Theile von Asien und Amerika unter Gletschereise begraben lagen, gingen die enorm hohen Kältegrade allmählich zurück. Mit dem langsamen Steigen der Wärme war das Abschmelzen der Gletschermassen eng verknüpft, und furchtbare Ueberschwemmungen bildeten das Nachspiel der Vereisung. Diese Wassermassen sind nun die Bildner jener flachen Thäler und deren Schwemmland. Nach dem Verschwinden der letzten Eismassen und deren Abflußwasser waren sämmtliche älteren Gebirgsschichten mit nur wenigen Ausnahmen überdacht. Die Erdoberfläche hatte die Gestalt und Beschaffenheit erhalten, wie wir sie heute überschauen.

Schließlich mag noch bemerkt werden, daß während der fortschreitenden Vereisung die gesammte Thierwelt dem Untergange entgegengehen mußte. Reste derselben sind von den Gletscherabzugswassern auch hier verschiedentlich abgelagert. In dem Lehme südlich vom Hasenbache sind wiederholt die Knochen vom Pferde und am „Schiefen Berge“ im unteren Geschiebesande die Reste vom Mammuth gefunden. Besonders verdient ein Bruchstück vom menschlichen Schenkel herorgehoben zu werden, das in Gemeinschaft verschiedener Knochen vom Pferd im Diluvium nördlich von Börßum ausgegraben wurde.

Welche Gegensätze in den Temperaturverhältnissen hat so unser Land erlebt! Wo einst die starre Vereisung vernichtend auf das organische Leben einwirkte, eine Todtenstille ringsum schuf — grünen und blühen heute herrliche Fluren, Vögel lassen aus dem Gesträuch und aus Höhen das schmetternde Lied ertönen zur Ehre dessen, der Alles nach ewigen Gesetzen regieret.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

c. Kirchenkreis Engelnstedt.

17. Parochie Engelnstedt-Hallendorf.

Ingelmestide, die Heimstätte Ingels[1]) — zuerst 1149 genannt unter den Gütern des Augustinerinnenklosters Lamspringe, das zu gleicher Zeit schon den Kirchenpatronat zu Woldwiesche besaß, — wird kirchlich am frühesten i. J. 1295 erwähnt. Damals bestimmten die Grafen von Woldenberg, Konrad und Johann, Gebrüder, wie Heinrich, Ludolf und Borchard zum Nutzen ihres geliebten Klosters in Wöltingerode, daß die von ihnen zu Lehn gehenden Pfarrer — darunter die von Bornum, Börßum und Engelemstede das Privilegium genießen sollen, über ihre Hinterlassenschaft testamentarisch zu Gunsten des genannten Klosters frei verfügen zu können, indem die Grafen als Lehnsherren jedem Anrecht auf den Nachlaß der Cleriker entsagten. Diese werden auch ihre Grabstätte im Kloster nehmen und den Begräbnißfeiern ihrer Amtsgenossen beiwohnen. Ferner sollen sie zweimal im Jahre, nach Ostern und nach Michaelis, auf ihre Kosten zur Gedächtnißfeier für die ganze Klostergemeinde von Wöltingerode erscheinen. Einerseits wurde durch diesen Verzicht der Grafen dem Kloster das Erbe von etwa einem Dutzend Geistlichen zugewendet, andrerseits wurde es diesen ermöglicht oder erleichtert, ihren katholischen Herzenswunsch, der auf Abhaltung von Seelmessen und Antheil an der klösterlichen Verdienstlichkeit ging, erfüllt zu sehen.

Der älteste uns bekannte Pfarrer von Engelnstedt ist Johannes, zugleich Propst des Klosters zum Heil. Kreuze in Braunschweig. Er hat für 27 ℳ 1½ Hufen, 2 Höfe, 1 Wort und 1 Wiese in Wattecsen (Watzum) von Ritter Bertram von Veltheim gekauft und diese Güter S. Crucis zu einer Memorienstiftung überwiesen. Im J. 1323 ist derselbe Pfarrer Zeuge, als Ritter Johann Pil von Levenstede dem Kloster Stederburg zu ewiger Bruderschaft und Theilnahme an den guten Werken des Klosters eine freie Hufe auf dem Felde zu Enghelemestede überläßt; auch soll man dort für ihn, seine Eltern und Nachkommen drei Tage vor Unserer Frauen Wortmissen[2]), alljährlich Vigilien und Messen halten. Der andere Zeuge ist Wichbern, Pfarrer zu Levenstede.

1373 ist Ludolfus Pfarrer zu Engelnstidde, der bezeugt, daß Frau Berta von Schanleghe dem Stift S. Cyriaci 1 Hufe und 1 Hof zu Barnstorf für 18 ℳ verkauft.

Im Jahre 1391 stirbt sein Nachfolger Gerhard, an dessen Statt Johann Bode tritt. Im J. 1435 ist Gerhard, Pfarrer von Engelenstede, Zeuge, als Heinrich Verlingbank die Fährmühle (vermolen) an Herzog

---

1) Vergl. Ingelheim, Ingeln, Engelbostel. Unser Ortsnamen ist gebildet wie Wettlemstedt.

2) Wurzmesse d. i. das Fest der Krautweihung, Mariä Himmelfahrt 15. August.

Heinrich den Friedfertigen für 100 Mk. Brschw. Währung verkauft. Er stirbt in demselben Jahre, da gleichfalls 1435 Eilhardus Rethem als Pfarrer unserer Gemeinde auftritt.

Die evangelische Visitation von 1542 berichtet: „Englemstede gehört dem Ambtmann zum Lichtenberge Bartholomaeus Innemann, ist braunschweigisch Lehen, Bann Lengede, hat vier Hufen (davon 4 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Hafer)". Am Schluß ist vermerkt: „Weil er aber nicht residens ist und predigt das Wort Gottes, ist die Pfar Ehrn Johann Laugen gegeben und der ist durch die Visitatoren präsentirt 9. Octob. 42".

Die Visitation von 1544 bemerkt: Engelmstedt, kein Pfarrherr, aber verordnet; Conradus Baurmeister will auf Ostern anziehen. Ist zufrieden mit seinem Einkommen, könnte ½ Hufe von der Kirche erhalten.

Das katholische Verhör von 1551 sagt: Hermann Wolter, Pastor zu Brostede, Pächter zu Engelmstede. Dieses hat der Amtmann zu Lichtenberg. Herm. Wolter ist drei Jahre Priester zu Paderborn gewesen, hat eine Frau. Vor 16 Jahren zu Paderborn geweiht. Ist schon ein Pfarrer zu Engelmstede gewesen, ehe er seine Ordination empfing. Herr Johann Kaulah zu Helmstedt[3]) hat ihn die Messe lehren lesen; hat seine erste Messe zu Engelmstede gethan. Joh. Wolter erhält den Bescheid, er soll sich bei dem Official zu Hildesheim reconciliiren lassen und sollen ihm mittlerweile die geistlichen Amtshandlungen verboten sein.

Bei der evangelischen Visitation 1568 ist an die Stelle des Amtmanns der Pfarrer zu Oberfreden (Lichtenberg) Helmoldus Gertener als Pfarrinhaber getreten. Dieser hat aber die Pfründe wieder an Nicolaus Rosenbusch, Pfarrer zu Broistedt, verpachtet.

Der erste evangelische Superintendent von Barum, Melchior Neukirch, berichtet 1569, wegen des Pfarrers in Engelnstedt könne sein College, Sup. Henr. Schultius in Niederfreden, Auskunft geben. Von dem Pfarrpächter zu Broistedt sagt er nichts. Es muß nun um diese Zeit, also um 1570, die bis heute währende Personalunion der Gemeinden Engelnstedt und Hallendorf eingetreten sein. Allerdings sträuben sich beide Orte gegen den durch die Vereinigung verursachten Fortzug des Pfarrers. Wir hören aus dem Jahre 1572, daß nach dem Visitationsberichte des Superintendenten Wagenführ die Gemeinde Engelnstedt an dem Pfarrhausbau zu Hallendorf nicht mithelfen will. 1575 hat Engelnstedt ein neues Pfarrhaus halb fertig gebaut, thut aber nichts mehr daran.

1651 ist Ulricus (Wiegmann) hier Pfarrer. Er hat 1648 das Corpus Julium unterschrieben, woraus wir seine Zunamen ergänzt haben. In dem damals angestellten Examen bestand die Gemeinde „zum Theil ziemlich". Der Pastor wohnte in Hallendorf, wo die Gemeinde unlängst ein Pfarrhaus aus freiem Triebe aufgerichtet hat, nur daß sie zur Erhaltung des Pfarrhauses in Engelnstedt nichts zulegen dürften. Das Pfarrhaus in Engelnstedt ist baufällig, es wird von der Pfarrwittwe bewohnt. Endlich haben aber die Engelnstedter ihren Willen durchgesetzt, denn nach Ausweis des Corpus bonorum wohnt der Pastor seit 1719 in Engelnstedt. (Schluß folgt.)

3) Prediger in Helmstedt 1547—1556. Hille, Gedenkbuch (1843) S. 83.

Bücherschau.

G. Vollmer und A. Heinemann, Statistisches über das Volksschulwesen im Herzogthum Braunschweig. Zur Feier des 50 jährigen Bestehens des Braunschw. Landeslehrervereins gesammelt und übersichtlich dargestellt. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1900. 32 S. gr. 8°. — ℳ 75.

Das Buch ist zu Stande gekommen durch die Unterstützung der gesammten Lehrerschaft unseres Herzogthums, die in bereitwilligster Weise das reichhaltige statistische Material zusammen trug, das dem Büchlein zur sicheren Grundlage dient und von den Harausgebern in klarer, übersichtlicher Weise verarbeitet worden ist. Wir erhalten eine genaue Uebersicht über die Zahl der Schulkinder in den Jahren 1890 und 1900 in den einzelnen Ortschaften, Schulen und Klassen, ihre Zunahme, die bei industrieller, ihre Abnahme, die bei rein ländlicher Bevölkerung zu beobachten ist, sowie ihr Verhältniß zur Einwohnerzahl, über die Zahl der Lehrkräfte und Klassen in den einzelnen Schulen und ihr Verhältniß zur Zahl der Kinder. In einer Rubrik „Bemerkungen" werden mancherlei Angaben zur Erklärung der Zahlen und zur Geschichte der betreffenden Anstalten gemacht. Die Herausgeber stellen ihre fleißige Arbeit als einen ersten Versuch hin, von dem auch wir mit ihnen hoffen, daß er zu einer umfassenderen Darstellung des Volksschulwesens sich entwickeln werde. Für wissenschaftliche wie praktische Zwecke wird das Buch sich gewiß als nützlich und brauchbar erweisen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Mai. 42. Plenarversammlung der Handelskammer f. d. Herzogthum Braunschweig; Bahnbau Schandelah—Oebisfelde. — Sachverständigen-Commissionen; Industrie und Handel 1899; Jahresbericht des Kaufmännischen Lehrlingsheims. — Juni Ausschuß-Sitzung des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen in Weimar; Handel und Industrie 1899. — Juli—August. Gesetz, betr. die Abänderung der Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900; Verein für Knabenhandarbeit. — September und October. van der Borght, Die fachliche Ausbildung des Kaufmanns; Wirthschaftsergebnisse der Braunschw. Forstverwaltung; Errichtung von Lesehallen für junge Kaufleute; 8 Uhr-Ladenschluß.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 1. Zum 20. Jahrhundert. — 2 u. 3. Vom Gustav Adolf-Verein. — 4. Christenthum der Zeitgenossen. — 5. Richard Wagner als Erzieher. — 6. Zola, Fruchtbarkeit. — 7. Evangelisation in Spanien. — 8—10. K. Böhme, Fall Weingart. — 8. Wernicke, Chamberlain's Grundlagen des 19. Jahrhunderts. — 12. Schall, zum Fall Weingart. — 13. Oeffentliche Bücher- und Lesehallen. — 14. Wurzeln von Englands Macht. — 15. Auferstehung. — 16. Hillmann, Zur Confirmationszeit. — 17 19. Bilder aus dem Missionarleben. 20. Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. — 21. N. L. Graf von Zinzendorf. — 22 Das Pfründensystem im Landtage. — 23—24. Protestantische Polemik. — 25. Krieg um die höhere Schule. — 26. Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus. — 27. Die Evang. Kirche im Rheinland. 28 und 29. Deutsche Mission im Orient. — 30. Deutschland in China — 31. Eine Evangelisationsversammlung.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 18. November **1900.**

Herman Riegel †.

Am 12. August dieses Jahres ist zu Braunschweig Hermann Riegel gestorben, eine eigenartige Gelehrtengestalt, dessen rastloses erfolgreiches Wirken nicht nur unserer engeren Heimath, sondern auf sehr verschiedenartigen Gebieten weit über dessen Grenzen hinaus der Kunstwissenschaft und dem deutschen Vaterlande zum Segen erwachsen ist. Er hat in seinem Leben viel Anerkennung und viel Anfechtung erfahren. Versuchen wir diesen Widerspruch erklärlich zu machen, das Werden, Wesen und Wirken dieser Persönlichkeit zu verstehen. Nur so werden wir seinen Verdiensten wirklich gerecht werden können, der Nachwelt aber ein Bild überliefern, dessen Grundzüge liebevolle Pietät und strenge Kritik nicht wesentlich werden umgestalten können. Das allein dünkt mich die rechte Art zu sein, einem verdienten Manne ein ehrendes Gedächtniß zu bewahren und den Zoll treuer Dankbarkeit ihm abzutragen.

Eduard Herman Riegel wurde am 27. Februar 1834 zu Potsdam geboren, wo sein Vater Ferdinand Anton Riegel im Jahre 1825 eine Buchhandlung begründet hatte. Dieser war aus dem Breisgau dorthin verzogen, während die Mutter Luise geb. Goverts, deren Familie wohl niederländischen Ursprungs war, aus der Stadt Hamburg stammte. So vereinigte der Sohn süddeutsches und norddeutsches Blut in seinen Adern; er selbst aber hat sich stets als ein treuer Sohn seiner Heimath, als ein echter Märker gefühlt und gegeben. Von Jugend auf war und blieb er ein schwächliches Kind; bis zu seinem Tode hat er an der Last eines gebrechlichen Körpers schwer zu tragen gehabt. In glücklichem Familienkreise wuchs er auf; er besaß einen älteren Bruder und zwei Schwestern, von denen aber nur eine jüngere Schwester ein höheres Lebensalter erreichte. Seine Schulbildung erhielt er zunächst auf der höheren Bürgerschule, dann in der Realabtheilung des Potsdamer Gymnasiums. Hier stieß ihn der grammatische Schematismus, mit dem das Lateinische behandelt wurde, unwillkürlich ab; er hat sich daher auf der Schule nur mäßige Fertigkeit in dieser Sprache erworben. Am meisten zogen ihn die Naturwissenschaften und die Mathematik an, in der ihm später vorzügliche Kenntnisse bezeugt wurden, namentlich auch die Physik und Astronomie. Große Freude hatte er in seiner Jugend an handwerksmäßiger Beschäftigung, an Garten-, Tischler- und Papparbeiten, während die Leselust erst später in ihm erwachte, als ihm das Verständniß für Schiller's, Goethe's und Lessing's Werke aufgegangen war. Sehr fesselte ihn in der soldatenreichen Stadt das militärische Treiben, das er mit lebhaftem Eifer verfolgte. Es wurde dadurch sogar die Lust in ihm geweckt, Soldat zu werden, womöglich bei seiner mathematischen Anlage und Neigung Artillerist, aber sein Körper ließ solche Pläne doch schon im Keim wieder ersticken. Ernstlicher wurde der Gedanke erwogen, Mathematik zu studiren. Aber der Vater wünschte, daß der einzige Sohn, der ihm übrig geblieben, das von ihm begründete Geschäft übernehmen möchte, und so entschloß sich der Sohn, nachdem er zu Ostern 1851 die Abgangsprüfung der ersten Klasse gut bestanden hatte, Buchhändler zu werden. Nicht aus innerer Neigung, sondern mehr um einer Kindespflicht zu genügen. Er kam zu einem Buchhändler nach Berlin und hat hier die Lehrzeit mit zwei Jahren voll ausgehalten. Auch der alte Riegel hatte ein Zweiggeschäft in Berlin errichtet, in dem der Sohn den Vater dann einige Zeit vertrat. Als Letzterem aber zur Weihnacht 1853 die Gattin gestorben war, siedelte er bald nachher mit seinem Geschäft ganz nach Berlin über. Dieses hatte sich mit der Zeit zu einem angesehenen architectonischen Verlage entwickelt. Bedeutende Werke, wie die Schinkel's, waren aus ihm hervorgegangen. Dadurch war der Leiter des Unternehmens auch mit hervorragenden Männern, insbesondere mit Schinkel und Beuth, in persönlichen Verkehr gekommen. Das blieb nicht ohne Einfluß auf den empfänglichen Sinn des Sohnes, der dadurch unbewußt auf künstlerische Dinge gelenkt wurde. Auch der geschichtliche Charakter der Stätten, an denen er aufwuchs, vorzüglich die Bau- und Kunstschöpfungen Friedrich's des Großen, verfehlten ihre Wirkung auf ihn ebenso wenig, wie die künstlerischen Unternehmungen König Friedrich Wilhelm's IV., die er mit eigenen Augen entstehen sah. Dazu erforderte schon der geschäftliche Beruf Kunstsinn, Kenntniß und Urtheil auf dem Gebiete, dem der Verlag vorzugsweise zugewandt war. Riegel hatte nicht nur mit Buchdruckern, sondern auch mit Kupferstechern, Steinschneidern

u. s. w. zu thun und erwarb sich so in technischen wie künstlerischen Dingen in Bezug auf Kupferstich, Steinzeichnung und Holzschnitt, wie auf Metall-, Stein- und Buntdruck eine Fülle von Erfahrungen, die ihm später wesentlich zu Gute kommen sollten. Er fand immer mehr Gefallen an dieser Arbeit, und der lebhafte Wunsch, sein Verständniß auf diesem Felde zu erweitern und zu vertiefen, veranlaßte ihn, auf der Kgl. Bauakademie zu Berlin an den Vorträgen über die Geschichte, die Formen und Theile der Baukunst sich zu betheiligen. Er wollte sich dadurch zunächst für die Leitung des Geschäftes, das ihm demnächst zufiel, fähiger machen. Aber hier kam ihm, wie man zu sagen pflegt, der Appetit bei dem Essen. Bald verlor er den ursprünglichen Zweck aus den Augen; Kunst und Wissenschaft zogen ihn je länger, desto mehr mit unwiderstehlicher Gewalt an sich; bald hatte er sich dem Studium um seiner selbst willen hingegeben. Der Vater willigte ein und um Ostern 1854 bezog er als Student der Philosophie die Universität Berlin. Vom dritten Semester abgesehen, wo er leider aus Gesundheitsrücksichten vom Universitätsbesuch dispensirt werden mußte, hat er nun drei Jahre lang mit Feuereifer studirt. Neben allgemein bildenden Vorträgen über Geschichte, Erdkunde, Litteratur und namentlich Philosophie bei Fr. von Raumer, Karl Ritter, Köpke, Gosche, Trendelenburg und Althaus hörte er ganz besonders kunstgeschichtliche und kunstwissenschaftliche Vorlesungen bei Tölken, Waagen, Hotho, Karl Bötticher, Hellferich und Ernst Guhl, von denen namentlich der Letzte bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Eine Vorlesung Hotho's über Aesthetik hörte er im Winter 1855/56 ganz allein mit einem zweiten ungetreuen Jünger des Buchhandels, mit unserem Landsmann Wilhelm Raabe. Aesthetische und philosophische Studien trieb er mit Vorliebe; es war neben Spinoza namentlich Kant, der ihn hier anzog und den er auf das Innigste verehrte. Daneben besuchte er auch von Michaelis 1853—54 die Kgl. Bauakademie, um Wilh. Stier's anregenden Vorträgen über Geschichte antiker und mittelalterlicher Baukunst u. A. zu hören. Fleißig ging er sodann in die Kunstsammlungen Berlins, betrachtete er die Bauwerke und Denkmäler der Stadt. Eine schöne weite und hohe Welt that sich ihm auf, in der zu leben und zu streben ihm volle Befriedigung gewährte.

Riegel's Studium umfaßte, wie wir gesehen haben, zuerst die Baukunst, von da ging er auf die Bildnerei über; erst später erschloß sich ihm das Verständniß für die Malerei, wo er zunächst für die altdeutsche Kunst Interesse faßte. Er begann sein Studium an den Denkmälern selbst, die er zunächst richtig zu sehen und zu erfassen suchte, so schon früh den später von ihm ausgesprochenen Grundsatz bethätigend: „Nur aus dem Kunstwerke selbst lassen sich die Gesetze seines Wesens erkennen". Er strebte vor Allem nach einer geschichtlich-philosophischen Einsicht in die Kunst und die einzelnen Kunstwerke. Das schien ihm wichtiger und fruchtbarer zu sein als umfassende archivalische und litterarische Forschungen über sie anzustellen, obwohl er deren Bedeutung nicht verkannte und das Studium der Kunstlitteratur, wie der Werke Winckelmanns u. A. keineswegs vernachlässigte. Er suchte seinen Geist und Geschmack vorzugsweise an der classischen Antike zu bilden; sie war und blieb der Maßstab, den er zunächst an Kunstwerke anzulegen pflegte. Darum fesselte ihn in der neueren Malerei hauptsächlich der Mann, der der deutschen Kunst die Richtung auf das Bedeutende, den Sinn für lineare Schönheit, architectonischen Rhythmus und kräftige Formentwicklung gegeben hatte, Peter von Cornelius. Zur Zeit von Riegel's Studium hatte diese classische Richtung den Höhepunkt bereits überschritten und einer neueren Kunstanschauung mehr oder weniger das Feld geräumt. Er aber war von ihr so erfüllt, daß er ihr bis zu seinem Tode treu geblieben ist.

Bedeutend erweitert wurde Riegel's Gesichtskreis durch alljährlich wiederholte Reisen, auf denen er ganz Deutschland von Nord nach Süd, von Ost nach West durchstreifte und sich umfassende Kenntnisse nicht nur von der heimischen Kunst, sondern auch von Land und Leuten der verschiedensten Landschaften erwarb. Denn nicht minder als für die Kunst lebte in ihm der Sinn für die Natur. Er hat später die mancherlei Beobachtungen, die er auf diesen und anderen Reisen machte, in seinem Werke „Unter dem Striche" zusammen veröffentlicht. Zuerst ging er im Jahre 1854 nach München und war hier von den angehäuften Kunstschätzen so entzückt, daß er drei Wochen in der Stadt verweilte, obwohl die Cholera zu jener Zeit in ihr wüthete. Im folgenden Jahre zog er weiter nach Tyrol und der Lombardei, wo ihn abermals die Cholera von seinem Studium nicht abschreckte. So hat er alle die folgenden Jahre 6—8 Wochen auf Studienreisen in Deutschland zugebracht. Erst nach dem Tode des Vaters († 6. Januar 1866), der nach dem Berufswechsel des Sohnes die Freude an seinem Geschäfte verloren haben mochte und es daher 1861 an Ernst und Korn in Berlin verkauft hatte, und nach dem Abscheiden von Cornelius († 6. März 1867) ging Riegel zu längerem Aufenthalt nach Italien, und seitdem hat er alljährlich ausgedehnte Studienreisen nach Italien, Frankreich, England, den Niederlanden u. s. w. unternommen.

Seine Studienzeit brachte er äußerlich zu einem gewissen Abschlusse im Jahre 1862, wo er am 30. Juni zu Rostock zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Die Abhandlung, die er eingereicht hatte, lautete „de artis Italicae historia". Schon früher hatte er sich schriftstellerisch bethätigt. Er verfaßte für Wageners Conversationslexikon eine Reihe von Kunstartikeln. Dann hat er für die National-Zeitung geschrieben, bis ihm die Eigenmächtigkeit des Redacteurs mit den ihm übergebenen Aufsätzen diese Arbeit verleidete. Erfreulicher gestalteten sich die Beziehungen zu der „Allgemeinen Zeitung" und den anderen Cotta'schen Blättern, dem „Morgenblatte" und der „Deutschen Vierteljahrsschrift"; er ist für das erste Blatt bis zu seinem Tode ein geschätzter Mitarbeiter geblieben.

Ein Aufsatz, den Riegel 1864 über die Ausstellung der Friedhof-Cartons in der Nationalzeitung veröffentlichte [1]), erregte die Aufmerksamkeit von Cornelius, der

1) Wiederholt in den deutschen Kunststudien S. 109—124.

den Verfasser kennen zu lernen wünschte. Aus der ersten Begegnung, die am 25. October 1864 stattfand, ist in der Folge ein reger Verkehr und eine innige Freundschaft zwischen dem alten Künstler und dem jungen Kunstschriftsteller erwachsen, die bis zu jenes Tode währte. Riegel hat über „Cornelius, den Meister der deutschen Malerei“, noch bei seinen Lebzeiten eine Monographie verfaßt, und später in einem besonderen Werke zu seinem hundertsten Geburtstage (23. September 1883) wichtige Beiträge zu seiner Charakteristik als Mensch und Künstler veröffentlicht, wobei auch des vertrauten Umgangs des Verfassers mit Cornelius eingehend gedacht ist. Gewidmet hat er dem hochverehrten Meister auch das erste selbständige Werk, das er herausgab, seinen Grundriß der bildenden Künste (1865). Er schrieb das Buch, um seinen Studien eine systematische Behandlung, dem Kunstfreunde aber eine zurechtweisende Uebersicht auf den verschiedenen Gebieten der Kunstwissenschaft zu geben. Wie sehr das Werk einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam, beweisen die vier Auflagen, die es, nach Titel und Inhalt mehrfach umgestaltet, erlebt hat.

Stets hat Riegel die Jahre, in die sein Verkehr mit Cornelius fällt, als besonders glückliche bezeichnet. Mit dessen Tode löste sich das stärkste Band, das ihn bis dahin mit Berlin noch verknüpft hatte. Er trat nun zunächst, wie schon erwähnt, eine größere Kunstreise nach Italien an und verfaßte nach seiner Rückkehr, um die dort empfangenen Eindrücke festzuhalten, die Kunstbeiträge zu dem Gsell-Fels'schen Reisehandbuche von Oberitalien. Auch seine „Italienischen Blätter“, die neben mancherlei Reiseerlebnissen und allgemeinen Betrachtungen auch viele neue Beobachtungen über italienische Kunstwerke enthalten, sind eine Frucht der Reise aus dieser und der folgenden Zeit. Dann ging er nach Leipzig. Hier hatte Albert von Zahn eine reiche Thätigkeit begonnen, als er im Jahre 1868 als Director des Großherzoglichen Museums nach Weimar berufen wurde. An seiner Statt ward nun Riegel die Leitung des städtischen Museums und des Leipziger Kunstvereins übertragen. Beide Stellungen, die in enger Verbindung standen, da die Verwaltung des Museums großentheils vom Vorstande des Kunstvereins geführt wurde, trat Riegel am 1. August 1868 an. Von der philosophischen Facultät wurde ihm unter der Hand mitgetheilt, daß man es gern sehen würde, wenn er sich, wie früher v. Zahn, als Privatdocent für Kunstgeschichte habilitiren wollte. Er reichte daher schon im folgenden Jahre als Habilitationsschrift seine „Darstellung des Abendmahls besonders in der toskanischen Kunst“ ein, hielt am 16. Juni 1869 eine Probevorlesung, und drei Tage darauf eine öffentliche Disputation, bei der ihm die Professoren Overbeck, Erdmann, Fechner u. A. opponirten; unterm 25. Juni wurde ihm die venia legendi für das Fach der allgemeinen Kunstgeschichte und Kunstlehre auf der Universität übertragen. Er eröffnete im Winter darauf seine Vorlesungen; er las zuerst über Kunstgeschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen. In den beiden folgenden Semestern sprach er über die Kunstgeschichte seit dem Tode Napoleon's und über die architectonischen Style und Stylarten in geschichtlicher Folge. Der Erfolg war ein sehr erfreulicher; die Zahl seiner Zuhörer stieg bis über die Ziffer 60 hinaus. Auch veranstaltete er in kleineren Kreisen kunstgeschichtliche Uebungen. Eine Doctorprüfung scheint er nur einmal abgehalten zu haben, aber mit keinem Geringeren als unserm Landsmanne, dem jetzigen Museumsdirecter Wilhelm Bode in Berlin, der am 21. December 1870 von ihm examinirt wurde.

Obwohl sich so die Thätigkeit Riegel's in Leipzig sehr gut anließ, so sollte seines Bleibens hier doch nicht lange sein. Am 27. Mai 1870 war zu Braunschweig der Professor der Zoologie und Botanik Johann Heinrich Blasius gestorben, dem seit Eigener's Tode († 5. April 1866) neben dem naturhistorischen Museum auch die Leitung des Herzoglichen Kunstmuseums übertragen worden war. Diese an sich unnatürliche Zusammenlegung von Aemtern war auf die Persönlichkeit Blasius' zugeschnitten gewesen und nur durch dessen vielseitiges Wissen und Können ermöglicht worden. Man beschloß jetzt an maßgebender Stelle, einen Kunsthistoriker an die Spitze des Museums zu setzen, dem dann auch die Vorträge über Geschichte der Baukunst am Collegium Carolinum übertragen werden sollten, ein Lehrfach, das seit des Wolfenbüttler Bibliothekars L. K. Bethmann Tode († 5. December 1867) unbesetzt geblieben war. Unter den zahlreichen Bewerbern, die auftraten, konnten daher nur zwei Männer ernstlich in Frage kommen, Wilhelm Roßmann, der aus Braunschweig gebürtige Erzieher des Erbprinzen von Meiningen, und unser Herman Riegel. Zwar scheint auch der bekannte Holbeinforscher Alfred Woltmann, damals Museumsdirector in Karlsruhe, nicht abgeneigt gewesen zu sein, einem etwa an ihn ergehenden Rufe zu folgen, aber er wollte sich nicht selbst zu der Stelle melden. So wurde diese dann Riegel anvertraut, der aus Leipzig von Professor Zarncke u. A. bestens empfohlen worden war. Er wurde zu Ende Februar 1871 vom Rathe der Stadt Leipzig unter voller Anerkennung seiner Verdienste entlassen und trat im folgenden Monate in Braunschweig seine neue Stellung an. Mit dem Titel Professor wurde ihm die Direction des Herzoglichen Museums und das Lehrfach für Kunstgeschichte und Geschichte der Baukunst übertragen.

Dieses Lehramt an dem Collegium Carolinum, seit 1877 an der technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina hat er bis in den Sommer 1897 inne gehabt, wo er wegen zunehmender Augenschwäche davon entbunden wurde. Er hat hier in zweijährigem Lehrgange, im Winter in 4, im Sommer in 2 Stunden, über die „Geschichte der Baukunst in Berücksichtigung der Gemeinsamkeit der bildenden Künste überhaupt“ gelesen. In dem ersten Jahre behandelte er die Inder, Aegypter, Westasiaten, Hellas, Italien und Rom, im zweiten die altchristliche und muhamedanische Baukunst, die karolingische Zeit, den romanischen und gothischen Stil und die Renaissance. Andere Vorlesungen hat er an der Hochschule nicht gehalten. Als es sich um die Uebersiedelung des Museums in das neue Gebäude handelte, kam er darum ein, seine Vorträge einstellen zu dürfen. Doch legte das Ministerium Werth darauf, ihn im

Lehrkörper und seinen Namen in den Vorlesungsverzeichnissen der Hochschule zu behalten. Leider verstand Riegel es nicht, mit einem großen Theile seiner Kollegen sich auf einen guten Fuß zu stellen, was zu wiederholten Reibereien und Zwistigkeiten geführt hat, auf die wir hier natürlich nicht näher eingehen können. Doch denken noch heute zahlreiche Schüler dankbar an den Unterricht zurück, den sie bei H. Riegel einst genossen.

Ungleich umfassender und verdienstlicher war aber ohne Zweifel die Wirksamkeit, die Riegel als Director des Herzoglichen Museums entfaltet hat[2]). Sie in vollem Umfange zu würdigen ist nur derjenige im Stande, der die Verhältnisse des alten Museums am Bohlwege noch gekannt hat, die unzulänglichen Räume, die im Winter nicht geheizt und in denen ganze Abtheilungen nicht zur Aufstellung gebracht werden konnten. Blasius hatte zwar mit gewohnter Umsicht und Thatkraft umfassende Aenderungen theils begonnen, theils wenigstens geplant. Aber er wurde diesem Wirkungsfelde zu schnell entrissen, um diese Aufgabe befriedigend lösen zu können; auch war dies in den verfügbaren Räumen so gut wie unmöglich. Noch immer lagen äußerst werthvolle Stücke, zumal des Kunstgewerbes, in Schränken, in Kisten und Kasten verborgen, der wissenschaftlichen und der künstlerischen Benutzung vollständig entzogen. Was aufgestellt war, bildete mehr oder weniger ein wirres Durcheinander, das eine strenge systematische Ordnung vermissen ließ. Die zur Verfügung stehenden Räume waren, auch als die am Hagenscharren, welche die naturgeschichtlichen Sammlungen eingenommen hatten, hinzugenommen waren, für eine gute Aufstellung der Kunstwerke nicht ausreichend und, schon wegen der schwer zu beschaffenden Heizanlage, nicht geeignet. Die Wirkungen der Feuchtigkeit machten sich insbesondere bei Temperaturwechsel auf den Bildern in bedenklicher Weise bemerkbar. Schon am 30. Juni 1871 hielt sich daher Riegel für verpflichtet, den Neubau eines Museums bei Herzogl. Staatsministerium zu beantragen. Dieses stand bei der inneren Berechtigung der Forderung diesem Antrage zwar durchaus wohlwollend gegenüber. Aber man weiß ja, wie sehr und wie oft im öffentlichen Leben die Forderungen für ideale Zwecke hinter denen für practische Bedürfnisse zurückstehen müssen. Es waren der rastlose Eifer und die zähe Willenskraft Riegel's nothwendig, um hier der Sache des Museums zum Siege zu verhelfen. Manche Gegenströmungen, offene und verdeckte, waren zu bekämpfen, bis es glücklich gelang, am 9. Dec. 1882 in der Landesversammlung den Beschluß zu dem Neubau eines Museums durchzusetzen. Von klärender Wirkung war zur Erreichung dieses Zieles vor Allem die „Denkschrift“, die im Auftrage des Herzogl. Staatsministeriums Riegel über die Nothwendigkeit eines Neubaus verfaßte. Auch das Bauprogramm, nach dem das Gebäude aufgeführt wurde, war von Riegel entworfen. Inzwischen hatte er alle Hände voll zu thun, um die durch die Franzosenzeit beschädigten und dann lange Zeit arg vernachlässigten Sammlungen in einen würdigen Zustand zu versetzen. Wie umfassend diese Herstellungsarbeiten waren, geht schon daraus hervor, daß allein für diesen Zweck mehr als 20 000 ℳ verausgabt wurden. Solche Summen hierfür und ähnliche für Anschaffung litterarischer und künstlerischer Hülfsmittel, die fast gänzlich fehlten, auch für gelegentliche Neuanschaffungen u. s. w. locker zu machen: dazu war wieder der unablässige Eifer und die Thatkraft Riegel's erforderlich. Er führte vom kunstgeschichtlichen Standpunkte aus eine gänzliche Neuordnung der Museumsbestände durch, rief neue Abtheilungen ins Leben, wie die für mittelalterliche Kunst, für die er zur Orientirung und Belehrung ein besonderes Verzeichniß herausgab. Aehnliche Büchlein erschienen auch über andere Theile des Museums, die Majoliken u. s. w. Sie regten das Interesse für das Museum daheim an und machten es nach außen bekannt, Ziele, für die früher so gut wie nichts gethan war und die auch heute noch längst nicht völlig erreicht sind. Er setzte nicht ohne Mühe die Anschaffung der Gypsabgüsse für das Museum durch; er begann die planmäßige Sammlung der Kunsterzeugnisse der Fürstenberger Porzellanfabrik, die früher nur durch einige Büsten vertreten war, jetzt aber durch eine treffliche Uebersicht ihrer Leistungen, ihrer Bedeutung gemäß, dargestellt ist. Auch die vorgeschichtliche Abtheilung, deren Grundstock die Alterthumssammlung des Abts Thiele bildete, ist von ihm eingerichtet worden. Auch für einzelne wichtige Neuerwerbungen, wie das schöne Bild Herzog Christian's von Moreelse, und zahlreiche Stücke in den geschichtlichen Sälen wußte er die Mittel zu beschaffen, andere Sachen wie die Skizzen Rudolf Henneberg's u. A. aus Privatbesitz heranzuziehen. Ebenso wußte er wissenschaftliche Hülfskräfte zu erlangen, über die im Verhältniß keine andere Anstalt des Landes auch nur annähernd in gleichem Maße verfügt. Denn ihm lag zugleich auch an der wissenschaftlichen Bearbeitung der einzelnen Abtheilungen. Sein eigenes Feld waren die Gemälde, der zweite Band seiner „Beiträge zur Niederländischen Kunstgeschichte“ die Frucht seines Studiums hiesiger Museumsbilder, eines Gebiets, auf das er erst durch den hier vorhandenen Reichthum an niederländischen Bildern geführt wurde und für das er in seiner Leipziger Zeit noch wenig Geschmack hatte gewinnen können. Noch das letzte Werk seines Lebens ist der Bildergallerie gewidmet, das in langjähriger Arbeit vorbereitete Verzeichniß über sie, dessen erst S. 111 f. dieser Blätter gedacht wurde. Auf das Beste vorbereitet zog Riegel mit seinen Sammlungen 1886—1887 in das schöne neue Heim, das am 17. Juli 1887 eröffnet wurde und im In- und Auslande verdiente Anerkennung gefunden hat. Wer jetzt sich dort in schönen lichten Räumen und in zweckmäßiger Aufstellung in Sommer- und Winterszeit der reichen Schätze unseres Museums erfreut, der hat alle Ursache, dankbar Herman Riegel's zu gedenken, der in unermüdlich ernster Arbeit diesen ebenso großen, wie erfreulichen Wandel geschaffen. Denn es ist nicht zuviel gesagt, wenn es schon früher in diesen Blättern hieß: „Das unter der Pflege kunstsinniger Fürsten herangewachsene Museum mit warmer Liebe, voller Hingebung, Sach-

2) Vgl. den Aufsatz Steinmanns „Die letzten 25 Jahre der Verwaltung des Herzogl. Museums“. Br. Mag. 1896. S. 33—36.

kenntniß und seiner Empfindung für das Schöne auf die Höhe gebracht zu haben, auf der es jetzt einen Ehrenplatz neben den berühmtesten Anstalten seiner Art einnimmt, das ist Riegel's Verdienst."

Im Kunstleben sowie im öffentlichen Leben der Stadt und des Landes Braunschweig, soweit es geschichtliche und künstlerische Fragen betraf, hat Riegel wohl nicht ganz die Stellung eingenommen, die ihm als Leiter der weitaus bedeutendsten Kunstanstalt des Landes bei seinen Kenntnissen und seiner Persönlichkeit hätte zufallen müssen. Manche von den Factoren, die hier ins Gewicht fallen, entziehen sich noch der öffentlichen Beurtheilung. Zum Theil lagen sie auch in seinem eigenen Wesen begründet. Schon sein körperliches Befinden zwang ihn, sich allmählich mehr und mehr von allen Versammlungen fern zu halten. An den Zusammenkünften des Geschichtsvereins nahm er Ende der siebenziger Jahre noch thätigen Antheil. In den Vorstand des Kunstvereins kam er bald nach seiner Ankunft in Braunschweig; er hat ihm bis Ende der achtziger Jahre angehört, eine leitende Stelle aber nicht darin bekleidet. Er gehörte zu den Gründern des Vereins zur Förderung des Kunstgewerbes (1877) und hat sich namentlich um die Vereinsschule verdient gemacht. Als er deren Uebernahme auf die Stadt glücklich vorbereitet hatte, wurde er 1884 nicht wieder in den Vorstand gewählt, was ihn mit Recht entrüstete und nicht nur seinen Austritt aus dem Vereine, sondern auch die schroffe Ablehnung der ihm angebotenen Ehrenmitgliedschaft des Vereins zur Folge hatte. In dem ersten Jahrzehnt seines Wirkens in Braunschweig betheiligte er sich auch noch mit Eifer an den öffentlichen Angelegenheiten, von denen er sich dann später ganz zurückzog. Er suchte eine Inventarisation der Kunst- und Alterthumsdenkmale ins Werk zu setzen und zu ihrer Pflege eine ständige Commission zu begründen, aber seine Vorschläge waren so kostspielig und den Verhältnissen des Herzogthums so wenig angepaßt, daß sie weitere Folgen nicht hatten. Auch für die Wahl eines Platzes für das Siegesdenkmal in Braunschweig, wo er mit Wärme für den Altstadtmarkt eintrat, fand er fast allgemeinen Widerspruch, da man wohl nicht ohne Ursache besorgte, dem schönen einheitlichen Charakter des alterthümlichen Platzes durch ein modernes Denkmal starken Eintrag zu thun. Von bestem Erfolge war dagegen sein Eintreten für die Burg Dankwarderode. Das Bauwerk war schon zum Abruche bestimmt, als er unterm 29. November 1879 noch in letzter Stunde den Vorstand des Geschichtsvereins in Wolfenbüttel um Unterstützung zur Rettung des Gebäudes bat, die ihm dann in reichlichem Maße zu Theil ward und zum Gelingen der Sache nicht unbeträchtlich beitrug. Hätte Riegel nicht die Anregung gegeben, so wäre von dem alten Bau schwerlich etwas erhalten geblieben. Mit der Art seiner Wiederherstellung vermochte er sich allerdings nicht zu befreunden; sie war ihm zu gewaltsam in romanischem Stile durchgeführt; auch konnte er es nicht verwinden, daß sein Rath bei dieser Gelegenheit gar nicht in Anspruch genommnen worden war.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Riegel's Gesundheitszustand auch auf seine Stimmung von Einfluß war. Wie jener war auch diese nicht immer die gleiche. Er zeigte leicht ein etwas verdrießliches, mürrisches Wesen, das nicht Jeder mit dem erforderlichen Gleichmuth oder Humor aufnehmen konnte und wollte. Auch ging er von einer Ansicht, die er sich einmal gebildet hatte, nicht leicht ab. Ihm fehlte oft die ruhige Sachlichkeit, die auch Personen mit abweichenden Ansichten und Anschauungen voll verstehen und ruhig gewähren lassen kann, nicht minder die leichte Beweglichkeit, die fremde Meinungen gewandt für sich zu gewinnen weiß. Er war im Grunde eine streitbare Natur, die auch scharfe Waffen nicht verschmähte und mitunter rücksichtslos auch da vorging, wo mit Ruhe und Liebenswürdigkeit weit mehr wäre zu erreichen gewesen. Dabei ging er gern gerade auf das Ziel los, ohne die hergebrachten Formen des Umgangs und des Verkehrs sorgsam zu wahren. Dadurch hat er sich manchen Widersacher gemacht, und auch mit einzelnen Behörden und Beamten, mit denen er im Interesse der Sache einträchtig hätte zusammen wirken müssen, stand er nicht immer auf dem besten Fuße. Für sich muß übrigens Schreiber dieses erklären, daß er persönlich und dienstlich stets auf das Beste mit dem Entschlafenen ausgekommen ist und dankbar der Förderung gedenkt, die er für seine Studien und die von ihm vertretene Anstalt bei ihm gefunden hat.

Neben seinen umfangreichen dienstlichen Arbeiten setzte nun Riegel in Braunschweig mit Eifer auch seine litterarische Thätigkeit[3]) fort, die in selbständigen Schriften größeren und kleineren Umfangs, sowie in zahlreichen, in Zeitungen und Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen und Abhandlungen zum Ausdrucke gekommen ist. Ueberall offenbarte sich hier seine lebhafte Vorliebe für classische und classicistische Kunst. Seiner Freundschaft mit Cornelius und der seinem Leben und seiner Kunst gewidmeten Werke ist bereits oben gedacht worden. Mit gleicher Verehrung sah er zu A. J. Carstens hinauf. Er hatte die von Fernow 1806 verfaßte Lebensbeschreibung dieses Künstlers und den ersten Band seiner Werke schon früher (1867 und 69) herausgegeben; jetzt ließ er den zweiten und später den dritten Band seiner Werke folgen. Er hat durch diese Veröffentlichung unser Wissen über Carstens und seine Stellung in der deutschen Kunst nach vielen Seiten hin wesentlich bereichert. Beide Künstler Carstens und Cornelius nehmen dann auch mit dem großen Kreise ihrer Anhänger und von ähnlichen Bestrebungen erfüllter Genossen einen weiten Raum ein in seiner 1876 erschienenen „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst", einem Buche, das, bald nach dem großen Kriege entstanden, zugleich ein „Beitrag zur Geschichte der allgemeinen Wiedergeburt des deutschen Volkes" sein soll und in diesem Sinne als ein von hohem nationalen Bewußtsein und echt patriotischer Gesinnung getragenes Werk gelten darf. Es sollte ursprünglich den ersten Band einer Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Schadow bilden, von der aber wegen des Concurses

3) Vgl. hierüber den Aufsatz in der „Kunstchronik" vom 21. September 1900 von Chr. Scherer, dem Verf. auch sonst manche Mittheilungen verdankt.

des Verlegers ein zweiter Band nicht erschienen ist. Seinen 1868 erschienenen „Deutschen Kunststudien“ ließ er 1877 „Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze“ folgen, ebenfalls eine Sammlung kleinerer Arbeiten und Untersuchungen über Architectur, Plastik, Malerei u. s. w., die zum Theil mit großer Begeisterung und in formenschöner Sprache abgefaßt manche treffliche Einzelbetrachtungen enthalten und ebenso anziehend wie belehrend geschrieben sind. In gleicher Weise ließ er seinen „Italienischen Blättern“ 1898 „Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens“ folgen, ein Werk, das neben rein persönlichen Empfindungen und Gefühlsäußerungen auch manche neue wichtige Ergebnisse für die Kunstgeschichte bietet.

Daß die niederländischen Bilder des Herzoglichen Museums Riegel auch zu eingehender Beschäftigung mit der niederländischen Kunst führten, ist bereits erwähnt worden. Die Frucht dieser Studien waren seine „Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte“, deren erster Band Abhandlungen und Forschungen allgemeineren Inhalts enthält, während sich der zweite mit der kritischen Bearbeitung der Museumsbilder in geschichtlicher Anordnung beschäftigt. Die verdienstvolle Arbeit dient als Grundlage für das beschreibende und kritische Verzeichniß der Gemälde-Sammlung des Museums, das gewissermaßen den Schlußstein seiner Arbeiten über die Schätze dieser Anstalt bildet.

Auch der neueren belgischen Kunst trat Riegel näher, indem er, veranlaßt durch ein genaueres Studium der St. Georgskirche zu Antwerpen und die dadurch herbeigeführte persönliche Bekanntschaft der belgischen Maler Guffens und Swerts, eine Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856 verfaßte. Die Schrift stellt nach des Verfassers eigenen Worten eine Huldigung der Bestrebungen jener beiden vlämischen Künstler dar, in denen sich ihm zum letzten Male in glänzender Weise der Geist jener classischen Kunstrichtung verkörpert, als deren Schöpfer J. A. Carstens gilt. Dieser Richtung ist er sein Lebtag treu geblieben, er war und blieb ein begeisterter Vertreter des classicistischen Standpunktes in der Kunst, so sehr er sich auch in dieser Stellung mehr und mehr vereinsamt fühlte. Er klagte daher wohl, daß die Kunst in die Breite ginge, daß die alten großen Meister nur von Wenigen noch verstanden würden, daß das Neue das Alte verdrängte, die idealen Auffassungen und Gedanken immer mehr dahinschwänden. Den modernen ästhetischen Anschauungen stand er schroff ablehnend gegenüber. Auch hierin zeigte sich die Entschiedenheit, aber Einseitigkeit seines Wesens, in der seine Stärke, aber auch seine Schwäche beruhte. Er legte, auch hierin der Vertreter einer dahinsterbenden Schule, das Hauptgewicht auf ästhetisch-philosophisches Erfassen des Kunstwerkes, wogegen die kritische eindringende Forschung mehr als sonst in der modernen Wissenschaft bei ihm zurücktrat. Er war auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit von fest bestimmtem Charakter, deren hier stets mit Ehren gedacht werden wird.

Wenn Riegel nun in den letzten 1½ Jahrzehnten seine kunstschriftstellerische Thätigkeit im Vergleich zu früher stark beschränkt hat, so war daran weit mehr als jene zunehmende Vereinsamung, in der er sich fühlte, die Uebernahme einer neuen Aufgabe schuld, die er selbst angeregt hatte und die ihm eine ungeheure Arbeitslast aufbürdete: die Gründung, Einrichtung und langjährige Leitung des deutschen Sprachvereins [4]). Er hatte von jeher bei seinen Schriften Werth gelegt auf einen klaren Stil und eine schöne Sprache, die sich vor allen Dingen von jedem entbehrlichen Fremdworte frei hielt. „Schon auf der Schulbank hat er“, wie er selbst schreibt, „diesem Schmarotzerpack Krieg und Feindschaft angekündigt“. Was ihn dazu vor Allem aber antrieb, war nicht so sehr sein feiner Sprach- und Schönheitssinn, dem die Fremdwörter als häßliche fremde Flicken am deutschen Gewande erschienen, wie sein starkes nationales Empfinden, dem sie als eine Entwürdigung des eigenen Volkes vorkamen. Wohl hatten schon früher wiederholt patriotische Männer mit beredten Worten gegen das Fremdwörterunwesen geeifert. Ich brauche, um von früheren zu schweigen, hier bei uns nur den Namen J. H. Campe zu nennen, um zu zeigen, daß diese Bestrebungen schon weit eher ihren Anfang genommen haben. Das Uebel hatten schon Viele erkannt. Aber Riegel war es, der klaren Blicks den richtigen Zeitpunkt wählte, um gegen den Unfug aufzutreten, und zugleich die wirksame Form fand, ihn erfolgreich zu bekämpfen. Er hatte zuerst in einer Reihe von Aufsätzen, die in den Grenzboten [5]) erschienen, über die „Fremdwörterseuche“ seinem Aerger und bedrängten Herzen Luft gemacht. Er gab sie dann als ein „Hauptstück von unserer Muttersprache, einen Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen“ in Buchform heraus und erntete mit diesem Vorgehen reichen Beifall von allen Seiten. Dieser Erfolg bewog ihn, einen Schritt weiter zu gehen. Er sah wohl ein, daß auch das zündendste Wort nur zu leicht verfliegt, und daß die Menschen, wie sie in der Mehrzahl nun einmal sind, das Gute nicht nur um des Guten willen thun, daß sie durch einen äußeren Zwang am wirksamsten dazu angehalten werden, daß sie am eifrigsten etwas zu erfassen pflegen, wenn ein gewisser sportsmäßiger Betrieb damit verbunden werden kann. So kam er auf den Gedanken, einen allgemeinen deutschen Sprachverein zu gründen. Im Mai 1885 erließ er die Aufforderung an eine Anzahl angesehener Männer aus den verschiedensten Lebenskreisen, die zu einem Ausschusse zusammentraten, der Ende August einen Aufruf zur Gründung eines Vereins erließ. Schon am 10. September 1885 bildete sich in Dresden der erste Zweigverein. Seitdem nahm der Sprachverein einen gewaltigen Aufschwung, der auch die kühnsten Erwartungen des Stifters weit übertraf. Aber der stets wachsende Erfolg war nur möglich durch immer steigende Mühe und Arbeit, die in der Hauptsache unserm Riegel zufiel. Es war selbstverständlich, daß er, der den Verein nach seinem Geist und Willen gegründet und aufgebaut hatte, auch sogleich an die Spitze des Unternehmens ge-

4) Vgl. Karl Scheffler in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 1900 September.

5) Grenzboten 1882 (41. Jahrgang 4. Quartal), Seite 437—51. 480—91. 529—40.

stellt wurde. Er war aber nicht nur der Vorsitzende, sondern zugleich die Seele des Ganzen, der Herausgeber der Zeitschrift, die seit dem 1. April 1886 erschien, und der Urheber der anderen Veröffentlichungen, die von dem Vereine ausgingen. Von ihm rührt der Wahlspruch des Vereins her: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann“, mit dem zugleich die weise Beschränkung, die der Verein sich auferlegte, treffend zum Ausdrucke gebracht wird. Aber Riegel's Streben ging noch weiter. Er wollte nicht nur die Fremdwörter aus dem Körper der Sprache ausmerzen, sondern auch die anderen Schäden heilen, an denen diese krankt, den echten Geist und das eigenthümliche Wesen der deutschen Sprache pflegen und auf diese Weise das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes kräftigen. Das war die hohe Idee, die ihm bei seiner Arbeit vorschwebte und die er auch in der Zeitschrift nach Kräften zu verwirklichen strebte. Voll erreichbar schien ihm dieses Ziel nur durch die Errichtung einer Reichsanstalt. Auch hierzu hat er Versuche unternommen, die aber ein Ergebniß nicht geliefert haben.

Doch die Last, die Riegel mit dieser Arbeit auf seine Schultern genommen, wurde mit der Zeit für seine Kräfte zu groß und drückend. Es kam dazu, daß mancherlei Streitigkeiten im Vereine selbst entstanden, auf die wir hier nicht näher eingehen können, die ihm die Freude am Werke aber oft stark vergällten und neben dem Aerger viel neue Arbeit schufen. Schweren Herzens entschloß sich Riegel Ende August 1893, von dem Verein, der in vollem Sinne des Worts sein eigenstes Werk war, zurückzutreten, aber die reiche Anerkennung, die ihm im folgenden Jahre auf der Hauptversammlung zu Koblenz in so herzlicher Weise zu Theil wurde, gab seinem Wirken in dem Verein einen befriedigenden und erfreulichen Abschluß. Er ward Ehrenmitglied des Vereins und es wurde ihm eine silberne Danktafel überreicht, die der Verehrung der Mitglieder des Vereins für dessen Gründer warme und treffende Worte lieh. Aber dauerhafter als in Metall ist seiner Thätigkeit Verdienst in unsere Sprache selbst eingegraben. Denn wenn es in unseren Tagen zum guten Tone gehört, Fremdwörter zu meiden, wenn schon jetzt das heranwachsende Geschlecht oft fremdsprachliche Ausdrücke nicht mehr versteht, die unseren Vätern in ihrer Rede noch völlig gang und gäbe waren, so hat an diesem Umschwunge Niemand einen größeren Antheil gehabt als Herm. Riegel. Seinem Namen wird in der Geschichte der deutschen Sprache ein Ehrenplatz für immer gesichert sein.

Auf allen Gebieten, auf denen Riegel thätig war, als Director des Herzogl. Museums, als Kunstschriftsteller und als Stifter und Leiter des Deutschen Sprachvereins zeigte er einen klaren Blick, einen festen Willen und einen eisernen Fleiß. Er faßte das Ziel, das er erreichen wollte, fest ins Auge und ließ sich nicht durch Nebendinge ablenken, die so leicht zur Zersplitterung der Kräfte verleiten. In diesen Eigenschaften beruhte vor Allem der Grund für die Erfolge seiner Bestrebungen. An äußeren Anerkennungen hat es ihm nicht gefehlt. Er besaß eine größere Anzahl Orden von deutschen und außerdeutschen Fürsten, war Ehrenmitglied der Kgl. Belgischen Kunstakademie zu Antwerpen (1883), sowie Mitglied der Academie royale de Belgique in Brüssel (1894) und wurde am 8. Mai 1899 zum Geheimen Hofrathe ernannt.

Noch höher anzuerkennen sind aber seine Leistungen, wenn wir bedenken, welche Hindernisse ihm aus seinem Gesundheitszustande erwuchsen. Erleichtert wurde ihm andererseits die Arbeit durch die opferbereite Pflege der treuen Lebensgefährtin, die Kinder nicht besaß und ganz in den Interessen des Gemahls aufging, der ihr diese Dienste durch gleiche Anhänglichkeit vergalt. Es war dies Johanne Hirsche, die Tochter des Hauptpastors Karl Hirsche in Hamburg, der früher in Holzminden und Braunschweig ein Lehramt bekleidet hatte und von 1858—63 Consistorialrath in Wolfenbüttel gewesen war. Riegel lernte sie im Juni 1872 in Braunschweig kennen und hat sich zehn Wochen darauf, am 7. September 1872, mit ihr vermählt. Wenn in einem Lebensabrisse seiner Verdienste gedacht wird, so darf billiger Weise auch des Antheils nicht vergessen werden, welcher der sorgenden Gattin gerade wegen dieser Fürsorge dabei gebührt. In seinem Hause, im Verkehr mit vertrauten Freunden offenbarte sich die gemüthvolle Seite von Riegel's Wesen, die den Meisten, die nur die oft rauhe Außenseite kannten, verborgen blieb. Ein schönes Zeichen seiner treuen Freundschaft ist der Aufsatz, den er dem verdienten Kupferstecher Professor Friedr. Knolle widmete, mit dem er lange zusammen am Herzoglichen Museum wirkte. Er war ein Mann von tiefer und reiner Empfindung und wußte dieser auch in gewandten Versen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Sie sind zumeist Gelegenheitsgedichte, die die Stimmung des Augenblicks in schöner Sprache treffend wiedergeben. Gedruckt sind von ihm, aber auch nur als Manuscript und unter falschem Namen, allein zwei Dramen, von denen das eine die patriotische Gesinnung, die ihn erfüllte, deutlich wiederspiegelt. Er war aber selbst zu kritisch veranlagt, um sich der Grenzen seines Könnens nicht bewußt zu bleiben. Er machte sich selbst kein Hehl daraus, daß seine dichterische Kraft nicht aus dem Vollen schöpfte, daß er immer mehr eine beobachtende, vergleichende, aufklärende als eine erfindende Natur war. Zugleich aber erfüllte ihn, was Vielen ebenso unbekannt wie jene dichterische Ader sein wird, ein wahrhaft religiöser Sinn. Die Liebe und der Sinn für die Kunst und die Natur, die völlige Versenkung in sie weckte in ihm auch religiöse Gedanken und Empfindungen, denen er mit Ernst und Eifer nachsann. Das Ergebniß dieser Beschäftigungen ist ein kleines Büchlein, das ohne seinen Namen erschienen ist, „Vom alten neuen Glauben Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien“, in denen er sich mit Wärme und Entschiedenheit für ein aufgeklärtes Christenthum ausspricht. Auch im Leben beherrschte ihn ein unbedingtes Gottvertrauen.

In den letzten Jahren hatten die Kräfte Riegel's bedenklich nachgelassen; er hatte da zu seiner Erholung stets längeren Urlaub nehmen müssen. Im vergangenen Frühjahr klagte er besonders über Nervenschwäche. Er sollte zu seiner Stärkung, die er um so nöthiger hatte,

da ihm eine Operation des grauen Staares bevorstand, gute Gebirgsluft aufsuchen. Er wollte sich nach Harzburg begeben, aber sein Zustand verschlimmerte sich derartig, daß eine Abreise nicht mehr möglich war. Er hatte qualvolle Wochen auszustehen, bis ihm am Abend des 12. August ein sanfter Tod von seinen Leiden erlöste. Seine Kräfte waren aufgebraucht; er hatte geschafft und gewirkt, so lange er konnte, mit dem Pfunde, das ihm gegeben, als ein getreuer Knecht nach bestem Vermögen gewuchert. P. Z.

Schriften Herman Riegel's.

A. Selbständige Werke.

1) Grundriß der bildenden Künste. E. allgem. Kunstlehre. Mit 34 Holzschnitten. Hannover 1865. — 2. Aufl. 1870.
3. Auflage u. d. T.:
Grundriß der bildenden Künste, im Sinne e. allgemeinen Kunstlehre u. als Hülfsbuch beim Studium d. Kunstgeschichte. 3. Aufl. Hannover 1875.
4. Auflage u. d. T.:
Die bildenden Künste. Kurzgefaßte allgemeine Kunstlehre in ästhetischer, künstlerischer, kunstgeschichtl. u. technischer Hinsicht. 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1895.
2) Cornelius, der Meister der deutschen Malerei. Hannover 1866. — 2. Ausg. Hannover 1870.
3) Carstens Leben u. Werke von K. L. Fernow, neu herausgegeben und ergänzt. Hannover 1867.
4) Deutsche Kunststudien. Hannover 1868.
5) Ueber die Darstellung des Abendmahles, bes. in d. toskanischen Kunst. E. Beitrag z. vergleichenden Kunstgeschichte. Hannover 1869.
6) Carstens Werke. B. I mit 43 Tafeln von Wilh. Müller. 2. Aufl. Leipzig 1869. — 3. Aufl. 1882.
Dass. B. II mit 36 Tafeln von W. Müller, H. Merz u. A. Leipzig 1874.
Dass. B. III: Der Argonautenzug, 24 Tafeln von Jos. Ant. Koch. Leipzig 1884.
7) Neujahr 1813. Nationales Schauspiel in fünf Aufzügen von Herman Goverts. Berlin 1870. (Als Manuscript gedruckt.)
8) Italienische Blätter. Hannover 1871.
9) Denkschrift über die Errichtung eines neuen Gebäudes für das Herzogl. Museum in Braunschweig. Braunschweig 1873
10) Ueber die Art u. Kunst, Kunstwerke zu sehen. Berlin 1874.
Heft 194 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge hg. v. Rud. Virchow u. Frz. v. Holtzendorff. Wiederholt: Kunstgeschichtl. Vorträge u. Aufsätze S. 3—27.
11) Dem Herrn Wilhelm Lübke, Verfasser mehrerer kunstgeschichtlicher Handbücher und dergl. mehr &c. &c. in Stuttgart. Offener Brief. Hannover 1874.
12) Herzogliches Museum. Verzeichniß der in dem s. g. neuen Schranke aufgestellten kleineren Kunstwerke u. Kostbarkeiten. Braunschweig 1875.
13) Herzogliches Museum. Bemerkungen über die Majolika Sammlung. Braunschweig 1876.
14) Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. I. Theil.
A. u. d T.:
Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. E. Beitrag z. Gesch der allgem. Wiedergeburt d. deutschen Volkes. Hannover 1876.
15) Kunstgeschichtliche Vorträge u. Aufsätze. Mit acht . . . Holzschnitten. Braunschweig 1877.
16) Herzogl. Museum. Die Sammlung mittelalterlicher und verwandter Gegenstände. Braunschweig 1879.
17) Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. 2 Bände.
B. I. Abhandlungen u. Forschungen.
B. II. Die niederländischen Schulen im Herzogl. Museum zu Braunschw. mit 300 Künstlerbezeichnungen in Holzschnitt.
18) Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856. Nebst Briefen von Cornelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr, Schwind u A. an Godefried Guffens und Jan Swerts. Berlin 1882.
19) Peter Cornelius. Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstage, 23. Sept. 1883. Mit 4 Lichtdrucken u. 4 Holzschnitten. Berlin 1883.
20) Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Leipzig 1883.
2. umgearbeitete u. sehr vermehrte Aufl. u. d. T.:
Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein u. die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf . . . Braunschweig 1888.
21) Herzogl. Museum. Führer durch d. Sammlungen. Braunschweig 1883. — Elftes Tausend 1897.
22) Herzogl. Museum. Nachtrag z. Verz. mittelalt. . . . Gegenstände. Braunschweig 1884.
23) Hertha, das Findelkind. Schauspiel in drei Aufzügen von Herman Goverts. Leipzig 1885. (Als Handschrift gedruckt.)
24) Der Allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von uns. Muttersprache . . . Heilbronn 1885.
25) Zeitschrift des Allgem. deutschen Sprachvereins. Hrsg. von Herm. Riegel. Jahrg. I — VI. Braunschweig 1886—93.
Dazu die: Wissenschaftlichen Beihefte 1891—93.
26) Die vorzüglichsten Gemälde des Herzoglichen Museums zu Braunschweig mit 100 Tafeln in photographischem Kupferdrucke. Berlin (1886).
27) Herzogliches Museum. Sammlung der Gypsabgüsse. Braunschweig 1889.
28) Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten. Berlin 1890.
2. verm. Aufl. 4 Bde. Berlin 1898. (1 u. 2. Bunte Bilder aus Natur u. Leben. 3 u. 4. Italien. Blätter.)

(Schluß folgt.)

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 2. December 1900.

Wilhelm Raabe.

IV.

Die Gabe der Phantasie ist wohl die erste und unerläßlichste Bedingung dichterischen Schaffens, aber sie allein reicht nicht aus, damit ein Kunstwerk entstehe, ja sie selbst birgt in sich, gerade je mächtiger sie ist, eine um so größere Gefahr für den Künstler als solchen. Wenigen Deutschen ist sie in dem Maße eigen gewesen, wie den beiden Dioskuren der jüngeren Romantik, Arnim und Brentano. Vielleicht ist das Mittelalter nie farbiger zugleich und inniger geschaut und wiedergegeben, als von dem Einen in den „Kronenwächtern", von dem Anderen in der „Chronika eines fahrenden Schülers" — aber beide Dichtungen sind Fragmente geblieben; eine originellere und stimmungsmächtigere Exposition, wie die der „Gräfin Dolores", läßt sich kaum denken — aber mit welch einem Wirrwarr von episodischen Phantasmen hat Arnim die zwei Bände gefüllt! Von Neueren ist Jensen vielleicht der erfindungsreichste Fabulist, den wir haben, auch er ein Meister der Stimmung — nur schade, daß er immer seltener seine Dichtungen wirklich vollendet, daß ihm nur allzu oft die Mühe des Gestaltens nach der Freude des Erfindens verdrießt und das monumental begonnene Werk als flüchtige Skizze zu Ende geführt wird, weil neue Bilder, in der Phantasie aufsteigend, den Dichter bedrängen und seine Lust und Geduld zur eigentlichen Arbeit beeinträchtigen.

Bei Raabe steht von Anfang an die organisirende Kraft des künstlerischen Verstandes mit der Phantasie im Gleichgewicht: er hat nie ein Fragment gegeben, nie durch episodisches Füllsel den Rahmen gesprengt oder überwuchern lassen, nie den Anfang um sein Ende betrogen, obwohl Gefahr und Verlockung in jeder Hinsicht für den Humoristen doppelt groß sind. Die Breite und scheinbare Bequemlichkeit seines Vortrags, die tausend Anspielungen und Seitenblicke, die gleichsam unterstreichenden Widerholungen, die betrachtenden Excurse, welche so oft den natürlichen Fluß der Erzählung zu hemmen und zu stauen scheinen, sind an einer anderen Stelle, wo wir vom humoristischen Stil reden werden, zu behandeln und zu rechtfertigen. Davon für jetzt abgesehen zeigen seine Dichtungen durchweg den sicheren Plan der Anlage, den zielgewissen Fortschritt der Handlung, das Ebenmaß der Theile und die Harmonie des Ganzen, welches Alles zusammen äußerlich kunstgerecht und innerlich nothwendig ihnen den Charakter des in seiner Art Vollendeten giebt, weil damit die jeweilige Aufgabe ohne Rückstand und Ueberschwang gelöst wird.

Dabei ist jedoch seine Compositionsweise nach den Perioden seines Schaffens und innerhalb derselben nach Umfang und Art der Stoffe, wie auch nach der besonderen Tendenz des Humors, mit dem er sie ergriffen hat und gestaltet, außerordentlich verschieden. Im Allgemeinen ist er von freieren und scheinbar lockreren Compositionen zu strengeren und kunstvolleren fortgeschritten. Dies gilt gleichermaßen von den beiden Grundtypen seiner, wie aller Fabeln der epischen Prosa, der Lebensgeschichte, darin der Entwickelungsgang eines Helden oder einer Heldin, auch eines Paares, das zu einander in dem Verhältniß der Zusammengehörigkeit oder des Gegensatzes steht, in gerader Linie von der Kindheit bis zu einem Ziele der Bildung, der Liebe oder des Todes erzählt wird, und dem einzelnen außergewöhnlichen Begebniß, in dessen vergleichsweise kurzem Verlaufe sich doch der gesammte Lebensgehalt der mithandelnden Personen wie in einer Feuerprobe ausweist.

Will man die Extreme bei einander haben, so vergleiche man die „Chronik der Sperlingsgasse" und die „Kinder von Finkenrode" mit dem „Horacker" oder auch den „Heiligen Born" mit dem „Odfeld". In jenen beiden Bilderbüchern deutscher Groß- und Kleinstädterei der fünfziger Jahre, in denen sich der Dichter gleichsam erst in seiner Welt und über sein eigenes Vermögen nach allen Seiten hin orientirte, ist an den Faden einer sehr einfachen Geschichte eine solche Fülle mannigfaltigen Lebens angeschossen, daß eben diese Fülle, nicht jene Geschichte und ihre Helden, als das eigentliche Augenmerk des Künstlers erscheint. Nichts oder Alles ist hier Episode, jedenfalls Alles Blumen und Grund eines vielfarbigen Teppichs, und der „schriftstellerische Contrapunkt" kommt dabei in der That nur in der leichten und natürlichen Verknüpfung von allerhand Personen und Vorgängen zu einem doch gerundeten Ganzen, in dem wohlerwogenen Wechsel der Bilder und Gestalten, in der Vertheilung von Licht und Schatten jeder Art zur Erscheinung. Zeitlich erstreckt sich, was

da erzählt wird, über mehr als eine Generation. „Ich weile in der Minute und springe über Jahre fort", so schreibt Johannes Wachholder, „ich male Bilder und bringe keine Handlung; ich breche ab, ohne den alten Ton ausklingen zu lassen, ich — schreibe keinen Roman". „Horacker" ist die Geschichte eines Sommernachmittags; das Buch umfaßt kaum mehr Zeit, als man braucht es zu lesen. Der Schauplatz und die Zahl der wirklich handelnden Personen ist entsprechend beschränkt. Innerhalb dieser Beschränkung aber hat der Erzähler mit einem Raffinement, an dem er selber sein ironisches Behagen hat, jeden Schritt der gleichzeitig von verschiedenen Punkten einem gemeinsamen Ziele zustrebenden Handlung auf die Minute ausgerechnet trotz dem modernsten Wirklichkeitsfanatiker; er hat die parallelen Vorgänge mit vollendeter Kunst zu den glücklichsten Contrastwirkungen in einander geflochten; er hat zugleich, ohne daß er uns den armen dummen Teufel, um den sich Alles dreht, auch nur einen Moment aus den Augen verlieren läßt, doch jeder der übrigen Personen nach ihrem Werth für das Ganze auch Raum, Gelegenheit und Antheil gegeben, sich vor uns in ihrer eigenen Menschlichkeit und zwar in voller Figur darzuleben und auszusprechen. Dem Buche wäre noch vieles Andere und Wesentlicheres nachzurühmen als diese Vielseitigkeit in der Einheit, aber wir haben es hier nur mit der Kunst zu thun, die dem kleinen Edelsteine seinen Schliff gegeben hat, nicht mit seinen inneren Tugenden, dem Feuer und dem Wasser, deren wir an anderer Stelle gedacht haben und noch gedenken werden.

Zwischen diesen Extremen bewegt sich die Vielgestaltigkeit der Raabe'schen Compositionen. Jene erste Form ist schon früh stufenweis aufgegeben. Bereits im „Frühling" concentrirt sich das Interesse des Dichters wie des Lesers auf die Haupthandlung und ihre Träger; das immer noch bunte und sehr selbständige Leben der Anderen dient dazu nur noch als Folie. Die „Leute aus dem Walde" sind dann das letzte Buch, in dem überhaupt rein komische Nebenfiguren, wie es Dickens und sein schwächerer deutscher Nachahmer Hackländer liebten, eine Sonderexistenz um ihrer selbst willen führen und mit ihren kleinen Erlebnissen und Schnurren die ernsten, großen Linien der Thaten und Schicksale der Helden wie mit leichten, spielenden Schnörkeln umziehen. Von da ab ist Raabe's Dichtung auch in dem Sinne einheitlich und wahrhaft humoristisch, daß fortan Großes und Kleines, Tragik und Komik an denselben Gestalten zur Erscheinung kommt. Und vergleicht man den „Hungerpastor" etwa mit den „alten Nestern", so läßt sich auch innerhalb der Gruppe der Lebensgeschichten die weitere Tendenz zu einer immer intimeren Darstellung immer engerer in sich geschlossener Lebenskreise nicht verkennen. Eine eigenthümliche Form der Erzählung, zu der sich die Ansätze auch schon in der „Chronik" finden, bildet sich daneben heraus: der Dichter verquickt beide Grundtypen dergestalt mit einander, daß er „mit dem einen Fuße in der Gegenwart und Wirklichkeit, mit dem anderen im Traum und in der Vergangenheit stehend" die früheren Geschicke und Zustände seiner Personen zum perspectivisch vertieften Hintergrunde des einen besonderen Begebnisses macht, innerhalb dessen sie sich im Vordergrunde zu bewähren haben. Gewöhnlich überwiegt in der Darstellung dieses gegenwärtige Begebniß sowohl dem Umfange, wie dem Interesse nach, auch wenn die Helden nach Goethe's Ausdruck vom Vergangenen leben oder am Vergangenen zu Grunde gehen, wie in „Fabian und Sebastian" und „Im alten Eisen". Seltener zieht sich umgekehrt die Gegenwart, wie im „Stopfkuchen", mehr zum bloßen Rahmen auseinander, in den die Vorgeschichte in ihrem ganzen Zusammenhange als eigentliches Hauptstück zu stehen kommt. In einer dritten Gruppe endlich halten sich beide Zeiten das Gleichgewicht: stückweis und ganz allmählich im Verlaufe des Begebnisses tritt die Vergangenheit hervor, hellt sich auf und wirft zugleich immer neues und schärferes Licht auf die Personen und die Handlung im Vordergrunde, bis die Jugend durch das Alter hindurchschimmert und das Alter wieder in der Jugend lebt und so, indem die Zeiten gleichsam ineinander rinnen, Alles gleich gegenwärtig erscheint. In dieser Compositionsform feiert Raabe's Kunst vielleicht ihre schönsten, jedenfalls ihre eigenartigsten Triumphe, nirgends mehr als in dem köstlichen „Horn von Wanza".

Ich bilde mir nicht ein, mit diesen wenigen Andeutungen die Formeln für die Raabe'sche Compositionstechnik auch nur in schematischer Uebersicht gegeben zu haben. Nicht nur passen manche seiner Dichtungen, wie das wunderbare und grausam wahre Stück Weltlauf „Meister Autor", von kleineren Stücken ganz abgesehen, unter kein solches Schema, sondern bilden sozusagen jede ihren Typus und ihre Gruppe für sich: ganz unberücksichtigt geblieben ist bisher auch die Verschiedenheit der Einkleidung insofern, als der Dichter bald selbst erzählt, bald mittelbar durch den Helden oder einen theilnehmenden Beobachter in allen möglichen Formen und Nuancen der Icherzählung — bis zu „D r e i Federn" — berichten läßt. Um alle dem im Einzelnen gerecht zu werden, müßte ich ein Buch schreiben, nicht minder, wenn ich jetzt weiter mit den hierbei doppelt unerläßlichen Beispielen seine Erzählkunst paragraphenweis durchgehen wollte, wie er seine Fäden aus dem großen Knäuel löst, wie er die Contraste wählt und gestaltet, in denen der Held den Verhältnissen oder herantretenden feindlichen Gewalten gegenübersteht, wie er stufenweis die Handlung bis zur Höhe der Collision führt und hier die Entscheidung meist überraschend, immer überzeugend aus der Tiefe der Charaktere hervortreten läßt, wie er überhaupt motivirt, nie peinlich und absichtsvoll, mehr durch Handlungen, als durch Worte, aber im letzten Grunde stets wahr, und was dergleichen Stücke der Technik mehr sind. Nur für zwei davon, in denen die Eigenart der Künstler immer am deutlichsten zu Tage tritt, müssen auch diese Blätter Raum zu kurzer Erörterung geben, ich meine Eingang und Schluß.

Selten versetzt uns Raabe, wie im „Abu Telfan" unmittelbar in medias res, meist braucht er einige Zeit, sich und den Leser in die Geschichte hineinzufinden, und geht dazu immer seine eigenen, mitunter wie im

„Kloster Lugau" sehr absonderlichen Wege, deren Zweckmäßigkeit erst im Verlauf des Ganzen klar wird. Sein Absehen ist dabei vor allem Anderen die Erweckung der rechten Stimmung. Wenn wir im „Odfelde" vorweg mit der älteren Geschichte des Klosters und der Landschaft bekannt gemacht werden, so reiht sich dadurch von vornherein das an sich außerordentliche Begebniß, dessen wir Zeugen werden sollen, in die unabänderliche große Ordnung der Dinge, wie sie von je gewesen ist — die allgemeine humoristische Stimmung, der Standpunkt über den Dingen ist gewonnen; aber das Begebniß ist ernstlich erschütternder Natur — die besondere Stimmung hierfür, das Mitempfinden vorzubereiten und zu wecken, dient die zweite Einleitung, der Vorspuk der Rabenschlacht über dem abendlichen Gefilde, auf dem am andern Tage die Männerschlacht geschlagen werden soll. Wundervoll ist Beides vereinigt in dem symbolischen Eingange des „Schüdderump", der wie die wenigen, aber mit vollem Register einsetzenden Accorde vor dem „Hungerpastor", zugleich den Geist des Buches vorempfinden läßt und seinen Namen deutet. Die stoffliche Mannigfaltigkeit dieser stimmenden Introductionen ist ebenso bewundernswerth, wie die Feinheit, mit der sie in den Tenor des Ganzen übergehen. Auch wo gelegentlich, wie es das Leben bringt, ein leichtes, anscheinend harmloses Vorspiel, z. B. der Elmspaziergang im „Meister Autor", ein Werk herben Ernstes einleitet, hört ein feinfühliges Ohr schon die dissonirenden Töne leise durchklingen, die später die Führung nehmen sollen. Nie ist es dabei auf eine Ueberraschung abgesehen, ebensowenig darauf, Spannung im groben Sinne zu erregen — im Gegentheil der Dichter liebt es wohl, diese von vornherein aufzuheben, indem er die Lösung dem Conflicte, das Ende dem Anfange voraufschickt. Der „Lar" beginnt mit einer Taufe, aber nicht des Helden, sondern seines Erstgeborenen, und nun lassen wir uns in allem Behagen erzählen, wie die Eltern ein Paar wurden. Die „Akten des Vogelsangs" eröffnet der Brief, den die Wittwe Mungo an Velten Andres' Leiche dem Erzähler als dem gemeinsamen Jugendfreunde schreibt; wer diese Menschen sind und was der wundersame Brief im letzten Grunde zu bedeuten hat, wissen wir erst, wenn wir das Buch tief athmend schließen — genug für den Dichter, daß wir auch die heitern Bilder der Kindheit seines Helden schon mit der Gewißheit des schmerzlichen Ausgangs haben genießen müssen.

Nicht minder charakteristisch ist die Art, wie — und der Punkt, wo Raabe seine Geschichten schließt. Hier findet sich umgekehrt selten ein besonderes voll ausklingendes Nachspiel, wie das Freiligrath'sche Lied des Negermädchens auf „Sanct Thomas" oder die fröhlichen Stimmen im Schlußcapitel von „Hastenbeck"; auch die in den großen Romanen und mancher der kleineren Erzählungen der sechziger Jahre von ihm bevorzugte Schlußform, in einem oder einigen Kernsätzen noch einmal den Gehalt des Ganzen zusammenfassend auszusprechen, hat er je länger je mehr aufgegeben und seine Leser gewöhnt, dergleichen selbst zu finden, ohne daß es ihnen vorgedacht wird, und oft, sehr oft überläßt er es ihnen sogar, sich selber auch die ferneren Lebenswege der handelnden Personen nach Lust und Verständniß zurechtzulegen und auszumalen. Wie er sich damit im Gegensatze weiß zu der Neigung des großen Publicums, „mit der Leiche zu gehen" oder andernfalls „sich keinen Gevatter unterschlagen zu lassen", und zu dem Brauch der Durchschnittserzähler, den Leser mit der Perspective auf ein unabsehbares wolkenloses Glück des Helden und der Heldin zu entlassen — das ist auf dem letzten Blatt der „Alten Nester" nachzulesen. Leben und Lebensdarstellung setzt sich eben für Raabe nicht aus einem Romanabenteuer, an dessen Schluß „die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt" und einem Märchenidyll zusammen, sondern er weiß und wir sollen wissen, daß Jeder bis an seine letzte Stunde ein Anwärter auf menschliche Schicksale jeder Art bleibt. So bricht er denn gar nicht selten geflissentlich da ab, wo die Zukunft noch manches Fragezeichen durch Punkt und Gedankenstrich zu ersetzen hat. Ob Isis den Sommer des „Frühlings" segnen wird, ob der wackere Schwabe im „Kloster Lugau" aus dem Felde wiederkehrt, was aus dem Knaben Theodor, dem Helden der „Prinzessin Fisch" werden wird, nun er die Kinderschuhe vertreten hat, ob und wie das Pärchen aus der Villa Schönow zu seinem Ziele kommen wird — das sind neue Geschichten, die nicht am Schluß der alten mit zwei Worten abzuthun sind. Mitunter hat er ja auch diese neuen Geschichten wirklich noch hinzugeschrieben: wir sahen schon, wie in den „Unruhigen Gästen" die Erzählung „Zum wilden Mann" ihren endgültigen Abschluß findet; ebenso begegnen wir Gestalten aus dem „Deutschen Adel" in „Villa Schönow" wieder, und die Hauptperson unter den „Kindern von Finkenrode" taucht in den „Alten Nestern" noch einmal auf. Max Bösenberg, der Lyriker, der schwärmende Liebhaber Cäciliens und nun der „alt, fett und Stadtrath gewordene Junggesell" — dies eine Exempel mag zeigen, wie recht der Dichter im Grunde daran thut, seine Helden am Ziel ihres Romans und seine Leser mit Vorblicken in ferne Zukunft zu verschonen.

Doch nun genug von der Schale, so oft auch ihre Betrachtung uns nebenher vom Kern Manches hat ahnen und erkennen lassen, und endlich zu dem dritten und letzten Stück, dem wesentlichsten von allen, die Raabe zu dem Dichter machen, der er ist! Ich meine die Größe und Energie seines Wollens, die Stärke und Wärme des Gefühls, das reiche, gütige, dem Höchsten offene und das Aermste in Liebe umfassende Herz, mit einem Wort die gesammte sittliche Persönlichkeit des Dichters. Da dies aber ein Thema ist, bei dessen näherer Erörterung der Mensch sich nicht vom Dichter trennen läßt, und da der Mann, den es angeht, Gott sei Dank, noch im Leben und in unserer Mitte wandelt, so muß und will ich mich gerade hier gegenüber dem, was des Dichters wie des Menschen bester Ruhm ist, auf die Andeutung weniger großen Gesichtspunkte beschränken. Ich darf es aber auch ohne Schaden thun, denn was mehr in der Richtung zu sagen wäre, das steht eigentlich schon in den früheren Stücken in und zwischen den Zeilen verstreut zu lesen und ist namentlich bei der Würdigung des Raabe'schen Humors und dessen, was damit zu-

sammenhängt, als Voraussetzung und Grundlage seines Wesens und seiner Wirkungen nachdrücklich hervorgehoben. Was hiernach anzudeuten bleibt, knüpft sich am besten, nachdem wir Inhalt und Gestaltung seiner Dichtungen besprochen haben, an eine Betrachtung ihrer über die jeweiligen künstlerischen Absichten hinausgehenden, aber diese auf das Innigste durchdringenden Gesammttendenz.[1])

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben — bewahret sie: sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!“ Kein Dichter kann je die Wahrheit dieser Worte tiefer empfunden, die ungeheure Verantwortlichkeit des Künstlers sich mehr gegenwärtig gehalten haben, als der, von dem wir reden. Das Ziel seiner Lebensarbeit ist von der ersten Zeile ab unverrückt ein humanes zugleich und ein nationales gewesen — beides im reinsten und erhabensten Sinne. Selbst durch Natur und Bildung auf die freie Höhe echter Menschlichkeit gestellt, die Nebel der Vorurtheile und der engherzigen Interessen unter sich, will er mit jedem Buche eine neue Stufe bauen, auf der Andere ihm nachkommen mögen. Jemehr er ihnen ein Fremdling ist in seiner Art zu denken, um so mehr sucht er sich mit seinem Fühlen heimisch zu machen in ihrem Thun und Begehren. Dann durchleuchtet er mit dem Lichte einer unbestechlichen Wahrhaftigkeit jeden Kreis, jeden Winkel ihrer kleinen und großen Welt. Wie anders stellt sich in diesem Lichte Werth und Bedeutung der menschlichen Dinge dem dar, der dabei sehen will und kann: wie Vieles geadelt, was gemein erschien und — ach wie viel Geschätztes zu nichts geworden! Illusionen zerstört er, rücksichtslos — aber kein Ideal, denn sein Licht stammt von oben und führt nach oben. Und wie schont er, was, ob auch anfechtbar, Ehrfurcht verdient! Wie mild ist er gegen Irrthum und Schwäche der menschlichen Natur, wenn ihnen nur ein Restchen Güte beiwohnt! Und wo wüßte er diesen Rest nicht aufzuspüren und mit heller Freude den Andern zu zeigen: Seht da „das kostbare Zeichen, daß in der Welt das Licht niemals ganz in Greuel, Blut und Nacht erlischt“? Man hat ihn einen Pessimisten genannt, und er kann dem oberflächlichen Beobachter so erscheinen, weil das Leid des Lebens in seinen Dichtungen den Raum einnimmt, den es im Leben selber hat — aber einen wie kleinen daneben die menschliche Bosheit! Ist nicht sein ganzen Streben und Bemühen selber der schlagendste Beweis eines unverwüstlichen Optimismus? Ein halbes Jahrhundert pocht er an und wirbt Menschen und wird trotz Allem nicht müde es zu thun. Das ist Glaube, Liebe und Hoffnung in Eins, wenn auch die Liebe die größte unter ihnen ist. Nur einen Haß findet ihr in seinen Büchern — er gilt der Lüge und der Niedertracht, der Selbstsucht und der Lieblosigkeit in jeder Gestalt. Auch die weiß er zu erspähen, wo wir sie nicht gesucht hätten, auch an uns selber, und dann findet er Worte, uns das Gewissen zu schärfen — wem sie einmal glühend auf die Seele gefallen sind, der vergißt sie nimmer wieder. Wahrlich ein Lehrer, ein Prediger, ein Prophet der Humanität im schönsten Wortverstande — in einem schönern, als dem ästhetischen vergangener großer Zeiten! Schon darum in einem schönern, weil bei ihm hinzukommt, was den hohen Männern jener Zeiten fehlte, fehlen mußte bei dem Jammer unserer Zustände und ihrer natürlichen Consequenz, der schrankenlosen Weltbürgerei. Das ist das Andere, das Gefühl der nationalen Verantwortlichkeit, und das ist das zweite Ziel unseres Dichters von Anfang an gewesen, für ihn vom ersten nicht zu trennen, seinem deutschen Volke zu helfen, daß es sich zur Nation bilde, zu einer innerlich und äußerlich freien, großen, selbstbewußten Nation, der ersten Europas. Er hat den Glauben daran gehegt in schlimmsten Zeiten und den Zweifel und die Verzweiflung bekämpft, wie die stumpfe Gleichgültigkeit, die beiden Erbfeinde alles Großen, das werden will. Von der „Chronik“ bis „Hastenbeck“ ein Strom deutschen Nationalgefühls — kein Buch, in dem nicht diese Empfindung lebendig wäre, kaum eins, das ihr nicht Worte liehe. Und was für Worte! „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen!“ und wieder: „Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand, zu bauen das Haus, das Vaterland! . . . . Wühlt auf den Grund und fürchtet euch nicht, wenn nieder das alte Gemäuer bricht! . . . Ans Werk, ans Werk, es ist Gottes Will'! Fluch dem, der dem Rufe nicht folgen will!“ so klingt es aus dem Jugendjahrzehnt der Raabe'schen Poesie. Freilich Herr Richard M. Meier, der neueste „deutsche“ Litterarhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts, hat die Entdeckung gemacht, daß derselbe Mann, der als Jüngling so empfand, hernach und seither die Ereignisse und Ergebnisse von 1870 mit den Augen eines Renan und Michelet als den Bruch mit einer schönen Vergangenheit angesehen habe. Was kann dieser Mensch von Raabe gelesen haben und wie muß er es gelesen haben, um eine solche thörichte und frivole Anklage aus der Luft zu greifen! Wer mit uns bis hierher das Leben und das Schaffen des Dichters überschaut hat, der weiß, wie er in Wahrheit gesonnen war und nach wie vor wirkte an seinem Theil nach seiner Art, d. h. ohne Lärm und ohne das nach 1870 so billige gedankenlose Hurrah! und ohne die Augen zu verschließen vor der Schmach der Schwindeljahre und der und jener andern Erscheinung im Volk der Dichter und Denker, die nachkam. Ein minderer Patriot hätte dabei minder gebangt um dieses Volkes Zukunft, das zeitweilig darauf bedacht schien, sein geistiges Erstgeburtsrecht um sehr materielle Linsengerichte aufzugeben, hätte minder treulich gewarnt und gescholten, als dieser Mann, dessen Leidenschaft, ja die einzige Leidenschaft Vaterlandsliebe heißt. Diese Leidenschaft hat ihm seine einzige Satire in die Feder dictirt — den Abriß deutscher Geschichte zu Anfang des zweiten Theils des „Abu Telfan“ — und die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Christoph Pechlin“ und hier und da ein anderes herbes Wort der Mahnung, aber

1) Im Uebrigen verweise ich auf die vortrefflichen Ausführungen von August Otto in seinen „Bildern aus der neueren Litteratur. Drittes Heft: Wilhelm Raabe“ (Minden i. W. Verlag von C. Marowsky. o. J. 94 S. ℳ 1,40), einer Schrift, deren Genuß sich kein Freund des Dichters, und Keiner, der es werden will, entgehen lassen sollte.

auch die herrliche Standrede des Rektors Fischarth im neunzehnten Capitel des „Dräumling", die damals, 1872, nur als eine nachträgliche Weissagung erschien, heute noch in ganz anderm Sinne und Umfange sich als eine Ahnung des Kommenden darstellt, und vor Allem die beiden blutigen Blätter aus dem Schuldbuche des deutschen Partikularismus „Das Odfeld" und „Hastenbeck" . . .

Ich breche ab, um nicht von Neuem ins Einzelne zu gerathen und schon Gesagtes wiederholen zu müssen. Wenn unser Volk einmal das Geld haben sollte, sich Raabe's Werke zu kaufen, und jeder unserer Litterarhistoriker Zeit, sie zu lesen, statt der Tageswaare „1.—10. Tausend", so werden beide zu der Erkenntniß kommen, daß wir in ihm nicht bloß einen unserer ersten Schriftsteller, was nachgerade Jeder zugiebt, sondern auch — den Menschen ganz beiseite gelassen — einen der getreusten und besten Deutschen zu verehren haben, den dieses Zeitalter hervorgebracht hat.

Schriften Herman Riegel's.

A. Selbständige Werke.

(Schluß.)

29) „Der Vnartig Teutsche Sprach-Verderber".
Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins. Heft I. 1891.

30) Herr Geh. Reg.-Rath. Professor Franz Reuleaux und sein Treiben im Allgemeinen deutschen Sprachverein. Braunschweig 1893.

31) Vom alten neuen Glauben Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Leipzig 1895.
Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 18.

32) Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens. Mit 40 Abb. auf 38 Taf. Dresden 1898.

33) Herzogliches Museum. Beschreibendes u. kritisches Verzeichniß der Gemälde-Sammlung. Braunschweig 1900.

B. Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen, soweit sie sich auf Braunschweigische Verhältnisse beziehen.

1) Georg Howaldt u. die Kunst, Bildwerke in Kupfer zu treiben.
Westermann's illustr. deutsche Monatshefte B. 35 (1874) S. 22—33. Wiederholt: Kunstgeschichtl. Vorträge u. Aufsätze S. 346—366.

2) Die Zurückführung des s. g. Mantuanischen Gefäßes in das Herzogliche Museum.
Braunschw. Nachrichten vom 16. April 1874. Nr. 88.

3) Die Aufstellung des s. g. Mantuanischen Gefäßes im Herzoglichen Museum.
Braunschw. Nachrichten vom 2. u. 3. Oct. 1874. Nr. 231 u. 32.

4) Rudolf Henneberg.
Beilage z. Allgem. Zeitung vom 3. u. 4. März 1877. Nr. 62 u. 63. Wiederh.: Kunstgeschichtl. Vorträge u. Aufsätze S. 367—396.

5) Die „Hochzeitsschüsseln" im Herzogl. Museum.
Br. Anz. vom 4. Juni 1878 Nr. 129.

6) Die Inventarisirung der Kunstdenkmäler und Alterthümer.
Br. Anz. vom 19. u. 20. Juli 1878. Nr. 167 u. 168.

7) Die aus dem hiesigen Kreuzkloster stammenden Stickereien im Herzoglichen Museum.
Br. Anz. vom 27. Juli 1878 Nr. 174.

8) Wo soll das Siegesdenkmal aufgestellt werden?
Braunsch. Tagebl. vom 29. Oct., 26. u. 27. Nov. 1878. Nr. 254, 277 u. 278.

9) Die öffentlichen Denkmäler in Braunschweig.
Westermann's illustr. deutsche Monatshefte B. 43 (1878) S. 149—168.

10) Zur Erinnerung an Friedrich Knolle.
Br. Anzeigen vom 21.—28. Juli 1881. Nr. 167 bis 173.

11) Was soll aus der Heinrichsburg werden?
Br. Anz. vom 29. u. 30. Juni, 18. Sept. 1881. Nr. 148, 149 u. 218.

12) Das neue Museumsgebäude zu Braunschweig in Bezug auf seinen Benutzungszweck gewürdigt.
Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen B. X. Berlin 1889. S. 109—20.

13) Lessing, die Wolfenbütteler Bibliothek u. das Museum in Braunschweig. E. Rechtfertigung.
Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung vom 19. Oct. 1890 Nr. 42. Dazu „eine Erwiderung" O. v. Heinemann's. Ebendas. vom 9. Nov. 1890 Nr. 45.

14) Karl Hirsche.
Protestantische Kirchenzeit. vom 21. Juni 1893 Nr. 25. Sp. 586—91.

15) Die Burg Heinrichs des Löwen in Braunschweig.
Beilage z. Allgem. Zeitung vom 21. u. 22. März 1895 Beil. Nr. 67 u. 68.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

17. Parochie Engelnstedt-Hallendorf.

(Schluß.)

Was nun die Patronatsverhältnisse von Engelnstedt betrifft, so stammt die erste Nachricht darüber aus d. J. 1295. Aus der bereits zu Eingang citirten Urkunde ergiebt sich, daß die Grafen von Woldenberg die hiesigen Patronatsherren sind, und zwar besitzen sie die Kirche zu Lehen von den Herzögen von Braunschweig. Dieses bezeugt auch ein Lehnsregister v. J. 1318, wonach die Grafen Borchard, Wulbrand und Gevehard v. Woldenberg das kirchliche Lehnsrecht von Herzog Otto besitzen[4]. Um 1360 werden Ludolf, Wulbrand und Gherd v. Woldenberg als Patronatsherren genannt. Dieses Lehnsverhältniß erlosch mit dem Aussterben des Grafengeschlechtes. In dem Verzeichniß der Kirchen und Pfarren, die Herzog Friedrich (1373—1400) zustehen, heißt es: Die Kirche zu Engelemstede fällt zurück durch den Tod des Grafen v. Woldenberg[5]). Der letzte Graf v. W. war Gerhard, † i. J. 1383[6]).

---

4) Sudend. Urkdb. I 303.
5) Sudend. VI 237 Anm.
6) Vgl. Harzzeitschrift XXIII S. 82.

Nunmehr verlieh der Herzog Friedrich dieses Kirchenlehn der in Engelnstedts Nähe angesessenen Familie von Salder. Der Knappe Ludolf von Salder präsentirt im J. 1391 dem Archidiacon des Bannes Lengede nach dem Tode des Pfarrers Gerhard als Pfarrer Johann Bode, damit er diesen in den persönlichen und wirklichen Besitz der Kirche zu E. setze, ihn investire und die Seelsorge ihm anvertraue. Allerdings bekennt hundert Jahre später (1481) ein anderer Ludolf von Salder, daß er den halben Zehnten und das Kirchlehn zu Engelnstedt von der Aebtissin von Gandersheim, Agnes von Anhalt, zu Lehn habe. Es hat also der Herzog dieses Lehn zunächst dem Stifte Gandersheim gegeben, das es an die von Salder vergeben hat. Wenn nun diese Familie später noch den ½ Zehnten vom Stifte besaß [7]), so muß ihr doch das Kirchenpatronat vor 1540 genommen sein. Denn sämmtliche Erbregister von diesem Jahre an, wie auch alle Visitationsberichte benennen den Landesherrn als Patron. Da auch schon das Hildesheimische Archidiaconatsverzeichniß neben der Aufführung der bischöflichen Abgabe von 4½ Loth den Herzog von Braunschweig als kirchlichen Lehnsherrn bezeichnet, so müssen die von Salder bezw. Gandersheim schon vor 1500 das Lehn aufgegeben haben.

Die beiden Glocken in Engelnstedt sind in den Jahren 1792 und 1635 gegossen. Jene, die große, trägt die Legende:

Nec fera bella gemam nec me ferat igneus horror
Gaudia teque deus me resonare doce

Westphal S. Rüscher P.

Johann Heinrich Wicke goß mich in Braunschweig 1792.

(Möchte ich weder wilde Kriege beklagen noch möge mich Feuerschrecken bewegen — Von Freude und von Dir, o Gott, lehre mich erklingen!)

Die Glocke von 1635 mit der Inschrift: Soli Deo Gloria hat Heinrich Borstelmann in Braunschweig gegossen. Die Schule ist 1820 erbaut. Die Kirchenorgel ist von Euler-Braunschweig 1885 errichtet. Bei der Kirche zu Engelnstedt befindet sich der älteste Kelch der ganzen Gegend. Er trägt die Inschrift: Canix St. Mariae in valle, stammt also aus dem i. J. 1138 gegründeten Cisterzienserkloster Marienthal. Seiner Form nach muß man ihn ins XII. Jahrhundert setzen. Wie er nach Engelnstedt gekommen, ist nicht zu ermitteln.

Die Gemeinde Hallendorf ist, wie wir oben gezeigt haben, seit dem J. 1569 mit Engelnstedt vereinigt. Nach der Volksetymologie soll eine Bethalle unserem Orte den Namen gegeben haben. Indessen erweist die älteste Namensform diese Ableitung als ungeschichtlich. Schon im 9. Jahrhundert wird in dem Verzeichniß der Fuldaischen Klostergüter unser Ort — der ersterwähnte in unserem Amte — als Hetilendorp aufgeführt [8]). Es heißt dort: „Ich Hawart v. Sachsen übergebe dem Heil. Bonifacius meine Güter im Salzgau Lerum und Gustedt und in Hetilendorp und Geizheres (Gitter) mit den Hörigen und ihren Kindern, 80 an der Zahl". Da Hetilo ein Kosename für Heinrich ist, so bedeutet unser Ortsname „Dorf des Heinrich". Die später — bis zum Beginne des XVI. Jahrhunderts übliche Form ist Hedelendorp. In den Erbregistern unter Heinrich d. J. erscheint der Name als Hallendorff.

Hallendorf war eine selbständige Pfarre, die im Hildesheimischen Verzeichnisse unter dem Banne Barum mit 3 Loth Silber bischöflicher Abgabe aufgeführt wird. Im J. 1305 wird Georgius, plebanus de Hedelendorp genannt [9]). Als Zeuge tritt Ludolf, parner to H., auf, als Dietrich und Ludolf van Goddenstidde am Peter-Paulstage des J. 1345 vor dem Godinge zu Barum an das neue Spital vor dem Petrithor in Braunschweig Güter verkaufen. Im J. 1347 schreibt derselbe als Decan des Calandes zu Barum an den Caland zum heil. Geist in Braunschweig, wodurch Beide sich Brüderschaft und die Gegenseitigkeit der Antheilnahme an den guten Werken verheißen. Das Nähere haben wir bereits oben unter Parochie Barum mitgetheilt [10]).

Ein Pfarrer Nicolaus Nordek in Heddelendorp wird 1439 erwähnt. Er ist Zeuge, als der kranke Eylardus Molman, Pfarrer in Byenrode, eine Stiftung an S. Cyriaci in Höhe von 300 ℳ macht.

Die evangelische Visitation von 1542 findet in Hallendorf als Pfarrer Heinrich Wilken. Er hat 2 Hufen, 2 Fuder Heu, 6 Fuder Holz = 3 Gulden, 2 Umgänge und Vierzeitenpfenning; macht im ganzen 20 Gulden. Bittet (1544) um Zulage, denn die Kirche hat auch nicht viel (nämlich nach dem Erbregister) ½ Hufe, welche 3 Scheffel Korn giebt und 1 Hof = 30 Mattier Zins.

Auch das katholische Verhör von 1551 nennt denselben. „Kann nicht erscheinen wegen der Frau". Nach dem Erbregister von 1566 S. 107a und dem Protocoll von 1568 ist unsere Pfarre verlehnt an Zacharias Oberhey, Schreiber zum Woldenberge, des Ambrosius zu Heerte Sohn. Brosius Oberhey (über die Heyde) ist Vogt zu Heerte. Der Pfarrer „hat einigermaßen erträglich geantwortet".

Bei der Visitation 1569 schreibt der Sup. Melchior Neukirch: „Uff negsten geschehenen Kummer hat der Vogt zu Heerte gehandelt und durch Bewilligung Herr Ernstes — dieser war der Archidiacon Ernst von Wrisberg zu Hildesheim — ihnen der Kummer ist nachgegeben worden, weil zu besorgen, daß das Korn verfaulet und vom Viehe vertilgt worden". Es war also die ganze Feldmark von Hallendorf in Kummer oder Verbot gelegt, so daß Niemand die Früchte anrühren durfte. Diese in Folge rückständiger kirchlicher Leistungen an-

7) Dieser Frucht- und Fleischzehnte von 1503 Morgen ist im J. 1842 durch Zahlung von 14728 Thaler an die Cammercasse (wegen Domäne Salder) abgelöst. Uebrigens gehörte 1566 (Erbreg.) die andere Hälfte dem Braunschweiger Tobias Rethem, der ihn an Cord Neddermeyer verdungen hat. Er wurde abgelöst mit 13293 Thaler, die an Thierarzt Hoyer i. J. 1839 gezahlt wurden. Das größte Zehntcapital in hiesigem Amte zahlte Lebenstedt, nämlich 35029 Thaler an Kloster Riddagshausen 1842.

8) Tradit. Fuld. p. 301 № 20.
9 Läntzel, Aelt. Diöz. 250.
10) Br. Mag. 1899 S. 99

geordnete Beschlagnahme wurde im Gnadenwege aufgehoben [11]).

Nach der Visitation von 1572 hat Hallendorf kein Pfarrhaus, will aber eins bauen. Der Pastor soll bei ihnen wohnen; aber die von Engelnstedt wollen nicht helfen.

1651 wohnt der Pfarrer zu Hallendorf, in dem baufälligen Hause zu Engelnstedt wohnt die Pfarrwittwe. Heute wohnt der Pastor zu Engelnstedt und die Wittwe zu Hallendorf. „Die Gemeinde bestund ziemlich, aber sie schicken die Kinder weder zur Schule noch zur Kinderlehre“.

Obwohl nun nach dem Corpus bonorum noch 1655 zwei neue Wirthschaftsgebäude in Hallendorf errichtet wurden, so zog der Pfarrer doch 1719 nach Engelnstedt. Das Pfarrhaus dort wurde Wohnung der Pfarrwittwe. Hallendorf wurde mater combinata, und ist das Selbständigkeitsbewußtsein bis heute erhalten. Der Pastor von Engelnstedt ist nur Pfarrverweser. Wie auf der großen Glocke von 1790, so ist auf der kleinen von 1865 zu lesen: Pastor vacant.

Die Pfarre zu Hallendorf war allezeit ein Bauernlehn. So sagt zuerst das Erbregister von 1540: die pfar geit von den mennen darselbest zu Lehne und hat III hoveln“. Außer in unserem Orte ist noch in Lobmachtersen die Gemeinde Patron der Kirche. Während aber letztere Gemeinde ihre Rechte noch heute ausübt, hat die Vereinigung mit Engelnstedt das hiesige Patronatsrecht bedeutungslos gemacht. Allerdings muß als Nachwirkung alter Selbstständigkeit der für beide Gemeinden ernannte Geistliche in Hallendorf besonders eingeführt werden.

Die große Glocke ist 1790 von Joh. Heinr. Wicke in Braunschweig gegossen. Sie trägt die Inschrift: Kommt zum Hause des Herrn mit Danken — Zu seinen Vorhöfen mit Loben.

Die kleine ist 1865 von W. Zach in Braunschweig gegossen.

Inschrift: Die Zeiten zu sagen,
Die Andacht zu wecken,
Die Todten zu beklagen,
Bei Feuerschrecken
Hülfe zu bringen!
Ertönt mein Klingen.

18. Parochie Broistedt.

Nicht erst im J. 1350 [12]), sondern schon 1151 wird Brostethe oder Broscethe genannt, wo das Stift auf dem Moritzberge vor Hildesheim 1 Hufe besitzt. Die erste kirchliche Nachricht über unseren Ort bringt das Hildesheimische Archidiaconatsverzeichniß um 1500.

Den ersten Geistlichen verzeichnet das Corpus bonorum um 1750, nämlich Bernhard Henniges um 1450 (s. u.). Die evangelische Visitation von 1542 nennt Johannes Brackelman als Pfarrer zu Brostede, er trägt die Pfarre zu Lehn vom Archidiakon zu Lengede Dr Hutfilter. Sein Einkommen ist bei 2 Hufen Landes nur ein geringes. Deßhalb möchte man ihn verbessern (1544) durch eine auf Broistedter Feldmark liegende Stederburger Hufe und zwei Scheffel Korn von den Einkünften der Kirche.

Das katholische Verhör von 1551 berichtet über Hermann Wolter, der wirklicher Pfarrinhaber zu Broistedt, aber Miethpfarrer von Engelstedt ist. Ueber ihn ist bereits unter Parochie Engelnstedt das Nöthige gesagt. Bei der evang. Visitation von 1568 ist Nicolaus Rosenbusch in Broistedt Miethpfarrer, der wirkliche Pfarrinhaber ist Laurentius Robin; er geht vom Archidiakon zu Hildesheim, Herrn Ernst von Wrißberg, zu Lehn. „Es giebt der Pfarrherr den Bericht, daß anno 1450 ein Pfarrer des Orts gewesen, dem das Pfarrhaus abgebrannt, der soll den Zehnten aus den zwei Hufen der Pfarre in den Zehnten, den jetzt die Kahlen und Hornburge, Bürger in Braunschweig, zu Brostede führen lassen [13]), vor 60 Eimbecksche Pfund versetzt haben und das Pfarrhaus damit wieder aufgebaut“. Diese Nachricht ergänzt das Corpus bonorum noch dahin, daß i. J. 1454 Pastor Bernhard Henniges jene Einkünfte versetzt habe. Uebrigens ist das bis vor Kurzem stehende Pfarrhaus i. J. 1708 erbaut worden. Der Neubau geschah i. J. 1898.

Der Generalissimus zu Wolfenbüttel Joachim Lütkemann findet bei der Generalvisitation am 29. September 1651 Hermann Rosenthal als Pfarrer in Broistedt. Die Gemeinde ist wohl geübet. Er bemerkt ausdrücklich, daß hier neben einem Opfermann ein Schulmeister ist. Der Ort sei früher Filial von Lengede gewesen. Es hatte sich also bis dahin noch die Erinnerung an den alten Zusammenhang mit der Mutterkirche erhalten, wie wir ja jetzt noch in Reppner einen Lengeder Kirchweg kennen.

Der Schutzheilige der Kirche ist der Heilige Pancratius, daher schon das älteste Kirchenbuch v. J. 1580 betitelt ist: Registrum receptorum et expositorum Sancti Pancratii. Das kirchliche Lehnsrecht eignete dem Archidiaconus des Bannes Lengede, 1542 Dr Hutfilter, 1568 Ernst von Wrißberg. So benennen die bis 1622 reichenden Lichtenbergischen Erbregister den Archidiaconus als Patron. Es ist also falsch, wenn das Corpus bonorum sagt: Patronus sind von uralten Zeiten her gewesen die durchl. Landesherrn und Herzöge von Braunschweig. Wie das Patronatrecht des Archidiaconus in Barum, so ist auch das hiesige wahrscheinlich bei der Besetzung des kleinen Stiftes Hildesheim um 1640 aufgehoben.

11) So heißt es in einem Salder'schen Gerichtsprotocoll von 1575: Auf meines gnädigsten Fürsten und Herrn Befehl wegen des Dienstgeldes ist die ganze Duizmer Veldtmarke in vorbodt gelegt, also daß keiner daselbst pflügen oder sonst arbeiten darf, sie hätten denn zuvor Illustrissimo das nachständige Dienstgeld von 22 Jahren ungefähr und von jeder Hufe Landes 2 fl. jährlich entrichtet.

12) Knoll u. Bode Landesk. S. 279, dagegen Janicke Urkdb., Hochst. Hildesh. 1151. Reichbegütert war S. Cyriaci in Braunschweig hier, das schon um 1200 in Brozethe 9 Hufen zu eigen hat (Orig. Guelf. III 609, 26 611, 12).

13) 1360 besaß die Familie Pawel die eine Hälfte, die von Schwicheldt die andere Hälfte des Broistedter Zehnten. Erstere wurde i. J. 1543 durch Zahlung von 18500 Thaler an die Familie Romberg abgelöst. (Act. d. H. Landes-Oec.-Comiss.)

Die große Glocke ist i. J. 1727 umgegossen. Inschrift:
Wenn ich den Gottesdienst andeute
und auch zum Grabe vielmals läute,
so weck, o Gott, zum Kirchengang
die Herzen auf durch meinen Klang.
G. H. C. Helmholz hat mich umgegossen 12./7 1727.
Dieselbe Glocke mußte am 28. Nov. 1781 nochmals umgegossen werden.

Die kleine Glocke stammt aus d. J. 1735:
Ich rufe die Todten zur Ruhe
und die Lebendigen zur Buße.
Gießer: J. C. Kreideweiß, Braunschweig.

Im J. 1883 ist die Kirche restaurirt worden, wobei die aus katholischer Zeit stammenden Bilder am Altar beseitigt sind. Man plante damals einen Neubau der für die Gemeinde zu kleinen Kirche. Obwohl aber schon Bauriß und Kostenanschlag vorlag, so scheiterte die Ausführung an der Stilfrage und man begnügte sich mit Ausbesserung und Uebermalung.

Die Schule ist i. J. 1888 neu gebaut. Die alte Schule dient als Lehrerwohnung.

Bücherschau.

W. Schadt, Plan der Stadt Braunschweig nebst Umgebung um das Jahr 1840. Maßstab 1 : 18000. Blattgr. 60 und 70 cm. Lithogr. von F. R. Lange. In Commission bei B. Goeritz in Braunschweig, schwarz: 2 M 50 in Buntdruck: 6 M.

Der Plan ist als eine Weiterführung der dankenswerthen Arbeiten des verstorbenen Stadtgeometers Knoll freudig zu begrüßen. Dieser hatte mit seinem Plane der Umgebung der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775 eine Karte des Braunschweiger Weichbildes geliefert, deren Werth Dr Richard Andree seiner Zeit in diesem Blatte (1895 S. 54 ff.) hervorgehoben hat. Schadt führt uns nun fast genau in die Mitte des 125 Jahre langen Zeitraums, der zwischen 1775 und 1900 liegt, und wir erhalten auf diese Art ein höchst anschauliches Bild der Fortentwickelung.

Reichhaltig ist die Ausbeute von Erfahrungen, die man beim Vergleich beider Pläne gewinnt. Die Stadt hat ihren Festungsgürtel verloren. An Stelle des Louisen-Bollwerks ist Krausen Garten, des Ulrichs- und Anton-Bollwerks der Herzogliche Park, des Rudolphs-Bollwerks Bierbaum's Garten und an Stelle des detachirten Bollwerks der Bahnhof entstanden. Die Feldmark weist erhebliche Veränderungen auf. Waldstücke sind verkleinert und ganz verschwunden, so der Mastbruch und das Siechenholz, Teiche sind trocken gelegt, so der Heidteich am Salzdahlumer Wege und zwei von den drei Raffteichen. Weide ist in Ackerland verwandelt, so am Kröppelberge zwischen Broitzem und Lehndorf, im Altfelde, südlich von Münzberg und zwischen Lehndorf und dem Raffthurme. Der kleine Zuckerberg ist in die Gärten von Richmond, die Papendeekwiesen sind in den Kennel verwandelt. Der Hagenbruch ist entwässert und kleiner geworden. In ihm ist das Fasanenhölzchen entstanden. Die Friedhöfe sind vor die Stadt verlegt worden und haben meistens in deren nächster Umgebung Platz gefunden; nur mit dem Judenkirchhofe ist man hinausgegangen bis in den Hühnerbruch an der Wendenmasch.

Der Bau von Eisenbahnen hat begonnen, doch ist der Umfang des von ihnen beanspruchten Grund und Bodens noch sehr gering. Nur die beiden Linien auf Wolfenbüttel und Vechelde durchschneiden die Feldmark.

Am Fuße des Nußberges ist der große Exercierplatz angelegt worden, nicht etwa auf wüstem Sandfelde, sondern auf altem Ackerlande, was den Freunden des Prinzenparks jede Sorge wegen des künftigen Gedeihens dieser schönen Anlage verscheuchen mag.

Viel läßt sich herauslesen aus solchen Plänen, die auf Grund amtlichen Materials sorgfältig bearbeitet sind. Auch Herr Schadt hat mit anerkennenswerther Umsicht viele grundbuchamtlichen Specialpläne und Separationskarten der benachbarten Feldmarken benutzt. Zu bedauern ist mit Rücksicht auf die Vergleichung der Verhältnisse von 1775 und 1840, daß die beiden Pläne nicht genau in demselben Maßstabe ausgeführt sind und daß sie auch nicht dieselben Grenzen haben.

Die Wahl des größeren Maßstabes von 1 : 18000 ist ja allerdings an und für sich ein Vorzug, auch ist es nur dankbar zu begrüßen, daß der neue Plan die alte Landwehr an einigen Stellen überschritten hat. Aber weshalb ist er bei Rautheim hinter ihr zurückgeblieben?

Hinsichtlich der Flurnamen wird der Schadt'sche Plan wohl an berufener Stelle berücksichtigt werden. Nur Eins möge hier erwähnt werden. Der Name Lauditzkamp, der dem Dr Andree wegen seiner slavischen Endung auffiel, findet sich auch noch 1840. Dieser Kamp war 1753 im Besitze des Klosters Riddagshausen und mag vorher der Familie Lautitz gehört haben, einer im 17. Jahrhundert nach Braunschweig gekommenen wahrscheinlich kursächsischen (daher das weiche d) Familie von der Mitglieder in drei Generationen Landrentmeister gewesen sind.

Zwei für die Ortslage und die Feldmarken der Stadt Braunschweig wichtige Abschnitte sind jetzt durch die Karten von Knoll und Schadt in trefflicher Weise festgelegt. Der Plan von 1775 zeigt uns die Vermessung der Weiden und deren Zutheilung an die benachbarten Ortschaften, der von 1840 die Cultivirung des Weidelandes und die sonstigen schon erwähnten Veränderungen. Nach eine dritte kartographische Darstellung wäre wünschenswerth. Sie müßte die Verhältnisse etwa um das Jahr 1671, die Zeit der Unterwerfung der Stadt Braunschweig, behandeln und die mittelalterlichen Befestigungen, sowie die ausgedehnten Communionweiden der Stadt mit den benachbarten Ortschaften zur Anschauung bringen. Hoffen wir, daß auch diese Aufgabe recht bald in gleich glücklicher Weise wie die früheren gelöst werde! M.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 32. Aus der Selbstbiographie des Grafen L. Sedlnitzky von Choltitz. — 33. Reine Lehre. — 34. Zu Hase's 100. Geburtstage. 35 und 36. Schumann, Böhmische Reiseerinnerungen. — 37. Der Tropfen Galle im Chinesenkriege. — 38. Ibsen als Idealist. — 39. Kathol.-protest. Wettbewerb. — 40. Katholikentag in Bonn. — 41. Hauptversammlung des Allgem. Evang.-protest. Missionsvereins in Hamburg. — 42. Weltl. Feste in evangel. Kirchen. — 43. Harnack über Mission. — 44. Christenthum u. Naturforschung.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 16. December **1900.**

Wilhelm Raabe.

V.

„Es giebt einen Ernst für Alle", sagt Jean Paul sehr richtig, „aber nur einen Humor für Wenige". Zu den Gründen aber, warum dem so ist, weil nämlich der Humor, um völlig gewürdigt und genossen zu werden, zugleich einen poetischen und einen freien Geist begehrt, hätte er gleich hier noch einen äußerlichen, doch nicht minder schwerwiegenden hinzufügen können, den, daß der litterarische Humor großen Stils sich von jeher in Formen gefallen hat, die den bloßen Geschichtenleser ermüden und ärgern müssen, während für den humoristisch empfänglichen gerade in ihnen oft der eigentliche Reiz der Lectüre beruht. Von Sterne's extravaganten Sprüngen und seinem erfolgreichen Bestreben, die Erzählung so mit Abschweifungen aller Art zu durchsetzen, daß sie sich für den oberflächlichen Beurtheiler in ein kaleidoskopisches Spiel von Launen auflöst, ist früher schon die Rede gewesen. Jean Paul selber ist freilich ein ungleich rascherer und zielstrebigerer Erzähler und pflegt seine größeren Excurse lieber als solche kenntlich zu machen und auszuschalten; dafür aber macht er es durch die ganze Art seines Vortrags dem anders gewöhnten Leser und vollends dem heutigen oft herzlich sauer, den Faden der Geschichte festzuhalten und gar in seine geistige Welt hineinzukommen, um heimisch darin zu werden. Es ist dabei weniger seine überall unter der dünnen epischen Decke vernehmlich rauschende und bei jeder Gelegenheit unwillkürlich hervorsprudelnde Gefühlslyrik, was uns seinen Genuß erschwert — dergleichen ist ja eben jetzt wieder modern —, als vielmehr die sehr bewußte Art, wie er geflissentlich den eigentlichen Ausdruck vermeidet und ihn durch Umschreibungen und Metaphern ersetzt, Gedanken in sinnliche Bildlichkeit kleidet und umgekehrt das Sinnliche in abstracte Wendungen auflöst, und uns bei alledem mit einer verwirrenden Masse der abgelegensten und sonderbarsten Daten aus allen Gebieten des Wissens und des Lebens seiner Zeit überschüttet. Man weiß, wie der Jean-Paulsche Stil, nachdem er schon bei seinen Zeitgenossen, zumal bei der jüngeren Romantik, mannigfache Nachfolge geweckt hatte, demnächst von dem jüdischen Flügel des Jungen Deutschland aufgenommen und unter Bevorzugung der satirischen Tendenz des Meisters und wachsendem Zustrom des Wortwitzes Saphir'scher Richtung allmählich umgebildet, verwässert und vergiftet in den „humoristisch-satirischen Jargon" der Revolutions- und Reactionszeit auslief. Damit war des Dichters „poetische humoristische Wetterwolke, welche befruchtend, kühlend, leuchtend, donnernd, nur zufällig verletzend in ihrem Himmel leicht vorüberzog", im Laufe der Zeit eins geworden mit dem, was er ihr einst als ihr Zerr- und Afterbild gegenüber gestellt hatte, „jener kleinlichen, unbehülflichen, irdischen Heuschreckenwolke des auf vergängliche Beziehungen streifenden Nach-Spaßes, welche rauscht, verdunkelt, die Blumen abfrisset und an ihrer Anzahl häßlich vergeht".

Ueber diese Stufen des Verfalls hinweg, die ihn nie gekümmert haben, knüpfte Raabe zunächst an Jean Paul selber an, nicht als Nachahmer, sondern als ein freier Geistesverwandter und eben darum mehr an seinen Geist als an seine Form. In der „Chronik", wo der Dichter des Siebenkäs gleich auf einer der ersten Seiten neben Goldsmith und Rousseau als geistiger Ahne und Heros der Dachstube gefeiert wird, erinnert wohl der Gemüthston der Erzählung und mehr noch die lyrischen Zwischensätze und halblyrischen Betrachtungen an das Vorbild, von dessen übrigen stilistischen Eigenthümlichkeiten aber ist wenig, von seinen Unarten gar nichts zu spüren. Die folgenden Bücher gehen äußerlich immer weiter von ihm ab und führen unter zeitweiliger Annäherung an Dickens Art und Ton mit dem Beginn der sechziger Jahre zur völligen Freiheit und Selbständigkeit. Gerade in dieser Freiheit aber bildete Raabe nun je länger je mehr seinen eigenen humoristischen Stil heraus. Wenn dieser in manchem Betracht dem Jean-Paul'schen Stile wieder verwandter erscheint, als selbst der der „Chronik", so ist dies trotz der häufigen verehrungsvollen Hinweise auf den alten Herren — ich erinnere an den „Deutschen Mondschein" und „Gutmann's Reisen" — doch keineswegs auf ein nachträgliches Einlenken in Nachahmung, ebensowenig aber auf Willkür und Laune zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, daß jeder vollendete Humor als solcher die seinem Wesen entsprechenden Formen nicht entbehren kann und geradezu gezwungen ist, um seine Aufgaben zu erfüllen, sich sein lebendiges Kleid immer

wieder in ähnlicher Weise zu weben, wie die großen Humoristen vergangener Zeit es gethan haben.

Ehe ich versuche, diese Nothwendigkeit zu erweisen und demnächst die Eigenthümlichkeiten des humoristischen Stils, wie ihn Raabe entwickelt hat, im Einzelnen darzulegen, muß ich Eins vorweg bemerken. Wir haben früher schon gesehen, daß seine Historien bis in die siebziger Jahre hinein größtentheils ihren Ton für sich haben, den der schlichten, nur nach der Zeit oder auch der Person des Berichterstatters gefärbten Geschichtserzählung. Auch in den übrigen Dichtungen tritt nun der specifisch humoristische Stil nicht überall gleich stark hervor, sondern in der einen mehr, in der anderen weniger, wenn auch überall soweit, daß sie dadurch ihren Charakter erhält und der Meister sich nicht verleugnet. Dabei lassen sich weder Zeitgrenzen setzen, noch etwa nach dem Stoffe eine Scheidung vornehmen: der lachende „Horacker" zeigt den Stil ausgeprägter, als die „Unruhigen Gäste" und wiederum das „Odfeld" mehr als der vergnügliche „Wunnigel". Man könnte eher versuchen, eine esoterische und eine exoterische Reihe zu scheiden, aber auch das wäre wohl vergebliche Mühe, denn die Formenunterschiede fließen und der Geist ist überall derselbe. Immerhin war diese Vorbemerkung nöthig, damit nicht Jemand, der den Dichter nur aus wenigen seiner Bücher kennt, *seinen* Raabe im Folgenden nicht wiedererkennen will.

Der nichthumoristische Erzähler, der ernste wie der lustige, kann die Dinge, die er erzählt, durch sich selbst wirken lassen; wie viel er von Pathos oder Laune hinzuthun will, um ihre Wirkung zu verstärken, bleibt seinem Gutdünken überlassen. Denn Tragik und Komik und Alles, was dazwischen liegt, haftet dem Gegenstande, den Personen und Geschehnissen an und drängt sich dem Leser von selber auf. Der Humor dagegen liegt in den Stoffen nicht ohne Weiteres zu Tage, er tritt erst hervor durch die Art, *wie* sie erzählt werden, durch die Beleuchtung, die sie vom Subject des Erzählers erhalten. Denn den latenten Humor eines Vorganges oder einer Persönlichkeit zu erkennen, dazu gehört das geschärfte Auge eines, der selber Humorist ist. Auf solche allein als Publicum kann aber der Dichter nicht rechnen, sondern nur und im günstigsten Falle nur auf bildungsfähige Leser, die es werden wollen. Ihnen also muß er den Humor der Dinge deuten, er muß sie anleiten zu sehen, wie er sieht, und das ist nur möglich dadurch, daß er selbst aus der epischen Objectivität heraustritt und seine Ansicht von den Dingen mit zu Buche giebt, sein Ich in die Erzählung einmengt. Daher zunächst die subjective Form jedes Humors, die im Vergleich zu den epischen Erzählern objectiver Form alle Humoristen auch im Ausdruck verwandt erscheinen läßt.

Nebenher bemerkt ist diese humoristische Subjectivität der Form wohl zu unterscheiden von dem, was man sonst „Subjectivität" nennt, deutlicher Unfreiheit oder Beschränktheit des Subjects nennen sollte. Spielhagen tritt mit seiner Person kaum je aus der Erzählung hervor und ist doch von einer ganz außerordentlichen „Subjectivität" — daher seine Wirkung an Zeit und Partei gebunden war und sein Lohn dahin ist —, Raabe, der es jeden Augenblick thut, zeigt dagegen eine ebenso außerordentliche Freiheit und „Objectivität" des Denkens und Urtheilens gegenüber jeder Zeit- und Parteianschauung — daher er sich nicht überlebt hat und seiner Wirkung noch warten darf.

Der Humorist kann also nicht mit seiner Persönlichkeit hinter der Geschichte stehen bleiben, er muß sich darein geben, und zwar genügt es nicht, daß er etwa am Anfang, auf dem Höhepunkte oder am Schluß wie ein Gott aus der Wolke hervortritt und über den eigentlichen Sinn der Geschichte ein deutendes Orakel giebt: vielmehr darf er, wenn wir sie anders recht aufnehmen und genießen sollen, schlechterdings nicht von unserer Seite weichen. Denn wir sind nun einmal durch Leben und Lebenlassen so in das, was ich früher „das gewöhnliche Bewußtsein" nannte, selbst hineingewöhnt, daß wir ohne seine stetige Begleitung und Weisung jeden Augenblick Gefahr laufen würden, vom Gegenstande hingenommen aus der Sphäre des Humors je nachdem in die des vulgären Ernstes oder Spaßes zu entgleisen und für unwesentlich oder für bedeutend, für lächerlich oder für erhaben zu nehmen, was der Welt dafür gilt. Darum kann er uns gar nicht oft und nachdrücklich genug darauf hinweisen, wie die Dinge sich in Wahrheit verhalten, nicht genug betonen, wie wenig im Grunde etwa die Pyramide des Königs vor dem Sandhäufchen des spielenden Kindes voraus hat, wie weit die Heldin, die in der Dachstube das Leben zwingt, dem Helden überlegen sein kann, der sich auf dem Schlachtfelde in den Tod wirft, wie die Handlung, das Wort, ja die Empfindung eines Augenblicks ein Leben voll geräuschvoller Thaten und glänzender Ehren aufzuwiegen vermag, nicht oft genug uns die Complementärfarben zu denjenigen Farben der Dinge sehen lassen, die die Welt ausschließlich sieht, nicht oft genug uns in dem Honig, den sie allein schmeckt, die Galle, aber auch durch die Galle den Honig zu schmecken geben. Denn daß er uns immer wieder wahrnehmen oder doch ahnen läßt, wie in allen menschlichen Dingen ein innerer allgemeiner und gerechter Ausgleich zwischen Leid und Lust, Größe und Kleinheit, Licht und Schatten für Alle vorhanden ist, die ihn nur zu finden wissen, das ist es ja vornehmlich, wodurch der vollendete Humor seine große, köstliche und erhebende Wirkung übt und zu einem weltlichen Evangelium wird für Mühselige und Beladene — wer aber wäre das nie?

Aus dieser unabweisbaren Nothwendigkeit, den Leser Schritt für Schritt führend zu geleiten, erwächst für den Humoristen ebenso nothwendig Alles, was seinen Stil charakteristisch bestimmt. Zunächst tritt er durch jenes Dreingeben und Einsetzen seiner Person einerseits zu den Lesern, anderseits zu den Menschen, die er ihnen darstellt, in ein viel engeres Verhältniß, als der objective Erzähler nach beiden Seiten hin nöthig hat. Er steht zu beiden Gruppen wie Freund zum Freunde, und darum empfindet er mit seinen Helden beides Lust und Leid im eigenen Gemüth wie Eigenes und giebt diesem Empfinden uns gegenüber mit einer Stärke und Unmittelbarkeit Ausdruck, die den gleichen Affect in uns erregt, als wären es unsere Freunde, die da litten und sich freuten.

Er redet zu seinen Menschen, er warnt, lobt, tröstet sie: er redet zu uns von ihnen, rühmt und schilt, hofft für sie und sorgt um sie. Er zieht in der Fülle der Empfindung die Summe ihres Handelns, ihres Lebens und faßt diese in ein Wort zusammen, das nach ihrer Seite hin das tiefste Verständniß des besonderen Falles, nach der unseren zugleich die Erkenntniß seiner Bedeutung für alle Fälle in sich schließt. — Allein der innige Gemüthsantheil, den der Humorist somit an seinem Gegenstande nimmt, ist die Quelle nur der Hälfte und nicht einmal der wesentlicheren Hälfte seiner stilistischen Besonderheit; bis soweit könnte auch ein Erzähler reinen Ernstes ohne einen Funken Humor mit ihm gehen. Ja, er selber, wenn er nicht weiter ginge, würde gerade durch die Stärke seines gemüthlichen Pathos im Empfinden und Mittheilen das Ziel des Humors verfehlen. Denn dieses Ziel ist die Befreiung der Seele von dem Drucke des Lebens in Leiden und Freuden; bis soweit aber würde er theilnehmend sich selbst und uns mit unter dies Joch beugen. Er darf also in der gemüthlichen Mitleidenschaft nicht befangen bleiben und uns nicht darin bleiben lassen; er muß sich und uns daraus und darüber erheben; muß vor Allem zeigen, daß er trotzdem selber frei ist, so frei nur ein Mensch sein kann und darf, frei gegenüber den „Beinhäusern und Wolfsgruben“ der Welt, aber auch ihren sogenannten „warmen Lerchennestern“, und ihren Honigtöpfen und Kassenschränken gegenüber — Schmerzen und Lockungen gegenüber frei und fest. Ein practischer Humorist im Stil des practischen Philosophen Sokrates könnte seinen Schülern durch sein Leben und Wesen selber davon den bündigen Beweis und ein sichtbares Vorbild geben und seinen Lehren die wirksamste Bekräftigung; der litterarische Humorist kann sich als ein solches Muster nur mittelbar in seinen Werken darstellen. Die eine Seite dieser Selbstdarstellung werden wir in dem nächsten, dem letzten Stücke unserer Betrachtungen noch zu würdigen haben, die andere aber gehört hierher als die zweite und charakteristischere Hälfte dessen, was den humoristischen Stil ausmacht: es ist dies das freie Spiel des Witzes im weitesten Sinne, der stilistische Ausdruck der Thatsache, daß der Humorist nicht blos in, sondern zugleich über seinem Gegenstande steht und zwar auch da, wo dieser nach seiner Beschaffenheit seinem Herzen am nächsten gehen muß, ja gerade da. Denn je ernstlicher sein und unser Gemüth afficirt wird, um so mehr ist es nöthig, daß dies Spiel dem Affecte das Gegengewicht halte und gegenüber der Empfindung, die uns knechten will, die Souveränität des durch keine Schranken gebundenen Denkens sich geltend mache. Dies, und dies im letzten Grunde allein ist der Zweck und der Rechtstitel des Witzes innerhalb des Humors. Denn wenn auch die Tendenz des letzteren, die Extreme in den Dingen zusammen zu sehen, schon eine Hinneigung zum Witze zeigt, dessen Wesen ja in der überraschenden Verknüpfung anscheinend verschiedenartiger, ja entgegengesetzter Vorstellungen und Begriffe unter einem Gesichtspunkte zu einer momentanen Einheit besteht, so ist doch die ungemein ausgedehnte Verwendung, die er in den mannigfaltigsten Formen — als Metapher, Vergleich, Parallele, als leichte Anspielung, wie als behaglich entwickelte Betrachtung, als Wort- und Sachwitz jeder Art — bei allen Humoristen gefunden hat, nur auf dem Wege zu erklären und zu rechtfertigen, den wir eben gegangen sind.

Ich wiederhole, daß der Witz im Humor dem gemüthlichen Affect das Gegengewicht zu halten, nicht aber ihn aufzuheben und sich schnöde an seine Stelle zu setzen hat, wie Heine das liebt. Nicht nach, sondern in einander wirken beide humoristisch; das Gemüth leiht dabei dem Witze Wärme und dieser verhilft jenem zu dem, was ihm leicht verloren geht, Fassung und Selbsterhebung. Schönow an Amelung's Sterbebette — das ist eine jener Scenen von typischer Bedeutung, nach der man dem Humor nicht die Thräne und nicht das Lachen, sondern die „lächelnde Thräne“ in sein adliges Wappen gegeben hat.

Es bedarf nicht vieler Worte mehr, um danach zu erkennen, welch eine unvergleichlich schwierige Aufgabe der humoristische Erzähler zu lösen hat: Realist in der Darstellung der „wirklichen“ Welt, Idealist in der Deutung ihres inneren Wesens und Zusammenhanges muß er zugleich das volle Pathos des mitempfindenden Gemüthes mit der lächelnden Freiheit des über die menschliche Tragikomödie erhabenen Geistes zu einer Einheit zu verschmelzen wissen. Ist es ein Wunder, daß die großen Humoristen so sparsam gesäet sind unter ihren ernsthaften und lustigen Concurrenten auf dem Felde des Romans? Ebensowenig, wie es zu verwundern ist, daß diese die Mehrzahl der Leser voraushaben und behalten werden. Denn in der That verlangt die humoristische Dichtung zuerst nicht wenig von dem, der sie genießen will. Sie ist stets ein polyphones, ein vielstimmiges Kunstwerk und diese Stimmen gehen oft wunderlich genug durcheinander: es währt wohl eine Weile, bis der ungewöhnte, aber „geneigte“ Leser da Gesetz und hohe Zweckmäßigkeit erkennt, wo er Anfangs nur ein chaotisches Werk der Willkür sah. Ist er aber erst einmal zu dieser Erkenntniß durchgedrungen, dann lohnt sich die erste Mühe mit doppeltem und dreifachem Genuß und jede erneute Lectüre läßt ihn neue Schönheiten der Dichtung, neue Zusammenhänge und neue Wahrheit entdecken; vor Allem aber wird ihm jetzt der humoristische Stil als solcher nicht bloß in seiner Nothwendigkeit, sondern auch in seinem einzigen, mit nichts Anderem zu vergleichenden Reize aufgehen.

Damit genug vom humoristischen Stil im Allgemeinen; die Besonderheiten des Raabe'schen, den ich übrigens auch bei der bisherigen Betrachtung vornehmlich im Auge gehabt und somit in seinen Grundzügen schon festgelegt habe, werden sich am besten darstellen, wenn wir ihn gegen den Jean Paul's halten, soweit derselbe oben in seiner Besonderheit charakterisirt ist. Da finden wir zunächst, daß Raabe die schwärmende Gefühlslyrik seiner Frühzeit völlig abgethan hat, seit er Mann geworden — im Uebrigen ist noch heute des Greises Auge hell, sein Herz frisch genug, um für jedes jugendlich grünste Empfinden auch stilistisch die rechten Frühlingsfarben zu sehen und zu wählen. An die Stelle jener lyrischen Blüthen ist ganz naturgemäß

eine Fülle reifer Spruchweisheit getreten. Er selbst, wie seine Personen, vor Allem seine humoristischen Substitute innerhalb der Geschichte, lassen die Ergebnisse ihrer Weltbetrachtung am liebsten in dieser Form sich niederschlagen. Welch einen Schatz origineller, tiefsinniger und fein geprägter Sentenzen wir eigentlich damit besitzen — allein schon in den „Alten Nestern“, die nach dieser Seite hin am reichsten sind —, wissen selbst von Raabe's „geneigten“ Lesern die wenigsten. Denn da diese Gedanken meist inmitten längerer Reflexionen oder Reden schlichtweg ausgesprochen werden, so fallen sie nicht auf, und der Leser begnügt sich wohl damit, aus ihnen nur soviel aufzunehmen, wie der Zusammenhang erfordert. Dazu kommt, daß die Gleichartigkeit der humoristischen Ausdrucksformen, deren sich der Dichter und die Seinigen bedienen, auch über den Inhalt der Sätze leicht etwas wie einen gleichfärbenden Schleier breitet. Ihrer Mannigfaltigkeit, ihrer schlagenden Wahrheit, ihrer weitgreifenden Bedeutung und damit ihres ganzen Werthes wird man sich oft erst bewußt, wenn sie uns einzeln aus ihrer Umgebung gelöst in fremder, alltäglicher entgegentreten.

Was weiter jene humoristischen Ausdrucksformen selber betrifft, so findet sich bei Raabe alles das, was wir oben als Formen des spielenden Witzes aufgeführt haben, an seiner Stelle, aber in dreifacher Beziehung maßvoller behandelt, als wir es bei Jean Paul sahen. Erstens häuft unser Dichter dergleichen nicht ins Unzählige und Ungemessene: wo der Aeltere ein Dutzend Metaphern bringt, steht bei dem Jüngern vielleicht nur ein behaglich gerundetes Bild oder ein ins Einzelne durchgeführter Vergleich — man denke an den famosen „Kiwi“ zu Anfang des „Horacker“ oder die glänzende Kunstphantasie über das Thema Lais die Corintherin im „Dräumling“. Zweitens bleibt Raabe, was die Stoffquellen seiner Bildlichkeit und seines Witzes angeht, gegenüber Jean Paul's Ausbeutung der ganzen Encyclopädie von Kunst und Leben, seinerseits im Ganzen auf dem Boden einer, allerdings ungemein ausgebreiteten und gründlichen, historisch-philosophisch-litterarischen Bildung: wo dabei dem Ungelehrten eine Anspielung unverständlich sein könnte, die er unbedingt verstehen soll, da weiß der Dichter freundlich deutend nachzuhelfen; wo er dies unterläßt, wird es ja nicht schaden, wenn auch der Eine und Andere nicht inne wird, daß der wackere Rector Fischarth als „arbiter elegantiarum des Dräumlings“ mit dem schlimmen Petronius unter einen Hut gebracht wird. Drittens leitet keine seiner humoristischen Allotria — von dem knappsten Wortwitz, dergleichen übrigens bei ihm selten und nur mit bestimmten Charakterfiguren verbunden erscheinen, bis zum ausgebreitentsten Excurse — aus der Geschichte heraus, wie das bei Jean Paul so oft geschieht, der jedem Einfalle Audienz giebt und förmliche Ketten der fremdartigsten Raritäten aneinander hängt, bis er mit einem Sprunge zur Sache zurückkehrt; sondern alles das führt im letzten Grunde nur tiefer in die Geschichte hinein, bleibt immer untergeordnet, wird nie Selbstzweck, sondern muß neben dem Zwecke, den wir diesem Spiele des Witzes oben überhaupt zugewiesen, an jeder Stelle in seiner besonderen Art der Sache dienen. Zumal die Excurse — z. B. über das Wörtchen „man“ im „Horacker“, über die lieben Mädchen, die Blumen und die hohen Berge im „Kloster Lugau“, die Geschichte einer deutschen Residenz im „Abu Telfan“ und hundert andere — enthalten stets eine Zusammenfassung oder Vorbereitung, sind immer abtheilende Knoten im Faden, nie ableitende Fäserchen. Das Gleiche gilt von den eingeflochtenen Abschnitten aus seltsamen und vergessenen Büchern, die in besonders enger Beziehung zu dem einen oder anderen Helden der Geschichte und durch diesen zum Geist und Verlaufe des Ganzen stehen, — ein Hülfsmittel, die Zahl der Stimmen eindrucksvoll zu vermehren, das sich sonst bei Humoristen meines Wissens nicht findet, bei dem unsern namentlich im „Odfeld“ und in „Hastenbeck“ von der stärksten und glücklichsten Wirkung ist.

So sind Raabe's Dichtungen auch von Seiten ihres humoristischen Stils betrachtet einheitlichere und rundere Kunstwerke, als sie der immer etwas zur Formlosigkeit bei reichstem Gehalte neigende Humor sonst geschaffen hat. Und nimmt man hinzu, daß, während Jean Paul aus seinem Stile schlechterdings nicht herauskann, unser Dichter den seinigen mit vollster Ueberlegenheit abwechselnd in allen möglichen Stärken und Schattirungen je nach der Aufgabe gebraucht und, wo es die Sache will, auch auf allen äußeren humoristischen Apparat verzichtend es als sachlicher Erzähler mit den Besten aufnimmt, so wird man nicht umhin können, ihn als den bewußteren und freieren Künstler von Beiden gelten zu lassen.

Soll ich schließlich noch vom Stil im allerengsten Sinne reden? Vom Satzbau und vom Einzelausdruck, vom „reinen“ und vom glatten Deutsch? Ich möchte in so kleinem Ton nicht schließen, und wie ich schon einmal des Sokrates gedacht habe, so kommt mir jetzt zu gutem Ende eine Stelle aus Platon's „Gastmahl“ in den Sinn, die wie nichts Anderes geeignet ist, zu unserer Betrachtung über den humoristischen Stil den Schluß abzugeben. Der junge Alcibiades hat da in doppeltem Rausch das ebenso schöne als wahrhaftige Bild des alten Weisen entworfen: er hat ihn im Anfang mit jenen holzgeschnitzten Silenfiguren verglichen, in denen die Goldschmiede ihre kostbarsten Kleinodien zu verwahren pflegten, nun endet er seine Lobrede mit diesen Worten: „Wenn einer auf die Reden des Sokrates hören will, so kommen sie ihm wohl Anfangs recht komisch vor. Solche Wörter und Wendungen haben sie äußerlich umgethan gleich dem Fell eines Satyrs. Denn er redet von Lasteseln und Schmieden und Schustern und Gerbern, und im Grunde scheint er immer mit denselben Worten nur dasselbe zu sagen, so daß jeder unkundige und unverständige Mensch über die Reden lachen mag. Wer sie aber einmal geöffnet gesehen hat und nun in ihnen darinnen ist, der wird zuerst finden, daß sie vor allen andern Reden Vernunft haben, dann daß sie ganz göttlich sind und die schönsten Tugendbilder in sich hegen und auf das Meiste, ja vielmehr auf Alles abzielen, worauf einer sehen muß, der ein vollkommener Mensch werden will“.

Zur Kirchengeschichte des Amtes Salder.

Von C. Simm.

19. Parochie Sauingen.

Sowngon oder Sauncgon erscheint schon im J. 1022 in der Gründungs- und Bestätigungsurkunde des Klosters S. Michaelis zu Hildesheim, das dort den Zehnten besitzt [14]).

Als erster Pfarrer erscheint Johannes de Osterrode. Im J. 1343 schenkt dieser und Bernhard Kale sen., Bürger zu Braunschweig, dem Kreuzkloster daselbst sechs Hufen zu Vepstedt. Ebenso erscheint er als Zeuge in einer Stederburger Urkunde 1345. Er ist zugleich Probst dieses Stiftes.

Im Archidiaconatsverzeichniß (1470) wird die Pfarre Saubbingen mit einer bischöflichen Abgabe von 2 Ferto (Viertel) Mark aufgeführt, aber einmal der Domprobst, das andere Mal der Abt von S. Michaelis als Patron genannt,

Im J. 1542 findet die schmalkaldische Visitation hier als Pfarrer Georg Pithane, der sie vom Cortisan (Hösling) Herrn Joachim Berman erlangt hat. Diese Pfarre geht vom fürstlichen Hause Braunschweig zu Lehn. „G. Pithane verwaltet auch Uefingen, beide Pfarren soll er bis zur nächsten Visitation behalten". Aber bei dieser i. J. 1544 geht es ihm böse: „Diesem Pfarrer Herr Jürgen Pithan ist sein Abschied gegeben, darum daß er ein Betrüger ist und die Leute merklich über ihn klagen". Der Ertrag beider Pfarren beläuft sich auf im Ganzen 37 Gulden. Trotzdem tritt er bei dem katholischen Verhör 1551 nicht nur als Pfarrer zu Sauingen und Uefingen, sondern auch als Miethpfarrer von Beddingen auf.

Er ist von der vorigen Regierung verjagt, weil er die neue Lehre nicht hat annehmen wollen, hat aber eine Frau nehmen müssen. Jetzt hält er sich nach der alten Religion, will auch die Tage seines Lebens dabei bleiben. Hat angelobt seinen Irrthum zu beichten.

Im J. 1568 wird die Pfarre zu Sauingen von Beddingen aus versehen. Dabei wird bemerkt, daß sie nunmehr vom Kloster S. Michaelis zu Lehn gehe. Im Erbregister von 1569 heißt es freilich, daß die hiesige Pfarre zu Lehn geht vom Pabst zu Rom und dem Landesherrn. In der Dorfbeschreibung von 1773 wird das Kloster S. Michaelis und der Landesherr als im Patronate wechselnd bezeichnet.

Gleichzeitig mit dem Patronate über Barbecke wurde das nach Aufhebung des Klosters S. Michaelis zunächst auf die preußische, dann auf die hannoversche Regierung übergegangene Patronatrecht gegen das Patronatrecht der braunschweigischen Regierung über die Gemeinde Wetteborn und Königsdahlum umgetauscht [15]). Dieses geschah i. J. 1831. Gleichzeitig ging das bisherige Patronatrecht des Pfarrers von Sauingen über die Opferei und Schulstelle daselbst auf den Landesherrn über. Uebrigens wurde Sauingen mit der Einführung der Reformation i. J. 1569 Sitz einer 24 Pfarren umfassenden Superintendentur. Georgius Senger oder Zenger war hier der erste ev. Superintendent. Bei der Generalvisitation 1651 stand hier Sup. Meyer, der 1654 starb. Ueber Beide fehlen nähere Nachrichten. — Die Glocken aus den Jahren 1609 und 1650 sind von Christ. Ludw. Meyer und Henr. Borstelmann in Braunschweig gegossen. Inschrift: Gottes Wort und Luther's Lehr vergehet nun und nimmermehr.

Das heutige Filial von Sauingen — Uefingen — ist vordem eine selbständige Pfarrgemeinde gewesen. Wie Sauingen, so wird auch Uvingon schon i. J. 1022 unter den Gütern des Michaelisklosters zu Hildesheim aufgeführt. Der älteste uns bekannte Pfarrer von Uefingen ist Hermanus, plebanus in Uvinngon, der etwa von 1260 an dort wirkte; es heißt nämlich in der Stederburger Urkunde vom J. 1299, er sei seit beinahe vierzig Jahren dort Pfarrer und könne bezeugen, daß die Kirche zu Stiddien stets dem Stifte Stederburg gehört habe.

Um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts stand Heinrich Hesse als Pfarrer zu Uvinge. Er gehörte nach dem Brüderregister (um 1400) zu den Mitbegründern der von Herzog Friedrich von Braunschweig gestifteten frommen Bruderschaft, der eine große Anzahl der um Wolfenbüttel wohnenden Geistlichen angehören.

Die evangelische Visitation (1542) findet die Pfarre in den Händen des zu Sauingen wohnenden Georg Pithan, über den wir bereits oben Näheres gegeben haben. Auch 1551 ist er noch hier. Dagegen wird i. J. 1568 (reformat. Visit.) Uefingen von Beddingen aus verwaltet, wo Christoph Oesing Pfarrer ist. In Uefingen konnte offenbar ein Prediger sich bei zwei Hufen Landes nicht halten.

Nach Beendigung der Vacanz in Sauingen pastorirte der erste evangelische Superintendent Georg Zenger auch Uefingen, das bis heute Tochtergemeinde von Sauingen geblieben ist.

Das kirchliche Lehnsrecht ist stets im Besitze des Hauses Wolfenbüttel gewesen. Das Hildesheimische Verzeichniß giebt den Patron allerdings nicht an. Die bischöfliche Abgabe betrug nur $^1/_2$ Ferto = $^1/_8$ Mark. Die Kirche stammt aus dem J. 1729.

20. Parochie Bleckenstedt.

Die Grenze des Amtes Salder scheidet die heute kirchlich verbundenen Gemeinden Beddingen und Bleckenstedt. Ursprünglich gehörten beide wie auch Sauingen und Uefingen zum Gerichte Beddingen und zum Banne oder Archidiaconate Gr. Stöckheim. Hinsichtlich der Justiz und Verwaltung wurden Beddingen und Bleckenstedt durch die Königl. westfälische Ordre vom 10. Sept. 1808 geschieden. Bleckenstedt wurde mit Engelnstedt,

---

14) Diesen Zehnten besaß nach dem Erbreg. von 1566 u. ff. das Domcapitel Hildesheim, er wurde schon in der westfälischen Zeit (1812) zur Ablösung gebracht.

15) Acte bei Herz. Consist.: Permutationsreceß v. 8./1. resp. 4./3. 1831. Wetteborn im Gerichte Winzenburg war vordem Kirchenlehn der Domaine zu St. Marien vor Gandersheim, Königsdahlum der Aebtissin des Stiftes zu Gandersheim.

Uefingen, Sauingen, Hallendorf und Lebenstedt zu der 1. Municipalität des Cantons Salder zusammengelegt[16]). Am 22. Januar 1814 wurden die bisherigen Cantons Gebhardshagen, Salder, Lesse zum Kreisgerichtsbezirk Salder vereinigt. Auch Bleckenstedt war eine eigene Pfarre. Im J. 1312 ist Hoygerus Pfarrer zu Bleckenstedt.

Ein anderer Pfarrer unseres Ortes Johannes ist 1373 mit dem Pfarrer Ludolf von Engelnstedt bei einer Erwerbung des Stiftes S. Cyriaci Zeuge.

Nach dem Hildesheimischen Register liegt die Pfarre im Banne Stöckheim, sie entrichtet eine bischöfliche Abgabe von 2½ Loth Silber. Ihr Patron ist der Bischof von Hildesheim selbst. Allerdings hat der bei der Visitation auftretende Pfarrer Busse oder Tiburtius Brandes i. J. 1542 sein Amt von dem Domprobst zu Hildesheim. Sein Einkommen beträgt nur 23 Gulden. Auch 1544 ist er noch dort. Das katholische Verhör von 1551 verzeichnet Wickboldus Meherus, der aber noch Diaconus ist. „Er ist noch ledig, hat Sacramentum garnicht, welches er mit thun sollen. Soll keine Sacramente administriren, bis daß er Priester geworden, welches er zu werden gedenkt. Hat angelobt seine Confession hier (in Wolfenbüttel) zu thun und Haeresin zu abnegiren“. Er klagt über Beraubung seiner Kirchgüter, worauf den Aelterleuten befohlen ist, ihm wieder dazu zu helfen.

Bei der evangelischen Visitation von 1568 ist Wichboldt Weychelt Pfarrer zu Bleckenstedt. Nach dem Corpus bonorum war unsere Gemeinde mit Sonnenberg, das vom Rathe zu Braunschweig besetzt wurde, verbunden. Als dieser Sonnenberg zu Timmerlah legte, machte Herzog August um 1660 Bleckenstedt zum Filial von Beddingen. Da dieses Patronatstelle vom Stift Steterburg ist, so wechselt das Besetzungsrecht von Fall zu Fall zwischen dem Stift und dem Landesherrn.

Die Glocken stammen aus den Jahren 1574 und 1766. Inschrift der ersteren:

Gode bequaeme sii ons Gheludt te saemen
Pieter, Maria en de Nicolaes siin onse Naemen.
(Gott angenehm sei unser Geläut zusammen,
Peter, Marie und Nicolas sind unsere Namen).

Ueber dem Schlagring steht das uns nicht verständliche Wort: Swiinaerde.

16) Canton-Maire: Hoyer-Engelnstedt, Adjoint: Gifhorn Sauingen.

Das Grabmal Heinrich's des Jüngeren, Pfalzgrafen bei Rhein, in dem Cisterzienserkloster Schönau bei Heidelberg.

Von Oberamtsrichter Maximilian Huffschmid in Gernsbach (Baden).

Zu dem Aufsatze auf S. 164 ff. dieser Blätter über die Welfische Grabstätte zu Schönau, in der Herzog Heinrich's des Löwen Enkel, Pfalzgraf Heinrich d. J., ruht, möchte ich mir noch einige Bemerkungen erlauben, da jene Mittheilungen, wie dort auch schon angegeben, auf meinen langjährigen Untersuchungen [1]) beruhen, ich in einem Punkte aber inzwischen zu einem anderen Ergebnisse gekommen bin. Dem aufmerksamen Leser wird kaum entgangen sein, daß sonderbarerweise im sechzehnten Jahrhundert im Kloster Schönau neben zwei möglichst gleichlautenden Grabsteinen für Konrad von Hohenstaufen und seinen Enkel Heinrich den Jüngeren auch noch ein Bruchstück eines Gedichtes von einem Grabsteine des Letzteren zu sehen war. Diese S. 165 und 166 wiedergegebenen Inschriften hielt ich früher für spätere Machwerke. Auf Grund meiner späteren Forschungen bin ich aber genöthigt, wegen des Gedichtes jetzt Widerruf zu leisten und meine damals gegen die Echtheit geäußerten Bedenken fallen zu lassen.

1894 erschienen in Freiburg i. B. und Leipzig „Die christlichen Inschriften der Rheinlande“ von Kraus, der im 2. Bande S. 84 № 189 die „Grabschriften des Pfalzgrafen Konrad († 1195) und Heinrich's, seines Schwiegersohns († 1213)“ wiedergiebt und zwar unter I. die Konrad's, unter II. das Bruchstück des Gedichtes, beide Inschriften nach Schannat, Historia episcopatus Wormatiensis 1, 154, dann S. 85 nach der zweiten Ausgabe der Origin. Palatin. von Freher (1613) 1, 80 mit dessen unrichtigen Bemerkungen die Grabschrift Heinrich's und den Anfang des Bruchstücks des Gedichtes. „Ich vermuthe“, fügt Kraus bei, „daß nur die zweite, fragmentarisch überlieferte Inschrift wirkliches Epitaph war, die erste von Freher mitgetheilte Grabschrift mit dem irrthümlichen NEPOS eine spätere Eintragung darstellt“. Abgesehen von der irrigen Begründung [2]) ist die Ansicht von Kraus ganz richtig, um so mehr, als ich in der Lage bin, das inschriftliche Gedicht vollständig mittheilen zu können, wie es uns durch den Rector des Heidelberger reformirten Gymnasiums Johann Heinrich Andreä († 1790) in seiner 1776 erschienenen Schrift „Baccharacum Palatinum“ p. 15 überliefert ist: „Sed hodiedum Schoenaviae tota comparet istius modi inscriptio:

Princeps . magnifi cus .	comes . aulae . gloria . Re ni .
iunior . Henri	iacet . ecce . favillula . fe
migrat . abhinc . se nis .	maii . pius . ille . kalen dis“.
quem . deus . a . pe	et . ab . omnibus . erue . flen

(Noch heute ist in Schönau folgende Inschrift vollständig erhalten: Hier ruht die Asche Heinrich's des Jüngeren, des hochherzigen Fürsten und ruhmvollen Pfalzgrafen bei Rhein. Er zieht von hinnen (starb) gottesfürchtig am 26. April; möge ihn Gott von allen beweinenswerthen Strafen befreien). Diese Hexameter, welche Andreä dem Kirchenrathe und reformirten Pfarrer zu St. Peter in Heidelberg Konrad Ludwig Brünings († 1781) verdankte, reimen sich paarweise je in der Mitte und je am Schlusse, sind daher sogenannte leo-

1) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Band VII (1892) S. 76 ff.

2) Daß Kraus den 1213 (!) verstorbenen Heinrich den Jüngeren für den Schwiegersohn Konrads hält und darum das Wort „nepos“ bemängelt, ist heute kaum mehr entschuldbar.

nianische Verse. Dem Fertiger der Grabschrift schwebte jedenfalls die Stelle im Propheten Jesaias Cap. 40 vor, welche in der Vulgata lautet: „Omnis caro foenum et omnis gloria eius quasi flos agri. Exiccatum est foenum, et cecidit flos, quia spiritus domini sufflavit in eo. Vere foenum est populus; exiccatum est foenum, et cecidit flos“.

Aus der Inschrift ergiebt sich aber, daß weder diejenigen Recht haben, welche aus den Worten der anderen Grabschrift: „Anno . . . . kal . maii“ schließen, daß Heinrich am 1. Mai starb, und daß demnach nur die Jahreszahl 1214 ausgefallen sei (wie z. B. Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz 1, 68; Grote, Stammtafeln S. 45), noch diejenigen, welche sich auf das Necrologium des Cisterzienser-Nonnenklosters Seligenthal bei Landshut in Niederbayern (Monum. Boica 15, 521) stützen und den 25. April als Todestag annehmen, wie Cohn, Stammtafeln Taf. 49; Grote, S. 51. Der Umstand, daß die gereimte Inschrift Heinrich's Todesjahr nicht erwähnt, spricht nicht für ihre Unechtheit. So lautete der letzte Vers auf dem Grabsteine der Hildegunde von Neuß († am 20. April 1188) in Schönau: „maii bis senis est haec defuncta kalendis“, auch ohne die Jahreszahl anzugeben. (Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. N. F. 7, 74). Jedenfalls wird durch die gereimte Inschrift erst recht der Beweis geliefert, daß die andere sammt der fast gleichlautenden auf Konrad von Hohenstaufen späteren Ursprunges ist.

Es mag noch die Frage erörtert werden, woher es kommt, daß dem Gewährsmanne Freher's nur der Anfang der echten Inschrift bekannt war, und bei welcher Gelegenheit sie vollständig wieder zu Tage trat. Wie ich a. a. O. S. 81, 82, 94 nachgewiesen zu haben glaube, war das Begräbniß Heinrich's und der übrigen fürstlichen Persönlichkeiten in dem an den östlichen Kreuzgangflügel angebauten Capitelsaale. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde dieser zum Pferdestalle verwendet; das darin befindliche Grabmal des Pfalzgrafen Adolf († 1327) war zerbrochen und die anderen hier vorhandenen Grabsteine derart verunreinigt, daß man „mit einem Feuerhaken nicht hätte auf den Grund kommen können“. Es erscheint daher glaubwürdig, daß Freher's Gewährsmann nur den Anfang der Inschrift zu lesen vermochte, und es ist ebenso sicher, daß keiner der späteren Schriftsteller, die das Bruchstück mittheilten, aus anderen Quellen schöpfte oder es aus eigenem Augenscheine kannte. Ueber dem Capitelsaale und den weiteren nach Süden liegenden Gebäuden erhob sich das Herrendormitorium (d. h. der Schlafsaal der Mönche im Gegensatze zu dem der Laienbrüder). Nach dem „Thesaurus Palatinus“ von v. Wickenburg (um 1750) wurde an Stelle des ehemaligen Dormitoriums 1743 ein Pfarrhaus gebaut (Mittheil. zur Gesch. des Heidelberger Schlosses 3, 95), welches auf dem „Plan über das Stättlein Schoenau vom Jahr 1795 von Renovator Schwarz“ als: „Reformirtes neues Pfarrhaus (fr. Dormitorium)“ bezeichnet wird. Bei diesem Baue mag man die Inschrift wieder gefunden haben. Heute ist sie verschollen. Vielleicht bleibt es aber einem günstigen Zufalle vorbehalten, sie abermals zu entdecken, um ihr dann für alle Zukunft einen würdigen Platz anzuweisen.

Bücherschau.

Friedrich Schmidt, Die Anfänge des Welfischen Geschlechtes. Hannover, M. u. H. Schaper 1900. XI, 60 u. 52 S. gr. 8°. 3 ℳ 60.

Daß nur ein Jahr nach dem Erscheinen des hier vor Kurzem besprochenen Krüger'schen Buches über den Ursprung des Welfenhauses (vgl. S. 150 f.) eine zweite Arbeit über denselben Gegenstand veröffentlicht werden konnte, ist gewiß ein Beweis sowohl für die Bedeutung des welfischen Hauses als auch für das Interesse, welches die Urzeit gerade dieses so weit verzweigten Stammes den Forschern einflößt.

Der Verfasser besitzt eine umfassende Kenntniß des einschlägigen Materials und hat vor Allem in seinen Prolegomena (S. I bis XI) eine erschöpfende Zusammenstellung aller früher über die Anfänge des welfischen Hauses veröffentlichten Forschungen gegeben, eine Zusammenstellung, die gewiß viele Arbeit gemacht hat, aber auch bleibenden Werth behalten wird.

Auch in seinen weiteren Ausführungen kommt der Verfasser zu manchen gewiß richtigen Resultaten; so erklärt auch er Schwaben (und nicht Baiern) für den Hauptsitz des welfischen Hauses, so stimmt auch er der schon früher geäußerten Ansicht mehrerer Forscher bei, wonach die Grafen von Veringen von den Welfen und von den Veringern wieder die Grafen, Herzöge und Könige von Württemberg stammen (S. 20).

Wenn der Verfasser aber dann weiter die Welfen im achten und neunten Jahrhundert für das einzige oder doch fast einzige bedeutende Geschlecht des ganzen südlich von der Donau gelegenen Schwabens (bis nach Rhaetien hinein) erklärt, wenn er dieser von ihm gewonnenen Ansicht zulieb alle möglichen Grafen der großen schwäbischen Baar und andere zu Welfen macht und alle nur denkbaren verschiedenen Namen für identisch und ihre Träger für eine einzige Person erklärt, so wird ihm auf diesem Wege kein ernster Forscher folgen können. Es ist mit den verschiedenen Formen eines und desselben Namens, sowie mit den Doppelnamen für eine Person eine eigene Sache. Gewiß kommen solche Doppelnamen vor, aber doch wohl nur in der Merovingerzeit und in der ersten Karolingerzeit. Der von Krüger herangezogene Fall, daß sich der welfische Stammvater urkundlich selbst Richbald und Baino (Bernhard) nennt, dürfte zeitlich wohl eins der letzten Beispiele dieser eigenthümlichen Sitte sein. Ebenso hatte wohl jeder mittelalterliche Name seine Koseform, und manche Doppelnamen möchten sich bei näherer Untersuchung daher erklären, daß ihre Koseformen ähnlich oder identisch waren. So wird z. B. der elsässische Herzog Edico urkundlich auch Adalricus genannt, und es ist gewiß bezeichnend, daß die Koseform von Adalricus Ato und diejenige von Edico u. A. Etto und Addas lautet.

In den angeführten Fällen sind die gemachten Angaben nachweisbar richtig; auch sonst waren die Namen im Mittelalter sehr veränderlich, und es kann wohl vorkommen, daß eine und dieselbe Person in einer Urkunde

mit ihrem ordnungsgemäßen Namen, in einer zweiten mit ihrem Kosenamen, in einer dritten mit einer wieder etwas abweichenden Form (die auch auf einem Schreibfehler beruhen kann) genannt wird. Aber in solchen Fällen werden auch immer sonstige Hinweise und Indicien da sein, daß wir wirklich dieselbe Person vor uns haben. Gar nie aber dürfte es vorkommen, daß dieselbe Person in verschiedenen Urkunden mit ganz verschiedenen Namen benannt wird, und man hat gewiß nicht das Recht, zwei solcher Personen für identisch zu erklären, wenn nicht (wie bei Richbald-Beno oder Adalriens-Edico) in einer und derselben Urkunde ausdrücklich beide Namen derselben Person beigelegt werden. Wenn dies richtig ist, was soll man dann dazu sagen, daß Schmidt nicht nur Alaholf und Adalard, Agylolf und Egino, Paldebert und Balderich, Berengar und Werinhar, Asulf und Anselm, sondern auch Berahtolf und Ratolf, Cadaloh und Hitto, Albuin und Folcholt, Ruochar und Ratherins, Adalard und Tiso, Frumold und Rotbert, Karaman und Erich, Ernst und Arnolf, Erchanger und Bebo, Albarich = Helferich und Welf, Welf und Edico und endlich gar Edico und Ulrich für dieselben Namen erklärt und in Folge dessen immer zwei gleichzeitige Träger von je zwei der zusammengestellten Namen, meistens ohne jeden weiteren Beweis, für identisch hält!

Was speciell die Namen Edico und Welf betrifft, so hat zwar der sächsische Annalist behauptet, daß Welf, der Vater der Kaiserin Judith, auch Eticho geheißen habe; es ist dies aber eine ganz irrige Ansicht von ihm; in Wirklichkeit läßt sich auch nicht ein einziger Beweis, ja, auch nicht einmal ein Hinweis darauf anführen, daß jemals ein Welfe neben dem Namen Edico auch den Namen Welf geführt hat oder umgekehrt. Wenn also Schmidt alle Welfen des Namens Edico oder Welf einfach als Welf-Edico I., Welf-Edico II. 2c. bezeichnet, so richtet er dadurch eine ungeheuere Verwirrung an. Durch sein Bestreben, Personen von ganz verschiedenem Namen zu identificiren, kommt Schmidt schließlich dahin, die ersten bekannten Grafen des Bregenzer Hauses Ulrich I. und Ulrich II. (Vater und Sohn) mit den allerdings fast ganz gleichalterigen Welf II. (Wolvinus) und Welf III. (Wolfoltus), dem Großvater und Vater der Kaiserin Judith, die er Welf-Eticho I. (Adalbert, Ulrich I.) und Welf-Eticho II. (Albrich, Ulrich II.) nennt, für dieselben Personen zu erklären!

Von den beiden genannten, auch sonst bekannten Bregenzer Grafen, die natürlich mit den beiden angeführten Welfen nicht das Geringste gemein haben, war der ältere der Sohn der schwäbischen Herzogstochter Imma, weshalb Schmidt dann diese Letztere für die Gemahlin eines der beiden welfischen Stammväter, entweder des Grafen Ruthard oder des Grafen Warin, erklären muß. Hieran scheitert schon seine ganze Hypothese, denn Imma kann weder Ruthard's, noch Warin's Gemahlin gewesen sein, weil Warin's Gemahlin urkundlich Hadallinde und Ruthard's Gemahlin urkundlich Hyrmensinda hieß. Auch wenn dies nicht zu beweisen wäre, würde wohl Niemand auch nur die Möglichkeit zugeben, daß die beiden genannten Bregenzer mit den beiden Welfen dieselben Personen sein könnten.

Noch an einem zweiten Beispiel läßt sich beweisen, wohin ein übertriebenes Bestreben, alle möglichen Personen ohne jeden Anhalt zu identificiren, führen kann. Nach Karl's des Großen im Jahre 771 oder 772 geschlossener Vermählung mit Hildegard, der Tochter der Imma und Schwester des Bregenzers Ulrich I., wurde augenscheinlich das Bregenzer Haus von Karl in erster Linie begünstigt, so daß nach Warin's und Ruthard's Tode und nachdem Warin's Sohn Isembart in Ungnade gefallen war, die Grafschaften des Thurgaues, des Linzgaues und des Argengaues an Ulrich I. übergingen, der schon den Breisgau, den Schwarzwälder Alpgau und auch wohl den (St. gallischen) Rheingau besaß und also auch ohne die welfisch gebliebenen Gaue (wie Eritgau, Affagau 2c.) reich genug war. Sämmtliche genannte Gaue gingen an Ulrich's I. beide Söhne Ulrich II. und Rotbert über, von denen Rotbert in einer Fehde um 815 fiel und auch Ulrich II. schon bald nach 817 gestorben sein muß. Seit 817 erscheint dann im Linzgau, Argengau und Rheingau ein Graf Ruocharius, der also ohne Zweifel ein Bregenzer und Sohn eines der beiden genannten Bregenzer Brüder war. Ruochar erscheint nur bis zum Jahre 838, und Alles weist darauf hin, daß er um diese Zeit früh verstarb und einen minderjährigen Sohn (Ulrich III., 854—895) hinterließ. In Folge der Minderjährigkeit des Letzteren gab nun Ludwig d. Fr. den Argengau, Linzgau und Rheingau an den Welfen Konrad zurück, mit dessen Schwester Judith er sich 819 vermählt hatte, und erst nach dem Sturze der Welfen im Jahre 859 erscheint seit 860 der Bregenzer Ulrich III. wieder in den genannten Gauen. Was macht nun aber Schmidt aus diesem ganz einfachen Verlaufe der Dinge? Er macht natürlich auch Ruochar zu einem Welfen und Bruder der Judith und sucht sein Verschwinden aus Schwaben seit dem Jahre 838 damit zu erklären, daß er ihn ins Westreich wandern läßt und mit einem Grafen Ratherius identificirt, der als Schwiegersohn Pipin's von Aquitanien, eines Sohnes Ludwig's des Fr., bekannt ist. Nun kamen ja gewiß solche Wanderungen ins Westreich vor, aber um eine solche anzunehmen, muß man doch irgend eine Ursache und mindestens die Gleichheit der Namen für sich haben. Nun wird aber hier ausdrücklich bezeugt, daß Pipin's Schwiegersohn Graf Rather von Geburt ein Auvergner war (Mon. Germ. IV, 120); es ist also, ganz abgesehen von der Ungleichheit der Namen, schon deshalb ganz unmöglich, daß er mit dem Schwaben Ruocharius dieselbe Person gewesen sein kann.

Es ist zu bedauern, daß Schmidt bei seinem großen Wissen nicht etwas vorsichtiger in seinen Aufstellungen gewesen ist, und daß er so häufig etwas als bewiesen erklärt, was außer ihm Niemand dafür halten dürfte. Leider ist ihm auch das ein Jahr früher erschienene Buch Krüger's unbekannt geblieben; andernfalls hätte er sich in den angeführten und noch in vielen anderen Punkten mit den Ergebnissen desselben auseinander setzen müssen.

K.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 30. December **1900.**

Grabstätten der Welfen.

38. Schleusingen.

Die ursprüngliche Begräbnißstätte der Grafen von Henneberg lag in dem Thale der Schleuse in dem reichen Prämonstratenserkloster Veßra, das 1130 von Graf Gottwald von Henneberg gegründet wurde, und dessen schöne romanische Kirche zwar noch erhalten ist, zur Zeit aber als Scheune auf der dortigen Domaine benutzt wird. Die Welfengräber in Veßra hat bereits Steinmann S 190 ff. behandelt. Es ist hier nur in Betreff der Gemahlin Graf Wilhelm's III. zu berichtigen, daß sie nicht Anna Elisabeth, sondern Anna hieß, nicht die Tochter Ernst's von Göttingen, sondern Otto's des Quaden war und nicht am 7. Juli 1426, dem Todestage ihres Mannes, sondern am 28. October deff. J. gestorben ist. Daß sie in Veßra beigesetzt wurde, ist wahrscheinlich, wenn auch ein directer Nachweis darüber -- Schultes in seiner diplomatischen Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg II, S. 100 f. sagt nichts davon — nicht vorzuliegen scheint. Jetzt ist hier an Ort und Stelle kaum noch eine sichtbare Erinnerung an die vielen Mitglieder des Hennebergischen Geschlechts, die hier ihre Ruhe gefunden haben, erhalten geblieben.

Theils durch die Stürme des Bauernkrieges, der hier, wie anderwärts im Henneberger Lande arge Verwüstungen anrichtete, theils auch auf friedlichem Wege vollzog sich diese Umwandlung. Graf Georg Ernst legte 1566 in der Stadtkirche St. Johannis zu Schleusingen, die sich dicht neben der Burg erhebt, wo er Hof hielt, ein neues Erbbegräbniß an, indem er hier die dem heiligen Aegidius geweihte Capelle auf der Südseite der Kirche dazu einrichtete. Um diesem Raume nun sogleich einen höheren Glanz zu verleihen, ließ er acht Epitaphien und einen Grabstein aus der Klosterkirche zu Veßra hierher schaffen. Sie rühren her von dem Grafen Wilhelm IV. († 1444), Wilhelm V. († 1480) und Wilhelm VII. († 1559), sowie ihren Gemahlinnen Katharine († 1460), Margarethe († 1509) und Anastasia († 1534), von des letzten Wilhelm's Sohne Wolfgang († 1537) und der ersten Gemahlin Graf Poppo's, Elisabeth († 1558); dieser Letzten gehört auch der erwähnte Grabstein an. Nur kurze Zeit ist das Grabgewölbe benutzt worden, es hat nur vier Todten seine Pforten geöffnet, nur fünf Epitaphien haben an seinen Wänden noch Platz gefunden. Zuerst wurde Georg Ernst's erste Gemahlin, Elisabeth, Herzog Erich's I. zu Braunschweig-Lüneburg Tochter, die am 19. August 1566 starb, hier im Tode gebettet. Dann folgte Graf Poppo XVIII. (XII.), am 4. März 1574 verstorben, darauf sein älterer Bruder Georg Ernst, mit dem das Hennebergische Haus am 27. December 1583 erlosch. Seine zweite Gemahlin, auch Elisabeth geheißen, eine Württembergische Prinzessin, vermählte sich am 30. October 1586 in zweiter Ehe mit dem Pfalzgrafen Georg Gustav von Veldenz und ist am 18. Februar 1592 gestorben. Sie hatte sich ein Epitaphium in der Hennebergischen Grabcapelle errichten lassen, das dann aber ohne Inschrift blieb, da sie in die Ferne zog und schließlich in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben wurde. Die Einzige, die den Hennebergischen Namen noch führte, war Poppo's zweite Frau, Sophie, eine Tochter Herzog Ernst des Bekenners zu Braunschweig und Lüneburg. Sie hat alle Angehörigen ihrer neuen Familie noch lange Jahre überlebt; erst am 17. Januar 1631 ist sie zu Burgbreitungen als Letzte ihres Namens gestorben und am 23. März 1631 in der Fürstengruft der Schleusinger Stadtkirche beigesetzt.

Die hier genannten 13 Epitaphien bedecken gerade den unteren Theil dreier Wände der Capelle, während den Raum auf der vierten Seite von der Kirche ein eisernes Gitter scheidet, das aus der Wallfahrtskirche Unser Lieben Frauen in Grimmenthal stammt. Gerade dem Eingange gegenüber steht das Grabdenkmal Graf Georg Ernst's zwischen denen seiner beiden Frauen, dem Eintretenden zur Rechten Graf Poppo ebenfalls inmitten seiner zwei Frauen und Graf Wolfgang, an der linken Wand sind die drei Grafen Wilhelm, ein jeder mit seiner Gemahlin, angebracht. Die Denkmäler zeichnen sich zu einem großen Theile durch hohe künstlerische Ausführung aus. Das gilt besonders von denen Wilhelm's VII., Poppo's, Georg Ernst's und ihrer Gemahlinnen. Nach Bechstein ist Meister Buchlinger von Innsbruck von den Braunschweiger Kindern der Gräfin Elisabeth, die in erster Ehe an Herzog Erich I. zu Braunschweig und Lüneburg vermählt war, nach Schleusingen bezw Veßra gesandt worden, um für ihre Mutter einen würdigen Denkstein anzufertigen. Dann sei der Künstler mit der Herstellung auch anderer Bildnisse, der kürzlich Verschiedenen und der noch Lebenden, vermuthlich beauftragt

worden. So haben denn diese Steine und die Capelle, die sie umschließt, nicht nur einen großen geschichtlichen, sondern auch einen künstlerischen Werth, und es wäre daher um so mehr mit Freuden zu begrüßen, wenn die eifrigen Bemühungen des Schleusinger Geschichtsschreibers, des Herrn Kirchenraths D. W. Germann[1]), der der Capelle durch Entfernung einer eingebauten Empore Licht und Luft geben und die Steinbilder selbst ihrem etwas verwahrlosten Zustande entziehen möchte, von bestem Erfolge gekrönt würden.

Einen großen Theil des Fußbodens bedecken vier Grabsteine, der schon erwähnte der ersten Gemahlin Poppo's, der Poppo's, Sophie's und Georg Ernst's. An diese schloß sich nach dem Eingange zu früher noch ein fünfter an, der von Elisabeth, Georg Ernst's erster Gemahlin. Juncker[2]) nennt ihn noch im Anfange des 18. Jahrhunderts, Heß kennt ihn 1833 schon nicht mehr. Er ist wohl beseitigt worden, um ein Aufschlagen der Thür nach innen zu ermöglichen. Als die Grabdenkmäler von Veßra nach Schleusingen überführt wurden, scheint man die Gebeine der Fürstlichkeiten dort gelassen zu haben. Juncker hat in den Jahren 1701 und 1704 vergeblich nach ihnen geforscht, da es hieß, sie seien in einem besonderen Sarge vereinigt. In der Capelle hat er ihn nicht entdecken können, bei seinen Ausgrabungen hier aber gefunden, daß Elisabeth, Georg Ernst's Gemahlin, in der bloßen Erde verscharrt, die beiden folgenden aber in gemauerten Gräbern beigesetzt seien. Unter den beiden folgenden Steinen hat er die Untersuchungen nicht fortgesetzt. Möglich, daß der gesuchte Sarg unter den Stein der 1558 gestorbenen Elisabeth gebracht wurde, da diese ja in der That noch in Veßra beerdigt worden war.

Mag dem sein, wie ihm wolle: uns interessiren hier vor Allem die Denkmäler, die Braunschweigischen Fürstinnen gewidmet sind. Es sind deren vier.

1. Zunächst an der linken Wand eine Sandsteinplatte, die die Gemahlin Graf Wilhelm's V., Margarethe, die Tochter Heinrich's des Friedfertigen, in ganzer Figur im Wittwenschleier und mit auf der Brust gefaltenen Händen darstellt[3]). Der Stein ist nicht ganz erhalten, nur oben und an der linken Längsseite läuft eine Inschrift, die auch offenbar nicht vollständig ist. Sie lautet: Am abent valentini / M ⁰ CCCCC ⁰ IX ⁰ iar ist verschiden fraue Margret herzogyn zu brunswig. Es fehlt jeder Hinweis auf ihre Zugehörigkeit zum Hennebergischen Hause. Dieser wird unten und namentlich auf der rechten Langseite gestanden haben, die jetzt fortgeschlagen erscheint. Es ist wohl geschehen, um die Steine sämmtlich an der Wand anbringen zu können. Wappen haben allerdings auf der rechten Seite offenbar nicht mehr gesessen, da die Schilde auf der linken zu weit links hinübergreifen, als daß die entsprechenden Schilde auf der rechten Seite spurlos hätten verschwinden können, und jene die Herkunft von Vater und Mutter durch das Braunschweigische (oben) und Clevische Wappen (unten) andeuten.

2. Zu hinterst an der rechten Seitenwand, rechts neben dem des Gemahls steht der aus Marmor gearbeitete, schöne Grabstein Elisabeth's, Kurfürst Joachim's I. von Brandenburg Tochter, die in erster Ehe Herzog Erich I. zu Br. u Lün., und dann am 30. Mai 1546 zum zweiten Ehebunde Graf Poppo von Henneberg die Hand reichte; sie starb am 25. Mai 1558 in Ilmenau und wurde, wie schon erwähnt, im Kloster Veßra beerdigt. Auf dem Epitaphium[4]) erblicken wir mitten über der Gestalt der Fürstin das Brandenburgische, rechts davon das Braunschweigische und links das Hennebergische Wappen. Auch auf den beiden Säulen an den Langseiten des Denkmals befinden sich 6 Wappenschilde: 1) Kurbrandenburg, 2) Dänemark, 3) Kursachsen, 4) Sachsen, 5) Bayern und 6) Baden. Die Anordnung ist etwas auffallend, auch vermissen wir noch zwei Schilde für die beiden letzten der acht Ahnen: Oesterreich und Brandenburg, die aber immer gefehlt haben; da Säulen und Schilde aus einem Stücke gehauen sind, so ist kein Wappen verloren.

Die Inschrift, die auf drei Seiten die Gestalt der Fürstin umgiebt, lautet:

Von: Gote: Genad: Elisabet: Gebor: Margrevi. zv. Brandenbv: Gr: v. Fr. zv. Henenberg starb: ir: Alt: 48 Jar: nach Chris: Ge: 1558.

Darunter steht dann die Widmung:

Nempe Ericus Dux Brvnsvicensis et Lyneburg: filius: et: Elisabet: Anna: Maria et Catharina: filiae: Gratitudinis: ergo: posuerunt.

Auf dem Erdboden liegt auch der Grabstein der Fürstin, der folgende zum Theil schon unlesbare Inschrift trägt:

Von G. G. Elisabetha / Joachim des Margg: / zv. Brandenburgk / chvrff: tochter. ein / frevlein Herzoch / Erichen dem eltern / zv Bravnschweig. als / ein. andere gemahl / [ve]rmehlet. vnd. nach / dessen absterben. / G. Boppen. zv. Hennenb: / [er]sts gemahl starb [ir]es alters. im 48. ihar / anno. D. 15. 58.

Unter der Inschrift befindet sich das Brandenburgische Wappen.

3. An der Mittelwand rechts neben dem Grafen Georg Ernst steht dessen erste Gemahlin Elisabeth, die Tochter der eben genannten Elisabeth und Herzog Erich's I. zu Br. u. Lüneb., die erste, die in der Grabcapelle wirklich bestattet worden ist[5]). Sie vermählte

1) Seinen „Schleusinger Geschichtsblättern“, die mir im Henneberger Kreisblatte vom 27. Juni—25. November 1899 zugänglich waren, habe ich manche der hier gemachten Angaben entnommen. Außerdem danke ich auch Herrn Cantor Brauns in Schleusingen für freundliche Unterstützung.

2) Christian Juncker ist 1691—1707 Conrector des Gymnasiums zu Schleusingen gewesen und am 29. Juni 1714 als Rector des Gymnasiums in Altenburg gestorben. Er verfaßte ein fünfbändiges Werk „Die Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg“, das ungedruckt blieb, jetzt aber eine wichtige Quelle für Hennebergische Geschichte bildet.

3) Vgl. die Darstellung bei [Schultes] Diplomat. Gesch. des Gräfl. Hauses Henneberg II. Th. (Hildburghausen 1791), Tab. III, wo die Inschrift übrigens nicht ganz richtig wiedergegeben ist; sie läuft auf beiden Seiten gerade in umgekehrter Richtung.

4) Vgl. die Abbildung bei Schultes a. a. O. Tab. VI.

5) Vgl. Schultes a. a. O. Tab. VIII.

sich wohl im J. 1543 und ist bereits am 19. August 1566 gestorben. Ueber ihrem Bildnisse steht auf länglich viereckigem Felde, auf dem ein weiterer Aufbau mit dem Braunschweigischen Wappen in 4 Feldern sich befindet, nachstehende Inschrift:

Vonn . Gottes . gnaden . Elizabeth . geborne . / Hertzogin . zv . Bravnschweig . vnd . Lvnenburg . / Grevin . vnd . Fraw . zv . Hennenberg . starb . den . / 19 . Avgvsti Anno . 1 . 5 . 66.

Auf den beiden Längsseiten sind wieder auf zwei Säulen die Ahnenwappen, dieses Mal acht, aber nur zum Theil erhalten: 1. (Braunschweig). 2. Brandenburg. 3. Stolberg. 4. Dänemark (Bruchstück). 5. Brandenburg (Bruchstück). 6. (Sachsen). 7. (Schwarzburg). 8. (Sachsen). Die Wappen, die jetzt ganz (Nr. 1, 6, 7 u. 8) oder zum Theil fehlen, sind bei Schultes a. a O. vollständig, wenn auch wohl, gleich den andern, nicht ganz zuverlässig abgebildet.

Der Grabstein der Fürstin, der vorn am Gitter lag, ist schon seit geraumer Zeit verschwunden. Die Inschrift hat uns Juncker in diesem Wortlaut überliefert:

Von Gottes Gn . / Elisabetha . Herzoch / Erich des eltern / zu Braunschweig / mit seiner andern / Gemahl erzeugte / ein Tochter und / Freulein . Graff Georg / Ernsten zu Hennen- / berg erstes Ehege- / mahl . Starb ihres Alters / Ihm . . . . Ihar . / den XIX . Augusti / Anno 1566.

Darunter das Braunschweiger quadrirte Wappen.

4. Wie die erste, so war auch die letzte der hier beigesetzten Personen eine Braunschweigische Fürstentochter: Sophie, die Tochter Herzog Ernst's des Bekenners, die ihrem am 4. März 1574 gestorbenen Gemahl, Graf Poppo, der sie am 1. Juni 1562 heimgeführt hatte, fast um 57 Jahre überlebte. Ihr Grabdenkmal [6]) steht links neben dem ihres Gemahls; es folgt dann noch das des Grafen Wolfgang, das mit der linken Seite an das Gitter stößt. Jenes zeigt eine alte würdige Frau mit sehr ausdrucksvollem Gesichte. Oben stehen zwei Wappenschilde mit dem Braunschweigischen und dem Mecklenburgischen Wappen. An den Längsseiten befinden sich dieses Mal 14 Wappenschilde; da der ganze Raum an den Säulen ausgefüllt ist, so ist die Zahl offenbar die ursprüngliche; zählt man aber die beiden oberen großen Wappen hinzu, so erhält man dennoch die 16 Ahnen der Verstorbenen in Wappen dargestellt, die zum Theil jedoch nicht ganz richtig gezeichnet sind. So z. B. schon das große Braunschweigische Wappen, das im ersten Felde statt zwei Leoparden nur einen Löwen zeigt. Eine Inschrift fehlt dem Grabmale völlig. Wahrscheinlich ist es noch bei Lebzeiten der Fürstin hergestellt und nachher hat man vergessen, Namen, Todesdatum u. s. w. in den Stein noch nachzutragen. Diese Angaben finden wir auf dem Grabsteine am Boden, dessen Inschrift allerdings schon sehr beschädigt, aber zum Glück auch in das Kirchenbuch eingetragen ist, wo sie folgendermaßen lautet:

D . G . Sophia . Ernesti . Ducis . Brunswicensis et Luneburgensis . Filia . Bopponis Hennebergiae Principis Vxor per XII et LXII juxta annos Vidua . Nata Anno MDXLI . XVIII Jun. intra hor. VIII et IX matutinas. Denata Anno MDCXXXI . XVII Jan . mane instante Hora IX na. Anno Aetatis XC .

6) Schultes . . . Tab. VII

Die Inschrift beginnt auf dem Rande des Steines und setzt sich dann auf einem Schilde in seiner Mitte fort. An diesen Schild stößt oben und unten je ein kleinerer Schild, dort mit dem Braunschweigischen, hier mit dem Hennebergischen Wappen.

Bei der Untersuchung der Grabcapelle im J. 1701 fand man unter dem Steine ein gemauertes Grab. Auf der Kopfseite standen an der weißen Wand mit schwarzen Buchstaben einige Verse aus Luther's Liede: „Nun freut euch lieben Christen gemein", darunter mit schwarzer Wasserfarbe gemalt die Auffahrt und die Auferstehung Christi. Im Grabe befand sich ein zinnerner Sarg ohne jede Inschrift; in diesem lag die Fürstin in braunem Sammetgewande und mit der großen Halskrause geschmückt, die ihr steinernes Epitaphium uns noch heute zeigt.

39. Frankenhausen [1]).

In Frankenhausen an der Stätte, wo im Jahre 1215 Graf Friedrich III. von Beichlingen ein Cistercienserinnenkloster gestiftet hatte, ließ Graf Wilhelm von Schwarzburg am 23. August 1596, weil die alte Klosterkirche inzwischen baufällig geworden war und deshalb hatte niedergerissen werden müssen, den Grundstein zu einem neuen Gotteshause legen. Es ist dies die sogenannte Unterkirche, die Hauptkirche der Stadt, deren Vollendung Graf Wilhelm nicht mehr erleben sollte. Als sie im Jahre 1598 fertig war, wurde sie eingeweiht durch die feierliche Beisetzung ihres Begründers. Graf Wilhelm war am 30. September 1598 auf dem Straußberge gestorben. Er war in erster Ehe mit Elisabeth v. Schlick vermählt gewesen, die ihm am 23. November 1590 durch den Tod entrissen und am 3. December deff. J. in der Oberpfarrkirche zu Frankenhausen begraben wurde [2]). Im Jahre 1592 verlobte sich Graf Wilhelm auf's Neue mit Clara, einer Tochter Wilhelm's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg, mit der er am 6. Mai 1593 zu Frankenhausen Hochzeit hielt. Sie bekam nach dem Tode ihres Gemahls Schloß und Stadt Heringen als Leibgedinge überwiesen. Hier hat sie dann noch viele Jahrzehnte gelebt und für ihre Unterthanen namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges als die „gute Gräfin Cläre" in segenspendender Weise gewaltet. Noch heute soll ihr Name dort im Volksmunde dankbar genannt werden. Erst am 18. Juli 1658 ist sie 87 Jahre alt zu Heringen gestorben und am 22. October deff. J. in der Unterkirche zu Frankenhausen begraben. Beide Ehen Graf Wilhelm's waren kinderlos. So wurde ihm denn von seinen Anverwandten, denen seine Lande zufielen, über der Gruft ein prachtvolles Grabdenkmal errichtet, das den Grafen mit seinen beiden Gemahlinnen darstellte.

1) E. Schönau, Geschichte der Unterkirche zu Frankenhausen. Frankenhausen (1886).

2) Vgl. die Leichenpredigt von Joh. Schlöer (Jena 1590).

Leider ist von diesem jetzt nichts mehr erhalten. Denn eine schreckliche Feuersbrunst vernichtete am 17. Septbr. 1689 die Unterkirche, das Schloß nebst der Canzlei und über 70 Häuser Frankenhausens. Mit vielen anderen Kostbarkeiten, die die Kirche barg, ist auch jenes Denkmal ein Raub der Flammen geworden. Im Jahre 1691 wurde mit dem Neubau des Gotteshauses wieder begonnen, der langsam fortschritt und am 10. October 1703 geweiht wurde. Es ist die noch jetzt bestehende Unterkirche, die keinerlei Erinnerungszeichen an Graf Wilhelm und seine Gemahlin Clara mehr aufweist.

Als man im Jahre 1886 eine größere Reparatur der Kirche vornahm, stieß man am 27. August vor dem Altare auf ein 2 1/2 m langes und 2 1/5 m breites Grabgewölbe, in dem man, wenn ich den nicht ganz klaren Bericht Schönau's (S. 8, 13 und 16) richtig verstehe, drei Särge, bezw. deren Ueberreste vorfand. Der ursprüngliche Zustand der Gruft war bereits zerstört; Gebeine und Schmucksachen der einzelnen Personen lagen durch einander. Es hatte offenbar schon früher, wohl 1690 bei dem Neubau der Kirche, eine Durchwühlung des Grabes stattgefunden. Der Sarg Graf Wilhelm's, von dem uns eine Inschrift nicht überliefert wird, war vollständig zusammengebrochen, doch lagen Kopf, Ring und Degengriff des Grafen noch an ihrer Stelle. Am besten erhalten war der zinnerne Sarg der Gräfin Clara, von dem Schönau uns auch auf Abbildung V eine flüchtig angefertigte Skizze bringt. Er stand zur Rechten des Sarges des Grafen und war nach der Nordseite des Grabgewölbes zu etwas zusammengebrochen. Die obere Fläche des dreitheiligen Deckels zeigt ein Kreuz, die beiden anderen Flächen tragen, wie es scheint, je 8 Wappenschilde, deuten also die 16 Ahnen der Verstorbenen an. Die beiden Langseiten des unteren Theiles des Sarges enthalten in je drei Feldern lange Inschriften. Die der Nordseite waren nicht zu entziffern, die der Südseite enthalten geistliche Verse von Tod und Auferstehung, die Schönau S. 17 zum Abdrucke gebracht hat. Von der Inschrift auf der Kopfseite des Sarges ist uns leider nur der Anfang erhalten, der folgendermaßen lautet:

Von Gottes Gnaden Clara, geb. Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, Gräfin Wittwe zu Schwarzburg und Hohnstein; geb. den 16. Januar 1571. — Den 6. Mai 1593 ist dem Wohlgeborenen Herrn, Herrn Wilhelm, der vier Grafen des Reiches . . . . .

Es ist hier offenbar die Vermählung Clara's gemeint, die am 6. oder 7. Mai 1593 stattgefunden hat. Den letzeren Tag nennt das Titelblatt der Hochzeitspredigt des Arnstädter Superintendenten Friedrich Rhote (Erfurt 1598).

Außer der Gräfin Clara ist auch noch eine zweite Welfische Fürstentochter in Frankenhausen bestattet worden, eine jüngere Schwester jener, Sibylle, die am 23. November 1617 den Herzog Julius Ernst zu Braunschweig-Lüneburg-Dannenberg heirathete und am 26. October 1636 Wittwe wurde. Sie starb am Morgen des 5. August 1652 auf dem Schlosse zu Heringen und ist in der Unterkirche zu Frankenhausen beigesetzt worden. Enthalten auch die dortigen Kirchenbücher, wie mir mittgetheilt wurde, nichts über diese Beisetzung, ja wird sogar von der 1656 in Mühlhausen erschienenen Leichenpredigt des Pfarrers Joh. Fienius gesagt, daß sie in Dannenberg an dem Tage gehalten sei, da „der abgelebte Cörper der . . . Fürstin . . . in Heringen Christ-Fürstlich in sein Grab-Kämmerlein beygesetzet worden“, so beruht letztere Angabe dennoch auf einem Irrthum, der sich wohl aus der weiten Entfernung des Redners vom Trauerort erklärt. Es fand in Heringen, wie die Rechnungen ausweisen, eine große Trauerfeier statt, das Begräbniß aber in Frankenhausen. Die Zeit war bislang noch nicht genau zu ermitteln. Im April 1653 war die Herzogin noch nicht begraben, da man zuvor ihr Testament eröffnen wollte. Dies geschah auf einer gemeinsamen Zusammenkunft in Dannenberg am 26. April 1653. Bald nachher wird dann die Gräfin Clara die Schwester haben begraben lassen. Daß es in der Unterkirche zu Frankenhausen geschah, bezeugt jene in ihrem am 9. August 1654 errichteten Testamente, in dem sie auch für sich die Beerdigung in demselben Gotteshause bestimmte [3]). Auch aus den Rechnungen über die Beisetzung der Herzogin Sibylle geht hervor, daß dieselbe in Frankenhausen erfolgte. Ist auch an diese Fürstin ein Erinnerungszeichen in der Kirche einst vorhanden gewesen, so ist dies in dem Brande von 1689 jedenfalls vernichtet worden. Wahrscheinlich aber rührt von ihr der dritte Sarg her, der 1886 in der Kirche gefunden ist und über den uns nähere Angaben nicht überliefert sind.

40. Neuenstadt.

Von den drei Töchtern Herzog August's d. J. zu Braunschw. u. Lüneb. heirathete die mittlere Klara Auguste am 7. Juni 1653 den Herzog Friedrich von Württemberg, der als apanagirter Prinz zu Neuenstadt an der Linde im Oberamte Neckarsulm Hof hielt. Hier sind dann auch später beide Gatten in der unter der Stadtkirche befindlichen Gruft bestattet worden. Friedrich starb am 24. März 1682. Seine Gattin, die ihm 12 Kinder geboren hatte, folgte ihm am Abend des 6. October 1700. Sie verschied nach langwieriger Krankheit auf dem Fürstlichen Lusthause Weißenhof. Tags darauf wurde die Leiche nach Neuenstadt gebracht und am 18. November in der Fürstlichen Gruft neben dem Sarge des Gemahls feierlich beigesetzt. Diaconus M. Machtolph und Superattendent M. Wilh. Christ. Stein hielten an diesem und dem folgenden Tage die Leichenreden und am 21. November ließen auch in der alten Heimath die beiden Brüder der Verstorbenen, Rudolf August und Anton Ulrich, in der Schloßcapelle zu Salzdahlum durch den Hofprediger Joh. Niekamp der abgeschiedenen Schwester eine Gedächtnißpredigt halten.

Der Sarg, der die irdische Hülle der Fürstin umschließt, ist aus Zinkblech gefertigt. Oben auf dem

3) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Oberpfarrers Dihle in Heringen. Auch schon Halliday S. 454 nennt Frankenhausen als Sibylle's Grabstätte auf Grund von Mittheilungen des bekannten Genealogen von Hellbach.

Deckel liegt ein Crucifix. Links davon ist der Text der Leichenpredigt (Psalm 25, 17 u. 18) wörtlich angeführt, rechts die Worte: Durch seine Wunden sind wir geheilet. Ueber dem Crucifix steht folgende Inschrift:

„Von Gottes Gnaden Clara Augusta, Hertzogin zu Württemberg und Tek, Gräffin zu Mumpelgardt, Frau zu Haidenheim. Gebohrne Hertzogin zu Braunschweig und Lüneburg“.

Es folgt dann ein Wappen und unter dem Crucifix ein langes Gedicht, das in üblicher Form von dem Leben und den Tugenden der Verstorbenen handelt.

Die beiden schrägen Flächen des Sargdeckels enthalten rechts und links je 8 Wappen, die mit Unterschriften versehen sind, die 16 Ahnen der Todten. Es ist auffallend, wie fehlerhaft diese hier angegeben sind. Die Urgroßeltern sind zwar noch so ziemlich richtig genannt, aber von der vorhergehenden Generation scheint die Kenntniß bedenklich gefehlt zu haben. Rechts stehen die Ahnen von Vaters Seite. Es werden aufgeführt:

1. Braunschweig-Wolfenbüttel, 3. Sachsen-Lauenburg, 5. Mecklenburg, 7. Kursachsen, 9. Nassau-Dillenburg, 11. Brandenburg, 13. Sachsen, 15. Kurbrandenburg, während es 9. Sachsen, 11. Braunschweig, 13. Kurbrandenburg und 15. Mecklenburg hätte heißen müssen.

Auf der linken Seite stehen die Wappen der mütterlichen Ahnen noch unrichtiger. Es sind angegeben:

2. Anhalt, 4. Braunschweig, 6. Württemberg, 8. Kurbrandenburg, 10. Münsterberg, 12. Rügen, 14. Querfurth und 16. Henneberg.

Es hätten aber 8. Kursachsen, 10. u. 12. Kurbrandenburg, 14. Brandenburg-Baireuth und 16. Dänemark dargestellt sein müssen.

Die obere Hälfte der Kopfseite des Sarges zeigt eine Landschaft, in der die Stadt Weinsberg mit der Burg Weibertreu zu sehen ist, in deren Nähe das Lustschloß Weißenhof lag. Im Vordergrunde sitzt eine Frau, vermuthlich die Herzogin, der eine Hand aus den Wolken die Königskrone reicht. Darunter steht Hohelied Salamonis 2, 6.

Ebenso nimmt den oberen Theil der Fußseite eine Landschaft ein, die mein gefälliger Gewährsmann [1]) nicht zu deuten wußte. Sie zeigt einen Adler, der sich gen Himmel schwingt. In der Ecke dieses Bildes steht das Wort Stiehling, wohl der Name des Künstlers, der den Sarg fertigte. Darunter finden sich noch die Verse Psalm 116, 8 u. 9.

Der Steinsockel des Sarges trägt die Bezeichnung: C. A. H. Z. W. Starb d. 6. 8bris 1700. Die Langseiten des Sarges tragen rechts und links zahlreiche Bibelsprüche.

41. Obernkirchen.

In Cyriacus Spangenberg's Chronik der Grafen zu Holstein-Schaumburg (Stadthagen, 1614) lesen wir S. 252:

„Conradus Borchdingus schreibt: alß F. Mechtilden Mutter Fraw Elisabeth geborn Graffin von Hohenstein erfahren, daß ihre Tochter gestorben, habe sie das Kindtlein, so Otto genandt worden, zu sich gen Stadthagen holen lassen, da es aber nach dreien Jahren auch gestorben und zu Obernkirchen im Creutzgang unter einem schmalen Steine begraben worden“.

Es handelt sich um die Herzogin Mathilde, die Tochter des Grafen Otto III. von Schaumburg und seiner Gemahlin Elisabeth, geborenen Gräfin von Honstein, die in erster Ehe Herzog Bernhard II. zu Br. u. Lüneb., nach dessen Tode († 9. Febr. 1464) aber 1466 den Herzog Wilhelm den Siegreichen zu Br. u. Lüneb. heirathete. Diesem schenkte sie einen Sohn, den schon genannten Otto, dessen Geburt sie mit dem Tode bezahlte. Sie starb zu Neustadt am Rübenberge am 22. Juli 1468 und wurde im Dome zu Braunschweig beigesetzt. Nach Botho's Chronik [1]) starb der Sohn „ock van stunt na der moder“. Das ist nach obiger Mittheilung Spangenberg's offenbar eine falsche Angabe, die sich daraus erklärt, daß der Sohn sogleich zu der Großmutter fortgebracht wurde und hier in zartem Alter gestorben ist. Da Otto im Juli 1468 geboren und drei Jahre alt wurde, so muß er um die Mitte des Jahres 1471 gestorben sein. Ueber den schmalen Stein, der sein Grab im Kreuzgange des Klosters Obernkirchen im Kreise Rinteln deckte, konnte schon um das Jahr 1820 der dortige Geistliche an Andr. Halliday [2]) keine Auskunft mehr geben; er hat vergeblich danach gesucht. Auch v. Dehn-Rotfelser und Lotz wissen in ihrem „Baudenkmälern im Regierungsbezirk Cassel“ S. 206 nichts davon zu berichten.

42. Meißen.

Die ältesten Grabstätten der Wettiner Fürsten befinden sich auf dem Petersberge bei Halle und im Kloster Altzelle. Ein günstigeres Geschick als über diesen hat über der dritten Begräbnißstätte gewaltet, die Friedrich der Streitbare, der erste Kurfürst aus dem Hause Wettin, im Dome zu Meißen begründet hat. Er begann in seinen letzten Lebensjahren die Erbauung jener herrlichen Begräbnißcapelle, in deren Mitte er selbst in einem großen mit seinem kunstvoll gegossenen Broncebildnisse bedeckten Sarkophage ruht. Ihn umgeben die Gräber seiner Söhne, Enkel und anderer Anverwandter, die ebenfalls mit kunstgeschichtlich höchst bedeutsamen Messingplatten geziert sind. Diese sind in verschiedener Technik hergestellt und werden zum Theil dem berühmtesten Erzgießer der Zeit, Peter Vischer in Nürnberg, zugeschrieben.

Unter den 12 Grabdenkmälern, die hier und in einer kleinen Seitencapelle noch heute die Bewunderung aller Kunstfreunde erregen, vermissen wir ein solches für Friedrich's des Streitbaren Gemahlin, Katharine, die Tochter Herzog Heinrich's und Enkelin des Herzogs Magnus mit der Kette zu Br. u. Lüneb. Sie heirathete Friedrich am 8. Februar 1402 und hat ihn nach seinem Tode († 4. Jan. 1428) noch bis zum 28. December 1442 überlebt. Sie starb in Grimma und wurde nach den Altzeller Annalen in Meißen begraben. Ein Grabstein von ihr ist jetzt dort nicht mehr vorhanden. Nach

1) Herr Stadtpfarrer Reiff in Neuenstadt, der mir in liebenswürdigster Weise die meisten der obigen Angaben mittheilte.

1) Leibniz, Scriptores rer. Brunsvic. III, 401.
2) General History of the House of Guelph S. 368 f.

Spalatin wurde sie in dem Hochgrabe ihres Gemahls mit beigesetzt. Denn von diesem schreibt er folgendermaßen [1]):

„Item in dem selben hohen grab leit begraben die hochgeborne furstin fraw Katherina geborn von Brunßwig Herzogin zu Sachsen item des obgenanten Herzogen Friderichs gemal die verschieden ist im 42 iar der minderen zeal am freitag Innocentum“.

Braunschweigischer Haus-Richtespruch [2]).

Die schöne alte Sitte, daß nach der Vollendung eines Hausrohbaues, wenn der Dachstuhl gesetzt war, der Zimmermeister oder Altgeselle auf den Giebel stieg und von dort aus eine gereimte Ansprache an die beim Bau betheiligten Arbeiter hielt, ist in unseren Städten so gut wie ganz verschwunden. Man dankte Gott für die Vollendung des Baues, wünschte Glück und Segen in das neue Haus, schmückte den Giebel mit einem Kranz oder einem Tannenbäumchen, an dem Flittergold und bunte Bänder hingen, und feierte dann ein fröhliches Fest, bei dem das Bier nicht gespart wurde.

Zumal als in der Stadt noch der Holzbau herrschte und das ganze Gebäude oft dastand, ohne das ein Stein in sein Fachwerk eingesetzt war, fühlte sich der Zimmermann stolz auf das Geschaffene und gab diesem Stolze im Richtespruche auch Ausdruck. Mit dem Verbote der Fachwerkbauten in den Städten und dem Aufkommen der reinen Steinbauten trat aber die alte Sitte, das Fest und der Spruch, mehr und mehr in den Hintergrund. Wie die Pilze schießen jetzt die modernen, casernenartigen Steinhäuser auf und man weiß nur noch von einem Trunke Bier, vielleicht einer kalten Zuspeise, zu erzählen, die der Bauherr den Arbeitern spendet, wenn der Dachstuhl gesetzt ist. Der schöne alte Richtespruch kam ganz in Vergessenheit und da er wohl kaum aufgeschrieben ist, verdanken wir es nur einer zufälligen Anregung, daß er hier noch wiedergegeben werden kann.

Kürzlich, als der Rohbau seines neuen Geschäftshauses im Langenhofe zu Braunschweig vollendet war, gab Herr Stadtrath W. Götte allen dabei Beschäftigten ein großes Fest, bei dem über 130 Mitwirkende versammelt waren, denen der Bauherr für ihre Thätigkeit dankte. In seiner Rede warf er dann die Frage auf: „Kennt denn Niemand mehr den schönen alten Haus-Richtespruch, der einst allgemein in Braunschweig üblich war? Kann ihn denn Keiner mehr hersagen?“ Alle die vielen Maurer und Zimmerleute schwiegen. Da unternahm Zimmermeister Rieß unter seinen Gesellen eine Umfrage. Die ältesten unter ihnen kannten aus ihrer Jugend noch Bruchstücke, der Eine wußte diesen, der Andere jenen Vers und so konnte man durch deren Zusammenfügung den alten braunschweigischen Richtespruch wieder herstellen. Freilich, zu den ganz alten gehört er auch nicht, denn deutlich zeigt sich in ihm, daß die Zeit der reinen Fachwerkbauten schon vorüber war und der Steinbau begonnen hatte. Aber der alte fromme Sinn und die Darbringung der guten Wünsche für den Bauherrn lebt in diesem Spruche noch fort.

Hier ist er, wie er bei dem erwähnten Feste noch glücklich und vollständig zusammengebracht werden konnte:

Gar manchen Bau, von Maurershand
Erbaut in bloßem Steinverband,
Den müssen wir, wie hier gescheh'n,
Mit Wänden und Gebälk verseh'n,
Und wär' er ganz von Stein erbaut,
So muß man, wenn man's recht beschaut,
Ihn uns'rer Arbeit anvertrauen,
Daß wir das Dach darauf erbauen,
Weswegen man den Zimmermann
Beim Bauen nicht entbehren kann,
Er setzt nach alter Ordnung Lauf
Beim Richtefest die Krone auf;
Ein Gleiches hier von uns geschah,
Das Dach — es steht gerichtet da,
Das Ehrenzeichen auf ihm prangt,
Nun sei vor Allem Gott gedankt,
Der uns ein Schutz und Helfer war,
Bei jeder drohenden Gefahr,
Daß Keiner hier zu Schaden kam,
Der Theil an diesem Baue nahm.
Gott schütze ferner auch dies Haus,
Und die hier gehen ein und aus,
Den Herrn des Hauses segne Er,
Daß sein Geschäft sich immer mehr',
Sich immer hebt und weiter blüht
Und jedes Mißgeschick ihn flieht. Amen.

Bücherschau.

Louis Engelbrecht, Gedichte. Braunschweig, Benno Goeritz 1901. VIII u. 309 S. 8°. 3 ℳ 50, geb. 4 ℳ 80.

Noch haben wir uns in Folge ungünstiger Zufälligkeiten mit Engelbrecht's ansprechendem Lustspiele „Nur gegen Verzicht“ hier im Magazin nicht auseinandergesetzt, und schon stellt er uns vor eine neue Aufgabe. Uns reizt zunächst das neue Buch, und so wollen wir uns vor Aufarbeitung der älteren Acten der neuen reichen Gabe zuwenden.

Eine Gedichtsammlung solchen Umfanges mag zunächst Bedenken erregen; aber wer sich ihr unbefangen zuwendet, wird ganz gewiß Eins gewinnen, und das ist immer, zumal heut zu Tage, etwas Großes und Erfrischendes, die Offenbarung eines freimüthigen Menschenkindes, das aus seinem Herzen, wir sagen absichtlich nicht, keine Mördergrube macht, denn das ist eine abgegriffene und doch unverständliche und unverständige Redensart, das aus seinem Herzen heraus in ungebrochenem Optimismus sich, sein Geschick, seine Liebe, seine Beziehung zur Welt, zum Vaterlande zu deuten sucht, ohne Allgemeinver-

[1]) Die Abschrift aus Spalatin's Collectaneen Fol. 187 im Ernestinischen Gesammt Archive zu Weimar verdanke ich Herrn Geh. Archivrathe Dr Burkhardt daselbst.

[2]) Vgl. den Aufsatz: „Zunftgebräuche bei dem Hauszimmerwerk“ auf S. 81 ff., insbesondere S. 86.

bindlichkeit zu beanspruchen, denn Engelbrecht hat die egocentrischen Fragen, die den Lyriker beschäftigen, nicht für Alle gelöst, auch sie nicht einmal alle gestellt. Da er im Wesentlichen mit der sittlichen Weltordnung einverstanden ist, ein gewisses juste milieu vertritt und auch durchgängig auf dem Boden der herrschenden politischen Ueberzeugungen steht, so sind hier natürlich Ausbrüche titanischen Trotzes, sinnbethörende Laute übergreifender Ahnung, ekstatischer Intuition, transcendenter Sehnsucht oder die herbe und rauhe Klage politischen oder socialen Abseitsstehens nicht zu erwarten. Denn unser Dichter ist zu wahrhaft, schlicht und ehrlich, als daß er sich dergleichen im Sinne vieler Neueren an- und abzuquälen trachtete. Er bleibt er selbst. Sucht man nach einem Schulausdruck, so offenbart er durchgehends den empfindsamen Optimismus.

Was die äußere Aufmachung der Sammlung anlangt, so bedauerten wir beim ersten Blick den Mangel einer übersichtlichen Anordnung der Gedichte nach irgend einem Grundsatze, sei es nach der Zeit der Entstehung oder nach Stoffen. Das Inhalsverzeichniß sowohl als der Text selbst giebt eine ununterbrochene Folge von Gaben. Aber ich vermisse nun nach sorgfältigem Durchgehen der Sammlung eine sinnenfällige Eintheilung nicht mehr, da sich mir eine überaus feinsinnige Anordnung ergeben hat. Aber ich weiß nicht, ob nicht der Dichter doch besser gethan hätte, wenn er eine deutliche und ausgesprochene Gruppirung vorgenommen hätte. Es wäre zwar ein Entgegenkommen gewesen, und des Vortheils der fließenden Uebergänge hätte er sich begeben. So zwingt er seine Leser, selbst einzutheilen, also aufzupassen. Aber es wird doch wohl so sein, daß der Wiederleser sich gelegentlich schneller zurechtfinden möchte, je nach seiner Stimmung.

Es ist in dem Streite der Tagesmeinungen, wo es sich jetzt um die Heimathskunst handelt, eine meiner Lieblingsansichten, daß wohl jeder Künstler, auch jeder Dichter, zunächst Heimathskünstler ist und sich erst allmählich eine allgemeine Geltung erwirbt und auch erst allmählich selbst seiner Heimath entwächst.

Engelbrecht ist ein starkes Beispiel gegen meine Ansicht. Denn er geht gleich ins Große und Allgemeine, und es ist nicht ersichtlich, daß er seiner engeren Heimath, seinem engeren Lebensboden etwas verdankte, was ihm nicht ähnliche gesellschaftliche Schichten, als die sind, denen er zugehört, anderswo auch geboten hätten. Ich stehe nicht an, das für einen Mangel seiner Dichtung zu erklären. Engelbrecht's Grundgefühle sind nicht bodenwüchsig, sondern sie wurzeln in einer oberen Schicht der Gesellschaft, die schon den Zusammenhang mit dem Urboden aller Bildung verloren hat.

Aber dieser Mangel, den ich so lebhaft empfinde und deshalb nicht verschweigen durfte, wird wieder aufgewogen durch die Aechtheit der Empfindung, die sich auf diesem Culturboden der Gesellschaft zu behaupten sucht.

Wenn nun schon der Dichter zu den Heimathskünstlern nicht zu rechnen ist, so hat ihm doch mancher zeitliche oder gesellschaftliche Anlaß den Stoff oder den Anstoß zu einer dichterischen Hervorbringung gegeben. Dahin sind wohl die meisten der Dichtungen von S. 192 an zu rechnen; dazwischen sind einige wohl ältere Erzeugnisse in Bürger'schem Stile, „Der Aufruhr“ (S. 244), „Guter Trost“ (S. 248) und „Des Pagen Liebe“ (S. 251) und einige andere Stücke gestreut. Einen verhältnißmäßig großen Raum nehmen die im engeren Sinne patriotischen Dichtungen ein, unter denen besonders der Cyclus von neun Gedichten auf den Kaiser Wilhelm I., „Zum 22. März 1897“ überschrieben, von S. 213—227 angemerkt sei. Drei Gedichte gelten dem Fürsten Bismarck (S. 207 ff.), zwei dem Sedantage (S. 201 ff.), eins dem Feldmarschall Moltke. Eins (S. 196 ff.), „Das schwarze Regiment“, feiert Braunschweigs Antheil an dem kriegerischen Ruhme Deutschlands in dem nun zu Ende gehenden Jahrhundert und schließt mit einem patriotischen Gelöbniß, das das folgende „Allzeit für Kaiser und Reich“ (S. 199) in vier Strophen mit regelmäßig wiederkehrendem Refrain wieder aufnimmt. Wie man sieht, hat das Braunschweigische Fürstenhaus und die reiche Geschichte des Landes dem Dichter kein poetisches Interesse abgewonnen; denn die Gestalt der Herzogin Anna, Prinzessin von Braunschweig (S. 284), in dem sonst so formschönen und bilder- und figurenreichen Festspiele „Herzog Friedrich mit der leeren Tasche“ (S. 268 ff.) ist doch gar zu blaß, blutleer und schemenhaft, als daß sie unser Bedauern entkräften könnte.

Absichtlich haben wir bei der Besprechung des Einzelnen die Gedichte des zweiten Theiles vorangestellt. Im Großen und Ganzen stehen uns die rein lyrischen Partien der Sammlung höher, da sie uns die lautere und reine Persönlichkeit des Dichters klarer wiederzuspiegeln scheinen als die Gedichte, denen ein bestimmter Anlaß die Richtung wies. Freilich Gelegenheitsgedichte sind die rein menschlichen, individuellen Gedichte des ersten Theils auch, aber in dem Sinne, wie ihn Goethe für seine Dichtungen festgestellt hat. Nur sehr selten hat man hier den Eindruck, als habe der Dichter sich ins Blaue hinein oder in einer bestimmten Richtung zu einer poetischen Aeußerung nöthigen oder künstlich steigern müssen; es ist doch wohl so, daß er bis auf wenige Ausnahmen ungeduldig sich meldenden Gedanken oder nach Aeußerung drängenden Empfindungen und Gefühlen zur eignen Erhebung, Entlastung oder Beruhigung die dichterische Form gegeben hat. Deshalb werden diese Gedichte verwandte Gemüther ohne Ausnahme oder kältere in ähnlichen Lagen oder Stimmungen wohlthuend ansprechen und als Beweise für die des Menschengeschlechts Einheit verbürgende Allgemeinheit solcher unbegreiflichen Regungen, Stimmungen und Lust- und Leidempfindungen schätzbar sein. Da ist die schmerzliche Wehmuth, die den Jüngling unerklärlich oft und scheinbar anlaßlos überfällt, da sind alle Gefühle der glücklichen und der unglücklichen Liebe, da die Stimmungen, die die Erinnerung, der Tod der Eltern und von Freunden, die Jahreszeiten in ihrem Wechsel und das geheimnißvolle Leben in der Natur auslösen, da das Verzagen und dann wieder erwachender Lebensmuth in der überzeugenden Sprache echten Empfindens zum Ausdruck gekommen und nie so, daß etwa ästhetisches Vergnügen durch sittliches Unbehagen gestört würde.

Bedenken im Einzelnen zu äußern ist hier nicht der Ort, wenn schon ein strenges Sprach- und Stilgefühl Manches einzuwenden hätte.

Die vier Gedichte der glücklichen Liebe „Am Genfer See“ (S. 7 ff.) haben als reifer und schöner uns mehr angesprochen als der die 47 Lieder (von S. 60—S. 93) umfassende Cyclus, der von unglücklicher und verrathener Liebe kündet, obgleich auch in diesen Liedern Schönes und Tiefempfundenes uns trifft (namentlich S. 41, 42 und 47). Eine Gruppe von Liedern (etwa von S. 97 bis S. 112) wendet sich ernsteren Fragen zu, aber es findet sich, daß ungläubiger Zweifel vornehmlich durch die erschütternde Lehre des Todes überwunden wird. Allerliebst ist die feine Selbstironie in dem „Spiel und Ernst“ überschriebenen Gedichte auf S. 113 f.

Auch gesellige Lieder sind dem Dichter gelungen, so Singt, Brüder singt (S. 24) und Weinlied (S. 183).

Gern möchten wir das eine oder andere Stück, das uns besonders gefallen hat, hier abdrucken lassen, indessen verbietet das der eng bemessene Raum. Und wir trösten uns damit, daß wir so einer vielleicht nicht allgemein gebilligten Wahl überhoben werden. Die Ausstattung der Sammlung ist sehr geschmackvoll, freilich nicht so lächerlich pompös, wie es heute in manchen Kreisen für einen in schreiendem Mißverhältniß damit stehenden Inhalt für unerläßlich gilt. Die brochirten Exemplare sowohl wie namentlich die fein gebundenen machen dem rührigen Verlage alle Ehre.

Das beigegebene Druckfehlerverzeichniß ist leider nicht ganz vollständig; wir haben einen sehr störenden Setzfehler in einem Gedichte angemerkt, das einen guten Gedanken in eine schlagende Fassung bringt, aber beinah durch ein „noch“ für ein „nah“ (S. 144) um seine Wirkung gebracht wird.

Wir sind nicht zweifelhalft, daß die Gedichte Louis Engelbrecht's viele Leser und Freunde finden werden, um so mehr, als sie eine beredte Widerlegung der so oft gehörten Klage über den aussterbenden Idealismus sind.
K. M.

Karl Borinski, Lessing. Mit zwei Bildnissen. I. u. II. B. Berlin, E. Hofmann u. Co. 1900. IX. u. 196, XI. u. 230 S. 8⁰. 4 ℳ 80.

A. u. d. T.: Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Sammlung von Biographien. 34. u. 35. B. (der VI. Sammlung 5. u. 6. Band).

Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. I. u. II. B. 2. veränderte Auflage. Berlin, Weidmann 1899. VIII. u. 715, VIII. u. 656 S. gr. 8⁰. 18 ℳ.

Borinski's Buch ist hauptsächlich für Kenner des Lebens und der Werke Lessing's geeignet. Ihnen aber wird es einen großen Genuß bereiten. Denn es ist anregend, mit umfassender Sachkenntniß und mit warmer Begeisterung für den behandelten Helden geschrieben. Mag man in allen Einzelheiten mit dem Verfasser, der sämmtliche Seiten von Lessing's Wirksamkeit in glänzendes Licht setzt, auch nicht übereinstimmen, so wird man seinen durchweg selbständigen Ausführungen doch überall mit großem Interesse folgen. Schon die Anlage des Buches ist eine eigenartige. Der Verfasser verfolgt nicht biographisch den Lebensgang des Dichters und Gelehrten, sondern er geht einzeln nach einander die verschiedenartigen Zweige seiner ausgedehnten und tiefgreifenden Thätigkeit durch und behandelt so gesondert in vier Büchern den Litteraten, den Dramatiker und Dramaturgen, Kunst und Alterthum und den Theologen. Das hat gewiß seinen eigenen Reiz, aber es kommt doch nicht so wie bei einer streng geschichtlichen Darstellung der Anlaß und das Nebeneinander dieser vielseitigen Beschäftigung, das gegenseitige Verhältniß der einzelnen mit größerer oder geringerer Meisterschaft behandelten Fächer zu deutlichem Ausdrucke. Das Werk ist daher nicht Anfängern zur Einführung in das Leben und Schaffen Lessing's, wohl aber dessen Kennern und Freunden auf das Beste zu empfehlen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir nicht unterlassen, auch noch auf ein älteres Werk über Lessing hinzuweisen, das von den Litteraturfreunden und den Fachgenossen sogleich mit größter Anerkennung aufgenommen wurde, jetzt aber durch die zweite Auflage, in der es vorliegt, zugleich den erfreulichen Beweis dafür erbringt, daß es trotz seinem Umfange auch in weiteren Kreisen verdienten Beifall gefunden hat, das Werk des Berliner Litterarhistorikers Erich Schmidt. Es verfolgt Leben und Schriften Lessing's streng historisch im vollen Rahmen seiner Zeit in wahrhaft mustergültiger Weise. Wer auch in unserer hastigen Zeit vor einem umfangreichen Werke noch nicht zurückschreckt und sich gründlich über Lessing unterrichten will, der kann kein besseres Buch als dieses zur Hand nehmen, das alle seine Wünsche vollauf befriedigen wird. Für uns Braunschweiger hat es, beiläufig gesagt, auch noch den besonderen Vorzug, daß hier im Gegensatz zu fast allen früheren Lessingbiographen die Stellung Lessing's zu unserem Fürstenhause ruhig und gerecht beurtheilt wird.

Eduard Paulus, Drei Künstlerleben. Tilmann Riemenschneider, Erwin von Steinbach, Michelangelo. Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1900. 121 S. 8⁰. geb. 2 ℳ.

Etwa die Hälfte des Buches nehmen die zwölf Gesänge ein, die dem Leben und Wirken des vom Harze stammenden Bildhauers Tilmann Riemenschneider gewidmet sind. Sie haben auf S. 104 dieses Jahrgangs bereits eine Besprechung gefunden. In durchaus würdiger Weise reihen sich ihnen die Dichtungen an, die die großen Künstler Erwin v. Steinbach und Michelangelo in stimmungsvollen Bildern und in voller Würdigung ihrer Bedeutung uns vorführen. Wir wollen daher nicht unterlassen, unsere Leser auf das schön ausgestatete Büchlein aufs Neue hinzuweisen.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 1. Wöhlert, Delegirten-Versammlung am 26. Nov. 1899 zu Br. — 3. L. Engelbrecht, Zum 27. Januar 1900 (Gedicht). — 5. Rapport des Braunschw. Landwehr-Verbandes vom 1. März 1900. — 10. H. Stegmann, Anna Charl. Rhebisch (Aus Braunschw. Mag.) — 12. Jahresbericht des Verbandes der freiw. Sanitätscolonnen. — 12.—14. Verbandsfest vom 30. Juni—2. Juli in Braunschweig. — 15. Wöhlert, Delegirten-Versammlung am 1. Juli 1900 zu Br. — 17. Frühling, Oberstlieutenant a. D. Frh. Oscar v. Bernewitz †. —

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Siebenter Band.
Jahrgang 1901.

Braunschweig 1901.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Geschichte.

2. Litteraturgeschichte.

3. Culturgeschichte.

4. Topographie.

III. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 13. Januar **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Harzburg und Canossa.[1])

Von O. v. Heinemann.

Zwei Burgen haben in dem Leben Heinrich's IV. eine bedeutsame und verhängnißreiche Rolle gespielt, so zu sagen mit bestimmender dämonischer Macht in das Geschick dieses unglücklichsten aller deutschen Könige und Kaiser eingegriffen: Harzburg und Canossa — jene, uns Allen wohlbekannt, in unserm Herzogthume auf einem in die norddeutsche Ebene vorspringenden Berge des Harzes gelegen, weit hinausschauend in das zu ihren Füßen sich ausbreitende sächsische Niederland, einst die stolze Gründung und zeitweilig der Lieblingsaufenthalt des genannten Kaisers, jetzt seit Jahrhunderten ein kümmerlicher Haufen von Schutt und Trümmern — diese, fern von uns im welschen Lande, jenseits der großen Berge, an den nördlichen Abhängen des Appennin auf hohem, steilen, unbewaldeten Quarzfelsen (Silex) thronend, schon von weither dem Wanderer in der lombardischen Ebene sichtbar und daher „die weiße" oder „die schimmernde Feste" genannt, von einem dreifachen Mauerringe umgürtet, so daß Donizo, der Zeitgenosse Gregor's VII. und der großen Gräfin Mathilde, sie also von sich rühmen läßt: „Ich bin unversehrbar und uneinnehmbar, wenige Krieger reichen hin, mich zu schützen, und würde ich zehn Jahre lang belagert, ich könnte nicht erobert werden: kein Wurfgeschoß, kein Pfeil kann mich beschädigen".

Die geschichtlichen Beziehungen, die diese örtlich so weit von einander gelegenen Burgen verknüpfen, liegen auf der Hand. Eine jede von ihnen ist Zeuge gewesen von einer jener tragischen Wendungen, an denen das Leben Heinrich's IV. so reich ist, und beide haben das deutsche Kaiserthum in seiner tiefsten Erniedrigung geschaut: die eine, wie es bei Nacht und Nebel flüchten mußte vor der Rebellion der trotzigen widerspänstigen sächsischen Fürsten, die andere, wie es, niedergerungen durch eine stärkere geistige Macht, gedemüthigt und überwunden zu Boden lag, den Fuß des triumphirenden Papstthums auf seinem Nacken. Diese Berührungspunkte in der Geschichte der beiden Burgen und ihre Beziehungen namentlich zu den zwei großen Weltmächten des Mittelalters, dem Papst- und Kaiserthume, oder, wie der Sachsenspiegel sich ausdrückt, dem geistlichen und weltlichen Schwerte, sind so augenfällig, daß sie sich nicht nur den Männern wissenschaftlicher Forschung, sondern auch weiteren Kreisen des Volkes aufgedrängt und in ihnen Wurzel geschlagen haben, wenn sie von ihnen auch mehr dunkel geahnt als klar erkannt sein mögen. Wie wäre man sonst auf den Gedanken gekommen, die Ereignisse von Canossa durch die Errichtung einer Erinnerungssäule gerade auf der Harzburg zu verewigen? Es mag dabei unerörtert bleiben, ob, indem man dies that und indem man namentlich das Denkmal mit den damaligen politisch-religiösen Zeitkämpfen in Beziehung setzte, ein feines oder auch nur ein richtiges Verständniß für die Lage der Dinge zu Tage getreten ist. Denkmäler sind ihrer Natur nach rückschauender Art: sie sollen an Vergangenes, an historisch Gewordenes erinnern, nicht aber Zukünftiges weissagen oder verkündigen. Indem man der Säule auf der Harzburg das berühmte stolze Wort des ersten deutschen Kanzlers „Nach Canossa gehen wir nicht" einfügen ließ, setzte man sich der Gefahr aus, durch die kommenden Zeiten, die keine menschliche Hand, selbst die eines Bismarck nicht, zu leiten oder zu beherrschen sich vermessen soll, in grausamster Weise enttäuscht und widerlegt zu werden. Und so ist es denn auch gekommen. Selbst der eiserne Kanzler hat hier die Waffen strecken müssen, auf dem Harzburger Denkmal aber prangt bis auf den heutigen Tag in goldenen Lettern ein Wort, das sich in vollem Widerspruch zu der geschichtlichen Wahrheit befindet und damit zugleich ein beredtes Zeugniß ablegt von der Kurzsichtigkeit und der Ueberhebung menschlicher Parteileidenschaft.

Da, wo jetzt dieses sonderbare Denkmal steht, erhob sich vor 835 Jahren der erste Burgenbau auf dem stolzen, herrlichen Berge, die Kaiserburg Heinrich's IV. In der That ein Platz, der, wie der Chronist Bruno sagt, „sich vor vielen anderen zu einem Königsschlosse eignete". „Wem — so ruft Heinrich's Biograph aus —, wem weitete sich nicht das Herz, wenn er die wundervollen Berge ringsumher im Schmuck des Mai erblickt, wenn der Morgen, angethan mit Purpur, den Nebel aus den Thälern scheucht und die duftige

1) Vortrag, gehalten in der Versammlung des Ortsvereins für Geschichte u. Alterth. in Wolfenbüttel den 22. October 1900.

Bewaldung im Sonnenglanz erschimmert: hellgrüne Buchenkronen, bräunliches Eichenlaub und tiefdunkle Tannen!"

Diesen Berg nun erkor sich der damals kaum dem Knabenalter entwachsene jugendliche Heinrich, nachdem er kurz vorher in Worms seine Schwertleite gefeiert hatte, d. h. des vormundschaftlichen Druckes ehrgeiziger Bischöfe und Laienfürsten ledig geworden war, um auf ihm nach den Rathschlägen seiner fränkischen und schwäbischen Dienstmannen eine jener Schutz- und Trutzfesten zu erbauen, durch die er das von der Habsucht der Fürsten in Sachsen bereits vielfach geschmälerte und von ihrer Begehrlichkeit stetig bedrohte Reichsland in Norddeutschland sicher zu stellen und vor weiteren Verlusten zu bewahren gedachte. Der Bau der Harzburg war demgemäß nur ein Glied in der Kette der zu diesem Zweck von ihm ergriffenen Maßregeln. Andere Burgenbauten sollten denselben Zweck für andere Gegenden Sachsens und Thüringens erfüllen: Heimburg bei Blankenburg und die Hasenburg auf dem preußischen Eichsfelde, Moseburg und Sassenstein in der Nähe von Sachsa, Spartenberg bei Sondershausen, sowie Vockerode und Wigantenstein, beide letzteren in Thüringen. Aber die Harzburg war nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der gleichzeitigen Schriftsteller von allen diesen Festen die schönste, stattlichste und stärkste. Zwei von ihnen haben uns eine Beschreibung der Burg überliefert. Der Eine, Lambert von Hersfeld, schildert hauptsächlich ihre äußere Lage. „Die Burg", sagt er, „war auf einem hohen Berge gelegen und nur auf einem einzigen Wege — und selbst auf diesem nur unter den größten Schwierigkeiten — zugänglich. Die übrigen Seiten des Berges umschattete dichtester Wald, der sich von dort in ununterbrochener Wildniß viele tausend Schritte bis zu den Grenzen Thüringens erstreckte, so daß keine Anstrengung der Belagerer den Belagerten den Eintritt in die Burg oder den Austritt aus ihr zu verwehren vermochte!" Der Andere, der schon vorhin erwähnte Magdeburger Domgeistliche Bruno, der ein Buch über den sächsischen Krieg geschrieben hat, bemühet sich dagegen, dem Leser eine Vorstellung von der Burg selbst, von dem Glanz und der Pracht ihrer Gebäude und der von ihnen umschlossenen kirchlichen und profanen Schätze zu geben. „Die erste und gewaltigste jener Burgen" — so lautet seine Schilderung — „benannte der König die Harzburg. Er bewehrte sie gegen äußere Angriffe durch feste Mauern, Thürme und Thore auf das Sorgsamste, schmückte sie im Innern so herrlich mit königlichen Gebäuden, errichtete auch darin ein so stattliches Münster und häufte in ihm so reichen Schmuck auf, versammelte endlich hier aus allen Gegenden so zahlreiche Geistliche, daß es durch seine glänzende Ausstattung manchen Bischofssitzen gleichkam, manche selbst darin übertraf. Wo er bei irgend einem Bischofe das Stück eines kostbaren oder prachtvollen Kirchenschmucks bemerkte, da ruhete er nicht, bis er es, sei es durch Befehl, sei es durch Ueberredung und Bitten, für sein Münster auf der Harzburg erworben hatte".

Um uns die Absicht klar zu machen, die Heinrich mit dem Bau dieser Burgen, vornehmlich demjenigen der Harzburg, verfolgte, müssen wir uns für einen Moment die Lage des Reichs im Allgemeinen, besonders aber die Zustände in Sachsen zu der Zeit vergegenwärtigen, da der junge König die Regierung in die eigene Hand nahm. Ein unerwarteter, frühzeitiger Tod hatte seinen Vater, Heinrich III., dahingerafft. In einem kritischen Augenblicke schloß der herrschgewaltige Kaiser für immer die Augen. „Durch den Tod des Kaisers Heinrich III." — sagt ein Zeitgenosse, Adam von Bremen — „schien sowohl die Kirche wie der Staat zu Grunde zu gehen, denn ein Weib und ein Kind kamen jetzt an's Regiment, zum großen Nachtheil des Gemeinwesens. Die Fürsten aber, die ein solches Weiber- und Kinderregiment nur mit Unwillen ertrugen, erlangten zunächst ihre alte Freiheit zurück, begannen alsdann unter sich einen Wettstreit um die höchste Macht und schritten endlich dazu, mit den Waffen in der Hand ihren Herrn und König abzusetzen. Dies Alles aber ist leichter mit Augen zu schauen als mit der Feder zu beschreiben". Mit wenigen Worten zeichnet hier der Bremer Domscholaster die Lage der Dinge, wie sie alsbald nach dem Tode Heinrichs III. sich gestaltete. Einerseits mußte die von ihm dem Kaiserthume gegenüber der abendländischen Kirche erworbene Stellung, die so überragend und maßgebend war, wie sie in dieser Weise weder früher bestanden noch später jemals wiedergekehrt ist, nothwendig in Folge seines frühzeitigen Todes einen empfindlichen Rückschlag erfahren, und dies um so mehr, als er keinen Erben und Nachfolger hinterließ, der durch Alter und Erfahrung im Stande gewesen wäre, das von ihm begonnene Werk zu glücklichem Abschlusse zu führen. Andererseits bezeichnet Heinrich's III. Name auch den Höhepunkt politischen und administrativen Einflusses gegenüber den großen Fürstengeschlechtern im Reiche und damit den Beginn einer Richtung, die, wäre dem Kaiser eine längere Lebensdauer beschieden gewesen, wohl zu einer völligen Unterdrückung des deutschen Laienadels, selbst in denjenigen Theilen des Reiches hätte führen können, wo die Fürstenaristokratie am kräftigsten und lebensfähigsten vertreten war. Dies war ohne Zweifel in Sachsen der Fall, wo seit den Tagen Otto's des Großen das Herzogthum ohne Unterbrechung in der Hand des Billungischen Hauses geruhet hatte und wo eine lange Reihe reicher, trotziger, auf ihre Abstammung und ihren früher unter den Ottonen ausgeübten Einfluß stolzer Adelsgeschlechter dem herzoglichen Hause ebenbürtig zur Seite stand. Diese mächtige sächsische Laienaristokratie sah sich seit der Thronbesteigung der salisch-fränkischen Könige in ihrer bisherigen einflußreichen Stellung beschränkt und bald in ihrem nicht immer auf rechtmäßigem Erwerbe beruhenden Güterbesitze bedrohet. Theils durch die Freigebigkeit der Ottonen, theils aber auch durch Uebergriffe der Fürsten, die auf keinem Rechtstitel beruheten, waren in Sachsen die alten Grundlagen der königlichen Macht, die Regalien und andere Nutzungsrechte nicht minder wie das große Haus- und Reichsgut, das die Lindolfinger hier besessen hatten, zumeist in den Besitz jener großen, einflußreichen Adelsgeschlechter übergegangen. Das große Domanium der Ottonen, das sich einst über alle Theile

Sachsens erstreckte, war bis auf kümmerliche Reste zusammengeschmolzen. Nur in den waldreichen, damals der Kultur noch wenig erschlossenen Gegenden des Südens, im Harze und in dessen Vorlanden, hatte sich, theils in vereinzelten Parcellen, theils in größeren, geschlossenen Gruppen, kaiserliches und Reichsgut in dieser Eigenschaft behauptet. Namentlich galt der Wald, der sich damals um das Harzgebirge rundum nach allen Richtungen viel weiter ausdehnte als jetzt, mit den in ihm befindlichen Rodungen durchweg für Reichsland, dessen Grundherr Niemand anders war als der jedesmalige König.

Als der werthvollste und einträglichste Besitz dieses dem Reiche verbliebenen Domaniums erschien den deutschen Königen ohne Zweifel Goslar, ein Ort, dessen Ursprung wie derjenige so vieler sächsischer Städte im Dunkel liegt, der aber nach einer freilich sagenhaften Ueberlieferung schon zur Zeit Otto's des Großen durch die Entdeckung reicher Gold- und Silberadern in dem benachbarten Rammelsberge für das Reich eine besonders hervorragende wirthschaftliche Bedeutung erhielt. Schon die letzten Liudolfinger hatten einen Blick dafür, was dieser damals noch unbedeutende Ort einst für das Reich und für das deutsche Königthum werden könnte, besonders Heinrich II., der hierher die früher am Nordsaume des Harzer Waldlandes in der Nähe von Schladen gelegene Pfalz Werla verlegte und öfters in Goslar einen längeren Aufenthalt nahm. Schon zu seiner Zeit begann hier eine auf die Ausbeutung der unterirdischen Schätze des Rammelsberges abzielende Industrie zu erblühen, die bald einen ungeahnten wunderbaren Aufschwung nahm. Aber weit kräftiger und förderlicher für den Ort erwies sich die Waltung der fränkischen Kaiser, vor Allen Heinrich's III. Dieser Kaiser erkannte mit richtigem Blick, wie wichtig es für die Stellung des Königthums in Sachsen sei, die Reste des früher so bedeutenden Reichsgutes vor weiterer Verschleuderung zu sichern, ja womöglich die Zurückgewinnung von schon ganz oder halb verlorenen und dem Reiche entfremdeten Besitzungen zu versuchen. Zum Centralpunkt für diese Bestrebungen erschien ihm das aufstrebende Goslar als der geeignete Ort. Daraus erklärt sich wohl vorzugsweise die wahrhaft königliche Huld, die er der Stadt zuwandte und die großmüthige Thätigkeit, durch die er sie zu reicherer Bedeutung zu erheben suchte. Es ist von ihm überliefert worden, er habe diesen Ort zum Mittelpunkt seiner Herrschaft, zur eigentlichen Heimath des deutschen Königthums ausgestalten wollen, ja man hat ihm geradezu die Gründung oder Erbauung der Stadt zugeschrieben, die er als kleine Mühle oder unbedeutende Jägerhütte vorgefunden habe. Das ist ein Irrthum, aber soviel steht doch unzweifelhaft fest, daß Goslar erst durch ihn zu größerer politischer Bedeutung gelangt ist. Während seiner siebzehnjährigen Regierung hat er nachweislich fünfzehnmal einen kürzeren oder längeren Aufenthalt in Goslar genommen und öfters hier wichtige, bedeutsame und glänzende Reichsversammlungen abgehalten. Hier ist ihm die Mutter gestorben und wahrscheinlich jener Sohn geboren worden, dessen Regierung sich durch ein wunderbares Verhängniß zu einer fast ununterbrochenen Reihe von Kämpfen nicht für, sondern gegen die von seinem Vater ins Leben gerufenen und verfolgten kirchlich-hierarchischen Ideen gestalten sollte. Neben dem Königspalaste, dessen ältester noch erhaltener Theil für den frühesten von der Zeit verschont gebliebenen Profanbau Deutschlands gilt, gründete Heinrich III. in Goslar einen prachtvollen Dom, den er seinen persönlichen Schutzheiligen Simon und Judas weihete und den er mit solcher Freigebigkeit ausstattete, daß er in Kaiserurkunden als Glanz und Ruhm seiner Krone (gloria coronae nostrae) bezeichnet wird. Seine Gemahlin aber rief das dicht vor der Stadt gelegene Collegiatstift auf dem Petersberge ins Leben. Auch die Anfänge einer regelmäßigen Befestigung Goslars werden mit großer Wahrscheinlichkeit auf Heinrich III. zurückgeführt.

In diesem Zustande wachsender Bedeutung und fröhlichen Aufblühens ging der Ort auf Heinrich IV. über. Aber dieser war, als ihn der Tod des Vaters beraubte, erst ein sechsjähriger Knabe. Schon deshalb war an eine Fortsetzung der von Heinrich III. gegenüber den sächsischen Fürsten verfolgten Politik zunächst nicht zu denken. Vergebens suchte die Kaiserin-Wittwe, die mit der Vormundschaft über ihren Sohn die Reichsregierung übernahm, den begabtesten aber auch den gefährlichsten von ihnen, Otto von Nordheim, durch die Verleihung des Herzogthums Bayern dauernd zu gewinnen und an ihm eine Stütze zu finden. Und als dann in Folge einer Verschwörung, hauptsächlich der sächsischen Fürsten, der junge König seiner Mutter durch Gewalt und List entrissen ward und das Reichsregiment an die Fürsten kam, da schien es mit Heinrich's III. Plänen gegen die sächsische Laienaristokratie auf unabsehbare Zeiten vorbei zu sein. Nie vielleicht ist im Verlaufe der deutschen Geschichte das Königthum zu einer so schmachvollen Erniedrigung herabgedrückt gewesen wie zu dieser Zeit, da es durch ehrgeizige Priester gemißbraucht ward, da Habsucht und Verrath das Steuer führten und eine unheilvolle Saat blutigen Hasses in der jungen Seele des künftigen Herrschers heranwuchs. Man wird sich nicht wundern, daß Heinrich, als er endlich die Zügel der Regierung selbständig ergriff, sich der vielfachen Unbilden und Demüthigungen erinnerte, die ihm während der Zeit seiner Unmündigkeit von den Fürsten der Sachsen, geistlichen wie weltlichen, waren zugefügt worden. Allein man würde doch irren, wollte man diesen persönlichen Stimmungen einen allzugroßen Einfluß auf die Maßnahmen zuschreiben, die der König alsbald in den sächsischen Landen ergriff. So tief und bitter er auch die Demüthigungen empfunden haben mochte, die seine Erzieher und Vormünder während seiner Minderjährigkeit über ihn verhängt hatten, so waren es doch wohl weniger die Regungen einer rachsüchtigen Gesinnung als die ganze politische Lage und der Vorgang des zu früh verstorbenen Vaters, die ihn bestimmten, jetzt, da er sein eigener Herr geworden war, die väterlichen Pläne und Bestrebungen wieder aufzunehmen. Aber er verfuhr, jung, unerfahren und leidenschaftlich wie er war, dabei um so mehr mit rück-

sichtslosem, überstürzendem Eifer, als während seiner Minderjährigkeit die königlichen Rechte, zumal in Sachsen vielfach erneute Beeinträchtigungen und Verkümmerungen hatten erfahren müssen. Burg auf Burg erhob sich bald in den südlichen Strichen des Landes, im Umkreise des Harzes und in dem benachbarten Thüringen, zu denen die ländliche Bevölkerung nach altem Recht und Brauch Frohndienste aller Art leisten mußte. So schürzte sich der Knoten zu einer unheilvollen Verwickelung, denn auch die Sachsen, nicht nur der Adel und die Fürsten, sondern selbst das niedere Volk, die Bürger und Bauern, waren entschlossen, an die Behauptung ihrer lange bewahrten, jetzt aber — wie es ihnen schien — schwer bedrohten Freiheit und Unabhängigkeit Alles — Gut, Leib und Leben — zu setzen.

Zur Beschützung und zugleich zur Beaufsichtigung des Kaiserhofes Goslar und seiner damals schon nicht ganz unbeträchtlichen Bevölkerung, der Heinrich keineswegs durchaus vertrauen zu dürfen meinte, war die Harzburg, die mächtigste dieser Festen, bestimmt, deren Bedeutung ich bereits zu schildern versucht habe. Sie lag nur zwei und eine halbe Wegstunde von Goslar entfernt und war daher auch örtlich wohl geeignet, den Zweck, den Heinrich mit ihrer Erbauung verfolgte, zu erfüllen und zu gewährleisten.

Es war, als wenn Heinrich's Vorliebe und Sorge für Goslar mit dessen Sicherung durch die Harzburg frische Nahrung erhalten hätte. Hatte er schon früher fast alljährlich, bisweilen öfters in demselben Jahre, längere Zeit in ihren Mauern geweilt so häuften sich jetzt die von ihm dort gehaltenen Reichstage mehr und mehr, zum großen Verdruß und zum empfindlichen Schaden des sächsischen Volkes, dem es während des Aufenthaltes des Königs im Lande nach den Anschauungen der Zeit oblag, ohne Entschädigung für den Lebensunterhalt des Königs und seines Hofes zu sorgen. Eine der allgemein gegen Heinrich von den Sachsen vorgebrachten Beschwerden war deshalb, daß er durch zu häufigen Aufenthalt in ihrem Lande das Volk drücke und schädige. Es ist bekannt, wie sich die Dinge weiter entwickelten. Heinrich scheint von der rasch zu offener Rebellion sich erhitzenden Unzufriedenheit in Sachsen keine Ahnung gehabt zu haben. Sorglos hielt er wieder einmal in seinem geliebten Goslar Hof, als sich die Kunde verbreitete, ein großes Heer der Sachsen — Lambert schätzt es wohl übertrieben auf 60000 Mann — zöge unter der Führung ihrer Fürsten gegen seine Pfalz heran. Sie hatten sich in der Stille gerüstet und wandten jetzt, statt gegen die Polen in's Feld zu rücken, zu deren Bekämpfung sie der König aufgeboten hatte, ihre Waffen gegen diesen selbst. Heinrich, durch diesen allgemeinen Aufstand völlig überrascht, floh auf die benachbarte Harzburg und suchte hinter ihren festen Mauern Schutz und Rettung vor dem entfesselten Sturme. Aber die erbitterten Sachsen folgen ihm dahin, umlagern die gefürchtete Feste und, da sie an ihrer gewaltsamen Einnahme verzweifeln, befestigen sie den die Burg überragenden Berg, der noch heute „der Sachsenberg" heißt, um sie durch Hunger zu bezwingen.

Es war eine verzweifelte Lage, in der sich der König befand. Er mußte befürchten, binnen Kurzem in die Gewalt seiner von ihm glühend gehaßten Feinde zu fallen. Da faßte er einen kühnen Entschluß, der über alle Erwartung gelang. In einer dunklen Nacht — es war die Nacht vom 8. auf den 9. August 1073, — verließ er heimlich mit geringer Begleitung, unter der Führung eines der Gegend kundigen Jägers, die Burg. Es glückte, die Wachsamkeit der Sachsen zu täuschen, und nach viertägiger mühsamer Wanderung durch das wilde Gebirge und den dichten Wald, über Gestrüpp und Klippen, erreichte er glücklich Hersfeld im Hessenlande, wo er vorläufig in Sicherheit war. Es war — abgesehen von der Schlacht bei Cotrona — die erste schmähliche Niederlage, die das deutsche Königthum seit seiner Begründung erlitt, nicht durch die Waffen äußerer Feinde, sondern durch die Unbotmäßigkeit, den Trotz und die Selbstsucht seiner eigenen Angehörigen, eine Niederlage, die es in seinen Grundfesten erschütterte. Denn Heinrich, der anfangs noch gehofft hatte, an den inzwischen zum Polenkriege versammelten Fürsten Süddeutschlands einen Halt zu finden, mußte, da diese eine äußerst zweideutige Haltung annahmen, sich jetzt zu Unterhandlungen mit den Rebellen bequemen. Zu Gerstungen kam ein Friede zu Stande, dessen Bestimmungen der König nach einigem Sträuben annahm. Danach sollten den Sachsen ihre alten Sonderrechte gewährleistet und ihnen unter Ausschluß der Fremden die Entscheidung ihrer Angelegenheiten selbst überlassen werden, auch Otto von Nordheim das Herzogthum Bayern, dessen er nach dem Spruche seiner eigenen Stammesgenossen, der sächsischen Fürsten, entsetzt worden war, zurückerhalten. Am bittersten und schwersten empfand Heincich wohl die Forderung der Sachsen, daß sämmtliche in ihrem Lande erbauten Burgen von Grund aus zerstört und dem Erdboden gleichgemacht werden sollten. Aber er mußte auch dieser Forderung sich fügen. Um sie in Ausführung zu bringen, ging er selbst nach Sachsen. Als er nach Goslar kam, das er vor sieben Monaten in schimpflicher Flucht verlassen hatte, und hier erfuhr, wie tapfer sich seine Burgmannen während dieser Zeit auf der Harzburg gehalten hatten, da ward ihm das Herz schwer, daß er die herrliche, mit so großen Kosten erbaute Burg der Zerstörung preisgeben sollte. Er konnte sich nicht dazu entschließen, den Befehl zu ihrer Niederlegung zu ertheilen, und suchte nach Ausflüchten, ihn hinauszuschieben, ja, er erniedrigte sich so weit, daß er die Empörer inständig anflehete, nur diese Burg zu verschonen: nicht zur Unterdrückung des sächsischen Volkes — betheuerte er — habe er sie erbauet, sondern lediglich zur Abwehr der Reichsfeinde. Allein es war Alles vergeblich. Die Sachsen, zumal die durch die Ausfälle und Raubzüge der Harzburger Besatzung maßlos erbitterten Bauern, bestanden auf ihrem Schein und verlangten stürmisch die Ausführung gerade dieser Bestimmung des Friedensvertrages. So begann denn das Werk der Zerstörung: die Niederreißung der Mauern, die Verschüttung der Gräben, die Abtragung der Wälle. Nur die kirchlichen Gebäude,

das Münster und die Curien der Domherren sollten von der Vernichtung verschont bleiben. Voll bitteren Grolls und mit gesteigertem Haß gegen das störrige, unbeugsame Volk verließ der König Sachsen, um nicht Zeuge von der Zerstörung seines eigenen Werkes sein zu müssen. Aber kaum hatte er dem Lande den Rücken gewandt, da rotteten sich die Bauern in der Umgebung der Harzburg, denen die ordnungsmäßige Abtragung der Feste nicht rasch genug ging, in wildem Aufruhr zusammen und übernahmen selbst das Werk der Zerstörung. In hellen Haufen strömten sie den Burgberg hinauf, raubten, was die kirchlichen Gebäude noch an Schmuck und Kostbarkeiten bargen, zertrümmerten die Altäre, zerschlugen Kruzifixe und Reliquien, verbrannten die Kirche mit ihren Nebengebäuden, die doch durch den Friedensvertrag geschützt sein sollten, und ruheten nicht eher, als bis der breite Gipfel des Berges nur noch das Bild einer wüsten, von Rauch und Flammen umloheten Trümmermasse darbot. Selbst die Leichen von Heinrich's erstgeborenem, früh verstorbenen Sohne und von des Königs kleinem Bruder, die auf der Burg begraben waren, wurden nicht verschont, sondern mit kirchenschänderischen Händen aus ihren Gräbern gerissen und in alle Winde zerstreuet.

So hatte sich das Schicksal dieser ältesten Harzburg erfüllt, nachdem sie ein Jahrzehnt lang gewissermaßen der Angelpunkt gewesen war, um den sich die deutsche Reichsgeschichte drehete. Ihre weltgeschichtliche Rolle war damit ausgespielt. Zwar hat Heinrich bald darauf, nachdem er durch die Niederwerfung des sächsischen Aufstandes in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut an den Rebellen seine Rache genommen, den Befehl zu ihrer Wiederherstellung ertheilt, dieser Befehl ist aber in Folge des alsbald zwischen ihm und der päpstlichen Curie ausbrechenden Zerwürfnisses nicht zur Ausführung gekommen, wie eine freilich sagenhafte Ueberlieferung wissen will, hauptsächlich auch aus dem Grunde, weil Gregor VII. diesen Lieblingsaufenthalt seines unermüdlichen Gegners mit einem Fluche belegt habe, auf daß er niemals wieder bewohnt werde, sondern Babylon vergleichbar zu ewiger Oede verdammt bleibe. Erst als, nach länger als einem Jahrhundert, Kaiser Friedrich der Rothbart mit der Macht des Reiches, den Schrecken seines Namens vor sich hertragend, in Sachsen einbrach, um an seinem Vetter und ehemaligen Waffengenossen Heinrich dem Löwen die über diesen verhängte Acht zu vollstrecken, ließ er auf dem Harzburger Berge, der Heinrich's IV. Feste getragen hatte, eine neue, die zweite Harzburg, erstehen, die aber nie eine ähnliche Bedeutung erlangt hat wie jene erste, und, schließlich, in den Besitz der Herren von Schwicheldt übergegangen, zu einem der ruhmlosen Raubnester verkümmerte und verwilderte, durch die das ausgehende Mittelalter bei uns in Deutschland mit Recht einen so traurigen Ruf erlangt hat. (Schluß folgt)

Rudolf Steinhoff †.

Am 30. December starb zu Blankenburg a. H. der Oberlehrer am dortigen Gymnasium, Professor R. Steinhoff: ein treuer, gewissenhafter Lehrer der ihm anvertrauten Jugend, sowie ein über die Grenzen unseres Herzogthumes hinaus bekannter Forscher auf dem Gebiete der Philologie und dem der Geschichte unserer engeren Heimath.

Franz Rudolf Steinhoff, geboren den 29. Novbr. 1846 zu Helmstedt als Sohn des dortigen, allgemein geschätzten Bürgerschullehrers Steinhoff[1]), besuchte von Ostern 1857 bis dahin 1866 das Helmstedter Gymnasium, und wurde nach Beendigung des Studiums der Philologie, dem er in Göttingen und Tübingen 1866 bis 1869 oblag, im Jahre 1870 als Hülfslehrer an das Gymnasium zu Blankenburg versetzt, dem er seit dieser Zeit ununterbrochen angehört hat. Im Jahre 1871 durch Höchstes Patent zum Collaborator ernannt, 1887 zum Oberlehrer, 1897 zum Professor befördert, wirkte er als Klassenlehrer nach einander in Sexta, Quinta, Tertia A, Secunda B und A, hauptsächlich in den Fächern der alten Sprachen, des Deutschen, Französischen und der Geschichte, mit unermüdlichem Fleiße.[2])

Seinen Privatstudien, die er schon als Student dem Plautus zugewandt hatte, verdanken wir mehrere schätzenswerthe Abhandlungen, die als Beigaben zu den Jahresberichten des Blankenburger Gymnasiums in den Jahren 1872, 1879 und 1881 erschienen sind: die „Prolegomena zu Plautus Amphitruo I und II“, und „das Fortleben des Plautus auf der Bühne“.

Seit dem Beginne der achtziger Jahre wandte sich Steinhoff als Mitglied des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde mehr und mehr der Durchforschung der Geschichte der Harzlandschaften, insbesondere seines ihm lieb gewordenen Wohnortes Blankenburg und dessen nächster Umgebung, zu. Die Früchte dieser Studien finden sich zum Theil niedergelegt in der Zeitschrift jenes Vereins, in der Zeitschrift des thür.-sächs. Vereins für Erdkunde, im Braunschweigischen Magazin und in einer Reihe von Zeitungen; zum Theil sind sie als Sonderschriften erschienen.

Erwähnenswerth ist sein auf der Hauptversammlung des Harzer Geschichtsvereins in Gandersheim gehaltener Vortrag über Hrotswitha, Canonissin des Stifts Gandersheim, die älteste deutsche Dichterin, (abgedruckt in der Zeitschrift des Vereins, Jahrgang 15, Seite 116 ff.) worin er mit Glück die an der Echtheit des von Konrad Celtis 1493 entdeckten Urtextes entstandenen Zweifel zurückgewiesen hat. Ferner die Aufsätze über die Teufelsmauer bei Blankenburg und bei Thale, über die

---

1) Karl Steinhoff war in Helmstedt allgemein bekannt als Verfasser ansprechender Gelegenheitsgedichte. Eine von dem Sohne veranstaltete Auswahl derselben erschien, nach dem 1880 erfolgten Tode des Vaters, bei W. Kirchers Wwe. Blankenburg 1881, für seine Freunde im Druck.

2) R. Steinhoff war zweimal verheirathet; in erster Ehe mit Minna geb. Hagemann, Tochter des zu Blankenburg verstorbenen Leihhauscommissars Rath Hagemann. Nach ihrem im J. 1886 erfolgten Tode vermählte er sich 1888 zum 2. Male mit Martha, geb. Niemann, Tochter des Pastors Niemann, früher in Thale; dieser lebte nach seiner Pensionirung in Blankenburg, wo er 1900 gestorben ist.

Sage von der Harzer Roßtrappe (Zeitschrift des sächs.-thüring. Vereins für Erdkunde, Jahrgang 1894 und 1896).

Für die Besucher des Regensteins bei Blankenburg ist ein angenehmer, lieber Führer die Monographie Steinhoff's über den Regenstein, in der außer quellenmäßiger Behandlung der Geschichte der Burg werthvolle naturwissenschaftliche Beigaben, von kundiger Hand verfaßt, enthalten sind.

1891 erschien von ihm die Geschichte der Grafschaft, bezw. des Fürstenthums Blankenburg, der Grafschaft Regenstein und des Klosters Michaelstein; ein Werk, das von dem Sammelfleiß und der gewissenhaften Kritik des Verfassers rühmliches Zeugniß ablegt.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn die Michaelsteiner und Heimburger Urkunden; vor Allem aber ein Promptuarium der Urkunden der Grafen von Blankenburg-Regenstein, das fast vollendet vorliegt.

Hervorzuheben ist des Dahingeschiedenen lebhaftes Bestreben, für die Geschichte der engeren Heimath weitere Kreise zu erwärmen. Zeugniß davon sind zahlreiche Vorträge, die er gehalten hat in Vereinen, besonders an den Versammlungsabenden des von ihm lange Jahre in hervorragender Weise geförderten Blankenburger Ortsvereins für Geschichte; ferner bei Gelegenheit von gemeinsamen Ausflügen, besonders nach dem von ihm gewissermaßen als sein Gebiet betrachteten, geliebten Regensteine, vor zahlreichem Publicum.

In liebenswürdigster Weise war Steinhoff stets bereit, aus dem reichen Schatze seines Wissens andere Forscher auf historischem Gebiete zu unterstützen.

Sein Andenken wird nicht nur bei seinen Freunden, Kollegen und zahlreichen Schülern, sondern auch bei allen Freunden unserer heimischen Geschichtsforschung in Ehren bleiben. W. Dege.

Braunschweigische Chronik für das Jahr 1900.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

Januar.

4 Arnold Cruse, Stadtrath a. D. in Schöningen †.
8. Ferdinand Fäsebeck, Hofrath Dr. med. †.
15. Karl Eigner, Herzogl. Baumeister a. D., † in Wolfenbüttel.
17. Reise des Regenten nach Berlin.
23. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
26. August Henze, Handelsschul-Inspector a. D †.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
29. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
30. Gustav Gräfe, Kaiserlicher Oberpostdirector †.
31. Eröffnung des Landtages.

Februar.

1. Die Landesversammlung wird bis zum 8. März vertagt.
?. Karl Frh. v. Thienen-Adlerflycht, 1862—1884 Braunschw. Geschäftsträger am Wiener Hofe, † in Nizza.
12. Nessig, Oberförster a. D., † in Hasselfelde.
20. Rudolph Barttlingck, Vermessungs-Commissar a. D. †.
20. Generalversammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
22. Herm. Voges, Regierungs- und Baurath †.
23. Hilmar Löbbecke, Rittergutsbesitzer, † in Hedwigsburg.
23. Karl Grahe, Schuldirigent in Stadtoldendorf †.
25. Karl Achilles, Oberförster a. D. †.
27. Adolf Wolff, Seniorchef der Firma A. J. Rothschild Söhne A.-G., † in Stadtoldendorf.

März.

1. Reise des Regenten nach Berlin.
4. Einführung des Pastors Gerlich in der Kirche zu St. Johannis.
5. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
6. Einführung des General- und Stadtsuperintendenten Lerche.
6. Theodor v. Schmidt-Phiseldeck, Geheimer Finanzrath †.
6.—8 Besuch des Herzogs von Veragua (Spanische Gesandtschaft).
13. Ernst Graberg, Rittergutsbesitzer, † in Hilprechtshausen.
15. Victor v. Usedom, Generalleutnant z. D. (1893 bis 1897 Commandeur der 40. Infant.-Brigade), † auf Hermannsthal in Pommern.
16. Friedrich Knoll, Stadtgeometer †.
17. Wilhelm Dücking, Oberförster a. D., † in Holzminden.
19. Reise des Regenten nach Berlin.
22. Justizrath Julius Benfey, Director der Braunschweig-Hannoverschen Hypothekenbank, † in Hannover.
24. Gottlieb Schönemann, Oberamtsrichter a. D., † in Holzminden.
24.—25. Besuch der Prinzessin von Württemberg.
29. Die Landesversammlung wird bis zum 17. Mai vertagt.
30. Wilhelm Vorlop, Pastor emerit. †

April.

1. Aufhebung der Feuerwehrwache auf dem Andreasthurme.
1. Abbruch des Huneborstel'schen (Demmer'schen) Hauses.
1. August Ohland, Amtmann, † in Helmstedt.
1. Einführung der Biersteuer.
8. Adolf Hentschel, Schulinspector †.
8. Friedrich Wimmer, Oberbergrath und Bergwerksdirector a. D., † in Goslar am Harz.
17. Otto Weydemann, Pastor in Oker, † zu Braunschweig.
24. Eröffnung der Handwerkskammer im Altstadtrathhause.
28. Generalversammlung des Vereins zur Hebung Braunschweigs und seines Fremdenverkehrs.

Mai.

1. Oberpostdirector Tasche übernimmt die Leitung der hiesigen Postdirection.
5. Ludwig Brandes, Pastor emer. †.
5.—7. XXXXII. Plenarsitzung der Handelskammer.
6. 34. Sitzung des Centralvorstandes des Harzklubs in Blankenburg.
7. Ankunft des Regenten.
8. Geburtstag des Regenten.
8. Reise des Regenten nach Blankenburg.
8. Der technischen Hochschule Carolo=Wilhelmina zu Braunschweig wird das Recht verliehen, Studirende zum Dr ing. zu promoviren.
15. Ankunft des Regenten.
15. Otto Haensler, Geheimer Justizrath. †.
15. Reise des Regenten nach London.
17. Wiedereröffnung des Landtages.
21. Karl Baumgarten, Cammerpräsident a. D. †
23. Die Landesversammlung genehmigt den Entwurf Manzel's zum Herzog Wilhelm=Landes=Denkmal.
29. Die Landesversammlung genehmigt den Umbau des Hoftheaters.
29. Die Landesversammlung wird bis zum 15. November vertagt.

Juni.

4.—5. IX. Jahresversammlung des Gymnasialvereins.
13. VIII. Generalversammlung des Landes=Prediger=Vereins.
15. Wilhelm Schrader, Oberlandesgerichtsrath †.
15.—16. Städtetag in Blankenburg.
16.—18. XXIII. Gauturntag in Schöppenstedt.
17. Grundsteinlegung der Bismarcksäule auf der Asse.
19. Jahresversammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
24. Robert Hünicken, Sanitätsrath, Dr med. †.
26. XIV. Generalversammlung der evangel.=lutherischen Vereinigung.
26. Hermann Wehrenpfennig, Fabrikbesitzer †.
30. Ueberschwemmung bei Vorsfelde.
30. Hochwasser in dem Lennethale.
30., 1.—2. Juli. 25jähriges Landwehrverbandsfest in Braunschweig.

Juli.

3. Unwetter bei Oker am Harz.
7.—8. XIV. Braunschweigischer Feuerwehrtag.
7.—9. Rennen in Bad Harzburg.
9.—11. XXXIII. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Blankenburg.
10. Vermählung der Prinzessin Marie Louise, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, mit dem Prinzen Maximilian von Baden.
14.—15. Rennen in Bad Harzburg.
15.—17. Die Gemeinde Veltenhof begeht die 150=jährige Jubelfeier ihres Bestehens.
19. Otto Mueller, Sanitätsrath Dr med., † in Blankenburg.
25. August v. Strombeck, Berghauptmann a. D. †.
25. Wilh. Wehrenpfennig, Geh. Oberregierungsrath, (geb. zu Blankenburg am 25. Jan. 1829), † in Berlin.
26. Albert Reinking, Pastor emer., † in Bodenburg.
26. Oskar Freiherr von Bernewitz, Oberstleutnant a. D., † in Blankenese bei Hamburg.

August.

1. XXVjähriges Jubiläum der Berufsfeuerwehr.
8. Paul v. Kloeber=Hoelscheborn, Oberstleutnant a. D. †.
12. XXXI. Volkswettturnen auf dem Elme.
12 Hermann Riegel, Geh. Hofrath Dr phil., Museumsdirector †.
12. 25jähriges Priesterjubiläum des Dechanten Dr Grube.
13. Heinr. Ludw. Gust. Hustedt, Dr med. †.
15. Jahres=Versammlung des Gustav Adolf=Vereins für das Herzogthum Braunschweig in Stadtoldendorf.
17. Gustav Mack, Sanitätsrath Dr med. †.
17. Friedrich Selwig, Vorstand der Braunschweigischen Creditanstalt †.
22. Georg Engelhard v. Löhneysen, Rittergutsbesitzer, † auf Rittergut Reindorf bei Hedwigsburg.
22. Kurt Stalmann, Dr phil., Fabrikdirector, † in Oker.
27. Hauptversammlung der Schuhmacherinnungen des Herzogthums Braunschweig in Blankenburg.
30. Einweihung des Wilhelmthurmes auf dem Klusberge bei Gandersheim.

September.

1. Versammlung des Centralausschusses für Volks= und Jugendspiele in Deutschland.
2. Sedanfeier.
4. Georg Pauselius, Pastor, † in Mascherode.
14. Fritz Schuseil, Pastor emer. †.
15.—16. 35. Hauptversammlung des Centralvorstandes des Harzclubs in Grund.
16. Parteitag der Landesrechtspartei in Königslutter.

October.

1.—3. 72. Braunschweigischer Landes=Lehrertag in Wolfenbüttel
18. Enthüllung des Herzog Wilhelm=Denkmals in Thedinghausen.
31. Wilhelm Gaus, Kreisrentmeister a. D. †.

November.

1. Bankdirector Lehmstedt tritt in den Ruhestand.
9. 150jähriges Bestehen der vereinigten Tischler=, Rademacher=, Drechsler=, Bötticher= und Glaserinnung in Holzminden.
15. Wiedereröffnung des Landtages.
16. 43. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
18. Anna Vorwerk, Begründerin der Schloßanstalten zu Wolfenbüttel †.

18. Einweihung der neuerbauten Martinskirche zu Gardessen.
27. Hugo Steinmeyer, Sanitätsrath Dr med. †.

December.

1. Volkszählung.
4. Sitzung des Centralausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins.
4. Rückkehr des Regenten.
7. Schluß des 25. ordentlichen Landtages.
10. Oskar Pini, Kreisrentmeister a. D. †.
10. Einweihung der Kirche in Oelsburg.
10. und 12. 40jährige Jubelfeier des Landbau-Vereins der Stadt Braunschweig.
10.—13. 44. Plenarsitzung der Handelskammer.
14. Geheimer Hofrath, Prof. Dr Friedrich Knapp wird erster Dr ing. der Hochschule honoris causa.
18. Landesversammlung des Bundes der Landwirthe.
19. VIII. ordentliche Landessynode.
20. Die Landessynode wird bis zum 14. April 1901 vertagt.
20. Carl Schaper, Finanzsecretär †.
23. Besuch des Herzogs von Sachsen-Altenburg.
27. Einweihung des Sitzungssaales der Stadtverordneten im neuen Rathhause.
28. Reise des Regenten nach Berlin.
28. Rückkehr des Regenten aus Berlin.
30. Rudolf Steinhoff, Gymnasial-Oberlehrer, Professor, † in Blankenburg. W. S.

Bücherschau.

Stephan Beissel, Das Evangelienbuch Heinrich's III. aus dem Dome zu Goslar in der Bibliothek zu Upsala in seiner Bedeutung für Kunst und Liturgie. Mit einer Einleitung von Alexander Schnütgen. Mit 1 Lichtdruck und 10 Abbildungen. Erweiterter Abdruck aus der Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf, L. Schwann [1900]. 46 Sp. gr. 8°. 2 ℳ 40.

Die kostbare Handschrift, die aus dem Besitze des schwedischen Gesandten am türkischen Hofe, Ulrich Celsing, 1806 in die Universitätsbibliothek zu Upsala gelangte, ist, wie der Verfasser ausführt, das Glied einer großen Familie, einer „Schule", auf die sich die Forschung der letzten Jahre mit besonderem Eifer verlegt hat. Er macht die Erzeugnisse jener Schule namhaft, der er mehr oder weniger sicher 32 verschiedene Handschriften zuzählt. Vöge hat den Sitz dieser Schule erst nach Köln, später nach Trier verlegt, während Beissel geneigt ist, ihn in Süddeutschland zu suchen. „Die Schule scheint in Reichenau, in Regensburg, vielleicht in St. Gallen besonders geblüht, sich weit verbreitet zu haben. Jedenfalls blieb sie deutsch und in enger Beziehung zum Kaiserhof". Letzteres schließt der Verfasser aus dem Umstande, daß eine große Zahl dieser Handschriften — 10 von 32 — Kaiserbilder enthält, die uns sonst in anderen Handschriften der Zeit kaum begegnen. Unser Codex zeigt auf zwei hier wiedergegebenen Widmungsblättern den Kaiser Heinrich III., einmal mit seiner Gemahlin Agnes zusammen vor Christus, der sie unter seinen Schutz nimmt, das andere Mal den Aposteln Simon und Judas unseren Evangeliencodex überreichend. In der ausführlichen Beschreibung der Handschrift haben diese beiden Blätter für weitere Kreise natürlich das größte Interesse. Wissenschaftlich von Werth ist besonders auch die Untersuchung über das den Evangelien angehängte Perikopenverzeichniß, und sehr zu beherzigen sind die im Vorworte und in der Abhandlung ausgeführten Gesichtspunkte, nach denen bei Classificirung von illustrirten Handschriften nicht nur die Bilder, sondern auch der Text zu berücksichtigen sei.

L. Horwitz, Die Israeliten unter dem Königreich Westfalen. Ein actenmäßiger Beitrag zur Geschichte der Regierung König Jérôme's. Berlin, Commissionsverlag von S. Calvary u. Comp. (1900). 106 S. 8°. 2 ℳ

Wenn irgend Jemand Anlaß hatte, das neu gegründete Königreich Westfalen mit Freuden zu begrüßen, so waren es die Israeliten, die hier zuerst in deutschen Landen von bedrückendem Zwange befreit wurden und volles Staatsbürgerrecht erhielten. Man darf daher auch ihnen schon etwas mehr Ueberschwänglichkeit gegen den neuen Herrscher zu Gute halten, als ihren christlichen Landesgenossen, die damit leider auch nichts weniger als gegeizt haben. Es ist deshalb auch ein durchaus berechtigtes Unternehmen, die Stellung der Juden in der westfälischen Zeit monographisch zu behandeln. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit Fleiß und Umsicht gelöst, sein Buch ist ein interessanter Beitrag zur heimischen Geschichte jener Zeit. Mit Recht nennt er ihn einen actenmäßigen. Denn die Wiedergabe von Actenstücken überwiegt die Darstellung, die zu freier Gestaltung des Stoffes sich nicht aufschwingt. So hätten wir z. B. hier gern eine lebendige Charakteristik Israel Jacobson's gesehen, des thätigsten, tüchtigsten und einflußreichsten Vertreters des damaligen Judenthums, des Gründers der Jacobsonschule in Seesen, dessen Andenken hier in Segen fortlebt. Außer auf Kleinschmidt's Arbeit über ihn hätte auch auf die G. Rülf's (Braunschweig 1890) verwiesen werden können. In den Citaten wäre zumeist eine größere Genauigkeit erwünscht gewesen. Bei dem ersten mitgetheilten Decrete König Jérôme's S. 6 f. fehlt jede Zeitangabe; es ist unterm 27. Januar 1808 erlassen und im Gesetz-Bülletin I. Th. S. 255 ff. abgedruckt worden.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 22. Erster Verbandstag der freiwilligen Sanitätscolonnen im Braunschweigischen Landwehrverbande; die Einrichtungen und Organisation des Rothen Kreuzes. — 23. Bericht eines Mitkämpfers (Kreisdirector Pockels) über die Schlacht bei Quatrebras. 24. Wöhlert, Delegirten-Versammlung am 18. November zu Braunschweig.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 10. R. Blasius, Die Säuglingssterblichkeit nach der Wohlhabenheit der Eltern in Braunschweig 1890—1899. — 11. R. Zander, Leibesübungen der Frauen; J. Herrnheiser, Waschen der Augen. — 12. Gesetz behufs Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten in Deutschland; weg mit dem Alkohol.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck in Braunschweig.

Nro. 2. 27. Januar **1901.**

Harzburg und Canossa.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun noch einmal zu Heinrich IV. zurück, um uns auch die andere weit größere, umfassendere und tiefer greifende Katastrophe zu vergegenwärtigen, die ihm das Schicksal nicht erspart hat, ich meine jene Ereignisse, die sich an den Namen und die Burg von Canossa knüpfen. Der äußere Verlauf dieser Vorgänge ist so allgemein bekannt, daß ich mich darüber mit einigen Andeutungen begnüge. Heinrich stand nach dem Siege, den er bei Hohenburg über die Rebellen erfochten hatte, einen Augenblick auf dem Gipfel des Erfolges. Plündernd und Alles mit Schwert und Feuer verwüstend durchzog er Sachsen, wo jetzt zwischen den Fürsten und dem gemeinen Volke die helle Zwietracht ausbrach. Jene bequemten sich endlich, an der Möglichkeit jedes längeren Widerstandes verzweifelnd, zur Unterwerfung. In der weiten Ebene südlich von Sondershausen, zwischen Hohen-Ebra und Ober-Spier, gaben sie sich bedingungslos in die Hand des Königs. Nun feierte dieser das Weihnachtsfest 1075 wieder in seinem geliebten Goslar, ließ hier seinen erst zweijährigen Sohn Konrad zu seinem Nachfolger im Reiche erwählen und bemühete sich, die Zustände des durch den Krieg arg zerrütteten Sachsens neu zu ordnen. Es waren die letzten guten Tage, die ihm auf lange Zeit hinaus beschieden sein sollten. Denn gerade in diesem Augenblicke kam das Zerwürfniß zwischen ihm und dem soeben zum Papste erwählten Gregor VII. zu offenem Ausbruch. Zwischen dem Staat und der Kirche, der weltlichen und geistlichen Macht, that sich ein Riß auf, in Folge dessen der Streit mit den Sachsen über die enge Bedeutung einer wesentlich provinziellen Angelegenheit hinaus zu dem gewaltigsten Kampfe erwuchs, der je die abendländische Welt aufgeregt, erschüttert und zerrüttet hat. Auf die Anklagen, Beschuldigungen und versteckten Drohungen, die eine päpstliche Gesandtschaft im Namen Gregor's noch in Goslar an den König richtete, antwortete dieser alsbald mit der Berufung einer Synode von deutschen Bischöfen, die die Absetzung des Papstes aussprach, woranf am 22. Februar 1076 die Verhängung des großen Kirchenbannes über den König erfolgte, die zugleich den Verlust seiner Krone und die Entbindung aller seiner Unterthanen von dem ihm geleisteten Treueide in sich schloß.

Damit war ein Kampf eröffnet, der nur mit der Vernichtung der einen der mit einander hadernden Mächte enden zu können schien. Nun flackerte der eben gedämpfte Aufstand in Sachsen von Neuem auf. Bald gesellten sich den Empörern auch die großen süddeutschen Herzöge zu, durch alle Provinzen des Reiches verbreitete sich der Abfall vom Könige und überall erhob der Verrath sein Haupt. Zu spät erkannte Heinrich, welch einen Schwall erbitterter Feinde er durch sein Vorgehen gegen sich heraufbeschworen, wie stark der Gegner war, dem er den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Von Allen verlassen und verrathen, faßte er, um das Aeußerste abzuwenden, wie einst auf der Harzburg, einen verzweifelten Entschluß. Die Welt erlebte das weder vorher noch nachher je dagewesene Schauspiel, daß ein deutscher Kaiser drei Tage lang in bitterster Winterkälte als Büßer, in härenem Gewande, hungernd und frierend vor den Thoren einer italienischen Burg vergebens um Gnade und um die Lösung vom Banne flehen mußte.

Es ist wohl erklärlich, daß diese Ereignisse sich tief in das Gedächtniß des deutschen Volkes eingeprägt haben. Die Tage von Canossa gelten als die tiefste Erniedrigung unseres nationalen Königthumes, bei deren Erinnerung die Röthe der Scham jedem gut deutsch gesinnten Manne ins Gesicht steigt, und man begreift daher, wie jene Worte: „Nach Canossa gehen wir nicht“ zu ihrer Zeit einen so allgemeinen Widerhall im deutschen Volke fanden. Es fragt sich nur, ob diese Auffassung der großen Tragödie auch der geschichtlichen Wahrheit entspricht, ob nicht vielmehr bei ruhiger leidenschaftsloser Erwägung der Sachlage und der Vorgänge sich ein Bild von diesen ergiebt, das nicht unwesentlich von demjenigen abweicht, wie es bei den Meisten von uns während der Schulzeit in unserer Vorstellung sich gebildet und in unserem Gedächtnisse seitdem sich eingenistet hat. Diese Fragen haben in neuerer Zeit verschiedene Geschichtsforscher und zwar nur akatholische beschäftigt. Sie haben sich ausnahmslos für die Bejahung der letzteren entschieden: zunächst Karl Wilhelm Nitzsch in seiner geistvollen Geschichte des deutschen

Volkes, sodann Hans Delbrück in einem von ihm gehaltenen Vortrage, zuletzt — am eindringlichsten und überzeugendsten — Felix Stieve, gleichfalls in einem Vortrage, der sich unter seinen soeben nach seinem Tode von seiner Wittwe pietätsvoll gesammelten und herausgegebenen „Abhandlungen, Vorträgen und Reden“ befindet. Es sei mir vergönnt, am Schluß meiner Ausführungen den Gedankengang dieser meisterhaften Arbeit meines verstorbenen unvergeßlichen Freundes, der allzufrüh der Wissenschaft entrissen worden ist, kurz zu skizziren. Ich glaube damit nicht nur dem Heimgegangenen den bescheidenen Zoll dankbarer Erinnerung darzubringen, sondern auch Ihnen, m. H., einen Genuß zu bereiten.

Stieve geht davon aus, daß, um die Ereignisse von Canossa richtig zu würdigen, man sich vor Allem die Persönlichkeit der Handelnden und die Entwickelung der Gegensätze vergegenwärtigen müsse, deren Träger sie waren. Demgemäß schildert er zunächst die kirchliche Bewegung, aus deren Nährboden Papst Gregor VII. seinem Wesen und Streben nach erwuchs. Die Keime dieser Bewegung liegen etwa zwei Jahrhunderte zurück, in den Zeiten grausamster und traurigster Zerrüttung, die der Auflösung der fränkisch-karolingischen Monarchie, der Schöpfung des großen Karl, auf dem Gebiete des Staates sowohl wie der Kirche folgten. Damals erwachte unter den Wenigen, die noch religiöse Empfindung sich bewahrten, jene düstere Weltanschauung zu neuem Leben, die sich einst der ersten Christen inmitten der Zersetzung des römischen Weltreiches und der von unsagbaren Greueln begleiteten Auflösung der heidnischen Gesellschaftsordnung bemächtigt und sie in die schweigende Einsamkeit der Wüste getrieben hatte. Ihren ergreifendsten Ausdruck erhielt diese vor dem Zusammenbruch einer sittlich durch und durch verderbten Welt flüchtende Gesinnung in dem berühmten Buche des heiligen Augustinus „vom Gottesstaate (de civitate Dei)“, das in der Schätzung der gläubigen Christenheit von damals fast zu dem Range einer zweiten Bibel erhoben ward. Die Grundanschauung dieses Buches kann man dahin zusammenfassen, daß allem Irdischen der Stempel der Sündhaftigkeit und folglich der Nichtigkeit aufgeprägt sei, daß die Welt nur ein großes Jammerthal darstelle, dazu bestimmt, den Menschen durch Leiden und Trübsal zu läutern, auf daß er den Weg finde in seine eigentliche, ihm von Gott bestimmte himmlische Heimath. Buße, Abtödtung des Fleisches und Weltflucht werden als die sichersten dahin führenden Pfade aufgestellt, empfohlen und gepriesen.

Diese religiösen Anschauungen fanden bald auch Eingang in die Länder romanischer und germanischer Zunge, vorzüglich in Frankreich, wo das um 910 gegründete Kloster Cluny in Burgund unter frommen, strengen und gottbegeisterten Männern, wie dem h. Odilo und seinem Nachfolger Hugo, der eigentliche Mittelpunkt für sie wurde. Von hier sind sie hinausgezogen in die Welt und haben sie sich unterworfen. „Wie eine Botschaft läuternder Erhebung“ — sagt Stieve — „traf diese Predigt die Herzen, welche im Meere weltlicher Bedrängniß umhergetrieben wurden und nach Tröstung schmachteten, wie die Posaune des jüngsten Gerichtes dagegen schmetterte sie in das Gewissen der mit Frevel Beladenen, und Mancher von diesen eilte, wie vom Blitze getroffen, das bluttriefende Schwert mit dem Bußgewande und der Geißel zu vertauschen.“

Aus diesem Kreise der Cluniacenser ist nun auch Hildebrand hervorgegangen, der spätere Papst Gregor VII. Ihre Ideen wurden ihm vermittelt theils durch die römischen Klöster Santa Maria auf dem Aventin, wo er erzogen ward, und St. Paul, wo er als Vorsteher viel mit den großen Aebten von Cluny verkehrte, theils auch durch einen Aufenthalt in dem französischen Kloster selbst, wo er in dem Jahre 1057 längere Zeit verweilte. Nur aus ihnen heraus kann man Wesen und Persönlichkeit des gewaltigen Mannes verstehen und würdigen. Stieve hat das in einer Schilderung gethan, die in ihrer vollen Ausdehnung mitzutheilen ich mir nicht versagen möchte. „In Gregor's Wesen“ — so führt er aus — „bildete das Gemüth das herrschende Element. Es äußerte sich, wenn er im Gespräche mit Fremden oft von Rührung überwältigt wurde, wenn er beim Meßopfer in Betrachtung des Leidens Christi in Thränen zerfloß, wenn er der Jungfrau Maria nicht nur jenen geistlichen Minnedienst widmete, der durch ihn in der Kirche eingebürgert wurde, sondern in drangvoller Lage sogar Erscheinungen und Offenbarungen der Gottesmutter zu empfangen glaubte, wenn er sich mit dem Apostelfürsten Petrus in geistiger Lebensgemeinschaft fühlte, wenn er in zuversichtlichen Weissagungen verkündete, was in naher Zukunft geschehen werde. In seiner ganzen wahrhaft wunderbaren Kraft aber bewährt sich sein Empfinden in seinem Verhältniß zu cluniacensischen Bewegung. Wie ein weltlich gesinntes Herz von der Liebe ergriffen wird, so daß es keiner anderen Regung mehr Raum bietet und nicht von ihr lassen noch sie auch nur beherrschen kann, so wurde Gregor von den Anschauungen der Weltflucht überwältigt und durchdrungen, und sie beherrschten ihn wie mit Zaubergewalt. Er huldigte ihr nicht aus Ehrgeiz oder Herrschsucht, solche Triebe sind seinem Idealismus völlig fremd. Er dient ihr auch nicht aus jener nüchternen Berechnung, von welcher aus scharfes und mechanisches Denken die Verwirklichung seiner Grundsätze verfolgt. Wohl ist er klug und von ungewöhnlicher Gewandtheit in allen Geschäften des öffentlichen Lebens, aber weitsichtiges, sorgsames Planen ist ihm nicht eigen. Er entfaltet die großen Gaben seines Verstandes nur instinktiv unter den Forderungen des Kampfes für seine Anschauung. Für diese aber arbeitet, ringt und streitet er, weil er muß. Bisweilen hat er die Empfindung, daß seine Kräfte der Aufgabe, die er lösen will, nicht gewachsen seien, und er schreit auf zu Gott, daß er seine Schwäche entlasten möge. Doch die Aufgabe läßt ihn nicht los. Sie hält ihn fest und zwingt ihn, für sie zu streiten bis zum letzten Athemzuge. Jede Rücksicht auf die eigene Persönlichkeit schwindet ihr gegenüber, ebenso aber auch jede Duldsamkeit für Andere. Der weiche, wohlwollende, christliche Mann wird hart bis zur Unbarmherzigkeit, ja, er scheuet sogar nicht davor zurück, sehr bedenkliche Mittel und Genossen für seine Ziele zu verwenden. Andererseits vermag ihn keine

Niederlage und kein Mißgeschick zu beirren, und wie oft auch seinen Weissagungen die Erfüllung ausbleibt, stets sieht er mit unerschütterlicher Zuversicht dem Siege der von ihm vertretenen Sache entgegen und ungebeugten Sinnes stirbt er in der Verbannung."

So war der Mann beschaffen, der jetzt in den Kampf um die Weltherrschaft mit Heinrich IV. eintrat. Es muß nochmals und immer wieder betont werden, daß weder der Papst noch der König Ziele persönlichen Ehrgeizes verfolgten oder sich von selbstsüchtigen Motiven bestimmen ließen. Vielmehr vertrat ein Jeder von ihnen eine Ideenwelt, deren Anschauungen sich gegenseitig ausschlossen und daher zu einem Conflicte auf Tod und Leben führen mußten. Aus der Fülle seiner idealen religiösen Gesinnung heraus erhob Gregor den Anspruch, daß die Fürsten ihre Reiche vom Papste zu Lehen nehmen und ihre Regierung nach dessen Vorschriften führen sollten, ihm aber die Befugniß zustehen müsse, solche Fürsten, die ihr Amt nicht im Sinne der Kirche verwalteten oder durch sündhaftes Leben Aergerniß erregten, zu ermahnen, zu strafen und zu entsetzen. „Ein großes Bild", sagt Stieve, „schwebte vor seiner Seele. Die ganze Christenheit sollte eine Congregation nach dem Muster von Cluny bilden, an deren Spitze der Papst wie in Cluny der Abt mit unbeschränkter Gewalt stehe. Der Geist der Weltflucht sollte diese ganze Congregation durchdringen und beherrschen. Alljährlich sollten sich die Würdenträger der Kirche und die Fürsten unter dem Vorsitze des Papstes versammeln, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Christenheit zu berathen und Streitigkeiten der Fürsten mit einander oder mit ihren Unterthanen beizulegen oder zu entscheiden. Innerhalb der Christenheit sollte es keinen Krieg geben, die Schwerter sollten nur noch dazu dienen, das Reich Gottes auszubreiten und vor Allem Paläſtina, das Land, wo Christus gelebt und gestorben, den Anhängern des Islam zu entreißen."

Es leuchtet ein, daß mit der Verwirklichung solcher Ideen und Pläne die bisherigen staatlichen Ordnungen und ihr Verhältniß zur Kirche eine vollständige Verschiebung erfahren mußten, und ebenso einleuchtend ist es, daß diese von allen christlichen Fürsten vornehmlich den deutschen König treffen mußte, der bislang unbestritten als das Oberhaupt des christlichen Staatsverbandes gegolten hatte. Wir wissen, in welcher Bedrängniß sich Heinrich IV. damals befand. Nicht ohne reiche Anlagen, aber jung — er zählte erst 22 Jahre — lebhaften Temperamentes und selbstbewußt, zudem durch eine verkehrte Erziehung in seiner Entwickelung beeinträchtigt, war er kein dem großen Papste ebenbürtiger Gegner, aber er fühlte sich als der Sohn seines Vaters, der drei unwürdige Päpste auf einmal beseitigt und dann den apostolischen Stuhl drei Mal hinter einander mit deutschen Männern seiner Wahl besetzt hatte. Gegen die Eindämmung der Simonie, das Gebot der Ehelosigkeit für die Geistlichen und andere Neuerungen Gregor's, die rein kirchlicher Natur waren, hatte er im Grunde wenig oder nichts einzuwenden, desto entschiedener widerstrebte er den Forderungen und Ansprüchen, die Jener in Bezug auf die staatlichen Zustände und Einrichtungen erhob. Von diesen hatte keine eine größere Bedeutung als die Investitur, d. h. das Recht, die Mitglieder der höheren Geistlichkeit zu ernennen und in ihren Würden, Aemtern und den damit verbundenen Nutznießungen zu bestätigen. Seit Otto's des Großen Zeit hatte dieses Recht, das symbolisch in der Belehnung des Betreffenden mit dem Ring für sein geistliches Amt und mit dem Stabe für seine weltlichen Befugnisse zum Ausdruck kam, unbestritten in der Hand des Königs geruhet. Jetzt erhob Gregor den Anspruch, daß es Niemandem anders als dem Papste zustehen dürfe. Das wäre einer fast völligen Lahmlegung der königlichen Gewalt gleichgekommen, da diese sich vorzugsweise auf die hohen geistlichen Würdenträger stützte, die von den deutschen Königen mit Immunitäten, Gütern und Rechten der Krone im Verlaufe der Zeit in wahrhaft verschwenderischer Weise waren ausgestattet worden. Heinrich erkannte, daß es sich hier um eine Existenzfrage für das deutsche Königthum handelte, eine Frage, in Bezug auf die er die Ueberzeugung hatte, daß das Recht völlig auf seiner Seite sei. Er hatte den Mahnungen des Papstes gemäß bereitwillig auf den Verkauf geistlicher Würden verzichtet und damit dem Unfuge der Simonie ein Ende gemacht. Aber zu der Ernennung und Investitur der Bischöfe und Aebte fühlte er sich ebenso befugt wie zu der Behauptung der Oberhoheit über die Päpste, die durch das Herkommen nicht allein, sondern auch durch zahlreiche Verträge gleichsam geheiligt war. Entschlossen nahm er den ihm angebotenen oder vielmehr aufgedrängten Kampf an. Es war ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß er ihn siegreich zu Ende führen werde. Nun aber mußte er den Abfall der deutschen Fürsten erfahren, nicht nur die erneuete Erhebung der sächsischen, die er noch soeben in der Schlacht bei Hohenburg gezüchtigt hatte, sondern auch die Untreue und den Verrath der süddeutschen, die jetzt mit jenen gemeinsame Sache machten. Schon verhandelte man ganz offen über seine Entthronung und über die Wahl eines anderen Königs. Für den 16. October 1076 schrieben die Herzöge und Fürsten einen Tag nach Tribur aus, zu dem auch päpstliche Legaten erwartet wurden. Der von allen Seiten verrathene und bedrohete König sah sich jetzt in die bittere Nothwendigkeit versetzt, mit den Empörern zu unterhandeln. Es gelang ihm, wenigstens einen Aufschub der beabsichtigten Königswahl zu erlangen. Aber er mußte geloben, sich in allen Stücken dem Papste zu unterwerfen, der im folgenden Jahre selbst nach Deutschland kommen sollte, um zu Augsburg in einer großen und feierlichen Reichsversammlung mit den Fürsten gemeinsam die Entscheidung in Heinrich's Sache zu fällen. Zugleich aber ward diesem bedeutet, daß er unter allen Umständen bis zum nächsten Jahrestage der über ihn verhängten Excommunication (22. Februar 1077) die Lossprechung vom Banne erlangen müsse: im entgegengesetzten Falle habe er nach den alten Pfalzgesetzen Krone wie Reich verwirkt, und man werde dann sogleich zur Wahl eines neuen Königs schreiten. Vergebens wandte sich Heinrich jetzt an den

Papst und erbot sich, die Lossprechung vom Banne persönlich in Rom nachzusuchen. Er erhielt eine ausweichende Antwort, denn Gregor erkannte sehr wohl, daß, wenn es ihm gelänge, auf deutschem Boden in so feierlicher Weise über den König zu Gericht zu sitzen, damit die Oberherrlichkeit des Papstthums über alle weltliche Macht, selbst über das Kaiserthum, zu unbestreitbarer Geltung gebracht und er dann thatsächlich als Sieger aus dem großen Zerwürfniß hervorgegangen sei.

So blieb denn Heinrich nichts übrig, als sich zu dem zu entschließen, was man „den Gang nach Canossa“ nennt, d. h. zu dem Versuche, koste es was es wolle, den Papst zu seiner Lossprechung vom Banne zu nöthigen und ihm damit die gefährlichste gegen ihn geführte Waffe zu entwinden. Nach einer Winterfahrt, die an Mühsal, Entbehrung und Gefahren überreich war, erschien er, nur von seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Söhnchen begleitet, in der Lombardei, nicht, wie die Bevölkerung des Landes hoffte, um, die Waffen in der Hand, mit dem Papste abzurechnen, sondern lediglich, um ihn — und wäre es unter schwerster persönlicher Demüthigung — moralisch zu einem Acte der Versöhnung und Gnade zu zwingen.

Um dieselbe Zeit war auch Gregor von Rom aufgebrochen und hatte die verabredete Reise nach Augsburg angetreten. Noch hatte er den Po nicht erreicht, da erfuhr er, daß Heinrich in Reggio angekommen sei und daß sich viel Volk um ihn sammle. Bestürzt und um seine persönliche Sicherheit besorgt, bog er vom Wege ab und wandte sich nach Canossa, dem Schlosse seiner Freundin, der den cluniacensischen Bestrebungen völlig ergebenen Markgräfin Mathilde von Tuscien. Hier konnte er den weiteren Gang der Dinge in aller Ruhe erwarten. Verhandlungen, um die der König bat, lehnte er mit der Erklärung ab, daß er sich auf solche erst einlassen könne, wenn Heinrich vorher auf die Krone Verzicht leiste. Er war der Ansicht, dies den deutschen Fürsten schuldig zu sein, denen er versprochen hatte, sich nicht hinter ihrem Rücken mit dem Könige zu verständigen. Da geschah das Unerhörte. Am 25. Januar 1077 erschien Heinrich, einer plötzlichen Eingebung folgend, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, mit geringer Begleitung, barfuß und im Bußgewande vor der markgräflichen Burg und begehrte Einlaß, um sich jeder kirchlichen Buße zu unterwerfen, die man ihm auferlegen würde. Gregor erschrak in tiefster Seele, denn darauf war er nicht gefaßt gewesen. Heinrich's Schritt versetzte ihn in die peinlichste Lage, aus der er zunächst keinen Ausweg erblickte. Mit dem Scharfsinn, den die Bedrängniß verleiht, erkannte er die Absicht des Gegners, ihn mit der eigenen Waffe zu überwinden. Wie konnte er die über diesen verhängte Strafe aufrecht erhalten, wenn der kirchlichen Autorität und ihren Forderungen in so rückhaltloser Weise Genüge geschah? Andererseits sah er voraus, daß, wenn er nachgab, sein Bündniß mit den deutschen Fürsten unfehlbar in die Brüche gehen mußte und er damit die kräftigsten Stützen seiner Forderungen verlieren würde. Diese Erwägung gab den Ausschlag. Das Thor von Canossa blieb verschlossen. Aber auch Heinrich ließ sich nicht beirren. Drei Tage sah man dasselbe Schauspiel: den königlichen Büßer an der Pforte des Schlosses, vom frühen Morgen bis die Nacht herabsank, geduldig ausharrend, unbekümmert um den schneidenden Wind und den fallenden Schnee, ohne Trank und Nahrung: ein Anblick zum Erbarmen.

Aber den Papst vermochte er nicht zu erweichen. Es war nicht Hochmuth oder Rachsucht, die ihn so handeln ließen, auch nicht das Gefühl stolzen Triumphes, mit dem ein errungener Sieg die Seele des Menschen zu erfüllen pflegt. Er folgte vielmehr vorwiegend den Rathschlägen der nüchternsten Politik, mehr vielleicht noch den Geboten und Forderungen der ganzen Weltanschauung, in deren Banne sich sein Denken fast ausschließlich bewegte. Vergebens waren die von Tage zu Tage dringender werdenden, zuletzt sich bis zu Vorwürfen steigernden Bitten seiner Umgebung, des Abtes Hugo von Cluny, der Markgräfin von Susa, Heinrich's Schwiegermutter, ja der Besitzerin von Canossa selbst, die ihn auf das Wort der heiligen Schrift verwiesen, daß Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe. Endlich gab Gregor zögernd und von dem Anblicke, der sich ihm vor dem Burgthore darbot, tief erschüttert nach. Sein eigenes religiöses Gefühl siegte über seinen politischen und kirchlichem Doctrinarismus. Als Heinrich am Morgen des 28. Januar zum vierten Male an die Pforte des Schlosses von Canossa klopfte, that sie sich vor ihm auf und er betrat den Vorhof der Burg.

Es folgten nun längere Verhandlungen, deren Einzelheiten ich übergehe. In Bezug auf die große kirchliche Frage konnte ihr Ergebniß in Anbetracht der Neuheit dieser Frage kaum anders ausfallen, als daß man ihre Entscheidung vertagte und hinausschob. Was dagegen die deutsche Frage betrifft, so gelang es Gregor nur mit Mühe den Schein zu retten, als habe er die den deutschen Fürsten gegebenen Zusagen gehalten. Die Lösung Heinrich's von dem Banne der Kirche konnte folgerichtig nur in dem Sinne gedeutet werden, daß er damit wieder als rechtmäßiger König anerkannt ward und Gregor auf die Rolle eines Schiedsrichters zwischen ihm und den deutschen Fürsten verzichtete.

„Die religiöse Bewegung, die Gregor vertrat, hatte in der Buße Heinrich's einen glänzenden Triumph gefeiert, der Papst selbst aber hatte durch sie eine schwere Niederlage erlitten. Dessen war sich Gregor auch voll bewußt, wie sein Entschuldigungsschreiben an die deutschen Fürsten beweist. Lange Zeit konnte er deren Mißtrauen nicht überwinden, und lange Zeit suchte er schwankend und unsicher nach einer neuen Grundlage zur Fortsetzung des Kampfes. Für Heinrich IV. dagegen war in den Augen der Zeitgenossen die Buße von Canossa kein Schimpf. Die Frommen bewunderten seine Demuth, die weltlich Gesinnten seine Klugheit — und ihrem Ergebniß nach bedeutete seine Buße einen Sieg des Kaiserthums, allerdings nicht einen entscheidenden und endgültigen Sieg, aber doch einen Sieg, der dem bereits völlig zu Boden geworfenen Königthume ermöglichte, sich wieder

zu erheben und den Kampf gegen Papstthum und Fürstenthum fortzuführen. Wir Deutschen haben daher keinen Grund, der Tage von Canossa mit Scham und Erbitterung zu gedenken, und — vom allgemein menschlichen Standpunkte betrachtet — bieten sie ein erhebendes Schauspiel dar in der Entfaltung der mächtigsten und besten Kräfte der menschlichen Seele. Groß erscheint der junge König durch die geniale Sicherheit, womit er den Weg zu seinem Siege erkennt, und durch die gewaltige Stärke des Willens, womit er seinen königlichen Stolz und seinen bittern Groll jener Erkenntniß unterwirft, nicht minder groß aber auch Gregor, indem er sich durch die Tiefe und Innigkeit seines religiösen Gefühls und durch die Wärme seines Herzens besiegen läßt."

Das sind die Schlußbetrachtungen, in denen Stieve das Ergebniß seiner Darstellung zusammenfaßt. Man wird kaum etwas Wesentliches dagegen einzuwenden haben. Denn es ist doch längst Grundsatz jeder besonnenen und eindringlichen historischen Forschung geworden, Menschen, Vorgänge und Verhältnisse nicht aus dem oft schiefen Sehwinkel der eigenen Zeit heraus zu beurtheilen, sondern — von dieser absehend — sich in die Gedanken- und Empfindungswelt derjenigen Zeit zu versetzen, um die es sich handelt, und aus der heraus man allein das Wesen der in Betracht kommenden Personen zu verstehen und den Zusammenhang der geschilderten Ereignisse richtig zu beurtheilen vermag. Mit dem von Heinrich in Canossa errungenen Erfolge war freilich, wie auch Stieve bemerkt, der große weltgeschichtliche Kampf zwischen Papst- und Kaiserthum nicht beendet, sondern erst aufgerollt. Er hat seitdem Jahrhunderte lang gedauert und dauert in gewissem Sinne selbst heute noch fort. Für den Beginn aber dieses Kampfes, der uns heute beschäftigt hat, bedeuten die Tage von Canossa unzweifelhaft eine Wendung zu Gunsten des Kaiserthums und nicht des Papstthums. Sie waren an Heinrich nicht spurlos vorübergegangen, diese Tage der Aufregung, der inneren Kämpfe und der seelischen Prüfung. Als ein anderer Mann war er nach Deutschland zurückgekehrt: gereifter, besonnener und fest entschlossen, den Kampf um seine Krone auf Tod und Leben aufzunehmen und zu bestehen. Und er hat ihn geführt unermüdlich und unverdrossen, oft besiegt, aber niemals völlig überwunden, mit einer Thatkraft und Beharrlichkeit, die der höchsten Bewunderung werth sind. Für Gregor dagegen war mit jenen Tagen der Höhepunkt seiner Erfolge überschritten: man hat entschieden den Eindruck, daß es damit von dieser Zeit an unaufhaltsam bergab geht. Kaum waren seitdem vier Jahre verflossen, als der Büßer von Canossa mit gewaltiger Heeresmacht gegen die Stadt des heiligen Petrus, die ewige Roma, heranzog. Gregor warf sich seinen Verbündeten, den unteritalischen Normannen, in die Arme, die ihn aus der Bedrängniß auf der Engelsburg, wohin er sich geflüchtet hatte, befreiten, aber erst, nachdem sie Rom großentheils in einen Trümmerhaufen verwandelt hatten. Gregor, der erkannte, daß sein fernerer Aufenthalt in der Stadt zu einer Unmöglichkeit geworden war, folgte ihnen bei ihrem Abzuge nach Unteritalien. Er ging zuerst nach Monte-Cassino, dann nach Salerno, wo ihm der Normannenherzog Robert Guiscard ein Asyl eröffnete. Hier ist er nach wenigen Jahren verlassen, vereinsamt und halb vergessen, am 25. Mai 1085 aus dieser Welt geschieden. „Dilexi iustitiam et odivi iniquitatem: propterea morior in exilio (Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ruchlosigkeit gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung)", mit diesen Worten auf den Lippen ist er gestorben.

Die Burg Canossa aber, die ehemals unbezwingliche Feste, vor deren Mauern sich die heute von mir behandelte erschütterndste Episode in dem langen weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Papst- und Kaiserthum abgespielt hat, liegt, wie die Harzburg, jetzt gleichfalls in ihren Trümmern. Nichts ist von dem alten Glanze und von der Herrlichkeit vergangener Zeiten übrig geblieben. Zu ihren Füßen, theilweise auch inmitten ihrer verfallenen Reste hat sich im Verlaufe der Jahre eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern und Arbeitern angesiedelt, die in der Einförmigkeit ihres Werkeltagslebens sich wohl schwerlich eine Erinnerung bewahrt haben wird an die weltbekannten ergreifenden Geschehnisse, die einst vor und in der trotzigen Felsenburg zu ihren Häupten sich zugetragen haben und denen diese wesentlich, um nicht zu sagen einzig und allein ihre Berühmtheit verdankt.

Bücherschau.

A. Rhamm, Die Verfassungsgesetze des Herzogthums Braunschweig herausgegeben und eingeleitet. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1900. VIII und 335 S. 8°. 5 M.

Das Buch bietet mehr, als der Titel verspricht; der Verfasser hätte hinter dem „herausgegeben" getrost noch ein „erläutert" einschalten können; denn er hat den Text der Gesetze mit einem fortlaufenden Commentare versehen, indem er zu allen Bestimmungen der einzelnen Paragraphen, bei denen eine Erklärung erforderlich scheint, das Auslegungsmaterial heranzieht und eine Lösung der Zweifel entweder selbst giebt oder nach Möglichkeit vorbereitet. Dabei geht er äußerst gründlich zu Werke. Er verfolgt die betreffenden Institutionen, so weit es irgend geht, in die Vergangenheit zurück, zeigt ihre Entstehung und Entwicklung und fördert so auf das Wirksamste das Verständniß der Gegenwart. Auch zieht er überall die entsprechenden Vorschriften anderer Verfassungsgesetze, die einschlagenden Ausführungen der maßgebenden Rechtslehrer zu Rathe. So giebt das Buch über alle Verfassungsfragen und damit zusammenhängenden Verhältnisse erwünschte Auskunft, über die man sich bislang bei dem gänzlichen Mangel eines derartigen Hilfsbuchs nur sehr schwer zu orientiren vermochte. Es füllt somit eine seit langer Zeit empfundene Lücke auf's Beste aus. Sehr erleichtert wird die Benutzung des Buches nicht nur durch ein zweckmäßig angelegtes und — nach Stichproben zu urtheilen — zuverlässig gearbeitetes Regster, sondern auch durch den einleitenden Theil, der die Entwickelung

unseres heimischen Verfassungsrechts übersichtlich darlegt. Zunächst wird kurz das Staatsgebiet und das Herrscherhaus, dann die Entstehung und die Geschichte der Landstände behandelt. Neu und interessant ist hier S. 18, nebenbei gesagt, u. A. die Mittheilung über die Stellung, die die Schatzräthe zu den englischen Subsidienverträgen von 1776 eingenommen haben. Ausführlicher wird dann auf die Erneuerte Landschafts-Ordnung vom 19. Juni 1820 und den Verfassungsstreit der Stände mit Herzog Karl II. eingegangen. Es folgt dann eine sorgsame Auseinandersetzung über das Zustandekommen unserer Landesverfassung, der Neuen Landschafts-Ordnung vom 12. October 1832, sowie des Finanznebenvertrages von demselben Tage, wobei namentlich auch die Finanzfragen, die Trennung des fürstlichen und Domanialhaushalts vom eigentlichen Staatshaushalt lichtvoll erörtert werden. Daran schließt sich eine Darstellung der Aenderungen und Ergänzungen, die die Neue Landschaftsordnung später erfahren hat. Es handelt sich hier vorzüglich um die Zusammensetzung des Landtags, die mehrfach, durch die Gesetze vom 11. September 1848, 30. November 1851 und 6. Mai 1899, geändert wurde, und um das sog. Regentschaftsgesetz vom 16. Februar 1879, dessen wohlthätige Wirkung S. 69 warm anerkannt wird. Alles dieses ist auf Grund umfassenden Materiales, mit dem die langjährige Thätigkeit des Verfassers als Rechtsbeistand der Stände ihn wie wohl keinen Zweiten vertraut gemacht hat, knapp und klar geschildert, so daß auch ein Laie mit Vergnügen den gewandt geschriebenen Ausführungen folgen wird. Den Schluß der Einleitung bildet eine Uebersicht über die spärlich fließenden Quellen und die ebenfalls dürftige Litteratur des Braunschweigischen Verfassungsrechts. Für die ältere Zeit macht sich auch hier der Mangel eines Braunschweigischen Urkundenbuches empfindlich bemerkbar.

Es folgt dann S. 79—330 der Abdruck der Gesetze mit fortlaufender Erklärung in Gestalt von Anmerkungen, die stellenweise den Umfang kleiner, höchst lehrreicher Abhandlungen annehmen. Den Schwerpunkt bildet hier natürlich die Neue Landschafts-Ordnung (S. 79 bis 278). Da es dem Verfasser vor Allem auf die practische Verwendbarkeit des Buches ankommt, so sind an den Stellen, wo die spätere Gesetzgebung neuere Bestimmungen gebracht hat, diese mitgetheilt, aber durch besonderen Druck sogleich kenntlich gemacht. So ist z. B. S. 130 bis 147 statt der §§. 60—93 der Neuen Landschafts-Ordnung das Gesetz vom 6. Mai 1899 zum Abdruck gekommen. Bestimmungen, die fortgefallen, ohne daß sie durch andere ersetzt waren, sind in Parenthese gesetzt worden.

Die Vermuthung des Verfassers S. 45 Anmerk. 2, daß die Aenderungen des Entwurfs der Neuen Landschafts-Ordnung großentheils durch mündliche Verhandlungen mit dem Geheimrath von Schleinitz erfolgt seien, findet ihre Bestätigung in den Aufzeichnungen des Magistratsdirectors W. Bode, über die man P. Zimmermann's Schrift über den Erbhuldigungseid S. 40 f. vergleiche. Danach hat Bode auch offenbar zu den Deputirten der größeren Commission gehört, unter denen der Verf. S. 40 statt seiner von Cramm nennt. Zu Unrecht folgt der Verf. aber demselben Forscher in allen Lebensdaten über von Schleinitz S. 45 Anm. 1. Dieser hat an der Schlacht bei Waterloo nicht Theil genommen. Wir benutzen die Gelegenheit, dieses Versehen zunächst Zimmermann's hier zu berichtigen. Doch soll dies keine Bemängelung des verdienstvollen Buches sein, sondern nur ein Zeichen der Theilnahme, die wir ihm gewidmet haben. Bei Gegenständen, in die politische Tagesfragen einspielen, hat endlich den Referenten, wenn er auch nicht überall ganz einverstanden ist, doch angenehm berührt die wissenschaftliche Sachlichkeit, deren sich der Verfasser auch hier befleißigt hat.

P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Braunschweig mit Ausschluß der Stadt Braunschweig. Mit 14 Tafeln und 153 Textabbildungen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1900. XV u. 380 S. gr. 8⁰. 10 M.

A. u. d T.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig im Auftrage des Herzoglichen Staats-Ministeriums herausgegeben von der Herzoglichen Bau-Direction. II. B.

Alle Vorzüge, die der erste Band dieses wichtigen Werkes aufwies und die bereits im Jahrgange 1897 dieser Blätter S. 95 f. hervorgehoben wurden, zeigt auch der vorliegende Theil im vollem Maße: eine gründliche Durcharbeitung und sichere Beherrschung des vielgestaltigen Stoffes, dem der Verfasser in geschichtlicher, archälogischer, kunsthistorischer und architektonischer Hinsicht durchaus gerecht wird. Dazu eine klare und gewandte Darstellung, eine geschickte Druckeinrichtung und eine reiche Beigabe von gut gewählten und ausgeführten Abbildungen, die dem Texte in bester Weise zu Hülfe kommen. Das Ganze ein Buch, das dem Verfasser wie unserem Lande Ehre macht und in der jüngst stark angewachsenen Denkmälerlitteratur den hervorragenden Platz behauptet, den die Anerkennung der Fachkreise dem ersten Bande zugesprochen hat.

Die Wünsche, die wir hier das vorige Mal aussprachen, sind nach Möglichkeit berücksichtigt worden. Wo sich zur Erklärung und Datirung der Denkmäler geschichtliche Anhaltspunkte boten, sind diese mit bestem Erfolge benutzt worden. Schreiber dieses hat es an einzelnen Stellen versucht, durch heraldisch-genealogische Untersuchungen weiter zu kommen. Es ist ihm nur an einer Stelle, S. 262, gelungen, wo die zwei steinernen Wappen über dem südlichen Chorfenster zu Denstorf auf Thedel v. Wallmoden († 1610) und Sophie von Rössing († 1620) gedeutet werden müssen. Die Wüstungen sind auch in diesem 2. Theile aufgenommen. Wir halten die im Vorworte dafür vorgebrachten sachlichen Gründe nicht für stichhaltig, müssen vielmehr grundsätzlich bei unserer früheren Ansicht beharren, aber doch zugeben, daß eine so weit gehende Aenderung in der Anlage eines monumentalen Werkes ihre sehr bedenkliche Seite hat. Einen dankenswerthen Vorzug sehen wir in der starken Vermehrung der fleißig gearbeiteten Register (23 statt 13), welche die Ortschaften, die kirchlichen und weltlichen Bauwerke, Steinmetzzeichen,

Bildhauerarbeiten, Gemälde, Maler, Kupferstecher, kirchliche und weltliche Ausstattungsgegenstände, Goldschmiede, Zinngießer und deren Arbeiten, Glocken und Glockengießer, Vor- und Frühgeschichtliches, Grabdenkmäler, Adelswappen u. s. w. aufführen. Hier kann die wissenschaftliche Forschung nach den verschiedensten Richtungen sich das brauchbare Material auf das Leichteste zusammensuchen.

Unter den bemerkenswerthen Bauwerken des Kreises steht weitaus in erster Reihe die schöne Klosterkirche zu Riddagshausen, die eingehend behandelt wird. Aber auch manche andere Gotteshäuser, wie die zu Lucklum, Melverode u. s. w. verdienen Beachtung. Wir können uns hier nicht mit Einzelheiten befassen. Hinweisen möchten wir nur noch, wozu beim 1. Bande keine Gelegenheit war, auf einige in Privatbesitz befindliche, beachtenswerthe Sammlungen, insbesondere von Gemälden, wie die zu Destedt, Lucklum und Wendhausen, aus denen einzelne Stücke hier auch Wiedergabe gefunden haben. Sehr gründlich behandelt sind die Bauernhäuser. Es kommen hier im Kreise zwei verschiedene Hauscharaktere in Betracht: im Norden der sächsische Einheitsbau, im Süden die mitteldeutsch-thüringische Bauart. In letzterer stellt Meier hier eine besondere Unterart, einen „Erkeroder Typus“ fest, der namentlich in den Dörfern am Elme vorkommt. Ebenso hat er für das weit entlegene Amt Thedinghausen die charakteristischen Formen und Abweichungen S. 349 ff. übersichtlich zusammen gestellt. Diese und andere die Volkskunde berührenden Theile des vielseitigen Werkes haben schon von berufener Seite offene Anerkennung gefunden*).

Auch in seiner Ausstattung macht das Buch einen durchaus würdigen und gediegenen Eindruck. So können wir nur wünschen, daß äußerlich und innerlich die Grundsätze, die bislang bei dem Werke durchgeführt sind, vor Allem die umfassende geschichtliche Behandlung des einschlagenden Stoffes, auch bei der Fortsetzung streng inne gehalten und das Werk in demselben Geiste, in dem es bislang bearbeitet worden ist, auch zu Ende geführt werden möge.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch auf einen Aufsatz Meier's in der „Kunstchronik“ über den „Meister von Königslutter“ als einen kleinen Nachtrag zum 1. Bande seiner Bau- und Kunstdenkmäler (S. 209 ff.) aufmerksam machen. Er zeigt, daß jener Meister, der den plastischen Schmuck der Osttheile, des Kreuzgangs und des Löwenportales der Stiftskirche zu Königslutter hergestellt hat, nach den zwischen dieser und den Domen zu Ferrara und Verona bestehenden Uebereinstimmungen in der Werkstatt des Meisters Nicolaus, des Schöpfers der Portalbauten am Dome zu Ferrara u. a., gearbeitet hat, und daß der Beginn der zweiten Bauperiode zu Königslutter, der jene Theile angehören, vor das Jahr 1186 zu setzen sind, die Vorhallen in Ferrara und Verona aber auch erst der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehören können.

Fr. Heege und **H. Bebenroth**, Die ersten 50 Jahre des Braunschweigischen Landes-Lehrervereins. Eine Jubiläumsgabe, bearbeitet im Auftrage des Vereins. Braunschweig, E. Appelhans u. Comp. 1900. IV und 236 S. 8⁰.

Das Buch giebt eine treffliche Uebersicht über die Bestrebungen der Lehrerschaft unseres Herzogthums während des letztverflossenen halben Jahrhunderts, über die Ziele, die ihr vorschwebten, die Wege, die sie zu ihrer Erreichung einschlug, und die Erfolge, die ihr als Lohn ihrer Arbeit zu Theil wurden. So bildet das Werk einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des Erziehungswesens und damit des geistigen Lebens unseres Landes, für den wir den Verfassern aufrichtigen Dank schulden. Um so mehr, da das Buch unter schwierigen Verhältnissen entstanden. Es hatten ursprünglich vier Herren die Abfassung des Werkes übernommen, von denen zwei aus Gesundheitsrücksichten leider zurücktreten mußten. Die beiden Zurückgebliebenen theilten sich in die Arbeit. Heege übernahm den ersten Theil, „die Zeit der Gründung und ersten Gestaltung“ (1850—87), Bebenroth den zweiten, „die Zeit der Neugestaltung und festeren Gliederung“ (1888—1900). Für die frühere Zeit lag nur mangelhaftes, zerstreutes Material vor, das mühsam zusammengesucht werden mußte. Da die Arbeit deshalb erst kurz vor dem Jubiläum, wo sie erscheinen sollte, fertig gestellt war, so konnte die ursprünglich beabsichtigte Ueberarbeitung des Ganzen nicht mehr erfolgen. Daraus erklärt sich z. Th. die Ungleichartigkeit der Anlage in beiden Theilen, die hier chronologisch, dort systematisch ist, u. s. w. Zweckmäßig wäre gewesen, durch die Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses das Zurechtfinden in dem Buche zu erleichtern, das auch für Nichtlehrer manches Interessante bringt. So in geschichtlicher Beziehung den freilich erfolglosen Versuch der Herstellung einer Heimathskunde, den 1868 Professor Dr Aßmann in Anregung brachte (S. 73 f.), den Bericht über das 1891 begründete Landesschulmuseum (S. 163 ff.) u. A.; auch diese Blätter haben sich der Theilnahme des Vereins zu erfreuen gehabt (S. 218).

Franz Fuhse, Die deutschen Alterthümer. Leipzig, G. J. Göschen 1900. 176 S. kl. 8⁰. Geb. 0,80 M.

Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Leipzig, G. J. Göschen 1900. 145 S. kl. 8⁰. Geb. 0,80 M.

Dem oft geäußerten Wunsche nach einem Werke, in dem auch der Laie sich leicht und sicher über die Vor- und Frühgeschichte unseres deutschen Vaterlandes unterrichten könne, kommt das Buch Fuhse's auf das Beste entgegen. Es behandelt ein Forschungsgebiet, auf dem sich bis vor Kurzem hauptsächlich der wissenschaftliche Dilettantismus bethätigte und für das erst in neuerer Zeit eine sichere Methode und strenge Wissenschaftlichkeit gewonnen wurden. Die Ergebnisse dieser Forschungen, die großentheils in schwer zugänglichen und nicht ohne Weiteres verständlichen Werken, Zeitschriften u. s. w. niedergelegt sind, faßt Fuhse in geschickter, ansprechender Darstellung zusammen. Wir wünschen dem Büchlein, das die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Zeit mit

*) Vergl. Rich. Andree im Globus B. 78 Nr. 17 S. 277 f.

Einfluß der merovingischen behandelt, um so mehr große Verbreitung, da nur dann die Beachtung und Erhaltung der meist plötzlich auftauchenden Funde gesichert erscheint, wenn der Sinn und das Verständniß für diese Dinge geweckt und verbreitet ist. Ausgeschlossen ist von Fuhse's Arbeit die Stammeskunde, die durch R. Much eine besondere, gleichfalls durchaus sachgemäße Behandlung gefunden hat. Auch auf diesem Felde der Forschung ist Vieles, was früher galt, jetzt veraltet, Vieles noch schwankend. Much liefert uns in gemeinverständlicher Form eine gute Uebersicht von dem, was wir als gesichert oder als wahrscheinlich jetzt ansehen können. Wie sehr sich die Ansichten hier in kurzer Zeit verschoben haben, sehen wir bei der Urheimath der Indogermanen, die noch vor Kurzem in Asien, jetzt im nördlichen Europa gesucht wird. Daß die Büchlein überall leicht Eingang finden, dafür hat die Verlagsbuchhandlung das irgend Mögliche gethan: sie kosten mit guten Abbildungen ausgestattet in Leinwand gebunden je 80 ₰.

Wilhelm Blasius, Die anthropologische Litteratur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes. Braunschweig, B. Goeritz 1900. 231 S. 8°. 4 ℳ.

Ein mit erstaunlichem Fleiße gesammeltes und äußerst sorgsam geordnetes Verzeichniß der anthropologischen Litteratur unserer Heimath in weitem Umfange. Es ist das ganze Gebiet, das zwischen den einzelnen Theilen unseres Herzogthums liegt und dieses umgiebt, berücksichtigt und so jedenfalls der Zweck erreicht worden, Alles, was zum Verständniß der Braunschweigischen Verhältnisse auf diesem Felde nothwendig ist, zusammen zu bringen. Nur das Amt Thedinghausen liegt außerhalb jener Grenzen, aber auch hier ist die Nachbarschaft ausgiebig herangezogen. In der Aufnahme von Arbeiten ist der Verfasser dem Grundsatze der „Normalbestimmungen“ vom 28. April 1886 gefolgt, daß „ein Zuviel hier immer noch besser ist, als ein Zuwenig“. So leicht wird Niemand hier einen Aufsatz vermissen. Die Anordnung ist eine sehr zweckmäßige. Im ersten Theile werden die Bibliographie (zunächst die anthropologische im Allgemeinen, dann die locale) und die Zeitschriften aufgeführt. Daran schließt sich der Haupttheil des Buches, die eigentliche Vorgeschichte, der die Nrn. 213—1581 umfaßt. Es folgt ein Anhang „Römerspuren“. Dann als zweiter Hauptheil die somatische Anthropologie (Nrn. 1958—2028), die sich wieder in drei Unterabschritte (äußere Erscheinung; innerer Bau, Osteologie, Craniologie ꝛc.; Entwicklungsgeschichte, Physiologie) gliedert. In zwei weiteren Anhängen werden der 1724 entdeckte wilde Knabe von Hameln („Hamelnsche Peter“) und aus jüngster Zeit der Braunschweiger Wunderknabe Otto Pöhler behandelt. Den Beschluß machen drei Register (Autoren; Ortschaften; Sachen), die die Benutzbarkeit des nützlichen Buches noch wesentlich erhöhen.

Albert Quaritsch, Geschichte der Burg und Stadt Peine. Vom Anfall an das Stift Hildesheim bis zur Stiftsfehde. Peine, Heuer'sche Buchdruckerei 1900. 43 S. 8°. — ℳ 60.

Eine fleißige und geschickte Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse Peines, bei der zahlreiche Schriftsteller benutzt worden sind. Für die ältere Zeit vermissen wir zwar die Heranziehung der Hauptquelle, des Asseburger Urkundenbuches. Um so erfolgreicher ist später das Urkundenbuch der Stadt Hildesheim zu Rathe genommen. Das Ganze ist gut lesbar und wohl geeignet, der Absicht des Verfassers zu dienen, „die Liebe zur engeren Heimath, das Interesse an der vaterländischen Geschichte überhaupt zumal in seiner Vaterstadt zu wecken und zu fördern“. Eine Fortsetzung der Schrift bildet die früher herausgegebene über „Burg und Stadt Peine in der Hildesheimer Stiftfehde“, die S. 72 des vorigen Jahrgangs angezeigt worden ist.

G. Fischer, Wilhelm Ludolph Lachmann, Doctor medic. et chir., praktischer Arzt und Professor, Stifter und Director des Blindeninstitutes zu Braunschweig. Zur Erinnerung an seinen 100jährigen Geburtstag. Braunschweig, Alb. Limbach [1900]. 50 S. 8°. 1 ℳ.

Wilhelm Ludolph Lachmann, der Bruder des großen Philologen Karl Lachmann, ist am 22. November 1800 zu Braunschweig geboren. Das ist der Anlaß des Erscheinens der vorstehenden Schrift, die der zeitige Inspector der Blindenerziehungsanstalt zu Braunschweig als ein Zeichen dankbarer Pietät dem hochverdienten Manne gewidmet hat, der im Dienste der Wissenschaft und Humanität ein arbeitsvolles Leben verbrachte. Von diesem entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild. Er streift nur kurz die Verdienste, die sich Lachmann auf naturwissenschaftlichem Gebiete, besonders durch seine Flora Brunsvicensis (1827—31), sein Nivellement des Harz-Gebirges und seine Physiographie des Herzogthums Braunschweig (1851—52) erworben hat, schildert dann aber um so eingehender seine unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit für die Blindenbildung und Blindenfürsorge, um derentwillen er vortheilhafte Lebensstellungen aufgab, und in der er edel und selbstlos seine eigentliche Lebensaufgabe erblickte. Seine Neigung zum Unterrichten und seine hingebende Fürsorge für die leidende Menschheit veranlaßte ihn zuerst am 28. December 1829 einigen Blinden Unterricht zu ertheilen. Daraus ist allmählich das von ihm begründete Blindeninstitut erwachsen, das jenen Tag als den seiner Gründung festhielt. Bedeutend ist, was er hier als Organisator und Pädagoge selbstthätig für unser Land und vorbildlich für weite Gebiete Deutschlands, wo er sich eines großen Rufes erfreute, geleistet hat. Auch Lachmann's schriftstellerische Wirksamkeit in diesem Fache wird gebührend gewürdigt. So ist das Büchlein wohl geeignet, das Andenken eines tüchtigen und wackeren Mannes unserer Vaterstadt in würdiger Weise festzuhalten.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 20 und 21. C. Littmann, Der Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Thätigkeit in der Zeit vom 1. October 1899—1900. — 22. Fricke, Ein Rückblick und Ausblick am Tage des 50jährigen Bestehens unseres Landes-Lehrervereins. — 23 und 24. Wiswe, Deutsche Poeten und das A-B-C in der Halbtagsschule.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck in Braunschweig.

Nro. 3. 10. Februar **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Anna Vorwerk † [1]).

Von den städtischen Behörden zu Wolfenbüttel soll kürzlich beschlossen worden sein, an dem Hause, in welchem vom Jahre 1852—1900 Fräulein Anna Vorwerk lebte, eine steinerne Gedenktafel anzubringen. Das ist eine Ehrung, die von dieser Seite noch keinem Einwohner der Stadt widerfahren ist. Gewiß ein deutliches Zeichen dafür, daß eine um das Gemeinwesen hochverdiente Frau dort ihre Tage verbracht hat. Aber die Wirksamkeit, die Anna Vorwerk entfaltete, reicht weiter als die Bannmeile jener Stadt und die Grenzen unseres Landes. Für ungleich größere Kreise hat sie durch That und Vorbild schaffend und anregend gewirkt, und wenn in späterer Zeit die Rede sein wird von den Bestrebungen unserer Tage für Mädchenerziehung und Frauenbildung, so wird auch ihr Name mit Ehren genannt werden. Zwar gehört sie nicht zu jenen entschiedenen Vertreterinnen ihres Geschlechtes, die laut und geräuschvoll in der Oeffentlichkeit mit weitgehenden reformatorischen Ansprüchen und Forderungen hervortreten, nur zu oft aber die Angabe der Mittel zur Verwirklichung ihrer Ideen vermissen lassen. Ganz im Gegensatz zu diesen war ihr Auftreten stets ruhig und maßvoll, ihr Handeln planvoll und zielbewußt. Eine durchaus eigenartige und bedeutende Persönlichkeit wußte sie genau, was sie wollte und konnte, und hat sie das Ziel, das sie sich im Laufe der Jahre, mit der Arbeit auch innerlich wachsend, stets höher gesteckt hat, vollkommener, als sie im Anfang zu hoffen wagte, auch wirklich erreicht. Ist auch ihr Tod Unzähligen, denen sie im wahren Sinne des Wortes eine Leiterin war, viel zu früh gekommen: ein abgeschlossenes, harmonisches Lebenswerk liegt vor uns. Versuchen wir es richtig zu würdigen. So glauben wir am besten die Schuld der Dankbarkeit der Entschlafenen abzutragen, die ihrem verdienstvollen selbstlosen Walten gebührt, und in obigem Beschlusse an der Stätte ihrer Thätigkeit, die ihr zumeist sich verpflichtet fühlt, pietätvoll zum Ausdrucke gebracht ist.

Anna Marie Vorwerk wurde am 12. April 1839 zu Königslutter geboren, wo ihr Vater Fr. Aug. Phil. Wilhelm Vorwerk als Justizamtmann wirkte. Schon zu Anfang des folgenden Jahres wurde dieser als Kreisrichter nach Holzminden versetzt. Hier verlebte die Tochter, neben dem drei Jahre älteren Bruder, dem jetzigen Landgerichtspräsidenten z. D. Wilh. Vorwerk in Braunschweig, das einzige Kind der Eltern, ihre Jugendzeit und empfing den ersten Schulunterricht. Sie zeigte früh ungewöhnliche Begabung. Ein scharfer, klarer Verstand, eine schnelle Auffassung, eine große Lebensklugheit und Willensstärke waren das Erbtheil des Vaters, während die Eigenschaften des Gemüths wohl mehr von ihrer Mutter Marie, einer Tochter des Superintendenten Georg Bode in Königslutter, herrührten, in deren Charakter eine unbegrenzte Gutmüthigkeit und strenge Rechtlichkeit die Hauptgrundzüge bildeten. Zum 1. Juli 1851 wurde der Vater, der ein Jahr vorher zum Kreisgerichtsdirector in Holzminden ernannt worden war, zum Obergerichtsrath in Wolfenbüttel befördert, wo Anna unter Leitung des damaligen Seminardirectors Stausebach ihre Schulbildung vollendete und zu Ostern 1854 confirmirt wurde. Sie zeigte namentlich für die Musik hervorragende Anlagen, die von dem Musikdirector Selmar Müller mit bestem Erfolge ausgebildet wurden. Sie kam später auf längere Zeit in das Haus eines Bruders ihres Vaters, eines reichen Kaufmanns in Hamburg. Dieser wollte insbesondere für ihre musikalische Förderung sorgen und keinen Geringeren als Johannes Brahms als Lehrer im Klavierspiel für sie gewinnen. Anfangs schlug dieser dem Oheim diesen Wunsch ganz unverblümt ab, als er dann aber das Spiel A. Vorwerk's gehört hatte, erklärte er sich bereit, dieser Dame Unterricht zu ertheilen. Sie hat dem großen Componisten lebenslang innige Dankbarkeit bewahrt, der sie nach

---

1) Vergl. bis 1891 [A. Vorwerk's] Fünfundzwanzig Jahre der Arbeit im alten Schlosse zu Wolfenbüttel. Ein Rückblick. Nr. 15 der Blätter aus dem Schlosse [1891]. — Wolfenb. Kreisblatt 1900 Nr. 273 (F. Bleßmann) und 274. — Blätter aus dem Schlosse Nr. 53 (B. Glöckner, A. Mollenhauer, M. Dressel). — Daheim 37. Jahrg. Nr. 14 S. 7 (Hans Martin Schultz). - Lehrerin in Schule und Haus 17. Jahrg. H. 8 S. 312 (Dr Köhler). — Zeitschr. f. weibl. Bildung 29. Jahrg 1. Heft S. 16 (Dr Wespy) — Mädchenschule 13. Jahrg. 11. u. 12. Heft S. 304 (Anna v. Zeromski). — Monats-Bericht des Vereins christl. Lehrerinnen 19. Jahrg. Nr. 1 S. 4 (A. Moldenhauer).

seinem Tode in den „Schloßblättern“ [2]) beredten Ausdruck verlieh. Später hat Anna Vorwerk auch den Unterricht von Hans von Bülow genossen; es war in Berlin, wo sie in der Familie des bekannten Componisten Woldemar Bargiel lebte. So hatte sie sich wirklich in ihrem Spiel zur Künstlerin ausgebildet; sie wurde von Kennern als solche geachtet. Da die Familie in den besten Vermögensverhältnissen lebte, so betrieb sie die Musik trotz dem Ernste, mit dem sie ihr oblag, doch nur als eine Liebhaberei und dachte wohl niemals daran, einen wirklichen Lebensberuf daraus zu machen. Mit regem Interesse verfolgte ihr Vater diese Studien; in den sechziger Jahren veranstaltete er in seinem gastfreien Hause häufig musikalische Aufführungen, zu denen die musikverständigen Kreise Braunschweigs und Wolfenbüttels, gelegentlich auch fremde Künstler, geladen wurden. Daneben beschäftigte sich A. Vorwerk auch auf das Eingehendste mit Kunstgeschichte und anderen schönen Wissenschaften, wozu ihr namentlich die Vorträge des Bibliothekars Dr Bethmann Anregung gaben. Auch wohlthätigen Unternehmungen wandte sie ihre Theilnahme zu; sie ist 1863 die eigentliche Begründerin des Gustav Adolf Frauenvereins in Wolfenbüttel gewesen.

Es war zunächst ein zufälliger Umstand, der ihr Interesse allmählich nach anderer Richtung lenkte. Im Herbst 1864 wurde das Breymann'sche Erziehungsinstitut von Watzum nach Wolfenbüttel verlegt. Die Seele der sehr besuchten Anstalt war Henriette Breymann, die spätere Gattin des Eisenbahndirectors und Parlamentariers Karl Schrader. Eine Verwandte und begeisterte Schülerin Fr. Fröbel's hielt sie auf Wunsch im Herbste des nächsten Jahres Vorträge über Fröbel's Erziehungsgrundsätze, die viel Beifall fanden und die Gründung eines Erziehungsvereins veranlaßten.

Anna Vorwerk ergriff diese Ideen mit lebhaftem Eifer, sie schloß sich eng an Fräulein Breymann an und stellte mit Freuden ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache. Am 15. Mai 1866 wurde mit 32 Kindern im alten Wolfenbüttler Schlosse, dessen Räume der unermüdliche Eifer des Notars Dr Franz Dedekind beim Hofmarschallamte für den Zweck erwirkt hatte, ein Kindergarten eröffnet. Im November desselben Jahres begann ein Kursus für Mädchenturnen. Ostern 1867 wurde neben dem Kindergarten eine Elementarklasse begründet, der ein Jahr darauf eine zweite folgte. Im Frühjahr 1868 wurde bereits die Anlage einer Lehrerinnenanstalt vorbereitet. Der Unterricht fand Anfangs z. Th. auch im Breymann'schen Institute statt, wurde aber seit Michaelis des Jahres ganz in das Schloß verlegt. Den Vorstand dieses unterm 8. Dec. 1868 genehmigten Lehrerinnenseminars bildeten neben dem Director Dr O. Sommer H. Breymann und A. Vorwerk. Letztere hatte außer vielen Unterrichtsstunden auch für einen etwa entstehenden Fehlbetrag bis Ostern 1870 die Bürgschaft übernommen. Sie lebte und webte in der neuen Aufgabe; Alles war in fröhlicher Entwicklung. Aber genau betrachtet waren die treibenden und leitenden Kräfte doch mehr oder weniger auf diesem Gebiete Dilettanten, deren lebhafter Eifer wohl manchen Mangel ausgleichen, aber doch nicht über alle Schwierigkeiten weghelfen konnte. Eine entschiedene Besserung trat ein, als um Michaelis 1868 mit Fräulein Bertha Glöckner, die, geboren am 14. December 1832, im Jahre 1861 zu Callenberg in Sachsen eine Staatsprüfung bestanden hatte, eine im Unterrichtsfache gründlich unterwiesene und erfahrene weibliche Lehrkraft hinzukam. Aber dennoch zeigte sich immer mehr, daß die Sache so auf die Länge nicht weiter ging. Der vielköpfige Erziehungsverein war weder finanziell noch geistig etwas zu leisten im Stande, wenn nicht einzelne Mitglieder für ihn eintraten. Das thaten hauptsächlich Fräulein Breymann und Fräulein Vorwerk. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß sich auch zwischen diesen allmählich ein Gegensatz bildete, der zu einer Entscheidung drängte, immer mehr eine einheitliche Leitung forderte. Zu Ostern 1870 lief der Bürgschaftstermin für das Seminar ab, mußte eine neue Elementarklasse den bestehenden hinzugefügt werden, wenn die Anstalt sich überhaupt weiter entwickeln sollte. Fräulein Breymann war zunächst mit ihrem umfangreichen Institute beschäftigt, ihr Interesse an den erwachsenden Schloßanstalten war vorwiegend ein, so zu sagen, „idealpädagogisches“, um die Erziehungsgrundsätze Fröbel's in Wirklichkeit zu erproben. War damit den wirklichen Bedürfnissen nach einer besseren Schulbildung für das weibliche Geschlecht, wie sie hier thatsächlich vorlagen, ausreichend gedient? Anna Vorwerk erkannte klar, was hier fehlte, und war bereit, ihre ganze Kraft für die große Aufgabe, die hier zu lösen war, einzusetzen. Vor Allem konnte und wollte sie allein für das bis dahin ganz unsicher gestellte Unternehmen die finanzielle Gewähr leisten. Es war ein hochherziger, entsagungsvoller Entschluß, der sie dazu bewog, und der ihr wohl um so schwerer wurde, als sie im Anfange des Jahres durch den Tod ihres Vaters († 31. Januar 1870) den treuesten Berather verloren hatte. Denn es war ihr vollständig klar, daß es sich hier „keineswegs um eine vorübergehende, reizvolle Liebhaberei handelte, sondern daß das, was nöthig war und was gefordert werden mußte, eine volle und ernste, eine ausschließende und opfervolle, auf jeglichen äußeren Vortheil verzichtende Lebensarbeit“ bildete. Die Meinungen in dem Erziehungsvereine waren sehr getheilt. „Hie Breymann“, „hie Vorwerk“ war die Losung bei den heftigen Streitigkeiten, die hier erfolgten. Aber schließlich erkannte man doch, daß die sicherere Gewähr, zu einem praktisch erreichbaren Ziele zu gelangen, in Anna Vorwerk's Vorschlägen lag, für die auch die Bürgerschaft Wolfenbüttels offen Partei nahm, und so übertrug man denn ihr am 25. April 1870 die selbständige Leitung der neubegründeten Anstalten. Fräulein Breymann trat bald darauf zurück, und zwei Jahre später ward auch der Erziehungsverein, dem das Feld seiner Thätigkeit nun entzogen war, aufgelöst.

Nun herrschte im Schlosse ein einheitlicher Wille und es begann unter Anna Vorwerk's thatkräftiger, zielbewußter Leitung die völlige Ausgestaltung der be-

2) Sommerblatt 1897 Nr. 40 S. 1057—60.

gonnenen Kurse. Schon im Jahre 1870 wurde eine dritte Klasse errichtet, 1871 eine vierte. Im folgenden Jahre war die höhere Mädchenschule, zu deren Errichtung unterm 30. März 1871 die behördliche Genehmigung ertheilt worden war, mit 6 Klassen und 9 Jahresstufen abgeschlossen, wenn diese später auch noch Aenderungen erlitten, und 1879 die ganze Schule in 10 Stufenklassen eingetheilt wurde. Um den alten Schülerinnen und anderen Damen der Stadt auch später noch eine geistige Anregung zu geben, wurden für den Winter wöchentliche wissenschaftliche Vorträge eingerichtet, von denen besonders die litteraturgeschichtlichen großen Anklang gefunden haben.

An die Schule schließt sich das Lehrerinnenseminar, das einen dreijährigen Kursus erfordert. Zu Ostern 1871 bestanden die ersten Zöglinge des Seminars die Prüfung, die in Braunschweig gemacht wurde. Sechs Jahre später erlangte die Anstalt selbst das Recht, unter einem Regierungscommissar Prüfungen abhalten zu dürfen. Da nun die Erfahrung zeigte, daß viele junge Mädchen trotz großem Fleiße einer wissenschaftlichen Ausbildung nicht gewachsen, zu mehr praktischen Aufgaben aber wohlbefähigt waren, so wurde, auch diesen zu helfen, zu Michaelis 1880 eine Gewerbeschule ins Werk gesetzt, die für Unterricht im Nähen, Sticken, Schneidern und Zeichnen sorgte und Ostern 1884 zu einer Bildungsanstalt für Handarbeits- und Turnlehrerinnen erweitert wurde. Von Anfang an waren im Schlosse auch Kindergärtnerinnen erzogen, so daß für gründliche Ausbildung in allen Zweigen des weiblichen Unterrichts für Familie und Schule volle Fürsorge getroffen war.

Doch das Streben A. Vorwerk's ging noch weiter. Sie wollte der weiblichen Jugend nicht nur eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und Handfertigkeit verschaffen, sondern sie auch für das praktische Leben, für die Führung eines Haushaltes befähigen. Diesem Zwecke sollte die Haushaltungsschule dienen, die zu Ostern 1890 ins Leben gerufen wurde. Sie sucht für alle Fächer des Haushalts, insbesondere aber für das Kochen, eine gründliche Anleitung zu geben und ihre Zöglinge so auch für den häuslichen Beruf aufs Beste vorzubereiten.

Dann wandte sich die Sorge wiederum der weiteren Ausbildung der Lehrerinnen zu. Es war schon von verschiedenen Seiten als wünschenswerth bezeichnet worden, daß auch der Unterricht in den oberen Klassen und an den Seminaren zum Theil von weiblichen Lehrkräften ertheilt werden möchte. Dazu war doch aber eine höhere Bildung nöthig, als jene Seminare selbst gewährt hatten. Sie durch Selbststudium und Privatunterricht zu erlangen, unterlag großen Schwierigkeiten, war oft nur auf Kosten der Gesundheit der Lehrerinnen selbst möglich. Hier sollte durch Fortbildungskurse geholfen werden, die auf Veranlassung des „Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen", hauptsächlich aber auf A. Vorwerks Betrieb und finanzielles Risico seit Ostern 1893 zuerst von Professoren der Universität Göttingen auf verschiedenen Wissensgebieten veranstaltet wurden. Diese Vorträge in Göttingen und die daran sich schließenden Prüfungen, die zur Führung des Oberlehrerinnentitels berechtigen, in Berlin durchzusetzen, dazu bedurfte es der großen diplomatischen Gewandtheit und der unermüdlichen Ausdauer, die A. Vorwerk bei allen ihren Unternehmungen in hohem Grade bethätigte.

Diese kurzen Andeutungen geben etwa den Rahmen, in dem sich Anna Vorwerk's Unterrichtsbestrebungen bewegten. Man sieht: planvoll reiht sich das Eine an das Andere, Alles zusammen rundete sich zu einem harmonischen Ganzen ab. Der gute Erfolg ermuthigte zu immer weiterem Vorgehen auf der einmal beschrittenen Bahn. Denn reicher Segen fehlte der ehrlichen Arbeit nicht; von bestem Erfolge waren alle Unternehmungen begleitet. Die Schule, die gleichmäßig die Geistes- und Gemüthsanlagen zu entwickeln und wahre Religiosität in den Herzen der Schülerinnen zu wecken und zu stärken sucht, erfreute sich bald eines vorzüglichen Rufes, nicht minder das Lehrerinnenseminar, das schon 1898 386 geprüfte Zöglinge entlassen hatte und in dem die Zahl der Fremden die der Einheimischen weit überwog. Ein Beweis, einem wie tief gefühlten Bedürfnisse diese Einrichtung in weiten Kreisen entgegen kam. Um nun diesen Fremden eine gute und billige Unterkunft zu gewähren, wurde schon zu Michaelis 1871 in einem gemietheten Hause in der Auguststadt ein Internat eingerichtet, das dann seit August 1873 ebenfalls in das Schloß verlegt und auf etwa 85 Pensionärinnen eingerichtet wurde. Daneben entstanden in der Stadt eine Anzahl von Privatpensionen, die von Anna Vorwerk die Zöglinge zugewiesen, aber auch die Bedingungen vorgeschrieben erhielten, nach denen jene aufgenommen und gehalten werden mußten. Durch dieses Internat und die Ausdehnung der Unterrichtsanstalten wurden immer weitere Räume des alten Schlosses, zuletzt mehr als 80, mit Genehmigung der Herzoglichen Hofhaltung in Anspruch genommen; 1881 wurde auch der große Schloßgarten bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Aber auch damit noch nicht genug. Den arbeitsmüden Lehrerinnen sollte nach Möglichkeit ein ruhiges sicheres Heim für ihr Alter bereitet werden. Diesem Wunsche verdankt das Feierabendhaus für Lehrerinnen seine Entstehung, eine Lieblingsschöpfung Anna Vorwerk's, für die sie durch allerlei im Schlosse veranstaltete Festlichkeiten, Bazare, Lotterien ꝛc. in unermüdlicher Erfindungsgabe die erforderlichen Geldmittel zusammen zu bringen wußte. Schon 1896 stand das stattliche Haus an der Leibnizstraße fertig da, und es war eine ihrer größesten und letzten Freuden, daß sie im Jahre 1900 die völlige Schuldentilgung der Bausumme erreichte. Noch ihre letzte Sorge galt der Sicherung der Lebensstellung der Lehrerinnen. Sie wollte zur Feier des 25jährigen Bestehens der Pensionsanstalt nach Berlin reisen, um dort neue Anträge für die Lehrerinnen zu stellen, als sie zwei Tage vorher erkrankte. Ihr Vortrag ward vorgelesen; ihre Vorschläge fanden Annahme. So hat sie noch, selbst schon mit dem Tode ringend, für die Sache, die ihr so warm am Herzen lag, mit bestem Erfolge wirken können.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen die umfassende Fürsorge, die Anna Vorwerk den abgegangenen Zöglingen

widmete, der gewaltige Briefwechsel, den die Stellenvermittlung, die Unterbringung von Hunderten von Lehrerinnen der verschiedensten Art verursachte. Die ungeheure und anhaltende Nachfrage aber, die hier stattfand und der die vorhandenen Kräfte oft längst nicht genügten, beweist die Güte der Ausbildung der Zöglinge, nicht minder aber die scharfe Beobachtungsgabe und das seltene Geschick Anna Vorwerk's, die richtigen Leute für die richtigen Stellen zu empfehlen. Für die Weiterbildung der Lehrerinnen und für die Förderung ihres Zusammenhaltes richtete sie regelmäßige Zusammenkünfte ein. Den Auswärtigen sollten den Zusammenhang mit der alten Bildungsstätte die „Blätter aus dem Schlosse“ vermitteln, die seit dem 1. October 1887 vierteljährlich im Druck erschienen. Sie haben offenbar einem lebhaften Verlangen weiter Kreise entsprochen. Denn tief und nachhaltig war bei fast allen Schülerinnen der gewinnende und fesselnde Einfluß von A. V.'s Persönlichkeit; mit rührender Anhänglichkeit hängen an dem alten Schlosse fast Alle, die von hier in's Leben ausgegangen sind. Das wurde vor Allem auf das Deutlichste sichtbar bei dem 25jährigen Jubiläum der Schloßanstalten im Mai 1891. Dieser zahlreiche Zusammenstrom begeisterter Schülerinnen von Nah und Fern war der schlagendste Beweis für die engen Bande der Liebe und Dankbarkeit, die die Schülerinnen mit ihrem alten Schlosse verknüpfen.

Nehmen wir nun noch hinzu, daß Anna Vorwerk stets selbst die Klassenlehrerin der 1. Mädchenklasse war, daß sie hier und im Seminar in Litteratur- und Kunstgeschichte selbst unterrichtete, daß sie nach arbeitsvollen Semestern auch dem Frohsinn gerne das Wort ließ und zu den ihren Zöglingen veranstalteten Festen den Text für sinnige Aufführungen meist selbst dichtete, daß sie für fremde Noth in der Stadt stets ein offenes Ohr und eine offene Hand hatte, daß sie ihrer alten Mutter, die erst am 11. April 1896 im 81. Jahre die Augen schloß, eine liebevolle Tochter war, so liegt auf der Hand, daß es eine erstaunliche Arbeitskraft war, die allen diesen vielen und verschiedenartigen Geschäften, Pflichten und Sorgen Herr werden konnte. Sie befähigte dazu ein seltenes Organisationstalent, das gute Kräfte heranzuziehen und die vorhandenen geschickt zu vertheilen wußte, eine schnelle Auffassung und sichere Beurtheilung aller Verhältnisse, eine große Geschäftsgewandtheit und Lebensklugheit, die die verschiedensten Menschen richtig zu nehmen und zu benutzen verstand. Dazu eine ungewöhnliche persönliche Liebenswürdigkeit, die leicht die Herzen für sich gewann und für ihre Zwecke Unterstützung erwirkte, für die sie dann wieder mit stets neuen zart erdachten Aufmerksamkeiten zu danken wußte. Gewiß war die Arbeit, die sie bewältigte, erstaunlich. Denn — wenn wir absehen vom Internat, wo ihre langjährige erprobte Mitarbeiterin und Freundin Bertha Glöckner, die ihr auch das selbst bei jungen Damen oft wohl nicht unangebrachte kräftige Dreinfahren willig abnahm, bei allem Wohlwollen ein strenges Regiment führte — so war sie überall selbst die Herrin, die von Allem Bescheid wußte, anordnete und entschied. Sie war eine geborene Herrschernatur, die ungern ihre Kreise gestört sah und ernsten Widerspruch, der ihr aus der Ihrigen Mitte wohl selten nahte, zu ertragen sich schwer entschließen konnte. Was sich der von ihr festgesetzten Ordnung nicht fügen wollte oder konnte, mußte das Feld räumen. Nicht nur aus einer Charakteranlage, auch aus den äußeren Verhältnissen entsprang und verstärkte sich diese Neigung. Sie war in der glücklichen Lage, daß sie so frei und selbständig in ihren Anstalten walten konnte, wie es selten einem Schulleiter zu Theil wird. Sie hatte die Einrichtung der Räume, die Anschaffung des Inventars aus eigenen Mitteln bestritten und bis zum Jahre 1874 auch für die Schule jährlich einen Zuschuß geleistet. Schon das gab ihr ein gutes Anrecht auf freie Verfügung auch in anderen Fragen, die Schule und Seminar betrafen. Diese standen zwar unter Aufsicht des Herzoglichen Consistoriums, die jedoch auf das Mildeste gehandhabt wurde. Weitaus die längste Zeit geschah dieses von ihrem alten Lehrer Abt Stausebach, der in gerechter Würdigung ihrer Verdienste den Anstalten jede nur mögliche Förderung zu Theil werden ließ. Den städtischen Behörden stand auf die Anstalten nicht der geringste Einfluß zu. Diese kamen der Stadt Wolfenbüttel ohne ihr Zuthun in umfassendster Weise zu Gute. Denn sie gelangte ohne irgend eine Kostenaufwendung in den Genuß trefflicher Bildungsanstalten, die nicht nur der weiblichen Jugend der Stadt einen unvergleichlich guten und vielseitigen Unterricht gewährten, sondern auch den Zuzug fremder Familien in die Stadt nicht unwesentlich beförderten. Wolfenbüttel hat an der Lebensfähigkeit und der Blüthe der Vorwerk'schen Anstalten ein großes Interesse. Es ist daher nicht nur eine Forderung edler Humanität, sondern zugleich nüchternster Klugheit, daß das städtische Gemeinwesen, falls dies in Zukunft als nothwendig sich herausstellen würde, zur Unterhaltung jener Anstalten beitragen müßte. Anna Vorwerk hat diese zwar, von der Regierung durch einen jährlichen Zuschuß in liberalster Weise unterstützt, nach Möglichkeit auf eigene Füße zu stellen gesucht, und zu dem Zwecke auch ein Capital angesammelt, über dessen Verwendung sie letztwillig verfügte. Da dem Schreiber dieses die Einzelheiten nicht bekannt sind, so kann er nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß es gelingen möge, im Sinne und Geiste der Stifterin die Schloßanstalten weiter zu führen. Daß dies vorläufig geschieht, dafür ist gesorgt. Dem Wunsche der Entschlafenen gemäß hat ihre treue Genossin, B. Glöckner, die Leitung als ein theures Vermächtniß übernommen.

Als A. Vorwerk die Mitarbeit am Kindergarten übernahm, konnte sie sich der Folgen, die dieser Schritt für sie haben sollte, noch nicht bewußt sein. Sie beseelte ein unbestimmter Thätigkeitstrieb, dem müssiges Leben keine Befriedigung gewährte. Den Segen der Arbeit, den sie dann an sich selbst empfand, hat sie auch unzähligen Anderen zu Theil werden lassen und damit vollbewußt höheren Interessen gedient. Mitleidig sah sie, wie viele Frauenkräfte unthätig am Markte standen. Hier hat sie helfend eingegriffen und wacker an der Lösung einer brennenden Tagesfrage, soweit sie vermochte, mitgearbeitet; sie hat die Frauenarbeit, wo und wie sie konnte, zu fördern gesucht. So hat sie zahl-

reichen Existenzen eine neue und feste Grundlage gegeben, müßige Kräfte in thätige, abhängige in selbständige verwandelt und viele von denen für die Arbeit des Lebens sicher ausgerüstet, die sonst ohne Feld eigener Thätigkeit hätten bleiben oder wohl gar Anderen zur Last hätten fallen müssen. Sie hat niemals zu den Wortführerinnen der sogenannten Frauenfrage gehört, aber durch die That gezeigt, wie hier zu einem guten Theile wenigstens Wandel geschaffen werden könne. Auch in dieser Beziehung ist ihre Wirksamkeit Unzähligen ihres Geschlechts zum Segen erwachsen. Und wie Vielen hat sie nicht mit eigenen Opfern, durch Gewährung von Freistellen u. A. den Gewinn einer selbständigen Lebensstellung ermöglicht! Wir erwähnen dies Letztere, um auch zu zeigen, daß ein wohlthätiger Sinn ihr Herz erfüllte.

Mitten aus voller Schaffenskraft ist Anna Vorwerk jetzt abgerufen. Schon im Sommer vorigen Jahres plagte sie ein Leiden, das ihr oft die alte Frische raubte, aber bald sich über Erwarten verschlimmerte. Am 30. October wurde sie in das Herzogl. Krankenhaus nach Braunschweig gebracht. Eine Operation war an sich gut gelungen, aber die Kräfte kehrten nicht zurück; an einem Sonntagmorgen, dem 18. November 1900 ist sie nach schwerem Krankenlager gefaßt und gottergeben gestorben. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie von der Stätte ihres ruhmvollen Wirkens, vom alten Wolfenbüttler Schlosse aus bestattet. Würdig und erhebend war die Leichenfeier, die hier veranstaltet wurde, und die gewaltige Theilnahme, die dieses Begräbniß aus allen Kreisen der Stadt und des Landes, von Freunden und Schülerinnen, die aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, gefunden hat, war ein sprechender Beweis dafür, daß hier eine edle und bedeutende Frau zu Grabe getragen wurde. P. Z.

Die Stiftungen des Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin Herzogin Christine Louise.

Von O. Körber.

Die Namen des hochherzigen Fürstenpaares, des Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin, haben noch jetzt für die Bewohner der Stadt Blankenburg und Umgegend einen guten Klang, und das Andenken an sie wird hier heute noch hochgehalten. Erinnert der Name des Fürsten doch an jene so segensreiche Regierungszeit, in welcher die Stadt zu einem ungeahnten Wohlstande gelangte und die geistige Bildung der Bewohner einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor. Die Baulust regte sich, viele Kirchen und Schulen und andere stattliche Gebäude verdanken ihr Entstehen der Einwirkung des frommen Fürsten; daneben fand auch die Wissenschaft in ihm einen eifrigen Förderer. Es ist daher nur anzuerkennen, daß die Stadtverwaltung einer neuen Straße den Namen: „Ludwig Rudolf-Straße" beigelegt hat und, dem Zuge der Zeit folgend, beabsichtigt, auf einem an dieser Straße belegenen freien Platze dem genannten Fürsten nachträglich ein Denkmal zu errichten.

Es sollen in dieser Abhandlung nicht die in der Regierungszeit auf dem Schlosse gefeierten Freudenfeste (Bauernhochzeiten ꝛc.), nicht die im Thiergarten hinter den Schlosse aufgeführten, meist von der Gräfin Maria Aurora von Königsmarck veranstalteten Schäferspiele und Waldfeste beschrieben, vielmehr nur der frommen Stiftungen gedacht werden, die noch heute eine dankbare Erinnerung an ihre Stifter in den Bewohnern der Stadt wach erhalten.

Zu diesen Stiftungen gehört unter Anderen die s. g. Ordens-Casse. Es herrscht über diese, insbesondere aber über den Adelsorden der „Ewigen Freundschaft" (Amitié éternelle) manche Unklarheit; von Interesse möchte es daher sein, dasjenige nachzutragen, was bisher über die Stiftung dieses Ordens noch nicht bekannt war.

Erwähnt wird der Orden in den „Miscellen zur Geschichte Ostfrieslands" von Karl Herquet[1]), wo es S. 51 ff. heißt: „Nicht allein ist in gedruckten Werken, soweit das uns zugängliche Material vorliegt, nichts von ihm (dem Orden) zu finden, auch das Braunschweigische Landes-haupt-Archiv zu Wolfenbüttel vermochte in seinen Beständen keine Notiz von ihm aufzufinden, so wenig wie das Hannoversche Staatsarchiv", und an einer anderen Stelle: „Es ist bedauerlich, daß wir hier weder über die Form der Decoration noch über die ersten Mitglieder des Ordens etwas erfahren. Es scheint, daß derselbe anfangs nur innerhalb der Grenzen der Braunschweigischen Fürstenfamilie verblieben ist". Auch von Liebhaber erwähnt in seinem Werke: „Vom Fürstenthum Blankenburg und dessen Staatsverfassung" den Orden nur ganz beiläufig.

Verfasser dieses Aufsatzes ist, gestützt auf amtliches Actenmaterial, in der Lage, über die Gründung des Ordens und die ersten Ordensdeputirten, sowie über die Form des Ordenskreuzes einige Nachrichten zu liefern und hofft damit das bisher bekannte Material zu ergänzen. Doch müssen zum besseren Verständnisse einige Angaben über den Lebensgang des Herzogs Ludwig Rudolf vorausgeschickt werden.

Der am 22. Juli 1671 geborene Fürst war mit Christine Louise, Tochter des Fürsten Albrecht Ernst von Oettingen, seit dem 22. April 1690 verheirathet. Sein Vater Anton Ulrich und sein Oheim Rudolf August sicherten ihm im Jahre 1690 für ihrer Beider Todesfall zu erblicher Apanage die Grafschaft Blankenburg zu, in der er sogleich seinen Wohnsitz aufschlug. Im Jahre 1714 trat er die Regierung des Ländchens an, am 23. März 1731 aber gelangte er nach dem Tode seines älteren kinderlosen Bruders August Wilhelm zur Regierung des Herzogthums Braunschweig. Einige Monate nach diesem Regierungsantritte stiftete er den genannten Orden. Seine Statuten sind uns erhalten. Im Eingange heißt es dort:

„Statuta
des Löblichen Ordens von der Amitié éternelle, welcher zu Kloster Zimmern den 27. Juli Anno 1731 durch

---

1) Vgl. auch Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen Jahrg. 1882 S. 305—309.

Se. Hochfürstliche Durchlaucht, des Regierenden Herrn Herzogs Ludwig Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg-Wolfenbüttel rc. und dessen Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin, Regierenden Herzoginn Frauen Christina Louise, Hochfürstlichen Durchlaucht rc. zur immerwährenden Gedächtniß der treuen, wahren und unveränderlichen Freundschaft, so zwischen Ihnen und dem Weylandt in Gott Seelig entschlafenen Durchlauchtigsten Dero Schwagern und Brudern Herrn Albrecht Ernst, Fürsten zu Oettingen rc. und dessen nachgelassen Durchlauchtigsten Frau Gemahlinnen, Frauen Sophia Louise, geboren Landgräfin zu Hessen-Darmstadt rc. unveränderlich unterhalten, instituiret und errichtet worden".

Diese Statuten enthalten 17 Paragraphen, in denen die Zwecke und Ziele des Ordens aufgeführt werden. Die Anzahl der Aufgenommenen durfte niemals 24 übersteigen, nämlich 12 „Cavaliers" und 12 „Dames". Es wurden in den Orden nur „Fürstliche, Gräfliche, Ritterliche und Adeliche" Personen genommen; die Mitglieder hatten die Verpflichtung: „Allen Noth Leidenden, in specie Wittiben und Waysen, bedürftigen Haus- und heimlichen Armen, ein Jeder nach seinem Vermögen, jährlich etwas mitzutheilen, zufließen zu lassen und sonsten in allen Christlichen Uebungen und Werken sich zu befleißigen seinen Nothleidenden Nächsten zu Hülfe zu kommen".

Ferner solle „ein Jeder oder Jede gehalten sein, dem vom Orden dazu deputirten Mitgliede nach seinem Belieben und Vermögen etwas zur Auferziehung und Erhaltung armer Waysen an Gelde in die dazu errichtete Armen-Casse einzusenden und zwar jeder Zeit gegen den 30. Martii".

„An diesem 30. Martii wird die Cassen-Rechnung übergeben, und soll ein jedes Ordens-Glied in Schwarz oder zum wenigsten en petit deuil (in kleiner Trauer) gekleidet erscheinen, und thut ein absonderliches Gutes Werk". (Ordenscapitel.)

Eine, allerdings unvollständige, Abschrift dieser Statuten befindet sich in dem Staatsarchive zu Aurich.

Das Ordens-Kreuz war von Gold und schwarz emaillirt. In der Mitte standen die verzogenen, aber verkehrten Buchstaben: A. E., welche „des Höchst Seel. verstorbenen Fürsten von Oettingen Durchlauchtigsten Namen: Albrecht Ernst und zugleich den Orden selbst Amitié Éternelle zum Grunde führen". Auf der einen Seite und zwar in den 4 Feldern oder Flügeln standen die Buchstaben: J. R. E. C., welche den Wahlspruch des Herzogs: Je Repose En Constence" darstellen sollten. Nach dem Tode des Herzogs sind die Buchstaben verändert und statt derselben auf der einen Seite L. R. (Ludwig Rudolf), auf der anderen Seite A. E. (Amitié Eternelle) angebracht. Auf dem Kreuze stand des Fürsten Hut mit seinen Farben, emaillirt und oben an dem Kreuze saß der Reichsapfel an einem schwarzen Bande.

Die ersten Ordens-Deputirten waren:

1) Herr Gustav Adolf von Benckendorf, Oberhofmeister bei Ihrer Durchlaucht der regierenden Herzogin von Braunschweig und Lüneburg,
2) der Oberst und General-Adjutant Baron Casimir Ludwig von Stöcken.

Der Orden ist nicht von langer Dauer gewesen; nach dem am 1. März 1735 erfolgten Tode des Stifters ging derselbe auf das Ostfriesische Fürstenhaus Circksena über und wird mit dem am 26. Mai 1744 erfolgten Tode des letzten Ostfriesischen Fürsten Karl Edzard erloschen sein.

Das Stiftungsvermögen des Ordens, das in der kurzen Zeit des Bestehens auf 500 Thaler angewachsen war, ist indessen dem Fürstenthume Blankenburg erhalten geblieben und die Aufkünfte davon kommen hier noch heute bedürftigen Personen zu Gute.

Als Ludwig Rudolf verstorben war, nahm seine Wittwe auf dem hiesigen Schlosse wieder dauernden Aufenthalt. Die früheren Festlichkeiten fielen freilich fort, die edle Fürstin war vielmehr nur darauf bedacht, Nothleidenden zu helfen und so im Geiste ihres hochherzigen Gemahls weiter zu wirken. Von der mildthätigen Gesinnung der Fürstin giebt die nachfolgende, im Originale erhaltene Urkunde Zeugniß:

„Nachdem Unsers in Gott ruhenden Herzgeliebtesten Herrn Gemahls Lbdn., der weyl. Durchlauchtigste Fürst Herr Ludwig Rudolf, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, nebst Uns den Orden Amitié Éternelle zum Angedenken Unseres gleichfalls in Gott ruhenden Herrn Bruders, des weil. Durchlauchtigsten Fürsten Herrn Albrecht Ernsten, Fürsten zu Oettingen, gestiftet haben und nach Inhalt derer Statuten ein jedes Ordensglied zu Unterhaltung beträngter Wittben und Waißen alljährlich etwas aus zuwerfen verbunden, wie denn bereits 500 ₰ hierzu vorhanden:

So haben wir am Besten zuseyn geurtheilet, wenn Wir selbiges auf ein Capital zu einer ewigen Stiftung anlegen und zwar mit nachfolgenden Conditionen:

1. Soll dieses Capital an einen sicheren Ort gegen Obligation geleget, diese aber uns eingehändigt werden. Der hier in Blankenburg subsistirende Superintendent soll, wenn Wir es gnädigst auftragen, die völlige Besorgung hierüber haben.

2. Soll das Interesse von obgedachtem Capital alljährlich an einen Vatter- und Mutterlosen Sohne, welcher nicht im Stande sich selber zu helfen, zur Erlernung eines Handwerks angewendet und Ihme der Ueberrest bei Antretung seiner Wanderschaft zu einem Kleid oder sonst Benöthigtem gereichet werden.

3. Wird gedachter Herr Superintendent oder der hierzu Committirte jeder Zeit den allerbedürftigsten von denen Blankenburger Kindern aussuchen und nach seinem Gewissen Uns oder nach Unserem Ableben Unserer Frau Tochter, oder denen nach Ihnen diesen Orden habenden nächsten Anverwandten präsentiren und in Vorschlag bringen. Wobei Wir uns jedoch reserviren, einen anderen zu nehmen, oder selbst einen zu erwählen, denen Wir allenfalls die Gnade erweisen wollen.

4. Wird hiesige Fürstliche Regierung ersucht, über diese vorgesetzten Punkte ein ordentliches Instrument zu verfertigen, damit solches alles nach unserem Willen

auf das kräftigste zu ewigen Zeiten möge vestgehalten und genau observiret werden.

Urkundlich ꝛc. ꝛc.

Gegeben Blankenburg den 1. Marty 1737.

Christine Louise

(Siegel.) H. z. B. u. L. G. F. z. Oett.

Den Bestimmungen der Stiftungsurkunde entsprechend werden aus den Aufkünften von dem inzwischen auf 4200 ℳ angewachsenen Stiftungsvermögen, über das der jedesmalige Superintendent die Rechnung führt, noch jetzt etwa 10—12 unbemittelte Handwerkslehrlinge aus hiesiger Stadt zu Ostern jeden Jahres unterstützt, gute Führung derselben vorausgesetzt.

Zu Lebzeiten des Herzogs scheint das benöthigte Handwerkszeug den Lehrlingen in natura geliefert zu sein. Alljährlich, am Tage nach der Confirmation zogen die Confirmanden unter Führung des Superintendenten zum Schlosse hinauf und wurden in den Räumen desselben herumgeführt. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Fürstlichen Paare die unbemittelten Lehrlinge, die ein Handwerk ergreifen wollten, vorgestellt, sie empfingen aus den Händen des Fürsten das zuvor beschaffte Handwerkszeug. Dies mag auch die Veranlassung zu der von der Herzogin errichteten Stiftung gewesen sein. Das Privilegium der Confirmanden, am Montage nach Quasimodogeniti im Schlosse ohne das übliche Entgelt herumgeführt zu werden, hat übrigens noch bis in die neueste Zeit bestanden.

Eine ähnliche Stiftung des Herzogs ist die s. g. Virtuosencasse. Doch hiervon später.

Wahrheit und Dichtung aus westfälischer Zeit.[1])

Von H. Mack.

Gegen Ende des Jahres 1899 ist im Verlage von Schmidt und Günther in Leipzig, der schon sehr viele Werke zur Geschichte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts an den Markt gebracht hat, ein Buch erschienen, dessen voller Titel lautet: König Jérôme Napoleon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen 1. der Frau von Sothen in Kassel an meine Großmutter, 2. des Reichserzkanzlers von Dalberg an meinen Großvater, 3. und meines Vaters als Westfälischer Garde du Corps an seine Eltern, sowie anderen Familienaufzeichnungen bearbeitet von Moritz von Kaisenberg, Herausgeber der Memoiren der Baronesse Cécile Courtot de Cissey[2]). Wer diesen Titel unbefangen liest, wird trotz seiner wenig gelungenen Fassung glauben müssen, daß es sich hier um ein ernst zu nehmendes Geschichtswerk mit neuen Aufschlüssen handelt. Er wird demnach voller Spannung und Freude sich des Inhalts zu bemächtigen eilen, da ja die westfälische Zeit nicht nur eine der merkwürdigsten, sondern auch eine der noch am meisten der Aufklärung bedürftigen Episoden unserer vaterländischen Geschichte ist. Solche Unbefangenheit und Vorfreude kann freilich nicht theilen, wer über die Memoiren der Baronesse Courtot, als deren Herausgeber v. Kaisenberg auf unserm Titel sich mit augenscheinlichem Stolze nennt, auch nur einigermaßen Bescheid weiß. Diese Memoiren sind nämlich von der berufenen Kritik arg mitgenommen worden: sie hat eine Menge Fehler darin nachgewiesen, sie hat ferner dargethan, daß Vieles in den angeblichen Memoiren unverkennbare, mehr oder weniger frei erfundene Zuthat des Herausgebers ist. Der hiervon Unterrichtete muß also von vornherein großes Mißtrauen gegen v. Kaisenberg's neues Buch hegen. Und sein Mißtrauen wird sich wahrlich nicht verringern, wenn er liest, wie Jener in der Vorrede seine Kritiker abfertigt. „Das Publicum — schreibt er da — hat sie (d. h. die Memoiren der Baronesse Courtot) mit Theilnahme aufgenommen und sich nicht daran gekehrt, wenn auch einzelne Mäkler, die stets an Allem herumnörgeln, einige historische Daten beanstandeten." Gut gebrüllt! Schade nur, daß die Nörgler vor diesem Gebrüll nicht beschämt und erschreckt verstummen, sondern unbekehrt und unbeirrt weiter nörgeln. Finden sie doch bei genauerer Prüfung auch des neuen Buches wahrlich Anlaß genug dazu.

Wenn man dessen Aufbau zunächst rein äußerlich betrachtet, so hat man, wie in den Memoiren der Courtot, eine Reihe alter Kaisenberg'scher Familienpapiere, in diesem Falle meist Briefe, vor sich, die durch einen erläuternden und ergänzenden Text des Bearbeiters mit einander verknüpft sind. In einem Nachtrage sind fünfzehn Briefe, Urkunden und Actenstücke abgedruckt, von denen nicht weniger als vier auch schon in dem eigentlichen Werke Platz gefunden haben. Endlich werden noch vier Facsimiles geboten, deren erstes, ein Brief Mortiers, besser weggelassen wäre, da der Briefinhalt in gar keiner Beziehung zu dem des Buches steht. Auf diesen wollen wir jetzt eingehen und uns zuerst mit dem verbindenden Text beschäftigen. Fast Schritt für Schritt begegnen wir hier Schiefheiten, inneren Widersprüchen, kühnen Behauptungen, für die uns der Verfasser den Beweis schuldig bleibt, und groben Unrichtigkeiten, die sofort als solche kenntlich sind. Alle diese Dinge vorzubringen ist ganz unmöglich, wir müssen uns vielmehr auf wenige Beispiele beschränken. Zur Einleitung ein paar Kleinigkeiten. Der bekannte Generalintendant Daru wird zu einem General gemacht (S. 62). Am 1. Januar 1808 soll der Großvater Kaisenberg's schon Mitglied der Reichsstände gewesen sein (S. 60), obwohl die Ständewahlen erst im April dieses Jahres erfolgten. Die Universitäten Helmstedt und Rinteln, sowie das Pädagogium in Magdeburg, richtiger Kloster Berge bei Magdeburg, wurden nicht, wie S. 87 behauptet wird, durch Decret vom 1. Mai 1810, sondern durch ein solches vom 10. December 1809 aufgehoben. Indeß gehen wir zu kräftigerem Angriff über. Daß v. K. wie von seinen andern Vorfahren, so auch

1) Der Aufsatz ist bereits in einer Versammlung des Geschichtsvereins zu Braunschweig am 6. December 1900 mitgetheilt worden, konnte aber erst jetzt zum Abdrucke gebracht werden. Inzwischen ist eine ebenso absprechende Beurtheilung des Kaisenberg'schen Buches von Aug. Wolfstieg in den Preußischen Jahrbüchern B. 103 H. 1 erschienen.

2) XVI u. 331 SS. 8°.

von seinem schon erwähnten Großvater, einem tüchtigen Justiz- und Verwaltungsbeamten in kurmainzischen, preußischen, westfälischen und endlich wieder in preußischen Diensten, mit pietätvoller Verehrung spricht, ist sein gutes Recht, aber er mißbraucht dieses Recht, wenn er die Bedeutung des Mannes über ihr wirkliches Maß hinaus zu vergrößern sich bestrebt zeigt. Während Anderes der Art, beispielsweise der mindestens stark übertriebene Antheil Leopold's v. Kaisenberg an der kurmainzischen Politik zur Zeit des Rastatter Congresses [3]) hier nicht erörtert werden kann, müssen wir unbedingt kurz bei dem verweilen, was der Verfasser S. 51 über den Eintritt seines Großvaters in den westfälischen Staatsdienst sagt. „Er lehnte — heißt es dort — . . . die ihm sowohl von französischer Seite angetragene Stelle eines Justizchefpräsidenten (in Erfurt), sowie die eines Ministerportefeuilles in Kassel ab und begnügte sich . . . mit der Stelle eines (Tribunals-)Präsidenten in Heiligenstadt. Es war die Liebe zu seiner engeren Heimath, . . . die ihn hierzu veranlaßte. Außerdem aber fürchtete er, daß diese verantwortliche Stelle in Heiligenstadt bei Annahme einer (!) der obigen Posten vielleicht gar mit einem Franzosen besetzt werden könnte, was er durchaus vermieden sehen wollte." Stil und Logik dieser Sätze sprechen sich selbst ihr Urtheil, ausdrücklich hervorgehoben sei nur, daß bislang von einer Inaussichtnahme des alten v. Kaisenberg für einen westfälischen Ministerposten nicht das Geringste bekannt gewesen ist. Dazu kommt nun noch, daß sie, zumal für die frühe Zeit, in die sie hier gesetzt wird, schon an sich ganz unglaubhaft ist. So lange also der Verfasser keinen urkundlichen Beleg für seine Behauptung beigebracht hat, wird man ihn von dem Verdachte, seinen Lesern damit eine Erfindung aufgetischt zu haben, nicht reinigen können.

An diese immerhin nicht bündig zu beweisende sei eine völlig unzweifelhafte Erfindung angereiht, die zugleich mit einem Schlage die großartige Gleichgültigkeit v. K.'s gegen die historische Wahrheit darthut. Jeder leidliche Kenner der westfälischen Geschichte weiß, daß während des sechsjährigen Bestehens des Königreiches der Reichstag nur zwei Mal zusammengetreten ist, im Juli 1808 und im Januar 1810. v. K. dagegen will an eine viermalige Einberufung der Stände glauben machen, indem er den ersten Reichstag vom Juli und August 1808 in zwei zerlegt, deren einer im Juli, deren anderer im August getagt habe (S. 62 f.), und indem er für den November 1808 einen dritten ganz und gar aus der Luft greift (S. 71). Weshalb er sich diesen Extrareichstag leistet, darüber werden wir später noch recht eigenartigen Aufschluß erhalten.

Neben seiner Phantasie hat dem Verfasser aber auch höchst unkritische Quellenbenutzung manchen Streich gespielt. Auch hierfür nur wenige Belege. S. 29 beschreibt er die Zusammensetzung des neuen Königreichs folgendermaßen: „Die Staaten Preußen und Hessen hatten hierzu die Löwenantheile herzugeben und zwar ersteres das Eichsfeld, die Grafschaft Hohenstein, den Harz, Halberstadt, Quedlinburg, die Festung Magdeburg, die Altmark und den Saalkreis. Von Hessen wurden abgegeben: Hoch- und Niederhessen, Herzfeld, Fritzlar, Ziegenhain, Pleiße und Schmalkalden. Abgerundet wurde das Königreich durch das Herzogthum Braunschweig, die Grafschaften Osnabrück, Schaumburg, Wernigerode und später durch Theile Hannovers". Ein wahrer Rattenkönig von Fehlern: Hochhessen statt Oberhessen, Herzfeld statt Hersfeld, Pleiße statt Plesse, der Harz rundweg für preußisch erklärt, Osnabrück nicht als hannöverscher, Schaumburg nicht als hessischer, Wernigerode nicht als preußischer Gebietstheil erkannt u. s. w. u. s. w. Wie kann ein deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der deutschen Geschichte und Geographie sich Blößen geben, die man keinem Secundaner verzeihen würde? Die Antwort hierauf ist sehr einfach. Der Verfasser hat seine Angaben einem französischen Werke entnommen, wobei er seiner Vorlage gegenüber nicht die nöthige Selbständigkeit bewahrt hat. Dieses noch oft zu erwähnende Werk ist die bekannte, stark antibonapartistische Schrift: „Le royaume de Westphalie, Jérôme Buonaparte, sa cour, ses favoris et ses ministres. Par un temoin oculaire. Paris 1820". Schlagen wir dort S. 9 auf, so treffen wir die Kaisenberg'schen Fehler, sogar in derselben Satzfügung, überraschend vollzählig wieder. Freilich, Alles was recht ist, noch einen mehr, indem Quedlinburg in Zuidlinbourg verderbt ist. Dafür ist aber der Franzose seinerseits dem Deutschen insofern überlegen, als er unter den abgetretenen preußischen Landestheilen Hildesheim, Paderborn, Minden und Ravensberg ganz richtig mit aufführt, was v. Kaisenberg nicht thut. Dieser hat eben offenbar beim Abschreiben eine Zeile überschlagen.

Kürzer läßt sich ein zweiter derartiger Fall erledigen, der uns Braunschweiger mehr als Andere angeht. S. 127 giebt der Verfasser, von den Ereignissen des Sommers 1809 sprechend, eine kurze Charakteristik Herzog Friedrich Wilhelm's. Sie beginnt mit den Worten: „Der Herzog . . . war ein schöner drahtiger (!) Herr, dessen dunkeles Haar, als er den Tod seines Vaters bei Jena erfuhr, in einer Nacht schneeweiß geworden war." Wie kommt v. K. zu solcher notorisch grundlosen Behauptung? [4]) Auch dieses Räthsels Lösung birgt „Le royaume de Westphalie", wo es S. 118 f. von Friedrich Wilhelm heißt: „Les passions de ce prince étaient si véhémentes . . ., que sa chevelure, ses sourcils et sa barbe avaient blanchi totalement en vingt quatre heures, lors du désastre des Prussiens à Jéna et de la mort de son père." Daß v. K.'s Weisheit auf diese Stelle zurückgeht, ist um so weniger zweifelhaft, als auch, was er sonst noch über den Herzog sagt, die stärkste Anlehnung an das französische Werk offenbart. (Schluß folgt.)

3) Vgl. S. 4 f.

4) Friedrich Wilhelm hatte wohl weiße Augenbrauen, aber nicht erst seit der Schlacht von Jena, sondern von Kindesbeinen an. Sein Haupt- und Barthaar dagegen ist nie weiß gewesen, weder vor noch nach Jena.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 24. Februar **1901.**

Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege.

Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgetheilt von P. J. Meier.

Die Freunde der vaterländischen Geschichte begrüßen es stets auf das Lebhafteste, wenn die kleine Reihe von Ortschroniken des Herzogthums einmal wieder durch eine neue vermehrt wird, und man kann die Geistlichen und Schullehrer, die als Verfasser von solchen hauptsächlich in Betracht kommen würden, nicht oft genug darauf hinweisen, daß in den Erbregistern des XVI. und den Flurbeschreibungen, sowie Flurkarten des XVIII. Jahrhunderts für jede Ortschaft des Landes werthvoller geschichtlicher Stoff vorliegt, der nur auf die Bearbeitung wartet und auf der einen Seite durch die handschriftlichen Auszüge des Herzoglichen Landeshauptarchivs, die der verdienstvolle Schulrath H. Dürre über Städte und Dörfer des Herzogthums verfaßt hat, auf der anderen Seite durch Aufzeichnungen der Geistlichen in den Kirchenbüchern und Corpora Bonorum, durch Kirchenrechnungen oder auch durch mündliche Ueberlieferungen in der Gemeinde ergänzt wird. Nirgends freilich möchte die Ortsforschung von vornherein eine so treffliche Grundlage vorfinden, als in Ahlum und dessen Filial Wendessen.

Rudolf Heinrich Georg Rüdemann nämlich, der als Nachfolger seines Vaters Konrad Samuel und Vorgänger seines Sohnes Joh. Gottlob Friedrich von 1754 bis 1803 Pastor in Ahlum war [1]), hat in den Jahren 1771/2 „Nachrichten vom Dorfe Ahlen“ und „Nachrichten vom Dorfe Wendessen“ verfaßt und im Pfarrarchiv zu Ahlum niedergelegt [2]), die nicht allein den ganzen zur Verfügung stehenden älteren geschichtlichen Stoff verarbeitet haben, sondern auch die zeitgenössischen Ereignisse, soweit die beiden Dörfer davon berührt wurden, behandeln und zwar in einer Weise, die geradezu vorbildlich genannt werden kann. Rüdemann's oben genannter Sohn, der dem Vater 1786 als Adjunct beigegeben und bei dessen Tode 1803 zum Nachfolger bestimmt wurde, hat eine Fortsetzung der „Nachrichten“ bis 1831 geliefert, die namentlich für die Zeit der Befreiungskriege von Interesse ist. Aber es ist ganz natürlich, wenn der vom Vater verfaßte Abschnitt über die Zeit des siebenjährigen Krieges [3]) den Glanzpunkt der Chronik bildet; sehen wir nämlich vom dreißigjährigen Kriege ab, über den Rüdemann, wie er selbst klagt, nur kärgliche gleichzeitige Aufzeichnungen vorfand, so sind die beiden Dörfer zu keiner anderen Zeit so sehr von den großen Ereignissen der Geschichte berührt worden, als in den Jahren 1757/8 und 1761, in denen die Franzosen die Festung Wolfenbüttel besetzt hatten oder belagerten. Ich drucke daher im Folgenden diesen Abschnitt, S. 56 bis 78 der Ahlenschen und S. 51

1) R. H. G. Rüdemann hat sich nicht weniger als sein Vater die größten Verdienste um seine beiden Gemeinden erworben. Wenn die Kirche in Ahlum heute die reichste im ganzen Lande ist, so ist dies ganz hauptsächlich den Bemühungen der beiden R. zu verdanken; wie der Verfasser selbst berichtet, überkam sein Vater 1721 810 Thlr. als Kirchenkapital; dies war 1753 auf 4870, 1774 aber bereits auf über 10000 Thlr. angewachsen. R. II hat dann seit 1754 einen Umbau seiner Kirche selbst geleitet und sich so bemerkenswerthe technische Kenntnisse auf diesem Gebiet erworben, daß ihm das Consistorium z.B. auch den Umbau der Gr.-Denkter Kirche übertrug. Ueber diese Thätigkeit belehrt uns der von ihm 1775 verfaßte „Historische Bericht von dem neuen Baue an und in der Kirche zu Ahlen“, der auf das Reichste auch mit Plänen und Entwürfen, meist von R.'s eigener Hand, ausgestattet ist und als ein beredtes Zeugniß für die bis ins Kleinste gehende Fürsorge des trefflichen Mannes gelten kann.

2) Herr Pastor Stolze in Ahlum hat die Güte gehabt, mich auf diese Schriften aufmerksam zu machen und sie mir zur Benutzung auf das Herzogliche Museum zu leihen. Ich möchte ihm dafür auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

3) Auch sonst giebt es in den Pfarrarchiven des Herzogthums bemerkenswerthe Aufzeichnungen über diese Zeit. Die „Tägliche Rundschau“ druckte in ihrer Unterhaltungsbeilage vom 15. Januar d. Js. solche über das Dorf Harderode ab, die nach gütiger Mittheilung des Herrn Pastors Bartels in Helmstedt der Selbstbiographie von dessen gleichnamigem Ur-Urgroßvater (Pastor in Harderode 1734—1794) entnommen sind, aber die drastischsten Mittheilungen enthält doch das Pfarrarchiv von Börßum, die von anderer Seite hoffentlich bald veröffentlicht werden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ganz allgemein die Bitte an die Herren Geistlichen richten, mir anzugeben, ob sich nicht auch sonst Nachrichten über den siebenjährigen Krieg in ihrem Besitz befinden. Vgl. auch Braunschw. Magazin 1900, 153 ff.

bis 55 der Wendesser „Nachrichten“ bis auf wenige Sätze, die ich auslasse, wörtlich ab und füge nur die nöthigsten Bemerkungen hinzu.

I. Ahlum.

Das wichtigste, was mir, bei meinem bisher 17jährigen hiesigen Aufenthalt, und meiner Ahlenschen Gemeinen in Absicht auf unsre irdischen Umstände begegnet ist, ist wiederum der Krieg, oder jene feindliche Invasion der französischen und kaiserlichen Völker auf hiesige Lande in den Jahren 1757 und folgenden. Vidi — et horrida bella perque vices varias prospera mixta malis! — ich muß, wie gesagt, hiervon etwas umständlicher, und umständlicher, als Pastor Goldschmidt (in Ahlum) von den erlebten 30jährigen Krieges-Unruhen, handeln: ich zweifele nicht, daß meine Herren Nachfolger, wenn Gott Sie ihre Tage im Frieden erleben lässet, ihm bei diesem Durchlesen desto freudiger dafür danken werden; so wie wir dagegen in solchen unruhigen Tagen jenes Gebet: Gott, gib Friede in Deinem Lande! mit desto mehrerer Inbrunst seufzen gelernt haben. —

Es ist unnöthig, daß ich erst weitläufig anzeige, es sey der 3. Schlesische Krieg, davon wir handeln wollen; oder, der König von Engelland und Churfürst von Hannover sey darinnen ein Bundesgenosse des Königs von Preußen, so wie der König von Frankreich ein Alliirter der Kaiserin-Königin gewesen. — Das sind Dinge, die Einem jeden, auch nach so vielen Jahren noch immerhin hinlänglich bekannt genug bleiben werden.

Nachdem also die Königl. französische Armee unter den Befehlen des Marechals d'Etrees über die Weser, unweit Hameln, und nach der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck[4]) mit den englischen-Hannöverischen Truppen, welche damahls S. Königl. Hoheit der Herzog von Cumberland commandirte, vorgedrungen war; so gingen die beiden Städte Braunschweig und Wolfenbüttel am 19. August 1757 mit Accord auch an die Franzosen über. — Es erschienen zwar sogleich französische Officiers und Soldaten täglich in Ahlen, denen wir nicht nur zu essen geben, sondern auch die Tornäster mit allerhand spicken mußten: Wir hatten aber doch noch keine förmliche Einquartirung. Aber auch diese erfolgte, und zwar sehr stark, am 18. September angezeigten Jahres, welcher damahls der 15. Sonntag nach Trinit. war. Ich war noch zu Wendessen, um den Nachmittags-Gottesdienst erst daselbst zu halten, als ich gegen 2 Uhr wegen der gemachten Einquartirung hieher gerufen wurde. Ein französisches Frei-Bataillon nemlich, das aus Infanterie und Cavallerie, und ohngefehr aus 900 Menschen und 500 Pferden bestand, war aus dem Zellischen, um nach Halberstadt mit der feindlichen Armée zu gehen, hier eingerückt. Der Chef desselben war der Herr Obriste de Bourgmary, welcher bei mir mit mehr, als 120 Mann, (denn ohne seine viele Bediente hatte er den Stab, Corps du Guarde, das Stockhaus, welches unterm Schaure beim Brunnen angebracht wurde, die Fuhrleute der Bagage und so viele Umläufer bei sich,) das Quartier nahm. Mein ganzes Haus, darinnen ich nur eine einzige Schlafkammer für mich und die Meinigen übrig behielt, beide Schaure, die Scheure, alle Ställe und der ganze Hof wimmelten von Menschen. Dazu waren alle Officiers aus dem Dorfe, um von dem Herrn Obristen die Ordre zu hohlen, nebst so vielen andern, die wegen der Cour kommen waren, stets hier im Hause mit ihren Bedienten versamlet. Der 21. Septbr. war unser damahliger Herbstbustag: aber der gewaltige Lärm im Dorfe, sonderlich da zugleich eine Spießruthen-Execution vorfiel, ließ uns gar zu keinem öffentlichen Gottesdienste an diesem Tage kommen, obschon zur Kirchen geläutet war. In der folgenden dunkeln Nacht, nemlich vom 21. auf den 22. Sept. machten unsre Feinde gewaltige Feure an die Häuser. jagar an die Korn-Bausen, vornemlich aber das Corps du Guarde, welches auf meinem Hofe lag, machte an der Kirchhofs Mauren auf der Straßen neben Renstiegs Hause ein fürchterliches Nachtfeur und baute eine große Hütte von Holz und Stroh, welches sie mir weggeschleppet hatten, darum her und war selbige in Brand gerahten, wieder eine andre. Der heftigste Sturmwind, welcher damahls aus Ost-Süden tobete, trieb die starke Hitze und ganze Rollen Funken auf dem Strohdache meiner mit Korn belegten Scheuren auf und nieder. Hierwider galt nun gar keine Bitten oder vorstellen; so, daß auch die wenigen Leute, welche auf Befel der Obern mit Eimern zum geschwinden löschen gegenwärtig stehen solten, mit Schelten und Bedrohungen weggejaget wurden. In welcher Gefar mußte ich also in selbiger Nacht schweben? Nie kan ich ohne Grausen an sie gedenken! — Doch, der große Gott bewahrte mich und unsre ganze Dorfschaft bei dem Tolsinn unsrer Feinde vor Feuer: so, wie er uns überhaupt auch in der ganzen Krieges Unruhe jenen preiswürdigsten Schutz, davon ich schon pag. 54 gerühmet, hat angedeihen lassen. Treuer Gott, der du uns nie über Vermögen versuchest!

Der Herr Obriste von Bourgmary, welcher aus Quebek in America gebürtig, war für sich der ädelste Cavallier; nur sein großes Gefolge machte mir so viele Kosten und Lärm, der uns desto trauriger vorkam, da meine liebe Frau partui proxima damahls war, und am 26. Sept. auch schon, und zwar nach so großen Schröcken, doch, Gottlob, glücklich von einem Sohn entbunden wurde. — Dieser brave Herr bewies mir auch noch in seiner Abwesenheit recht bewunderuswürdig, daß er Gott mitten unter dem Geräusche der Waffen fürchtete, und eben deswegen ein redlicher Menschenfreund auch im Kriege seyn könne. Acht Tage nach seinem Wegzuge von hier schickte mir der Herr Obriste 7 Wagen, wobei 28 Pferde und alle möglichen Zubehöre waren, durch ein Commando Soldaten und Ströpksche Bauren[5]) zum Geschenk für die, mir, durch seine Einquartirung verursachte Kosten, und in der Meinung zu, daß die davon bei Halberstadt entloffene Bauren aus Ahlen

4) Der gänzlich unüberlegte Rückzug des Herzogs von Cumberland in der Schlacht bei Hastenbeck 1757 26. Juli gab bekanntlich das Land rechts der Weser den Franzosen schutzlos preis.

5) Ströbeck liegt westlich von Halberstadt.

wären. Das Fuhrwerk gehörte aber in Apelstädt; deswegen ich den dabei seyenden Unterofficier damit dahin schicken wolte. Allein selbiger bezeugte, daß ers an mich, es mögte hingehören, wohin es wolte, durchaus übergeben solte: Niemand hätte daran das mindeste zu fodern. Die entloffene Bauren müsten nach dem Kriegesrechte aufgehangen werden, und die Pferde hätte sein Herr verkaufen, und die Wagen verbrennen lassen können usw. — ich ließ also die Apelstädter Leute sofort rufen, daß sie das Ihrige ohne alles Entgeld wieder zu sich nehmen konten.

Wie grosmühtig und uneigennützig und wie Menschenfreundlich hat sich hier mein Bourgmary erwiesen? Ein Katholik? Ein Commandeur eines wilden Frei-Bataillons? Ein Landes-Feind? — Wie wenige deutsche Officiers würde ein solcher Geist beleben? — Mancher hoher Officier der Franzosen hat in diesem Kriege sein Andenken bei uns gesegnet: z. Ex. ein Duc de Randan in Hannover, ein d'Armentiers zu Zelle p., Gepriesen sey also auch mein Held und sein Andenken! Sein Geschenk war nach den damaligen Preisen im Kriege sicher 2000 ℛ werth; denn ein Baurwage kostete 80 bis 100, und ein altes schlechtes Pferd — 80, 100, 110 ℛ., ich habe es nachher bedauret, daß ich dis ädelmühtige Verfahren eines feindlichen Befehlshabers gegen hiesige Unterthanen nicht an unsers Herzogs Durchlaucht, die bei den dermahligen Krieges Unruhen Sich mit Ihrer Hohen Hofstatt zu Blankenburg aufhielten, sofort unterthänigst vermeldet habe. Und ich bedaure es auch ungemein, daß ich diesen großen Mann nicht nachher noch mahl wieder sprechen können. Freudig hätte ich ihm gedanket, daß er durch mich Verunglückte wieder glücklich gemacht hätte. Ich zweifele indessen nicht, daß Gott mein Gebet für ihn erhöhret, und sein Auge, das auf die Gerechten siehet, auch auf diesen Mann in seinen Gefährlichkeiten werde gerichtet haben: und ich wil, wie ich es ihm auch in meinem Dankschreiben versprochen habe, seiner treflichen That gegen Jedermann gedenken, wenn nur seines Namens erwähnt wird. — Gewis, wie das Andenken der Thorheit und Laster einer ewigen Nacht würdig ist, so werth ist hingegen der Aedelmuth und eine reine Furcht Gottes und Menschenliebe eines immerwährenden Andenkens.

In den folgenden Monahten October, November und December des 1757sten Jahres daurten die Unruhen, wie wol nicht in gleicher Masse, noch immer fort. Wir musten nicht nur Haber, Heu, Stroh, Holz, (obwir dis letztre schon selbst anderwärts so sehr suchen und übertheur bezahlen müssen) und viele andre Sachen den Franzosen nach Braunschweig und Wolfenbüttel liefern; sondern wir hatten auch immerhin verschiedene kleinere Einquartirungen und beständige Zusprüche von Officiers und Soldaten, ja auch Marodeurs. Tagtäglich, sonderlich im November, marschierten auch feindliche Regimenter nach und aus dem Brandenburgischen hier durch, davon immer Etliche ins Dorf fielen und etwas erpreßten. Und weil die Wagen, welche das Brod von den Backöfen, die die Franzosen in Wolfenbüttel hatten, ihrer Armée im Halberstädtschen zubrachten, bei uns durchfuhren; so machten uns die dabei Beorderten nicht selten einen Lärm und vielen Unfug. Gegen solche Anfälle hatten wir zwar stets stets eine französische Sauve-Guarde im Dorfe, welche bei kostbarer Speisung theur genug bezahlt wurde; aber sie verschaffte uns wenigen Nutzen, da sie es immer mehr mit unsern Feinden, als mit uns, zu halten pflegte; ich aber hatte auch dieserwegen, daß der Schutzbrief an meinen Thorweg, unter dem Vorwande, daß der Pfarrhof mitten im Dorfe läge, geschlagen war, eine vergrößerte Last; indem alle diejenigen, welche gedachten Brief lasen, bei mir zugleich einkehrten und verharreten.

Unter diesen lästigen Umständen brach auch noch gegen das Ende des 1757sten Jahres die leidige Viehseuche auf einigen Höfen in Ahlen wieder aus. Mein sämtliches Vieh war jämmerlich davon, und 9 Stücke, und zwar die besten und stärksten, (denn selbige raft die Staupe allemahl am ehesten weg) sturben daran; diejenigen aber, welche durch Gottes Hülfe wieder genesen, verkalbeten doch, blieben elend und das ganze Jahr güste.

Mit dem Anfange des 1758sten Jahres wil ich auch einen neuen § anfangen. — So fort am 5ten Jenner erhielten wir ein Bataillon vom Kaiserl. Regiment de Ligne, wallonischer Völker aus Braband, welche die Kaiserin Königin mit zur französischen Armée gegeben hatte, zur Einquartirung. Diese waren böse Gäste, welche es unweit schlimmer, als die Franzosen, mit uns machten. ich erhielt auf die Pfarre den commandirenden Officier, den Grafen Liedekerken, nebst andern wieder, einen hungrigen, dabei aber sehr stolzen, groben, versoffenen und üppigen Menschen: der bei seiner großen Armuth, da ihm sein bischen Equipage von dem Luckenerischen Husaren noch dazu geraubt war, mit seinen vielen Gemüthsbrüdern sich immer auf meine Kosten lustig zu machen suchte und alle Tage bis 4, 5 Uhr des Morgens hinschwärmte. Welchen Unterschied in der Gesinnung und Conduite fand ich zwischen einen Bourgmary und Liedekerken? In meinem Hause war ein beständiges Getümmel, Laufen und Aufwarten, so, daß meine Wirthschaft völlig danieder lag. Der Herr Graf nahm sich so ganz und gar nichts übel. Dergleichen natürliche Sachen z. Ex., die ehrliche Leute an an einen besonderen Ort bringen, that er S. v. in die Stube. Er rief und bölkte, wie der beste Gassenbube, schoß Gewehre im Hause loß: und die Gesellschaften, welche er liebte und um sich hatte, musten ebenso munter, wie er selbst, seyn. Man sang, tanzte, spielte, tressirte die Hunde, man balgte sich, spielte mit den Mägden; man kochte, aß, trank; man trieb tausendfache Thorheiten; und so lebte man ein und alle Tage in meinem Hause. Dabei waren die Foderungen am Brode, Fleisch, Bier, Wein, Thee, Caffe, Zucker, Holze, Tisch-Servicen und so viele andern Sachen bei nahe unendlich. Daher mir die Einquartirung nur allein in diesem Winter über 360 ℛ gekostet hat; wogegen ich nicht die geringste Indemnisation je erhalten habe. Der Herr Probst Heise, mein wehrtster Herr Superintendent, rieth mir zwar nachher, meine erlittene Umstände höheres

Orts zuberichten, da sie notorisch wären; aber — doch, Gottlob, das Unglück war ja nachher überstanden!

Daher ist meine Last in jenen Krieges-Zeiten immer die größte worden, daß ich die commandirenden Officiers zur Einquartirung erhielt; weil damahls sonst keine Honoratiores in Ahlen geblieben waren. Zu diesem kamen denn alle übrige Officiers aus dem Dorfe, ja von Wolfenbüttel und andern Orten, her, blieben zu Tisch, und den ganzen Tag in meiner Stuben. Man stelle sich aber vor, wie wenige Zeit mir für meine Geschäfte und Studieren hierbei übrig geblieben? Belli inter strepitus — —! Und gewiß, meine Amtspflichten wurden damahls recht besonders gehäufet, ich hatte in meinen beiden Gemeinen 160 Kranke, davon auch ein gut Theil starb. Diese besuchte ich, ob ich schon selbst 3 mahl bettlägerig wurde, und mich herumfahren lassen muste, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und doch konnte ich nicht zu ihnen allen herumkommen. — Die Leute erkrankten nemlich wegen des mannigfaltigen Schröckens, imgleichen auch von den stänkrigen Ausdünstungen in ihren so sehr angefülten Stuben. Es grassirte ein böses Fleckfieber unter ihnen, und diejenigen, welche nicht geneseten, starben plötzlich, binnen 3 oder 4 Tagen. In der Schule zu Wendessen war sonderlich ein klägliches Spectakel: alle darinnen lagen und winselten; und der Opfermann Pabst starb nebst seiner Frauen, 4 Kindern und ein Paar Kindes Kindern, gleich hinter einander. Die Kranken musten auch in der heftigsten Winter-Kälte auf den Kammern liegen, weil der Soldat ihre Läger in den Stuben durchaus nicht dulden wolte. O wie betrübt war es, wenn Mars besoffene Söhne mich zu den Sterbebetten meiner Patienten mit Singen und Tanzen begleiteten, wenn sie Zuschauer bei der vermeinten letzten Oehlung abzugeben gedachten? Und wie schwer konnte ich die Gedanken der Elenden zur würdigen Betrachtung ihres wichtigen Schritts in die Ewigkeit samlen und unterhalten? Jedoch muß ich es zum unvergeßlichen Preise meines Gottes noch rühmen, daß er mich voller Zuversicht auf seine gnädige Mitwirkung und beim unerschrockenem Gemühte, mitten unter solchen großen Trübsalen erhalten, und mein Amt jederzeit getrost und freudig dabei hat verrichten lassen.

Am 10. Jenner des 1758sten Jahres brachen unsre Einquartirte mit den Franzosen aus Wolfenbüttel unterm Commando des Marquis de Vogué [6]), welcher daselbst Gouverneur war, (aber auch einen schlechten Ruhm hinterlassen hat,) unerwartet und in aller Stille gegen den Abend auf, und zogen bei sehr kalter Nacht auf Halberstadt; von dannen sie, als sie am 17. desselben wiederkamen, nach dem Gerüchte 260 000 ₰ Contribution und eine reiche Plünderung mit sich brachten.

Endlich fiel es meinem wackern Herrn Graf Liedekerke bei aller seiner wilden Lebensart doch auch mahl ein, daß er und seine Untergebene eine Messe hören müsten. Kündigte mir also am Sonabend Morgen an, daß er dazu den Gebrauch der hiesigen Kirchen verlangte. Als er aber, ob ich ihm schon mit aller Höflichkeit vorstellete, daß dergleichen Foderung wider den klaren Inhalt des westphälischen Friedens, (welchen er aber auch nicht dem Namen nach kannte,) und wovon der König von Frankreich Garant wäre, offenbar stritte, dennoch nicht von seiner Foderung abstehn wolte; so meldete ich dis Anmuhten sofort Fürstlichem Consistorio, woraus ich aber befehligt wurde, diese Foderung unverzüglich Fürstlr. Geheimer-Rathstuben zu Braunschweig unterthänigst zu berichten. Dis geschah auch alsbald mit einem reitenden Boten: ich erhielt aber erst am folgenden Sontages Morgen, doch früh, von daher, nebst einem ausdrücklichen Verbote, durchaus nicht in solches Verlangen zu willigen, Copiam des Artikels wegen des freien und ungestörten Exercitii Religionis aus der Convention mit dem Marechal Duc de Richelieu, de 13. Aug. 1757 [7]), welche ich ihm vorlegen und erklären solte. Indem ich ihm nun den Extract aus erwähnter Convention dargereichet hatte, warf er das Papier zur Erde, und sagte, daß er sich als ein Kaiserlicher Officier so wenig um den Marechal von Richelieu als hiesige Geheime Raths-Stube schöre, und er wolte den Küster bis auf den Tod prügeln lassen, wenn er nicht sogleich die Kirche aufschlösse. Werden Sie, Herr Graf, denn auch mich prügeln lassen, antwortete ich, wenn ich dem Küster verbiete, ihren Befel zu vollenziehen? — Bramarbas besann sich endlich, und fing an, aus einem andern Tone zu reden, nahm auch das zur Erde geworfene Papier selbst wieder auf. — Wie nun der nette Mann merkte, daß er seine Absicht wegen der Kirche nicht erreichen würde, so dachte er mir doch darunter gütigst gefällig zu werden, daß er die Messe auf meiner Hausdeele (und er wolte den Saal schlechterdings dazu haben,) von seinem Feld-Pater halten ließ: das muste und konte ich geschehen lassen. — Ebenso ist es mir auch unter göttlichem Beistande gelungen, daß die zu Wendessen einquartirte Kaiserlichen die Messe nicht in der dasigen Kirche, sondern im adeligen Hause, gehalten haben; ob ich schon am Neujahrstage 1758 dieserwegen von der Kanzel gewiesen, und auch die Trommel zu der Absicht schon wirklich geschlagen wurde.

Das seit 4 Wochen nun bei uns hier in Ahlen gewesene Bataillon vom Kaiserl. Regiment de Ligne zog endlich am 1. Hornungs Monaths 1758 von uns wieder ab; allein unsre Freude, Ruhe und Erquickung daurte gar nicht lange. Denn noch eben an demselben Tage, oder am 1. Februar, gegen späten Abend, rückte ein anders Kaiserl. wallonisches Bataillon à 800 Mann vom Regiment d'Arberg bei uns wieder ein Ahlen war also durch Einquartirung recht geplagt. Dahingegen die nächsten Dörfer, wenn sie nur nicht an der Brandenburgischen Heerstraße und zunächst bei Wolfenbüttel lagen, als Azen, Saldahlen, Apelnstädt, Detten p.

---

6) Gemeint ist Marquis Voyer d'Argençon. Ueber den Zug gegen Halberstadt, Quedlinburg und Regenstein genügt es auf Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, und Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763, I 400 f. zu verweisen.

7) Diese Convention, nach Renouard a. a. O. S. 260 am 10./VIII. abgeschlossen, beraubte den Herzog Karl seines Landes bis auf das Fürstenthum Blankenburg (s. oben S. 27).

zu diesen Zeiten kaum einen feindlichen Kriegesmann zu sehen bekamen. Dieses erwähnte Bataillon kam aber recht mit Ungestüm an: die Leute schmäleten, daß für sie nicht der Tisch schon bereitet wäre, obschon Niemand gewust, daß sie kommen würden. Und einjeder Einwohner in Ahlen seufzete auch nachher noch über das Toben seiner Einquartirten: nur ich hielt mich dismahl für ziemlich glücklich. Es kamen zwar anfänglich wieder Officiers zu mir, die aber, nachdem sie gegessen, aus Furcht vor meiner damahligen Krankheit, noch [an] demselben Abend sich einen andern Auffenthalt suchten. ich erhielt dagegen 1 Unterofficier mit 18 bis 20 Mann. Diese gemeinen Leute führten sich 1000 mahl honetter auf, als mein ehmaliger hochgeborner Herr Graf Liedekerke gethan hatte. Sehr vergnügt waren sie darüber, daß ich ihnen morgens, mittags und Abends gehäufte Schüsseln auftragen ließ. „Mit dem Opfer eines geringern Verlustes kan man sonderlich zur Kriegeszeit öfters ein großes Unheil abkaufen!“ — Man wolte mir nachher diese gemeinen Leute, unter dem Vorwande der Unschicklichkeit für das Pfarhaus, wieder nehmen, und Oberofficiers dagegen einquartiren: ich verbath aber diese Ehre nach aller möglichen Höflichkeit. Und dis ist nur das einemahl gewesen, daß ich dergleichen geringe Soldaten zur Einquartirung gehabt habe.

Uebrigens war dis Kaiserl. Bataillon auf die Bewegungen der Preußen, von denen sie erfahren, daß sie aus dem Halberstädtschen anrückten [8]), überaus wachsam. Ehe man sichs versahe, rückten sie mit ihren bei sich habenden Canonen bald im, bald außerm Dorfe, zu unserm großen Schröcken, zusammen, und erwarteten in der größten Stille des Nachts ihre Feinde. Sie zwangen auch hiesige Leute, daß sie als Spions nach Hessen, Scheppenstädt p. [9]) gehen und auf die Preußen lauren musten, welche sie, wenn deren Nachrichten ihnen verdächtig schienen, sofort mit dem Aufhänken bedräueten. Einen jeden, der ins Dorf, oder nur durch die hiesige Gegend, gehen wolte, schlepten sie zum schärfsten Verhör in ihre Wachen: und warens Leute aus Ahlen, so muste ich für ihre Redlichkeit einstehen. Jedoch der große Gott bewahrte unsern Ort, daß es darinnen zu keinem fürchterlichen Angriffe kam. Und am 4. Februar verließen uns diese Gäste, zu unserm großen Vergnügen, wieder. Und so weit gingen für diesen Winter die feindlichen Einquartirungen in Ahlen!

Am Sontage Oculi, es war der 26. Februar 1758, räumten die Franzosen, mithin auch die dabei seyenden Kaiserlichen, unerwartet, und auf einmahl, beide Städte, Braunschweig und Wolfenbüttel. Unser Durchl. Herzog Ferdinand, der große Held, commandirender Chef der alliirten Hannöverschen Armée, bei welcher sich auch unser theurster Erbprinz so bewundernswürdig tapfer erwies, war von Lüneburg, wo das Winter-Quartier gewesen, gegen die Weser plötzlich aufgebrochen [10]); so wie des preußischen Prinzens Heinrich Königl. Hoheit mit einigen tausend Mann ins Stift Hildesheim eingefallen war [11]). — Die hiesigen Einwohner musten, so wie wie viele andre braunschweigische Unterthanen den Franzosen bei ihrer Retraite Fuhren nach Hameln leisten. Sie kamen zwar am 3. März zurück, sie kamen aber, sage ich, bei einem Verlust von 69 hiesigen Pferden und etwa 16 oder 17 Wagen, wieder. Das war für Ahlen noch ein sehr harter Umstand! Und die Zeit, darinnen er erfolgte, machte ihn desto fühlbarer; denn nun solte eben die Bestellung des Brakfeldes angefangen werden: und ein alter Gaul kostete nach diesem Raube 100 bis 150, ja 200 Thaler! (Schluß folgt.)

8) Prinz Heinrich von Preußen war in den letzten Tagen gegen Hessen (am Fallstein) vorgerückt und hatte von hier aus am 1./II. das von den Franzosen besetzte Hornburg genommen; am 11./II. fiel auch die Festung Regenstein wieder in seine Hände.

9) Die Landstraße von Braunschweig nach Halberstadt bis Leipzig, die jetzt von Wolfenbüttel südlich der Asse über Wendessen und Gr. Denkte auf Hessen führt, ging damals nördlich der Höhe über Ahlum und Schöppenstedt. Daraus erklärt sich, daß Wendessen von den Franzosen viel weniger zu leiden hatte, als Ahlum.

10) Der Aufbruch des Herzogs erfolgte am 18./II., der Uebergang über die Aller bei Ahlden am 22.—25./II; Nienburg wurde am 28./II. erreicht, Minden seit dem 5./III. eingeschlossen, am 14./III. genommen.

11) Prinz Heinrich von Preußen war am 27. Februar über die Oker gegangen und hatte am 2. März Goslar, Braunschweig und Wolfenbüttel, am 3. März Hildesheim besetzt; vgl. Renouard a. a. O. 478.

Wahrheit und Dichtung aus westfälischer Zeit.

Von H. Mack.

(Schluß.)

Allein — wird man mir einwenden — wozu auf diesen Nachlässigkeiten und Irrthümern des Bearbeiters herumreiten, da doch dessen Zuthaten nur nebensächliche Bedeutung haben? Der Schwerpunkt des Werkes liegt ja ohne Frage in den mitgetheilten gleichzeitigen Zeugnissen über Zustände, Ereignisse und Personen des napoleonischen Zeitalters, Zeugnissen, die zum Theil sogar von Berühmtheiten wie Dalberg und Johannes von Müller herrühren. Sie müssen doch in erster Linie berücksichtigt werden, wenn der Werth des Buches abgewogen werden soll. Nun gut, vertiefen wir uns in jenen kostbaren Schatz von Familienpapieren, den der Bearbeiter vor uns ausgebreitet hat. Leider sind diese Briefe, wie wir im Hinblick auf das Vorherrschen solcher kurz sagen wollen, nicht gerade angenehm zu lesen, denn sie sind fast alle, mögen sie nun vom Minister v. Albini, von Dalberg, von Johannes v. Müller, von der Tante Marianne v. Sothen, von den Kaisenberg's, Vater und Sohn, oder von sonst wem herrühren, in dem gleichen unfertigen und mit gespreizter Sentimentalität gesättigten Stile geschrieben, der wiederum mit dem der eigenen Ausführungen des Herausgebers Vieles gemein hat. Danach haben wir mit einer stilistischen Bearbeitung der alten Texte zu rechnen. Vom Standpunkte der Wissenschaft aus bleibt nun zwar eine solche Umstilisirung immer bedenklich, man könnte es auch, die Richtigkeit unserer Annahme vorausgesetzt, als argen Hochmuth tadeln, daß v. K., der selbst einen so schlechten Stil schreibt, es unternommen hat, einen Johannes von

Müller zu korrigiren. Indessen, man mag darüber hinweggehen, wenn nur wenigstens der wesentliche Inhalt der Briefe unverändert geblieben ist. Aber selbst in dieser Hinsicht sind, wie Referent gestehen muß, schon beim ersten flüchtigen Durchlesen sehr starke Zweifel in ihm wach geworden. Nicht nur fiel ihm das Wiederkehren gewisser allgemeiner Gedankengänge und politischer Anschauungen in Briefen der verschiedensten Personen auf, nicht nur fand er mehrfach die Handlungen der Briefschreiber mit den von ihnen entwickelten Ansichten in Widerspruch, sondern sehr häufig war es ihm auch, als ob er diese oder jene Anecdote, diese oder jene Schilderung u. s. w. im gleichen Zusammenhange und in fast denselben Worten schon anderswo gelesen habe. Und diese Erinnerung regte sich vornehmlich bei solchen Stellen, an denen irgend etwas recht Ungünstiges, Gehässiges, Skandalöses über den König Jérôme, seine Maitressen, seine Günstlinge, seine höchsten Beamten und Officiere erzählt wird. Wo aber stände mehr dergleichen als in dem uns schon wohlbekannten „Royaume de Westphalie" und in Zinserling's „Geheimer Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes zu Cassel", die gleichfalls ohne Nennung des Verfassers 1814 angeblich zu St. Petersburg erschienen ist. Referent verglich also diese beiden Bücher mit den v. Kaisenberg'schen Briefen und konnte denn auch massenhaft sehr auffällige Uebereinstimmungen feststellen. Es wird nicht zu vermeiden, aber vielleicht auch ganz lehrreich sein, deren einige hier abzuhandeln.

S. 63 ff. druckt v. K. einen vom 20. August 1808 aus Kassel datirten Brief seines Großvaters ab. Der Schreiber, Mitglied der Reichsstände, berichtet darin seiner Frau unter Anderm von einer Rede, mit der der König 14 Tage vorher den Reichstag eröffnet habe. Hier liegt freilich zum Mindesten ein grober chronologischer Irrthum vor, da der König den Reichstag bereits am 2. Juli eröffnet hatte und nach früher Gesagtem die Behauptung des Herausgebers, daß die Stände im August schon zur zweiten Tagung versammelt gewesen wären, ganz haltlos ist. Allein lassen wir diesen Irrthum über uns ergehen, ohne seiner Entstehung nachzuforschen, und richten wir vielmehr unsere Aufmerksamkeit auf eine Anecdote, die der Briefschreiber bei dieser Gelegenheit zu erzählen weiß. „Aber selbst die Franzosen — bemerkt er (S. 66) — spotteten über des Königs Rede, so soll der Staatssekretär Lecamus nachher gesagt haben: Der König habe gesprochen wie ein Dorfprediger (curé de village). Das mag aber wohl daher gekommen sein, daß er selbst bereits eine andere Rede ausgearbeitet hatte, die von Seiner Majestät verworfen war." Die gleiche Anecdote nun finden wir — nur mit etwas mehr Worten und im richtigen zeitlichen Zusammenhange — im „Royaume de W." erzählt, wo wir S. 35 f. lesen: „Le roi composa son discours lui-même . . . Un de ses ministres . . . disait . . . que cela ressemblait au sermon d'un curé de village. Le fait est que ce ministre avait éprouvé à cette occasion une petite mortification dans son amour propre; car, ayant préparé le discours et l'ayant lu au conseil, Jérôme n'en voulut point . . ."

In demselben Briefe wird bei Erörterung der Sittenverderbniß, die von den Franzosen nach Kassel gebracht sei, Folgendes behauptet (S. 68): „Die Gewohnheit und das tägliche Mitansehen aller dieser Laster ist eine gar gefährliche Sache. Die jungen Mädchen, die bisher nur ihre häuslichen Pflichten kannten, halten es jetzt für nöthig, in die Theater und auf die Tanzfeste zu laufen, und was sie dort an lasciven Tänzen und Aufführungen zu sehen kriegen, dürfte ihnen wohl von keinem Nutzen sein." Und was steht auf S. 40 des „Royaume de W." in einer Betrachtung über das gleiche Thema? „L'habitude est une seconde nature; bientôt la jeune fille, qui ne s'occupait que des soins du ménage, sentira le besoin d'aller au théâtre et d'y repaître ses yeux des danses lascives des ballets français."

Weiter theilt der Herausgeber zwei Briefe seines Großvaters aus dem November 1808 mit. Sie sind wieder aus Kassel datirt und nach Angabe des Enkels gelegentlich einer neuen, oben schon als erfunden gekennzeichneten Tagung der Reichsstände geschrieben. Der erste Brief (S. 71 ff.) — vom 20. November — handelt fast nur von den Ausschweifungen des Königs, insbesondere von seinen Beziehungen zu der Gräfin Truchseß-Waldburg und der Gräfin Bocholtz. Zu dem Bericht über die zweite dieser „Damen" vergleiche man die „Geheime Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes". Hier wie dort ist der Erbärmlichkeit des Grafen und der Gräfin Bocholtz die edle Gesinnung eines halbwüchsigen Sohnes aus dieser Ehe entgegengesetzt, eines Sohnes, der von seinen Eltern gesagt haben soll:

v. K. S. 73.	G. G. I, S. 96.
„Mein Vater ist ein treuloser Verräther seines Vaterlandes, von meiner — Mutter muß ich — schweigen, aber ich hoffe dereinst mit meinem deutschen Schwerte diese Schande abwaschen zu können."	„Mein Vater ist ein treuloser Verräther seines Vaterlandes, ein Franzose; von meiner Mutter muß ich schweigen; aber an dem verworfenen Geschmeiß der Franzosen will ich mit deutschem Muthe und durch mein deutsches Schwert ihre Schande rächen."

In dem zweiten Novemberbriefe, der fünf Tage später angesetzt ist, wird S. 75 ff. die Feier des 15. Novembers, Geburtstags des Königs, in der Stadt und bei Hofe beschrieben. In dieser Beschreibung sind die Uebereinstimmungen mit der „Geheimen Geschichte" I, S. 179 ff. zu umfangreich, als daß sie hier angeführt werden könnten. Und sie sind zugleich so schlagend, daß auch der harmloseste Laie sagen muß: die eine der beiden Darstellungen hängt von der andern ab. Natürlich ist die in der „Geheimen Geschichte" die ursprüngliche. Mit ihren vielen, zum Theil pikanten Einzelheiten schien sie jedenfalls Herrn v. K. zur Verwerthung in seinem Werke vorzugsweise geeignet. Am überzeugendsten mußte sie dort wirken, wenn er sie in Form eines Briefes seines Großvaters brachte, der als Ständemitglied Zutritt bei Hofe hatte. Da die Stände aber in Wahrheit niemals am Geburtstage des

Königs in Kassel versammelt gewesen sind, so blieb nichts übrig, als die Geschichte ein wenig zu korrigiren, und so bekommen wir denn den famosen Reichstag vom November 1808.

Gleich nach diesen Briefen vom alten Kaisenberg lernen wir auch ein an ihn gerichtetes Schreiben kennen (S. 82 ff.). Als Verfasser tritt Johannes v. Müller auf, nach Behauptung des Enkels Kaisenberg vertrauter Freund des Großvaters seit dessen kurmainzischer Zeit. Schon die Datirung dieses Briefes macht stutzig. Der Herausgeber sagt, er gehöre dem Anfange des Jahres 1809 an, über dem Briefe selbst aber steht der 16. Januar 1808. Nun, da ist die letzte Zahl wohl Druckfehler für 1809. Allein dem widerstreitet, daß gleich zu Beginn v. Müller über die Aufgabe seines Ministerspostens wie von einem erst wenige Tage oder Wochen alten Geschehnisse spricht. Das konnte er am 16. Januar 1809 nicht mehr thun, denn schon im Januar 1808 war er aus dem Ministerium geschieden, allerdings erst am 21., womit wiederum der 16. des Briefes nicht zu vereinbaren ist. Das Wirrniß wird aber noch ärger dadurch, daß der weitere Inhalt des Briefes besser auf das Jahr 1809 als auf 1808 paßt und daß der alte Kaisenberg darunter bemerkt hat: „Mein Freund Johannes v. Müller starb am 27. (richtiger 29.) Mai desselben Jahres“, d. i. 1809. Unter diesen Umständen dürfte Niemand Tadel verdienen, der die Echtheit des Briefes anzuzweifeln wagte, zumal auch für ihn wieder Anleihen bei dem französischen Anonymus gemacht sind. Wenigstens ein Citat möge diese Behauptung bekräftigen.

v. K. S. 86	R. de W. S. 44.
„O wäre ich doch damals in meiner so gesegneten Stellung in Berlin geblieben, wo ich mit den Freunden Ancillon, Fichte, Humboldt, Hufland (!) und den Andern so glückliche Tage verlebte, und nicht nach diesem Kassel gegangen, wo mich nur Geringschätzung und Vernachlässigung erwartete. Mein Leben bildet eine Lehre für alle Männer der Wissenschaft, sich nicht dem Ehrgeiz zu überlassen und nicht leeren Titeln nachzujagen.“	„Jean de Muller avait quitté à Berlin un état brillant, qu'il partageait avec les Ancillon, les Fichte, les Humboldt, les Hufiand (!), pour venir en Westphalie, où il ne trouva que le dédain et l'abandon. Belle leçon pour les hommes des lettres, qui veulent courir les chances de l'ambition et la carrière des honneurs!“

Solche handgreifliche Benutzung des „Royaume de Westphalie“ und der „Geheimen Geschichte“ ist aber weiter nachzuweisen in den Briefen der Frau v. Sothen, einer in Kassel lebenden Tante des Großvaters Kaisenberg, in denen des westfälischen Leutnants Fritz Wolf, Verlobten von des Großvaters Tochter Leopoldine, endlich auch in denen des westfälischen Garde du Corps Louis v. Kaisenberg, Bruders der Leopoldine und Vaters des Herausgebers. Uebrigens sind allem Anschein nach in vielen der bisher besprochenen Briefe auch andere Schriften als die beiden angezogenen und in derselben Weise wie diese benutzt worden, wenngleich Referent sie nicht zu nennen weiß. Ebensowenig vermag er anzugeben, aus welchen Quellen v. K. die aus Paris datirten Briefe Dalberg's, die sicherlich apokryph sind, geschöpft hat. Einem leidlichen Kenner der napoleonischen Memoirenliteratur indessen würde dieser Nachweis vermuthlich leicht gelingen. Auch der gleich zu Anfang mitgetheilte Brief Albini's vom Rastatter Kongreß macht einen sehr verdächtigen Eindruck.

Trotz Allem aber soll hier dem Bearbeiter nicht vorgeworfen werden, daß er überhaupt nichts Authentisches aus der westfälischen Zeit darbiete. Von vornherein wird man ja die Stücke officiellen Charakters, wie das westfälische Ordenspatent für den alten Kaisenberg und dergl., die, obwohl von herzlich geringem Werthe, doch mit allen Formalien abgedruckt sind, für echt erklären müssen. Aber selbst die Familien- und Freundesbriefe wird man nicht in Bausch und Bogen verdammen wollen. Gewiß sind viele völlig erfundene Stücke darunter, abgesehen von dem Schreiben Johannes von Müller's und den Pariser Briefen Dalberg's, namentlich die des Leutnants Fritz Wolf, dessen Person wohl ebensowenig existirt hat wie sein romanhaftes Verlöbniß mit Leopoldine v. Kaisenberg. Dagegen darf der im Nachtrage wiederholte Brief Louis' vom 10. October 1813 kaum angezweifelt werden, und auch seinen übrigen Briefen, ferner denen seines Vaters und der Tante v. Sothen mag hie und da ein echtes Schreiben zu Grunde liegen. Aber was der Art etwa verwerthet worden, hat doch das unter der liebevollen Pflege des Bearbeiters üppig gediehene Unkraut rettungslos überwuchert.

Angesichts solcher Ergebnisse wird Keinem verborgen sein, wie des Referenten Gesammturtheil über das Kaisenberg'sche Buch ausfallen muß. Es braucht also nicht noch ausdrücklich formulirt zu werden, zumal dabei Worte fallen müßten, über deren parlamentarische Zulässigkeit gestritten werden kann. Nur noch eine kurze Bemerkung für den, der etwa die Frage aufwerfen sollte, weshalb denn überhaupt ein solches Buch einer so ausführlichen Kritik gewürdigt worden sei. Nachdem die Memoiren der Baronesse Courtot mit ihrem spannenden Inhalt das Eis gebrochen hatten, wird auch das Buch über Jérôme, obwohl es so langweilig ist wie jenes anziehend, manchen Leser gefunden haben. In Folge dessen ist zu befürchten, daß die früher allgemein gehegte, aber mindestens stark verzerrte Anschauung, wonach das Königreich Westfalen ein Spielball der furchtbarsten Corruption und der wüstesten Sittenlosigkeit gewesen wäre, wieder sehr an Boden gewinnen wird trotz Allem, was Thimme und andere zuverlässige Forscher dagegen vorgebracht haben. Um dieser Gefahr entgegenzutreten, zugleich aber auch, um vor künftigen ähnlichen Erzeugnissen der Feder v. Kaisenberg's mit Nachdruck zu warnen, schien es gut, gründlich darzulegen, wie der Herr arbeitet, und somit unumstößlich festzustellen, daß seinen angeblichen Geschichtswerken nicht der geringste wissenschaftliche Werth innewohnt.

Bücherschau.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder. IV. Auflage herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilh. Engelmann 1900. VIII und 348 S. 8⁰. 7 M.

Daß der Gedanke Hoffmann's von Fallersleben, ein Nachschlagebuch unserer volksthümlichen Lieder zu veranstalten, ein glücklicher war, beweist die vierte Auflage, die das Werk jetzt noch gefunden hat. Es erschien zuerst 1857 im 6. Bande des Weimarischen Jahrbuchs, dann selbständig 1859 in zweiter und 1869 in dritter Auflage. In dieser zählte es 1142 Lieder; jetzt ist deren Zahl auf 1350 gestiegen, obwohl manche der früheren ausgelassen worden sind, da sie nicht mehr als volksthümlich betrachtet werden können. „Denn dieses Buch“, sagt der Herausgeber in seinem Vorworte, „hat doch nur den Zweck, Auskunft zu geben über Lieder, die heute gesungen werden oder vielleicht noch gesungen werden.“ Danach muß sich der Bestand der Lieder in dem Buche natürlich im Laufe der Jahre stets ändern. Zeigt sich schon hierin die tiefgreifende Thätigkeit des neuen Herausgebers, so tritt sie nicht minder deutlich in dem Texte auch zu den alten Liedern hervor, wo er die rege wissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete mit Fleiß und Geschick verwerthet hat. Das Buch ist ein sehr bequemes Nachschlagewerk, das wir allen Freunden unserer volksthümlichen Lieder nur warm empfehlen können Die Dichtungen sind nach ihrem Anfange alphabetisch geordnet; zu jedem sind dann oft sehr ausführliche Nachweisungen über den Dichter, die Entstehungszeit, die ersten Drucke, die Tonsetzer u. s. w. hinzugefügt. Die Angaben sind, nach einigen Proben zu urtheilen, mit großer Gelehrsamkeit und Sorgfalt gemacht worden. Bei Nr. 390 „Es ist ein Ros entsprungen“ ist die Ros' wohl besser in ein „Reis“ zu ändern (Vgl. Ztschr. f. d. d. Unterricht V. Jahrgang S. 613). Es folgt dann ein Verzeichniß der „Wort- und Tonsetzer“ mit kurzen Angaben über deren Geburt, Tod und Lebensstellung. Zuletzt eine chronologische Uebersicht der Lieder nach der Zeit ihrer Entstehung. Möge das Buch des beliebten Dichters und Forschers, dessen nahe Beziehungen zu unserer Heimath erst vor Kurzem in diesen Blättern (1898 S. 49 ff.) hervorgehoben wurden, auch im neuen Jahrhundert die alte Lebenskraft bewahren.

Hermann Althof, Das Lippiflorium. Ein westfälisches Heldengedicht aus dem 13. Jahrhundert. Lateinisch und deutsch nebst Erläuterungen. Mit einem Plane der Festung Lippstadt. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1900. 142 S. 8⁰. 3 M.

Der Verfasser dieses Gedichts, Magister Justinus, Schulmeister in Lippstadt, schildert in den J. 1259 bis 1264 mit dichterischem, patriotischem Schwunge in vorzüglichen Versen das Leben des Edelherrn Bernhard's II. zu Lippe, eines der tapfersten und treuesten Vasallen Herzog Heinrich's des Löwen. Hat der Dichter, der sich um geschichtliche Einzelheiten, Namen und Zahlen wenig kümmert, auch von den im Dienste dieses Fürsten verrichteten Kriegsthaten seines Helden wenig zu berichten, so weiß er von seinem umsichtigen Walten als Landesherr, seiner Buße, seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen in Livland, wo er am 30. April 1224 als Bischof zu Selburg gestorben ist, um so mehr zu erzählen. Das Gedicht ist namentlich auch culturgeschichtlich von Bedeutung. In dieser Beziehung wird dessen Werth von dem Herausgeber, der dem lateinischen Originale eine gute Uebersetzung in deutschen Distichen gegenübergestellt hat, noch erhöht durch zahlreiche Anmerkungen und Erläuterungen, die von einer gründlichen Beherrschung des einschlagenden Materials Zeugniß ablegen. Eine 1487 angefertigte plattdeutsche Uebersetzung des Gedichts, die er gelegentlich auch hier heranzieht, gedenkt er an anderer Stelle zu veröffentlichen.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von F. Kayser. 5. Jahrgang. Braunschweig, A. Limbach 1900. 489 S. 8⁰. 4 M.

Unter den Aufsätzen dieses Heftes interessirt uns einmal die von G. Geisenhof mit geradezu bewundernswerthem Fleiße zusammengestellte Bibliographie der Originaldruckschriften von Antonius Corvin. die musterhaft zu nennen ist, und eine rühmliche Stelle unter den in letzter Zeit fleißig betriebenen Studien über den Reformator des Braunschweig-Kalenberger Landes einnimmt. Speciell möchten wir den Verf. noch auf die Reste der alten Riddagshäuser Klosterbibliothek aufmerksam machen, die leider in einem die Benutzung fast ausschließenden Zustande der Vernachlässigung sich befinden. Sodann bringt Ferd. Cohrs als Schluß aus Heft 3 den zweiten Theil des Katechismus des Hardegser Pastors Georg Stennenberg von 1545. Derselbe war der Herzogin Elisabeth von Münden gewidmet und bestimmt, „eintfoldigen“ Predigern als Eselsbrücke für die durch die Corvin'sche Kirchenordnung von 1542 angeordneten Katechismuspredigten zu dienen. Sollte Cohrs mit seiner Behauptung recht haben, daß diese Katechismusauslegungen wörtlich vor etwa 300 Jahren in zahlreichen Kirchen in Stadt und Land des südlichen Niedersachsens von den Kanzeln verkündigt sind, so hätten wir auch hier einen sprechenden Beweis für die Gedankenarmuth der meist aus der römischen Kirche übernommenen Prädikanten jener Zeit. Die beiden übrigen Aufsätze, der von Riemann über das Interim in der kleinen Herrschaft Jever und der von Heidkämper über die Entwickelung der schaumburg-lippeschen Kirchengeschichte vor und nach der Reformation, interessiren uns weniger; letzterer steht auch bei aller Achtung vor der gründlichen Localkenntniß des Verfassers nicht ganz auf der Höhe der Arbeiten, die wir bisher in der Zeitschrift zu finden gewohnt waren. Unter den gebotenen Analekten nennen wir schließlich noch die Kastenordnung der Herzogin Elisabeth von Münden (Tschackert), unter den Miscellen eine Mittheilung über den Gebrauch des Hannoverschen Katechismus von 1790 in Württemberg (Haller). Hoffentlich bringt Kayser im nächsten Hefte die Fortsetzung seines dankenswerthen Abrisses der Braunschweig-hannoverschen Kirchengeschichte.

K. S.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 10. März 1901.

Wilhelm Raabe.

VI.

Des Künstlers Werth und Bedeutung liegt für alle Zeiten in seinen Werken zu Tage; wie seine Zeit sie aufgenommen, kennzeichnet im Guten und im Bösen nur diese selber; aber ob er sich wiederum durch die Aufnahme seiner Werke und das Urtheil seiner Zeit beeinflussen ließ und welcherlei Rückwirkung davon in seinem ferneren Schaffen bemerkbar ist, darin offenbart er sicherlich ein wesentliches Stück seiner künstlerischen Persönlichkeit, und nicht selten wird sein Verhalten in dieser Hinsicht geradezu zur Probe auf die Echtheit und Größe derselben. Einer der beliebteren Romanciers unserer Tage hat neulich einmal offenherzig darüber geplaudert, wie er seinen Weg gemacht: mit dem heiligsten Künstlerernst, mit Aufgebot aller seiner Kräfte habe er sein Erstlingswerk geschaffen, seit er aber damit gründlich abgefallen, in seinen späteren Romanen einfach den zeitüblichen Stilus heruntergeschrieben und damit denn auch Anerkennung und klingenden Lohn mühelos gewonnen. Dies ist das eine Extrem, der Uebergang von der eigenen Kunst zur Industrie unter dem Drucke des Zeitgeschmacks. Wenn dagegen Schiller zur Zeit seiner schwersten materiellen Drangsale seinen vortrefflichen „Geisterseher“ unvollendet ließ, nicht obgleich, sondern weil der erste Band des Romans mit Begier gelesen wurde und eine Fortsetzung ihm „höher als jede andere Dichtung honorirt wäre“ und weil er fürchtete, „unter sich zu sinken“, wenn er das stoffhungrige Publicum durch die Enthüllung ergötzte, „wer der Armenier war“ — so wüßte ich nicht, was uns die Hoheit seines Strebens, die Freiheit eines selbstherrlichen Geistes besser erkennen ließe. Zwischen diesen Extremen liegen zumal bei der mehr als jede andere Poesie auf das Interesse der lieben Zeitgenossen angewiesenen Romandichtung eine Menge von Stufen der leisen Connivenz, der verschämten Nachgiebigkeit, des offenen Einlenkens in die von der Leserwelt gewünschte, durch die Zahl der Auflagen und das Verkaufsconto genugsam gewiesene Richtung. Es sind nicht bloß die Kleinen, auch mancher Größere, bei dem man die Nachwirkung eines Erfolges oder Mißerfolges auf ein halbes Dutzend weiterer Bücher mit gemischten Empfindungen beobachten kann, ganz abgesehen von den Vielen, die, weil sie einmal mit Eulen und Meerkatzen auf dem Markte ihr Glück gemacht und ihr Kinderpublicum dafür gefunden haben, nun mit dem Backen von dergleichen süßem Kram namentlich für die liebe Weihnachtszeit jahraus jahrein auch eine Lebensaufgabe erfüllen.

Ich kenne keinen unter unseren Neueren, über den man das heikle Capitel Dichter, Kritik und Publicum mit soviel freudiger Bewunderung für den Mann schreiben könnte, wie über Wilhelm Raabe. Wie wir schon sahen, fanden die Werke seiner ersten Periode und noch über diese hinaus bis zum Hungerpastor einschließlich bei ihrem Erscheinen durchweg die freundlichste Aufnahme. Solange er eben nicht allzuweit aus den Geleisen dessen wich, was man zu lesen und zu beurtheilen gewöhnt war, solange seine Dichtungen in die vorhandenen Schubfächer der Zeitlitteratur paßten und man die Offenbarungen des erwachenden großen Humoristen als hors d'oeuvre kopfschüttelnd immerhin in den Kauf nehmen konnte, stimmten Kritik und Publicum im Lobe des jungen, hoffnungsvollen Schriftstellers zusammen. Aber schon „Abu Telfan“ erregte im Leserkreise von „Ueber Land und Meer“ sehr lebhaftes Mißfallen, und vollends dann der „Schüdderump“ schlug beim größeren Publicum ein für allemal dem Faß den Boden aus. Während von den älteren Büchern namentlich die „Chronik“ und langsamer folgend der „Hungerpastor“ eine Auflage nach der anderen erzielten — jene ist zur Zeit bei der zweiundzwanzigsten, dieser bei der zehnten angekommen —, während der „Frühling“ und die „Kinder von Finkenrode“ wenigstens nach zwölf, dreizehn Jahren zum zweiten Male aufgelegt wurden, lagen andere unvergleichlich größere und reifere Dichtungen jahrzehntelang wie Blei — der „Schüdderump“ volle fünfundzwanzig Jahre! Außer einem getreuen, aber immerhin eng begrenzten Kreise von Verehrern und — den Leihbibliotheken kaufte sie Niemand. Und die Kritik? Wenn sie ihrer Aufgabe wirklich gerecht werden will, so ist ihre erste Pflicht, sich in neue Formen und neuen Geist einzufühlen und dann dafür dem Publicum das Verständniß aufzuschließen. Dazu aber finden sich in der langen Reihe von Besprechungen Raabe'scher Bücher in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ — der

einzigen umfassenden kritischen Zeitschrift dieser Periode, die sich noch heute bequem verfolgen läßt — bis tief in die achtziger Jahre hinein nur hier und da schwache Anläufe; das Meiste ist wohlgemeintes, aber völlig verständnißloses Gerede, das nie das Wesen trifft und kaum den Schein erfaßt. Was soll man dazu sagen, wenn J. J. Honegger vom „Schlüdderump“ rühmt, das Buch habe „eine durchaus gleichmäßige Tonart in der Färbung, so daß eine äußerst gutmüthige und bis ins Drollige gehende Komik der Zeichnung, der Situationen und der Lebensanschauung überwiegt, jedoch mit einer ziemlich starken Dosis von tragisch-pathetischem Ernst sich verflicht“! Die Rath- und Hülflosigkeit einer solchen Kritik einem Raabe gegenüber zeigt sich aufs Deutlichste, wenn derselbe Kunstrichter nicht weiß, ob er den „Deutschen Adel“ und die „Alten Nester“ als Novellen oder Erzählungen oder Sittenbilder classificiren soll und schließlich den Ausweg findet, sie „die reine Laune“ zu nennen. Immerhin haben die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ sich wenigstens insofern bemüht, ihre Pflicht zu thun, als sie die Existenz von Raabe's Büchern ihren Lesern nicht unterschlugen, sondern sie, wenn auch in einer Reihe mit der vergänglichsten Tageswaare, gelegentlich als „Unterhaltungslectüre“, den Freunden „echt deutschen Humors“ empfahlen. Wo dagegen diese Verpflichtung zur Anzeige nicht zwingend vorhanden war, in den zahllosen Blättern des Tages, der Woche, des Monats, da hat die Kritik der siebziger und achtziger Jahre durchweg das Bequemste, aber auch das Heilloseste gegenüber dem gethan, das zu verstehen und zu würdigen über ihre Kräfte ging — sie hat Raabe und seine neuen Schöpfungen einfach todtgeschwiegen: eine ganze Reihe der letzteren sind außer in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ überhaupt nirgends besprochen worden. Doch wer will mit den armen Fröhnern der Journalkritik rechten, wo die hohen Herren der Litteraturgeschichte ihre Pflicht nicht thun! „In dem Romane „Der Schudderump“ (so!), sagt Rudolf Gottschall, „werden wir in die Welt der Armen- und Krankenhäuser geführt . . . . In diesem Schudderump scheint der Dichter ein hölzernes Symbol für das Loos der Armuth und Krankheit gefunden zu haben“ — d. h. der Litterarhistoriker hat wieder einmal von dem Buche die ersten Seiten gelesen und auch diese mißverstanden, Unterlage genug zu dem olympischen Schlußurtheil: „Der Humor Raabe's ist oft forcirt, aber es fehlt ihm die geistige Bedeutung nicht“ — einem Urtheil, von dem sich die sogenannte Litteraturgeschichte von Robert König nur die erste Hälfte zu eigen machte.

Freilich wäre auch die verständnißvollste Kritik dieser tiefgründigen Dichtungen damals die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen und von der Masse des Lesepublicums nicht vernommen. Wie nach den Freiheitskriegen war auch der großen nationalen Kraftleistung von 1864 bis 1871 eine Periode ästhetischer Erschlaffung gefolgt: es war die Zeit der ersten Hochfluth des Frauenromans, da die neueste Gartenlaubendichtung der Marlitt, Werner oder Heimburg das große litterarische Ereigniß des deutschen Hauses war, da der „Gebildete“ in den antiquarischen Romanen der Dahn und Ebers schwelgte, da als Versepoet Julius Wolff, als Bühnendichter Lindau ihre Triumphe feierten. Es war zugleich eine Zeit, da „im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen war und die Thaler auch in die Gossen rollten, und nur zuviel Hände auch dort danach griffen“. Wie hätte zwischen alledem der Humorist sich durchsetzen können!

Daß der Dichter von „Unseres Herrgotts Kanzlei“ und dem „Heiligen Born“, der, wie zum Ueberfluß seine Novellenbücher beweisen, jede Zeit in ihrer Farbe trotz einem Specialisten darzustellen wußte, wohl im Stande gewesen wäre, der seither massenhaft aufgeschossenen Concurrenz im historischen Romane die Spitze zu bieten und sie zu überbieten, wenn er gewollt hätte, steht außer Frage. Ebenso daß der, der den „Hungerpastor“ geschrieben, den Zeit- und Familienroman auch so, wie man ihn goutirte, hätte pflegen können. Er aber, obwohl gar nicht mit Glücksgütern gesegnet, sondern fast allein auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, stieg aus seiner Höhe nicht in die nahrhaften platten Lande hinab. Sich selbst getreu, folgte er allein dem inneren Gebot und schrieb, auf den Augenblickserfolg tapfern Muthes und ohne Verbitterung verzichtend, s e i n e Bücher für sich, für Wenige, „hinter dem Rücken“ der Anderen. Wahrlich, es will etwas bedeuten, Jahrzehnte lang die kleinen Talente und klugen Geschäftsleute in aller Mund und an der Litteraturbörse zu höchsten Preisen notirt zu wissen, neben sich Jugendfreunde und Altersgenossen sicher und bewußt in Aemtern und Würden vorrücken zu sehen und dabei mit dem gelassenen Lächeln Heinrich Schaumann's (alias „Stopfkuchen“) erst v o r der Rothen Schanze zu liegen, dann zum Kopfschütteln der klügeren Welt als Herr darin zu sitzen — nur auf Eins bedacht, aber auch dieses Einen für sich selber gewiß, die herbe, spröde Jungfrau vom Hause, die verwaiste und verwilderte Muse des deutschen Humors, sich zu eigen zu gewinnen und wieder zu dem zu bilden, was sie ihrem Wesen nach zu sein berufen war! Das heißt leben, was man lehrt, der Welt zum Trotz, in der eigenen Person den hohen Humor verkörpern, zu dessen Prediger vor der Welt man sich aufgeworfen hat.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Mann auch jegliches Mittel verschmähte, sich äußerlich zu fördern und fördern zu lassen. Von dem Heine'schen Symbolum: „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht und küsse die Marketenderin!“ hat er immer nur der mittlern Weisung nachgelebt. Er hat keine „Lebenserinnerungen“ geschrieben, keinen Briefwechsel veröffentlicht, mit keiner Koterie Brüderschaft auf gegenseitiges Interesse geschlossen. Keins seiner Bücher trägt eine Widmung, weder an hohe Gönner, noch an „Freunde“, Litteraturgenossen oder Häuptlinge der Kritik. Jedem schlichtesten Besuche zugänglich, ein redlicher Beantworter jeder redlichen Zuschrift, verblüffte er Interviewer von Fach wohl geflissentlich durch die absonderlichsten Aussprüche und Auskünfte und stellte den bestgemeinten Vorschlägen, sich ohne sein Zuthun journalistisch in Scene setzen zu lassen, ein behagliches Non possumus entgegen. So und sonst hat er sich allzeit mit vollem Bewußtsein nach

dem Sinne der Welt im Lichte gestanden: der „Gartenlaube“ gab er die „Unruhigen Gäste“, deren Geist dem des Blattes und seines Leserstammes schnurgerade zuwiderlief, und für das tausendste Bändchen Reclam wählte er den grausamen „Wilden Mann“, als ob er es darauf angelegt hätte, das profanum vulgus abzuschrecken — ein wunderbarer, einziger Mensch, genau so einzig und wunderbar, wie seine Bücher!

Gar nicht wunderbar dagegen, daß das große Publicum je länger, je weniger Notiz von seinem weiteren Schaffen nahm und sich für die obligatorische Raabekenntniß im Wesentlichen an die paar früher genannten gängigen Bücher hielt, zu denen nur der „Horacker“ und etwa noch „Unseres Herrgotts Kanzlei“ in öfteren Auflagen hinzukamen, und ebenso natürlich, daß die empfindlichen Barometer dieses Publicums, die Familienzeitschriften, allgemach auf „Veränderlich“ und „Schlecht Wetter“ zeigten, daß selbst das langjährige Verhältniß zu „Westermann's Monatsheften“ sich löste und neue Beziehungen, wie zu den „Grenzboten“, zu „Vom Fels zum Meer“, keine dauernden wurden. Wenn vordem die alte „Gartenlaube“ noch die Tendenz gehabt und lange Zeit erfolgreich durchgeführt hatte, sich eine Leserschaft im Sinne ihres Leiters zu erziehen, so hat sich in den letzten Jahrzehnten das Verhältniß zweifellos umgekehrt: von der wachsenden Concurrenz bedrängt überbieten sich heute unsere Familienblätter darin, dem Publikum zu geben, was es haben will, und das ist zur Zeit mehr als je das Bunte und Actuelle, das was mit Goethe's Wort zugleich „schlecht und modern“ heißen muß. Auch dadurch ließ Raabe sich nicht beirren; er warf seine Gaben ruhig weiter in das große Papiermeer — „sieht es der Fisch nicht, sieht's doch der Herr“ — und machte sich nichts daraus, auch einmal, wie freilich Andere längst, im Feuilleton eines Tagesblattes zu erscheinen. Den ersten Abdruck des „Odfeldes“ brachte die Nationalzeitung — eine humoristische Dichtung großen Stiles unter dem Strich, ein Werk der Sammlung für gesammelte Leser brockenweis auf den Frühstückstisch verzettelt, um neben den Depeschen, dem Coursbericht und den vermischten Mordgeschichten flüchtig überschaut und im nächsten Augenblicke vergessen zu werden. Item — wo Andere ingrimmig oder verzagt geworden wären, setzte er sich hin und schrieb getrosten Muthes nun erst recht sein Buch, den „Stopfkuchen“.

Es ist einer der Zufälle, die aus den tiefsten Quellen steigen, daß gerade an diese Dichtung, so wenig sie dazu geschaffen war, die Gunst der Vielen zu gewinnen, sich eine glückliche und folgenreiche Wendung in des Dichters äußern Beziehungen zum Büchermarkt und durch diesen zum Publicum knüpfen sollte. Mit ihr fand Raabe in der „Romanzeitung“, deren ersten Band einst sein „Hungerpastor“ eröffnet hatte, wieder eine feste und bleibende Stätte für die ersten Veröffentlichungen vor der Buchausgabe und zugleich in dem Besitzer der Zeitschrift, Gustav Janke, einen Verleger, der ihn und der die Zeit verstand. Was von Raabe's früheren Werken nicht mehr im Buchhandel oder nicht von Alters her in festen Händen war, wie u. A. die „Chronik“, „Nach dem großen Kriege“, „Horacker“ und die „Unruhigen Gäste“ im Grote'schen Verlage, das ließ Janke jetzt rasch nach einander in neuen billigen Ausgaben erscheinen. So feierten denn vor Allem „Abu Telfan“ und der „Schüdderump“, dann aber die lange Reihe der kleineren Dichtungen, in den vier Bänden der „Gesammelten Erzählungen“ vereinigt, eine fröhliche Urständ. Und diese Renaissance war von vornherein — und sie erwies sich so je länger je mehr — nicht die künstliche Mache einer buchhändlerischen Speculation, wie etwa der illustrirte Hackländer, sie kam vielmehr einer wachsenden Bewegung des Interesses und Verständnisses in immer weiteren und zwar den besten und urtheilsfähigsten Kreisen entgegen, die zu den erfreulichsten litterarischen Zeichen unserer Zeit gehört.

Der Umschwung hatte sich zunächst bei der ernsthaften Kritik schon seit Jahren vorbereitet und immer deutlicher bemerkbar gemacht. Zwar Wilhelm Jensen's hochgestimmter Aufsatz in „Westermann's Monatsheften“ von 1881 zum funfzigsten Geburtstage des Dichters mochte noch als eine Freundesgabe an befreundeter Stätte angesehen und, gleich manchem Andern dieser Art in der periodischen Presse, übersehen werden. Bedeutungsvoller war es, daß 1885 der feinsinnige Adolf Stern in dem knappen Rahmen seiner „Deutschen Nationallitteratur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart“ Raabe's Art und Kunst zum ersten Mal vom Standpunkte des Litterarhistorikers liebevoll eingehend würdigte und ihm den Platz in der Reihe gab, der ihm gebührt. Es folgte Anton Schönbach mit dem Raabecapitel seines feinen Büchleins „Ueber Lesen und Bildung“, dann ein Franzose, Edouard de Morsier, der in seinem Viermännerbuche Romanciers Allemands contemporains mehr Verständniß für den deutschen Humoristen an den Tag legte, als die vaterländische Kritik ein Menschenalter hindurch für ihn hatte aufbringen können, dann wieder Stern mit einem seiner vortrefflichen Essay's in den „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ und nun fortan Jahr für Jahr bis herab auf die Bücher von Gerber und Otto immer volltöniger und in reinerem Einklang ein Chorus von Stimmen aus allen ästhetischen, politischen und socialen Lagern ohne Unterschied, nicht zum wenigsten aber aus den Reihen Derer, die selber in der Kunst mitzählen, wenn man die Besten nennt. Ihre Anerkennung fand den deutlichsten Ausdruck in der Aufnahme Raabe's unter die Ritter des Bayrischen Maximiliansordens, der bekanntlich nur an hundert deutsche Künstler und Gelehrte nach Vorschlag des Capitels verliehen wird und dadurch zumal außerhalb Bayerns eine höchste Auszeichnung seitens der eigenen geistigen Pairs bedeutet.

Man kann in solcher späten aber endlichen Würdigung des Dichters einfach einen einzelnen Fall der allgemeinen Erscheinung finden, die sich auf allen Kunstgebieten, am deutlichsten auf dem der Musik, beobachten läßt, daß der eigenartig schöpferische Künstler zumeist dem Verständniß und der Genußfähigkeit der Menge weit voraus ist und von ihr erst nach Jahrzehnten eingeholt wird. Doch darf man meines Erachtens in unserm Falle ein besonderes Zeitmoment nicht übersehen,

das fördernd hinzugetreten ist, Raabe zur allgemeinen Anerkennung, ja im besten Sinne in Mode zu bringen. Ich meine die „Revolution in der Litteratur“, welche um die Mitte der achtziger Jahre durch eine Schaar jugendlicher Stürmer und Dränger angebahnt wurde und seither von reiferen Kräften durchgesetzt ist. Man mag gegen „Gründeutschland“ und das, was allgemach daraus erwachsen ist, sagen, was man will, und ich selber habe sehr viel dawider auf dem Herzen — trotz alledem kann daran kein Zweifel mehr sein, daß die Bewegung im Grunde berechtigt, nothwendig, segensreich war. Sie hat nicht bloß die allmählich sehr eng gewordenen Stoff- und Formenkreise wieder einmal erheblich erweitert, sie hat das träg genießende Publicum, soweit es aufnahmefähig war, gewöhnt, auch dem Ungewöhnlichen und Unbequemen sich zu accommodiren, sie hat vor Allem dem öden Philisterbehagen auf dem Parnaß ein Ende mit Schrecken gemacht und den ganzen Musenberg dauernd in eine heilsame Erschütterung versetzt. Manches ragende Postament ist umgestürzt und die als Marmor bewunderte Figur darauf in ihre Gipsbrocken auseinandergefallen und „auf den Schüdderump gekommen“. Ob allzuviel von dem, was sich an Stelle der früheren Götzen neu aufgepflanzt hat, dauernder sein wird, ist eine Frage für sich. Aber daß diejenigen Alten, die diese Revolution überstanden, damit eine Probe der Dauerbarkeit auf lange hinaus abgelegt haben, das ist nicht zu bestreiten. Wenn unter ihnen Raabe in erster Linie steht, ja wenn gerade er erst innerhalb dieser Bewegung recht zur Geltung gelangt ist, obwohl er ganz und gar nicht wie Andere mit den neuen Männern pactirt, sich vielmehr ihrem Wesen gegenüber spröder als je verhalten hat, so mag das auf den ersten Blick wunderlich scheinen; bei näherer Betrachtung wird man inne, daß es nicht anders sein konnte.

Sehen wir durch die Absurdität der Erscheinungsformen auf den Grund und Kern der Bewegung, so rang die litterarische Jugend, der Allerweltskunst der conventionellen schönen Linie satt, nach einer neuen Kunst individuellster Offenbarung: die eigenartigste Künstlerpersönlichkeit war ihr als solche die liebste, sie wollte Charaktere, nicht Schablonen, starke Gefühle, neue Töne und Stimmungen aus der Tiefe der menschlichen Natur, einerlei in welcher Form ausgesprochen; auf der einen Seite einem rücksichtslosen Realismus huldigend, wandte sie sich auf der andern einem Symbolismus zu, der es liebt, um Empfindungen und Vorgänge jenes mystische Halbdunkel zu legen, dessen Tiefen sich nur ahnen lassen. Darum wuchsen in ihrer Aera Hebbel und Ludwig plötzlich zu Klassikern empor, rückte Mörike als Lyriker neben Goethe, gelangte Novalis zu einer Verehrung, wie er sie nur vor hundert Jahren bei den Genossen seines kurzen Lebensmorgens besessen hatte; darum neben der Bewunderung fremdländischer Originale, des grübelnden Wahrheitsfanatikers Ibsen und Tolstois, des Predigers und Propheten, unvermittelt eine ebenso starke Betonung deutscher Sonderart bis hinab zu dem, was sich heute als neue „Heimathkunst“ geberdet.

Wer sich unserer früheren Erörterungen erinnert, für den bedarf es hiernach kaum noch einer Begründung, warum Raabe von dieser Zeitströmung nicht überfluthet, sondern getragen, gerade jetzt zu seinen langverdienten Ehren kommen mußte: Alles das, um was die Jugend sich so heiß bemühte, bei ihm und bei ihm allein unter den Aelteren fand sie es in wunderbarer Vereinigung beisammen; eben diese Mischung scheinbar widerstreitender Elemente zu einer originalen und dabei völlig geschlossenen Persönlichkeit, die der vorigen Generation in ihrer bequemlichen Gewöhnung die Würdigung und den Genuß seiner Schöpfungen erschwert hatte, mußte ihm von der neuen mit Fug als höchstes Verdienst angerechnet werden. Wie sie das thaten, dafür Zeugniß abzulegen, mögen zum Schluß drei aus ihren Reihen, namhafte Vertreter ebensovieler Parteien und Temperamente zu Worte kommen. „Das ist ein unsagbar herrlicher Kerl, dieser Raabe“, jubelt mit lyrischem Enthusiasmus Karl Busse, der als schlimmer Kritiker so mancher altgewordenen Größe höflich aber gnadenlos ihren Platz bei den Todten angewiesen hat. „So deutsch — so treu — solch goldiges Kindergemüth — und doch so gewaltig! O, den liebe ich!“ — Neben Freytag und Reuter behandelt ihn Adolf Bartels, der Kritiker des „Kunstwarts“, in seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart“ und verheißt ihm „die größte Zukunft“ von allen Dreien. „Er ist bei Weitem die stärkste und originellste Persönlichkeit unter ihnen, der ausgesprochenste Humorist, darum von vornherein auf engere Kreise angewiesen, aber auch berufen, diese um so länger festzuhalten. Ueberblickt man die Gesammtheit seiner Werke, so erkennt man, daß er im Grunde vielseitiger, ich möchte sagen, deutscher als die beiden Anderen ist, und auch seine besondere aus dem Herzen stammende Größe wird auf die Dauer Niemand verborgen bleiben. Obwohl er nie Verse veröffentlicht hat (?), ist er ganz und gar Dichter. Die Zeit wird freilich eine Sichtung unter seinen zahlreichen Werken vornehmen, aber Einzelnes, wie den „Horacker“, kann man schon jetzt ruhig unter den eisernen Bestand der deutschen Litteratur aufnehmen“. Und dann der Dritte, Heinrich Hart, der ältere der beiden Brüder, die einst in ihren „Kritischen Waffengängen“ der neuen Richtung vorkämpften: „Es wird vielleicht eine Zeit kommen, die Realismus und Romantik, Socialismus und Individualismus aufs Innigste vereint, in der die blaue Blume nicht für ein ewig unerreichbares Ideal gilt, sondern in jedem Augenblicke gepflückt wird. Es kommt nur darauf an, in Allem, auch im Nächstliegenden, ein Schönheits- und Liebeswunder zu sehen, sich auch das Nächstliegende im innern Sinn zur blauen Blume zu verklären. Wenn unter den Lebenden Einer auf dem Wege ist, der in diese Zukunftszeit hinüberleitet, so ist es Wilhelm Raabe Seinen Erzählungen liegt stets ein gesunder, echt niederdeutscher Wirklichkeitssinn zu Grunde; seine Bilder haben etwas von der saftigen Frische, hier und da auch von der Derbheit der holländischen Maler. Aber das ist nur ihre Außenseite. Innerlich sind sie von Romantik durchweht; überall sprießt ein hoher Sinn, mehr für das Gefühl, als für

den Verstand erfaßbar, überall spielt etwas Uebersinnliches, Mystisches, Himmlisches in das Irdische hinein, und ganz wie bei Tieck und Novalis spielt das Ich scheinbar launenhaft mit den Dingen und Personen, die es gestaltet. Aber dieses Spiel treibt nur der Künstler, als Mensch legt Raabe sein ganzes Herz in seine Werke, ein Herz voll mitleidender und mitjubelnder Liebe. Wie es einem echten Humoristen gebührt, sucht er gerade im Kleinsten, in dem nämlich, was dem Alltagsmenschen als das Kleinste erscheint, das Göttliche und Ewige zu entdecken; für ihn ist schon heute die blaue Blume nicht blos ein Gegenstand träumender Sehnsucht, sondern sie blüht allerorten, für ein sonnenhaftes Auge an jedem Wegesrand".

Der Siebzigjährige, der vor bald einem halben Jahrhundert sein Werk in demselben Geiste begann, in dem er noch heute daran schafft, mit diesem Werk und diesem Geist der ernstlich schaffenden Jugend unserer Zeit voraufschreitend in die Zukunft hinein — kein schöneres Bild kann ich an den Schluß dieser Betrachtungen stellen und nichts darf ich dem hinzufügen, als, wie im Anfang den Glückwunsch zu dem schon Erreichten, so hier den Segenswunsch, daß ihm noch manch gutes Jahr vergönnt sein möge, sein Werk auszurichten auf dieser Erde zu seiner, zu des Vaterlandes und der Heimath Ehre! Wilhelm Brandes.

Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege.

Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgetheilt von P. J. Meier.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wir fingen übrigens nun mehr, Gottlob! wieder an, in Stille und Ruhe zuleben. Jedoch die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall drückte uns doch noch immer, sonderlich wenn die Franzosen Cassel, Münden und Göttingen [12]) wieder einnahmen, oder gar bis zur Hufe bei Eimbek [13]) vordrungen. Und dergleichen Versuche machten sie gewöhnlich im August und September, wenn die Feld-, Wiesen- und Gartenfrüchte reif waren. Die Braunschweigischen Lande und deren beide Hauptstädte, da sie wichtige Vestungen im Niedersächsischen Kreise sind, blieben ohndem immer ihr Augenmerk. Bald rückte auch mahl die Reichs-Armée, womit der Herzog von Würtenberg sich verbunden hatte, aus Obersachsen durch Thüringen ins Blankenburgische hervor. Dergleichen Ueberfall drohete uns öfters, sonderlich aber im Heumonahte 1759 und im Anfange des Septembers 1760.

Allein, was wir so oft fürchten müssen, kam doch endlich noch über uns. Am 24. Sept. 1761 erschienen um den Mittag ganz plötzlich ein Paar tausend Mann französischer Cavallerie, unter dem General von Closen, vor Wolfenbüttel [14]), und bombardirten diese Stadt von 12 Uhr bis halb 4 Uhr: worauf sie nach einem vergeblichen Versuche sich durch Halchter, Ohren, über Lutter am Barenberge zur französischen Haupt-Armee bei Eimbeck plötzlich wieder zurück zogen. Die kurze Gegenwart unsrer Feinde erlaubte ihnen nicht, uns viele Drangsahle dismahl zuerweisen; indessen war unser Schröcken darüber eben nicht geringe, sonderlich, da ihre Husaren schon um und in Ahlen streiften, auch auf Tielemanns oben (!) Hofe einen Wagen, der mit Linnen von Halchter geflüchtet war, ausplünderten und andre Händel machten.

Wie wol die Franzmänner erfülten auch ihre Zusage, uns nemlich mit ehestem verstärket wieder zu besuchen. Zusagen macht Schuld! Schon am 8. Octobr., eben 14 Tage nachher, als sie den fruchtlosen Versuch auf Wolfenbüttel gemacht hatten, Donnerstages vor dem 21. post Trinit., erschienen sie um den Mittag vor dieser Stadt eben so plötzlich in der Gegend vor dem Harzthore wieder [15]). Der Bruder des Marechals Broglio, welcher damahls ihre Haupt-Armée anführte, verwaltete nebst des Sächsischen Prinzens Xaver Königl. Hoheit hierbei das Commando. Wie groß und algemein wurde aber die Bestürzung über dieser Erscheinung? Die Feinde fingen sofort an die Stadt Wolfenbüttel zu beschießen, deren schwache Garnison aus alten Invaliden und ein Paar Compagnien junger Land-Soldaten bestand, welche nicht mehr als 9 Canonen zur Vertheidigung der Vestung damahls hatten. Seit 2 Uhr des Morgens am 9. October warfen die Feinde viele Bomben und Haubitz-Granaten in die Stadt, welche ich bei der dunkeln Nacht brennend aus meinen Haus-Fenstern hineinfallen sehen und ihr erschütterndes Krachen stark hören konte. Fürchterliche Scene! — An diesem 9. Wein-Monat, Vormittages um 9 Uhr, zogen etwa 3000 Mann französische Reuterei von Wendessen hinter unsrer Windmühlen auf Azen herdurch; und da eben etliche Braunschweiger Husaren vor hiesigem Dorfe flankirten, so fielen etwa 40 oder 50 Mann von jenen in dasselbe, um diese aufzusuchen und gefangen zunehmen, bei welcher Gelegenheit 4 Cürassiers zurück blieben, welche ohne Ordre Haus bei Haus ritten, und über 200 ℛ mit einem grausamen Ungestüm eintrieben und auch mir 12 ℛ abpresseten; eine Rache, daß ich ihnen die Husaren nicht darstellen konte!

Braunschweig wurde aber auch berennet; so wie Wolfenbüttel, sonderlich in der Nacht vom 9. auf den 10. October mit Canonen, Mörsern und Haubitzen scharf beschossen wurde. Hier aus Ahlen, Salzdahlen, Azen, Mascherode, Wendessen und andern benachbarten Dörfern hohlten die Feinde Rind- und Feder-Vieh, Eier, Wein, Brantwein, Thee, Caffee, Zucker, Brod, Speck, Würste, Stroh, Heu, Holz, ja auch große Kleinigkeiten fleißig herbei; weil beide Städte verschlossen waren. ich solte unter andern auch 12 ℔ Schnupftoback liefern und da mir dis nicht möglich war, so muste ich

---

12) Die Besetzung dieser Städte erfolgte jedesmal im Spätsommer der Jahre 1758, 1759, 1760.

13 Gemeint ist wohl die Stellung Broglio's auf der Hube im Herbst 1761: vgl. Renouard a. a. O. III 461 ff.

14) Vgl. Renouard a. a. O. 417.

15) Vgl. Renouard a. a. O. 440 ff.

auch das Wenige, welches ich in der Dose hatte, hergeben. O welche Lapperei für eine Beschreibung? Ganz recht, mein Leser; ich führe diese Lapperei auch nur zum Zeugnisse an, daraus man erkennen möge, welche nicht zu erfüllende Foderungen öfters an uns geschehen sind, dabei man doch allemahl große Gefar gestanden. ich insbesondere hatte dergleichen Sachen, welche bei den Bauern vergeblich gesucht wurden, vornemlich zu liefern. Ein Beweis dessen, was ich schon vorhin angeführet habe, daß Landprediger bei Krieges Unruhen vornemlich leiden müssen. Absonderlich aber kündigten uns die Franzosen dismahl große Brodlieferungen, täglich mehr, als einmahl zu 6 bis 800 Stücken, unter den heftigsten Bedrohungen, an. Sie durchsuchten auch deswegen alle Winkel der Häuser, daß so wenig ich, als andre, ein bischen mehr in ein Paar Tagen hatten. Diese gewaltige Brod-Erpressung rührte daher, das der Hanöverische General Lukner unsern Feinden die Zufuhr an Lebensmitteln in der Gegend des Harzes abgeschnitten hatte.

Bei allen diesen Vorfällen musten wir zwischen Furcht und Hoffnung unsre fernere Schicksale nun erwarten. Einjeder besorgte größere Uebel, ja die Plünderung. Hingegen viele, auch Vornehme, Leute aus den Städten waren hieher und auf andre Dörfer geflüchtet und suchten also in unsrer ländlichen Unsicherheit ihre Sicherheit; wenigstens durften sie keine vielpfündige Bomben auf ihre Köpfe hier fürchten. Die, welche in der Stadt unterdessen blieben waren, hatten sich unter die Gewölber, ja zu Wolfenbüttel in die sonst nicht gar zu honetten Gefängnisse des Philipsberges verstecket, und waren also zu Loche gekrochen.

Am 10. Wein Monat, Sonnabends vor dem XXI. post Trinit., schossen die Franzosen so wol von der Seiten des Harzthores, als auch von dem Azenschen kurzen Holze, auch bei Tage, sehr heftig auf Wolfenbüttel: aber die beiden Herren Generals darinnen, von Stammer und Zastrow, wehrten sich mit ihren 9 Canonen doch so tapfer, daß die Feinde nach ihrem eignen Geständniß, viele Leute einbüsseten. Wir, hier zu Ahlen, complimentirten uns unterdessen mit Fremden herum, und mußten zugleich immer darauf bedacht seyn, wie wir die Foderungen der, um uns im leeren Felde herumstehenden, und vieler Dinge nöhtig habenden, Franzosen auf ihren nachdrücklichen Befehl gütigst erfüllen mögten, und lernten also unsern Freunden und des Vaterlandes öffentlichen Feinden wolzuthun.

Zwischen 4 und 6 Uhr des Abends an diesem erwähnten Tage wurde das gegenseitige Schießen recht fürchterlich. Und ob auch schon die Franzosen sich ernstlich bestrebten, durch Feuerkugeln in Wolfenbüttel einen Brand zu wirken, so konten sie ihre Absicht doch nicht erst erreichen. Endlich aber gegen halb 6 Uhr stieg ein gewaltiger Dampf auf, weil der Marstall des Fürstl. Beverischen Schlosses, worauf vieles Heu gelegen, in Flammen gerahten war. Um 7 Uhr erfolgte eine Stille, da die Stadt zu kapituliren verlanget hatte. Es war auch gar kein Pulver mehr darinnen vorrähtig gewesen und die Feinde hatten auch zum Sturmlaufen durch Herbeibringung der Leitern, Schafhürden und dergleichen schon wirkliche Verfügung gemacht. Gegen 10 Uhr in der Nacht wurde ihnen Wolfenbüttel übergeben; und ihr neuer Commandant ward Ms. de Blaisel. Die Besatzung wurde Kriegsgefangene und die große Kirche muste 16000 ₰ für den, bei der Belagerung geschehenen Glockenschlag bezahlen. Etliche Häuser in der Stadt, sonderlich in der Gegend des Harzthores und der jetzt genanten Kirchen, waren ziemlich beschädiget, nicht mehr aber als 2 oder 3 Menschen darinnen getödtet worden.

Nach dieser Uebergabe Wolfenbüttels stellten sich unsre Feinde vor, daß auch die Stadt Braunschweig schon binnen etlichen Tagen die ihrige seyn würde; deswegen sie auch sehr gebieterisch gegen uns waren. Ein paar geringe Reuter z. Ex., die am folgenden Tage, es war der 21. Sontag nach Trinit., im hiesigen Dorfe herumschwärmten, schickten, da ich zur Kirche läuten ließ, zu mir und verboten unter den härtesten Drohungen die Rührung der Glocken, weil es im Kriege wäre: ich ließ ihnen aber zur Antwort geben, daß sie nach meinem Bemerken, so gar nicht die Leute seyn müssen, die mir dis verbieten könten; da sie nicht ein mahl den Unterschied zwischen einem hohen General und ihnen, oder zwischen einer belagerten Vestung und einem offenen Dorfe verstünden. Würden sie sich aber erkühnen, mir hierüber weiter Unfug zu machen; so wolte ich sofort zu dem Herrn Grafen von Broglio ins Lager mit der Bitte gehen, daß sie abgeholet und gezüchtiget würden. Sie besannen sich zwar hierauf eines bessern; weil ihnen aber ein böser Nachbar gesagt, daß ich nur noch allein Bier im Dorfe hätte, so ging doch ihre kleine Rache so weit, daß sie nicht eher von dannen ritten, bis sie mein Bier völlig zu sich genommen hatten.

Nunmehr ging des erwähnten Sontags Morgens, oder am 11. October, der ganze Zug unter dem Grafen Broglio und dem Prinz Xaver, welcher letztrer sein Quartier zu Riddagshausen nahm, vor Braunschweig. An diesem Tage hörete man noch keinen Schuß; aber am folgenden Montage, Abends, fing das vortreffliche Geschütze auf den Braunschweigischen Wällen gewaltig zu brüllen an. Wenn sie zum Ex. beim August-Thore abfeuerten; so war hier zu Ahlen die Erschütterung so stark, als wenn die Canonen etwa nahe vor dem Dorfe gepflanzet worden. Durch dis gewaltige Schießen mit Kugeln und Kartätschen wurden die Feinde nicht nur entfernt im Respect erhalten; (wie denn dem Prinzen Xaver sogar durch sein Zimmer zu Riddagshausen eine Kugel geflogen ist,) sondern auch ihre, in dem sandigen Boden angelegte, Batterien sobald, als sie vermerket, wieder ruiniret. Daher in dieser Belagerung keine einzige Kugel oder Bombe, von feindlicher Seite der Stadt angebracht worden ist.

An eben diesem Montage, den 12. October, wurden die beiden Durchl. Frau Witwen des gotsel. Aug. Wilhelm und Ferdinand Albrecht nebst ihrem Gefolge aus Braunschweig gelassen. Die erstere Dame begab sich nach Sophienthal, und die letztere nach Salzdahlen.

In der Nacht von dem 13. auf den 14. Octbr. hörten wir von Braunschweig her, wieder ein starkes Schießen, und zwar so wol aus dem groben, als kleinen Geschütze. Unser heldenmühtiger Prinz, Friedrich

August, den der General Lukner begleitete, brachte einen Entsatz, etwa von 3000 Mann für diese Stadt; schlug sich bei Oelper damit tapfer durch, und kam in finsterer Nacht, unter Anweisung eines Bauern, durchs hohe Thor glücklich in Braunschweig herein. Sofort entstand ein algemeines Vivats Geschrei, und die sämtlichen Canonen wurden in einem Victorien-Schießen auf die Feinde nochmahls abgebrandt. Diese, ob sie schon auf 20000 Mann dismahl gegenwärtig waren, (sie selbst gaben sich vorher noch einmahl so stark aus,) besannen sich sogleich auf den Abzug. Es war, als wenn ein panischer Schröcken (Terror panicus,) sie überfallen hätte. Der almächtige Gott erschien mit seiner Hülfe gewis zu rechter Stunde; denn die Umstände der Stadt Braunschweig fingen schon an, mißlich zu werden. Die Franzosen hatten nicht nur eine starke Batterie, den Belagerten unvermerkt, in dem Brandeschen Garten bei St. Leonhard, und ohngefehr nur ein Paar hundert Schritte vom Glacis, zustande gebracht; sondern hatten auch Gelegenheit gefunden, an den Bären beim Wenden-Thore zukommen, das Wasser des Grabens daselbst abzulassen, um Sturm in dieser Gegend zulaufen: unterdessen wolten sie die Stadt von dieser Seiten, in der alten Wiek, mit glüenden Kugeln in den Brand bringen; als wovon noch 300 Stücke ganz heiß in einer Gruben nachher vorgefunden sind. Wie wichtig wäre aber die Eroberung der Stadt Braunschweig für unsre Feinde gewesen? Da sie nicht nur die schwersten Foderungen an diese reiche Handels-Stadt selbst würden gemacht, sondern auch von daraus, fast durch ganz Nieder-Sachsen, bis vor Stade, Harburg und Magdeburg, die stärksten Contributionen und Lieferungen eingetrieben haben? Allein, wie gesagt, der Gott der Heerscharen war wider sie, und mit uns! Schon um 2 Uhr des Morgens am 14. October fingen die Franzosen ihren Abzug zu beschleunigen an. Sie gingen theils über die Brücke zu Leiferde, theils durch Wolfenbüttel, sämtlich aber lagerten sie sich unter den Canonen dieser Stadt, zwischen Fümmelsen, Thiede und großen Stöckheim. Am 15. October, des Morgens um 8 Uhr, zogen sie ganz fort über Lutter am Barenberge nach Einbeck zu ihrer Haupt-Armée. Ja, was noch mehr, und welches alle unsre Hoffnung übertraf, sie verließen zugleich auch die Vestung Wolfenbüttel wieder, nachdem sie 8 Geißeln wegen noch rückständiger Contribution mit sich genommen hatten. Diese Leute haben theils zu Rheinfels, und theils nachher zu Metz, sitzen müssen; woselbst sie auf Engellands Kosten nicht übel gelebt, und kamen im Anfange Julii 1764 unverhoft zu Wolfenbüttel wieder an.

Auch wir wusten vor Freuden wegen des plötzlichen Abmarsches unsrer Feinde nicht, wie uns geschehen war. Einer der wichtigsten Schäden, die sie dem hiesigen Lande noch zufügten, war der abermahlige Raub so vieler Pferde und Wagen; sonderlich da beide so ungemein theur, ja kaum noch zu haben waren. Die Leute in Ahlen haben bei diesem Vorfalle abermahls 11 mit 44 Pferden bespante Wagen eingebüßset, welche am 11. October, Sontags Abends, durch ein Commando abgehohlet wurden. Und ob sie schon bis Einbeck und Göttingen dabei verblieben; so wurden sie doch von den Franzosen endlich weggetrieben.

Selbst bei dem gedachten Abzuge der Feinde waren wir indessen hier in Ahlen auch noch in starker Furcht wegen eines harten Abschieds-Zuspruches: Da sie sich aber, wie erwähnt, mehrentheils über die Brücke bei Leifferde gezogen; so kamen Wenige durch die hiesige Gegend, und Gott lösete also auch unsre Furcht. Ein Schröcken machten uns doch aber am Morgen des 14. October noch ein Paar Reuter, welche ins Dorf gefallen, und sich von dem Baur Meister Weddelmann, die auf diesen Tag schon anbefolne Brodlieferung noch mit Gelde bezahlen lassen wolten. Dieser sagt ihnen aber, daß er schon Befel hätte, keine Brode mehr verabfo'gen zulassen, sondern für ankommende Preußen aufzuheben. Hierdurch wurden die Kerl so erbittert, daß sie ihm einen, aus der Tasche gekriegten, Strick zum Aufhängen um den Hals warfen. Darüber entstand nun ein heftiges Geschrei. Ein andrer trolliger Mann aus hiesigem Dorfe, der mit herbei geloffen war, ruft den Preußen, als ob sie schon gegenwärtig wären, diese Franzosen gefangen zu nehmen; worauf selbige, da sie aus Bangigkeit sich auf einem benachbarten Hofe ein wenig im Strohe versteckt gehalten, zum Dorfe hinausgeflüchtet waren. Dieser Streich war nun freilich schnurrig genug; indessen hätte aus dieser Comödie leicht eine Tragödie werden können; weil die Franzosen, da sie noch den ganzen Tag und folgende Nacht in und vor Wolfenbüttel blieben, der hiesigen Dorfschaft dafür den Dank hätten bringen können. — Audaces fortuna juvat!

Dis ist nunmehr, Gottlob! der letzte Auftritt unsrer bisherigen Feinde unter uns gewesen. Wir haben nachher nur aus der Ferne noch das Schießen zwischen ihnen und den Unsrigen verspüret. Dergleichen hörten wir, als sie unser vortrefflicher Erbprinz und der General Lukner am 5. November 1761 unweit Gandersheim angriffen. Ja, ich habe auch in den letzten Tagen des Octobers 1762 das Schießen der Hannoveraner vor dem belagerten Cassel bei heiterer Witterung, aus den Fenstern des hiesigen Pfarhauses mehr, als einmahl, gehört. — Der Gott des Friedens vereinigte die Gemühter der Hohen, daß die Friedens-Präliminarien zwischen Engelland, folglich auch Hannover, Frankreich, Spanien und Portugal am 3. November 1762 zu Fontäineblau unterschrieben wurden.

Die nächsten Folgen unsres erlittenen Krieges waren die darinnen geschlagene schlechte Geldsorten, die Theurung, der Mangel an Arbeitern wegen der bisherigen starken militairischen Ausnahme junger Leute; wilde Sitten, Härte des Herzens, Ungerechtigkeit, Verachtung Gottes und seines Dienstes. — —

Als die Feinde aber aus dem Lande, und wir dafür sicher waren; so suchten unsre eigene Husaren, die in Wolfenbüttel lagen, noch die Lebensart, welche sie vorhin in feindlichen Ländern geführet hatten, auch auf den Dörfern, die Wolfenbüttel am nächsten lagen, und wohin sie eine Zeitlang alle Morgen zum patroullieren und visitiren geschicket wurden, fortzusetzen. Also auch, und vornemlich, in Ahlen trieben sie ihren Muthwillen:

schalten die Leute und bedroheten sie mit Säbel-Prügeln, daß sie ihnen täglich ihre Säcke mit Speck, Würsten und andern Lebensmitteln, die sie wieder verkauften, anfüllen musten, machten auch im Kruge tüchtige, so genante Bauern Schuld. Was war solches Verhalten anders, als eine Art der Reuterzehrung im Kriege? Niemand wolte sich diesem Frevel widersetzen, so sehr auch Alle darüber wehklageten. ich benachrichtigte also ihren Chef, den Herrn von Bülow; dieser gute Mann endigte das böse Spiel sofort, und ließ etliche Mitschuldige durch Strippe derbe züchtigen. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

A. Stangl, Hermann Riegel der Begründer des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Vortrag gehalten am 30. Nebelung (November) 1900 im Zweigverein Reichenberg. Verlag dieses Zweigvereins [1900]. 16 S. 8⁰.

Wird in dem Aufsatze, der ein Sonderabdruck aus Nr. 336 und 337 der „Deutschen Volkszeitung“ ist, für unsere Leser in biographischer Hinsicht auch nichts Neues mitgetheilt, so wollen wir doch mit kurzem Worte auf ihn hinweisen, da uns in ihm ein Bild der Persönlichkeit Riegel's mit liebevoller Wärme gezeichnet und sein Verdienst um die deutsche Sprache und den Deutschen Sprachverein beredt gewürdigt wird.

Gustav Stüve, Johann Carl Bertram Stüve nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. I. u. II. B. Hannover und Leipzig, Hahn, 1900. VIII u. 376, 446 S. 8⁰. 9 M.

Ein interessantes Lebensbild wird uns hier vorgeführt und ein echt niedersächsischer Charakter: fest und knorrig, treu und ehrlich, bedächtig und maßvoll, unverrückbar am Rechte hangend, stets das Gemeinwohl, nie eigenen Vortheil ins Auge fassend, gleichgültig gegen die Meinung der großen Menge, wie gegen die Gunst der Höhergestellten, nur seinem strengen Pflichtgefühle folgend. So ging Stüve seinen Gang und vollbrachte er sein Werk, das für die Entwicklung namentlich der inneren Verhältnisse des Königsreichs Hannover, wo sein Name noch jetzt den allerbesten Klang hat, von weittragender Bedeutung gewesen ist. Und nicht nur hier. Ein Beweis für die Vortrefflichkeit der von ihm eingeführten öffentlichen Einrichtungen ist es, daß viele von ihnen demnächst für den großen preußischen Staat vorbildlich geworden sind. Stüve paßt in keine der gängigen Parteischablonen. Er war conservativ, indem er die geschichtliche Entwicklung nicht unterbrechen, das Recht hochhalten wollte, nur mit gegebenen Thatsachen und Verhältnissen, nicht mit nebelhaften Ideen rechnen konnte. Und doch erschien er andererseits liberal, weil er den ständigen Wechsel des Menschengeschlechts und die Nothwendigkeit der Veränderung der Lebensformen nicht verkannte und gesunden Fortschritt nach Kräften zu fördern suchte. Er that es als Bürgermeister seiner Vaterstadt Osnabrück (1833 - 48, 1852—64), als Mitglied der zweiten Cammer der Hannoverschen Ständeversammlung, in die er, damals Advocat, 1824 gewählt wurde, als ständischer Schatzrath (1830), wie als Minister. Er erstrebte im öffentlichen Leben vor Allem die Befreiung von Grund und Boden, die Ordnung des Gemeindewesens, die einheitliche Regelung des Staatshaushalts. Das Ablösungsgesetz von 1833 ist fast allein sein Werk, auch an dem Staatsgrundgesetze desselben Jahres hat er mit Rose und Dahlmann die Hauptarbeit verrichtet. Er war und blieb nach der Aufhebung dieses Gesetzes einer der entschiedensten seiner Vertheidiger, und als die Stürme des Jahres 1848 zum Einschlagen einer anderen Bahn zwangen, war er, getragen vom Vertrauen des ganzen Landes, der Mann, das Steuer des Staates mit sicherer Hand zu übernehmen. Als Minister des Inneren (März 1848—Sept. 1850) war er die Seele des neuen Ministeriums. Den übertriebenen Forderungen des Frankfurter Parlaments, den „Grundrechten“, deren Anerkennung die natürliche Entwicklung der wichtigsten Landesinstitutionen unmöglich gemacht haben würde, leistete er entschlossenen Widerstand; an der Lösung der deutschen Frage hat er mit ehrlichem Eifer unablässig, wenn auch erfolglos gearbeitet. Später trat St. vom öffentlichen Leben zurück; er hat da hauptsächlich die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte seiner Heimath fortgesetzt, insbesondere mit der des Hochstiftes Osnabrück, über das er in drei Bänden ein vorzügliches z. Th. erst nach seinem Tode veröffentlichtes Werk bearbeitete. Am 16. Februar 1872 ist er gestorben. — Wir empfehlen das Buch, das ein Neffe Stüves mit warmer Liebe und doch ruhiger Sachlichkeit und Gründlichkeit verfaßt hat, an dieser Stelle namentlich wegen der Aehnlichkeit der Verhältnisse, die Stüve zu seinen inneren Reformen veranlaßten und die auch bei uns in gleicher Zeit zu ähnlichen Maßregeln führten. Aber auch sonst wird sich Niemand von dem Werke enttäuscht fühlen. Für die Geschichte des Königreichs Hannover von den 20ger bis in die 60ger Jahre, wie für die deutsche Verfassungsfrage von 1848—50 liefert es wichtige Beiträge, und wohlthuend wird auf jeden, der gut niedersächsische Charaktere zu schätzen weiß, die Bekanntschaft eines Mannes wirken, dem mit Recht unter sein Standbild vor dem Rathhause zu Osnabrück das Goethesche Wort geschrieben wurde:

Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Nicht vom Weg dem geraden weichend
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 45. Herm. Hauswaldt, Die evangelische Gemeinde und die Predigt. — 46. Evang. Predigt. — 47—49. Zu den Synodalwahlen. — 50. Aus dem Landtage. — 51. Toleranzantrag des Zentrums; Horn, Kranz auf Prof. Beyschlags Grab. — 52. Die 8. ordentliche Landessynode.

Monatsschrift für Handel und Industrie. November und December. 43. und 44. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig am 12. November und 10. December 1900; Monatsberichte über Handel und Industrie.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 40. J. Hinkel, Der Religionsunterricht in der Schule. — 41. Zweiter Niedersächsischer Kirchenchor-Verbandstag. — 42—43. Hinkel, Ansprache auf der evang.-luth. Vereinigung in Tanne. — 46—48. Die Kirchenvorstände und das allgemeine Priesterthum; zu den Synodalwahlen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 24. März 1901.

[Nachdruck verboten.]

Wilhelm Roßmann

von Franz Hahne[1]).

Es giebt hervorragende Männer, deren Bedeutung ruht allein in ihren Werken. Was sie in stiller, jahrelanger Arbeit in sich aufnahmen, sannen, gestalteten und ans Licht brachten, das wird bewundert, regt Tausende an, verbleibt der Nachwelt. Sie selbst zeigen sich, wenn man ihnen näher tritt, einsilbig, unscheinbar, ohne Interesse. Andere wieder suchen ihre Bedeutung allein in ihrem Wirken. Rastlos und pflichttreu schaffen sie in ihrem Amte, man schätzt sie wie Gold in ihrem Leben, und noch lange nach ihrem Tode wird ihr ordnendes, tüchtiges Wesen mit Schmerz über ihren Verlust wahrgenommen. Doch der im Amte mit bewunderswürdiger Sicherheit und Klarheit operirt, außerhalb desselben ist er oft nichts, man merkt ihm seine Bedeutung nicht an. Solche Männer haben nicht vergebens gelebt, sie haben sich objectivirt in ihren Werken und ihrem Wirken zu Gunsten der Mit- und Nachwelt. Ihr Dank wird ihnen nicht vorenthalten, ein Name bleibt ihnen sicher, es bedarf keiner Bemühung, um sie ins rechte Licht zu stellen. Dem Ruhme mancher anderen bedeutenden Naturen blüht ein minder holdes Loos. Sie haben eine gewisse Genialität des Seins. Durchdrungen von Edelsinn und Herzensgüte, sprühend von Geist und Laune, begabt mit schneller Auffassung und sicherem Urtheil sind sie das Entzücken ihrer Freunde und das Staunen derer, die ihnen ferne stehen. Sie genießen und gewähren das höchste Glück der Erdenkinder, das der Persönlichkeit. Aber zu reich und vielseitig, um sich zu beschränken, siedeln sie sich auf keinem Gebiete recht an, vom Leben hin und her gerissen, werden sie nirgends warm, und gelangen sie endlich zu einer ersprießlichen Wirksamkeit, dann rafft sie wohl ein jäher Tod dahin. Ihr Leben ist ein Torso, dessen vorhandene Theile zwar die Schönheit des Ganzen vermuthen lassen, aber es braucht sorgsamer Prüfung und nachschaffender, ergänzender Thätigkeit, um sie zu erkennen und darzustellen. Zu diesen gleichsam tragischen Naturen gehört Wilhelm Roßmann.

Als der vortragende Rath im Königl. sächsischen Ministerium, der Geheime Hofrath W. Roßmann 1885 in Dresden gestorben war, endigte ein Freund seinen Nekrolog in den „Grenzboten" mit den Worten: „Seinen Freunden aber bleibt die Aufgabe, zu sorgen, daß ein ernstes, pflichtvolles und pflichttreues, edlen Aufgaben dienendes Leben nicht in den Schlamm geringschätziger Gleichgültigkeit und frivoler Nichtachtung versenkt wird, welche die Losung eines Geschlechtes sind, bei dem in anderem Sinne als es der Dichter meinte, nur der Lebende Recht hat". Wenn wir uns fragen, ob dieser Aufgabe genügt sei, so muß die Antwort verneinend ausfallen. Niemand kennt Roßmann, als wenige Bekannte und Freunde, die der eine diese, der andere jene Erinnerungen an ihn bewahren, in der Allgemeinen deutschen Biographie ist sein Leben nicht behandelt, in seiner Heimath, dem Lande Braunschweig, ist er so gut wie vergessen. Und doch ist es keine Phrase, was der Schriftsteller der Grenzboten von seinem Leben aussagt: es ist werth, gekannt zu werden, weil eine edle und reiche Persönlichkeit sich darin offenbart, und es erscheint als Pflicht, dem vor 15 Jahren Dahingeschiedenen die Aufmerksamkeit und ernste Würdigung zu widmen, die er im höchsten Maße verdient.

Karl Ernst Friedr. Wilhelm Roßmann wurde am 29. Mai 1832 in Seesen geboren, als Sohn des Rectors der Stadtschule, der nach kurzem Wirken als Pfarrer in Marienberg bei Helmstedt im Jahre 1839 nach Braunschweig übersiedelte, um die Pfarre an der Brüdernkirche zu übernehmen. In Braunschweig wuchs Roßmann auf und besuchte zu seiner Zeit das Gymnasium Martino-Catharineum. Er galt als ein langsamer Schüler, er gehörte nicht zu denen, die sich früh entwickeln und verausgaben und später nichts mehr hoffen lassen. Er war nicht darauf aus, seinen Kopf rasch mit fertigem Wissen zu füllen, sondern suchte sich durch

[1]) Bei Abfassung dieses Lebensabrisses ist der Verfasser Frau Geh. Hofrath Roßmann in Rudolstadt, Herrn Sanitätsrath Dr Roßmann in Braunschweig, Herrn Prof. Hänselmann ebenda, Sr. Excellenz, Herrn Wirkl. Geh. Rath Rochus von Liliencron in Schleswig, Herrn Geh. Rath Erdmannsdörffer † in Heidelberg, Herrn Geh. Medicinalrath von Winckel in München, Herrn Geh. Hofrath Ad. Meyer in Dresden und vielen Anderen für mündliche und schriftliche Mittheilungen großen Dank schuldig geworden, den er an dieser Stelle ebenso herzlich wie ehrerbietig auszusprechen nicht verfehlt.

ruhige Assimilation aller ihm entsprechenden Bildungsstoffe zu bereichern. So kam es, daß er erst etwas zu gelten begann, als er Primaner wurde. Er war ein schöner, blonder, kräftiger Jüngling, der Respect und die Liebe seiner Mitschüler. Er und ein gewisser Bolte waren die Häupter der Primaner. Um zu ermessen, was das bedeutete, muß man die Zeit in Betracht ziehen, in die seine Primanerjahre fielen. Man schrieb 1848, die Aufregung der Revolutionsepoche drang selbst bis in die Schule, und das milde Regiment der damaligen Lehrer war nicht im Stande, dem irgendwelchen Damm entgegen zu setzen. Die Primaner waren Personen, die im öffentlichen Leben standen, sie waren Mitglieder der Bürgergarde und gehörten gewissermaßen zum Regiment. In weite, weiß und schwarz gewürfelte Hosen gekleidet, mit offener Brust und rothem Schlips zogen sie täglich zu gewissen Stunden auf Wache. Zu dem Bajonettangriff auf den Klint, den die Hochschüler des Collegium Carolinum ausführten, wurden sie freilich nicht hinzugezogen. In ihren Vereinssitzungen discutirten sie über die Zweckmäßigkeit des Wahlkaiserthums, über die Verkehrtheiten der deutschen Geschichte, über die moralische Berechtigung des politischen Meuchelmordes, und Roßmann, äußerlich von eisernem Ernst, innerlich wohl zu dem Treiben lächelnd, leitete mit Kraft und Redegewandtheit die Debatten. Einer von den jungen Leuten, Kühne mit Namen, derselbe, der die These über den politischen Meuchelmord gestellt hatte, zog nach Baden, machte dort den Aufstand mit und entwich bei dessen Niederwerfung über die französische Grenze. Im Herbste kam er als verlorener Sohn nach Braunschweig zurück und wurde wieder in die Schule aufgenommen, wo zu gleicher Zeit vom Director Krüger ein strenger Befehl ausging, daß jeder Schüler fortan wenigstens auf eine Schriftstellerstunde in der Woche präparirt sein müßte.

Diese köstliche Primanerzeit nahm 1851 ein Ende. Roßman bezog, um seinem Vater nachfolgend Theologe zu werden, das herrliche Jena und trat in die vornehmste und zahlreichste Burschenschaft der Universität, Teutonia, ein, welche von den Corps in Verruf erklärt war, weil ihre Vorherrschaft und Uebergewalt im Schlagen anders nicht zu paralysiren schien. Auch Roßmann war ein guter Schläger, er stand schön und ruhig und focht elegant, aber bei seiner sensiblen Natur passirte es ihm, daß ihm die Abfuhr eines Hallenser Studenten eine Ohnmacht eintrug. Mehr leistete er der Verbindung durch seine Persönlichkeit. Alle liebten ihn, und er war ihnen Allen ein guter Kamerad. Viele nennen sich mit Freude seine Freunde: Prof. Hänselmann, Mack, Forke, Erdmannsdörffer u. A. Besonders wird ein Theologe Findeisen hervorgehoben, der später Prediger in St. Petersburg geworden ist; das sei ein höchst ideales Orest und Pylades-Verhältniß gewesen. Einer von den Studienfreunden Roßmanns, Geheim-Rath Erdmannsdörffer in Heidelberg, schreibt von ihm: „Er war eine der idealsten Studentenfiguren, die mir vorgekommen sind, in Allem der Erste, auf der Kneipe, auf der Mensur, im heiteren, oft geistvollen Gespräche, in seinen kleinen Meisterstücken in der Bierzeitung, in seinen vollendeten Commersreden u. s. f. Keiner war je in der Verbindung so allgemein verehrt wie er“. Mit seiner formvollen, aber wuchtigen und hinreißenden Beredtsamkeit diente er noch im Jahre 1858 bei der 300jährigen Jubelfeier der Jenenser Universität seiner Verbindung und den Burschenschaften, indem er dem Rector der Universität die Burschenschaftsfahne mit einer Ansprache überreichte, in der der ganze Zauber des Studentenlebens und der hohe Idealismus, der den Gedanken der Burschenschaft eingegeben hatte, zu Worte kam. Der anwesende Fritz Reuter war von der Rede so ergriffen, daß er den Redner umarmte und küßte und mit ihm innigste Freundschaft schloß. Aber Jena war nicht die einzige Universität, der er seine Bildung verdanken wollte, er studirte außerdem noch in Tübingen, wo er sich einen Zuschuß zu seinem knappen Wechsel durch geistreiche Witze für die fliegenden Blätter zu verschaffen wußte, und arbeitete schließlich in Göttingen. Seine beiden theologischen Examina bestand er in Wolfenbüttel und predigte auch öffentlich als Candidat der Theologie in Denstorf und Riddagshausen. Bei dem letzteren Gottesdienste spielte sein Freund Morich die Orgel und hatte die Kühnheit, als Vorspiel die schönen Klänge des Landesvaters: „Alles schweige, jeder neige“ zu intoniren, was strenge Denkenden leicht als Blasphemie erscheinen könnte, auf die Landleute jedenfalls einen ungeheuer feierlichen Eindruck machte. Auch eine Wahlpredigt hielt Roßmann, und zwar in Bremerhaven, aber er wurde nicht gewählt, und dieser an und für sich unbedeutende Mißerfolg war für sein Leben von einschneidender Bedeutung. Er brachte einen Entschluß in ihm zur Reife, der längst in ihm gekeimt war, nämlich die theologische Laufbahn zu verlassen und sich einer rein gelehrten Thätigkeit, die seiner Natur besser behagte, zuzuwenden.

Er ging im Jahre 1855 nach Jena zurück und wurde Schüler Gustav Droysens, dem er schon früher nahe getreten war. Droysen schätzte seine geistigen Fähigkeiten sowohl wie seine persönlichen Eigenschaften sehr hoch. Die guten Umgangsformen Roßmann's, sein feiner Witz und seine gediegene Bildung machten ihn zu einem verhätschelten Liebling des Droysenschen Kreises. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Schülers lenkte Droysen, dessen theologischer Vorbildung entsprechend, besonders auf die Reformationsgeschichte und die Geschichte des jüdischen Volkes. Im Jahre 1856 promovirte der junge Historiker mit einer lateinischen Dissertation über den äußeren Apparat des Concils zu Constanz, worin er auf 70 Seiten über die Vorzüge des Orts, die Quartiere, Handel und Preise, Handwerker und Kaufleute, Gerichte und Polizei, Armenpflege und Vergnügungen sich verbreitete. Er blieb damit sowohl in seiner Sphäre als Theologe, als auch that er seinem culturgeschichtlichen Sinne Genüge. In demselben Jahre habilitirte er sich an der Jenaer Universität als Privatdocent für Geschichte. Der Lectionscatalog für den Winter 1856/7 enthält den Vermerk: W. R. privatim historiam reformationis enarrabit diebus Lunae, Mercurii, Veneris hora undecima. Dies war seine erste Vorlesung. Er las ferner deutsche Geschichte von

der Urzeit bis zum Concil zu Constanz 1415, dann von 1415—1648, Geschichte der Juden, Universalgeschichte von 1763—1815, Deutsche Geschichte von 1806—15, sowie ein Publicum: Luther als Reformator. In seinem akademischen Vortrage war er natürlich stark von Droysen beeinflußt. Dieser war Hegelianer und liebte in seinen Geschichtsvorträgen speculative Betrachtungen anzustellen, die er scharf pointirt mehr oder minder pathetisch vorzutragen pflegte. Hierin folgte ihm Roßmann nach, was manchem seiner Zuhörer nicht behagte. Ein alter Herr, der einmal bei ihm hospitirte, faßte den gehabten Eindruck dahin zusammen, daß er, von der Hegelei überwältigt, sich nachher vorgekommen wäre, als sei er mit baumwollenen Säcken auf die Ohren geschlagen. Aber dieser Eindruck war einseitig und subjectiv. Roßmann's Persönlichkeit war viel zu reich und zu voll von individuellem Leben, als daß sie sich vom Hegelianismus hätte erdrücken lassen. Es fehlte ihm nie an Zuhörern, was an einer kleinen Universität neben einem so hervorragenden Ordinarius wie Droysen etwas sagen will. Besonders seine Publica über Luther als Reformator und die Geschichte der Juden waren gut besucht umsomehr, als er hierin nicht bloß den Historikern, sondern auch den Theologen etwas bot. Die Studenten müssen ihm nicht immer viel Freude gemacht und mit ihrem historischen Wissen wenig imponirt haben. Im Winter 1858/9 beklagte er sich darüber sehr bei seinen Freunden und erklärte nicht ohne Sarkasmus: „Jetzt werde ich die Geschichte des 17. Jahrhunderts vortragen und dabei den dreißigjährigen Krieg auslassen — ob's die Kerle wohl merken?“

Im Jahre 1858 veröffentlichte R. sein erstes größeres historisches Werk, das leider sein einziges geblieben ist: „Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation“, seinem Lehrer Gustav Droysen gewidmet, ein Buch von 432 Seiten, voll gelehrten Materials, durchdrungen von gesundem Urtheil und tiefgehendem pragmatischem Verständniß und namentlich in einem flüssigen, klaren, kräftigen Stile, der bei allgemeinen Reflexionen oft sententiös geprägt ist. Der Bruder W. Roßmanns, Herr Sanitätsrath Roßmann, erzählt, daß er das Werk schließlich, ohne ein Buch anzusehen, der Hauptsache nach in einem Zuge hingeschrieben habe. Es waren eben diese Betrachtungen für ihn inneres Erlebniß, keine zusammengestückelte Arbeit. Bei diesem Buche müssen wir einen Augenblick verweilen; denn es ist sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk, werthvoll dem Inhalt und der Form nach und dabei sehr selten. Roßmann legt zunächst seinen Standpunkt als Historiker dar. Er geht von dem Grundsatze aus: „Das Gegenwärtige ist das Mächtige“. Alle Historie, welche nicht in Beziehung steht zu irgend etwas, was in der Gegenwart lebt und Geltung hat, tritt für unser Interesse zurück. Nur die nimmt uns ganz in Anspruch, welche die Gegenwart erklärt und vertieft. Wie der Geologe die Schichtungen der Erdkruste unter der Erdoberfläche aufdeckt und erläutert, so lehrt die Geschichte uns den Boden kennen, der unsrer politischen, sittlichen und culturellen Gegenwart zu Grunde liegt. — Seine Methode, die Geschichte zu behandeln, nennt Roßmann analytisch. Im Gegensatz zu den Synthetikern, die Personen und Thatsachen darstellen, will er die Ideen und Zustände erfassen, welche in den geschichtlichen Begebenheiten sich offenbaren, ihnen zu Grunde liegen, sie verursachen. Er wandelt dabei in den Bahnen Leopold von Ranke's und nimmt Karl Lamprecht's culturgeschichtliche und sociologische Betrachtungsweise vorweg. Objectivität anzustreben hält er für ein eitles Unterfangen. Er erklärt das, was man gemeiniglich Objectivität nennt, für nichts als ein schillerndes, wiederholtes Wechseln des Standpunktes. Er selbst mag nicht anders Geschichte schreiben als von einer sittlich gewissen, unverrückbaren Grundanschauung aus. Der Standpunkt, von dem er seine Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation anstellt, ist natürlich der protestantische. Er, der ursprünglich Theologe, war Protestant vom Scheitel bis zur Sohle. Er war ein innerlich freier Mensch, wie sie nur der Protestantismus mit seinem freudigen Bewußtsein der Gotteskindschaft und seiner Freiheit von ängstlichem Formendienst zu Gunsten des realen Lebens hervorzubringen vermag. Das Werden und Wachsen dieser protestantischen Gesinnung, von der wir alle bewußt oder unbewußt getragen sind, aufs Intimste zu ergründen und darzustellen, das setzte sich Roßmann zur Aufgabe. Er erkannte den wesentlichsten Gegensatz zwischen mittelalterlichem und modernem Wesen in der Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Ist im Mittelalter die Kirche durch ihre starken Einwirkungen auf das Gemüth und ihre äußerliche Macht bestimmend für das Leben der Einzelnen und der Nationen und dem Staate übergeordnet, so ruht in der modernen Zeit die Macht nur im Staate, die Kirche ist der äußeren Macht entkleidet, sie wirkt nur durch das freie Wort auf das freie Gemüth. Diese Aenderung beruht nicht sowohl auf äußeren Begebenheiten, als vielmehr in einem tiefgehenden Wechsel der Weltanschauung. Die idealistische mittelalterliche Ansicht hielt den Blick auf das Jenseits geheftet, das Leben im Diesseits galt ihr nichts, es war nur dadurch von Werth, daß es dazu diente, durch frommes Thun sich den Anspruch auf die Seligkeit im Jenseits zu erwerben. Es ist klar, daß diese Weltanschauung den Menschen insofern förderte, als sie ihn von der Natur losriß, ihn über sie emporhob und zur Persönlichkeit machte. Aber die Persönlichkeit, die er der Natur abgewann, verlor er an die Kirche. Denn sie allein stand Gott nahe, der Laie nicht. Er konnte nur von ihrer Vermittlung Vergebung und Seligkeit hoffen; nahm sie sich seiner nicht an, bannte sie ihn, blieb ihm der Himmel auf ewig verschlossen. Zu dieser ideellen Macht über die Gemüther fügte die Kirche seit Gregor VII. die furchtbare Gewalt ihrer centralen Organisation und die stets gesteigerte Mehrung ihres weltlichen Besitzes an liegenden Gütern und schließlich an mobilem Capital. Ihre Ziele verschoben sich: an Stelle einer idealen Vermittlerin des Jenseits ward sie eine höchst reale Vertreterin des Diesseits. Ihre Häupter verfielen der Corruption, die Glieder nicht minder. Ihre Einwirkung auf die Seelen verflachte, immer äußerlicher

wurden die Formen der geistlichen Uebungen bis zu jener frechen Form des Ablasses, die man Tetzel zuschreibt. Was Wunder, daß die von der Geistlichkeit mißleitete Herde verkam, in Rohheit und Materialismus, in blöden Aberglauben und unklare Sehnsucht, nach Neuem verfiel, jedenfalls die Achtung vor der Kirche gründlich verlor. — Neue Zustände waren nur aufzubauen auf der Anerkennung des irdischen Daseins und der natürlichen Verhältnisse des Menschen als der Grundlage geistigen Lebens. Die moderne Anschauung bejaht das irdische Leben. Sie behauptet, daß der Mensch innerhalb desselben das Sittliche schaffen könne. Die schöpferische Arbeit in dem Zusammenhange des geschichtlichen Lebens ist die moderne Tugend. Die Erziehung vermittelt dem Menschen das Erbe der Vergangenheit und das Verständniß der Gegenwart. Darauf fußend hat er seine Arbeit einzufügen, einfach fortsetzend, was begonnen ist, es sei denn, daß er eine jener geschichtlichen Personen ist, deren angeborener geistiger Gehalt über das Vorhandene hinausweist, die mit klarem Blick den Punkt erkennen, wo die Entwickelung zu einem Fortschritt drängt, und mit gewaltiger Willenskraft diesen Fortschritt herbeiführen. Wie aber hängt diese moderne Anschauung mit dem Protestantismus zusammen? Das Palladium des lutherischen Protestantismus ist die Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Nicht die Zugehörigkeit zur Kirche und eine sorgsam zusammenaddirte Reihe von guten Werken giebt dem Protestanten die Hoffnung auf die Seligkeit, sondern der Gedanke, ein Kind Gottes zu sein, das für seine Verfehlungen, die es trotz guten Strebens verschuldet, auf Verzeihung des Vaters hoffen darf. Alle jene Uebungen und Formeln, mit denen der Katholik im bangen Trachten nach Sündenablaß seine Zeit verzettelt, sind dem Protestanten erlassen. Er ist frei für die irdischen Aufgaben und braucht nicht zu fürchten, sich in ihrer Erfüllung von Gott zu entfernen. Die Folgen dieser Anschauungen für den Staat sind klar. Seine Macht mußte steigen, je mehr das irdische Ringen in den Mittelpunkt der Interessen gerückt wurde, je mehr die Menschen in der Abkehr vom Jenseits auf ihn als den Gestalter und Ordner des Diesseits sich gewiesen sahen. Freilich nicht sofort war die Durchdringung von Protestantismus und Staatsidee da. Zuvörderst führten beide Principien, da in keinem europäischen Staatswesen einheitlich reformirt wurde, ein Sonderdasein. Der Staat der Renaissance, wie ihn Machiavelli vorgezeichnet hatte, erstand, der immer straffer centralisirt seine schärfste Ausprägung im absoluten Regiment Ludwig's XIV. empfing, welches die Persönlichkeit des Einzelnen nicht weniger absorbirte, als es die mittelalterliche Kirche gethan hatte, und aus Mangel an einer sittlichen Idee in Epikuräismus und Sittenverderbniß versank. Das Ende davon war die Revolution. Sie betonte das angeborene Recht des Einzelnen zur Selbstbestimmung, aber ein neues sittliches Princip vermochte sie in ihrer Zuchtlosigkeit nicht aufzustellen. Vielmehr war ihr Ergebniß nur die letzte gewaltige Zusammenfassung des Staates der Renaissance in Napoleon. Es war anfänglich noch kein neuer Gedanke da, der diesem dämonischen Manne gegenübergestellt werden konnte. Die Neuschöpfung kam von dem protestantischen Norden. Freiherr von Stein war es, der den Gedanken des protestantischen Staates faßte, und die Freiheitskriege waren davon die erste, erstaunliche Wirkung. Stein verwies die Kraft eines mit Gott versöhnten Gemüthes in das Leben des Staates als seine eigentliche Atmosphäre. Er wandelte die religiöse Innigkeit zur nationalen Begeisterung. In diesem Staate, der freilich erst seine Hemmnisse zu überwinden hatte, leben wir heute trotz aller Willkür der Einzelnen.

Man erkennt aus diesen kurzen, längst nicht erschöpfenden Ausführungen, welche Tiefe der Roßmann'schen Geschichtsauffassung eigen ist. Sie ist sein persönliches Eigenthum, von einer Anlehnung etwa an Hegel's Geschichtsphilosophie, die viel äußerlicher ist, oder einer Beeinflussung etwa durch Droysen's Historik, die damals schon im Werden war, hat eine Vergleichung keine Spur ergeben. Ebenso werthvoll wie jener allgemeine Theil sind die darstellenden Partien über die Opposition des 15. Jahrhunderts gegen die Kirche, die den Fortschritt hemmenden Momente, den vorbereitenden Mysticismus der Brüder vom gemeinsamen Leben, den völlig versagenden Liberalismus des Constanzer Concils und den gefahrvollen Radicalismus der Bilderstürmer und Wiedertäufer. Droysen war von dem Werke überrascht und erfreut. „Noch nie", sagte er — für dieses Wort ist uns Roßmann's Freund und jüngerer Studiengenosse Prof. Hänselmann Bürge — „noch nie hat ein junger Historiker so hoch eingesetzt". Im Jahre 1860 folgte die Broschüre über die makkabäische Erhebung, gleichfalls ein Muster des intimsten Verständnisses für religiöse Bewegungen, eine Arbeit von bedeutendem historischem Weitblick. In demselben Jahre endigte Roßmann's historische Periode, nach seiner Vorbereitung zur theologischen Laufbahn die zweite seines Lebens, und es begann seine dritte Lebensepoche, die pädagogisch-weltmännische vom Jahre 1860—1869.

Inmitten großer materieller Verlegenheit — denn Roßmann's Vermögensverhältnisse waren in seiner Studien- und Privatdozentenzeit nicht ausreichend — wurden ihm zu gleicher Zeit zwei Anerbieten gemacht: Erstens eröffnete sich ihm durch Droysen's Vermittelung die Stelle eines außerordentlichen Professors für preußische Geschichte an der Universität Halle, zum Andern wurde ihm auf Empfehlung des Jenenser Curators Seebeck die Stellung als Erzieher des damals neunjährigen Prinzen Bernhard von Meiningen angeboten, des jetzigen Erbprinzen und commandirenden Generals des schlesischen Armeecorps. Er entschied sich für die letztere, sei es, weil sie ihm für den Augenblick mehr materielle Vortheile bot, sei es, weil die Aufgabe, einen Prinzen zu bilden, ihn reizte und die höfische Atmosphäre ihn anzog. Der neunjährige Meininger Aufenthalt wird von manchen seiner Freunde für ihn beklagt. Droysen sah mit Bedauern einen seiner hoffnungsvollsten Schüler für die Geschichtsschreibung verloren gehen, und in der That hat Roßmann kein größeres historisches Werk mehr producirt. „Er hat sich in kleiner Münze verausgabt", bemerkte Droysen später

mit Bitterkeit. Auch Prof. Hänselmann ist unzufrieden mit der Zersplitterung, in welche ihn sein Erzieherberuf, zumal bei einem so begabten, schwer zu befriedigenden Zögling hineinriß. Aber es kommt nur darauf an, wie man die Sache betrachtet, welche Worte man wählt, welche Ziele man in's Auge faßt. Man betrachte nicht, wie die beiden Gelehrten, die historischen Werke, welche so ungeschrieben geblieben sind, sondern die Fülle von Anregungen, welche dem Erzieher aus dem gesellschaftlichen Leben bei Hofe und seinen Reisen mit der Herzoglichen Familie zuströmten und ihn zu anders gearteten, aber keineswegs werthlosen Productionen anregten; man wähle nicht die Worte „Zersplitterung“, „kleine Münze“, sondern Vielseitigkeit, umfassende Bildung; man bedenke endlich, daß der pädagogische Beruf durch sein Ziel, eine möglichst vollkommene Persönlichkeit zu bilden, zurückwirkt auf die Person des Erziehers selbst und diese erhöht, damit sie im Stande sei, den Zögling höher und höher hinaufzuziehen. Diesen Segen hat Roßmann ohne Zweifel im reichsten Maße an sich erfahren.

Die neue Aufgabe war schwer, aber dankbar. Maßgebend für den Erziehungsplan war nicht der Vater des Prinzen, der jetzt regierende Herzog, sondern nach dem meiningischen Hausgesetz der damals regierende Herzog Bernhard, sein Großvater. Dieser war ein hochgebildeter, einsichtiger Herr, aber in seinen einmal gefaßten Ansichten bis zur Einseitigkeit zähe und dadurch schwierig. Roßmann mußte ihm über seine Pläne und deren Durchführung stets bis ins Einzelste berichten und den dabei geäußerten abweichenden Ansichten des Herzogs Folge geben. Eine nur scheinbare Nachgiebigkeit, die der zu Argwohn geneigte Herzog mit scharfem Blick leicht als solche erkannt hätte, würde Alles verdorben haben. Roßmann wußte diese manchmal recht schwierige Lage richtig zu erkennen und sich durch ruhige Offenheit in der Discussion mit dem Herzog damit abzufinden. Es gelang ihm in nicht langer Zeit, das Vertrauen des Fürsten in seine Einsicht und seinen guten Willen zu gewinnen und dadurch nicht nur im Allgemeinen ein gutes Verhältniß herzustellen, sondern sich auch für sein Erziehungswerk die nöthige Freiheit der Bewegung zu sichern. Später durfte er sich auch bestimmten Widerspruch erlauben, und es kamen Fälle vor, in denen der Herzog dann auf seinen Willen verzichtete, weil er die Ueberzeugung des Erziehers achtete. In einem Grundsatz waren aber Beide nie verschiedener Meinung, darin, daß trotz der Anforderungen, welche in militärischen und neusprachlichen Kenntnissen an einen Prinzen gestellt werden müssen, der Schwerpunkt auf die humanistische Bildung gelegt werden solle. Roßmann sah in dem Studium der antiken Cultur den der Eigenart des jungen Prinzen angemessensten Gegenstand zur harmonischen Entwickelung des Geistes und Charakters. Welche Erfolge er in dieser Richtung erzielt hat, ist bekannt. „Das Interesse des Zöglings“, so berichtet Se. Excellenz Rochus von Liliencron, „wandte sich bald überwiegend dem Stoff des classischen Unterrichts zu, der ihn ebenso sehr von der idealen, wie von der ästhetischen Seite anzog. Das Griechenthum ward schon früh seine ganze Liebe. Sein Herz blieb auch später immer südwärts gewandt, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Er beschäftigte sich aufs Eingehendste mit griechischer Dichtung. Die Perser des Aeschylus regten ihn zu einer auf Studien der antiken Musik gestützten Composition an. Als Mitglied der griechischen Gesellschaft in Berlin erfreute er Ernst Curtius durch seine Vorträge, die von diesem als Documente ernstester Studien und als sehr anziehend bezeichnet wurden. Er that endlich seiner Sehnsucht nach dem Schauplatze griechischen Lebens in mehreren Reisen nach dem Süden Genüge. Es ist keine Frage, daß Roßmann solche Erfolge nur bei einem begabten und zugleich willigen Schüler erzielen konnte. Der Prinz war äußerst lebhaft, von rascher Auffassung, voll rastloser geistiger Bewegung, die an Unruhe grenzte. Es kam zunächst darauf an, diese Beweglichkeit zu zügeln und in regelrechte Arbeit umzusetzen. Nicht selten sprang der Prinz beim Unterricht plötzlich auf irgend einen entfernten Gegenstand ab, z. B. in folgender Weise. Roßmann sprach ihm in der Mythologiestunde vom Hermes. Plötzlich fiel der Prinz ein: „Ach bitte, Herr Doctor, wie viel Pferde haben wohl Thurn und Taxis?“ „Prinz“, fragte Roßmann erstaunt, „wie kommen Sie denn jetzt auf Thurn und Taxis?“ — „Nun natürlich“, antwortete er munter, „Thurn und Taxis haben doch die Reichspost, und Hermes war der Postbote der Götter“. Der Erzieher nöthigte ihn bei solchen Gelegenheiten stets nachzusinnen, wie seine Gedanken plötzlich bei dem fremden Gegenstande angelangt waren, und fügte einige eindringliche Bemerkungen über Logik und Ideenassociation, Gedanken und Einfälle hinzu. Freilich hütete er sich, solche Einfälle zu unterdrücken; denn er wußte wohl, daß wir oft das Beste, was wir wissen und erkennen, guten Einfällen verdanken. Desgleichen war es nöthig, die unbezwingliche, in ihren Ausbrüchen oft grobe Heftigkeit des Prinzen zu dämpfen. Roßmann stand dem Knaben in solchen Fällen als guter Mentor stark und treu zur Seite, und seiner stetigen persönlichen Einwirkung gelang auch dies schwierige Werk. Prinz Bernhard lohnte ihm seine Arbeit durch offenes Vertrauen und herzliche Anhänglichkeit, und man darf es aussprechen, daß ein geradezu ideales Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler bestand.

Auch mit den Eltern des Prinzen, dem noch jetzt regierenden Herzog Georg und seiner zweiten Gemahlin Feodora, einer Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, verbanden ihn die freundlichsten Beziehungen. Der Herzog benutzte gern sein historisches Wissen und seine rasche Orientirungsgabe bei seinen Bemühungen um die Hebung der Meininger Hofbühne. Roßmann gehörte neben dem Aesthetiker Karl Werder und dem Costümkundigen Weiß zu den wissenschaftlichen Räthen des kunstsinnigen Herzogs Georg Er trug zu dem Ruhme des Meininger Ensembles in Bezug auf geschichtliche Treue und Genauigkeit sein redlich Theil bei, wenngleich er in den siebziger Jahren, wo es durch Deutschland zog, nicht mehr in Beziehungen zu ihm stand. Mit dem Herzoge, der im Gegensatze zu seinem Vater Erich Bernhard Freund schon vor 1866 Preußen

anhing, theilte er vor Allem die politische Gesinnung, welche im Jahre 1866 in Meiningen dadurch zur Herrschaft gelangte, daß Herzog Bernhard abdankte und seinem Sohne den Thron ließ. Roßmann ließ zugleich bei Friedrich Wagner in Braunschweig eine Broschüre erscheinen „Das preußische Reich deutscher Nation“, worin mit Bewunderung die Leistungen Preußens für Deutschland anerkannt und die Kleinstaaten aufgefordert wurden, ihrerseits nicht fruchtlos zu protestiren und in bequemer, kleinlicher Sonderexistenz zu beharren, sondern bewußt und freudig zu Preußen überzugehen und es ihm an tüchtiger Opferwilligkeit gleichzuthun. Er machte darin sogar den radicalen Vorschlag, daß die regierenden Fürsten auf ihr Sonderregiment verzichteten und eine deutsche Pairschaft bildeten. Damit stieß er allerdings auf den unüberwindlichen Widerstand der Thatsachen und Bismarck's, der in seinen Gedanken und Erinnerungen die Bedeutung der Stammesfürsten für die deutsche Einheit richtiger bewerthet.

Mit der Herzogin Feodora und seinem Schüler unternahm er im Winter 1868/9 eine viermonatige Reise nach Süditalien und Sicilien. Die hohe Frau wußte wohl, daß man einen besseren Reisebegleiter als Roßmann, der gründliches historisches Wissen mit feinem Kunstgeschmack und offenem Blick für das Gegenwärtige vereinte, schwerlich finden konnte. Und er seinerseits gesteht, daß die Auffassung der geistvollen Frau, die in den Abendgesprächen über die Erlebnisse des Tages sich kundthat, ihn auf's Glücklichste in der Verarbeitung der gewonnenen Eindrücke beeinflußt habe. Das schriftstellerische Ergebniß dieser Reise war das Buch: „Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen“, das im Jahre 1869 bei Grunow erschien und 1880 neu aufgelegt wurde. Es ist das Solideste und Reichste, was man über Neapel und Sicilien lesen kann. Antike Geschichte und Dichtung, mittelalterliche Sage, politische Mißwirthschaft, künstlerisches Leben, das Treiben des Volkes, Alles ist hineingearbeitet. Das wunderbare Land belebt sich mit Gestalten der Vergangenheit, wir blicken tief hinein in die Schichten des historischen Lebens. In der That, wenn der gehetzte Italienfahrer, der für Neapel nur fünf Tage ansetzen konnte, dies Buch liest, dann ruft er aus: „So hättest Du müssen jenes Land erleben!“ und versenkt sich stets auf's Neue in die lebendigen, feinen Schilderungen. Eine Ergänzung zu dieser schönen Reiseschrift bildet die „Protestantische Osterandacht in Rom“, worin er sein unbefangenes, rein ästhetisches Erleben des römischen Osterfestes berichtet und die zahlreichen, verwickelten kirchlichen Gebräuche dogmatisch und historisch erläutert. Das Büchlein ist gleichfalls eine Frucht der Reise mit der Herzogin. Als die verehrte Frau starb (1872), widmete er ihrem Gedächtniß ein tief empfundenes Gedicht.

Nicht minder erfreulich als Roßmann's Stellung am Herzoglichen Hofe waren seine sonstigen Beziehungen in Meiningen. Seine intimsten Freunde waren Rochus von Liliencron, der bekannte Herausgeber der Allgemeinen deutschen Biographie, und der Geh. Medicinalrath Domrich. Auch mit dem Officierscorps verknüpften ihn manche angenehmen Beziehungen. Besonders hervorgehoben wird seine Freundschaft mit dem Leutnant von Bartenstein, einem liebenswürdigen, interessenreichen Herrn, der leider 1870 bei Wörth gefallen ist. Einen sehr lebhaften Verkehr pflog Roßmann mit dem Schauspieler und Leiter des Hoftheaters Locher, der nicht nur durch seine geistreiche Persönlichkeit ihn anzog, sondern auch durch seinen Beruf. Es trieb Roßmann, seinen feinen literarischen Sinn auch in dichterischen Thaten zu bewähren. Er verfügte über eine volltönende, edle Sprache, wie sie dem ernsten Drama eignet, andrerseits sprudelte er über von Humor, Scherz und Komik, so daß er auch das Zeug zum Lustspiel in sich verspürte. Der Verkehr mit Locher, häufige Besuche der Theaterproben, Beobachtung der Praktik dienten ihm zur Erlangung der unerläßlichen Bühnentechnik. Ergebnisse solcher Studien waren das Trauerspiel „Orest“, eine geschmackvolle und sehr selbständige Umarbeitung der Aeschyleischen Choephoren, und der gelungene Einakter „Der Erbfehler“, welche beide am Meininger Hoftheater zur Aufführung gelangten, das letztere mit stürmischem Beifall.

Die wichtigste Bereicherung seines persönlichen Lebens erfuhr Roßmann durch seine Vermählung mit der Hofdame am Herzoglichen Hofe Fräulein Marie von Röder. Sie hatte ihn zuerst durch einen Vortrag von ihm über die Brüder vom gemeinsamen Leben kennen gelernt und den asketischen Inhalt des Vortrages sammt dem Redner herzlich langweilig gefunden. Eine persönliche Berührung, in der er sich selbst gab und über das unglückliche Thema des Vortrages freimüthig zu scherzen wußte, beseitigte den ungünstigen Eindruck sogleich, und die Aehnlichkeit ihrer Aufgabe — Fräulein von Röder hatte die Erziehung der Schwester des Prinzen zu leiten — führte sie in nähere Beziehungen. Am 8. September 1862 wurde ihre Hochzeit auf dem Schlosse Liebenstein gefeiert. Die erbprinzliche Familie gab das Fest, Liliencron hielt die Festrede. So schön und glänzend verlief der Tag mit Aufführungen, Regimentsmusik, Illumination, daß noch nach Jahren Frau Roßmann es erlebte, daß ein damaliger Liebensteiner Curgast, ohne es zu ahnen, ihr die Beschreibung ihrer eigenen Hochzeit als eine seiner schönsten Lebenserinnerungen zum Besten gab. Die Hochzeitsreise führte sie nach Oberammergau zu den Passionsspielen, welche Roßmann die Anregung zu einer sorgfältigen Arbeit über die Spiele gab, die in dem Buche „Gastfahrten“ zugänglich ist. Zum Schluß besuchten die Neuvermählten Schiller's Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen, zu Ruß bei Bonnland im Würzburgischen, eine Verwandte von Frau Roßmann. Im Jahre 1867 entsproß der Ehe ein Sohn, bei dem der Herzog und die Herzogin Patenstelle übernahmen. Er ist jetzt Regierungsassessor in Königsberg. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Ehe eine für beide Theile beglückende war. Die Gattin stand mit vornehmer Sicherheit seinem gastlichen und gästereichen Hause vor, sie machte geschickt auch die vorübergehenden Jahre der Knappheit erträglich, sie war ihm eine treue Pflegerin in seinem letzten Jahre der Krankheit, und noch jetzt nach fünfzehnjährigem Verluste verklärt die Erinnerung an ihn ihr Leben. (Schluß f.)

Die Dörfer Ahlum und Wendessen im siebenjährigen Kriege.

Aus dem Pfarrarchiv in Ahlum mitgetheilt
von P. J. Meier.

(Schluß.)

II. Wendessen.

Nicht lange nach der Uebergabe der Städte Braunschweig und Wolfenbüttel, nemlich am 18. Herbst Monat 1757, erhielten wir hier in Ahlen schon eine schwere feindliche Einquartirung; jedoch die Wendesser blieben damahls, und noch bis zum Ende gedachten Jahres, glücklich mit dieser Plage verschonet. Erst am 31. Christ-Monaths wurden sie von einigen 100 Mann des Regiments de Ligne, Kaiserl. wallonischer Völker, davon bald der größte Theil in Ahlen sich einfand, überfallen. Gleich am darauf folgenden Neujahrs-Tage 1758 kam der commandirende Major, er sol Kaisin geheissen haben, nebst etlichen Officiren in die Kirche, und ließ mir durch den Opfermann Papst sagen, daß ich sofort die Predigt schlüssen solte; der Feld-Pater wolte in der Kirche Messe halten! Gleich darauf kam der 2. Bote mit eben der frohen Nachricht. Ich stieg also von der Kanzel, und ging, um ferners und grössers Unheil abzuwenden, zum Herrn Major, der unterdessen schon die Trommel für angezeigte Absicht schlagen ließ. ich bath ihn, zu überlegen, daß seine Foderung wider den westphälischen Frieden, und wider die mit dem Marechal de Richelieu getroffene Convention, liesse p. Dieser Mann war auch so vernünftig, dis einzusehen, und frug mich daher nur, in welchem andern Gebäude die Garnison ihre gottesdienstliche Versammlung etwa anstellen könte? Und als ich ihm das adelige Haus, oder vielmehr die große Diele in demselben, vorschlug, und ihm versicherte, daß ich die Einwilligung des anwesenden Herrn von Köhler dazu verschaffen wolte; so nahm er diesen Vorschlag willig an. Folglich ist denn also auch die Wendesser Kirche in den damahligen verworren Umständen nicht zum katholischen Gottesdienst angewandt worden, so wenig als die Ahlenschen; dessen man sich wegen der Hauptkirchen zu Wolfenbüttel nicht einmahl rühmen kann. — Gedachter Herr Major bezeigte also unweit mehr Einsicht und Rechtschaffenheit, als ein Graf Liedekerke in einer ähnlichen Foderung hier zu Ahlen erwies. ich habe des letztern ungestümes Verfahren dieserwegen gepriesen in den Ahlen Nachrichten.

Diese zu Wendessen Einquartirte erwiesen sich noch ziemlich ruhig; ja kamen sogar sehr fleißig zu unserer Kirche. Sie verblieben bis zum Anfange des Hornungs. Gleich nach ihnen kamen aber auch, eben wie zu Ahlen, ein Paar hundert Mann, abermahls Kaiserl. Völker, wieder an. ich kan es aber nicht gewiß mehr sagen, ob diese Leute, eben wie diejenigen, welche wir zu gleicher Zeit zu Ahlen inne hatten, vom Regiment d'Arberg gewesen sind; ob es mir schon sehr glaubhaft scheint.

Die guten Wendesser überkamen von ihren Einquartirten aber eine ebenso schlechte Erbschaft, als wir hier in Ahlen, nemlich ein häufiges Kranken, vornemlich ansteckende und tödtende Friesel . . . . .

Als die französische Armee am 26. Hornungs Monat 1758 aus hiesigen Landen entwich; so bewahrte Gott die Wendesser vor einem starken Pferde Verlust; indem sie damahls etwa ein Paar Wagen und 8 Pferde nur einbüsseten.

Als die Franzosen, unter dem General von Closen, im Jahre 1761 den 24. Herbst Monat, zum erstenmahle vor Wolfenbüttel auf etliche Stunden erschienen; so hatte Wendessen bei diesem Choq keinen Schaden; als dieselben aber am 8. October zum 2ten mahle vor diese Stadt kommen waren; so muste dis Dorf mitleiden. Denn am Abend selbigen Tages kamen über 200 preußische Reuter, von dem Glasenapschen Frei Corps, welche wegen Mangel der Fourage nicht in Wolfenbüttel gelassen waren, zu Wendessen an, und lagen des Nachts über an der Abend-Seite des Dorfes auf dem Felde; ob die Franzosen schon damahls die Stadt von jenseit der Ocker wirklich beschossen. Diese Gäste hatten in der einzigen Nacht, denn des andern Morgens zogen sie ins Halberstädsche schon wieder zurück, übel gehauset, die Scheuren und Heuböden scharf besuchet, Korn, Brod, Fleisch, Bier, Holz p. erpresset, und vorzüglich dem Herrn A. V. Alburg auf ein Paar Hundert Stiege Sommerkorn und Rauhfutter, so wie Bossen auf 70 Stiege Gersten, geraubet. Des andern Tages kamen die Franzosen, um die Feld-Posten zur Bedeckung der Wolfenbüttelschen Belagerung auszustellen. Und als selbige, nachdem Braunschweig durch unsern Prinz Friedrich entsetzet worden, wieder aufbrachen; so bewahrte Gott die Wendesser abermahls vor dem Pferde-Verluste gänzlich. Denn als die Pferde zur Retraite in ihrem Dorfe von den Feinden mitaufgesuchet wurden, waren sie damit schon in die Asse geflüchtet, und die Anwesenden versicherten, daß ihre Wagen schon hin zum französischen Lager wären. Und der Streich gelung glücklich! — Nur der gedachte Herr A. V. Alburg kam hierbei noch ins Gedränge: denn weil eine gewisse Art von Leuten es verrahten hatte, daß seine Pferde noch im Stalle wären; so jägt ein feindlicher Reuter desfals auf ihn zu, und gibt ihm einige derbe Schläge mit dem Säbel. Der gute Mann erhielt zwar seine 2 Spanne Pferde für ein Lösegeld zurück; er wurde aber von der Zeit kränklich, bis er am 21. Märtz des folgenden 1762. Jahres wegen des in die Brust getretenen Podagras seinen Geist aufgab.

Gleich im Frühlinge des Jahres 1762 wurde die Schanze auf dem Wendesser kurzen Holze[16]), so wie etliche andre um Braunschweig und Wolfenbüttel angefangen, damit die Feinde nicht ferner so leicht den Anfall auf diese Städte machen könten. Unsre Schanze nebst einer Lünette wurde wegen des natürlichen vesten Bodens mit Vieler Mühe und Fleiß, so, daß täglich mehr, als 300 Menschen, unter Aufsicht des Herrn Obristlient. Merkers, bis in den Herbst daran arbeiteten, verfertiget. Die Wände des Grabens, der Casematten p. waren ganz von Stein; die Glacis war von dem ausgeworfenen Kummer durch den Regen so eben und dichte,

16) Hierüber und über die Weiße Schanze bei Wolfenbüttel handelt Rüdemann kurz auch in den „Ahlenschen Nachrichten“.

als ein Gipsboden worden. Die Schanze hatte 4 Bastionen, von denen die herumliegende Gegend trefflich beschossen, auch bemerket werden konte, was in der Ferne passierte. Gegen Norden war eine Zugbrücke zum Eingange; und in der Mitte eine Caserne und Brunnen. Alles war vor dem Bomben=Fall stark unterbauet; alles gab auch Zeugniß von Klugheit, reifer Ueberlegung und vielem Fleiße. Engelland soll die Kosten zu diesen Anlagen bezahlet haben.

Ob nun schon die Dorfschaften aus den hiesigen, ja aus den Stift=Hildesheimischen Landen zu diesem Geschäfte Leute stellen musten; so blieben doch die so nahen Wendesser dabei verschonet. Sie beherbergeten indessen doch die dabei arbeitenden Berg=Männer und deren Geräthschafte. — Gottlob aber, daß diese Schanze so wenig, als die übrigen, hat gebraucht werden dürfen! Wie würde es sonst um das liebe Wendessen, Linden, eben wie um verschiedene andre Dörfer, schlecht ausgesehen haben. — Indessen ist doch aus dieser Schanze, davon wir besonders reden, wohl ein trolliger, doch böser, Ausfall, und zwar selbst auf Wendessesche Leute, geschehen. Denn, als die darin arbeitende Berg=Knappen, welche von jenen, wie erwähnt, beherberget wurden, die grünen Erbsen (denn die dasige Gegend war eben in dem Jahre in die Brach gesäet,) so übel rauften, und sich an keine Warnung kehreten, rottirten sich 7 Wendesser, sie mit Gewalt herauszujagen. Sie greifen zuerst einen verwegenen Kerl auf meinen 2 Morgen=Stücke in den sogenanten alten Morgen, an, welches gerade auf die Schanze zieht, aber auch völlig ruinirt war; dieser Bube ruft um Hülfe, und mehr, als 30, seiner Consorten fallen aus der Schanze, umringen die Bauren, bombardieren sie, nach ihrer Hurzer Manier, zuerst mit Steinen, und schlagen sie darauf recht mörderlich durch. Diese Verwunbete kamen nach verlohrnem Treffen so fort zu mir, daß ich für sie an höhern Ort schreiben möchte: ich that es auch; aber es blib ohne Wirkung. Jedoch die Wendesser rächeten sich an ihren undankbaren Gästen selbst, und schmissen sie und ihren Plunder noch am selbigen Tage aus den Häusern.

In die Nachrichten über Wendessen gehört auch eine Mittheilung in den „Ahlenschen Nachrichten“, die ich hier noch anfüge:

Einige Hundert Franzosen kamen aus dem Halberstädtschen bei diesem Dorfe durch. Sie trafen den dasigen Kohtsassen, David Wilken, einen trolligten Mann, an, und begehrten von ihm, ihnen den Weg nach Wolfenbüttel zu zeigen: und da er sich etwas weigern will, wollen sie ihn prügeln. Er, kurzer Entschließung, stellt sich als Commandeur mit seinem Stocke, und ruft: Halt! — richtet euch, schwenkt euch, Marsch! — Die Franzosen, darunter hohe Officiere mit sind, schreien vor Freuden: bon Paisan : :! Dieser komische General weicht auch vor Wolfenbüttel nicht von ihnen, sondern führt sie durchs Thor bis aufs Markt unter immerwährenden Befehlen, daß alle Leute zu Thüren kommen! — Wilke hätte dergleichen Kaiserlichen, Preußen p. aber bieten sollen!

Bücherschau.

In den **Neuen Heidelberger Jahrbüchern** Jahrg. X Heft 1 (Heidelberg, 1900) S. 1—37 veröffentlicht Professor Dietrich Schäfer eine interessante Untersuchung über die Schlacht bei Lutter am Barenberge. Obwohl diese bereits wiederholt eingehend behandelt worden ist, so weist er überzeugend nach, daß wir eine vor ernster Kritik stichhaltende Darstellung von ihr bislang noch nicht besitzen. Das gilt auch von der auf gründlichen Studien beruhenden Monographie (Braunschweig, 1850), die dieser Schlacht Georg Lichtenstein widmete, übrigens von Fach kein Historiker, sondern ein Mediciner, der als Amts=Physicus zu Lutter a. B. schon im 44. Lebensjahre am 27. September 1853 einem Nervenfieber erlag. Schäfer ordnet, charakterisirt und bewerthet die über die Schlacht auf uns gekommenen Berichte, wobei er in Beil. 1 unsere Kenntniß um ein wichtiges Stück bereichert, und giebt dann auf Grund des so festgestellten Quellenstandes von den Hergängen vor, während und nach der Schlacht eine das Wesentliche knapp zusammenfassende, anschauliche Schilderung, die wir in Vergleich zu den früheren als zuverlässig werden anzusehen haben.

Bogdan Krieger, Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelm's I. Tagebuch des Professors J. A. Freylinghausen über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727. Mit Einleitung und Erklärungen herausgegeben. Berlin, Alex. Duncker 1900. 117 S. 8⁰. 3 M.

Johann Anastasius Freylinghausen, der bekannte geistliche Liederdichter, wurde am 2. December 1670 zu Gandersheim als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Er war der Schwiegersohn A. H. Francke's und dessen Mitarbeiter und Nachfolger in der Direction des Waisenhauses zu Halle. Für dieses hegte König Friedrich Wilhelm I. ein lebhaftes Interesse und so kam es, daß Freylinghausen bald nach Francke's Tode († 8. Juni 1727) nach Wusterhausen befohlen wurde, um dem Könige über die Fortführung der Anstalten zu berichten. Er hat über seinen dortigen Aufenthalt ein genaues Tagebuch geführt, das hier, mit einer gut orientirenden Einleitung und fleißigen Anmerkungen versehen, zum ersten Male herausgegeben wird. Die Unterredungen mit dem Könige, die hier aufgezeichnet sind, drehen sich um die Entwicklung der Waisenhausstiftungen, aber auch um allgemeine Fragen, besonders religiösen und kirchlichen Inhalts. Sie liefern für die Charakteristik des Königs einen nicht unwichtigen Beitrag. Zugleich erhalten wir in die Lebensgewohnheiten am Hofe des Königs einen deutlichen, nicht unerfreulichen Einblick. Auch die Königin Sophie Dorothee, die in Hannover geborene Tochter König Georg's I., empfing Freylinghausen und begrüßte ihn als Landsmann. Als die eines solchen haben seine Mittheilungen auch für uns noch ein besonderes Interesse.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 7. April **1901.**

Wilhelm Roßmann

von Franz Hahne.

(Schluß.)

Als Prinz Bernhard 18 Jahr alt war, galt Roßmann's Aufgabe als beendet, und er wurde mit dem Titel eines Hofraths und einer nicht eben glänzenden Pension zur Disposition gestellt. Das war kein Zeichen der Unzufriedenheit noch auch des Undanks von Seiten der Herzoglichen Familie. Man darf im Gegentheil annehmen, daß die Meininger Fürstlichkeiten sowohl bei seiner späteren Berufung nach Weimar als auch bei der nach Dresden empfehlend mitgewirkt haben. Aber vor der Hand war etwas Derartiges nicht zu ermöglichen, und Roßmann war einstweilen ohne Beruf. Allerdings war er nicht der Mann, sich zu verliegen: es drängte ihn vielmehr, seine Arbeitskraft zu bethätigen, und die Geschichte zog ihn wieder mächtig an. Er wanderte nach Wolfenbüttel, um dort, wie es in seinem Gesuch an das Braunschweigische Staatsministerium heißt, „zur Herstellung einer detaillirten Biographie Heinrich's des Jüngeren von Braunschweig" am Herzoglichen Landesarchiv zu arbeiten. Die Arbeit ist nicht weit gediehen. Ueber die Vorarbeiten zur Hildesheimer Stiftsfehde ist er nicht hinausgekommen. Diese sind aus seinem Nachlasse an das Hildesheimer Archiv verkauft. Er hatte das Werk zu weitschichtig angelegt; es würde bei Fortsetzung der begonnenen Detailstudien und Verwendung alles erarbeiteten Materials ein vielbändiges Werk geworden sein, dessen Vollendung sein Leben ausfüllen konnte. Das war ihm nicht beschieden, weil sein Leben alsbald in neue Bahnen gelenkt wurde. Schon im Jahre 1871 eröffnete sich ihm eine Aussicht, Director des Herzoglichen Museums in Braunschweig zu werden. Er stand auf der engeren Wahl und war eigentlich der Einzige, der neben Hermann Riegel in Betracht kam. Freilich wurde ihm dieser vorgezogen, doch das Gebiet, dem er in Zukunft seine Thätigkeit widmen sollte, war schon von Roßmann richtig in's Auge gefaßt.

Wir dürfen indeß die Wolfenbüttler Jahre keineswegs zu den verlorenen rechnen. Im angenehmen, genußreichen Verkehr mit verschiedenen ausgezeichneten Wolfenbüttler Familien, wie der des Archivraths Dr Schmidt, des Archivsecretärs von Schmidt-Phiseldeck, des Bibliothekars Dr von Heinemann u. A. verlebte er eine heitere, von lastender Arbeit freie Zeit. Sein Humor war köstlich in dieser Epoche. Die Dämmerstunden im Rathskeller zu Wolfenbüttel waren erfüllt davon. Noch hängen dort im Kneipzimmer zwei humoristische Bilder, Kunstwerke ihrer Art, die von ihm mit feierlicher Ansprache an den originellen Wirth „Thiele Wohlgeboren" gestiftet sind: Der Raub des Ganymedes von Rembrandt und das zechende Bachuskind von Guido Reni. An denselben Wirth richtete er von seiner Orientreise, die er als Begleiter des Erbprinzen im Herbst 1872 unternahm, humoristische Briefe in plattdeutscher Sprache, die leider verloren gegangen sind. Nur eine Probe davon hat Herr Geheime Rath von Heinemann mitgetheilt, welche er aus den gern herumgegebenen und eifrig im „Hauptquartier" von Wolfenbüttel gelesenen Briefen behalten hat. Roßmann beschrieb die Vorstellung der Reisenden beim Sultan. „Wi makten tauerst en deipen Deiner, un as wi nu wedder tau höchten kemen un uns den Sultan ansegen, stött mik mit einmal de Erbprinz an: „Roßmann, market Se keine Aehnlichkeit?" — „Ne", segg ick, „Hoheit, ick wüßt nich." — „Na, Thiele!!", flustert hei mik tau, „blot dat de Sultan en Bart hat". Seit dieser Zeit ließ sich der höchst geschmeichelte Thiele einen Vollbart wachsen, um dem Beherrscher der Türken völlig gleich zu werden.

Zu der Orientreise hatte sich Roßmann nicht von Wolfenbüttel aufgemacht, sondern von Weimar aus, wohin er im Frühjahr 1872 als Professor der Kunstgeschichte und Secretär der Kunstschule berufen war. Hiermit beginnt nach der dreijährigen Pause in Wolfenbüttel die vierte und letzte Epoche in Roßmann's Leben, seine Thätigkeit als Schriftsteller und Verwaltungsbeamter auf dem Gebiete der bildenden Künste. Als Lehrer des Erbprinzen hatte er sich ein solides kunstgeschichtliches Wissen angeeignet und es durch lehrendes Mittheilen geklärt und gefestigt. Seine edle und feinsinnige Natur und stetige Uebung verliehen ihm ein ungewöhnliches Verständniß in Kunstsachen. Ja auch das Handwerksmäßige der Kunst beherrschte er in etwas. Sein Freund, Geheime Rath von Winckel in München, erzählt, daß er auf seiner russischen Reise einen Tataren in der Krim rasch und sicher in sein Skizzenbuch eintrug; in seinen Vorlesungen in Düsseldorf zeichnete er

viel an die Tafel zur Veranschaulichung des Vorgetragenen; ein unbeendetes Oelportrait in seinem Besitz, woran die Hände unausgeführt waren, vollendete er selbst zur allseitigen Befriedigung. So war er vollkommen für die neue Thätigkeit gerüstet. Freilich in Weimar sollte er noch nicht dazu kommen, sie auszuüben. Seine Berufung war zunächst von ihm abgelehnt, erst eine Unterredung mit der edlen Großherzogin Sophie Luise bestimmte ihn, sie anzunehmen. Am 23. April 1872 wurde er in der Sitzung des Collegiums der Kunstschule durch den Director Grafen Kalckreuth in sein Amt eingeführt. Zu einer Vorlesung kam es indeß nicht. Statt dessen dichtete er für den Säculartag Lucas Kranach's 1873 ein Festspiel „Meister Lukas", ein hübsches ideales Bild von der Belagerung Wittenbergs im schmalkaldischen Kriege, der Gefangenschaft Johann Friedrich's in Innsbruck und seiner Heimkehr mit dem Meister nach Weimar. Im Herbste 1872 reiste er dann als Begleiter des Erbprinzen von Meiningen in den Orient, nach Athen, Constantinopel, Jerusalem, ein großes Erlebniß für ihn, wie die beiden schönen Aufsätze über den Berg Athos und Jerusalem in den „Gastfahrten" bezeugen. Indessen kehrte er, gefährlich am Tropenfieber erkrankt, im November von da zurück und brauchte drei Monate zu seiner Erholung. Inzwischen hatte er ein neues Statut für die Kunstschule ausgearbeitet, das er im März 1873 dem Collegium zur Berathung vorlegte. Seine Neuerungen stießen, wie es oft kommt, bei den alten Professoren auf überlegen ablehnenden Widerspruch, und namentlich war es Graf Kalckreuth, der gerade die Punkte, worauf es ihm ankam, mit Consequenz zu beseitigen wußte. Das empörte ihn. Er zog seinen Entwurf zurück und brachte es zum Bruch mit Kalckreuth. Wenige Wochen nach diesem unangenehmen Erlebniß hatte er einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte nach Düsseldorf. Er verließ Weimar, obwohl ihm rasch manche erfreuliche Beziehungen mit dem Landschafter Max Schmidt, mit Schiller's Enkel Heinrich von Gleichen-Rußwurm, mit dem großen Antwerpener Maler Karl Verlat erwachsen waren, leichten Herzens. Nach seinem Fortgange wurde sein Statutenentwurf wieder vorgenommen und nicht wenig benutzt; noch heute sind nach dem Zeugniß des jetzigen Secretärs der Kunstschule Prof. Förster die Spuren des Roßmann'schen Entwurfs in den Satzungen der Anstalt zu merken. Auch das Kranach-Festspiel des im Zorn Geschiedenen mußte man im Herbste d. J. zur Aufführung bringen, da schlechterdings Keiner da war, der ein besseres hätte machen können.

In Düsseldorf hielt Roßmann im Sommer 1873 eine Vorlesung über griechische Plastik. Aber zum eigentlichen Wirken gelangte er auch da nicht. Nach einem Vierteljahre wurde ihm von der preußischen Regierung der Auftrag, zur Wiener Weltausstellung zu reisen, um den officiellen Bericht über diese für die Academien zu verfassen. Wir sehen, man war auf ihn aufmerksam, man traute ihm etwas zu. Indessen man war nicht bloß in Preußen auf ihn aufmerksam. Während seiner Reise nach Wien erhielt er einen Ruf nach Dresden als Mitglied der Generaldirection der Königlich sächsischen Museen und vortragender Rath in Kunstsachen beim Ministerium, den er sofort annahm. Sein Anstellungsdecret wurde noch vom König Johann unterzeichnet, der am 29. October 1873 starb; so konnte er witzig von sich sagen, er habe es fertig gebracht, in einem Jahre vier Herrschern zu dienen.

Die neue Stellung, in die Roßmann eintrat, war eine höchst schwierige. Das ergab sich theils aus persönlichen Verhältnissen, theils aus sachlichen Unzuträglichkeiten. Zunächst wurde natürlich der Fremde, den das Interesse der Regierung forderte, von den eingesessenen Beamten mit Mißtrauen und Abneigung aufgenommen, zumal in einem Lande, wo erfahrungsmäßig der Nativismus und Particularismus eine große Rolle spielt. Ferner war Roßmann der erste wirkliche Beamte seiner Art. Zwar hatte er einen Vorgänger im Amt, Herrn von Zahn, der zwei Jahre als solcher thätig gewesen war. Aber der war seiner Stellung nicht gewachsen gewesen und hatte so viel wie nichts gethan, um sie nach außen zu befestigen. Er ist deshalb nicht zu schmähen; denn er war schwer nervenkrank, was ihn schließlich antrieb, den Tod zu suchen. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß Roßmann der Erste war, der die straffe einheitliche Verwaltung der gesammten Königlichen Museen, welche bis dahin einer läßlichen Selbstregierung überlassen gewesen waren, ernstlich in Angriff nahm.

Das gab böses Blut und erregte Widerstand, der um so zäher und unbehaglicher war, als Roßmann direct eine officielle Geltung als Vorgesetzter nicht besaß, sondern nur indirect durch seine Vorträge bei dem Minister von Friesen, seit Ende 1876 von Gerber seine Macht ausübte. Besonders waren es der Director der Gemäldegalerie J. Hübner, der Director des Sculpturen- und Gipsmuseums H. Hettner und der Director des grünen Gewölbes und der Porzellansammlung Th. Grässe, die ihm theils durch passiven Widerstand und Beharren in hergebrachter Behaglichkeit, theils durch boshafte, hämische Angriffe das Leben herzlich sauer machten. Das Letztere gilt namentlich von Hettner. Dieser war außerordentlicher Professor in Jena gewesen, zur Zeit als Roßmann studirte und sich zur Privatdocentenlaufbahn vorbereitete. Er hatte ferner eine nicht unbedeutende schriftstellerische Thätigkeit hinter sich. Seine Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, seine Arbeiten über die romantische Schule, über das moderne Drama, über die bildenden Künste der Alten waren längst erschienen. Und nun kam das damalige Studentlein, das kein größeres Werk aufzuweisen hatte außer seinen Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation, und wollte ihm befehlen! Sie haben sich nie gut gestanden bis zu Hettners Tode 1882. Aber es ist ein Irrthum, zu glauben, daß es Hettner und seinem Anhange gelungen sei, dem tapferen und thätigen Manne ernstlich wehe zu thun. Roßmann war bei seinem Amtsantritt in Dresden noch in seiner besten Kraft. Sein Geist war wohl gerüstet, er konnte sehr scharf werden und wußte die Herren gelegentlich mit seinem Sarkasmus gehörig zuzudecken. Er war freilich kein Diplomat, die

gewundenen Wege der Intrigue konnte und wollte er nicht gehen. Das war ihm manchmal zum Nachtheil. Indeß moralisch, als Charakter ist er seinen Gegnern immer thurmhoch überlegen gewesen. Dazu kam seine gediegene Bildung, sein freier Blick, womit er stets die höchsten Gesichtspunkte ins Auge faßte, sein starker Wille und eine nie verlegene Schlagfertigkeit des Ausdrucks, den er nöthigen Falls zu stechendem Witze zu steigern wußte. So war seine Stellung unantastbar. Seine Vorgesetzten wußten, was sie an ihm hatten, und waren ihm wohlgesinnt, die Gesellschaft war von ihm entzückt, wie überall, und auch bei Hofe war er gern gesehen. Der König Albert liebte seine Unterhaltung; er ging an ihm nie vorbei, stets hatte er für ihn eine freundliche Bemerkung oder hielt mit ihm ein kurzes Geplauder.

Von Roßmann's Wirken im Amte legen die Berichte der Generaldirection der Königlichen Museen Zeugniß ab, die für die Jahre 1872—1881 von ihm selbst verfaßt sind. Sein Kunstverständniß, sein Sinn für das Wesentliche, sein organisatorisches Talent erscheinen dabei im hellsten Lichte. Er erkannte als eine seiner wichtigsten Aufgaben, „die Sammlungen nutzbarer zu machen, die Besuchsstunden für dieselben zu vermehren und die Eintrittsbedingungen soweit möglich zu erleichtern“. Dazu war zunächst ein Umzug und eine völlige Neuordnung mehrerer schlecht untergebrachter und im Schlendrian vernachlässigter Sammlungen erforderlich. So wurde im Jahre 1876 das historische Museum aus dem Zwinger in das erste Stockwerk des Johanneums und das Porzellanmuseum aus dem japanischen Palais in den zweiten Stock desselben Gebäudes überführt und dort wohl aufgestellt, catalogisirt und etikettirt. Der Zwinger wurde dem ethnographisch-zoologischen Museum überwiesen, welches seit 1874 Dr Adolf Meyer leitete. Die Sammlungen der Antiken und Gypsabgüsse wurden im Albertinum an der Brühl'schen Terrasse zweckmäßig vereinigt. Zur Vermehrung der Besuchsstunden war eine Verstärkung des Aufsichtspersonals, sowie die Anlage von Heizvorrichtungen für den Winter erforderlich, was beides Roßmann in den Jahren 1876 und 1877 veranlaßte. Im Jahre 1879 konnte er feststellen, daß die Zahl der wöchentlichen Besuchsstunden in den Königlichen Museen gegen 1869 von 220 auf 323 erhöht sei und daß die Zahl der jährlichen Besucher einen Zuwachs von 125 000 Personen aufweise. — Die Neuanschaffungen bei den Museen waren Sache der damit betrauten Commissionen. So bestand die Galleriecommission aus drei Mitgliedern, denen Roßmann als viertes beisaß. Aber schon im ersten Jahre seines Wirkens setzte er es durch, daß er aus der um drei Mitglieder vermehrten Commission ausschied und allein als Referent des Ministeriums sich mit den Neuanschaffungen befaßte, wie der Bericht sagt, „um die Vermischung der Instanzen, welche durch die Doppelstellung des Referenten herbeigeführt war, nicht fernerhin aufrecht zu erhalten“. So konnte er von oben her hemmend und namentlich anregend einen wirksamen Einfluß ausüben, und es ist kein Zweifel, daß er bei den meisten damaligen Anschaffungen den wichtigsten Antheil gehabt hat. Es war damals eine glänzende Epoche für eine Förderung der Museen im großen Stile. Aus dem sächsischen Antheil an der französischen Kriegskostenentschädigung bestimmte das Ministerium einen Fonds von 450 000 ℳ für die Bereicherung der Königlichen Museen, dazu 300 000 ℳ für die Anschaffung von Werken der neueren Kunst. Mit dreiviertel Millionen war etwas zu erreichen. Roßmann ging planmäßig vor. Es mangelte in der Dresdener Gallerie bei großem Reichthum an Bildern der Hochrenaissance eine instructive Auswahl der italienischen Frührenaissance, für deren tüchtiges künstlerisches Streben und tiefen Gefühlsgehalt damals der Sinn zwar noch nicht so erwacht war wie heute, deren man aber, um die Kunstentwickelung vorzuführen, nicht entrathen zu können glaubte. Roßmann, der mit dem viel angefeindeten Ankauf des heiligen Sebastian von Antonello da Messina, dem Vermittler der niederländischen Oeltechnik nach Venedig, begonnen hatte, schaffte in Kurzem 12 Bilder präraffaelitischer Künstler an, zum Theil solcher vornehmen Ranges wie Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi, Luca Signorelli. Außerdem wurden einige Meister aus dem Höhepunkte der italienischen Kunstentwickelung erworben, wie Giorgione, Sebastiano del Piombo, Gaudenzio Ferrari, und namentlich, wofür wohl der Markt am günstigsten lag, an die 28 Bilder von Vlamen und Holländern, darunter neben minder bedeutenden Jan Brueghel, Jakob Ruisdael, Meindert Hobbema, Franz Hals. Im Ganzen wurden in den Jahren 1874 und 1875 für Bilder älterer Meister rund 266 000 ℳ ausgegeben und die Gallerie um 25 Namen, die bis dahin in ihr noch nicht vertreten waren, bereichert. In noch größerem Maßstabe konnte an der Gallerie der Modernen gearbeitet werden. Wir dürfen es nicht vergessen, daß die moderne Abtheilung der Dresdener Gallerie, die in dem niedrigen Oberstock des Gebäudes nicht eben glänzend untergebracht, aber die fortgeschrittenste und am feinsten ausgewählte in Deutschland ist, ihre erste Anlage Roßmann verdankt. Er führt zuerst in seinen Berichten die moderne Abtheilung besonders, wofür er ja in der Stiftung jener 300 000 ℳ eine Veranlassung bekommen hatte. Er wandte ihr beständig sein lebhaftestes Interesse und eine Unsumme von Arbeit zu. Und nicht allein das. Durch die Publication von ausgewählten Bildern der modernen Gallerie in Kupferstichen, welche er mit gehaltvollen, immer vollendeteren Aufsätzen begleitete, bemühte er sich, in weitere Kreise Interesse und eingehenderes Verständniß für die deutsche Kunst der Gegenwart zu tragen. Diese Aufsätze sind klassisch. Sie berücksichtigen sorgfältig alles zum Verständniß Erforderliche, die Race und Entwickelung des Künstlers, die Technik der Malerei, sogar des Stiches, und den dichterischen Gehalt des Kunstwerks. Sie sind warm, eindringlich, voraussetzungslos geschrieben, ganz das Gegentheil von hochmüthiger, in technischen Ausdrücken schwelgender, kalter Kunstschriftstellerei. Roßmann that damals schon das, was heute die Herausgeber von Spemann's Museum zu erfüllen sich bemühen, er brachte die echte Kunst den Gebildeten nahe und vermittelte zwischen Künstlern und Publicum. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn der Verfasser seines Nachrufs in den Berichten der General-

direction der Museen behauptet, durch die Herausgabe des „Neuen Galleriewerkes“ habe sich Roßmann ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Eine künstlerische Aufgabe fiel Roßmann gleich im Anfang seiner Wirksamkeit zu, deren Lösung er Wenigen zu Danke gemacht hat, obwohl, bei Licht betrachtet, sein Antheil an dieser Aufgabe von ihm tadellos erledigt wurde: das war die künstlerische Ausstattung der Albrechtsburg in Meißen. Dieser herrliche gothische Bau aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erhebt sich imponirend auf einem steilen Hügel am Ufer der Elbe, und die Innenräume, theils in schönen großen Verhältnissen gehalten, theils mit kunstvollen Deckenconstructionen versehen, entsprechen dem äußeren Eindruck. Diese Burg, die zu ihrer eigentlichen Bestimmung als Residenz in Folge der Uebersiedelung des Herrscherhauses nach Dresden (1485) nie gelangt ist, die vielmehr nothdürftig ausgestattet, im dreißigjährigen Kriege entsetzlich verwahrlost, gelegentlich als Kornboden für Adel und Geistlichkeit diente, von 1710—1764 von der Königlichen Porzellanmanufactur benutzt wurde, sollte aus dem Kunstfonds der französischen Kriegsentschädigung eine würdige, der Schönheit der Architectur entsprechende Ausschmückung erhalten. Die Frage war, wie diese zu gestalten sei. Sollte man den Nothbehelf des ursprünglichen Zustandes wiederherstellen? — Sollte man die riesige Flucht von Zimmern und Sälen mit gothischen Teppichen behängen, mit gothischen Möbeln ausstatten? — Man hätte zu Imitationen greifen müssen, die das Gemüth als unecht kalt gelassen, den fortgeschrittenen Schönheitssinn wenig befriedigt hätten. Roßmann hatte den einzig lebensfähigen Gedanken, durch Wandgemälde interessante Episoden aus der Geschichte der Burg und des Hauses Wettin dem Beschauer vor Augen zu führen. Der Vorschlag wurde von den Ständen gebilligt und Roßmann's Entwurf vom Könige genehmigt. Aber eine Bedingung war dabei gestellt: Nur Dresdener Künstler sollten bei der Ausführung beschäftigt werden. Ja, wenn die Dresdener Künstler alle ersten Ranges gewesen wären, wie Paul Kießling, dessen Bilder im Böttcherzimmer an Farbe, Charakteristik und Ideengehalt sicherlich das Beste in der Albrechtsburg sind, und Heinrich Hofmann, dessen Verlobungszug Albrechts einen ungetrübten Genuß gewährt, oder wenigstens tüchtige Männer mit kraftvoller Phantasie und guter Technik, wie Oehme, Dietrich und Gey. Selbst Spieß und Marshall möchte man trotz mangelhafter Erfindung und perspectivischer Ungenauigkeiten noch gelten lassen. Aber die matten süßlyrischen Landschaften des jüngeren Preller, der seines Vaters wenig würdig scheint, die noch flacheren, schmutzfarbigen Landschaften Choulant's und endlich die in Schwarz getauchten, technisch völlig ungenügenden, leblosen Compositionen von Julius Scholtz — diese gereichen der Burg nicht zum Schmucke. Mit solchen Helfern konnte das Werk nicht zur Vollkommenheit gerathen. Immerhin ist die Albrechtsburg, so wie sie ist, die Zierde Meißens und ein vielbesuchter Wallfahrtsort für schaubegierige Reisende.

Am glänzendsten bewährte sich Roßmann's Verwaltungstalent in der Berufung geeigneter Männer an verantwortungsvolle Stellen. Zur Leitung des zoologischen und ethnographischen Museums schlug er 1874 Dr Adolf Meyer vor. Als Hettner starb, im Jahre 1882, veranlaßte er die Berufung Georg Treu's zum Director des Albertinums, in demselben Jahre die Ersetzung des in den Ruhestand tretenden Directors der Gemäldegalerie durch Karl Woermann. Das waren Verwaltungsthaten, die ihm Sachsen noch heute Dank weiß.

Es ist keine Frage, was auch der Bericht der Generaldirection über die Jahre 1882 und 1883 hervorhebt, daß Roßmann seines Amtes mit mustergiltigem Verständniß und unablässiger Pflichttreue gewartet hat. Nichtsdestoweniger füllte es ihn nicht derartig aus, daß es ihm nicht noch Muße für litterarische Thätigkeit gelassen hätte. Ein aus den Studien über Heinrich den Jüngeren erwachsenes Drama: „Die Staufenburg“, welches im kräftigen Naturalismus des „Götz“ die Geschichte der Eva von Trott behandelte, nahm er wieder vor und unterzog es einer Umarbeitung, die er „Eva von Trott“ benannte. Das Stück hat in der Neubearbeitung nicht viel gewonnen. Man vermag sich für den ruchlosen Stoff nicht zu erwärmen; der Aufbau ist zwar übersichtlicher und geschlossener geworden, aber dafür ist Manches abgeschwächt, einige matte Scenen sind eingefügt. Es kann wohl als mißlungen gelten, obwohl Einzelheiten, besonders die culturgeschichtlichen Scenen, die die Zeitsphäre malen, von großer Geschicklichkeit und poetischer Kraft zeugen. Besser gelang ihm das Lustspiel, wovon er schon zu Meiningen im „Erbfehler“ einen erfreulichen Beweis gegeben hatte. In Dresden verfaßte er 1877 den launigen Einakter „Lady Macbeth“. Der Titel müßte eigentlich in den Plural gesetzt werden; denn nicht eine, sondern drei junge strebsame Frauen bemühen sich, durch rührige Agitation ihren Männern die Ehren und Würden zu verschaffen, welche die böse Welt ihnen vorenthält. Anna will ihren Gemahl, den Privatdocenten Müller, zum ordentlichen Professor machen, Marie möchte ihrem Manne, dem Lokomotivenfabrikanten Günther, zu politischem Ruhme als Landtagsabgeordneten verhelfen, und Käthchen sucht die dramatischen Manuscripte ihres theuren Gatten, des Assessors Peters, an den Verleger zu bringen. Sie erleben alle Drei einen schmerzlichen Mißerfolg. Die Facultät lehnt die Wahl des sonst hochgeschätzten Müller ab, nur um nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, als könnten Frauenunterhandlungen bei der Besetzung von Professorenstellen von Einfluß sein, Günther fällt bei der Wahl in Folge seiner unvernünftigen Wahlreden durch, und Peters erhält sein Drama mit allerlei malitiösen Bemerkungen vom Verleger zurück. Das Stück ist voll feiner Komik; die humorvolle Persönlichkeit Müllers, ein Abbild des Dichters, trägt es; der Dialog sprudelt von witzigen Pointen. Doch wurde es nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; Roßmann ließ es sogar als Manuscript drucken. Es paßt nicht für ein Theater mit gemischtem Publicum. Die Zuschauer gewöhnlichen Schlages würden den zahllosen feinen Wendungen des Gespräches nicht folgen können und den Schluß lediglich als deprimirend und unbefriedigend

empfinden. Es ist eben nur für ausgewählte geistreiche Kreise geeignet. Für diese aber würde sich sowohl das Lesen als auch die Aufführung durch Liebhaber lohnen.

Auch die Reiseschriften nahm der Unermüdliche von Neuem auf. Im Jahr 1880 gab er das Buch „Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen“ in vermehrter und überarbeiteter Auflage heraus. In demselben Jahre erschienen die „Gastfahrten“, Erinnerungen an die Osterfeiertage in Rom, die Festspiele in Oberammergau, einen Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos und eine Fahrt nach Jerusalem. Roßmann zeigt in diesen Werken den gebildeten deutschen Reisenden, der gleichweit entfernt von dem leicht entzündlichen Enthusiasmus des Franzosen wie auch von der Kälte des Engländers mit Besonnenheit und Wärme seine Eindrücke aufnimmt und sie Goethe's Beispiele folgend sorgsam verarbeitet und wissenschaftlich vertieft. An wissenschaftlicher Gediegenheit suchen sie unter den Reiseschriften ihres Gleichen, ebenso in künstlerischer Abrundung und Vollendung. Dies gilt nicht bloß von der äußeren stilistischen, sondern auch von der inneren gedanklichen Formung. Man könnte bei den „Gastfahrten“ die innere Einheit vermissen, welche dem Buche „Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen“ durch seinen Stoff gesichert ist. Man könnte die Zusammenstellung der vier Reisen als eine zufällige, lediglich durch des Verfassers Erlebnisse bedingte auffassen. Doch dem ist nicht so. Wie ein rother Faden zieht sich durch die vier Aufsätze das religiöse Element, das, wenn auch mit Freiheit gepaart, tief in Roßmann's Natur wurzelte. In dem ersten Aufsatze, der „Passion in St. Peter“, führt er uns an die klassische Stätte des katholischen Cultus, wo die heilige Woche ernst und gründlich durchlebt wird unter Gebräuchen, welche freilich in Menge mit etrurisch-römischen Elementen durchsetzt sind, die aber an Schönheit und Feierlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Roßmann bewundert die Poesie dieser Ceremonien und beklagt mehrfach den Mangel solcher edel symbolischen Vorgänge im protestantischen Cultus. Der zweite Aufsatz läßt uns die ergreifende Darstellung der Passion in Oberammergau erleben, die an elementarer Wirksamkeit nur in der Aeschyleischen Tragödie eine Parallele hat. Diese Parallele ist natürlich Roßmann nicht entgangen. Er giebt eine besonnene und durch die neuesten Forschungen nur in Kleinigkeiten überholte Würdigung des griechischen religiösen Schauspiels, der eine sorgfältige geschichtliche Studie über die geistlichen Schauspiele des Mittelalters folgt. Ein Vergleich zwischen dem antiken und mittelalterlichen Drama stellt freilich fest, daß der Wesensunterschied beider nicht unbeträchtlich ist, insofern das griechische Drama den Nachdruck auf die feinste psychologische Erfassung des Seelenlebens der Handelnden legt und die Empfindung der Hörers durch ein reichliches Maß lyrischer Reflexion von der Bühne aus anregt, während für das geistliche Schauspiel des Mittelalters das Seelenleben des göttlichen Helden Mysterium bleibt und die Empfindung des Zuschauers allein durch die Handlung angeregt wird. Denn die eingestreuten Hymnen und Responsorien haben keine individuelle Bedeutung, sondern sind überliefert. Der „Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos“ führt uns in eine Idylle von Entsagenden, die in unberührter Reinheit und Beharrlichkeit uralte christliche Lebensformen bewahrt haben. Die „Fahrt nach Jerusalem“ endlich zeigt uns die heiligen Stätten selbst, wo die Religion des halben Erdballs ihren Ursprung genommen hat. Sie geht dem Historischen der Geburt und des Leidens Christi nach und unterzieht die Grabeskirche sammt den daran haftenden sonderbaren Gebräuchen, sowie die jüdische Tempelstätte Moriah einer eingehenden Betrachtung. Wenn die Briefe aus Neapel und Sicilien dem Aesthetiker und Historiker hundertfache Anregung geben, so sind die „Gastfahrten“ dem Theologen und Philosophen eine Quelle reicher Belehrung und edlen Genusses.

Eine gern von Roßmann geübte Thätigkeit war das Sammeln von Künstlerbriefen, so von Peter von Cornelius, Oeser u. A., die mit biographischen und kunsthistorischen Bemerkungen verbrämt in den „Grenzboten“ und der „Leipziger Zeitung“ zum Theil nach seinem Tode erschienen sind. Der letzte von ihm selbst veröffentlichte Aufsatz stand in der „Leipziger Zeitung“ vom 29. Januar 1885 und handelte über die Madonna Anselm Feuerbach's, deren Ankauf für die Dresdener Gemäldegallerie wieder einmal viel Unverstand beim Publicum und im Landtage aufgewirbelt hatte.

Roßmann's persönliches Leben kam in Dresden erst zur vollen Entfaltung. Zwölf Jahre währte sein Aufenthalt in Dresden, so lange war seines Bleibens an keinem Orte gewesen. Obwohl es ihm und seiner Gemahlin nirgends an Freunden gefehlt hatte, so bot sich ihnen doch erst hier die Möglichkeit, ausgebreitete und feste gesellschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Sie liebten die Geselligkeit. Mit mehr als 80 Familien standen sie in Beziehungen; Gesellschaften von 40 Personen, freilich ohne Prunk und Ueppigkeit, waren nichts Seltenes in ihrem Hause, dem entsprach die Menge der Einladungen, denen sie zu folgen hatten. Freilich am liebsten waren sie im intimen Kreise, dem vor Allem der Arzt Hofrath Dr. Winckel, jetzt in München, der Director des zoologischen Instituts Dr. Adolf Meyer und die durch ihre Freundschaft mit Richard Wagner bekannte Familie Wesendonck angehörte. Man kam einfach zum Thee zusammen. Es wurde Musik gemacht, man betrachtete Werke der bildenden Kunst und las gemeinsam Dramen aller Litteraturen. Roßmann selbst las vorzüglich vor, er zeichnete sich dadurch schon in Meiningen aus. Er hatte oft freilich Partner ersten Ranges wie Marie Seebach, die den Verkehr in seinem Hause schätzte, und den alten Grafen Wolf von Baudissin, den Uebersetzer Shakespeares und Molières, dem Gustav Freytag in seinen kleinen Schriften ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Oft nahm die Geselligkeit einen übermüthig lustigen Charakter an; man erinnert sich eines Abends, wohl in der Faschingszeit, an dem Haydn's Kindersymphonie aufgeführt wurde, wobei Roßmann, als Baby gekleidet, die Kindertrompete blies. Zwei schöne Reisen fielen in diese Zeit. Die eine führte ihn im Herbste 1875 mit seinem intimsten Freunde Dr Winckel nach Rußland, von Odessa und der Krim über

Kiew, Moskau, Nischny-Nowgorod nach Petersburg, worüber seitens des Herrn von Winckel interessante Aufzeichnungen vorliegen, die der Veröffentlichung harren. Auf der andern durchflog er im Herbst 1882 in fünf Wochen Italien, ohne Rast, doch ohne Hast; denn seine Reisebriefe, die in den Grenzboten von 1885 veröffentlicht sind, enthalten eine Fülle feiner Bemerkungen über die italienische Kunst und das Leben der Italiener.

Einige Trübungen erfuhr sein Leben in den letzten Jahren durch die mannigfachen Angriffe, welche in der Presse und besonders im Landtage gegen seine Ankäufe gemacht wurden. Er handelte stets nach Rücksprache mit den Commissionen, im Einverständniß mit dem Minister und mit Genehmigung des Königs. Aber er hatte die Verantwortung, und er trug sie. Sachlichen Einwürfen war er stets gewachsen, nicht so den gehässigen Unterstellungen privater Machenschaften, die ihm im Landtage namentlich von der Socialdemokratie gemacht wurden. Gegen diese Niedertracht sich zu vertheidigen, war er machtlos. Er war nicht kalt und hart genug dazu. Er war auch zu vornehm, ihm fehlten die Waffen zu diesem Kampfe, er führte nicht den Knüttel der göttlichen Grobheit. Um so tiefer fraß ihm der Aerger und nagte an den Grundfesten seiner schon erschütterten Gesundheit. Es war nach dem Empfang eines mit boshaften Verdächtigungen gespickten Briefes in einer Kammersitzung, der sich nachträglich als ein übler Scherz herausstellte, daß ihn ein leichter Schlaganfall betraf im Jahre 1884. Der Baum fiel nicht sofort, aber er neigte sich. Im Jahre darauf am 6. Februar 1885 verschied Wilhelm Roßmann, zu früh für ihn selbst, zu früh für sein Amt, zu früh namentlich für seine Familie und für seine zahllosen Freunde, die seiner noch heute in Wehmuth gedenken.

Mittelalterliche Stoffreste in der Stiftskirche zu Gandersheim.

Von Fr. Brackebusch.

Aus Gandersheims fast tausendjähriger Stiftszeit, die am 10. März 1810 mit dem Tode von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand's Schwester Auguste Dorothee von Braunschweig als letzter Aebtissin ihr Ende fand, ist in der dortigen Stiftskirche S. S. Anastasii et Innocentii eine Sammlung kirchlicher Alterthümer auf unsere Zeit gekommen. Für die würdige Unterbringung dieser, wie auch der in der westfälischen Zeit leider arg verwahrlosten und beraubten Stiftsbibliothek sind Dank der Fürsorge Herzoglicher Landesregierung vor einigen Jahren die ehemalige Capitelstube und die sog. Vision feuersicher eingedeckt und unter Oberleitung des Herrn Herzoglichen Regierungs- und Bauraths Pfeifer zweckentsprechend und würdig in Stand gesetzt worden. Für viele Gegenstände dieser ziemlich reichhaltigen Sammlung, die jetzt dicht gedrängt haben aufgestellt werden müssen, so daß Zugang und Besichtigung mit Schwierigkeiten verknüpft sind, ist eine endgültige und sachgemäße Aufstellung und Anordnung erst zu ermöglichen, wenn die dringend nothwendige Restaurirung der Stiftskirche, die in den letzten Jahren zunächst das Aeußere des Gotteshauses umfaßte, demnächst auf die inneren Theile ausgedehnt wird. Denn dann wird noch ein weiterer Raum, das auch als Bauwerk herrliche Fräuleinchor, frei und kann für die Sammlungen zur Verfügung gestellt werden. Dann dürfte es angezeigt und erwünscht erscheinen, eingehendere Mittheilungen zu geben über diese Sammlung, welche u. A. auch Paramente aus verschiedenen Zeiten enthält, und unter diesen vor Allem eine Serie in ihrer Art ganz vortrefflicher Antependien ꝛc. der Aebtissin Elisabeth (vergl. F. Brackebusch, „Ueber Antependien der Gandersheimer Aebtissin Elisabeth Ernestine Antonie, geborenen Herzogin von Sachsen-Meiningen, in der Stiftskirche zu Gandersheim“ in Nr. 9 bis 11 des Christlichen Kunstblattes vom Jahre 1900). Neben den Paramenten treten auch verschiedene Stoffreste auf. Sind letztere auch zum Theil winzig klein, so erscheinen sie doch in mancher Hinsicht bemerkenswerth. Einer Anzahl dieser Stoffreste hat mein am 30. August 1889 verstorbener Vater, Cantor Georg Ludwig Brackebusch, in seinem warmen Interesse für Gandersheim und seine Vergangenheit und in seiner unermüdlichen Sorge für die Erhaltung der Erinnerungen an dieselbe in der von ihm bewahrten Sammlung kirchlicher Alterthümer besondere Sorgfalt gewidmet und sie den Besuchern der im Jahre 1882 in Gandersheim abgehaltenen 15. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde zur Schau gestellt. Andere Fragmente wurden erst vor wenigen Jahren im Anschluß an Inventarisirungsarbeiten aufgefunden durch Einsender dieser Zeilen, welcher mit Genehmigung des Herzoglichen Staats-Ministeriums mit der speciellen Aufsicht über Sammlung und Stiftsbibliothek beauftragt worden ist. Die fraglichen Stoffreste haben auch die Aufmerksamkeit einer Autorität auf diesem Gebiete, des Geh. Regierungsrathes Prof. Dr Lessing, Directors des Königlichen Kunstgewerbe-Museums zu Berlin, bei seiner mehrmaligen Anwesenheit in Gandersheim in hohem Grade erregt. Nach längeren Verhandlungen sind dann mit Genehmigung der vorgesetzten Herzoglichen Behörden ꝛc. die meisten dieser Fragmente durch den Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Herrn General-Superintendent Schröter, und den zeitigen Conservator nach Berlin gesandt worden, da eine genaue Untersuchung dieser Bruchstücke von Stoffen, welche einer Periode angehören, aus der die Beläge für den Stand der Kunstweberei nicht mehr zahlreich vorhanden sind, von großer Wichtigkeit sich erwiesen für die amtliche Publikation der Gewebesammlung des gedachten Kunstgewerbe-Museums, welche jetzt von der Königlich Preußischen Staatsregierung unternommen ist. Im Folgenden soll nun unter Benutzung der Angaben, welche das Kunstgewerbe-Museum als Ergebniß näheren Studiums und Vergleichs der Gandersheimer Stoffreste mit dem Bestande der Berliner Sammlung bei Rücksendung mitgetheilt hat, eine Uebersicht über diese Stoffreste gegeben werden.

1. **Seidenstoff**, Fragment, gelb und roth, Muster: Große Kreise, in denselben je eine viertheilige Rosette

aus streng stilisirten Blüthen. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Sassanidisch. 5. bis 7. Jahrhundert. Größe: 11 × 10 cm.

II. **Seidenstoff**, Fragmente, roth, grün und gelb, Muster: Ein phantastischer Baum, an welchem Paare von Vögeln und Drachen sitzen. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Persien. 6. bis 9. Jahrhundert. Größe: 24 × 6 cm; 22 × 4 cm; 69 × 5 cm.

III. **Seidenstoff**, Fragmente, dunkelschwärzlicher Purpur, gelb und weiß, Muster: Phantastische Ranke mit Blüthen, an welcher Paare von Vögeln, Drachen u. s. w. sitzen. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Sarazenisch. 10. bis 11. Jahrhundert. Größe: 17 × 6 cm; 16 × 6 cm; 13 × 6 cm; 13 × 6 cm; 8 × 9 cm; 2 × 2 cm.

IV. **Leichter Seidenstoff**, Fragment, gelblich, roth und grün, Muster: Kreise mit achttheiliger Blüthen-Rosette, außen herum Ranken. (Das Muster ist nicht vollständig.)

Sarazenisch. 10. bis 12. Jahrhundert. Größe: 12 × 13 cm.

V. Mit Gold bedruckte grüne **Futterseide**, Fragment. **Deutschland. 13. bis 14. Jahrhundert.** Größe: 46 × 7 bis 21 cm.

VI. **Seidenstoff**, Fragment, mit kleinem bunten geometrischen Muster. Eine sichere Datirung dieses Stoffes ist nicht möglich gewesen. Die geometrischen Muster haben etwas Gemeingültiges, das sich zu allen Zeiten wiederholt. Nach Textur und Farbe ist anzunehmen, daß dieser Stoff byzantinischen oder orientalischen Ursprungs ist und daß er in das 8. bis 10. Jahrhundert gehört.

Größe: 32 × 21 cm.

VII. **Purpur**, Stoffrest.

Größe: 18 × 5 cm.

VIII. Ein Stück **Byssus** mit kleinem rechteckigen Muster; theilweise zerrissen und schlecht erhalten.

Größe: 46 × 40 cm.

Vermuthlich ist dies jenes Stück, von dem wir in J. C. Harenberg's Historia ecclesiae Gandershemensis cathedralis ac collegiatae diplomatica pag. 587 u. A. lesen:

Superest praeterea particula cruore infecta, quam ex toga Christi suppetere, persuadet inscriptio. Materia est byssina. cet. Die erläuternde Inschrift ist freilich nicht mehr vorhanden, und Blutspuren sind auch nicht zu erkennen.

IX. **Seidenbrokat**, mit Löwen (?), Rehen, Adlern und anderen Thieren, Blumen und Blattwerk.

Italienisch=arabisch, in Nachahmung arabischer Stoffe gemacht. **14. Jahrhundert.** Größe: 218 × 18 cm; 49 × 17 cm.

X. **Seidenstoff**, Fragment, Grund Purpur, Muster mehrfarbig. Obertheil eines Königs zu Pferde. Der König hält eine Fahne (?) in der Hand. Links oben ein Theil einer kreisförmigen Einrahmung.

Byzanz. 5. bis 8. Jahrhundert. Größe: 14 × 17 cm.

Was die Anordnung der Farben betrifft, so erscheinen von dem leider nicht vollständig erhaltenen Muster das Gesicht des Königs oliv und die Augen gelb; Krone mit Kreuz darauf roth mit gelb verziert, die Behänge an der Krone gelb; des Königs Mantel in Grün mit Gelb durchwirkt; die Fahnenstange gelb, der Fahnenrest gelb mit roth verziert; der Hals des Pferdes gelb.

Dieser Stoffrest wurde — als Reliquienhülle dienend — im Jahre 1894 unter den Reliquien der Stiftskirche durch F. Brackebusch aufgefunden. Derselbe ist nicht bloß in technischer Hinsicht durch die eigenthümliche Bindung der Fäden, sondern noch mehr im weiteren kunstgeschichtlichen Sinne eine große Merkwürdigkeit, die fast als eine zur Zeit einzig dastehende Seltenheit anzusehen ist — nach dem Urtheile der Herren Geh. Hofrath Prof. Dr. Riegel, Director des Herzoglichen Museums zu Braunschweig († 1900), und Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Lessing zu Berlin.

Neuerdings hat Herr Museumsdirector Dr. P. J. Meier in Braunschweig in dem Reliquienkästchen aus Wallroßzahn mit Bronzebeschlag, das, auch unter dem Namen „Runenkästchen" bekannt, als irische Arbeit aus dem 7. oder 8. Jahrhundert bezeichnet wird und im Jahre 1815 aus Gandersheim in das Herzogl. Museum gekommen ist [1]), ein Stückchen Seidenstoff (vielleicht das im Kataloge als Inhalt des Runenkästchens erwähnte Stück vom Kleide der heiligen Jungfrau?) gefunden und Veranlassung genommen, es mit dem oben besprochenen, 1894 in Gandersheim entdeckten Stoffreste zu vergleichen. Einer Mittheilung des Herrn Director Meier vom 12. März 1901 zufolge hat nun die Vergleichung der beiden Stücke ergeben, daß beide allerdings zu einem Gewande gehört haben, daß aber die Ergänzung der figürlichen Darstellung auf dem in Gandersheim befindlichen Stücke nicht gefördert wird, sondern nur die Zahl und Form der über den Grund vertheilten Verzierungen.

XI. **Seidenstoff** [2]), Fragment, Grund Purpur, Muster gelb, Ornament in Feldern.

Orient, vielleicht **Byzanz** (?). **6. bis 9. Jahrhundert.** Größe: 10 × 7 cm.

XII. **Seidenstoff**, schwarz; ein etwa früher vorhandenes Muster bis zur Unkenntlichkeit zerstört.

Größe: 13 × 10 cm.

XIII. **Seidenstoff** leichter Bindung. Fragment, Grund gelb, Muster blau, zum Theil mit Gold broschirt. Von demselben vorhanden Theile eines großen Adlers mit nach rechts gewendetem Kopfe und lang hängendem Schwanze; etwas Blattwerk.

Der Stoff gehört zu einer bekannten Gruppe von Stoffen, die in Anlehnung an ältere arabische Vorbilder im 14. Jahrhundert in Italien gefertigt wurden.

Größe: 18 × 6 cm.

---

1) Nr. 58 des Katalogs der Sammlung mittelalterlicher Gegenstände.

[1]) Die Fragmente XI. bis XV. wurden, als Reliquien-Hüllen dienend, im Sommer 1898 unter den Reliquien der Stiftskirche aufgefunden.

XIV. **Seidenstoff**, Fragment, Grund roth, Muster grün Blätter von arabischer Zeichnung in einem quadratischen Gefüge. Das Muster läßt sich annähernd reconstruiren.

Orient. 12. Jahrhundert. Größe: 5 × 5 cm.

XV. **Seidenstoff**, Fragment, Grund roth, Muster weiß und grün. Das Erhaltene könnte die nach oben gekehrten streng stilisirten Spitzen eines Flügelpaares darstellen.

Orient. Frühes Mittelalter. Größe: 10 × 3 cm.

Bücherschau.

Paul Kiß, Die Ruinen der Veste Regenstein bei Blankenburg-Harz. 30 Original-Aufnahmen. Bad Harzburg, Rud. Stolle [1901].

In unermüdlicher Arbeit hat Hauptmann a. D. P. Kiß mit feinem Verständniß für geschichtliche Bedeutung und landschaftliche Reize die schönsten und charakteristischsten Stellen des alten Regensteins ausgewählt und photographisch aufgenommen. Die vorzüglich hergestellten Bilder hat Verlagsbuchhändler Stolle in Harzburg zu einem interessanten Werke vereinigt, von dem man nur bedauern muß, daß es in der ganz geringen Auflage von 10 Exemplaren hergestellt ist, die jetzt bereits völlig vergriffen sind. Dennoch möchten wir auch hier auf diese interessanten Bilder hinweisen und zugleich erwähnen, daß sie in der Form, die heutigen Tages die gängigste ist, nämlich als Postkarten, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind (Serie 27, Regenstein, Blankenburg-Harz Nr. 1—12).

Ferdinand Höfer. Heliotrop. Gedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt 1900. 158 S. 16°. 2,50 M, geb, 3,50 M.

Mich überraschte einst ein hochverehrter Freund und Gönner, der sich neben seinem Fache auch sehr wohl auf Poesie versteht, mit der Aeußerung, daß die einzig vernünftige Thätigkeit Urkunden herausgeben und lesen sei.

Ich vermochte damals diese sehr ernsthaft vorgetragene Ansicht nicht wohl zu würdigen, und kann es auch heute noch nicht, wenn man nicht dem Begriffe Urkunden einen durchaus von den Fachleuten nicht gebilligten Umfang giebt und zum Beispiel die vorliegende Sammlung unseres Landsmanns Ferdinand Höfer auch eine Urkundensammlung nennt.

Aber wenn man wieder alle Gedichte für Urkunden erklären würde, dann stimme ich meinem Freunde erst recht nicht zu, wenn er Urkunden herausgeben und lesen für die vernünftigste Thätigkeit erklärt. Alles mit Unterschied!

Höfer's Urkundenbuch ist eine vortreffliche Lectüre, und seine Urkunden sind fast alle ächt. Sie zu sammeln und herauszugeben war sehr berechtigt. Gewiß erfordert das Sichten von einem Dichter viel Entsagung im Einzelnen; hier ist es so geübt worden, daß eine außerordentlich ansprechende Sammlung zu Stande gekommen, bei deren Durchblätterung der Leser nicht, wie so häufig, das Sichten noch fortsetzen möchte.

Eingetheilt ist das Buch in zwei Bücher, wovon das zweite in vier Abtheilungen zerfällt. Hinzugefügt ist ein Anhang, der formschöne Uebersetzungen von Victor Hugo, Byron, Longfellow, Tennyson und Moore enthält. Eine allerliebste „Zueignung“ eröffnet die Sammlung und erklärt zugleich die Namenswahl „Heliotrop“ und zeigt uns, wenn wir es nicht sonst schon merkten, ausgesprochen, wie tief und wie früh der poetisch gestaltende Trieb in des Dichters Seele nach Ausdruck ringt.

Das erste kürzere Buch enthält Stücke, die, wie „Der Mönch und die Ewigkeit“ (S 16) oder „Allerseelentag“ (S. 19) den Dichter noch in gewissen Abhängigkeitsverhältnissen zeigen. Wunderhübsch ist „Nausikaa“ (S. 28 ff.).

Das zweite Buch, das, wie gesagt, in vier Abtheilungen gegliedert ist, ist dem eigentlichen Gebiete der Lyrik gewidmet und spricht unmittelbar zum Herzen. Eine selbständige, tiefe und warme Persönlichkeit offenbart sich hier in ihren geheimsten Regungen und findet in immer neuen Tönen treffende Ausdrucksmittel für wirklich eigene Empfindungen. Die zweite Abtheilung kündet in neunundzwanzig Stücken (S. 62—103), von denen einzelne geradezu ergreifend sind, von einer reinen Liebe, deren Band der frühe Tod der Braut vorzeitig zerriß. Die erste Annäherung, glücklicher Besitz, Abschied, Schmerz und Glück der Entfernung, fernes Gedenken, endlich Krankheit der Geliebten und schließlich der bittere Tod finden den glücklichsten poetischen Ausdruck auf diesen Blättern. Nichts ist blos gemacht, um gemacht zu sein.

Die dritte Abtheilung leitet eine vortreffliche „Elegie“ ein, eine männliche Klage aus reiferen Lebensjahren. Besonders aufmerksam möchten wir auf den „Traum“ (S. 125 ff.) machen, der uns unter all diesen Stücken wohl am meisten gefesselt hat.

Die vierte Abtheilung enthält vaterländische Gedichte, sieben preußische Sonette und ein Gedicht auf den Tod des Kaisers Wilhelm.

Die Ausstattung des zierlichen Bändchens ist geschmackvoll.

Wer überhaupt noch Sinn für Lyrik hat, und das sind am Ende doch nicht so Wenige, wie man wohl klagen hört, wird diese Sammlung gern unter seinen Büchern aufbewahren und öfter danach greifen, wenn er in den Bedrängnissen des Tages nach einer Erhebung des Gemüthes verlangt. K. M.

Neues Braunschweigisches Schulblatt. Nr. 1 u. 2. Die braunschw. Volksschule vor der Landesversammlung im Jahre 1900. — 3. Ernst, zur Jugendschriften-Frage. — 4. Oberklassen-Lesebuch für unsere Landschulen. — 5. Mühe, Pädagogische Kleinigkeiten. — 6. Sendschreiben an d. künftigen Seminardirector in Wolfenbüttel; dabei: Abwehr L. Heinemann's auf die Angriffe in Nr. 4. — 7. G. Hecke, zur Seminarlehrerfrage.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 1 u. 2. M. Sander, Vortheile und Nachtheile der Feuerbestattung. — 3. R. Blasius, Wasserversorgung der Stadt Braunschw. in d. letzten Monaten; Nehring, Einfluß des Okerwassers zur Zeit der Laugeneinflüsse auf die Industrie.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 1. W. Kulemann, Toleranz. — 3 u. 4. Verfassungsreform. — 5—12. Das neue Gesangbuch.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 21. April **1901.**

Aus dem Leben Johann Christian Kokens.

Mitgetheilt von J. Merckel.

Unter den verdienten Schulmännern des Herzogthums Braunschweig gebührt Joh. Christ. Koken eine hervorragende Stelle. An einer und derselben Schule, dem Gymnasium zu Holzminden, hat er 53½ Jahr als Lehrer und 42 Jahre als Director in reichem Segen gewirkt. In der trüben Zeit der Westfälischen Herrschaft hat er durch seine Umsicht und Willenskraft den drohenden Untergang der Schule abzuwenden verstanden und auf viele Generationen von Schülern hat er durch seinen Unterricht und seine Persönlichkeit einen weiten, tiefen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Davon ist ein sprechender Beweis die innige Dankbarkeit seiner Zöglinge [1]), die am Tage seines 50jährigen Amtsjubiläums ebenso deutlich zum Ausdrucke kam, wie die Werthschätzung seiner vorgesetzten Behörde und die Anerkennung der berufenen Vertreter seiner Wissenschaft. Von der Herzoglichen Landesregierung ward ihm zum 21. April 1851 der Titel eines Schulraths, von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen das Diplom als Ehrendoctor verliehen; von seinen vormaligen Schülern aber, die in großer Zahl zu dem festlichen Tage herbeieilten, wurde ihm ein Capital für eine sog. Kokensche Familienstiftung übergeben, die seinen männlichen Nachkommen eine Unterstützung zu ihrer Ausbildung gewähren soll.

Michaelis 1854 trat Koken in den wohlverdienten Ruhestand, den er nicht ganz mehr 3 Jahre genießen sollte; am 15. Juni 1857 ist er gestorben. Die letzten amtsfreien Jahre benutzte er zur Aufzeichnung der Erlebnisse vornehmlich seiner Jugendzeit, die er „Erinnerungen eines Greises an langen Winterabenden“ nannte. Sie sind zunächst wohl nur für seine Kinder und sonstigen Angehörigen bestimmt gewesen, aber sie enthalten, von dem rein Persönlichen abgesehen, eine so anschauliche Schilderung jetzt vergangener Zustände und Verhältnisse, daß ihre theilweise Mittheilung, die durch einen Enkel Kokens hiermit geschieht, auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte. Es steckt in diesen schlichten und wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen ein nicht geringer culturgeschichtlicher Werth. Daneben aber ist es unser Wunsch, das Andenken an ihren Verfasser bei uns zu erneuern, einen Mann, der so lange Jahre in Treuen und Ehren seines schweren Erzieheramtes wartete, und von dem reicher Segen in dieser Stellung ausging. Eine treffende Charakteristik seiner Persönlichkeit ist uns von einem dankbaren Schüler überliefert worden, die wir hier im Wortlaute folgen lassen wollen, da durch sie der Erfolg seiner Arbeit am besten erklärt wird.

„Koken besaß einen nie ruhenden Schaffensdrang und daneben eine außerordentliche Fruchtbarkeit an Ideen. Jede Idee suchte er sofort in die Praxis umzusetzen. Dabei lagen diese Ideen auf den verschiedensten Feldern der menschlichen Entwickelung. In erster Linie stand allerdings sein Berufsfeld: die Schule“.

„Und was war er — bis in seine spätesten Tage — für ein Schulmann! Lasse man seine alten Schüler Zeugniß geben. Diese Klarheit des Gedankens, diese Wärme des Herzens für Person und Sache, diese offene — nicht selten fast rücksichtslose — Geradheit des Charakters, diese unbeugsame Energie des Willens, dieses innige Verständniß für ein reines und fröhliches Jugendleben, dieser Abscheu vor allem Verstockten, vor Delatorenthum 2c., diese Werthschätzung der Harmonie zwischen Geist und Körper, dieses ununterbrochene Streben nach Vervollkommnung der Lehrmethode, diese angeborene Autorität und wundervolle Handhabung der Disciplin, dieser unerschütterliche Glaube an die einzige Aristokratie des Geistes und des Herzens —, und dann diese seltene Gabe einer wahrhaft packenden und zündenden Beredtsamkeit, immerfort schlagfertig und ebenso knapp in der Form wie glücklich im Ausdrucke“.

Wir wollen jetzt den Verfasser im Wesentlichen selbst zu Worte kommen lassen und nur da, wo es zur Einführung und Ausfüllung von Lücken nothwendig erscheint, einige Zeilen der Erklärung einfügen.

I. Auf der Schule in Hildesheim.

Johann Christian Koken wurde am 26. October 1779 zu Alfeld geboren, wo sein Vater Johann Friedrich

1) Vgl. auch E. Petri, Ludw. Adolf Petri. E. Lebensbild I. B. S. 9 ff.

Koken damals als Advocat und städtischer Syndicus thätig war. Dieser hatte sich durch eisernen Fleiß aus dürftigen Verhältnissen emporgearbeitet. Sein Vater war in Hildesheim früher Zinngießer gewesen und hatte dann hier einen kleinen städtischen Einnehmerposten erhalten, neben dem er einen Flaschenhandel mit Broihan betrieb. Der Sohn hatte, von Freunden und Gönnern zwar unterstützt, großentheils aber auf seinen eigenen Arbeitserwerb angewiesen, glücklich durchgesetzt, Rechtswissenschaft zu studiren. Er hatte sich dann als Advocat in seiner Vaterstadt Hildesheim niedergelassen, bis er 1776 als Syndicus nach Alfeld berufen wurde. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Eleonore Friederike Brandis, einer Tochter des Advocaten und Hofgerichtsassessors Brandis in Hildesheim, wo die Familie der Brandis oder von Brandis seit alter Zeit eines der angesehensten Patriciergeschlechter bildete. Die Charaktere der Eltern ergänzten sich auf das Glücklichste. Zu dem ernsten, ruhigen, fast strengen Wesen des Vaters, dessen Hauptbestreben der pünklichsten, gewissenhaftesten Erfüllung seiner Berufspflichten galt, trat der lebensfrohe Sinn der anmuthig klugen Mutter, die bald genug zeigen sollte, welch' ein tüchtiger Kern in ihr steckte. Denn nach kurzem Glücke wurde ihr der Gatte von der Seite gerissen. Er starb am 2. Januar 1784 und ließ die Wittwe mit drei kleinen Kindern fast mittellos zurück. Da brachte sie es durch Klugheit und Willensstärke fertig, die Familie nicht nur zu erhalten, sondern auch den Kindern eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen und sich selbst den angebornen Frohsinn zu bewahren. Die Schulverhältnisse in Alfeld waren jämmerlich. Koken entwirft von ihnen ein anschauliches Bild:

„Mein Geburtsort war eine kleine Landstadt (Alfeld), worin, wie damals in allen ähnlichen Orten, für Jugendbildung erbärmlich gesorgt war. Es gab daselbst eine sogenannte lateinische Schule, worin aber weder von Latein noch von sonst anderen nützlichen Kenntnissen, die auf irgend eine ersprieslìche Weise gelehrt wurden, eine Spur anzutreffen war, da die Lehrer ebenso entfernt davon waren, wie die Schüler. Der erste Lehrer (Rector), der nicht ganz aller gelehrten Kenntnisse entbehrte, war ein schwindsüchtiger, hypochondrischer, unthätiger Mensch, und der zweite (Conrector) hatte in seiner früheren Jugend zu einer Bande gehört, die, von einem Italiener Nicolini zusammengerafft, aus Kindern von 8 bis 12 Jahren bestand, und nach gehöriger Abrichtung in solcher Kunst das Publicum einer größeren Stadt (Braunschweig) durch Pantomimen ergötzte. Welche Schicksale dieser Mann nach seinem Austritt aus jener Bande gehabt hatte und wie es kam, daß er zu jener Lehrerstelle gelangte, weiß ich nicht zu sagen. Er hatte, Gott weiß durch welche Fügung, eine Französin geheirathet, mit der und einer zahlreichen Kinderschaar er knapp anbeißen mußte. Er hatte sich jedenfalls eben durch diese Frau einige Fertigkeit in der französischen Sprache erworben, sprach auch ein ziemlich gutes Deutsch und schrieb für die damalige Zeit ziemlich orthographisch richtig. In Folge seiner bedrängten Verhältnisse übernahm er ohne Bedenken für wenig Geld Privatunterricht, ohne jedoch dazu irgendwie befähigt zu sein. Der dritte Lehrer (Cantor) war ein sittenloser, unwissender Bursche und Saufaus. Als meinem Vater in dieser Landstadt ein obrigkeitliches Amt übertragen wurde, wodurch er es als seine Pflicht erachtete, sobald er den schauderhaften Zustand der Schule erkannte, einzugreifen in dies Elend, that er sein Möglichstes. Allein er richtete nichts aus, da der Magistrat aus Schustern, Schneidern, Lohgerbern und anderen Handwerkern bestand, die auch nicht eine Idee davon hatten, daß eine Verbesserung des Schulwesens von irgend einer Wichtigkeit für ihren Stand sei. Eine Behörde, welche eine Oberaufsicht gehabt hätte, existirte nicht.

Es gab nun damals in A. noch einen Privatlehrer, einen verdorbenen Candidaten der Theologie, und die vornehmeren Bürger glaubten ein Uebriges zu thun, wenn sie ihre Kinder diesem Manne zuschickten, der für wenige Groschen sie gewissenhaft durchprügelte, vorzüglich, wenn er betrunken war. Er hieß Holland. Als mein Vater in Ansehung seines Amtes einst im Magistrate auf Verbesserung des Unterrichts antrug, erwiderte ihm der regierende Bürgermeister (und Apotheker, der selten nüchtern war): „Das ist unnöthig, denn ich schicke meine Kinder nach Holland". Da mein Vater diesen Mann damals noch nicht kannte, so warf er die Frage hin: „Aber um des Himmels willen, warum schicken Sie denn Ihre Kinder so weit weg, statt dafür zu sorgen, daß ihnen hier am Orte ein guter Unterricht ertheilt werden könnte?" Dieses aus Unkenntniß der städtischen Verhältnisse hervorgegangene Mißverständniß erregte zwar nicht wenig die ungezügelte Heiterkeit des gesammten Magistrats, aber sonst blieb Alles bei dem alten Unfug.

Einem solchen Unterricht von solchen Männern konnte und wollte mich meine Mutter nicht übergeben, und so geschah es denn, daß ich die ersten Anfangsgründe menschlichen Wissens gelernt habe, ich weiß nicht wie. Als dunkle Erinnerung schwebt mir vor, daß ein junger Mensch mich kleinen Buben täglich mehrere Stunden lesen und schreiben lehrte, daß ich an diesem Lehrer mit wahrhaftiger Liebe hing und daß ich im 6. Jahre meines Alters wohl fertig deutsch lesen und schreiben konnte. Dieser junge Mann muß dann wohl um diese Zeit aus unserem Wohnorte verzogen sein, auch erscheint es mir wie im Traum, daß ich heiße Thränen vergossen habe, als er wegging und mich gar nicht zufriedengeben konnte, daß der liebe Weidemann (den Namen hat mir späterhin meine Wärterin gesagt) nicht mehr zu uns kam".

Später wurde die Hülfe des Herrn Conrector in Anspruch genommen, aber auch dieser Unterricht förderte den aufgeweckten Knaben nicht viel. Es war für ihn ein Glück, daß er bald in einen anderen Ort kam. Der Großvater Brandis, den der lebhafte Wunsch beseelte, der Enkel möchte demnächst in seine und des Vaters Fußtapfen treten und der Rechtswissenschaft, die er über Alles hoch hielt, Ehre machen, erbot sich, den Knaben in sein Haus zu nehmen. Mit Freuden ging die Mutter auf diesen Vorschlag ein und der Sohn kam nun, kaum neun Jahre alt, nach Hildesheim, um hier auf dem

Gymnasium Andreanum, der protestantischen Schule der Stadt, seine erst mäßig begonnenen Studien fortzusetzen.

Von diesem Großvater, der die Stelle eines Vaters in vollstem Maße an ihm versah, entwirft Koken eine höchst anschauliche Schilderung.

„Dieser war der Sprößling eines alten, seit Jahrhunderten in der Stadt Hildesheim angesehenen Geschlechts, aus welchem früherhin vielfach Bürgermeister und Domprörbste hervorgegangen waren und das auch reichlich mit weltlichen Gütern gesegnet war. Dieser Glanz war allerdings seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bedeutend gesunken, indeß galt doch auch jetzt noch die Familie Brandis für eins der vornehmsten unter den Bürgergeschlechtern.

Sie zählte drei Linien, von denen eine, deren Mitglieder in Militärdiensten standen, aus diesem Grunde, und weil sie sich erinnerten, daß die Vorfahren ihrem Namen ein von vorzusetzen berechtigt gewesen waren, sich, zum großen Verdruß meines Großvaters, hatte adeln lassen. Er redete sie nur mit: „Herr von Vetter“ an. Als Haupt der zweiten Linie war zu meiner Zeit ein Bürgermeister in Hildesheim, und die dritte Linie, an deren Spitze mein Großvater stand, hatte seit langer Zeit lauter Rechtsgelehrte, Advocaten und Richter, hervorgebracht. Die Güter des Brandisschen Geschlechts waren, wiewohl nach und nach verringert, doch immer noch, da der größte Theil derselben in damals unveräußerlichen Lehen bestand, für bürgerliche Zustände nicht gering. Mein Großvater war, neben drei Schwestern, der einzige Sohn meines Urgroßvaters, und also Erbe aller dem Letzteren zuständigen Lehensgüter. Diese waren jedoch sehr verschuldet und also das Vermögen keineswegs glänzend. Er hatte, wie sein Vater, zur Fahne der Themis geschworen und galt für einen sehr geschickten Advocaten, der in späteren Jahren auch Sitz und Stimme im fürstbischöflichen Hofgerichte erhielt und hier als ein scharfsinniger und zuverlässiger Richter geschätzt wurde. Freilich verdankte er diesen Ruf mehr seinem natürlichen sehr guten Verstande und dem Bestreben als Geschäftsmann sich Achtung zu erwerben, als einer tiefen Gelehrsamkeit. Er war überhaupt, was man einen interessanten Mann zu nennen pflegt, und wurde, obwohl Protestant, theils seiner Geschäftsführung, theils aber auch seiner vorzüglichen gesellschaftlichen Talente wegen, häufig zur bischöflichen Tafel gezogen und hier gern gesehen. Groß und schlank gewachsen, ein Bild kräftiger und durch keinerlei Ausschweifungen verdorbenen Gesundheit, war sein Aeußeres so, daß man ihn noch in seinen alten Tagen mit Recht einen schönen Mann nannte. Ein edles Profil, kleiner und wohlgebildeter Mund, eine römische Nase und blaue Augen, aus denen Klugheit, Heiterkeit und Güte lachten, eine gerade und, wenn ich so sagen darf, noble Haltung nahmen Jeden, der ihn sah, zu seinem Vortheil ein. Die Anlagen seines Geistes bestanden hauptsächlich in einer raschen und sicheren Auffassungsgabe, in einer unerschütterlichen Geistesgegenwart und in einer reichen Dosis von natürlichem Witz und Satire, die mitunter, wenn auch nie zu üblem Zweck, beißend wurde. Der Schalk spielte fortwährend um seinen Mund und Jovialität und gute Laune verließ ihn auch in der schlimmsten Lage nicht. Es dürfte wohl nicht unangebracht sein hier eine Anecdote einzuflechten, die wohl geeignet ist, seine Schlagfertigkeit zu kennzeichnen. Als mein Großvater einst zur bischöflichen Tafel geladen war, wurde die Behauptung aufgestellt, daß die Jesuiten-Patres, deren zwei gerade in Hildesheim anwesend waren, meinen Großvater in einer Disputation in Verlegenheit bringen, ja sogar aus dem Felde schlagen würden. Mein Großvater behauptete das Gegentheil und der Fürstbischof gelobte ihm einen Korb Champagner, wenn er seine Behauptung wahr mache. An einem der nächsten Tage wurde meinem Großvater von seinem Diener Jobst gemeldet, daß ihn zwei Herren zu sprechen wünschten. Nach der Beschreibung, wonach sie mit langen schwarzen Röcken und großen Schlapphüten angethan waren, erkannte mein Großvater, daß es die Jesuiten-Patres sein müßten und erinnerte sich sogleich seiner vor wenigen Tagen abgegebenen Behauptung. Er ließ sich noch auf einige Augenblicke entschuldigen, machte die für damalige Zeit bei dergleichen Gelegenheiten übliche feierliche Toilette und trat dann in das Gemach, welches als Empfangszimmer diente. Nach der gegenseitigen stummen Begrüßung durch eine tiefe Verneigung, fragte mein Großvater: „Mit wem habe ich das Vergnügen?“ Hierauf antworteten beide mit salbungsvoller tiefer Stimme: „Nos sumus ex societate Jesu!“ „Ah“, sagte hierauf mein Großvater, „Sie entschuldigen wohl, meine Herren; wenn mich meine Kenntniß des neuen Testamentes nicht ganz im Stiche läßt, so befanden sich ja wohl, als Jesus geboren ward, zur Seite der Krippe ein Ochs und ein Esel, darf ich nun wohl fragen, zu welcher Gesellschaft ich Sie rechnen darf?“ Hierauf erfolgte von Seiten der Patres keine Antwort, sondern nur ein wüthender Blick, eine stumme Verneigung zum Abschiede und die Unterredung war zu Ende. Anderen Tags kam der vom Fürstbischof versprochene Korb Champagner.

Außer den vorhin geschilderten Eigenschaften besaß mein Großvater einen Fonds von unbestechlicher Redlichkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit, der sich nie verleugnete, eben so wenig, wie ein strenges Gefühl der Sittlichkeit. Früh hatte er sich mit einem Mädchen aus Liebe verheirathet, das aus einer angesehenen Familie stammte und nicht ohne Vermögen war. Diese Ehe machte ihn, so lange seine Frau lebte, höchst glücklich, denn er hatte an ihr eine sanfte, tugendhafte und liebevolle Gefährtin. Sie gebar ihm 18 Kinder, von denen freilich mehrere früh wieder verstarben. Es blieb jedoch immer noch eine mehr als gewöhnliche Zahl zurück. Dadurch wurden seine Ausgaben hochgetrieben und sein Vermögen und das seiner Frau schwand mehr und mehr dahin. Die Großmutter, von Natur nicht von starkem Körper, war durch die vielen Wochenbetten so angegriffen, daß sie kurz nach der Geburt des jüngsten Kindes starb. Zwei unverheirathete Schwestern des Großvaters waren im Hause, von denen die jüngere, Tante Christiane genannt, die Stelle der verstorbenen Hausmutter mit

seltener Klugheit und Umsicht vertrat, so daß in sofern dem Haushalte wenig abging. Diese höchst ehrenwerthe Person hatte ganz den richtigen und scharfen Blick ihres Bruders, so daß ihr Urtheil in Sachen des gewöhnlichen Lebens stets das Rechte traf, und dabei war sie von solcher Herzensgüte, daß sie sich ganz und gar dem Wohle ihres Bruders und ihrer Bruderskinder aufopferte. Die ältere Schwester des Großvaters (Tante Julchen) war, wenn auch eine tugendhafte und in sofern höchst achtungswerthe alte Jungfer, dabei in mancher Hinsicht, wahrscheinlich durch verkehrte Jugendbildung, so verschroben, daß sie, wiewohl von den übrigen Hausgenossen wegen ihrer Sittenreinheit und Gutmüthigkeit hochgeachtet, doch nicht selten der Gegenstand von Neckereien und Spöttereien wurde".

Höchst bezeichnend für die damaligen Schulverhaltnisse sind die Aeußerungen, die Koken über die Anstalt, der er anvertraut war, das Andreanum, macht.

„Es war dasselbe eine sogenannte Stadtschule, deren Schicksal — wie in Alfeld — ganz allein von der städtischen Verwaltung abhing, ohne daß sich irgend eine andere Behörde hätte heilsam einmischen dürfen. Da es in früheren Zeiten viele deutsche Schulen gab, deren Lage eine ähnliche war, so mag eine genaue und treue Schilderung dieser einen nicht ohne Interesse sein.

Unter der oben genannten städtischen Behörde befanden sich nur wenige Männer, die auf eine höhere Bildung Anspruch machen konnten, und diese Wenigen waren meistens Rechtsgelehrte, die ihrem Fache ergeben und nur darin das Heil der Welt sahen. Die Mehrzahl bestand aus Kaufleuten, Handwerkern, Ackerleuten, denen nicht nur alle Einsicht in das Fach der Jugendbildung, sondern auch aller Sinn für die Wichtigkeit derselben abging. Es blieb also die ganze Einrichtung der Lehranstalt, Unterricht und Disciplin dem Ermessen der Lehrer unbedingt überlassen, und diese wurden nicht nach zweckmäßiger Prüfung und Beurtheilung ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters angestellt, sondern durch Connexion, Verwandtschaftsverhältnisse und andere kleinliche Rücksichten, die ganz außer dem Bereich desjenigen lagen, was sie zur tüchtigen Verwaltung ihrer Aemter als tauglich hätte erkennen lassen können. Ebensowenig wurden sie während ihrer Amtsführung einer verständigen Aufsicht unterworfen, welche, da sie nur den städtischen Behörden zukam, gar nicht möglich war. Dazu kam, daß alle Lehrer sehr schlecht besoldet wurden, so daß sie Noth hatten, mit ihrem Einkommen sich und die Ihrigen vor dem Hunger zu schützen, geschweige denn auf Hülfsmittel für ihren Unterricht und Studien etwas zu verwenden, ja jene Dürftigkeit war auch sehr oft die Veranlassung, welche die Lehrer zu wirklich unrechtmäßigen und selbst unsittlichen Schritten verleitete.

Ich will diese Behauptung mit Beispielen belegen, die ich erlebt habe und für deren strenge Wahrheit ich einstehe.

Von den Lehrern hatte jeder seine Classe, worin sie unterrichteten und die Disciplin führten, Director und Rector die Prima, Conrector und Cantor die Secunda, Subconrector die Tertia, und außer diesen war für die übrigen drei Classen für jede ein Lehrer, der keinen besonderen Amtstitel führte. Diese drei unteren Lehrer, denen übrigens Knaben von 6 bis 10 Jahren übergeben waren, wurden von den Mitgliedern einer sogenannten Gemeinde, in deren Mitte das Schulgebäude lag, gewählt.

Folgendes Ereigniß mag zeigen, wie es dabei zuging.

Da die Gemeinde der größeren Zahl nach aus Handwerkern bestand und diese darin dominirten, so trugen die einsichtsvolleren und gebildeteren Mitglieder derselben nicht mit Unrecht Bedenken, sich in diese Wahl zu mischen, weil sie voraussahen, daß sie gegen die meistens gemeinen und niedrigen Rücksichten der Mehrzahl der Wählenden nichts ausrichten und nur sich Verdruß und Beleidigungen zuziehen würden. So wenigstens erkläre ich es mir, daß dieselben sich völlig zurückzogen, ob mit Recht oder Unrecht, will ich dahin gestellt sein lassen. Einst waren nun zwei der untersten Lehrer zu wählen, und es waren mehrere unbrauchbare Subjecte, verdorbene Candidaten der Theologie, an denen es damals nicht fehlte, auf der Wahl, weil sie verwandtschaftliche und sonstige Verhältnisse, wie sie unter gemeinen Menschen zu sein pflegen, in der Gemeinde hatten. Der Magistrat hatte dies Mal einen sehr verständigen Schritt gethan, indem er den Bürgern vorstellte, daß seiner Meinung nach die unterste Classe (Septima) überflüssig sei, da sie so wenig Schüler zähle, daß diese füglich in der Sexta mit unterrichtet werden könnten und dann das Gehalt des entbehrlich gewordenen Lehrers dem andern zugelegt werden könnte, so daß dieser wenigstens knapp leben könne, da im Gegenfalle beide hungern müßten. Es war aber einer der Bewerber, ein sehr schlechtes Subject, den ein Theil der Gemeinde begünstigte, und da sie wußten, daß er für die Sexta nicht gewählt werden würde, weil für diese Stelle der andere sich die Stimmenmehrheit schon gesichert hatte, so bestanden sie darauf, aber nicht aus dem Grunde: „Es sei dennoch zweckmäßig, den siebenten Lehrer zu ernennen", sondern: „Sie hätten das Recht, einen solchen zu wählen und wollten dies Recht nicht aufgeben".

Die Wahl wurde in der Kirche der Gemeinde vorgenommen. Hier entspann sich nun sehr bald eine Verschwörung für und wider die Wahl des siebenten Lehrers, die in heftige Zank- und Schimpfreden ausartete und nahe an einem Handgemenge war. Die Schüler des Gymnasiums und unter ihnen auch ich, liefen aus Neugierde in die Kirche, sobald das Gerücht von diesem Zank sich verbreitete. Und nun kam es dahin, daß von der einen Partei die Kirchenthüren verschlossen wurden, mit der Erklärung, nicht eher sollte Jemand aus der Kirche heraus, als bis die Wahl zu Ende wäre; und so dauerte denn nun das wüthende Getümmel in der Kirche mehrere Stunden fort. Der Magistrat schickte eine Deputation über die andere, um Frieden zu stiften, diese wurden nicht angehört und nicht einmal hereingelassen, bis es endlich so weit kam, daß Militär heranrückte, die Kirchenthüren aufbrach und mit Gewalt Ruhe machte. Da wurde dann aber dessenungeachtet jenes schlechte Subject zum siebenten Lehrer gewählt. Wir Schüler hatten durch unsere unbefugte Neugier uns in eine üble Lage gebracht.

Sieben Stunden hatten wir in der Kirche ohne Nahrung zubringen müssen und waren herzlich froh, uns endlich erquicken zu können.

Aber welchen Eindruck mußte jener Wahlact in seiner ganzen empörenden Rohheit bei uns zurücklassen und wie wäre es möglich gewesen, Lehrern, die vor unsern Augen auf förmlich gewaltsame Weise dem Lehrkörper unseres Gymnasiums einverleibt waren, Achtung und Vertrauen entgegen zu bringen? Wie viel besser ist es doch heutzutage.

Ich besuchte nun das Gymnasium etwa 10 Jahre bis zu meinem Abgange zur Universität, jedoch mit so bedeutenden Unterbrechungen, daß ich fast Alles, was ich an Kenntnissen mit zur Universität brachte, entweder durch ab und zu eingetretenen Privatunterricht oder durch eigenen, meistens sich selbst überlassenen Fleiß habe erwerben müssen".

Bücherschau.

Adolf Bertram, Geschichte des Bisthums Hildesheim. I. Band. Mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen im Texte. Hildesheim, A. Lax 1899. XVI und 522 S. 4⁰. geb. 10 M.

Wir kommen mit unserer Besprechung freilich etwas spät, aber hoffentlich doch noch genehm, da das Buch, das wir besprechen wollen, wohl zu den schönsten Erzeugnissen gehört, welche uns deutsche Wissenschaft und Litteratur im Jahre 1899 geschenkt hat. Einstimmig ist Bertram's Buch gelobt, einstimmig anerkannt, daß dasselbe als Geschichte einer Diöcese geradezu mustergültig sei, und daß es wünschenswerth wäre, alle deutschen Diöcesen würden ähnliche Geschichtsdarstellungen erhalten. Wir brauchen auf diese Urtheile nur zu verweisen und uns denselben anzuschließen.

Bertram hat bereits 1896 zum Jubiläum des gegenwärtigen Bischofs von Hildesheim eine mit allgemeinem Beifalle aufgenommene Festschrift „Die Bischöfe von Hildesheim" erscheinen lassen. Die vorliegende Arbeit ist nun eine Umarbeitung und Erweiterung jener Festschrift. Die Hildesheimsche Bisthumsgeschichte hat schon viele Bearbeiter, in neuerer Zeit bekanntlich Lüntzel und Krätz, gefunden. Auch in Zeitschriften war Vieles über Hildesheims Vergangenheit und Kunstschätze niedergelegt. Es war so zu sagen die ganze mittelalterliche Zeit Hildesheims nach allen Seiten durchforscht und es war danach schwer, etwas Neues zu bieten, die Geschichtsforschung der Diöcese zu fördern. Und doch hat Bertram dies geleistet. War es ihm auch nicht möglich, über die dunkele Zeit der Gründung des Bisthums bis zum elften Jahrhundert neues Licht zu bringen, waren auch für spätere Zeiten keine verschollenen Größen wieder aufzufinden, so hat Bertram durch Erforschung des inneren Lebens der Diöcese, durch Darstellung der Thätigkeit der Bischöfe und Geistlichen auf religiösem, charitativem und künstlerischem Gebiete die Geschichtsforschung der Diöcese wesentlich gefördert. Man braucht nur Lüntzel's Geschichte der Diöcese und Bertram's gleichnamiges Werk zur Hand zu nehmen und in beiden Werken einige Theile über gleiche Zeitabschnitte der Bischöfe zu lesen, um den Unterschied und Fortschritt gleichsam mit den Händen zu greifen.

Bertram zeichnet in seinem Buche uns die Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten, wie Hathumod v. Gandersheim, Bernward und Godehard, Hetilo, Priester Bruno, Eilhard v. Oberg, Propst Gerhard von Steterburg u. A. Weiterhin führt er uns ein in den Geist des gesammten Gottesdienstes und das Glaubensleben des Volkes, mit ganz besonderer Sorgfalt wird das charitative Wirken der Kirche in Stiftung von Spitälern und Herbergen, sowie die culturelle Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten gewürdigt. Daß in letzterer Beziehung der Kunst der Hauptantheil gebührte, ist selbstverständlich. Wenn das Werk auch keine eigentliche Kunstgeschichte der Diöcese ist, so werden doch alle Erscheinungen genau beachtet und hervorgehoben, welche für die betreffenden Perioden charakteristisch sind. Der Text wird unterstützt durch eine große Zahl Abbildungen von historischen Kunstdenkmälern. Diese (132) Illustrationen sind technisch vorzüglich ausgeführt, sie geben in Verbindung mit dem Texte gleichsam eine Verkörperung des Geistes und der Ideenwelt der Vorzeit. Dazu ist das Buch in einer schönen, anziehenden Sprache geschrieben, es verbindet alle Vorzüge eines im besten Sinne des Wortes populären Werkes mit der Gründlichkeit einer gelehrten Studie.

Nach einer anmuthigen Einleitung — Unter dem goldenen Dache, Aus der Urzeit, Von Wotan bis Christus, die Gründung, Grenzen, Gaue und Banne des Bisthums — kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema. Der vorliegende erste Band führt die Geschichte des Bisthums bis zum sechszehnten Jahrhunderte, und diese sieben Jahrhunderte des Bisthums hat Bertram in drei Abschnitte zerlegt: „Die drei ersten Jahrhunderte der Bisthumsgeschichte" (S. 30—140), „Vom zwölften bis Mitte des dreizehnten Jahrhunderts" (S. 141—266) und „Von Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zum sechszehnten Jahrhunderte (S. 267 bis 520). Ein innerer Grund für diese Eintheilung ist nicht ersichtlich. Aus dem ersten Abschnitte sind die Bischöfe Altfried, Bernward, Godehard und Hetilo als besonders hervorragend zu nennen. Der nächstfolgende Zeitabschnitt bringt die als Bischöfe und Fürsten so bedeutenden Berthold, Bernhard I., Bruno, Adelog, Berno, Konrad I., Hartbert, Siegfried I. und Konrad II. Es sind alle bedeutende Männer, welche in dieser Periode auf dem Hildesheimer Bischofsstuhle saßen, die Verwaltung der Diöcese musterhaft führten, auf Hebung des religiösen Lebens bedacht waren, ihr Stiftsgut vermehrten und wahrten, und auch theilweise über die Grenzen ihres Sprengels hinaus als Reichsfürsten ihr Wirken erstreckten. Unter Hetilo hatten die Domgeistlichen ihr gemeinschaftliches Klosterleben aufgegeben, unter Adelog war das Domcapitel als Corporation mitregierende Körperschaft des Stiftes und der Diöcese geworden, im dreizehnten Jahrhunderte kamen die sog. Wahlcapitulationen für die Bischöfe auf, d. h. das wählende Domcapitel forderte vom neuen Bischofe einen Revers, wodurch derselbe ihm gewisse besondere Rechte zugestehen mußte. Der erste

Bischof von Hildesheim, welcher solche Wahlcapitulation ausstellte, war Siegfried I. (1216—1221). So hatte das Domcapitel an Macht gewonnen und die Rechte des Bischofs beschränkt. Auch die Städte hatten einen großen Aufschwung genommen, meistens waren die bischöflichen Jurisdictionsbefugnisse einem Propste der Stadt übertragen. So in Braunschweig und Goslar. Auch viele Klöster hatten die Exemption vom Bischofe erlangt. Die Bischofsstadt Hildesheim wollte ihren Bischof als weltlichen Herrn nicht mehr anerkennen; dem Bischofe Heinrich II. (1310—1318) huldigte sie nicht mehr. Die Stellung des Bischofes war damit im dreizehnten Jahrhunderte eine ganz eigenartige, besonders schwierige geworden. „Es zeigte sich", schreibt Bertram, „wie schwer es den Hildesheimschen Bischöfen werden sollte, nach außen und nach innen die Landeshoheit zu behaupten. Politische Begabung, strategisches Talent und Adel der Geburt durften einem Oberhirten nicht fehlen, der den weltlichen Obliegenheiten eines Landesfürsten in fehdebewegter Zeit genügen sollte. Und doch sollte und mußte er vor Allem ein eifriger Seelenhirt bleiben, wollte er Inful und Stab mit Ehren tragen". Gewiß war es schwer, wenn nicht beinahe unmöglich, Männer zu finden, welche Beides sein konnten: Fürst und Bischof. Es ist ein besonderes Verdienst Bertram's, überall das bischöfliche Wirken der Hildesheimer Oberhirten in der nachfolgenden Zeit erforscht und dargelegt zu haben. Wir finden in der Folgezeit doch noch viele Männer die Inful zu Hildesheim tragen, welche über den Pflichten eines Fürsten die eines Bischofes nicht vergaßen. So treffen wir in Heinrich I. (1246 bis 1257), Johann I. (1257—1260) und namentlich Siegfried II. (1279—1310) würdige Bischöfe. Würdig schließen sich ihnen an zwei Sprossen des alten Woldenbergschen Geschlechtes Heinrich II. (1310—1318) und Otto (1319—1331). Kampf um den Bischofsstuhl und dann nach Erlangung desselben um die festen Bürgen des Stiftes gab es unter Heinrich II. (1310 bis 1318), einem Braunschweigischen Fürstensohne. Einen tüchtigen Regenten und Bischof hatte Hildesheim in Bischof Gerhard (1365—1398), welcher die Braunschweiger bei Dinklar schlug und zum Andenken an diesen Sieg das goldene Dach auf dem Dome stiftete. Ihm reiht sich würdig Bischof Magnus (1424—1452) an, unter welchem durch die Windesheimer und Bursfelder Congregationen eine Reform der Klöster im kirchlichen Sinne erstrebt wurde. Allerdings treffen wir auch in Bischof Johann III. u. A. Männer, welche durch ihre unglücklichen Kriege und Fehden mehr vernichteten, als zehn tüchtige Oberhirten aufgebaut hatten.

Auf alle Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Was im Laufe von sieben Jahrhunderten unter und von eifrigen Bischöfen in der Hildesheimer Diöcese, zu welcher auch der größere Theil der Stadt Braunschweig gehörte, geschaffen ist, wird durch Wort und Bild von Bertram vorgeführt. Ein schönes Buch, welches zu seiner Empfehlung keines Lobes gebraucht, ein Buch, um welches andere Diöcesen Hildesheim beneiden können. Würden alle mittelalterlichen Diöcesen des Sachsenlandes gleiche Geschichtsschreiber finden wie Hildesheim, dann würde die Kenntniß der Geschichte unserer Heimath in vielen Stücken eine größere und bessere werden. K. Grube.

Rennig Ribbentrop, Mit den Schwarzen nach Frankreich hinein! Erinnerungen eines Braunschweigischen Officiers aus dem Kriege 1870—1871. Nach dessen Aufzeichnungen bearbeitet von August Engelbrecht. Berlin, Otto Salle 1901. 171 S. 8°. geb. 2 ℳ 50 ₰.

Seit 1878 haben wir in der Regimentsgeschichte von Werner v. Otto ein Werk, das die Leistungen des Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 im französischen Feldzuge ausführlich darstellt. Aber neben dieser mehr dienstlich-geschichtlichen Arbeit vermißte man ein Buch, das dazu die menschlich-gemüthliche Ergänzung geben konnte [1]). Deshalb sprachen wir vor fünf Jahren an dieser Stelle den Wunsch aus [2]), die Verfasser der 1895 im Braunschweiger Tageblatt und in der Braunschweigischen Landeszeitung erschienenen Kriegserinnerungen von 1870/1871 möchten sich entschließen, diese Skizzen in Buchform zu sammeln. Diesen Wunsch sehen wir jetzt hinsichtlich der Tageblatt-Artikel [3]) erfüllt in dem uns vorliegenden Buche des Majors a. D. Ribbentrop in Braunschweig.

Es ist ja dem Braunschweigischen Regimente nur einmal und erst gegen Ende des Krieges vergönnt gewesen, bei einer großen Entscheidung an bedeutungsvoller Stelle aufzutreten, nämlich bei Le Mans (vergl. S. 41 f., 153). Diesem Umstande entsprechen auch die vergleichsweise geringen Verluste des Regiments: rund 300 Officiere und Mannschaften Gefechtsabgang während des ganzen Feldzuges. Daß indessen das Regiment auch vor ungewöhnlichen Anforderungen an seine Gefechtskraft nicht versagt haben würde, darf man aus den rühmenden Worten des bekannten Generals v. Schmidt schließen (S. 165 f.), der ganz bestimmt ein Urtheil über solche Dinge hatte. Auch der Verfasser betont mehrfach, was für einen tüchtigen Campagnesoldaten der Braunschweiger abgiebt.

Von dem mancherlei Freud und Leid der Braunschweigischen Soldaten im Felde zu erzählen, hat sich nun der Verfasser, der im Kriege Adjutant beim Major v. Erichsen war, zur Aufgabe gestellt. Er flicht seine Erinnerungen ein in den Rahmen der kriegerischen Operationen, über die er unter gehöriger Benutzung von Otto's Regimentsgeschichte berichtet. Sicherlich ist der Krieg das den ganzen Menschen packende große Erlebniß, und so prägen sich seine vielfältigen Einzelbilder dem Soldaten tief und unverlöschlich ein. Von diesen Bildern läßt Ribbentrop eine lange bunte Reihe an uns vorüberziehen: von der nächtlichen Stunde an, wo die ins Feld

1) Persönliche Erinnerungen an die schlimmen Erlebnisse des Leibbataillons vor Vendome am Sylvestertage 1870 sind im Br. Magazin von 1896 Nr. 1 abgedruckt. Diese Skizze ist in Auffassung, Darstellung und Composition eine prächtige Leistung; man möchte wohl aufs Wärmste wünschen, daß sich ihr Verfasser zu Fortsetzungen entschlösse.

2) Br. Magazin 1896 S. 150.

3) Sie standen hier in den Nummern vom 18. August 1895 bis 31. Januar 1896.

ziehenden Mannschaften in ihrem Eisenbahnzuge, der mitten auf der Rheinbrücke bei Köln halten muß, die „Wacht am Rhein“ anstimmen, — bis zum letzten Gewehrschusse aus dem zehnten Armeecorps, den (so trifft es sich gerade) der Verfasser selbst auf ein paar afrikanische Chasseurs abdrückt. Er erzählt fließend und anschaulich. Daß die Darstellung eigentliche Höhepunkte erreicht, wird man kaum sagen können; sie ist nüchtern und im Ganzen ohne Schwung und Wucht und Enthusiasmus, wohl aber ist an ihr zu rühmen, daß sie ganz durchweht ist von einem heimathlichen Hauche. Ausgiebig sorgt Ribbentrop dafür, daß wir das Leben seiner Schwarzen von allen Seiten kennen lernen, während er von einer Mittheilung seiner Beobachtungen über das, was außerhalb des Kriegerischen liegt, im Allgemeinen absieht. Mag man dies auch bedauern, so hat es doch den Vortheil, daß der Verfasser seinem Buche so einen sehr einheitlichen und geschlossenen Charakter verleiht. Genug, wer sich eine zusammenhängende Vorstellung davon machen will, wie vor dreißig Jahren drei Tausend Landeskinder in Feindes Land gelebt haben, der wird das unterhaltende Buch mit Befriedigung durchlesen und dem Verfasser dankbar sein, daß er so viele merkwürdige Züge aus großer Zeit der Erinnerung aufbewahrt hat.

Als Bearbeiter der Erinnerungen nennt sich Engelbrecht. Er macht Art und Abgrenzung seiner Thätigkeit in keiner Weise bemerklich, und es erübrigt sich, darüber Vermuthungen auszusprechen.

Einen beachtenswerthen Schmuck des Buches bilden fünfzehn Illustrationen (Autotypien) nach Bildern des Professors v. Eschwege. Einige dieser Bilder sind schon lange im Herzogthume bekannt, so das schöne Bild aus dem Gefechte bei Vendome. Andere mögen neu sein. Sind auch nicht alle Bilder von gleichem Werthe, jedenfalls geben alle eine abgeschlossene Stimmung wieder, und in der Wahl des Gegenstandes ist eine ansprechende Abwechselung innegehalten. Auf manchen Bildern scheint der Künstler Portraitähnlichkeit erstrebt zu haben. Der ruhmreichen schwarzen Uniform, deren Besonderheit freilich im Kriege manchmal eigenartige Folgen hatte (vergl. S. 20, 42, 67, 131), hat er in diesen Illustrationen ein sichtbares Gedächtniß gestiftet.

Wir wünschen dem Buche, dessen Preis mäßig gestellt ist, weite Verbreitung. In den Büchersammlungen der Braunschweigischen Krieger- und Landwehrvereine darf es nicht fehlen. E. H.

Hermann Wolff, Sammlung der Reichs- und Landes-Gesetze für das Herzogthum Braunschweig, Band I. Zweite Auflage. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1900. VIII u. 899 S. 8⁰. 12,50 ℳ.

An der Wende des Jahrhunderts ist die Gesetzgebung auf fast allen Gebieten, nicht bloß auf dem des Privatrechts, so außerordentlich thätig gewesen, und hat so gewaltige Umwälzungen hervorgerufen, daß es heutzutage selbst dem Juristen schwer wird, sich in der Fülle dieses Stoffes auch nur einigermaßen zurecht zu finden. Ganz und gar aber muß der Laie darauf verzichten, aus der erdrückenden Menge gesetzlicher Vorschriften sich die Kenntniß derjenigen Bestimmungen anzueignen, die in einem modernen Staatswesen nun mal sein Beruf oder seine Stellung als Staatsbürger verlangt. Die amtlichen Gesetzessammlungen, die von Jahr zu Jahr dickleibiger und unübersichtlicher werden, können diesem Mangel nicht abhelfen und sind auch viel zu theuer, um in weiteren Kreisen Eingang zu finden. Da hilft ein Sammelwerk, wie das vorliegende, geradezu einem dringenden Bedürfniß ab. Der Verfasser hat sich deshalb große Verdienste dadurch erworben, daß er mit beneidenswerther Geduld und peinlicher Sorgfalt die sicherlich nicht besonders interessante Arbeit des Zusammentragens der zahllosen Reichs- und Landesgesetze unternommen hat.

Aber das Werk hat keineswegs nur einen compilatorischen Werth. So ist zunächst die systematische Anordnung des Stoffes ein Ergebniß der geistigen Arbeit des Verfassers. Er hat es verstanden, die weitschichtige Materie durch diese Art der Zusammenstellung verhältnißmäßig übersichtlich zu gestalten, wenn uns auch die Gesichtspunkte, unter denen die Gesetze gruppirt sind, nicht überall in dem gleichen Maße zusagen wollen. Auch die Anmerkungen, die den einzelnen Gesetzen beigegeben sind und durch geeignete Verweisungen auf andere Gesetze oder auf die braunschweigische Rechtsprechung den Werth des Buches erhöhen, müssen lediglich dem Verfasser zu Gute gerechnet werden. Wenn er es dabei manchmal unterlassen hat, in diesen Fußnoten auf solche Veränderungen hinzuweisen, welche die privatrechtlichen Bestimmungen einer im Uebrigen öffentlichrechtlichen Materie durch das sogenannte Codificationsprincip des B. G.-B. erlitten haben, z. B. §. 6 des Ges. v. 20. Dec. 1834 (S. 189 des Buches) hinsichtlich der Wirkung von Zahlungen an öffentliche Cassen, so ist diese Beschränkung nicht als ein Nachtheil des Werkes anzusehen. Denn es handelt sich hierbei meistens um Streitfragen, deren Entscheidung nicht in ein derartiges Sammelwerk gehört. Vielleicht hätte der Verfasser sogar die Zahl der Anmerkungen noch vermindern können, jedenfalls aber insoweit, als sie Mißverständnisse hervorzurufen geeignet sind. So ist auf S. 194 ausgeführt, daß die Haftung des Staates für schädigende Handlungen von Beamten nach §§. 89, 31 B. G.-B. zu beurtheilen sei, während dies in Wahrheit nur für schädigende Handlungen des Fiscus gilt und dagegen bei solchen des Staats als Hoheitsobject nach Art. 77 E. B. G.-B. lediglich das Landesrecht für die Schadenersatzfrage entscheidend ist. Auch ist es z. B. nicht richtig, wenn auf S. 61 der §. 4 des Regentschaftsgesetzes für „veraltet“ erklärt wird, da dies Gesetz nicht etwa nur für einen früheren Fall, sondern für alle künftigen Fälle der Thronerledigung gegeben ist. Indessen sind diese und manche ähnliche Versehen zu unbedeutend, als daß sie den Werth des Werkes beeinträchtigen könnten. Der Fachmann wird sie ohnehin leicht selbst einzubessern vermögen. Hinderlicher für den Gebrauch des Sammelwerkes ist es, daß sich in das übrigens ausgezeichnete, mit großem Fleiß ausgearbeitete Sachregister verschiedene Druckfehler eingeschlichen haben,

wie sie sich ja allerdings heutzutage, wo juristische Werke schnell auf den Markt geworfen werden müssen, wenn sie während ihres Erscheinens nicht schon überholt werden sollen, schwerlich ganz vermeiden lassen. Einige Stichproben haben ergeben, daß z. B. unter dem Worte „Hinterlegung“ die Verweisungen: Zwangsent. 147, §. 13, 148 II, §. 1; . . . . . Uebersch. von Pfandverk. der Braunschw. Bank 467 №. 190 §. 5 u. dergl. mehr unrichtig sind. Diese und andere kleine Fehler können vielleicht im Schlußbande vom Verfasser selbst noch in einer Zusammenstellung ohne große Mühe richtig gestellt werden. Es würde die Brauchbarkeit des auf drei Bände berechneten Werkes, dessen Vollendung mit Ungeduld erwartet wird, ohne Zweifel noch wesentlich erhöhen. A. H.

Friedrich Bosse, der Garnisonprediger und Schuldirector Friedrich August Junker zu Braunschweig in seinen Beziehungen zu dem Universitätskanzler August Hermann Niemeyer in Halle sowie zu anderen Schulmännern und Gelehrten seiner Zeit [in: Nachrichten über das Herzogliche Lehrerseminar zu Braunschweig]. Braunschweig, Großklaus u. Strube 1901. 92 S. 4^{0}.

Das stattliche Heft wird als eine Festschrift bezeichnet; es ist dem 150jährigen Bestehen des Braunschweiger Lehrerseminars gewidmet, das zu Ostern 1751 allerdings nur in bescheidenen Anfängen ins Leben gerufen wurde. Der Verfasser hat sich mit der Geschichte dieser Anstalt schon seit längerer Zeit gründlich beschäftigt; seine Schrift „Die Entstehung des Herzoglichen Lehrerseminars zu Braunschweig und seine Entwickelung von 1751—1801“ (Braunschweig, 1894) war die Frucht dieser Studien. Jetzt greift er aus den Leitern des Seminars eine Persönlichkeit heraus, die schon früher ein berufener Beurtheiler dieser Verhältnisse, Schulrath Fr. Koldewey, als „einen der verdienstvollsten Pädagogen, die Braunschweig in seinen Mauern gehabt hat“, bezeichnete, und führt uns sein Lebensbild in klarer, lichtvoller Weise vor Augen. Er schildert Junkers Elternhaus, seine Schul- und Studienzeit, seine amtliche Thätigkeit in Halle und Magdeburg, um dann auf seine Wirksamkeit in Braunschweig überzugehen, die im Jahre 1798 begann und bis zu seinem Tode († 7. Januar 1816) währte. Dabei zeigt er uns vor Allem auf Grund der im Stadtarchive zu Braunschweig verwahrten Briefschaften Junkers die mannigfaltigen Beziehungen, die dieser zu hervorragenden Schulmännern und Gelehrten der Zeit gehabt hat, wodurch zugleich seine eigene Bedeutung in das rechte Licht gesetzt wird. Es sind dies namentlich der Professor A. H. Niemeyer in Halle, ein Jugendfreund Junkers, die Consistorialräthe G. B. Funk in Magdeburg und J. F. Zöllner in Berlin, Feldprobst J. G. Kletschke in Potsdam, Rector G. N. Fischer in Halberstadt und J. H. Campe in Braunschweig. Auch auf den Lebensgang Niemeyers, der mit Braunschweig mancherlei Verbindungen hatte, geht der Verfasser ein, wie er denn alles, was zur Erklärung jener Schriftstücke und der sonst behandelten Männer, Ereignisse und Verhältnisse beitragen kann, in erschöpfender Weise heranzieht. Er liefert uns so einen wichtigen Beitrag für die Geschichte des geistigen Lebens insbesondere auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens in Braunschweig, wobei er vor Allem auch den fruchtbaren Einfluß hervorhebt, der für dieses von Halle ausging. Auf die Wirksamkeit Junkers als Seminar- und Schuldirector ausführlicher einzugehen, hat den Verfasser der beschränkte Raum verhindert; er stellt uns deine besondere Arbeit hierüber für spätere Zeit in Aussicht.

Hugin-Munin, die Hube bei Einbeck. Skizzen. Einbeck, H. Ehlers 1901. X und 91 S. 8^{0}. 1,50 M.

Der Höhenzug der Hube liegt theils auf Hannoverschem, theils auf Braunschweigischem Grund und Boden. Das vorliegende Buch hat daher auch für uns Interesse, wenngleich sein Hauptinhalt mit der Geschichte der Stadt Einbeck in engster Verbindung steht. Der Verfasser hat etwas gesucht seinen falschen Namen den beiden Raben Odhins (Gedanke und Erinnerung) entlehnt, aber er weiß natürlich, frisch und flott zu erzählen, so daß sein Büchlein mit Recht weiten Kreisen empfohlen werden kann. Es zerfällt in 7 Abschnitte. In ihnen wird uns die Hube in landwirthschaftlicher Beziehung, als Theil von Einbecks Landwehr, in der alten Verkehrsstraße von Nord nach Süd, als Stätte des Hochgerichts und im siebenjährigen Kriege vorgeführt, während die beiden letzten Theile von der Hubewirthschaft und Einbecks Jagdreviere und der Hube in Sage und Dichtung handeln. An einzelnen Stellen, vorzüglich bei den Ereignissen des siebenjährigen Krieges, in denen besonders die Gestalten des Herzogs Ferdinand und des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hervortreten, hat der Verfasser interessante Aufzeichnungen eines Vorfahren eingeflochten, sonst auch manche mündliche Ueberlieferung aus dortiger Gegend uns mitgetheilt. Außer dem bekannten „Hirschsprunge“, einem Denksteine, der dem Herzoge Heinrich Julius gewidmet ist (S. 65), finden S. 73 ff. auch die „Weintröge“ Erwähnung, von denen früher schon in diesen Blättern (1896 S. 55 f.) die Rede war, die aber hier zum Theil in poetischem Gewande eine abweichende Erklärung finden. Mit Freude erfahren wir S. 13 von der Fürsorge des Einbecker Magistrats für den einzigen noch erhaltenen Wachtthurm der Stadt, den Klapperthurm; er hat ihn zwar verkauft, aber die Erhaltung des Thurmes als Servitut im Grundbuchartikel des Besitzers eintragen lassen. Ein nachahmenswerthes Beispiel!

Monatsschrift für Handel u. Industrie. Jan. u. Febr. Industrie und Handel unseres Bezirks; Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Braunschw.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 5. Rapport des Braunschw. Landwehr-Verbandes vom 1. März 1901.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 1 u. 2. Herbst-Versammlung des Central-Ausschusses des landwirthsch. Central-Vereins zu Br. — 4. Gründung einer Stammzuchtgenossenschaft für Harzvieh. — 7. Sitzung des landwirthsch Central-Vereins zu Br. am 22. Januar 1901. — 9. Generalversammlung des Landespferdezuchtvereins f. d. Herzogth. Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 5. Mai **1901.**

Aus dem Leben Johann Christian Kokens.

Mitgetheilt von J. Merckel.

II. Aus dem kirchlichen Leben in der Stadt Hildesheim.

Waren die Aeußerungen, die Koken über die Schulen zu machen hatte, nichts weniger als erfreulicher Art, so können wir manche von den nachfolgenden Bemerkungen, namentlich so weit sie sich auf das einträchtige Zusammenleben der Protestanten und Katholiken beziehen, nicht ohne eine gewisse Wehmuth lesen. Liegt auf jenem Gebiete des Unterrichts ein gewaltiger Fortschritt offen zu Tage, so müssen wir doch bedauern, daß das damals bestandene Verhältniß der beiden Glaubensgemeinschaften nicht mehr das alte geblieben ist. Doch hören wir ihn selbst diese Verhältnisse schildern.

„Daß in einer Stadt, in welcher eine gemischte religiöse Bevölkerung wohnt, die gesellschaftlichen Verhältnisse sich stets nur mit Rücksicht auf die confessionellen gestalten können, ist leicht erklärlich, und es dürfte nicht ohne allgemeines Interesse sein, aus dem Nachfolgenden zu ersehen, wie die beiden hauptsächlichsten religiösen Parteien in Hildesheim, Protestanten und Katholiken, sich in religiöser und gesellschaftlicher Beziehung mit einander abfanden.

Die Einwohner der mehrgenannten Hauptstadt, worin ich das zweite Decennium meines Lebens zubrachte, waren der Mehrzahl nach Protestanten, aber es waren unter ihnen auch eine nicht geringe Menge Katholiken. Den ersteren waren sechs Kirchen seit der Reformation zu ihrem Gottesdienst eingeräumt, den letzteren außer dem in den ältesten christlichen Zeiten gegründeten Dome noch eine einzeln liegende Kirche und vier andere, die zu den in der Stadt noch befindlichen Klöstern gehörten. Merkwürdigerweise wurde auch in einer der ersterwähnten protestantischen Kirchen abwechselnd katholischer Gottesdienst gehalten, ohne daß die mindeste Störung in den Andachtsübungen der beiden Religionsgesellschaften dadurch herbeigeführt wurde. Dies ruft nun in mir auch die erfreuliche Erinnerung zurück, daß in dem Zusammenleben zweier so verschiedener confessionellen Parteien, die beide ihren religiösen Ansichten treu ergeben waren, durchaus kein Zwiespalt, keine Spur von Mangel an gegenseitiger Duldung sich erkennen ließ. Sie lebten friedlich und freundlich mit und neben einander und Keiner ging darauf aus, den Andern in seinem Glauben und in der äußeren Darlegung desselben zu beeinträchtigen oder zu stören. Im gesellschaftlichen Leben zeigte sich keine Spur von einer Spaltung wegen der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, keine Verspottung oder gar Feindseligkeit derselben, ohne daß man die beiden Parteien einer Indolenz über Glaubenssachen hätte beschuldigen können. Ein Beispiel für unsere Zeit! Die Katholiken waren allerdings eifrig in der Beobachtung ihrer Religionsgebräuche, und duldeten es nicht, wenn vielleicht ein Protestant, entweder aus Leichtsinn oder Rücksichtslosigkeit, öffentlich etwas that, das sie in ihrer Andacht störte, außerdem aber ließen sie es sich gern gefallen, daß die Protestanten ihrem Gottesdienste in und außer der Kirche beiwohnten, wie dies, wegen der pomphaften, in den Sinn fallenden Feierlichkeiten, womit derselbe verbunden war, häufig geschah, sobald nur dadurch keine wirkliche Störung entstand. So war es gewöhnlich, daß die Protestanten in großer Zahl den von den Katholiken am Charfreitage und Frohnleichnamstage veranstalteten Processionen zuschauten, nur war es keinem zu rathen, daß er, wenn z. B. die Katholiken ihr Haupt entblößten, dies hätte unterlassen wollen. Er setzte sich dann einer bitteren und oft thätlichen Rüge aus, und das mit Recht, um so mehr, als der Bezirk, in dem diese Processionen vorgenommen wurden, recht eigentlich den Katholiken gehörte, da er nur die nächste Umgebung des Domes und das Innere desselben begriff. Die Protestanten besuchten häufig katholische Kirchen, theils um der eigenthümlichen und glänzenden Ceremonien willen, theils aber auch, um einen Prediger zu hören, dessen Vortrag ihnen gefiel, und ich muß gestehen, daß es nicht selten solche gab, die manchen protestantischen Prediger im Inhalt sowohl als Vortrage seiner Predigten übertrafen. Selten war es dagegen der Fall, daß Katholiken dem protestantischen Gottesdienste beiwohnten, der freilich auch für sie, welche einen feierlichen Cultus gewöhnt, nichts Anziehendes hatte. Auch muß ich bemerken, daß ich nur in wenigen Fällen eine polemische Predigt katholischer Geistlichen gehört habe, die Protestanten enthielten sich solcher gänzlich.

Daß die katholische Geistlichkeit bei Weitem zahlreicher war, liegt in der Natur der Sache, da außer dem Domcapitel noch vier stark besetzte Klöster da waren. Aber in den freundschaftlichen Beziehungen, in denen diese Welt- und Klostergeistlichen zu den Protestanten standen, liegt der sicherste Beweis des guten Einvernehmens der Religionsparteien. Im geselligen Leben fand man Domherren und andere Weltgeistliche mit Protestanten in den Zirkeln vereinigt, die zu beider Erholung und Vergnügen dienten, und es würde einem Fremden sehr schwer geworden sein, die Männer von verschiedenem Glauben zu unterscheiden. So zeigte sich auch im Privatverhältniß recht klar das Uebersehen der Meinungsverschiedenheit, sowohl im Geschäftsleben, als im Umgange.

1. Das Kloster der Kapuziner.

Dem Hause meines Großvaters in Hildesheim, in welchem ich vom 9. bis 19. Jahre lebte, gerade gegenüber lag das Kloster der Kapuziner, Bettelmönchorden des heiligen Franciscus von Assisi, Barfüßer genannt, weil sie keine Schuhe und Strümpfe, sondern nur Sandalen trugen, Kapuziner, weil an dem groben härenen Gewande, das ihre einzige Bekleidung war, die auf bloßem Leibe getragen wurde, seitwärts eine Kapuze befestigt war, die sie über den Kopf ziehen konnten und ihnen so statt aller Kopfbedeckung diente.

Der bei weitem größte Theil von ihnen war aus dem Bauernstande ins Kloster getreten, daher waren sie meistens dicke, kräftige, gesunde Gestalten, freilich ohne geistige Bildung, die sich nur bei Wenigen fand, welche dann zu den eigentlichen geistlichen Functionen, Predigen, Messe lesen, Beichte hören u. a. gebraucht wurden.

Uebrigens fand sich unter allen eine achtbare Einfalt und Sitte und auch theilweis ein hoher Grad von Gutmüthigkeit und Neigung zu freundschaftlichen Verbindungen selbst mit Laien. Vorzüglich zeigten sie eine wirklich herzliche Zuneigung zu Kindern, und nichts machte sie froher, als sich mit ihnen zu unterhalten und sie durch Kleinigkeiten, Blumen, Bildnisse und dergleichen zu erfreuen, wovon ich selbst häufig Beweise erhalten habe. Ich durfte, so oft ich wollte, zu ihnen kommen, sie mit meinen kindlichen Einfällen unterhalten und ging nie ohne ein kleines Geschenk wieder weg. Hinter dem Kloster lag ein ziemlich großer, mit einer Mauer eingehegter Garten, der zum Gemüsebau benutzt und von den Mönchen selbst bearbeitet wurde. Es hatte aber auch jeder von ihnen, der es wünschte, einen kleinen Fleck für sich, in welchem er Blumen ziehen durfte. Da sie in den Familien der vornehmeren Laien Zutritt hatten, so erhielten sie Gelegenheit, sich Pflanzen und wirklich schöne Blumen, Nelken, Aurikeln, Levkojen von ihnen zu verschaffen und pflegten diese dann mit äußerster Sorgfalt. Von solchen mir dann und wann Ableger zu schenken, machte ihnen Freude und mir erwuchs dadurch die Neigung zur Blumenzucht, die mich bis in mein hohes Alter nicht wieder verlassen hat und der ich manche freudige Erholung von meinen Arbeiten und einen großen Vortheil für meine Gesundheit verdanke. Wenn ich an jene Neigung dieser guten Mönche zur Kinder- und Blumenwelt denke, so scheint es mir, daß dies dadurch entstanden sein möge, daß sie größtentheils in frühen Lebensjahren, da sie noch wenig durch das Leben im Kreise Erwachsener an Sitte und Einfalt und an Einfachheit der Empfindung verloren hatten, in dies abgeschiedene Leben eintraten und aus ihrer Kindheit jenen Zug zur Natur, mit der sie in ihrem kindlichen Leben vorzüglich Verkehr gehabt hatten, mitbrachten, der ihnen, die sie dann ausgeschlossen waren von den Ergötzungen der übrigen weltlichen Menschen, allein Ersatz bot. Ich muß dabei bemerken, daß auch ein großer Unterschied zwischen ihrem Leben und dem anderer Mönche in den reichen Benedictiner- und Cistercienser-Klöstern bestand, die wegen der in ihnen herrschenden Ueppigkeit und selbst Lasterhaftigkeit so verrufen sind. Ihre Lebensweise war, wenn auch nicht dürftig und bettelhaft, wie man nach der Benennung Bettelmönche denken könnte, doch höchst einfach und mäßig, sie aßen und tranken gut, wie in einer wohlhabenden Familie, aber nie konnte bei ihnen Völlerei einreißen, da sie ihren Unterhalt außer von den frommen Gaben nicht bloß von Katholiken, sondern auch vielen Protestanten und von den ihnen zufließenden Unterstützungen der reichen Klöster hatten.

Ich habe mich wohl zu lange bei diesem Thema verweilt, weil ich mich nicht ohne Freude an jene Jahre erinnern kann, in denen mir so manches kindliche Vergnügen von diesen guten Menschen bereitet wurde.

Mein Großvater stand als Nachbar, als aufgeklärter und das Gute, wo er es fand, liebender Mann und zugleich als weltlicher Rathgeber der Mönche in Fällen, wo ihnen die Kenntniß der Welt und selbst des Rechtes abging, in sehr freundlichem Verhältniß mit ihnen, er besuchte sie, diese ihn öfters. Er unterhielt sich gern mit ihnen und freute sich ihres meistens gesunden, natürlichen und billigen Urtheils über solche Gegenstände, die außer dem Bereich der Religion lagen und die sie kannten, oder die er sich freute, ihnen bekannt zu machen, und sie hielten sehr viel auf sein in der That sehr verständiges Urtheil und nahmen selbst einen aufrichtigen und herzlichen Theil an den Ereignissen in seiner Familie und den Mitgliedern derselben.

Ein Mal im Jahre wurde mein Großvater zu einem Gastmahl geladen, welches der Guardian (so hieß der Vorsteher des Klosters) mehreren angesehenen Männern gab, mit denen er besonders befreundet war. Dann wurde ich jedesmal ausdrücklich mit gebeten und ich erinnere mich dieses Ereignisses als eines solchen, das für mich einen Glanzpunkt in meinem Jugendleben ausmachte.

Mittags mit dem Schlage 12 verfügten wir uns in das Kloster, an dessen Eingange uns der Guardian empfing und uns in das Refectorium (Remter genannt) führte. Bald waren die Gäste sämmtlich da.

Das Refectorium bildete einen sehr langen und breiten Saal. An der oberen Breitseite stand eine Tafel, die im Voraus mit feinem und schneeweißem Tischtuch, Servietten, Messern und Gabeln versehen war.

An beiden Langseiten standen an jeder zwei fein polirte Tische, nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt und hinter ihnen an der Wand eine ebenfalls recht saubere Bank. Auf den Tischen befand sich kein Weißzeug, nur war für jeden Mönch ein geglättetes kleines Brett gelegt, nebst Messer und Gabel und einem irdenen Napfe, etwa ein halbes Quartiermaaß. An der unteren Breitseite des Saales, wo sich ein großer eiserner Ofen befand, war in der Wand eine Oeffnung angebracht, mit Klappe verschlossen, welche in die Küche ging.

Wenn die Gäste alle da waren, traten auf einen Wink des Guardians die Mönche hinter einander ein, warfen sich beim Eintritt nieder und küßten den Boden, worauf sie die Gäste begrüßten und von ihnen begrüßt wurden, Alles in der größten Stille.

Hierauf nöthigte der Guardian die Gäste auf die für sie hingestellten Stühle an der oberen Quertafel, und gleich nachher setzten sich die Mönche auf ihre Plätze.

Auf ein gegebenes Zeichen des Guardians öffnete sich die nach der Küche angebrachte Klappe und durch die Oeffnung, welche durch sie verschlossen war, schob man mehrere Bretter herein, auf deren einem eine Anzahl porzellanener Teller und auf den übrigen irdene Näpfchen standen mit Suppe gefüllt. Die ersten wurden dann von den dienenden Brüdern den Gästen und die letzteren den Mönchen vorgesetzt.

Die Mahlzeit begann, und in diesem Augenblick erhob sich der Pater lector von seinem Sitze und fing eine Vorlesung aus einem dazu bereitgehaltenen Brevier an. Einer der Gäste jedoch (meistens mein Großvater) richtete sogleich die Bitte an den Guardian, für heute, damit die Gäste das Vergnügen einer allgemeinen Unterhaltung genießen könnten, die Vorlesung einzustellen. Dies geschah, und nun entspann sich anfangs unter den Gästen und dem Guardian ein Gespräch über allgemeine Gegenstände, Tages-Neuigkeiten, Ackerbau, Blumenzucht und dergl., in welches nach und nach auch mehrere der Mönche hineingezogen wurden. Wissenschaftliche und vor Allem religiöse Gegenstände wurden ganz vermieden.

Auf ähnliche Weise wurden in nicht zu kurzen Zwischenräumen die übrigen Gänge einer nicht splendiden, aber durch einfache, kräftige und köstlich bereitete Speisen in der That leckeren Mahlzeit aufgetragen und behaglich und unter fortwährender, lebhafter und nicht selten unschuldig scherzhafter Unterhaltung während voller zwei Stunden verzehrt.

Den Gästen waren Gläser und Karaffen mit einem guten Landwein vorgesetzt, dienende Brüder trugen von Zeit zu Zeit, auf ein Zeichen des Guardians, große Flaschen mit Wein herbei und schenkten jedem Mönch den vor ihm stehenden irdenen Krug voll, den sie dann auf einen Zug leerten, wobei dann gemeiniglich von einem der Gäste ein Toast ausgebracht wurde. Alles blieb in den Grenzen des Anstandes und der Mäßigkeit. Um 2 Uhr wurde zur Hora geläutet und sogleich erhoben sich die Mönche und schritten hinter einander in derselben Reihenfolge, in welcher sie in das Refectorium eingetreten waren, wieder hinaus, nachdem sie vorher die Erde geküßt hatten.

Einer der Gäste ersuchte den Guardian, den Herren Patres zu erlauben, daß sie nach beendigter Hora wieder zur Gesellschaft zurückkehrten, was dann auch zugestanden wurde.

Nach dieser Beendigung des Mahles wurde den Gästen Caffee und Pfeife präsentirt. Die Mönche erschienen nach einer halben Stunde wieder und nun wurden Damenbretter hereingebracht, an denen sich die Mönche unter einander und mit einigen der Gäste, die dazu Lust zeigten, durch das Brettspiel ergötzten, woran die Mönche großes Vergnügen zu finden schienen, und in demselben eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit zeigten. Dies währte bis gegen 5 Uhr, wo sich dann die älteren Gäste empfahlen, nachdem der Guardian an meinen Großvater die Bitte richtete, uns Knaben noch da zu lassen. Wir unterhielten uns nun mit den Mönchen theils durch gemeinschaftliche Brettpartien, theils durch Spaziergänge im Garten, bis etwa um 8 Uhr, wo ein frugales Abendessen das Fest schloß, das uns ein wahrhaft großes Vergnügen und nicht minder den Mönchen gemacht hatte, deren Augen vor Freude leuchteten, wenn sie sich mit uns unterhielten und einen sicheren Beweis gaben, daß die guten Leute reine und unschuldige Freude zu schätzen wußten und nicht den Schilderungen entsprachen, welche, zum Theil mit empörender Wahrheit, von dem Mönchsleben gemacht werden. Ich kann auch völlig überzeugt sein, daß mein Großvater uns nie den Umgang mit diesen Kapuzinern so unbedingt erlaubt hätte, wenn er das Mindeste für unsere Sittlichkeit zu fürchten Ursache gefunden hätte.

2. Die Simonie und ihre Gräuel.

Es war ein großer Uebelstand, daß durch die Folgen der Reformation Katholiken lutherische Pfarren und Protestanten katholische Pfründen zu besetzen das Recht hatten. Beide machten sich kein Gewissen daraus, diese geistlichen Aemter an den Meistbietenden zu verkaufen, und es fanden sich leider gewissenlose Männer genug, welche, so wenig die Wichtigkeit ihres Berufes erkennend und nur darauf bedacht, sich die Einnahme von ihrem Amte zu beschaffen, kein Bedenken dabei fanden, die Käufer zu sein. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war daher ein solcher schmählicher Handel etwas ganz Gewöhnliches und wurde öffentlich getrieben. Katholische Edelleute und die Vorsteher der reichen Klöster (Benedictiner und Cistercienser) boten erledigte protestantische Pfarren zum Kauf aus, es wurde darauf öffentlich geboten und der Zuschlag gegeben!

Aber auch Protestanten hielten es nicht für unerlaubt, katholische Pfründen, die sie zu vergeben hatten, für bedeutende Summen zu verkaufen. So hatte die Familie B. zwei Canonicate an der katholischen Kreuzkirche in Hildesheim zu besetzen, und es wurde kein Hehl daraus gemacht, daß dies bei vorkommenden Fällen eine Einnahme von 2000 bis 3000 Thaler für die Familie ausmachte. Ich habe selbst zwei übrigens ehrenwerthe katholische Geistliche gekannt, von denen mein Großvater selbst mir sagte, daß sie an 3000 Thaler für ihre Pfründe bezahlt hätten.

Es ist kaum begreiflich, wie in jenen Zeiten, die man schon die aufgeklärten nannte, solcher Frevel für eine völlig erlaubte Handlung gelten und von sonst rechtlichen und verständigen Männern geübt werden konnte.

3. Prediger-Wahl in der Stadt Hildesheim.

Die protestantische Gemeinde in Hildesheim hatte das Wahlrecht ihrer Prediger, eine höchst löbliche und vernunftgemäße Sache, wenn sie auf die gehörige Weise geschah. Aber man höre und staune, wenn ich aus eigener Erfahrung erzähle, daß zu einer dieser Predigerstellen sich sechs Candidaten als Bewerber einfanden, und daß es überall bekannt und ausgemacht war, daß diese Candidaten sich die Stimmen-Mehrheit dadurch zu verschaffen suchten, daß sie die ärmeren Mitglieder der Gemeinde, deren die Mehrzahl war, für sich zu gewinnen suchten, indem sie dieselben in verschiedenen Wirthschaften mit Wein und Branntwein bewirtheten und auch außerdem durch andere Geschenke zu bestechen suchten. Ein solcher Scandal wurde geduldet und man fand selbst nichts Auffallendes dabei. Selbst bei der Wahl, welche in der Kirche vorgenommen wurde, reichte man Wein und Branntwein in solchem Maße, daß viele der Wähler betrunken wurden und ein solcher Unfug entstand, daß man nachher die Kirche säubern mußte, ehe Gottesdienst darin gehalten werden konnte.

Das war am Ende des 18. Jahrhunderts, für die strenge Wahrheit bürge ich.

Ein katholischer Geistlicher, der eine lutherische Pfarre zu vergeben hatte, gab das erste gute Beispiel eines gewissenhaften und rechtlichen Betragens. Er lud alle Candidaten, welche um die Pfarre anhalten wollten, durch eine Bekanntmachung in den Tagesblättern ein, sich bei ihm zu melden, und bestimmte,

> daß sie sich sämmtlich an einem bestimmten Tage in der Jakobi-Kirche versammeln und dort unter strenger Aufsicht eine Anzahl von Fragen, welche von angesehenen lutherischen Predigern aufgestellt waren, schriftlich beantworten sollten. Nachher sollten drei von ihm gewählte lutherische Geistliche, die im Rufe der strengen Rechtlichkeit und großer Gelehrsamkeit standen, die abgegebenen Beantwortungen begutachten, und nach ihrem Gutachten drei Candidaten bestimmen, deren Antworten als die besten erkannt waren. Diese sollten vor der Gemeinde Probepredigt halten, und die Gemeinde sollte einen von ihnen wählen.

Und so geschah es, und die Gemeinde erhielt einen sehr würdigen Seelsorger. Dies Vorgehen machte tiefen Eindruck und trug vorzüglich dazu bei, daß jene schändliche Simonie aufhörte.

Bis dahin hatte die lutherische Oberbehörde (das Consistorium) es nicht gewagt, den Simonie-Eid schwören zu lassen, weil sie fürchten mußte, noch obendrein den Candidaten zum Meineid zu verführen.

4. Die katholische Kirche und ihr Einfluß auf das Volk.

Die Lebensart der Mönche, wenigstens derjenigen in den reichen Klöstern, wirkte höchst schädlich durch ihr Beispiel auf die Sittlichkeit der Laien. Außerdem bestand aber ein wirklich böser Einfluß derselben auch darin, daß sie durch die Spenden an ärmere Laien, die ihnen durch ihre Ordensregeln zur Pflicht gemacht wurden, und die ohne allen Unterschied der Person gemacht wurden, das Volk an Faulheit und Bettelei gewöhnten, so daß man in der nächsten Umgebung solcher Klöster eine Masse fauler und lüderlicher Tagediebe und Bettler fand, die sich auf jene Spenden verließen und es bequemer fanden, sich von Anderen ernähren zu lassen, als durch ihrer Hände Arbeit sich selbst zu ernähren. Diese Bettler begnügten sich aber nicht mit den Almosen, die sie von den Klöstern empfingen, sondern fielen nun auch dem übrigen Publicum zur Last, so daß dieses sich vor unverschämter Bettelei nicht zu retten wußte, da auch keine Polizei existirte, die hier Abhülfe zu thun besorgt gewesen wäre.

Ich erinnere mich, daß in meines Großvaters Haus sich jeden Sonnabend eine Unzahl von Bettlern einfand, an welche Almosen vertheilt werden mußten, wenn man sich ihrer entledigen wollte. Viele wußten es sogar zu machen, daß sie doppelte Almosen erhielten, indem sie ihre Kleidung wechselten und dann nicht erkannt wurde, daß sie schon einmal da gewesen waren.

Wenn es sich auch nicht läugnen läßt, daß die Klöster nicht ohne allen guten Einfluß waren, indem es unter der Zahl fauler Bäuche, die in ihnen ernährt wurden, auch einzelne Mönche gab, die durch wahre Religiösität und durch Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst sich auszeichneten, so war doch der Nachtheil, der durch sie entstand, überwiegend, und man kann nicht in Abrede stellen, daß ihre Einziehung, die erst im 19. Jahrhundert durchgreifend stattfand, als eine Wohlthat für die Menschheit betrachtet werden muß.

Um diese Behauptung zu begründen, reicht schon der eine Umstand hin, daß eine bedeutende Anzahl körperlich und geistig gesunder und begabter Menschen nicht angehalten wurden, ihre Kräfte zu gebrauchen und sich und der Menschheit nützlich zu werden, da sie vorher sich verleiten ließen, ein sogenanntes ascetisches Leben — d. h. Unthätigkeit — vorzuziehen, und schon in ihrer Jugend dem Nichtsthun sich zu ergeben, sobald ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, in einem Kloster ihr Leben zuzubringen, was in der Regel nur davon abhing, ob sie dem Kloster ein gewisses Vermögen zubringen konnten.

5. Die Nonnenklöster.

Es waren deren zwei in Hildesheim; das eine war von der strengen Regel, Annunciaten-Kloster, das andere (Benedictinerinnen) das Magdalenen-Kloster (auch Süßen-Kloster genannt).

Sie hatten nicht den üblen Einfluß, wie die Mönchsklöster. Von Unsittlichkeit war in ihnen nichts zu erkennen, und dagegen hatten sie in vielen Fällen das Gute, daß Mädchen, die unverheirathet blieben, in ihnen ein sorgenloses, ruhiges Leben führten, und sich dabei mit weiblichen Arbeiten beschäftigten, die ihnen und auch dem Publicum zu Nutze kamen. Wie manche tüchtige, feine und nette Arbeit wurde in ihnen ver-

fertigt und zum Nutzen des Klosters verkauft. Man traf in ihnen recht ehrenwerthe, stillfreundliche und harmlose Frauenzimmer an, die, wenn man sie näher kennen lernte, hohe Achtung verdienten.

Dagegen war es freilich nicht selten betrübend, wie junge Mädchen, die einen Mann hätten beglücken und im häuslichen Leben sich um eine ganze Familie hätten verdient machen und dabei den eigentlichen Zweck des Weibes hätten erfüllen können, aus Bigotterie oder aus übertriebener Sorge der Eltern für deren Subsistenz, wenn sie sich nicht verheiratheten, gezwungen wurden, sich in ein Kloster zu vergraben, statt ihre körperlichen und geistigen Anlagen der Welt zu Gute kommen zu lassen. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe bei der Feierlichkeit zugegen war, in welcher zwei junge schöne Mädchen aus guter Familie ihr Klostergelübde ablegten, die mit offenbarem Widerwillen, von ihren Eltern gezwungen, diesen Schritt thaten und durch ihre tiefe Traurigkeit bei der Ceremonie ein so allgemeines Mitleid der Zuschauer erregten, daß ihre Thränen mit denen vieler Anwesenden sich mischten. Es wurde selbst von Vielen vermuthet, daß durch ihren Eintritt in das Kloster Bande zerrissen würden, die sie schon für das Leben geknüpft hatten. Beide Fälle waren offenbar eine Folge der Bigotterie der Eltern, die vielleicht ihre Sünden durch dies Opfer, welches sie nach ihrer Meinung dem Himmel brachten, zu sühnen suchten. Dies war eine grelle Schattenseite des sonst nicht zu tadelnden Klosterlebens und erregte Widerwillen gegen dasselbe bei allen Unbefangenen.

Auch hatte das Zusammenleben der Nonnen manche böse Seite. Es herrschte unter ihnen selten Eintracht und noch seltener Freundschaft. Die weiblichen Interessen standen zu häufig im Widerstreit, und es fand Eifersucht, Neid, Parteiung statt, wodurch sie sich gegenseitig das Leben verbitterten. Dies war auch wohl in den Mönchsklöstern der Fall, allein doch nicht so häufig als unter den Weibern, weil im Allgemeinen Männer sich eher vertragen und einmüthiger sind, als Weiber.

Das Leben der Annunciaten (von der strengen Regel) hatte etwas wahrhaft Unmenschliches. Durch ihren Eintritt in das Kloster wurden sie für ihr ganzes späteres Leben völlig von der übrigen Welt abgeschnitten. Sie sahen selbst ihre Eltern und Geschwister niemals wieder. Ich weiß ein Beispiel, daß eine solche Nonne in eine gefährliche Krankheit verfiel, so daß ihr Bruder, ein geschickter Arzt, zu Hülfe gerufen wurde. Selbst dieser durfte sie, während er ihren Zustand untersuchte, nicht s e h e n, sondern mußte ihren Puls fühlen, indem sie ihre Hand durch einen Vorhang, hinter welchem sie verborgen, hindurch steckte.

Weniger hart war das Schicksal der Süßen (Benedictinerinnen). Sie durften freilich nie die Ringmauer des Klosters verlassen, allein sie konnten, mit Erlaubniß ihrer Vorsteherin (Domina), Besuche von Verwandten, (selbst männlichen Verwandten) und Freundinnen im Sprechzimmer empfangen, und sich, so lange jene Erlaubniß dauerte, durch das Sprachgitter mit ihnen unterhalten, auch täglich in dem Klostergarten, der indeß durch eine hohe Mauer abgesondert war, spazieren gehen

Sie beschäftigten sich vorzüglich mit weiblichen Arbeiten, Nähen, Stricken, Sticken und dergleichen, und die feinsten Arbeiten solcher Art waren in ihrem Kloster zu kaufen. Vorzüglich berühmt war ein von ihnen verfertigtes Gebäck aus Mehl, Honig und Gewürz, welches, weil es in Form von Fischen gebacken war, schlechthin Nonnenfische hieß. Wir Knaben und Jünglinge hielten es für einen großen Leckerbissen und wandten manchen Groschen daran.

Um es zu erhalten, verfügten wir uns in den Vorraum des Klosters und zogen eine daselbst befindliche Schelle. Es erschien dann eine Laienschwester (dienende Schwester), der wir unser Begehren kund thaten. Sie drehte dann eine Maschine, die dazu eingerichtet war und zwei offene Seiten hatte, herum, und nachdem wir unser Geld hineingelegt hatten, drehte sie die Maschine, in welche sie die uns zukommenden Nonnenfische gelegt hatte, so, daß wir dieselben hinnehmen konnten.

6. Die Weltgeistlichkeit und ihr Einfluß.

Die Domherren (Dom-Capitulare) waren unter den sogenannten Weltgeistlichen die vornehmsten und reichsten, ja in der That selbst vornehmer und reicher als die meisten Laien. Der Dom, eine uralte Stiftung aus der Zeit Ludwig's des Frommen, war mit überreichlichem Besitzthum in Grundeigenthum, sowie in Capitalien und Kostbarkeiten durch die Frömmigkeit früherer Zeiten begabt, so daß die ursprünglich zu gottesdienstlichen Verrichtungen bestimmten Priester große Einkünfte besaßen und das aus ihnen bestehende Capitel (Domcapitel) selbst über einen Theil des Ländchens Hildesheim eine Oberhoheit ausübte. Dieser Theil hieß die Domprobstei und war der reichste und fruchtbarste Theil des Landes.

Die eigentlichen Mitglieder dieses Capitels mußten von altem Adel sein und ihre 16 Ahnen zählen. Es gab unter ihren Pfründen solche, die 10000 Thaler jährlich eintrugen. Im Fortgange der Zeit hatten sie sich ihrer geistlichen Functionen sehr entwöhnt, indem Stellvertreter für sie bestellt wurden unter dem Namen „Vicarii“, so daß den Domherren oder Capitularen selbst nur bei einzelnen Veranlassungen priesterliche Verrichtungen oblagen. Dies ging so weit, daß die Domcapitulare nur einen Viertheil des Jahres in Hildesheim zu wohnen genöthigt waren (Residenz zu nehmen), aber selbst in diesen Fällen waren sie oft nur den ersten und letzten Tag dieses Vierteljahres anwesend und wohnten dem Gottesdienste bei. Uebrigens durften sie sich aufhalten, wo sie wollten, da die Vicarii ihren Dienst verrichteten.

Grabstätten der Welfen.

43. Stettin.

Die Hauptbegräbnißstätte des Pommerschen Herzogshauses war Stettin, wo J. K. K. Oelrichs [1]) vier

1) Joh. Karl Konr. Oelrichs, De Pomeraniae ducum Rugiaeque principum sepulcris (Rostochii 1759) S. V ff. Dankenswerthe Nachweise über die Grabstätten in Pommern erhielt ich auch durch Herrn Archivrath Dr. Winter in Stettin.

Gotteshäuser aufführt, die Fürstliche Grabstellen enthalten. Steinmann geht auf diese Pommerschen Fürstinnen nicht ein, er erwähnt S. 152 ff. hier nur die Gemahlin des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Elisabeth Christine Ulrike, die zunächst in dem Mausoleum ihres Landsitzes vor dem Königsthore, dann in der Schloßkirche zu Stettin beigesetzt wurde. Aber noch drei andere Braunschweigische Fürstentöchter haben hier ihre letzte Ruhe gefunden. Zuerst Margarethe, die Gemahlin Herzog Barnim's I. von Pommern, die von den Einen als Tochter Herzog Otto's des Kindes, von den Andern als des Pfalzgrafen Heinrich bezeichnet wird. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen. Sie starb am 26. März 1263 und ward im Jungfrauenkloster zu Stettin begraben, das später zu einem Zeughause umgewandelt wurde [2]). Ihr Gemahl starb am 13. November 1278 und wurde in der von ihm erbauten Marienkirche begraben [3]). Sein Enkel, Herzog Barnim III., ließ die St. Otten- oder Schloßkirche errichten. Hier fand seine Gemahlin Agnes, die im Jahre 1371 verschied, die letzte Ruhe [4]). Auch deren Vater ist noch strittig. Sie galt früher als die Tochter Herzog Otto's des Milden zu Braunschweig und Lüneburg, während die neueren Forscher sie dem Herzoge Otto dem Strengen zu Braunschweig und Lüneburg zuweisen. Sicher dagegen ist die Abkunft der letzten Welfin, die hier als Pommersche Herzogin ruht. Es ist dies Herzogin Anna, die Tochter Herzog Heinrich's des Mittleren zu Braunschweig und Lüneburg, die sich am 2. Februar 1525 mit dem Herzoge Barnim XI. von Pommern-Stettin vermählte, am 6. November 1568 verstarb und am „12. desselben Monats in der Schloßkirchen zu St. Otten schlecht, doch fürstlich zu ihrem Ruh- oder Schlaff Kämmerlein bracht" worden ist [5]). Die Fürstliche Gruft liegt unter dem Chore der Kirche, soll jetzt aber nicht mehr zugänglich sein.

Außer Stettin sind hier in Pommern noch Kloster Verchen, Wolgast und Franzburg zu berücksichtigen. Ueber Barth und Rügenwalde hat Steinmann S. 285 und 135 bereits gehandelt.

44. Verchen.

Im Jungfrauenkloster bei Verchen unweit Demmin am Cummeroschen See soll nach Th. Kantzow [6]) Katharina, die Tochter Herzog Bernhard's I. zu Braunschweig und Lüneburg, begraben liegen, die sich mit Herzog Kasimir VI. von Pommern-Stettin vermählte. Sie starb im Jahre 1429 nach dem 6. Mai. Den genauen Todestag der Fürstin wissen wir ebenso wenig wie den Geburts- und Hochzeitstag. Auch ist jetzt von ihrer Grabstätte keine Spur mehr erhalten [7]). Ihr Gemahl, der am 13. April 1434 starb, ist in der St. Ottenkirche zu Stettin begraben [8]).

2) Th. Kantzow Pomerania, hg. von Kosegarten I S. 256.
3) Ebenda S. 266 f.
4) Ebenda S. 395.
5) Hausbuch Joachim's v. Wedel (Stuttgarter Litter. Verein 161) S. 221.
6) Pomerania II. B. S. 30.
7) H. Lemcke, Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Stettin, Heft I S. 63 ff.
8) Pomerania II. B. S. 40.

45. Wolgast.

Von der Hochzeit der Herzogin Sophie Hedwig, der Tochter des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, die sich am 20. October 1577 zu Wolgast mit dem Herzoge Ernst Ludwig von Pommern vermählte, ist in diesem Blatte schon bei früherer Gelegenheit die Rede gewesen [9]). Die Ehe wurde schon am 17. Juni 1592 durch den Tod des Gatten gelöst, der in der Stadtkirche St. Petri zu Wolgast am 19. Juli dess. J. feierlich beigesetzt wurde. Die Wittwe siedelte dann nach ihrem Leibgedinge zu Loitz über, wo sie am 30. Januar 1631 gestorben ist. Es hat weit über ein Jahr bis zum 22. October 1632 gewährt, bis auch sie in der Kirche zu Wolgast an der Seite ihres Gemahls bestattet wurde [10]). Von dem prächtigen Leichenbegängniß, das hier erfolgte, ist eine ausführliche Beschreibung im Druck erschienen, die auch die eingegrabenen Inschriften des Zinnsarges genau wiedergiebt [11]). In der Wolgaster Kirche ist jetzt keine Erinnerung an die Fürstin mehr vorhanden [12]). Die Gruft selbst, die unter dem Altarraume liegt, ward im August 1688 in schändlichster Weise zerstört; die Särge wurden erbrochen und die geplünderten Leichen durch einander geworfen [13]).

46. Franzburg (Neuencamp).

Am 8. September 1572 vermählte sich Herzog Bogislaw XIII. von Pommern, der die Aemter Barth und Campe besaß, mit Clara, der Tochter des Herzogs Franz zu Braunschweig-Lüneburg-Gifhorn, die vorher (1565) mit dem Fürsten Bernhard VII. von Anhalt († 1. März 1570) verheirathet gewesen war. Die Feier fand zum Neuen Campe statt, wo der Herzog im Jahre 1580 die alten baufälligen Klostergebäude abbrechen und ein neues stattliches Residenzschloß aufführen ließ, das nach seinem Schwiegervater, dem Herzog Franz von Gifhorn, Franzburg genannt wurde. Der Name ging dann auch auf das Städtlein, das bei dem Schlosse angelegt wurde, und auf das Amt über [14]). Die Herzogin Clara, nach den Worten Joachims v. Wedel [15]) „eine fast tugendreiche Fürstin, so neben einem stattlichen Heirathgut ihrem Herrn viel Glück und Seegen mit ins Land gebracht", hat in jenem Schlosse in der Nacht vom 25. zum 26. Januar 1598 ihr Leben beschlossen. Am 16. Februar ist sie hier in Franzburg auch beigesetzt worden; der Generalsuperintendent Dr Friedr. Runge hielt ihr die Leichenpredigt [16]). Ein Grabdenkmal der Fürstin ist nicht mehr erhalten. Von den elf Kindern, die sie ihrem zweiten Gemahle geboren hat, überlebten sie fünf Söhne und zwei Töchter.

9) Br. Magazin 1900 S. 19.
10) Graf Behr und v. Bohlen, Personalien und Leich-Processionen der Herzoge von Pommern 1560—1663 S. 99 ff.
11) Ebenda S. 493 ff.
12) v. Haselberg Baudenkmäler des Reg.-Bezirks Stralsund H. II S. 175 ff.
13) Oelrichs a. a. O. S. X ff.
14) Graf Behr und v. Bohlen a. a. O. S. 184 ff.
15) Hausbuch S. 370.
16) Oelrichs a. a. O. S. II.

Der dritte jener Söhne, Bogislaw XIV., vereinigte demnächst durch Erbschaft ganz Pommern unter seiner Regierung, aber er starb am 10. März 1637 kinderlos. Da auch seine Brüder keine Nachkommenschaft hinterlassen hatten, so ist mit ihm der Mannsstamm des Pommerschen Fürstenhauses ausgestorben.

In dem Kloster Neuencamp, das einst an der Stelle von Franzburg lag, haben die meisten der alten Rügenschen Fürsten, von deren Begräbniß wir wissen, ihre Grabstätte gefunden. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß hier auch Agnes, die Tochter Herzog Otto's des Kindes zu Braunschweig und Lüneburg, die den Fürsten Wizlaw II. von Rügen heirathete und am 29. December 1302 starb, dort beigesetzt wurde. Ihr Gemahl starb im Jahre darauf bei seinem Schwager König Haquin in Norwegen und ist deshalb auch dort in Anslo begraben worden [17].

47. Hohenaspe [18].

Die älteste Tochter des Herzogs Ernst Ferdinand zu Br.-Lün.-Bevern, Christine Sophie, geb. am 22. Jan. 1717, vermählte sich, noch nicht ganz 15 Jahre alt, am 26. December 1731 mit dem Markgrafen Friedrich Ernst von Brandenburg-Baireuth, der, ein Schwager König Christian's VI. von Dänemark, in demselben Jahre zum Statthalter der Fürstenthümer Schleswig und Holstein ernannt worden war. Das junge Paar bezog das Schloß Drage bei Itzehoe, das den hohen Ansprüchen seiner Bewohner aber bald nicht mehr genügte. Der Markgraf ließ 1740 den Grundstein zu einem neuen, großartigen Schloßbaue legen, der den Namen Friedrichsruhe erhielt und im Jahre 1745 vollendet wurde. Ein in der Nähe gelegener Meierhof, früher Weddelsdorf geheißen, wurde jetzt nach der Markgräfin Christinenthal genannt und die neu erbaute Villa daselbst Solitüde. Die markgräflichen Herrschaften, deren Ehe kinderlos blieb, führten hier im Tone der Zeit eine reiche, kostspielige Hofhaltung. Ein eigenes Erbbegräbniß ließen sie sich in der nahen Kirche zu Hohenaspe errichten, deren Patronat ihnen zustand. Zuerst wurde Markgraf Friedrich Ernst hier beigesetzt, der am 23. Juni 1762 starb. Christine Sophie überlebte ihn fast 17 Jahre. Sie starb am 26. März 1779 zu Schleswig und wurde am 7. April zu ihrem Gemahle in die Gruft zu Hohenaspe hinabgetragen, über deren Eingangsthür das Markgräflich Brandenburgische und Herzoglich Braunschweigische Wappen in Stein gehauen stehen und die Worte des Psalmisten (4,9) geschrieben sind: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne". Einige Jahre nach der Markgräfin Tode (1787) ward das Gut Drage parcellirt; dadurch hat auch das Schloß Friedrichsruhe seinen Untergang gefunden.

48. Ludwigsburg.

Friedrich, der erste König von Württemberg, hat beide Gemahlinnen sich aus Welfischem Geschlechte genommen. Am 15. October 1780 vermählte er sich mit Augusta, der Tochter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand's zu Braunschweig und Lüneburg, die am 27. September 1788 starb und zu Goldenbeck in Esthland beigesetzt wurde [19]. Etwa $8^1/_2$ Jahr später, am 18. Mai 1797, ging er eine zweite Ehe mit Charlotte (Auguste Mathilde), der Tochter König Georg's III. von England, ein. Sie nahm an der Erhöhung ihres Gemahls zum Kurfürsten (1803), dann zum Könige (1805) Theil und hat ihn, als er am 30. October 1816 gestorben war, noch beinahe zwölf Jahre überlebt. Sie verschied am 6. October 1828 im Residenzschlosse zu Ludwigsburg, wo sie ihren Wittwensitz aufgeschlagen hatte. Hier ist sie in der Fürstengruft, unter der Schloßcapelle, die Herzog Eberhard Ludwig, der Begründer Ludwigsburgs, im Osten des gewaltigen Schloßbaues 1716—1723 hatte aufführen lassen, am 10. October feierlich bestattet worden Die Gruft, die jetzt nicht zugänglich ist, zerfällt in eine protestantische und katholische Abtheilung. In jener ruhen u. A. außer der Königin Charlotte ihr Gemahl König Friedrich I. und der Herzog Eberhard Ludwig († 1733), in dieser die Herzöge Karl Alexander († 1737) und Karl Eugen († 1793) [20].

Bücherschau.

Konrad Koch, Die Erziehung zum Muthe durch Turnen, Spiel und Sport. Die geistige Seite der Leibesübungen. Berlin, R. Gaertner 1900. 224 S. gr. 8°. 4 M.

In der nun seit einem Jahre vorliegenden hervorragenden Schrift, die schon vielfach, und zwar nicht nur in Fachkreisen, lebhafte Anerkennung gefunden hat, wird auf der soliden Grundlage umfassender wissenschaftlicher Studien und einer über fast drei Jahrzehnte sich erstreckenden praktischen Erfahrung meines Wissens zum ersten Male der kühne Versuch gemacht, die Behandlung der gesammten Leibesübungen, die unter der Bezeichnung „Turnen, Spiel und Sport" zusammengefaßt werden, auf einem einzigen fruchtbaren Gedanken aufzubauen. Nach Koch soll nicht die Ausbildung des Körpers der erste und letzte Zweck der Leibesübungen sein, sondern die Kräftigung und Stählung des Willens, die Entwickelung einer kraftvollen Persönlichkeit. Da die im wesentlichen auf der Ausbildung der Denkkraft beruhende moderne Schulerziehung nicht ausreicht, um kräftige Charaktere zu bilden, so muß der wissenschaftliche Unterricht durch einen planmäßigen Betrieb der Leibesübungen mit größerem Nachdruck als bisher organisch ergänzt werden. Der Verfasser geht aber nicht so weit, eine wesentliche Vermehrung der Turn- und Spielstunden zu verlangen, sondern er will nur den gesammten Turnbetrieb mit einem neuen Geiste erfüllen.

Der Lehrer soll in der Jugend nach einem streng durchdachten Plane durch sorgfältig ausgewählte Uebungen, deren Schwierigkeit sich allmählich steigert, ein energisches,

17) Kantzow Pomerania I. B. S. 290.
18) Mit gütiger Unterstützung des Herrn Pastor Hansen in Hohenaspe.

19) Vgl. Steinmann S. 146 ff.
20) Vgl. Ed. Paulus, Kunst- und Alterthums-Denkmale im Kgr. Württemberg. Inventar. S. 322.

aber vernunftgemäßes Wollen groß ziehen. Da aber die Cardinaltugend des Willens der Muth ist, so soll jede Leibesübung vor allem Muthübung sein. Es sind also durchweg solche Uebungen zu bevorzugen, die den Muth zu wecken und zu stählen geeignet sind. Diese Forderung wird durch eine Untersuchung über das Wesen des Muthes und seiner verschiedenen Erscheinungsformen genauer begründet und erläutert, und dann werden — und darin scheint vor allem die Bedeutung des Buches zu liegen — für die Art, wie diese Grundsätze in der Praxis zu verwirklichen sind, nicht nur vortreffliche allgemeine Regeln aufgestellt, sondern es wird auch der Werth der einzelnen Leibesübungen für die Jugenderziehung, besonders soweit sie Turnen und Spiel betreffen, folgerichtig bestimmt. Auch die Bedeutung des Sports weiß der Verfasser vollauf zu würdigen und ihn von einem höheren Gesichtspunkte aus zu beurtheilen, wenn er auch seine Auswüchse wiederholt unnachsichtlich brandmarkt. Daran schließen sich feinsinnige Darlegungen, die andere für die körperliche Erziehung wichtige Fragen behandeln, so besondere Abschnitte über die Freude an den Leibesübungen, den Gemeinsinn im Spielleben, den Wegfall der Standesunterschiede auf dem Spiel- und Turnplatze, die Pflege des nationalen Sinnes.

Bei der Knappheit des dieser Anzeige zugemessenen Raumes müssen wir leider auf eine eingehende Besprechung und Würdigung der bedeutenden Schrift sowie auf etwaige kritische Bemerkungen verzichten und können sie nur sowohl den Fachgenossen als auch den Eltern, die es mit der Erziehung ihrer Kinder ernst nehmen, zu gründlichem Studium dringend empfehlen.

Wenn wir auch nicht alle Folgerungen, die der Idealismus des für seine Sache begeisterten Verfassers zieht, anerkennen, nicht alle seine Hoffnungen theilen und besonders seinen philosophischen Ausführungen nicht überall zustimmen können, so sind wir doch überzeugt, daß die mit wohlthuender Wärme und großer Frische vorgetragenen Ansichten geeignet sind, eine wichtige Reform in dem gesammten Betriebe der Leibesübungen anzubahnen. Hoffentlich tragen die überzeugenden Darlegungen des um das Wiederaufblühen der Jugendspiele in Deutschland so hochverdienten Verfassers auch dazu bei, in weiten Kreisen der Gebildeten, die vielfach dem tüchtigsten Streben der Schule und auch mancher Vereine auf dem Gebiete der leiblichen Jugenderziehung noch immer lau und gleichgiltig, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstehen, eine warme Theilnahme und ein verständnißvolles Interesse für den Betrieb der Leibesübungen zu erwecken. H.

Otto Schütte, Braunschweiger Personennamen aus Urkunden des 14. bis 17. Jahrhunderts. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Herzogl. Neuen Gymnasiums zu Braunschweig. (1901 Progr. № 754). Braunschweig, J. H. Meyer 1901. 22 S. 4⁰.

Der Verfasser ist den Lesern dieses Blattes auf dem Gebiete der Namenforschung schon durch zwei früher hier veröffentlichte Aufsätze (1899 S. 190 ff. u. 197 ff; 1900 S. 73 ff.) vortheilhaft bekannt geworden. Legte er dort hauptsächlich die Degedingbücher der Neustadt und das Verfestungsbuch der Alt- und Neustadt Braunschweig seinen Untersuchungen zu Grunde, so hat er für diese besonders die Schoßbücher und Bürgerbücher aller fünf Weichbilde, das erste Altstädter Degedingbuch und die beiden ersten Gedenkbücher herangezogen. Die Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte; in dem ersten werden Vornamen (zumeist Kosenamen), im zweiten Familiennamen behandelt In der Arbeitsweise, Eintheilung des Stoffes u. s. w. schließt der Verfasser sich an die früheren Aufsätze an, so daß Alles gut in einander greift. Hoffentlich läßt der unermüdlich fleißige und gewissenhafte Forscher diesem neuen interessanten Beitrage zur Braunschweigischen Namenkunde bald weitere folgen, die seinen Arbeiten demnächst den auch im Interesse der Sache wünschenswerthen Abschluß geben werden.

Im **„Globus“** (Band 79 № 10 S. 156—59) behandelt Richard Andree einige alte westafrikanische Elfenbeinschnitzwerke im Herzogl. Museum zu Braunschweig, die zwischen älteren und neueren Arbeiten der Art seit langem aufbewahrt waren, jetzt aber von dem Verfasser erst in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden sind. Es sind ein Blashorn, ein Gefäß und vier Löffel, die sich ähnlichen Stücken in den Museen zu Wien und London würdig zur Seite stellen. Die Gegenstände werden ausführlich beschrieben, größtentheils auch in Abbildungen vorgeführt. Den interessanten Ausführungen, die der Verfasser daran schließt, entnehmen wir, daß die Stücke im 16. Jahrhundert und wahrscheinlich in Benin hergestellt sind, dessen künstlerisch gearbeitete Broncen seit kurzem zu so hohem Rufe gelangt sind.

Otto Liermann, Henricus Petreus Herdesianus und die Frankfurter Lehrpläne nebst Schulordnungen von 1579 und 1599. E. kulturhistorische Studie. Sonderabdruck aus Programm № 423 des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1901. Frkf a. M., Knauer [1901]. LXIII S. 4⁰.

Steht im Mittelpunkte dieser auf gründlichen archivalischen Studien beruhenden Arbeit auch das Frankfurter Gymnasium, dessen Geschichte in den Jahren von c. 1560—1600 hier behandelt wird, so hat das Büchlein doch auch für uns ein besonderes Interesse. Denn der Mann, dessen zwar nicht lange, aber erfolgreiche Thätigkeit in Frankfurt (1576—81) uns hier ansprechend erzählt wird, hat zu unserer Heimath die nächsten Beziehungen. Er ist am 1. Februar 1546 zu Hardegsen im Fürstenthum Göttingen geboren, wurde 1586 Leiter des Göttinger Pädagogiums und 1591 Hof- und Consistorialrath, auch Landesschulinspector in Wolfenbüttel, wo er lange Jahre segensreich wirkte und am 12. Sept. 1615 gestorben ist. In Frankfurt heirathete er 1577 die Wittwe des bekannten Theologen Flacius. So gelangte er in den Besitz von dessen berühmter Büchersammlung, die er 1597 dem Herzoge Heinrich Julius verkaufte und die noch heute einen werthvollen Bestandtheil der Wolfenbüttler Bibliothek bildet. Es ist also wohl berechtigt, wenn wir auch hier mit einigen Worten auf die Schrift Liermann's hinweisen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 19. Mai **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar und Abt Jerusalem.

Von Carl Schüddekopf.

Es war ein schweres und verantwortungsvolles Amt, das die achtzehnjährige Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar nach dem frühen Tode ihres Gemahls, des Herzogs Ernst August Constantin, am 28. Mai 1758 übernahm. Der Erbe des Throns war acht Monate alt, die selbst noch minderjährige Wittwe trug ein zweites Kind unter dem Herzen, und ihre Vormundschaft stieß, wie Otto Eggeling in diesem Magazin (1896, Nr. 19) launig erzählt hat, auf tiefgehende politische Hindernisse. Um so bewunderuswürdiger, wie die braunschweigische Fürstentochter die ihr zugefallenen Pflichten erfüllte! Wer den in der deutschen Geschichte einzig dastehenden Aufschwung Weimars, seine innerhalb weniger Jahrzehnte vollzogene Wandlung aus einem ärmlichen Ackerstädtchen zum Mittelpunkte deutscher Cultur zu erklären unternimmt, muß den größten Nachdruck auf das Einwirken der Herzogin Mutter legen und darf nie außer Acht lassen, was bereits vor dem Regierungsantritt Carl August's, bis zum Jahre 1775, von ihr geschaffen war. Ein Zeugniß aus unzähligen mag hier genügen, die Worte, welche der große Menschenkenner Wieland am 3. Januar 1785 an Merck schrieb: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar in weniger Zeit wieder so ein unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest seyn, als irgend eins in teutschen und welschen Landen“.

Was in diesen Blättern vorwiegend interessirt, ist die Unterstützung, die Anna Amalia während ihrer Regentschaft in ihrem Heimathlande fand. Ihr Vater, der Herzog Carl I. von Braunschweig, war bis zu ihrer Volljährigkeit als Vertreter, dann als Mitvormund bestellt worden; bei Einsetzung der vormundschaftlichen Regierung wirkte Georg Andreas Septimus von Praun, Lessing's späterer Vorgesetzter, zur größten Zufriedenheit der Herzogin mit. Als Vormund übte der Herzog Carl eine weisere Sparsamkeit als im eigenen Lande, denn schon am 8. Juni 1758 erhielt der Schauspieldirector Carl Theophilus Döbbelin, der seit August 1756 in Belvedere und im Weimarer Schloß mit seiner Truppe spielte, von dem hohen Ober-Vormund und Landes-Administrator seine Entlassung. Wie wir Döbbelin später in Braunschweig wiederfinden, so scheint andererseits die für die Theatergeschichte ungemein wichtige Berufung der Seylerschen Truppe nach Weimar bei dem Besuche, den Anna Amalia im Mai 1771 in ihrer Vaterstadt machte, durch Lessing veranlaßt worden zu sein (vgl. Lessing's Briefe bei Hempel XX, I, 421 und 424). Und unter den Beamten, die von der jungen Herzogin aus Braunschweig mitgebracht wurden, befand sich als ihr Cabinetssecretär und Legationsrath der Vater des Dichters Kotzebue, der aber bereits 1763 starb.

Eine Frage war es jedoch vor allen andern, in der Anna Amalia sich in Braunschweig Rath holte, die wichtigste, die der jungen Mutter entgegen trat: die Erziehung ihrer beiden Söhne. Ihr Vater hatte im Jahre 1745 in dem nach ihm benannten Collegium Carolinum eine Erziehungsanstalt begründet, die sich eines weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichenden Rufes erfreute, und an deren Spitze als Leiter einer der tüchtigsten Pädagogen seiner Zeit stand, der Abt Jerusalem, Anna Amalia's alter Lehrer. Denn wie dieser den Unterricht des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand leitete und das von ihm aufgesetzte Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold herausgab, so wird er auch die Erziehung der ältesten Prinzessin überwacht haben. Confirmirt wurde Anna Amalia allerdings nicht von ihm; vielmehr enthält das Kirchenbuch der Schloßkirche zu Wolfenbüttel folgenden Eintrag: „Den 28ten December 1754 sind Durchl. Prinzeßinn Anna Amalia von dem Herrn Hofprediger Mittelstädt in Gegenwart sämmtl. Durchl. Herrschaft, wie auch der Noblesse und übrigen Hofbedienten in Ihro Königl. Hoheit Audienz Zimmer zu Braunschweig confirmirt und hat den Sontag drauf mit Durchl. Herrschafft communicirt“.

Als es sich nun für Anna Amalia darum handelte, den letzten Willen ihres verstorbenen Gemahls zu erfüllen, „daß unser Erbprinz schon im vierten Jahr der Aufsicht der Frauen entnommen und einem Hofmeister übergeben werde“, was war natürlicher, als daß sie ihren Blick nach Braunschweig lenkte? Ihr Vater hatte schon am 25. Juni 1760 „un meuble très utile“

als Erzieher empfohlen, nämlich Johann Wilhelm Seidler, dazumal Professor am Collegium Carolinum und daneben von 1756—1760 Redacteur der „Gelehrten Beyträge" der Braunschweigischen Anzeigen [1]); dieser siedelte im Frühjahr 1761 nach Weimar über, erhielt den Titel Obereonsistorialrath und übernahm alsbald den Unterricht des Erbprinzen, der im folgenden Jahre bereits Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Latein umfaßte. Seidler starb am 13. April 1777 [2]) und hinterließ einen Sohn, der als späterer Universitäts-Stallmeister in Jena, besonders aber durch seine Tochter Louise, mannigfache Beziehungen zu Goethe hatte, die Hermann Uhde in den „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler" (Berlin 1874) zusammengestellt hat.

Auch der im März 1762 ernannte hochbedeutende Gouverneur des Erbprinzen, Joh. Eustachius Graf von Schlitz, gen. Görz, war ein früherer Zögling vom Collegium Carolinum in Braunschweig; sein erster Bericht vom 20. Juni 1762 an die Herzogin Mutter, den Karl Kehrbach vor Kurzem in den „Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt" (Weimar 1900) S. 41 ff. veröffentlicht hat, rühmt zwar Seidler's „bekannte Geschicklichkeit und Fleiß", macht aber auch bereits auf die Gefahr aufmerksam, „daß der Herr ErbPrintz schon in diesen so zarten Alter eine ziemlich genaue Kentnis von dem Hohen Stande, worinnen Sie die Göttliche Vorsehung durch Ihre Geburth gesetzet hat, halten". Daß sich dieser Vorwurf auf Seidler direct beziehe, ist unglaubhaft; im Uebrigen ist für die weitere Erziehungsgeschichte auf C. A. H. Burkhardt's actenmäßigen Aufsatz „Jugend und Erziehung Karl August's von Weimar" in Westermann's Monatsheften vom Februar 1865, S. 460 ff. zu verweisen.

Nachdem der Erbprinz in der Pfingstwoche des Jahres 1771 confirmirt war, trat Anna Amalia mit ihm eine Reise in ihre Heimath an, wo er auch seinen Großoheim, Friedrich den Großen, kennen lernte; ohne Zweifel wird hier die weitere Ausbildung Carl August's Gegenstand der Berathung gewesen sein. Schon seit mehreren Jahren hatte Graf Görz einen Aufenthalt an fremden Orten, eine Umschau in anderen und größeren Verhältnissen beantragt; die Herzogin aber ging stets in ihren Resolutionen mit Stillschweigen über diese Forderung hinweg. Auf die Dauer aber konnte sie sich der Berechtigung derselben nicht verschließen; die Sitte der Zeit und pädagogische Rücksichten schienen in gleicher Stärke einen längeren Besuch im Auslande zu verlangen. Aber auch hier ging Anna Amalia ihren eigenen Weg. Nicht die sogenannte „große Reise" in die Hauptstädte der Nachbarreiche, besonders nach Paris, von der die jungen Zöglinge so häufig das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung zurückbrachten, lag in ihrem Plane, sondern ein in damaliger Zeit fast beispielloser Versuch — der Aufenthalt an einer Universität in der Schweiz, im Elsaß oder einem benachbarten Lande. Hier sollten Carl August und sein zwei Jahre jüngerer Bruder, der Prinz Constantin, ihre Studien unter der Oberaufsicht eines erfahrenen Pädagogen zum Abschluß bringen.

Keinen Geringeren als den Abt Jerusalem hatte Anna Amalia zu diesem Posten ausersehen; ihr französisch abgefaßter Brief, in welchem sie ihrem alten Lehrer diesen Wunsch aussprach, ist leider mit Jerusalem's Nachlaß verloren gegangen. Dagegen sind Jerusalem's Antworten, die bisher nur kurz erwähnt worden sind [3]), im Großherzoglich Sächsischen Geh. Hausarchiv erhalten und mir durch freundschaftliche Verwendung des Herrn Archivdirectors Geh. Hofraths Burkhardt zugänglich gemacht. Daß Jerusalem den an ihn ergangenen Antrag seinerseits an höchster Stelle vorgetragen habe, ist nach den Erörterungen des ersten Briefes unwahrscheinlich: auch enthält das Herzogliche Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel nichts darauf Bezügliches. Die demnach einzigen Reste dieser Correspondenz lauten wie folgt:

I.

Braunschw., d. 6. Febr. 1772.

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau.

Ew. Durchl. gnädigstes Schreiben habe ich gestern erhalten, und ich bitte um die Erlaubniß es auf deutsch zu beantworten, weil ich mich hierin leichter ausdrücke. Mögte ich Ew. Durchl. doch aber auch zugleich ausdrücken können, wie sehr ich von dem gnädigsten Vertrauen gerühret bin, womit dieselben mich beehren; Und mögte ich dan dabey auch doch so glücklich seyn, Ew. Durchl. in dieser Ihnen so wichtigen Angelegenheit, mit dieser Antwort auf einmal gantz zu beruhigen. Ich kann mir zwar freylich das nicht zutrauen, was Ew. Durchl. von mir erwarten; ich kenne meine Schwachheit zu gut; alles was ich versprechen kan, ist reinste Devotion und Treue. Aber da ich die eben so weise als zärtliche Fürsorge kenne, womit Denenselben die bis hieher so glückliche Erziehung von Dero beyden liebenswürdigsten und hofnungsvollen Printzen am Hertzen liegt, und Ew. Durchl. nun einmal dies gnädige Vertrauen zu mir gefasset haben, so würde es mir gewiß die allergrößte Freude von der Welt seyn, Ew. Durchl. hierüber auch auf einmal zu beruhigen.

Ew. Durchl. wollen nicht daß ich mein Alter, und meine unsichre Gesundheit allegiren soll. Aus Liebe zur Bequehmlichkeit und Ruhe will ich auch gewiß mein Alter nicht anführen, alles Dies opfre ich Ihnen gleich mit der freudigsten Bereitwilligkeit auf; auch die Verbindung mit meiner Familie, so angenehm sie mir auch als dem glücklichsten Vater ist, soll mir nicht die geringste Bedencklichkeit machen: ich will gar nicht sagen daß ich schon 63 Jahr bin, wenn Ew. Durchl. mich in diesem Alter zu einer so wichtigen Bestimmung nicht zu stumpf halten. Aber meine so gar unsichere Gesundheit die so vielen plötzlichen und bedencklichen Zufällen unter-

1) Vgl. P. Zimmermann, Zachariä in Braunschweig (Wolfenbüttel 1896), S. 91.

2) Er wurde nach dem Weimarischen Wochenblatte von 1777, S. 123, am 15. April beerdigt.

3) Vgl. Burkhardt a. a. O. S. 469, Seuffert in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 342 und die ganz ungenügende Biographie Anna Amalia's von F. Bornhak, Berlin 1892, S. 65.

worffen ist — Ja wenn es auf eine kürtzere Zeit, oder binnen den Bezirck von etwan 30 Meilen wäre, wo im Fall der Noth ich von den Meinigen oder Sie von mir in ein paar Tagen Nachricht bekommen könnten, so wäre ich gleich bereit, ohne alle Einwendung den Antrag zu übernehmen. Aber bey einer jahr langen Entfernung von 70 und mehr Meilen, und bey meinen so bedencklichen GesundheitsUmständen, was hat da meine Familie nicht von mir immer zu fürchten, und was für Unruhen bliebe ich ihrentwegen nicht ausgesetzt? und Ew. Durchl. sind die Umstände meiner Familie auch vielleicht nicht gantz unbekannt. Ich hoffe Sie sind also so gnädig, und verzeihen es mir, wenn ich mir hierüber einige Bedenckzeit ausbitte. Sie soll von heute an, nicht länger als 14 Tage währen; und ich hoffe Ew. Durchl. sind von mir voraus versichert, daß ich es für mein gröstes Glück und für die gröste Freude halten würde, die mir die Fürsehung nur zuweisen könnte, wenn ich meine letzte Lebenszeit noch zu Dero Beruhigung und zu einigem Nutzen von Dero Durchlauchtigsten Printzen anwenden könnte, und daß mich gewiß nichts als die alleräußersten Bedencklichkeiten davon werden abhalten können. Dann aber würden dies doch noch nicht die eintzigen Bedencklichkeiten seyn. Gantz gewiß werden Durchl. der Hertzog und noch mehr unser Herr Minister auch sehr große Bedencklichkeiten dagegen machen, und das eintzige Mittel, dieselben einiger massen zu coupiren, würde der prætext seyn, daß Ew. Durchl. den Antrag nur auf einige Monathe, höchstens auf diesen Sommer machten, damit Sie zu Dero Beruhigung nur erst sähen wie alles ginge — denn gegen ein gantzes Jahr würde unser Herr Minister unzählige Einwendungen machen, die er gegen 3 oder 4 Monathe nicht machen könnte, und wäre ich dan ja einmal weit weg, so würde sich das übrige von selbst finden.

Aber da Ew. Durchl. sich einmal entschliessen wollen, die beyden Printzen so weit von sich zu entfernen, so nehme ich mir die Erlaubniß unterthänigst anheim zu geben, ob es nicht in aller Absicht unendlich vortheilhafter seyn würde, wenn sie anstatt Geneve und Strasburg nach Utrecht oder Leyden gingen. In Geneve ist jetzo gar nichts zu thun, es ist alles voller bürgerlichen Unruhen und Fermentationen; die Universität ist darüber beynahe gantz eingegangen; Personen vom Stande und Frembde, außer etwan etliche wenige ungezogene wilde Engelländer sind nicht da; also gar keine Societät, äußerst kostbar dabey, die Printzen müsten alle honneurs täglich bey sich machen, welches Sie unendlich distrahiren würde, wie es der seelige Erb-Printz von Gotha, und vor 30 Jahren der Herr Landgraf von Cassel erfahren; und dabey hätten sie gar keine Gelegenheit was zu sehen, oder zu lernen, zu geschweigen daß der Leichtsinn dort jetzt sehr herrschend ist.

Strasburg ist für junge Herren von solchem Stande nicht viel beßer. Die eintzige Societät sind der Gouverneur und die Generals; aber bey einer Guarnison von 10 000 Mann würden Sie auch von den Officiers die Ihnen täglich die Cour machten, beständig belagert, und ebenfalls unendlich distrahiret werden, und wobey zugleich Ihre rechtschaffene unschuldige Denckungsart sehr in Gefahr wäre, ohne daß der wachsamste Hofmeister es allezeit verhüten könnte; dabey ist die Universität gar nichts, und die Gelegenheit sich in den Wißenschaften zu üben, das militaire ausgenommen, armseeliger als auf einer deutschen Universität. Leyden und Utrecht sind dargegen die beyden eintzigen Oerter[3]), wo solche junge Herren, wie die beyden Durchl. Printzen sich mit dem größten Nutzen und am sichersten zugleich für ihre Sitten und Denckungsart aufhalten können. Hier haben Sie zu allem was zur fernern Cultur derselben nur erdacht werden kan, die fürtreflichste Gelegenheit; nicht allein in Ansehung der Wissenschaften, sondern auch aller andern schönen Kentniße, wegen der fürtreflichen Cabinetter von Naturalien, Gemählden, Kunstwercken, wovon Sie in Geneve und Strasburg nichts sehen, und hier mehr als irgendwo in der Welt; der Gelegenheit, die Sie hier zugleich haben, Sich eine Idee von der großen Handlung und von der Schiffarth zu machen, zu geschweigen. Darneben leben und studiren Sie hier ohne alle distraction, obgleich, besonders in Utrecht unter großer noblesse, und wo Sie auch nur einen Schritt hinaus thun, da haben Sie neue Gelegenheit sich neue Kentnißen zu erwerben. Und zugleich haben Sie die große Welt in der Nähe; ich meyne den Haag, die beste Schule in der Welt für junge Printzen, und die gröste Staats Schule von Europa, wo Sie des Sonnabends und Sonntags allemal hinreisen könnten. Hier hätten Sie den Herrn Groß Oncle[4]), zugleich einen der brillantesten und zugleich ordentlichsten und gesittetsten Höfe, dabey die grösten Minister und Staats Leute von gantz Europa; wo Sie also immer mit gesetzten großen Männern umgeben sind, wodurch Sie beständig in Aufmercksamkeit auf sich erhalten werden, wo ihre Sentiments für alle leichtsinnige Verführungen gesichert sind; wo der edelste Wolstand herscht; wo Sie alle die distinction von großen Printzen haben, ohne daß Ihnen geschmeichelt wird; wo der gröste Printz wenn er geachtet seyn will, sich durch Vernunft und Aufführung distinguiren muß, und wo die beyden liebenswürdigsten Printzen, bey der fürtreflichen Erziehung die Sie haben, auf einmal bey gantz Europa als die hofnungsvollesten Printzen bekannt werden können.

Ich hoffe Ew. Durchl. halten mir diese Ausschweiffung zu Gnaden.

Das gantze wird übrigens bey mir das gröste Geheimniß bleiben. Und ich habe die Ehre mit der respectueusesten devotion zu seyn

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau
Ew. Durchl.
unterthänigster getreuester und
gehorsamster Diener
Jerusalem.

---

3) Davor geschrieben: Universitäten.

4) Herzog Ludwig Ernst zu Braunschw u. Lüneb., Bruder Herzog Carl's, der damals Feldmarschall der Niederlande war.

II.

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau.

Ich hoffe Ew. Durchlaucht haben meine unterthänigste Antwort in Gnaden aufgenommen, und legen es nicht als einen Mangel an Devotion und Treue auß, wenn ich Dero gnädigste Erwartung nicht erfüllet habe. Gott weiß, wenn es allein hierauf ankäme, daß mir auf der Welt nichts so wichtig seyn könnte, daß ich der Ruhe von Ew. Durchl. und dem Dienste von Dero beyden so hofnungsvollen Printzen nicht mit Freuden aufopferte. Aber da ich meine wanckende unsichre Gesundheit buchstäblich von einem Tag zum andern mit Medicin nur kümmerlich hinhalte, würde es nicht zu vermessen seyn, wenn ich mich zu einer so entfernten Reise als Strasburg oder Geneve sind, in eine gantz ungewohnte Lufft, mich verbindlich machen [wollte?] Und wenn ich auch alle relations mit meiner Familie hindansetzen wolte, würde ich selbst Ew. Durchl. mit gutem Gewißen dies Versprechen thun können? Würde ich auch Dero Erwartung erfüllen können? Wolte ich es aber auf 2, 3 Monathe wagen, und mich dazu unterthänigst erbieten, wie wenig würde dies die gnädigste Absicht von Ew. Durchl. erfüllen. Ich muß auch dies noch unterthänigst wiederholen, was ich schon in meinem vorigen anführte, daß meine Entschließung hiebey noch am allerwenigsten entscheiden, sondern es hauptsächlich auf die gnädigste Einwilligung des Durchlauchtigsten Hertzogs ankommen würde, wobey ich mir aber noch größre Schwierigkeiten vorstelle.

Ich hoffe Ew. Durchl. trauen mir so viele Empfindung von Rechtschaffenheit, Treue und Dankbarkeit zu, daß Dieselben diese Vorstellungen als keine gesuchte Entschuldigungen ansehen. Dero gnädigsten Befehle und Absichten aufs möglichste zu erfüllen, und den liebenswürdigsten Durchlauchtigsten Printzen nur auf einige Art nützlich werden zu können, ist gewiß kein Mensch auf der Welt der sich eine reellere Freude und ein größer Glück daraus machen könnte als ich, der ich mit den Gesinnungen der allergetreuesten Devotion bin

Durchlauchtigste Hertzogin
Gnädigste Hertzogin und Frau
Ew. Durchl.
unterthänigster getreuester und
gehorsamster Diener
Jerusalem.

Braunschw. d. 9. Mertz 1772.

Dem Gewicht dieser Gründe konnte sich Anna Amalia nicht entziehen; es kam dazu, daß Jerusalem's einziger Sohn sich damals als braunschweigischer Legationssecretair am Reichskammergericht in Wetzlar höchst unglücklich fühlte und im Herbst desselben Jahres seinem Leben ein Ende machte. Die Herzogin scheint alsbald ihrem Plane entsagt zu haben; denn schon vor dem Empfang des zweiten Jerusalem'schen Briefes, auf einer Redoute in den ersten Tagen des März 1772 beauftragte sie Wieland, seine Ansichten über die Erziehung ihrer Söhne ihr schriftlich vorzulegen [5]). Dieser war von Erfurt aus, wo er seit 1769 als Professor lehrte, durch den Statthalter von Dalberg in Weimar eingeführt, verkehrte seit dem Winter 1771 am Hofe und schien als Verfasser des „Goldnen Spiegels" gerade der rechte Mann als Prinzenerzieher. Daß Jerusalem die Herzogin auf ihn aufmerksam gemacht habe, ist trotz früheren Beziehungen Wieland's zu Braunschweig unwahrscheinlich; vielmehr scheint ihre Abneigung gegen eine längere Trennung der Prinzen von ihrer Seite, ohne hinreichende Aufsicht, so stark gewesen zu sein, daß sie gleich nach Jerusalem's Absage sich entschloß, einen eigenen Erzieher nach Weimar zu berufen. Wieland folgte nach längeren Unterhandlungen ihrem Rufe am 20. September 1772; im folgenden Jahre trat, nicht ohne Vermittlung des braunschweigischen Hofes (vgl. Magazin 1895, S. 28), Knebel als Instructor des Prinzen Constantin ein; und die Reise, die beide Prinzen Ende 1774 nach Frankreich führte, bot wiederum durch Knebel's Vermittlung die Veranlassung zu Goethe's Uebersiedlung nach Weimar. So vollzog sich die weitere Entwicklung Weimars zur Musenstadt in engem Anschluß an die von Anna Amalia aufrecht erhaltenen Beziehungen zu ihrer Heimath.

Aus dem Leben Johann Christian Kokens.

Mitgetheilt von J. Merckel.

III. Studium und erste Lehrerzeit in Holzminden.

Zu Michaelis 1798 hatte Koken seine Ausbildung am Andreanum vollendet. Er begab sich nun nach Göttingen, um sich hier bis Ostern 1801 dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. Ueber die Wahl eines Berufs, vor die er sich jetzt gestellt sah, hat er sich folgendermaßen ausgesprochen.

„Wenige Jünglinge folgen in der Richtung, die sie dem Gebrauch ihrer geistigen und körperlichen Kräfte im ferneren Leben zu geben sich entschließen, einer inneren Stimme, einer in ihnen mächtig hervortretenden Neigung. Einige (und dieser ist keine kleine Zahl) taumeln so zu sagen in das bürgerliche Leben hinein, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, indem sie es dem Schicksal, oder besser zu sagen, dem Zufall überlassen, welchen Weg sie einschlagen werden. Manche von diesen rettet die Vorsehung, indem sie der Zufall, dem sie sich überlassen, so leitet, daß sie eine Bahn betreten, die für sie paßt. Viele indeß gehen verloren und Andere (und dies, glaube ich), ist die Mehrzahl) lassen sich blos durch materielle Rücksichten auf ein leichteres Auskommen, eine zu hoffende höhere Stellung im Leben bestimmen, oder werden durch den Drang der Umstände in einen Beruf getrieben, ohne ihre innere Stimme zu vernehmen oder ihr folgen zu können. Wollen wir billig urtheilen, so ist zu bedenken, daß, so wie die menschlichen Zustände nun einmal sind, dem Materiellen meistens viel nachgegeben werden muß.

5) Vgl. Seuffert in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1, 360.

Ich habe diese Betrachtung vorausgeschickt, weil ich mich zu dem Geständniß genöthigt sehe, daß ich zu der Wahl des Berufes, in dem ich ein langes Leben hingelebt habe, in der That auch nur durch äußere Umstände hingeführt bin, ohne einen deutlichen und wahren inneren Beruf zu fühlen. Um so mehr darf ich dies ohne Scheu bekennen, als ich weiß, daß ich dem Lehrfache nachher mit solcher Lust und Liebe ergeben gewesen bin und meine ganzen Kräfte ihm so geweiht habe, als wenn ich dasselbe aus völlig freiem Antriebe gewählt hätte. Mich drängten aber folgende Ursachen dazu. Mein Vater, Großvater und Urgroßvater waren Rechtsgelehrte gewesen und da man Anlagen in mir zu entdecken glaubte, so war es meines Vaters und Großvaters größter Wunsch, ich möge in ihre Fußtapfen treten. Aber, weil meine Mutter glaubte, daß der frühe Tod meines Vaters durch den vielen Aerger verursacht sei, den er als rechtsgelehrter Beamter gehabt, faßte sie gegen dies Fach einen wahren Haß und setzte gleichsam ihren Fluch darauf, wenn ich es wählte.

Nun blieb mir nichts Anderes übrig als Theologie, da ich gegen das Studium der Arzneikunst einen Widerwillen hatte, und ohnedies die Theologie, bei den beschränkten Mitteln meiner Mutter, mir die Aussicht bot, durch sie am ersten zu Brot zu kommen. So ging ich mit dem Entschluß Theologe zu werden zur Academie. Abends mußte ich, um die unentbehrlichsten Bedürfnisse bestreiten zu können, Verdienst durch Unterricht suchen, der mir auch durch Empfehlung bald zu Theil wurde, und ein Glück war es für mich, daß ich mehreren begabten Knaben Unterricht in den classischen Sprachen mit gutem Erfolge ertheilen konnte. Es waren dies Söhne von Professoren, von denen sich mehrere späterhin als Gelehrte bekannt gemacht haben (Osiander, Gmelin).

Außerdem trat ich, um der pecuniären Unterstützung willen, die mir dadurch zufloß, in das philologische Seminar und wiewohl ich durch diese Umstände der Idee näher kam, — wenigstens einige Zeit nach Beendigung meines academischen Cursus, sollte sich Gelegenheit finden, im Schulfache zuzubringen —, so blieb doch immer mein früherer Entschluß, in den Predigerstand dereinst einzutreten, fest. Es war damals das Schulfach und Predigerfach nicht so getrennt wie jetzt, vielmehr war man der Meinung und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß das erstere eine sehr zweckmäßige Vorbereitung auf das letztere sei, und da beide Fächer noch nicht so sehr den jetzigen Umfang der für sie erforderlich erachteten Kenntnisse gewonnen hatten, war es leichter möglich, beide zugleich zu studiren, wie ich es denn auch that, und dies durch meine von der theologischen Facultät in Göttingen im Jahre 1800 gekrönte Preisschrift de reditu Messiae ad judicium gentium bewiesen habe. Im Jahre 1801 bot sich mir die Gelegenheit, als Lehrer an einem Gymnasium und zwar in Holzminden angestellt zu werden, und ich ergriff diese. Aber auch in den zwölf ersten Jahren, welche ich in diesem Amte verlebte, rechnete ich noch immer darauf, Prediger zu werden und versäumte es nicht, wenn ich dazu aufgefordert wurde, zu predigen und Religionsunterricht zu ertheilen. Wichtige Ereignisse fügten es, daß ich durch die schnelle Beförderung, die ich an demselben Gymnasium fand, bei diesem Fache verblieb und, wie ich schon erwähnt habe, mein Heil darin fand.

Als mir die vorhin erwähnte Stelle eines jüngsten Lehrers am Gymnasium vorgeschlagen wurde, erklärte ich mich geneigt, sie anzunehmen, mußte aber vorher mich erst einer Prüfung unterziehen. Diese bestand darin, daß ich mehrere Tage hintereinander in allen Classen der Schule und in allen Unterrichtszweigen in dem mir vom Director vorgeschriebenen Pensum unterrichtete, wobei das sämmtliche Lehrer-Collegium gegenwärtig war. Nach dieser Probe-Lection gab jeder Lehrer sein Urtheil über mich schriftlich und versiegelt ab, und hiernach wurde von der höheren Behörde (dem Consistorium) entschieden, ob ich für das Amt fähig sei. Diese Entscheidung fiel günstiger aus, wie ich es erwartet hatte, und zwar aus folgendem Grunde: Ich fühlte, daß meine Kenntnisse in manchen Dingen noch nicht sicher genug waren, da mir das Studium der Theologie keine Zeit gelassen hatte, während der Academie auf dem nicht übeln Grunde, welchen ich in den Schulwissenschaften vorher gelegt hatte, fortzubauen. Dabei ist mir von jeher und selbst bis in die späteren Jahre eine gewisse Schüchternheit eigen gewesen, sobald ich in Gegenwart von Männern, deren Urtheil ich glaubte fürchten zu müssen, öffentlich auftreten mußte. Freilich habe ich in vorkommenden Fällen und selbst bei jener Probelection, vermöge meines kräftigen Ehrgeizes, diese Blödigkeit zu überwinden gewußt, aber nicht ohne große Anstrengung, körperliche und geistige. Jedenfalls sah ich damals ein, daß die Lehrer mehr nach dem geurtheilt hatten, was, wenigstens die meisten von ihnen, von mir für künftige Zeiten erwarten zu können glaubten, als nach demjenigen, was ich jetzt schon leistete. Sie hatten nachsichtig in mir einerseits den Eifer erkannt, meiner Aufgabe zu genügen, andererseits aber auch die Anlagen, mir eine gute und durchgreifende Lehrmethode zu bilden. Sie urtheilten sehr richtig, und es wäre zu wünschen, daß auch jetzt noch bei dergleichen Prüfungen junger Männer, nicht sowohl auf den Umfang und die Sicherheit der vorhandenen Gelehrsamkeit, als hierauf Rücksicht genommen würde. Wie mancher grundgelehrte Mann ist nicht dennoch ein schlechter Lehrer? Die Prüfenden sollten ihren Blick vorzüglich dahin richten, zu erfahren, ob in dem Examinanden

1) wahrer Eifer für sein Fach lebendig sei und

2) ob die Art seines Unterrichts, selbst bei einiger Unsicherheit positiver Kenntnisse, ein richtiges Gefühl für die zweckmäßige Auswahl des Vorzutragenden, und vor Allem nicht das Begehren zeige, Kenntnisse auszukramen, sondern das Bestreben erkennen lasse, den Schülern dasjenige, was sie zu wissen nöthig haben, deutlich zu machen.

Mangelnde Kenntnisse lassen sich ersetzen, aber die letztgenannte Gabe beruht auf der ganzen geistigen Individualität des Lehrers, die sich schwer ändern läßt. Ich bin sogar der Meinung, daß selbst der ältere Lehrer hier und da vielleicht nicht ganz richtig lehrt und dennoch viel leistet, wenn er, vorausgesetzt, daß Irrthümer,

die er begeht, nicht eine wirkliche Unwissenheit verrathen, und er sie hinterdrein zu berichtigen sucht, immer nur danach strebt, das eben Erforderliche zu leisten und dies dem Geiste der Schüler klar und eindringlich zu übergeben.

Geistesgegenwart gehört vor Allem dazu, wenn dies erreicht werden soll, und davon hatte ich Veranlassung schon bei meiner Probelection Beweise zu geben. Ohne große Aengstlichkeit trat ich dabei nie auf (wie auch nachher selbst beim Unterricht und auch bei anderen Gelegenheiten), aber mein Wunsch, zu leisten was mir möglich war, überwand dieselbe. Ich erinnere mich, daß während der Erklärung der Horazischen Ode: O Diva, gratum quae regis Antium, der erste Lehrer, ein Mann von sehr beschränkter Einsicht, mir in die Rede fiel und mir vorwarf, daß ich statt der früheren Ansicht über diese Stelle, die Jani, der ältere Herausgeber des Dichters, vorgeschlagen hatte, die spätere von Mitscherlich gewählt hätte, da doch jene ihm die bessere scheine. Ich wurde anfangs durch diese in der That indiscrete Unterbrechung betroffen und stutzig, nahm mich jedoch bald zusammen und erklärte, daß ich mein Wort geben könne, die Mitscherlich'sche Ausgabe nie gesehen zu haben, sondern bei der eben gegebenen Erklärung nur meinem eigenen Urtheile gefolgt sei, indeß mich freute, mit einem so ausgezeichneten Gelehrten in meiner Ansicht zusammen zu treffen. Diese bescheidene aber feste Erwiderung machte, wie ich sogleich wahrnahm, auf Lehrer und Schüler einen sehr günstigen Eindruck.

So wurde ich denn für jetzt mit der Andeutung des Lehrer-Collegiums entlassen, daß ich gegründete Hoffnung hätte, die Lehrerstelle zu erhalten. Indeß verzögerte sich die Sache so lange, daß ich zweifelhaft wurde, bis ich endlich kurz vor dem Schluß des ersten Semesters im Jahre 1801 meine Anstellung erhielt, am 21. April 1801 als Hauptlehrer den Schülern vorgestellt und beeidigt wurde und am 22. April mein Amt antrat."

Von den Zuständen, die auf dem Gymnasium zu Holzminden damals herrschten, entwirft Koken eine keineswegs günstige Schilderung. Er schreibt:

„Die Beschaffenheit der Schule war im Ganzen schlecht. Die Schülerzahl betrug in allen 4 Klassen 45. Die Lehrer waren, außer dem Ephorus, welchem der Religionsunterricht in allen Klassen zukam, und außer einem Schreiblehrer, Rechnenlehrer, Zeichnenlehrer und Musiklehrer, 4 für den strengen wissenschaftlichen Unterricht (Director, Rector und zwei Collaboratoren).

Unter allen diesen Männern war eigentlich nur einer (außer dem Religionslehrer), welcher sein Fach gehörig ausfüllte. Dies war der Rector (Meyerhoff), ein kräftiger und für sein Fach wahrhaft begeisterter und grundgelehrter Mann, der aber zu rauh und barsch in der Behandlung der Schüler war und daher deren Liebe und Anhänglichkeit nicht besaß. Die übrigen Lehrer richteten wenig oder nichts aus. Es fehlte ihnen nicht an Kenntnissen für ihr Fach, aber an aller Methode, sowie vielen von ihnen an Eifer.

Die Disciplin war schlecht. Der Director taugte wegen seiner Charakterschwäche und des Mangels an allem verständigen und besonnenen Verhalten gegen die Schüler gar nicht zur Leitung der Disciplin. Es hängt aber in dieser Hinsicht Alles vom Director ab. Die unteren Lehrer können hierin nur auf Einzelne, nicht aber auf das Ganze wirken. Dazu kam, daß man in den letzten Jahren vor meinem Amtsantritt von dem verkehrten Grundsatze ausgegangen war, durch laxe Disciplin Schüler anzulocken, um die Zahl derselben zu vermehren. So etwas erreicht nur kurze Zeit seinen Zweck, aber bald werden Eltern und Pfleger erkennen, daß ihre Söhne und Pfleglinge durch solche Verhältnisse sittlich und wissenschaftlich zu Grunde gehen, und so erfolgt ein sehr natürlicher Rückschlag, indem das Vertrauen auf die Anstalt sinkt, und so die Zahl der Schüler sich sehr schnell vermindert".

Wenn nun bald nachher der Ruf des Holzmindener Gymnasiums sich wesentlich besserte, ja ein vortrefflicher wurde, so liegt auf der Hand, daß das Hauptverdienst an diesem Umschwunge J. Chr. Koken gebührt. Um so interessanter wird es sein, die Ansichten kennen zu lernen, die er selbst über Disciplin und deren Handhabung hegte. Er hat sich darüber später folgendermaßen ausgesprochen:

„Disciplin (Disciplina) im allgemeinsten Sinne ist Lehre, Unterricht, d. h. die Art und Weise, durch welche lebendige Wesen lernen, durch die richtige Anwendung ihrer Kräfte dasjenige zu erreichen, was zu einer möglichst vollständigen Erfüllung ihres Berufes (Lebenszwecks) nöthig ist.

Ich sage lebendige Wesen, weil selbst bei denjenigen Thieren, die zum Dienste der Menschen bestimmt sind, ein solcher Unterricht nöthig ist. Pferde, Stiere, Hunde u. s. w. werden unterrichtet, oder, wie man sagt, abgerichtet (dressirt) und unterscheiden sich in ihrem Unterricht (ihrer Disciplin) von demjenigen der Menschen darin, daß derselbe nur durch äußere, sinnliche Mittel sich kundgiebt, weil es nicht möglich ist, sie dahin zu bringen, daß sie sich selbst bestimmen, indem sie keinen vernünftigen Willen besitzen. Vergessen wir aber wegen des Folgenden nicht, daß diese äußeren Mittel, wenn auch zum Theil auf Zwang beruhend, doch nicht allein hinreichen, sondern die Thiere auch durch eine zärtliche Behandlung, wodurch ihre Sinnlichkeit zu demjenigen angereizt wird, was sie thun sollen, behandelt sein wollen. Indem der Lehrer ihnen Futter reicht, und auf andere Weise für ihre Behaglichkeit sorgt, erhalten sie eine Art von Anhänglichkeit und Vertrauen zu ihm, was sie zum Gehorsam bewegt.

Im engeren Sinne reden wir von Disciplin nur bei Menschen und verstehen darunter die Art und Weise, ihre körperliche und geistige Thätigkeit auf dasjenige zu lenken und zu demjenigen zu bestimmen, wozu vernünftige Wesen fähig sind, um ihren Beruf zu erfüllen, indem hierbei vor allen Dingen berücksichtigt werden muß, daß der freien Bestimmung ihres Willens der möglichst größte Spielraum gegeben werde, wenn sie wahre Menschen bleiben sollen. Daß in Hinsicht auf die Schwäche des Willens hierbei nicht immer aller Zwang vermieden werden kann, versteht sich von selbst,

doch darf ein solcher Zwang nur da eintreten, wo freie Willensbestimmung nicht zu erreichen steht, sonst wird der Mensch zum Thiere herabgewürdigt und hat kein Verdienst an demjenigen, was er thut.

Also ist der Hauptzweck jeder Disciplin bei Menschen: sie dahin zu bringen, daß sie aus freier Selbstbestimmung ihre körperliche und geistige Thätigkeit ihrem Berufe gemäß verwenden.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß dies eine höchst schwierige Aufgabe ist, die auch in der That bei dem geringsten Theile der Menschheit erreicht wird, immer aber bleibt sie das Hauptziel und ist das wichtigste Augenmerk für solche, die bestimmt sind, Andere zu lehren. Sie dürfen nie vergessen, daß sie Zwang nur dann anzuwenden berechtigt sind, wenn auf andere Weise nicht geholfen werden kann.

Und hierin eben liegt die größte Schwierigkeit einer richtigen und vernunftgemäßen Disciplin, die Fälle zu unterscheiden, wo dieser Umstand eintritt, und die meisten Fehler, welche von übrigens vernünftigen und mit Einsicht und gutem Willen begabten Lehrern dennoch nicht selten begangen werden, rühren von Irrthümern in diesen Fällen her.

Die Disciplin soll sich nun auf zwei Hauptpunkte erstrecken:

1) auf die möglichst zweckmäßige Entwicklung und Uebung der körperlichen und intellectuellen geistigen Anlagen,
2) auf die dem höchsten Zwecke der Menschheit möglichst entsprechende, vernunftgemäße Richtung des Willens (Sittlichkeit).

Uebrigens wird der Begriff der Disciplin gewöhnlich in letzter Hinsicht genommen und habe ich auch ihn jetzt nur so zu betrachten.

Also Disciplin (Zucht) die Art und Weise, den Menschen zu lehren, wie er durch möglichst freie Selbstbestimmung dahin gelange, das Vernunftgemäße zu thun. Im Allgemeinen begreift diese Lehre die Grundsätze einer zweckmäßigen Erziehung. Der Mensch wird aber erzogen:

1) durch andere Menschen (Eltern, Lehrer, Erziehung im weitesten Sinne),
2) durch das Leben selbst.

Dies letztere hängt aber zu viel von Zufällen, Schicksalen ab, es bleibt außerdem einer großen Unsicherheit ausgesetzt, weshalb die richtige Zucht dadurch gefördert, aber auch gehindert werden kann. Der Mensch ist der sicherste Erzieher, da es in seiner Macht steht, feste Grundsätze dabei zu verfolgen".

Koken fährt dann in seinen Lebenserinnerungen, wie folgt, fort.

„Ich wohnte nun in Holzminden bei meinem Oheim, Joachim Dietrich Brandis, dem als Leibarzt der Königin in Kopenhagen 1846 verstorbenen Bruder meiner Mutter. Er war Physicus des Weserdistricts mit dem Titel eines Hofraths und Brunnenarzt in Driburg, wo er die Monate Juni, Juli, August zubrachte. Er hatte damals sechs Kinder, zwei von seiner ersten Frau, eine Tochter Julie und einen Sohn Christian, und vier Söhne von seiner zweiten damals noch lebenden Frau, Karl, Fritz, Louis und Alexander, welcher erst 1½ Jahr alt war, während jene Tochter im 15. Lebensjahre stand.

Von meiner Kindheit an hatte dieser Oheim, weil er seine Schwester, meine Mutter, zärtlich liebte, sich meiner angenommen, und auf seinen Betrieb war ich auch zu der Stelle in Holzminden gelangt. Jetzt wurde ich zu seiner Familie gerechnet, aß Mittags und Abends bei ihm, und hatte dafür die Verpflichtung übernommen, eine Aufsicht über die Knaben zu führen, mit der er sich nicht gern befaßte. So vergingen die ersten zwei Jahre meines Aufenthaltes in Holzminden mir sehr angenehm in diesem Familienkreise, da ich auch Ursache hatte, die Frau meines Oheims hochzuachten und sie ebenfalls mich durch Freundschaft und Vertrauen ehrte, so daß ich oft ihr Beistand und Hülfe in mancher schwierigen häuslichen Lage leistete. Aber schon Ostern 1803 fand mein Oheim sich bewogen, einen Ruf als Professor in Kiel anzunehmen. Dies war allerdings ein großer Verlust für mich, da ich auch mit ihm auf einem sehr freundschaftlichen und vertrauten Fuße stand, und durch seine geistreiche Unterhaltung (er war ein Mann von tiefem Geist und ausgebreiteten Kenntnissen) einen großen Vortheil für meine weitere Ausbildung gewann. Es trat nun für mich eine Periode des eigentlichen Junggesellenlebens ein, das mir deshalb, da ich von früher Jugend an ein glückliches Familienleben gewöhnt, welches nur 2½ Jahr durch den Aufenthalt auf der Academie unterbrochen war, zu ungewohnt und unschmackhaft war. Einen kleinen Ersatz fand ich darin, daß mir mein Oheim seine drei ältesten Söhne hier ließ und sie meiner Führung gänzlich anvertraute. Die Knaben zeigten mir viel Anhänglichkeit. Sie wohnten bei mir und aßen mit mir, und ich befand mich, so viel es die Umstände irgend zuließen, in ihrer Gesellschaft. Wir machten gemeinschaftliche Spaziergänge, auch größere Fußreisen, und sie begleiteten mich so oft ich in den Ferien meine Mutter in Alfeld besuchte. Wohl hatte ich mich auch in Holzminden schon mit mancher Familie befreundet und war unter ihnen gern gesehen; insbesondere aber lebte ich in wirklich vertrauter Freundschaft mit meinen beiden älteren Collegen, dem Director (Prior) Meyerhoff und dem Rector Ursall, Männer, die Kopf und Herz an der rechten Stelle hatten und mich liebten; so war es auch mit dem Ephorus, Abt Weland . . ., der bei mancher Eigenheit doch ein braver und verständiger Mann war. Es wohnte damals eine Familie ganz in der Nähe der Stadt, mit der ich auch durch die Banden der Verwandtschaft verknüpft war, indem die Hausfrau die Tochter einer Schwester meiner Mutter war. Unter den eben genannten Personen hatte sich selbst schon, während mein Oheim noch hier wohnte, ein enges Band freundschaftlichen Umgangs geknüpft, die Männer waren alle voll Geist und jovialer Laune, und da wir fast täglich zusammenkamen, so fehlte es uns nicht an ergötzlicher und selbst lehrreicher Unterhaltung. Auch nach meines Oheims Abgange dauerte dies Verhältniß fort und wurde, wiewohl jener Verlust für uns betrübend war, dadurch wieder angenehmer, daß

Meyerhoff sich mit einem jungen, edlen Mädchen verheirathete (Doris Heine). Das Haus meines Vetters Steinacker machte nun, da er sehr gastfrei war, meistens unsern Sammelplatz, andere Familien, welche auch sehr schätzenswerth waren, schlossen sich an (Schottelius, Ehringhaus, Pagenstecher). Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren überhaupt in dem damals kleinen gebildeten Publicum Holzmindens mehr einem traulichen Familienleben ähnlich, als mehrere Jahre späterhin, da die Zahl der Theilnehmer an denselben sich nach und nach bedeutend mehrte. So verlief auch die erste Zeit meines Junggesellenlebens so, daß ich noch keinen Grund fand, mich nach einer Veränderung zu sehnen. Ich arbeitete tüchtig, und brachte meine Muße entweder in dem Zusammenleben mit meinen Zöglingen, oder in größerem geselligen Kreise zu."

Im Jahre 1804 erhielt Koken einen Ruf, als Rector an das Andreanum nach Hildesheim zu kommen. Doch er blieb der Schule zu Holzminden treu. Er bekam eine Gehaltszulage, und sah sich nun in der Lage, einen eigenen Hausstand begründen zu können. Am 7. April 1807 führte er seine Cousine Marie Friederike Steinacker, die Tochter des damals bereits verstorbenen Pastors Chr. Heinr. Steinacker in Kirchbrak, als Gattin heim, mit der er bis zu seinem Tode (1857) in glücklichster Ehe lebte; sie hat ihn dann noch 3½ Jahr, bis zum 13. Januar 1861, überlebt. Auch später konnte Koken sich nicht entschließen, die durch ihn zur Blüthe gelangte Anstalt zu verlassen. Im Juli 1820 wurde ihm das Directorat des Katharineums zu Braunschweig angeboten, aber auch dieses Mal lehnte er den Ruf ab; er verblieb in Holzminden.

Es folgen dann in Koken's Niederschrift noch einige Ausführungen über die allgemeinen politischen Verhältnisse der Zeit, auf die wir hier, da sie des Localcolorits zumeist entbehren, nicht näher einzugehen brauchen. Ergreifend sind seine Klagen über die Noth, die die Westfälische Zeit, insbesondere die Conscription der Landeskinder, so vielen Familen brachte. Auf die Gefahren, die in diesen Jahren auch seine Schule, zu deren Director er unterm 18. October 1812 ernannt wurde, zu bestehen hatte, kommt er leider gar nicht zu sprechen. Er schildert dann kurz den allgemeinen politischen Umschwung der Zeit, den Sturz Napoleons, die Rückkehr des angestammten Landesherrn, der die Treue gegen sein deutsches Vaterland auf dem Schlachtfelde von Quatrebras am 16. Juni 1815 mit seinem Herzblute besiegelte. Ein Gedicht „Am Grabe des Helden und geliebten Fürsten Friedrich Wilhelms"[1]) bildet den Schluß seiner Aufzeichnungen.

Bücherschau.

Georg Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar belegenen geistlichen Stiftungen. Herausgegeben mit Unterstützung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. 3. Theil. Halle, Otto Hendel 1900. XXXIV u. 840 S. und 8 Tafeln. Gr. 8⁰. 18 ℳ.

Dem zweiten Bande dieses Werkes, der im Br. Magazin 1896 S. 184 gewürdigt wurde, ist jetzt wieder nach wenigen Jahren der dritte Theil dieses für die Geschichte der hiesigen Lande bedeutsamen Quellenwerkes nachgefolgt. Er umfaßt die Urkunden der Jahre 1301—35, im Ganzen 1037 Stück, von denen 867 bislang noch nicht gedruckt waren. Es wird uns also durch diese Veröffentlichung ein neues umfassendes Material zugänglich gemacht, das durch die glückliche Wiederauffindung zahlreicher verloren geglaubter Documente vor einigen Jahren (vgl. Harzztschr. 24. B. 1891 S. 486 ff.) eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat. Aus der Kaiserzeit Goslars, die hauptsächlich im ersten Bande zur Darstellung kam, sind jetzt nur noch leise Anklänge vorhanden. Es fehlen in diesem Abschnitt große geschichtliche Momente; es ist eine Zeit ruhiger Fortentwickelung des städtischen Gemeinwesens, das in und vor den Mauern der Stadt Grundbesitz und Rechte mit Erfolg zu erwerben sucht. Es sind besonders die Vogteirechte, die Bergwerke des Rammelsberges, die Waldmark um Goslar u. A., was hier in Betracht kommt. In der Einleitung werden diese Verhältnisse knapp und klar auseindergesetzt. Beigegeben sind dem Bande 8 Siegeltafeln, die 67 Siegel zumeist Goslarer Stiftungen und Geschlechter wiedergeben. Die beiden folgenden Bände sollen die Jahre 1336—1370, 1371 bis 1400 umfassen. Hoffentlich gelingt es dem ausdauernden Fleiße des um die Geschichte Goslars hochverdienten Herausgebers recht bald, diese Arbeit zu Ende zu führen, die dann für die spätere Zeit in andere Hände übergehen wird.

O. Jürgens, Senior Bödeker's Tagebuch. Mit B.'s Bildniß. Hannover, M. u. H. Schaper 1901. 217 S. 8⁰. 3 ℳ.

Länger als 50 Jahre hat Bödeker († 1875) als Prediger an der Marktkirche zu Hannover, vor der sich jetzt sein Standbild erhebt, erfolgreich gewirkt. Er war eine volksthümliche Persönlichkeit, dessen Andenken besonders in den wohlthätigen Stiftungen, die er ins Leben rief, in der Stadt Hannover noch heute in Segen fortlebt. Aber seine Thätigkeit war auch für weitere Kreise von anregender, vorbildlicher Bedeutung. Darum möchten wir auch hier kurz auf das obige Buch hindeuten. Es enthält die eigenen, etwa 50 Jahre lang geführten Lebensaufzeichnungen Bödeker's mit zahlreichen Auslassungen, aber ohne Zusätze, also durchaus originalen Text. Vielleicht ist auch noch in dieser Form Manchem des Guten etwas zu viel gethan; jedenfalls wäre es wünschenswerth gewesen, bei der Unzahl von Namen, die das Buch enthält, durch ein Register das Wiederauffinden bestimmter Personen zu erleichtern. Vielleicht hat die Entstehung des Buches die Erfüllung dieses Wunsches vereitelt; es ist ein Sonderabdruck aus den Hannoverschen Geschichtsblättern (II. Jahrg. № 52; III. № 1 bis 45), in denen zugleich auch die Briefe Bödeker's an seine Eltern aus d. J. 1817—24 mitgetheilt worden sind (III № 2—13).

1) Es ist bei Bohn in Höxter im Druck erschienen und später in Wilh. Müller's Sammlung „Friedrich Wilhelm in Liedern der Deutschen" S. 146 f. wiederholt worden.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 2. Juni 1901.

Der Sturm auf Braunschweig 16.—17. October 1605.

Von
G. Hassebrauk.

1. Vorbereitungen.

Die jahrelangen Streitigkeiten der Stadt Braunschweig mit Herzog Heinrich Julius besonders über die Frage der Huldigung hatten schließlich dahin geführt, daß dieser am 22. Jan. 1600 die Stadt in feierlicher Sitzung für rebellisch erklärte und sie durch eine Art Blokade vom Lande abzusperren versuchte. Damit hatte, wenn auch die Verhandlungen in Prag und Speier fast ununterbrochen fortgesetzt wurden, doch thatsächlich der Kriegszustand begonnen. — Trotz ihrer beweglichen Klagen beim Kaiser und den Hansestädten waren die Bürger voll Zuversicht; die Leiter der reichsstädtischen Politik in Braunschweig, der erste Bürgermeister für 1600 u. ö., Curt Döring, sowie die beiden Syndici, der einarmige Joachim von Broitzem und der Machiavellist Johann Nöerhand, hatten der Gemeinde goldene Zeit, auream rempublicam, versprochen, falls das Regiment des Herzogs gänzlich abgeschüttelt sei; in diesem Bestreben hatten sie nicht nur die meisten und tüchtigsten der übrigen Bürgermeister, wie den „Kluntz" Bartram von Broitzem aus der Altstadt, den verschlagenen Demagogen Curt Krickau aus dem Hagen und den kriegerischen Gewandschneider Hans Alfeld aus dem Sacke, sondern auch den größten Theil der Bürgerschaft und des Pöbels auf ihrer Seite. Die städtischen Hauptleute, an ihrer Spitze Hennig Brabant, protestirten wohl gegen einzelne Maßnahmen des Rathes, z. B. gegen die widerrechtliche Arrestirung des Herzoglichen Bleies im Sept. 1599, standen aber, seitdem der Stein ins Rollen gekommen war, kräftig auf Seiten ihrer sonstigen Gegner. Brabant z. B. vertrat in Prag so wacker das Interesse seiner Vaterstadt, daß ihn der Herzog, wenn er seiner hätte habhaft werden können, „nicht auf ein sammtnes Kissen gesetzt haben würde"; zwei andere Hauptleute waren im Kriegsrathe thätig und leiteten mit Alfeld und dem rücksichtslosen Marsteller Benedict Müller jene Ausfälle, welche den Städtern den Spottnamen der „Kuhdiebe" eintrugen. Auch als der patricische Rath durch das Zusammenwirken der Hauptleute und der Geistlichkeit gestürzt war (Jan. 1602) und seine drei Häupter die Stadt verlassen hatten, blieb die Politik der Stadt dem Herzoge gegenüber wesentlich dieselbe; gerade im Sommer 1602, wo die Herrschaft der Demokratie am sichersten schien, waren jene Ausfälle am häufigsten.

Aber während der langen Abwesenheit Brabant's war in der Stimmung der Massen allmählich ein Umschwung eingetreten, indem Krickau auf dem Hagenmarkte den s. g. Kaekrath organisirte, d. h. Leute aus allen Gesellschaftskreisen um sich schaarte und gegen die Hauptleute aufhetzte; zugleich bearbeitete der boshafte Sprecher der Gilden, Heinrich von Vechelde, die Zünfte in gleichem Sinne. Vor Allem aber wurde für die Hauptleute verhängnißvoll ihr Streit mit dem städtischen Klerus, dessen grimmigste Führer der Coadjutor Kauffmann, der Pastor zu St. Catharinen, Wagner, und der Pastor zum Brüdern, Antor Hustedt, waren. Alle Fäden vereinigten sich in der Hand des (mit Döring) zurückgekehrten Nöerhand, wenn dieser sich auch äußerlich im Hintergrunde hielt. Da der ziemlich abgenutzte Verdacht der Zauberei nicht viel half, erwuchs bald ein zweites Gerücht: Brabant habe mit seiner Partei die Stadt an den Herzog verrathen wollen; er habe schon mit dem Kanzler Jagemann (abgesetzt 1603, † 1604), sowie mit dem Hauptmann v. Max u. A. m. in Gröningen, Salder und sonst insgeheim verhandelt; daselbst sei ihm als Belohnung die Domäne Greene versprochen worden. — Es ist ja bekannt, daß Brabant im Sept. 1604 namentlich auf diese Beschuldigung hin verhaftet und gefoltert wurde; ihm und mehreren seiner Genossen wurde wirklich ein Geständniß abgepreßt.

Selbstverständlich fühlte sich der Herzog durch eine solche Unterstellung schwer gekränkt, zumal er zwei Mal Aufschub verlangt hatte, damit der Ungrund des Vorwurfs durch die Confrontation des Brabant mit den Herzoglichen Räthen erwiesen werden könnte. Brabant fiel auf dem Blutgerüst mit einigen seiner Anhänger; Andere, wie der Bürgermeister Simon Lüdecke, der Satirenschreiber Wittekopf, der witzige Krämer Tonnies Wini (gen. Schwein), wurden, z. Th. nach furchtbaren Quälereien, zeitlebens internirt oder aus der Stadt verfestet. Der „Neue Receß" wurde verbrannt, die neuen

Hauptleute „Ja- und Amensherren", jeder Verdacht brabantischer Gesinnung mit drakonischer Härte verfolgt. — Schien aber auch so die Partei vernichtet, so blieb doch eine große Zahl in den Mauern zurück, welche den Tod des „guten Mannes" im Verborgenen beklagte und ihn zu rächen wünschte[1]). Ein Theil der Ausgewiesenen ging nach Wolfenbüttel und gewann dort nicht geringen Einfluß[2]). Wie einst Lüdecke Holland zur Zeit Heinrich's des Aeltern, so wiesen jetzt die vom verlorenen Haufen Brabants darauf hin, daß ein großer Theil der Bürgerschaft den Sturz des Rathes ersehne und lieber den Herzog als Bürgermeister haben wolle. Ihr Drängen war um so bedeutungsvoller, als sie in ununterbrochenem Verkehre mit ihren Freunden in der Stadt standen[3]).

Der schwerbeleidigte Herzog wurde auf diese Weise in seiner Kriegslust noch bestärkt. Da die Verhandlungen mit der Stadt sich erst vor Kurzem wieder einmal zerschlagen hatten und jene Erklärung von 1600 noch nicht aufgehoben war, so hielt er, obgleich in Speier noch keine Entscheidung getroffen war (pendente lite!), eine ausdrückliche Kriegserklärung für überflüssig und begann Anfang Sommer 1605 sich zu rüsten. Weniger wohl aus Geldmangel — er verwandte allein 30000 Thaler auf eine Art Uniformirung seiner Leute — als in dem Bestreben, Aufsehen zu vermeiden, nahm er nicht sehr viele Söldner an, und von diesen namentlich kriegsgewohnte Sergeanten und Officiere; die große Masse der Mannschaften bestand vielmehr aus Conscribirten. So wurde das blaue Regiment (Oberstl. Frost) aus der wolfenbüttelschen Landschaft recrutirt und führte eine Helmstedter, Schöninger, Jerxheimer u. s. w. Fahne; das rothe (Oberstl. Reichardts, Amtmann in Steinbrück) bestand aus hoyaschen und kalenbergischen Landbewohnern; die Gegenden von Münden und Eimbeck stellten das schwarze (Oberstl. Greiners, ein vornehmer Bürger aus Dransfeld), Grubenhagen und Hohnstein das braune Regiment (Oberstl. v. Windolt). Die kalenbergischen Städte stellten 5 Compagnien, die mit 4 abcommandirten des Frost'schen Regimentes[4]) das grün-rothe Regiment bildeten (Oberstl. v. Max). — Nur aus geworbenen, niederländischen Mannschaften bestand die Abtheilung der „Gewardi" oder „Leibschützen" mit weißer Fahne[5]). — Man sieht, auch ein Theil der Officiere war aus den seßhaften Bürgern genommen; doch hatten diese z. Th. schon gedient, so Greiners als Capitän, ein Capitän Bockelem aus Königslutter als „Scharsiant"[6]). — Die Stärke aller 72 Fahnen betrug 16000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter. Der Modus der Aushebung ist nicht klar; doch scheint der Willkür der Oberofficiere viel Freiheit gelassen zu sein. Verheirathete Leute mit 6, ja 8 Kindern waren nicht selten; aus einem Dorfe Grubenhagens mußten von 39 Waffenfähigen 28 marschiren; arme Tagelöhner klagten, daß sie ihr Schwein oder ihre Ziege hätten verkaufen müssen, um sich ein Seitengewehr anschaffen zu können[7]), während wohlhabende Leute sich losgekauft hätten. — Die Ausgehobenen wurden zwei Mal wöchentlich durch die „Cherganten" gedrillt[8]), aber, „weilen das Wort drillen etwas schimpflich lautete, nenneten sie es exercieren". Daß der Geist dieser z. Th. schlecht gerüsteten und mangelhaft geübten Truppen kein guter war, läßt sich denken. „Es ist armselig und verzagtes Volk", sagten achselzuckend alte Krieger, und der Herzog selbst mußte lachen, als er die 32 aus dem Eichgerichte Ausgehobenen musterte. „Nun", meinte er, „trotzdem sollen die Kuhdiebe nach meiner Pfeife tanzen". Daß es Braunschweig gelte, durfte man den Recruten gar nicht sagen; während in der Stadt vom spanischen Kriegswesen gefabelt wurde, hieß es bei den Regimentern, der Herzog wolle in Wolfenbüttel oder in Gröningen eine Tochter verheirathen, und dazu müßten sie aufwarten; beim Sturm selbst mußten die Conscribirten „wie dulle Hunde", „wie Hasen in das Netz" mit Schlägen in's Thor und auf den Wall getrieben werden; ja, das schwarze Regiment drohte schon, als es den Kanonendonner hörte, zu rebelliren[9]). — Mit solchen Truppen unternahm der Herzog das Wagniß, eine der waffenmächtigsten Städte Deutschlands zu überfallen.

2. Der Sturm.

Der Entschluß zur Ueberrumpelung ist nicht erst am 15. October gefaßt. Das unter des Herzogs Verantwortung herausgegebene Werk „Braunschw. Histor. Händel" sagt ausdrücklich, daß außer dem Herzoge nur zwei Männer, deren Namen nicht genannt werden[10]), um den Plan gewußt hätten; ferner, daß der Streich eigentlich auf jenen Tag bestimmt gewesen sei, doch hätten die zur Recognoscirung ausgeschickten Reiter sich beim Zechen verspätet. Erst als man sich überzeugt, daß die Städter keinen Verdacht geschöpft hätten, wäre der Plan festgehalten und seine Ausführung auf den folgenden Tag, einen Mittwoch, verlegt. Zur Ausführung scheint man anfangs außer den in Wolfenbüttel

1) Der Schimpfname „Brabantsverräther" blieb noch lange.

2) Der Einfluß an sich ergiebt sich schon aus der späteren scharfen Parteinahme des Herzogs für Brabant, vgl. Br. Hist. Händel II part. 3, cap. 6, und war auch in der Stadt Br. bekannt und gefürchtet, wo Wini sogar eine sagenhafte Person wurde. Vgl. auch Quelle 12.

3) Noch am 2. Juni 1606 (!!) wird die Hausfrau des verfesteten Brabantianers Zierenberg aus der Stadt verwiesen, weil sie täglich nach Wolfenbüttel gelaufen sei und ihrem Manne Nachrichten zugetragen habe. Rathsprotokoll.

4) Darunter die Wolfenbüttler Stadtfahne. Diese war allein vom Regimente beim Sturme.

5) Geringste Angabe 120, höchste 200 Mann. Die übrigen Truppen nahmen nicht am Sturme Theil (z. B. Uslar, Staats 2c.). Die Rangliste derjenigen Regimenter, welche theilgenommen, ist mehrfach gleichlautend vorhanden, z. B. Wolfenb. Bibl. Cod. Helmst. 131 p. 668 ff.

6) Aussage des Letzteren, der gefangen wurde.

7) Viele Gefangene hatten überhaupt kein Seitengewehr. Auss. d. Gef.

8) Auch am Sonntag. Viele Gef. sagten aus, die Niederlage sei eine Strafe Gottes, weil sie des Drillens wegen den ganzen Sommer nicht zur Kirche gekommen wären.

9) Wiederh. Auss. der Gef.

10) Kriegscommissar Sachse und Oberstleutnant Frost.

stehenden Truppen nur das blaue Regiment und das rothe bestimmt zu haben; das erstere brauchte gar nicht erst concentrirt zu werden, sondern konnte von seinen verschiedenen Cantonnements (Schöppenstedt, Fümmelse, Ahlum rc.) sofort gegen Braunschweig marschiren; das rothe brach Dinstag Mittag 12 Uhr von Steinbrück auf, voran der Oberstleutnant Reichardts hoch zu — Wagen. Das schwarze und braune Regiment dagegen hätten am Dinstage nicht mit helfen können, da jenes erst Seesen erreicht hatte und am Mittwoch Abend in Bahrum ankam, dieses selbst für den Donnerstag Morgen sich noch fast ganz verspätete [11]. Alle Regimenter aber hatten einen Officier und acht gute Schützen von jedem Fähnlein nach Wolfenbüttel vorausgeschickt; dieser „Ausschuß“, in 3 Fahnen geordnet, verstärkte die Leibfahne.

Es war Mittwoch Mittag, als der Herzogliche Kriegscommissarius Sachse den an der Tafel sitzenden Officieren in Wolfenbüttel den Befehl zum Ausrücken brachte. Auch jetzt erfuhren die Soldaten noch nicht, „daß Braunschweig die Braut sei, um welche getanzt werden sollte“. Für den ersten Anfall war die Leibfahne und der Ausschuß, im Ganzen 4—500 Mann, bestimmt; unmittelbar darauf sollte die Wolfenbüttler Fahne (Rt. v. Max, Fahne blau mit weißem Stern) folgen; sie machte aber einen halbstündigen Umweg über Mascherode, so daß sie am Weinberge (heute Richmond) schon von den drei ersten Abtheilungen des blauen Regiments erreicht wurde. Der Herzog, begleitet von Frost und einem Herrn von Wobersnau, begleitete die Wolfenbüttler Abtheilung mit gezogenem Degen bis zum Thore, ritt auch andern Fahnen des blauen Regimentes nach St. Leonhard entgegen, wo ein Helmstedter Bürger, Eggert Klußmann, dicht neben ihm durch eine Kanonenkugel verwundet wurde. Weiter hat sich der Herzog nicht am Kampfe betheiligt [12].

Wenden wir uns nun der Stadt zu. Hier war man ohne jede Ahnung des so plötzlich hereinbrechenden Gewitters. Zwar hat der Bürgermeister B. v. Broitzem sicher eine Warnung erhalten, aber den Warner mit einer schnöden Antwort abgefertigt [13]; daß er dann gegen Mittag den Marsteller wirklich auf Kundschaft ausgeschickt habe, ist nicht bewiesen. Viele Rathspersonen waren auf dem Aegidienkirchhofe, beim Begräbnisse der Frau des Bürgermeisters Gercke [14], die Bürger waren vielfach mit dem großen Ochsenschlachten beschäftigt; nur rein zufällig stand der dritte Theil der Hägner Bürgerschaft unter Waffen, denn die auf den 17. September angesetzt gewesene Musterung war bis jetzt aufgeschoben [15].

Da fuhren gegen 4 Uhr Nachmittags in's Aegidienthor zwei Kutschen, in denen, wie es schien, reisende Kaufleute in schwarzen Anzügen saßen. Geleitet wurden sie durch einen Trompeter, namens Jürgen Hoffmann, einen versuchten Krieger, der schon in Ungarn, den Niederlanden und Frankreich, und sogar eine Zeit lang der Stadt Braunschweig gedient hatte. Auch nach seiner Entlassung hatte er in der Stadt verkehrt und zwar regelmäßig im Hause des Bürgermeisters Hans Becker in der Altenwiek, mit dessen Frau und Kindern er sogar sehr vertraulich stand [16]. Es fiel daher nicht auf, daß er die Wache freundlich begrüßte und sie zu einem Trunk Mumme einlud. In den Kutschen säßen Kaufleute aus Halberstadt, welche in 12 Wagen Korn durch die Stadt führen wollten. Auf der Wache, die eigentlich nur 4 Mann stark zu sein pflegte, befanden sich 7 Bürger, von denen einer, Zacharias Lüders, ein Gevatter des Trompeters war [17]. Arglos sitzt man in der Wachtstube beim Bier; aber als nun die vorderen der angekündigten Kornwagen sichtbar werden, erinnert sich die Wache an ihre Pflicht und hält sie an. In diesem Augenblicke springt der Trompeter aus der Stube und durchsticht mit einem Ausdruck des Bedauerns „Halt mir diesen Streich zu Gute“, seinen Gevatter; die Kaufleute, in Wahrheit wagehalsige Officiere des Herzogs, schießen und stechen im selben Augenblick die Andern nieder [18]. Im Nu sind die leinenen Decken von den Kornwagen abgeworfen, und aus jedem springen ein Officier und elf Soldaten, alle von der Leibgarde oder dem Ausschuß. Diese besetzen unter Sachse's Leitung zunächst das äußere Doppelthor und den davorliegenden Zwinger, sowie die etwas seitwärts gelegene, erst 1602 erbaute Redoute, die Katze. Damit die kleine Zahl der Angreifer nicht durch einen Ausfall getrennt und vernichtet werden kann, verschließen sie die Stadtseite des inneren Doppelthores, lassen das Schoßgatter herab und streuen sogar Fußangeln auf den Boden. Mit derselben Schnelligkeit legen sie an die beiden Wallseiten ihre mitgebrachten Sturmleitern [19] und verbreiten sich auf dem Walle nach dem Bruch- und Magnusthore zu. Einiges Geschütz, das am Lusthause [20] aufgestellt ist, fällt in ihre Hände; sie versuchen es gegen die Stadt umzudrehen, werden aber

---

11) Beide Regimenter waren am Sonntage aus ihrer Heimath aufgebrochen.

12) Es ist dies zu bemerken nicht unwesentlich; denn die Städter warfen dem Herzoge immer wieder vor, er sei nicht nur spectator, sondern auch director des Kampfes gewesen. Auss. d. Gef. Frost ermuthigt den bedenklichen Fürsten. ib.

13) Rathsprot. v. 29. 11. 1605. Später wird Bürgermeister Joachim Hagen genannt.

14) Nicht Bußmann und nicht Becker.

15) Rathsprot. v. 16. 9. 1605 und fast alle Quellen.

16) Des Erbarn Georgen Hoffmanns Fürstl. Braunschw. Leibdieners Protestation u. s. w. III. Ex. p 1728. ao. 1608 — Becker gerieth wegen dieses intimen Verkehrs nicht ohne Grund in schweren Verdacht, cf. Rathsprot. 28. 11. 1605; 29. 11. 1605. — Interessant ist es, daß derselbe Bürgermeister später, 23. 4. 1607, von der Stadt Entschädigung haben will für die Ausgaben, die ihm der Trompeter gemacht hätte!

17) Die Uebrigen waren Könnecke, Marzahll, Lücke, Brandes, Jacobs und Voßbeck. Ein Rosche, wie ihn Hist. Relation, oder ein Langen, wie ihn Völkerling hinzufügt, ist in den städt. Listen der Verwundeten und Todten nicht nachzuweisen; freilich sind diese nicht ganz vollständig, da nur diejenigen genannt werden, die, oder deren Hinterbliebene von der Stadt unterstützt sind. Im Städt. Archiv zu Br.

18) Von ihnen ist nur Marzahll wieder geheilt.

19) Auch „Treppen“ genannt.

20) Lag in der Nähe des Magnithores und diente der Stadt als Pulvermagazin.

durch die ersten Schüsse von der Mauer daran verhindert.

Indeß war es einem von der Wache, dem Könnecke, trotz seiner tödtlichen Verwundung gelungen, in die Oker hinabzuspringen und in die Stadt zu schwimmen, wo er sofort Lärm machte. Der Eindruck war überwältigend. Eine Panik trat ein, wie man sie in einer so kriegerischen Stadt nicht für möglich gehalten hätte. Nicht nur Weiber, Kinder und Greise, sondern auch ein großer Theil der waffenfähigen Bürger warf sich in sinnbethörender Angst in den Dom und andere Kirchen, in die entfernten Stadttheile, ja aus dem gewaltsam geöffneten Neustadtthore ins Freie, unter ihnen leider auch viele vom Rathe [21]). „Etliche consules verbergen sich, etliche eilen der Müntze zu". Nur einer von diesen verlor keinen Augenblick seine Besonnenheit: der Bürgermeister Hans Alfeld aus dem Sacke [22]). Er warf sich aufs Pferd, hemmte die wilde Flucht der Altewieker und suchte Bürger, Handwerksgesellen und Brauerknechte durch Mahnungen und Versprechungen zum Widerstande zu bewegen; wer keine Waffen hatte, den sandte er nach dem Zeughause. So erreichte er wenigstens, daß die Innenseite der Mauer nothdürftig besetzt und von hier aus auf die ungedeckt stehenden Feinde, die schon das Geschütz gegen die Stadt wenden und Sturmleitern an die Mauer legen wollten, Feuer gegeben wurde. Hier sollen sich von den Rathsverwandten Tile von dem Damme und Wedde Glümer als tapfere Schützen hervorgethan haben. Zugleich wurden die Feinde, die sich nach dem Bruchwalle ausdehnen wollten, durch ein vortheilhaft auf dem Giseler aufgestelltes Geschütz, den Basilisk, flankirt und zurückgedrängt; hier hatte Curt von Vechelde die Leitung [23]). Endlich kam auch die bewaffnete Abtheilung aus dem Hagen unter ihrem Hauptmann Hermann Schrader im Sturmschritt heran und vertrieb vom Magnithore aus die wenigen Soldaten vom Walle bis in die Nähe des Aegidienthores [24]). Der Vortheil wäre unmöglich gewesen, wenn sich die starke Wolfenbüttler Fahne nicht, wie erwähnt, um eine halbe Stunde verspätet hätte; gerade jetzt kam sie ins Thor, und da das Vordringen der Bürger wohl durch Flüchtige bekannt geworden war, so schossen die Ankömmlinge Anfangs blindlings nach dem Walle, bis Sachse, der auch jetzt als Generalstabsofficier fungirte, sie aufklärte, daß dort noch Herzogliche standen [25]). Den Wolfenbüttlern folgten unmittelbar 3 Fahnen vom blauen Regiment, andere kamen noch vor Beginn der Dunkelheit; daher mußten die Hägner, die ihrerseits so gut wie gar nicht unterstützt wurden, nach zähem Widerstande [26]) den größten Theil des Säcker- und Magniwalles wieder aufgeben. — Die Hägner, Vechelde und besonders Alfeld hatten also wenigstens so viel erreicht, daß der Feind am Eindringen in die Stadt selbst verhindert wurde.

Der Abend brach herein. Die letzten Fahnen des Frostschen Regiments und das rothe waren nun auch angelangt; da der eroberte Theil des Walles keinen Raum bot, so verlegte Sachse mehrere Fahnen, besonders rothe, als Reserve — vielleicht auch als Schutz gegen eine mögliche Umgehung! — in den Zwinger und neben die Katze [27]). In und bei dieser wurde nun zahlreiches Geschütz, besonders Feuermörser, aufgestellt, und eine starke Kanonade eröffnet. Außer einer Art Kartätschen wurden Feuerkugeln in die Stadt geworfen; doch konnten die wenigen, welche trafen, meist durch nasse Thierhäute unschädlich gemacht werden [28]). Währenddem wurde das Gewehrfeuer schwächer. Wohl versuchten manche Soldaten noch die Sturmleitern hinanzuklimmen; die meisten aber begnügten sich damit, auf dem Walle Schanzgräben zu ziehen und sich durch Schanzkörbe zu decken, oder sie sprangen an der Wasserseite des Walles ans „Staket" hinunter, wo sie dann, nach ihrer eigenen Aussage, vor dem Feuer der Bürger ganz sicher waren. In dieser behaglichen Lage fanden sie Zeit, mit abergläubischem Grausen den Mond zu betrachten, der einen mächtigen „Hof" zeigte, oder sich die Möglichkeit recht klar zu machen, daß die Städter plötzlich ausfielen. Dergleichen Schreckensrufe wurden wiederholt laut und wirkten in der Dunkelheit mit doppelter Kraft; jedesmal wurden die Sturmleitern leer und es entstand ein Drängen nach dem Thore. Hier aber stand die graubärtige Hünengestalt des Oberstleutnants Frost im gelben Koller von Hirschleder, welcher die Zaghaften zurückscheuchte und seine Befehle mit mächtiger Stimme den Wall hinaufschrie. Sein College vom rothen Regimente zog es freilich vor, hinter einem Sandhügel neben seinem Wagen die Ereignisse abzuwarten [29]).

Die Städter sahen natürlich beim unsicheren Scheine des Mondes nur die Menge der Feinde, nicht aber deren Verzagtheit. Die kleine, tapfere Schaar an der Mauer,

---

21) „Verlauffener Newstedter" wurde von diesem Tage an Schimpfwort.

22) Hans Alfeld, obwohl nicht Patricier, war schon lange im Dienste der Stadt thätig. — Bürgermeister ist er öfters, gehört 5. 11. 1601 zu den Gesandten an die Hansestädte, seit 1602 Kriegsrath, nimmt als „Eltister" 1604 an den Friedensunterhandlungen Theil und ist Kirchenvorstand zu St. Ulrici, sowie als Redner bekannt. Br. Hist. H. II S. 2399. — Ein Rathsprot. v. 28. 2. 1606 beweist, daß A. mit Döring, Röerhand und Krickau beim Herzoge am meisten verhaßt, ein anderes vom 29. 6. 1606, daß er fast allein von allen Bürgermeistern bei der Menge beliebt und nicht beargwöhnt ist. (13. 8. 1606 bezeichnet nur einen persönlichen Racheakt). A. stirbt in reifem Alter 1609 16. 9. an der Pest.

23) Wohl dieser Flankirung wegen versuchten die Herzoglichen niemals hier, sondern nur rechts vom Aegidienthore die Mauer zu erstürmen. Auss. d. Gef.

24) Nach Ill. Ex. p. 592, Quaest. XIX. waren es nur 17; der Herzog hatte befohlen, daß sich 100 nach dieser Seite ausbreiten sollten. Wen die Schuld trifft, ist nicht klar.

25) Auss. d. Gef.

26) Die Verluste der Bürger „auf dem Magnuswalle" sind verhältnißmäßig groß.

27) Auss. d. Gef.

28) Doch wurde z. B. Hans Hustedt's Haus gänzlich demolirt und sein Kind getödtet. Entschädigungsliste. — Hierbei ist auch die hartnäckige Behauptung der Städter zu erwähnen, daß der Herzog vergiftete Kugeln habe in die Mauern schießen lassen. Vgl. schon Rathsprotok. v. 29. 10. 1605. Zur Erklärung vgl. Algermann, Herzog Julius. Ausg. v. Strombeck, Helmst. 1822 S. 207.

29) Auss. d. Gef. Die drohende Haltung Frost's ist sogar ins Volkslied übergegangen.

obwohl durch manches Fäßlein Bier aus Bürgermeister Albert Bußmann's Hause erquickt[30]), verlor doch allmählich den Muth, zumal es Bürgermeister Döring durchaus nicht gelingen wollte, größere Massen der Bürger unter Waffen zu bringen. Im Gegentheil, man hielt ihm trotzig entgegen, er und seine Gesellen seien durch ihre Tyrannei und Sorglosigkeit Schuld an diesem Unheil. Worte, wie „das Blut auf dem Hagenmarkte müsse jetzt gerochen werden“ [31]), „der Fürst wolle den Bürgern keine Freiheit nehmen, nur der Rath müsse so nicht mehr rathen als zuvor“ [32]), klangen in sein Ohr. Um der drohenden Rebellion vorzubeugen, schickte er um 10 Uhr Abends einen städtischen Trompeter Ernst Radeken zum Herzoge und bat um Waffenstillstand behufs Unterhandlung[33]). — Warum dieser nicht zum Fürsten geführt wurde, „ist noch unbewußt“ [34]), die Vermuthung liegt nahe, daß Sachse und Frost die bedingungslose Uebergabe der Stadt ohnehin für unvermeidlich hielten. Begrüßten doch bereits Officiere ihren Herrn, der mit Cavallerie am Nordrande des Lechlumer Holzes hielt, mit den Worten: „Bisher sind E. F. G. ein Herzog von Braunschweig gewesen; nun aber sind Sie auch ein Fürst in Braunschweig“.

Nach Mitternacht trat jedoch ein Ereigniß ein, welches die Hoffnungen der Herzoglichen stark herabminderte. Es war ein trockener Spätsommer und Herbst gewesen; seit 6 Wochen war in der Stadt kein Tropfen gefallen; jetzt aber begann, wie oft bei starken Kanonaden geschieht, ein kalter, langdauernder Regen, welcher nicht nur den Artilleristen die Lunten verlöschte[35]) und viele Handfeuerwaffen unbrauchbar machte, sondern auch die Conscribirten aufs Aeußerste erkältete. Freilich ging es den Vertheidigern nicht viel besser, und längere Zeit fiel kaum ein Schuß, bis im ersten Morgengrauen das schwarze Regiment des Herzogs ankam. Es sollte das blaue ablösen, jedoch Frost, der seinen ermüdeten, aber doch nun an das Feuer gewöhnten Leuten immer noch mehr zutrauen mochte als den unbotmäßigen Schwarzen, weigerte sich, seine Fahnen vom Walle wegzuziehen. Da nun ein Theil des Regiments dennoch auf die Wälle geführt wurde, so entstand hier ein arges Gedränge, das ja schließlich zum bösen Verhängniß wurde. Oberstleutnant Greinerts selbst blieb in dem Anfangs erwähnten Wachthäuschen vor dem Thore, weil er viel zu „saghafftig“ war auf den Wall zu gehen[36]). Die beste Hoffnung setzte man jetzt auf die Anhänger Brabant's in der Stadt, und nicht ohne Grund; während der Nacht hatte sich auf dem Altstadtmarkte[37]) abermals ein Haufe gesammelt, welcher den Rath zur Ergebung zwingen wollte. Mit Mühe hatte hier der Pastor zu St. Michaelis (und Rüningen), Sebastian Magius, die aufgeregte Menge beruhigt, ja sogar Einzelne persönlich in den Kampf geführt[38]). Da aber das Drängen der Brabantianer nicht aufhörte, so sandte Döring früh am 17. einen zweiten Boten, den Canonicus Dr. Waldern, an den Herzog. Aber auch dieser Abgesandte fand wohl einige Beamte, wie Rheden und Uslar, doch den Herzog und seinen Kanzler nebst dem Kriegscommissarius Sachse erst mehrere Stunden später, als schon Alles entschieden war. Das müssen böse Wartestunden für Curt Döring gewesen sein, der zu Pferde am Bruchwalle hielt und sah, wie der Feind sich fortwährend verstärkte — auch Theile des braunen (Canton-) Regimentes kamen heran, zudem waren einige Reiterschwadronen sichtbar —, während trotz allen Werbens und Trommelns von Seiten des Rathes knapp 300 Mann zusammenkamen. Ueberhaupt hat nicht der 20. Theil der Einwohner am Kampfe theilgenommen[39]). Auf dem Wirchi'schen Hinterbau (?) soll Döring dann den trostlosen Ausspruch gethan haben, „den mehr als hundert Personen gehört“, es sei Alles verloren; zugleich habe er einem am Thore wohnenden Schneider befohlen, ein weißes Laken hervorzuholen und als Zeichen der Ergebung aufzuhängen[40]). Jedenfalls gab er gegen zehn Uhr Morgens dem Hausmann der Altstadt, Hans Langenbein, den Befehl, vom Thurme herab „Friede“ zu blasen, gewiß schweren Herzens; denn sein und Röerhand's ganzes Lebenswerk schien vernichtet.

Doch das Schicksal hatte es mit der Stadt freundlicher im Sinne; während Döring, die erste Obrigkeit, verzweifelte, brachten einfache Leute wunderbare Rettung. — Wie schon erwähnt, war der Geist der Herzoglichen Bauerntruppen kein besonders guter, und die 18stündige Kampfes- und Wartezeit hatte ihn nicht besser gemacht. Gefährlich war es auch, daß — unbestimmt wann — die Herzogliche Leibfahne abgezogen und den Regimentern damit ein starker Halt genommen war[41]). Endlich hatte sich die den Soldaten eingeimpfte Ansicht, „als wären die Bürger dem Herzoge mehrentheils zugethan und würden sich bald ergeben“ [42]), bisher doch als irrig erwiesen. Die Meisten lagen „lebendig todt“, „erstorben“, d. h. völlig apathisch im toten Winkel unten am Stacket; selbst die Aussicht auf glänzende Beute, auf Mumme, Sammetkleider und schöne Häuser, die ihnen von einigen Officieren gemacht wurde, brachte keinen Eindruck hervor. Es gab aber auch, wie oben bemerkt, prophetische Geister unter den Conscribirten; und wie sie aus dem Aussehen des Mondes Unglück prophezeit hatten, so deuteten sie ein dumpfes Geräusch, das von der Mauer kam, ohne Verzug dahin, es solle der Wall unterminirt und sie Alle in die Luft gesprengt werden[43]). — Wenn also je ein

30) Stadtrechnungen v. 1605. Auch auf der Münze konnten sich am folgenden Morgen die, welche Waffen holen wollten, auf Kämmerer Walbeck's Kosten stärken.
31) Rathsprot. v. 28. 11. 1605.
32) ib. 30. 11. 1605.
33) Die Schreiben Ill. Ex. p. 593, Quaest. XIX.
34) ib. p. 595.
35) Es waren zwar zur Vorsicht „getälgte Lunten“ mitgenommen, ihre Benutzung scheint aber den Wenigsten eingefallen zu sein. Auss. d. Gef.
36) Auss. seiner eigenen Leute.
37) Wo Döring wohnte.
38) Namentl. Histor. Relation B., auch Vera Relatio.
39) Das stimmt mit den Rechnungen über die Belohnungen der Mitkämpfer im Städt. Archiv z. Brschw.
40) Trotzdem Döring später die Sache leugnete, scheint sie doch höchst wahrscheinlich. Vgl. Rathspr. v. 13. 3. 1606; 3. 6. 1606.
41) Auss. d. Gef.
42) Wiederh. Auss. d. Gef.
43) Auss. der Gef.; Vera Relatio.

Heer für eine Ueberraschung empfänglich war, so war es dieses! — In der Stadt dagegen war wohl Curt Döring dem Drängen der Anhänger Brabant's und seiner eigenen Muthlosigkeit gewichen; aber nicht Alle waren mit seinem Entschluß einverstanden. Wohl in bewußtem Gegensatze zu Döring hatte ja der Rath eben noch die Trommel rühren und Freiwillige anwerben lassen, und wenn auch, wie wir gesehen, der Erfolg nicht glänzend war, so konnte doch ein letzter Versuch der Verzweiflung gewagt werden. Der nun ins Werk gesetzte doppelte Angriff ist sicher von kriegserfahrner Seite entworfen; es liegt nahe, dabei an die hervorragendsten Mitglieder des Kriegsrathes, Alfeld und Benedict Müller, zu denken[44]), wenn auch deren Einfluß an dieser Stelle nicht direct bewiesen werden kann. — Dagegen sind die Führer der beiden Angriffsschaaren bekannt. — Ein „einfältiger“ Bürger, Hans Hafekost[45]), fuhr mit etwa 100 Mann und einer Anzahl Trommeln in Kähnen an der Westseite des „Gosewinkels“ (heute Bahnhofspark) die Oker hinauf, um die Feinde im Rücken zu bedrohen[46]); eine andere, stärkere Abtheilung unter dem städtischen Leutnant Caspar Brauns von Salzkotten[47]) brach z. Th. eine Bresche durch die eigene Mauer, z. Th. wollte sie von dem noch immer behaupteten Theile des Magnithorwalles mit zwei leichten Geschützen einen plötzlichen Angriff wagen.

Da klang deutlich vom Thurme herab ein Trompetenstoß, aber nicht, wie Döring befohlen hatte, „Friede“, sondern „Frisch her!“ Hans Langenbein hatte nämlich, durch den Anblick des Kampfplatzes verwirrt, oder, wie Andere berichten, durch eine Kanonenkugel erschreckt, die Signale verwechselt. Argwöhnisch lauschen die Blauen und Schwarzen auf und unten am Walle, noch rufen die Oberstleutnants Frost und Greiners vom Thore her: „Sie wollen die Stadt aufgeben!“ da sieht man deutlich, wie eine starke Abtheilung des rothen Regiments, die draußen in den Schanzen liegt, an den Weiden des Ellernholzes hin davonläuft[48]); im selben Augenblick brechen von vorn durch die Mauer und von rechts her Bürgerschaaren hervor und werfen sich, obwohl ihr Führer tödtlich verwundet wird, auf die bestürzten Conscribirten. Da wars zu Ende. Von einem namenlosen Grauen erfaßt, vergessen Alle der Gegenwehr; die in der Nähe des Thores stehen, springen von beiden Wallseiten in den engen Thorweg hinab, so daß derselbe im Nu von jammernden, fluchenden und zertretenen Soldaten erfüllt ist, zumal Frost noch immer mit Löwenkraft den Ausgang zu sperren und die Entsetzten zu beruhigen sucht. Die Andern springen vom Walle an das Stacket, die vom Stacket ins Wasser, den Stadtgraben, der ihrer Viele verschlingt. Die erbitterten Braunschweiger aber morden die Wehrlosen und wollen zunächst nichts von Pardon wissen; einige besonders Beherzte dringen schon bis ins Thor[49]) — da stürzt das Schoßgatter auch hier herab und versperrt den Ausweg. Inzwischen aber war Curt Döring herbeigeeilt und schrie „außer den Maßen“, man solle doch Einige verschonen und als Gefangene in die Stadt bringen. So nahm denn das Treffen ein Ende; was noch innerhalb des Thores war, Officiere wie Gemeine, ergab sich ohne Weiteres. — Die Verfolgung, die nicht sofort, aber doch nach kurzer Zeit aufgenommen wurde, ergab noch reiche Beute.

Die Verluste der Herzoglichen waren verhältnißmäßig sehr groß und beliefen sich nach der zuverlässigsten Angabe auf 1417 Mann. 409 Gefangene, 8 Kanonen, 6 Feuermörser und eine große Menge Waffen und Belagerungsgeräth fielen in die Hände der Bürger, welche ihren eigenen Verlust officiell auf etwa 20 Todte und 50 Verwundete angaben[50]). (Schluß folgt.)

44) Vielleicht auch direct an den städtischen Leutnant Brauns, der ausdrücklich als „kriegserfahrner Mann“ gerühmt wird.

45) 6 fügt hinzu alias Hans Woeke. Auch soll (nach Olsen und Kalm) der Pastor Sebastian Magius die Kahnfahrer begleitet haben.

46) Bei der geringen Stärke war die Umgehung natürlich nur als Demonstration gemeint, um den Hauptangriff zu unterstützen.

47) 12 nennt nicht den Namen, aber „den Hauptmann der Soldaten“. Brauns fiel und wurde, obgleich nicht Lutheraner, auf dem Catharinenkirchhofe beerdigt. Verehrungen 2c. Kirchenbuch.

48) Uebereinstimmende Auss. der Gef. Die „Rothen“ flohen natürlich vor dem Trommelwirbel, welcher von den Kähnen herüberkam. Dann freilich „floh Einer wie der Andere“.

49) Ein Städter, Borries Kuleman, ist von dem herabstürzenden Fallgatter schwer verwundet. Das beweist, daß nicht die Bürger das Herabstürzen desselben bewirkt haben. Wenn eine Absicht vorlag, so kann sie nur auf Seite der Herzoglichen gewesen sein, um eine sofortige Verfolgung zu verhüten. So Völckerling, Bem. z. 17. Oct.

50) Dem Namen resp. Stande nach bekannt sind 25 Todte und 50 Verwundete. (Ausg. für verstorbene und verw. Soldaten. Im Stadtarchiv z. Brschw.) Von Ersteren sind 2 auf dem Catharinen-, 1 auf dem Andreas-, 0 auf dem Martinikirchhofe beerdigt: von den übrigen Kirchen fehlen die Register. Die Meisten werden auf den Kirchhöfen der Altenwiek beerdigt sein. — Von den Verwundeten sind nur die genannt, welche Entschädigungen bekommen haben.

Bücherschau.

Mehr Goethe! — Eigentlich soll man nichts aufschieben, wenigstens nicht Gutes: oft kränkt man, wo man doch fördern wollte, oder die Zeit läuft an einem vorbei, und man kommt, wenn überhaupt noch, post festum; auf jeden Fall aber trägt man für sich selber je länger, um so schwerer an der Schuld, und zugleich wächst die Scheu und damit die Schwierigkeit sie abzuzahlen. Mit diesen Binsenwahrheiten als Vorklage mache ich mich an die endliche Besprechung eines Buches, das ich vor Jahresfrist schon an dieser Stelle hatte anzeigen sollen und wollen, auch gern wollen, und nur einen schwachen Trost und keine Entschuldigung schöpfe ich aus der glücklichen Fügung, daß inzwischen zwei andere Bücher in unserer engeren Heimath dazu gewachsen sind, die von ganz verschiedener Natur doch in derselben Richtung weisen und sich nun, als hätte man auf sie gewartet, ungezwungen damit zu einer gewissen Einheit verbinden lassen. Jene Schuld heißt:

Rudolf Huch. Mehr Goethe. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer 1899. 170 S. 8°. 2 M.

Unser Harzburger Landsmann, den wir bis dahin nur als humoristischen und satirischen Erzähler und Sittenschilderer schätzen gelernt hatten — sein „Höhlenmolch“ ist inzwischen in dritter, erweiterter Auflage erschienen — hat sich in diesem Buche als Kunstrichter großen Stils aufgethan und als solcher eine Aufnahme gefunden, die, der Parteien Gunst und Haß gegen einander gerechnet, ein unzweifelhafter, schöner und gerechter Erfolg heißen muß. „Mehr Goethe“ ist seither in einer stattlichen Zahl von Tausenden von Exemplaren verbreitet, und das will bei einer Schrift dieser Art, zumal von so ausgeprägt selbständigem Charakter, mehr sagen, als wenn es sich um einen glücklich einschlagenden Roman handelte. Der durchgehende Widerwille gegen das specifisch Moderne in Leben und Anschauung, der schon in Huch's früheren Büchern hervortrat, hat sich hier zu einer allgemeinen Kritik neudeutscher Art und Kunst verdichtet, die der Kritiker fast überall auf verkehrten und unheilvollen Wegen findet. Als Panacee für die dabei hervortretenden Zeitkrankheiten empfiehlt er kurz gesagt eine Goethekur — das heißt ein ernstwilliges Sichvertiefen und Einleben in die gesammte geistige Persönlichkeit Goethe's. Angesichts der massenhaften Goethehuldigungen, welche gerade das Jubiläumsjahr hervorgerufen hat, könnte ein solcher Weckruf auf den ersten Blick überflüssig erscheinen; wer aber näher und tiefer sieht, ob auf die Bühne oder in die Buchlitteratur oder die Journalistik, auf die um Nietzsche oder Ibsen oder Tolstoi, auf den pathologischen Weiberroman oder den „gewissenhaften“ Naturalismus, auf die überwuchernde industriell-merkantile Entwickelung unseres Volks oder die Ueberschätzung augenblicklicher Machtverhältnisse für den bleibenden Culturwerth der Nationen, der findet uns überall statt in der Wirkungssphäre des „größten Germanen“, vielmehr in einer Strömung treiben, die unser Geschlecht und vollends das aufwachsende innerlich immer weiter und weiter von ihm entfernen muß. So rechtfertigt sich Titel und Grundgedanke des Buches, und aus dem Schmerz und der Sorge, die aus jener Erkenntniß erwächst, erklärt sich die leidenschaftliche Schärfe, die rücksichtslose Einseitigkeit, mit der hier an allem Un- und Widergoethischen eine Kritik geübt wird, die einem Standgerichte gleichkommt. In der That, von der burschikosen Verdammung der gesammten neueren Goethelitteratur im „Prolog“ bis zu der alleinigen Verherrlichung Gottfried Keller's gegen Ende der ganzen Litteraturrevue — wie viel summarische Justiz, wie viel Ungerechtigkeit im Einzelnen, wie Vieles, was schmerzt, ärgert, zum Widerspruche reizt! Aber auch, welche gerechte Sache und welche Gerechtigkeit im Großen! Und wie viel schlagende Wahrheiten überall, wo es gilt, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen! Man mag die Abweisung Nietzsche's zu geschwind und bequem finden — diesen Proteus ganz zu fassen und zu zwingen ist Riesenarbeit, und den Nerv der Sache treffen Huch's Ausführungen in ihrem Zusammenhange doch mit instinktiver Sicherheit. Nicht minder gilt das von der Verzausung der zeitgenössischen Dramatiker, vor Allem aber von den Abschnitten, die dem modernen Roman, zumal dem von Frauenhand gewidmet sind, nicht obgleich, sondern weil hier Dolche und Keulenschläge geredet werden. Dann aber — mag man zustimmen oder nicht, der Geist des Buches ist überall so glänzend, der Stil in seiner Art, die freilich nicht die Goethe'sche ist, so meisterhaft, es ist etwas so Hinreißendes und Fascinirendes in dieser alle Töne von dem des Kapuziners bis zu dem des Propheten umfassenden ästhetischen Aschermittwochspredigt, daß der Leser vom ersten bis zum letzten Blatte gefesselt bleibt und immer von Neuem zu dem einen oder anderen Abschnitte zurückkehren wird, um ihn als einen Genuß für sich allein noch einmal auszukosten. Freilich, ob eine so überwiegend negative Kritik des Vorhandenen für die Zukunft furchtbar sein, ob sie anregen wird zu einem neuen Schaffen in Goethe's Geist, das steht dahin. So manches Erfreuliche gegenüber dem, was Huch bekämpft, in den letzten Jahren im eigentlichsten Sinne „jung“ geworden ist, wesentlich Goethe'sches ist nicht viel darin zu spüren.

Nur ein einsames Büchlein ist mir zu Händen gekommen, das, obwohl sicherlich nicht von Huch's Schrift angeregt, doch einer praktischen Probe auf seine theoretische Forderung ähnlich sieht, der erste dichterische Versuch wiederum eines Landsmannes, der sich auf anderen, wissenschaftlichen Gebieten bereits früher mit Erfolg bethätigt hatte:

Karl Steinacker, Ein Geschenk der Haide. Berlin — Goslar — Leipzig, F. A. Lattmann. [1900]. 186 S. 8°. geb. 4 M.

Eins der merkwürdigsten Erstlingsbücher, die je geschrieben sind. Sonst pflegt die jüngste Jugend der nächstjüngeren vorauf den nebeligsten Fernen der jeweilig alleinseligmachenden poetischen Theorie zuzustreben. An diesem Buche aber ist außer der Umschlagzeichnung nichts modern, als die unnöthig krasse und ebendarum aus Geist und Ton des Ganzen empfindlich herausfallende Anekdote, die der Held im Kreise junger Officiere erzählen muß, um uns gleich die ganze herbe Sonderart seines Wesens zu documentiren, und allenfalls noch ein paar schüchterne Milieuzüge in der ebenfalls nicht sonderlich gelungenen Unterhaltung am häuslichen Herd, mit der die Geschichte beginnt. Alles Uebrige ist erstaunlich unmodern, ich füge gleich, um nicht mißverstanden zu werden, hinzu: im besten Sinne unmodern. Die Liebe des Helden zu der Frau des Freundes, obwohl der „kurze, heiße Liebestraum“ eines Manövermonats, verläuft eigentlich ganz innerlich und endet damit, daß die Frau erst recht sich selber und das Herz des Gatten, der Held aber seinen Einklang mit der Welt findet. Nicht minder altfränkisch die einzige Episode, die in diese Grundfabel verwoben ist: wer entdeckt heute noch Menschenseelen und verhilft ihnen zum Licht, wie der Held dem duckmäuserigen Musketier Frenzel thut? Ja, wenn es eine Kellnerin wäre! Und wie der Gegenstand, so die Ausführung: welch ein fremdgewordener, urväterischer Geist redet zu uns aus den Worten, mit denen der alte Professor von der

Heidelberger Schloßterrasse herab seinem Pathen die Landschaft als ein Abbild der Welt deutet im Sinne der Goethe'schen Erkenntniß: „Jeder Mensch ist nur die Ergänzung aller Uebrigen — doch aber die Ergänzung"! Vollends dann der Wortlaut dieser, ja mehr oder weniger aller Reden, der ganze Ton, in dem erzählt, reflectirt, das Zuständliche geschildert wird! Nahezu ein Jahrhundert muß man zurückgehen, um sein Urbild und unseres jungen Dichters Vorbild zu finden, nämlich eben zu Goethe und zwar zu dem alten, der die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre schrieb. Wo wir sonst heute Goethe'schem Stile begegnen, da ist er zumeist durch Keller's oder der Goethephilologen Vermittlung bezogen, bald abgeschwächt, bald aufgeputzt, hier stammt er unmittelbar aus der Quelle. Und der Trunk, den der Jünger daraus gethan hat, ist so tief und in seiner Wirkung so nachhaltig gewesen, daß bei ihm die anfängliche Nachahmung zur anderen Natur geworden ist. Muthet solche Stilisirung, so fern dem Realitätenkram und der nervösen Stimmungsschwelgerei unserer Zeit, uns Anfangs wie ein künstlicher Archaismus an, zumal bei den Freilichtscenen eines modernen Manövers, so fühlen wir uns doch je länger je mehr wohl in dieser reinen Luft, diesen klaren Vorstellungen, diesen knappen und doch wohlgerundeten Sätzen, dieser gehaltvollen Einfachheit des Ausdrucks, und empfinden es mit wachsender Freude, wie einmal wieder das Wirkliche auf das Niveau künstlerischer Gestaltung erhoben ist. Denn die Frische der Anschauung hat dabei nicht gelitten: neben einem relativ reichen Gedankengehalt fesselt uns eine Fülle feiner Beobachtungen aus Natur und Leben. Könnte der Verfasser sich entschließen, für eine zweite Auflage die oben gerügten Schwächen im Eingange des Buches zu beseitigen, so wäre dies „Geschenk der Haide" ein werthvolles litterarisches Geschenk für Leser, die sich entweder von der Moderne noch nicht in ihrer Geschmacksrichtung haben verwirren lassen oder dieser Verworrenheit überdrüssig nach besserer Kost verlangen.

Führte die Novelle Steinacker's uns mittelbar auf dem Umwege einer dichterischen Nachfolge zu Goethe zurück, so giebt das dritte Buch, das zur Besprechung vorliegt, eine wissenschaftliche Arbeit von monumentaler Anlage, uns ein wesentliches Stück des Meisters selber:

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Theil. Die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a./M. Literarische Anstalt Rütten & Loening 1901, XXIII u. 492 S. 8°. 7 ℳ.

Wenn es einerseits keinem Zweifel unterliegt, daß über die Absichten und das innere und äußere Werden dichterischer Werke ihr Schöpfer die beste Auskunft geben kann, und wenn anderseits gerade Goethe's sämmtliche Dichtungen nach seinem bekannten Worte „Bruchstücke einer großen Confession" sind, so hat diese Zusammenstellung aller seiner Selbstzeugnisse und -urtheile sicherlich die Bedeutung eines eigenen und darum des besten Commentars zu seinem Lebenswerke. Mit Bienenfleiß und zugleich mit weiter Umsicht und reifem Urtheil hat der Verfasser — bis vor Kurzem erster Hülfsarbeiter an der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel — nicht bloß sein weitschichtiges Material aus einer Unzahl zum Theil nur dem Forscher und Kenner zugänglicher Quellen zusammengetragen, sondern auch durch eine Fülle von Anmerkungen, die von umfassender Beherrschung des Gegenstandes zeugen, die Aeußerungen, welche den Text bilden, in das rechte Licht gesetzt, knappe Andeutungen ausgeführt, dunkle Beziehungen aufgehellt — kurzum Alles gethan, was nöthig war, seine Sammelarbeit erst recht fruchtbar zu machen. Darum wendet sich sein Buch auch durchaus nicht bloß an den engern Kreis der Goethephilologen, vielmehr aus diesem heraus an alle Freunde und Verehrer des großen Menschen und Künstlers. Dem Liebhaber eine Freude, wird es zumal dem Lehrer unentbehrlich sein und zweifellos gerade nach der letzteren Seite hin eine langempfundene Lücke abschließend füllen, wenn sich dereinst zu dem vorliegenden ersten Theile der zweite, der die dramatische, und der dritte umfangreichste und schwierigste, der die lyrische Dichtung umfassen soll, hinzugesellt hat. Möchte die treue und mühevolle Arbeit, wie sie bereits aller Orten die Anerkennung der wissenschaftlichen Kritik in reichem Maße gefunden hat, auch neben dem materiellen den idealen Erfolg haben, der dem Verfasser vorschwebte und den seine Leistung verdient — auch eine Stufe auf dem Wege aufwärts, den die Losung weist: „Mehr Goethe!"

W. Br.

Albert Leitzmann und **Karl Schüddekopf**, Lichtenberg's Briefe. I. Band. 1766—1781. Leipzig, Dieterich (Theod. Weicher) 1901. XIV u. 424 S. gr. 8°. 10 ℳ.

Eine neue Sammlung der Briefe Lichtenberg's kommt gewiß weiten Kreisen willkommen, da das, was bisher davon erschienen, unvollständig und keineswegs den jetzigen Ansprüchen gemäß veröffentlicht worden war. Die vorliegende Ausgabe entspricht allen diesen Wünschen in vollem Maße. Die Herausgeber haben keine Mühe gescheut, was an Briefen Lichtenberg's irgend zu erlangen war, heranzuziehen, bei den Erläuterungen aber, die sie dem sorgsam hergestellten Texte hinzugefügt haben, weise und gehaltvolle Kürze walten lassen. Dieser erste Band enthält die erste Hälfte der Schreiben Lichtenberg's, 298 an der Zahl. Dem zweiten Bande wird ein Namenregister beigegeben werden, das die Benutzbarkeit des Werkes um so mehr erhöhen wird, da von sehr vielen Personen in ihm die Rede ist. Der Inhalt der meisterhaft geschriebenen Briefe ist ebenso interessant wie vielseitig. Es werden in ihm Litterar- und Kulturhistoriker, sowie Vertreter der Naturwissenschaften ihre Rechnung und alle die ihr Vergnügen finden, die Geist und Witz dieses größten deutschen Satirikers zu schätzen wissen.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 10. Die auf der Braunschweigischen Geflügel-Ausstellung ausgebrochene Seuche; Schätzung des Lebendgewichts und des Verkaufswerthes des Viehhandels im Herzogthume. — 12. Bericht über die Thätigkeit der Landwirthschaftl. Versuchs-Station im J. 1900. — 13—15. Generalversammlung des landwirthsch. Centralvereins des Herzogth. Braunschweig am 7. März 1901.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 16. Juni **1901.**

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia".

Von Paul Zimmermann.

Neben dem Herzoge Heinrich Julius ist kein Fürst des Welfenhauses in der Geschichte der deutschen Litteratur als schaffender Künstler bedeutsamer hervorgetreten als der Herzog Anton Ulrich. Ein Sohn Herzog August's d. J., des berühmten Begründers der Wolfenbüttler Bibliothek, erbte er die litterarischen Neigungen des Vaters, die auch auf seine Brüder übergingen, aber bei ihnen allen ganz verschieden in Erscheinung traten. Herzog Rudolf August beseelte ein streng religiöser, pietistischer Sinn; er pflegte besonders die theologische Litteratur und war der Verfasser zweier Andachtsbücher, die einen Auszug der Psalmen enthalten [1]). Ferdinand Albrecht's I. Schriftstellerei war kraus und bunt, wunderlich wie das Leben und die Sammelarbeit des Mannes selbst, der in der Fruchtbringenden Gesellschaft den bezeichnenden Namen des Wunderlichen im Fruchtbringen erhielt. Von einem wirklichen Einflusse auf die deutsche Litteratur kann nur bei dem Herzoge Anton Ulrich die Rede sein; er hat sich aber in der That in ihrer Geschichte eine bleibende Stellung errungen.

Es sind drei Gattungen der Dichtkunst, in denen der Herzog sich bethätigt hat. In seine Jugendzeit fallen die geistlichen Lieder, die als „Christ-Fürstliches Davids Harpfen-Spiel" wiederholt herausgegeben sind und von denen einzelne sich bis heute in deutschen Gesangbüchern erhalten haben [2]). Noch 1856 hielt H. Wendebourg sie für würdig, eine neue Sammlung von ihnen zu veranstalten [3]). Daran schließen sich Dichtungen höchst weltlicher Art, Freudenspiele, Singspiele, Ballets u. s. w., die in den Jahren 1648—63 entstanden. Das Verdienst, auf diese Stücke, die Goedeke noch kaum erwähnt, zuerst nachdrücklich aufmerksam gemacht zu haben, gebührt Ferd. Sonnenburg [4]). Doch darf man die Schriftstellerei des Herzogs in diesen beiden Richtungen keineswegs als eine hervorragende bezeichnen; er erhebt sich kaum über das gute Mittelmaß und hat sich hier durchweg in den alten Geleisen gehalten.

Neue Bahnen hat der Fürst auf dem Felde des Romans eingeschlagen. Hier beruht seine bleibende litterarische Bedeutung. Auch ohne in die gar zu günstige Beurtheilung Sonnenburg's einzustimmen, wird man den Fürsten doch als den Begründer des geschichtlichen Romans betrachten müssen. Er ist, wie W. Brandes treffend sagt, „nicht blos eine Art von Dahn oder Ebers des 17. Jahrhunderts, sondern auch ein wenig der Samarow seiner Zeit gewesen", indem er Hofgeschichten der jüngsten Vergangenheit seinen Romanen einflocht [5]). Wir werden auf letzteren Punkt demnächst eingehend zurückkommen müssen.

Die Abfassung der Romane fällt in die spätere Lebenszeit des Herzogs. „Die durchlauchtige Syrerin Aramena" erschien 1669—73 in fünf Bänden, 1678 bis 79 in zweiter Auflage. Der Anfang der „Römischen Octavia" kam 1677 heraus. Dieses Werk hat Anton Ulrich dann mit längeren Unterbrechungen bis auf sein Todtenbett (1714) auf das Lebhafteste beschäftigt. Hierfür im Einzelnen den Nachweis zu führen, wird der nächste Zweck der nachfolgenden Zeilen sein. Wir verbreiten uns dabei nicht über die dichterischen Vorzüge des Werkes, das wir als eines der frühesten Muster eines schlichten und gebildeten Prosaromans anzusehen haben, betrachten nicht Sprache und Stil, die für jene Zeit als vorzüglich bezeichnet werden müssen, gehen auch nicht auf den gesammten Inhalt des weitschichtigen Buches ein, das die römische Geschichte von Claudius bis Vespasian in der 3. Ausgabe auf 6922 engbedruckten Seiten uns vorführt. Wir wollen hauptsächlich die Stücke ins Auge fassen, die zeitgenössische Ereignisse behandeln. Man hat wohl gesagt, daß diese Theile besonders die Beliebtheit des Romanes bewirkt

---

1) [v. Praun's] Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis Nr. 2605 und 2606.

2) So z. B. in dem Meiningenschen. Im jetzigen Braunschweigischen Gesangbuche ist der Herzog nicht mehr vertreten, doch war er es wieder in der neuen Gesangbuch-Vorlage, die der leidige Parteigeist bedauerlicher Weise kürzlich zu Falle gebracht hat.

3) Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation . . . Hg. von W. Schircks. 7. Heft. Halle 1856.

4) Ferdinand Sonnenburg, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter (Berlin, Leonhard Simion 1896) S. 14 ff.

5) Braunschw. Magazin 1897 S. 119.

hätten. Das ist ein Irrthum. Denn diese Einschiebsel stammen, so weit sie bis jetzt aufgeklärt sind, erst aus später Zeit, das früheste aus dem Jahre 1707, als der Roman längst beliebt geworden war. Daß er dies wirklich gewesen ist, bezeugen die Auflagen, die er erlebt, die Verlesenheit der uns erhaltenen Exemplare und das Urtheil der Zeitgenossen. Hervorragende Personen schenkten ihm ein hohes Interesse. So Leibniz und die geistreiche Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Auch in die spätere Zeit wirkte der Roman noch nach, bis in Goethe's Tage, der in den Bekenntnissen einer schönen Seele Fräulein von Klettenberg die Octavia als Lieblingsbuch lesen läßt.

I. Die Entstehung der „Römischen Octavia", die verschiedenen Ausgaben und die uns erhaltenen Handschriften des Werkes.

Obwohl bereits im Jahre 1823 der damalige Oberappellationsrath Friedr. Karl v. Strombeck im Braunschweigischen Magazin (1823 St. 23 Sp. 353—64) das Verhältniß der Ausgaben der „Octavia" im Wesentlichen klar gestellt hat, so müssen wir hier doch noch einmal darauf eingehen, weil wir in Einzelheiten jene Ausführungen zu berichtigen und zu vervollständigen haben und nur auf Grund einer genauen Bibliographie Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Romans mittheilen können, die bei der Bedeutung des Werkes und seines Verfassers der Beachtung nicht unwerth erscheinen dürften. Diese theilweise Wiederholung bekannter Dinge wird um so mehr als begründet gelten können, da weder in K. Goedeke's trefflichem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung B. III² S. 249 noch in F. Sonnenburg's erwähnter Monographie S. IX die Arbeit Strombeck's volle Berücksichtigung gefunden hat.

Man hat bei der „Octavia" fünf verschiedene Ausgaben zu unterscheiden, die in den Jahren 1677—1762 erschienen sind. Ihre Titel sind folgende:

1. Ausgabe in drei Bänden.

[I.] Octavia Römische Geschichte: Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hoffmann / Buch- und Kunsthändlers. Gedruckt bei Johann—Philipp Miltenberger. Anno MDCLXXVII

5 Bl. 1092 S. u. 1 Bl. 8° (Königl. u. Provincialbibliothek in Hannover).

[II.] Octavia Römische Geschichte. Zugabe des Ersten Theils. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau / gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmanns / Buch- und Kunsthändlers. Gedruckt daselbst bey Andrea Knortzen. Anno M . DC . LXXVIII.

1 Bl. u. 1234 S. 8° (Königl. und Provincialbibliothek in Hannover).

[III.] Octavia Römische Geschichte: Zweiter Theil. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmann / . . . Gedruckt durch Christof Gerhard daselbst. Anno Christi LXXIX.

4 Bl. u. 1165 S. 8°.

2. Ausgabe in sechs Bänden.

[I.] Octavia Römische Geschichte: Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmann / Kunst- und Buchhändlers. Daselbst gedruckt bey Andreas Knorzen. Im Jahr Christi M . DC . LXXXV.

6 Bl. u. 1091 S. 8°.

[II.] Octavia Römische Geschichte. Zugabe des Ersten Theils. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft . . . gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmann's . . . Schwobach, gedruckt bei Christoph Enoch Buchten. Anno M . DC . LXXXVII.

1 Bl. u. 1234 S. 8°.

[III.] Octavia Römische Geschichte: Zweiter Theil. Der . . . gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Johann Hoffmann sel. Wittib und Engelbert Streck / Kunst- und Buchhändlers. Anno Christi MDCCII.

4 Bl. u. 1165 S. 8°.

[IV.] Octavia Römische Geschichte. Zugabe des Andern Theils. Der . . . gewidmet. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Joh. Hoffmanns S. Wittib und Engelbert Streck. Anno MDCCIII.

4 Bl u. 771 S. 8°.

Octavia Römischer Geschichte Der Zugabe Des Andern Theils Sechstes Buch. Nürnberg / Verlegts Johann Hofmanns Seel. Wittib / und Engelbert Streck. 1704.

1 Bl. u. 512 S. 8°.

[V.] Beschluß der Römischen Octavia / Der Durchleuchtigsten Herzogin gewidmet / Die diese Römerin von ihrem mehr als zwanzigjährigem Schlaff auffer-wecket. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Joh. Hoffmanns S. Wittib / und Engelbert Streck. Anno MDCCIV. Christian-Erlang / Druckts Johann Friderich Regelein.

5 Bl. u. 1120 S. 8°

[VI.] Zugabe zum Beschluß Der Römischen Octavia. (Vignette.) Nürnberg / In Verlegung Joh. Hoffmanns sel. Wittib / und Engelbert Streck. Anno MDCCVII.

5 Bl. u. 1029 S. 8°.

3. Ausgabe in sechs Bänden.

Die Römische Octavia / in Sechs Bände verfasset. Erster Band . . .
Der Römischen Octavia
. . . Zweyter Band . . .
. . . Dritter Band . . .
. . . Vierter Band . . .
Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschaft an der Donau gewidmet (Vignette) . . .
Der Römischen Octavia
. . . Fünffter Band . . .
. . . Sechster und letzter Band . . .
Der durchleuchtigsten Herzogin gewidmet / Die diese Römerin / von ihrem mehr als zwanzig-jährigem Schlaff auferwecket (Vignette) . . .

Nürnberg / In Verlegung Johann Hofmanns und Engelbert Strecks Wittiben. 1711.

I. 6 Bl. u. 1091 S. — II. 1 Bl. u. 1234 S. — III. 3 Bl. u. 1165 S. — IV. 4 Bl. 771 u. 512 S. — V. 5 Bl. u. 1120 S. — VI. 5 Bl. u. 1029 S. 8°.

4. Ausgabe in 7 Bänden.

[Auf dem ersten Blatte des ersten Theiles:]

Die Römische Octavia Auf Veranlassung Einer Hohen Königl. Printzeßin Nach dem ehmahligen Entwurff geändert und durchgehends vermehret Nunmehr von neuem aufgelegt. Mit Römis. Kayserl. und Königl. Spanischen Majest. wie auch Hochfürstl Braunschw. Lüneb. allergnädigsten Privilegiis. Braunschweig / Gedruckt und verlegt durch Johann Georg Zilligern Hochfürstl. privileg. Hof-Buchdr. 1712.

[Auf dem 2. Blatte des ersten, dem ersten Blatte der übrigen Theile:]

Der Römischen Octavia
. . . Erster Theil.
. . . Zweyter Theil.
. . . Dritter Theil.
. . . Vierdter Theil.
. . . Fünffter Theil.
. . . Sechster Theil.
. . . Siebender Theil /
(Vignette)[6]. Braunschweig / Gedruckt und verlegt durch Johann Georg Zilligern Hochfürstl. privil. Hof-Buchdrucker. [Ohne Jahr].

I. Kupfer, 8 Bl. u. 918 S. — II. Kupfer, 1 Bl. u. 971 S. — III. Kupfer u. 1048 S. — IV. Kupfer u. 1067 S. — V. Kupfer u 1271 S. — VI. Kupfer u. 894 S. — VII. 416 S. 8°.

5. Ausgabe, Theil 7 enthaltend.

Der Römischen Octavia Siebenter Theil (Vignette) Wien, gedruckt, bey Johann Thomas Trattnern, k. k. Hofbuchdruckern, und Buchhändlern. 1762.

Kupfer u. 1068 S. 8°.

Als Herzog Anton Ulrich sich mit dem Entwurfe zu einem Romane aus der Geschichte der römischen Kaiserzeit trug, scheint er anfangs darüber im Zweifel gewesen zu sein, welche Gestalt er in den Mittelpunkt seiner Erzählung bringen, nach wem er seinem Werke den Namen geben sollte. Es scheinen ihm zunächst, ehe er auf die Octavia verfiel, an der er dann endgültig festhielt, drei andere Personen vorgeschwebt zu haben. In der Herzoglichen Bibliothek befindet sich von der Hand des Herzogs eine Handschrift (198 Extr.), die betitelt ist: „Die Furtreffliche[7]) Neronia oder der wutende Nero“. Sie enthält bis Blatt 16 den Text des ersten Buches des ersten Theiles. Daran schließen sich Angaben über Eintheilung, Inhalt ꝛc. des geplanten Werkes. Ebenso bewahrt das Herzogliche Landeshauptarchiv eine Handschrift des Herzogs, die, in gleicher Weise als „Erster Theil. Das 1. Buch“ bezeichnet, den Anfang eines Romans enthält, über dessen Titel der Verfasser selbst noch geschwankt hat. Anfangs stand da die Ueberschrift: „Der Große Tyridates König in Armenien“. Der Titel wurde dann verworfen, durchgestrichen und ein neuer: „Die Durchleuchtige Römerin Antonia“ daneben gesetzt. Der Text füllt nur 15 Seiten. Dann beginnt auf dem folgenden Blatte: „Octavia 1. Theil. Das 1. Buch“, nicht ein ausgearbeiteter Text, sondern eine kurze Orientirung über die Handlung des 1. und 2. Theiles und über die in ihr wirkenden Persönlichkeiten.

Beide Handschriften sind Querfoliobände, 31,7 cm breit, 20 cm hoch und in steife graue Pappe mit drei an den Langseiten hervortretenden Pergamentstreifen gebunden. Genau denselben Einband haben zahlreiche andere Handschriften der römischen Octavia, die sich in der Herzogl. Bibliothek und im Landeshauptarchive befinden, wenigstens alle diejenigen, die aus der ersten Periode der Abfassung des Romans stammen. Diese umfaßt, wie die obige Bibliographie klar erkennen läßt, die ersten drei Bände. Die Originalhandschrift des Fürsten zu diesen bewahrt die Herzogliche Bibliothek, und zwar Extravag. 168 I. Theil 1. Buch.

— 169—170		2. Buch.
— 171—173		3. Buch.
— 174—176	Zugabe des I. Theils[8])	4. Buch.
— 177—180[9])		5. Buch.
— 180—182		6. Buch.
— 183—185	II. Theil	1. Buch.
— 186—189[10])		2. Buch.
— 189—192		3. Buch.

Daran schließen sich die Extravaganten 193, 193¹, und 193², die auf 361 durchgezählten Seiten als „Zugabe des anderen Theiles“ das 4. Buch, wenigstens zu einem großen Theile, enthalten. Der Herzog hat also das Werk schon in jener früheren Zeit nicht unerheblich fortgesetzt. Doch zur Veröffentlichung ist dieser Theil damals, und in der vorliegenden Form überhaupt nicht mehr gekommen. Es ist ein Hinderniß eingetreten, das den Fürsten lange Jahre die Arbeit hat unterbrechen lassen[11]).

Das Werk muß, obwohl es einen so bedeutenden Umfang besaß und unvollendet war, dennoch großen Anklang gefunden haben. Denn es machte sich schon nach einigen Jahren das Bedürfniß nach einer neuen Auflage geltend. Sie erschien bandweise in den Jahren 1685, 1687 und 1702 und ist Blatt für Blatt eine Wiederholung, aber ein neuer Abdruck der früheren Ausgabe; selbst die Druckfehler des ersten Bandes, die zum Schlusse bei der alten Auflage verzeichnet stehen, sind in der neuen bis S. 634 unberichtigt geblieben.

Auch in hohen Kreisen zeigte sich offenbar eine lebhafte Theilnahme für das Werk und aus diesen ist die Anregung zu seiner Fortsetzung ausgegangen. Der Herzog selbst hat mit klaren Worten die Wiederaufnahme seiner Arbeit, die fast ein Vierteljahrhundert still

6) Im 7. Theile fehlen sowohl die Vignette des Titelblattes als auch alle Kupferstiche im Texte.

7) Furtefsliche Hdschr.

8) Anfangs (bis Extr. 175 S. 326) in der Handschrift als II. Theil 1. Buch bezeichnet.

9) Das 5. Buch reicht bis S. 392, S. 393 beginnt das 6. Buch.

10) Bis S. 382, auf der auch das dritte Buch beginnt.

11) Es kommt noch hinzu der Band Extravag. 193³, der das Ende des 1. Buches des zweiten Theiles enthält, das in Extravag. 185 fehlt. Vier Blätter sind herausgeschnitten, nur eine Seite erhalten. Es folgt der Anfang des 2. Buches des II. Theiles in einer vom Drucke abweichenden Form. Das Stück ist später offenbar verworfen und erneuert.

gelegen hatte, dem Einflusse der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, geb. Pfalzgräfin bei Rhein, zugeschrieben. Denn Niemand anders als sie kann „die durchleuchtigste Herzogin“ sein, die, wie es auf dem Titelblatte zum „Beschluß“ des Werkes heißt, „diese Römerin von ihrem mehr als zwanzigjährigem Schlaff aufferwecket“. Das geht klar aus dem Widmungsgedichte dieses Theiles hervor, wo der Dichter mit unverkennbarer Beziehung auf sie sagt:

Octavia blieb deine Treu
In Glück und Unglück unverletzet
Hat Neyd / Verleumbdung / Tyranney
An Dich vergeblich angesetzet
Warst Du das Wunder Deiner Zeit
An Zucht / Ehr und Beständigkeit!
So weicht dir doch die Nymffe nicht /
Die an dem Strand der Seyne sitzet
Der aus der beyden Augen Licht
Des Vatters Geist und Weißheit blitzet
Von der das Rund der Welt entlehnet /
Was große Prinzeßinnen kröuet.
Ach! brächte dieses Necker / Kind
Durch Ihren Witz und Fleiß zuwegen
Daß / die sich jetzt zuwider sind
Die Waffen möchten niederlegen
So solt' Ihr Glantz im höchsten Schein
Bey Donau / Tyber / Seyne / seyn.

Die Herzogin Elisabeth Charlotte stand zu dem Herzog Anton Ulrich in wahrhaft freundschaftlichem Verhältniß; auch hat ein Briefwechsel zwischen ihnen bestanden, aber leider sind von den Briefen der Herzogin außer den bruchstückweise veröffentlichten fast gar keine auf uns gekommen [12]). Doch ersehen wir deutlich aus ihren Briefen an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, wie große Stücke sie auf die Romane des Herzogs und auf den Verfasser selbst hält. Dieser, schreibt sie am 2. Mai 1706, „hatt mir gantz das hertz genohmen, indem J. L. sich so viel mühe vor mir geben, mir schönnebücher zu schreiben, so mir mein Teutsch erhalten; ich wünsche ihm langes leben undt gesundtheit davor“ [13]). Sie äußert in den Jahren 1695 und 1696 gegen ihre Tante den lebhaften Wunsch, daß der Herzog den Roman ausmachen möge [14]). Schon vor dem Jahre 1702 muß der Herzog die Arbeit wieder aufgenommen haben. Denn als er nach dem Einfalle der Hannoverschen Truppen der Mitregierung entsetzt war, schreibt Elisabeth Charlotte am 23. Mai 1702: „Meine hoffnung war, daß, weill hertzog Anthon Ulrich nichts mehr zu thun hatt, daß er nun die Octavia außmachen würde, nimbt er aber die regirung wider, wirdt es noch lang ahnstehen“. Sie hofft nach jeder Störung, die dem Herzoge widerfährt, wie z. B. nach dem Tode seiner Frau, auf eine rasche Förderung der Arbeit [15]). Er entschuldigt sich gelegentlich bei der Herzogin, daß sie noch immer nicht zum Abschlusse gekommen [16]). Am 24. März 1704 schreibt er an Leibniz, es gehe bei seinem jetzigen Zustande auf Ausmachung dieses Werkes sehr langsamb zu und sorge er, Octavia werde noch zwantzig Jahre warten müssen, bevor sie völlig zum Vorschein komme, jedoch schon am 1. Dec. 1704, daß das Verlangen der Herzogin von Orleans nach der Octavia nun bald solle gestillet werden [17]). Schon einige Jahre früher hatte Leibniz seinen und vieler Anderer Wunsch nach einer Vollendung des Romans öffentlich ausgesprochen [18]). Er hat der Dichtung des Herzogs auch sonst thätige Theilnahme zugewandt. Elisabeth Charlotte äußert schon am 30. August 1699 ihre Freude darüber, daß Leibniz dem Herzoge helfe „die Octavia außschreiben“ [19]). Wahrscheinlich hat dieser also schon damals seine Arbeit wieder aufgenommen. Am 13. Nov. 1704 und 27. Nov. 1706 dankt der Herzog Leibniz für den Stoff, den er ihm für seine Octavia geliefert; das letzte Mal sind es „so viel verwundersame materien“ gewesen, daß er besorgt, er „werde einen gantzen tomum noch dazu machen müßen“ [20]). Dennoch ist schon im Anfange des folgenden Jahres der Roman vollendet; am 16. April 1707 spricht Elisabeth Charlotte ihre Freude darüber aus, daß er nun glücklich zu Ende geführt worden sei [21]).

Von dieser Fortsetzung der Arbeit sind in der Herzoglichen Bibliothek keine Handschriften mehr vorhanden; dieses ganze Material ruht im Landeshauptarchive. Hier befinden sich zunächst auch noch zwei Hefte aus früherer Zeit, die des Herzogs Niederschrift vom Ende des 4. Buches und vom Anfange des 5. Buches des zweiten Theiles enthalten. In beiden finden sich z. Th. dieselben Stücke in abweichender Gestalt, ein Beweis, wie sorgsam der Herzog das Werk selbst herstellte. Seine Arbeitsweise wird uns noch klarer aus den späteren Heften, die sonst von gleichem Formate im Unterschiede von den älteren Heften in einen Schaflederrücken gebunden sind. Man hat hier des Herzogs eigene Handschriften und solche von Schreiberhand zu unterscheiden. Die Niederschriften des Fürsten sind uns von der Zugabe des II. Theiles B. 5 S. 680 der Ausgabe von 1703 an erhalten und umfassen in etwa 40 z. Th. zerrissenen Heften in ziemlicher Vollständigkeit das Ende des 5. Buches und das 6. Buch der Zugabe des II. Theiles, den Beschluß und den Anfang der Zugabe zum Beschluß, etwa bis S. 87 des Druckes. Die vielen durchstrichenen und neu bearbeiteten Stellen, die

12) Vgl. hierüber und über die Beziehungen des Herzogs zu der Herzogin Elisabeth Charlotte v. Sybel's histor. Zeitschrift N. F. Bd. 27 S. 79 ff., J. Bolte in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte N. F. III B., (1890) S. 454 ff. und die betreffenden Stellen bei Bodemann „Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover“ Bd. I u. II, die nach dem Register (II S. 355) leicht zu finden sind.

13) Bodemann a. a. O. II S. 131.

14) Ebenda I, S. 229 und 247.

15) Ebenda II, 73.

16) Ebenda II, 120 f.

17) Vgl. E. Bodemann's Ausgabe von Leibnizen's Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich in der Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersf. 1888 S. 156 u. 158.

18) A. a. O. S. 81 ff.

19) Vgl. Bodemann „Aus den Briefen . . .“ I S. 377.

20) Bodemann in Ztschr. f. Niedersf. 1888 S. 157 und 169.

21) Bodemann „Aus den Briefen“ II S. 157.

zahlreichen Correcturen, die sich in allen diesen Heften von der Hand des Herzogs selbst ausgeführt vorfinden, zeigen deutlich, wie eifrig er zur Vervollkommnung des Ganzen mit dem Ausdrucke rang und wie ernst er es mit seiner Schriftstellerei nahm. Von diesem Entwurfe des Herzogs wurde dann von der Hand des Kammerschreibers Gottfried Alberti eine Reinschrift angefertigt, bei der zugleich eine stilistische Ueberarbeitung des Textes vorgenommen wurde. Ob diese von Alberti selbständig oder nach dem Dictat des Fürsten geschah, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Gelegentlich begegnet die Hand des Herzogs auch in dieser Reinschrift, nach der dann der Druck des Romanes ausgeführt wurde.

Es sind von dieser Alberti'schen Reinschrift 31 Hefte in Halbschaflederbänden erhalten, die das 4.—6. Buch des zweiten Theiles vollständig, vom Beschluß den Anfang (bis S. 393) und von der Zugabe des Beschlusses zwei große Stücke S. 87—643 und S. 849—951 enthalten. Schon aus den äußerlichen Bezeichnungen der Hefte, — das letzte Heft des „Beschlusses" trägt den Buchstaben V, die der „Zugabe" die Buchstaben LL—TT und Ccc — lassen erkennen, daß hier eine Reihe von Heften abhanden gekommen ist.

Der Herzog scheint die Arbeit an dem Romane spätestens im Jahre 1699 wieder aufgenommen zu haben[22]). Im J. 1703 erschien die erste Fortsetzung als „Zugabe des anderen Theils", von der schon weit früher ein großer Theil nicht nur geschrieben, sondern auch schon gedruckt worden war. Letzteres ersehen wir aus der Alberti'schen Reinschrift, in die eine größere Anzahl gedruckter Blätter, die in keiner der im Buchhandel erschienenen Ausgaben sich vorfinden, z. Th. mit Zusätzen und Verbesserungen versehen, eingefügt worden sind. Diese Blätter können nur von einem Drucke herrühren, der schon in den 70er Jahren begonnen, aber, weil die Arbeit damals liegen blieb, nicht vollendet wurde. Der Text gefiel dem Herzoge in seiner früheren Gestalt nicht mehr. Er wurde neu bearbeitet, insbesondere stark erweitert, wenn auch manche größere Stücke wenig verändert beibehalten wurden. So entsprechen von dem alten Drucke die S. 250—295 den S. 528 bis 574 der Ausgabe von 1703, die S. 298—312 den S. 583—98, die S. 324—50 den S. 610—36. Der Umfang der Erzählung war also bis dahin etwa auf das Doppelte angewachsen. Die letzte Seite, die uns von dem alten Drucke begegnet, trägt die Zahl 418. Erschienen kann von dieser Ausgabe nichts sein, da der Herzog in der Vorrede zu der „Zugabe des Andern Theils" ausdrücklich den langen Zeitraum zwischen diesem und dem vorhergehenden Bande bezeugt, indem er sagt, daß Octavia „von Anno 1679. an biß auf dieses angefangene 1703. Jahr / und also ganzer 24. Jahr in steter Verwahrung bey dem Otto sitzen müssen."

Der 5. Band (Beschluß) trägt das Druckjahr 1704. Vollendet ist er in dieser Zeit noch nicht gewesen. Seine Herstellung muß sich vielmehr bis in das Jahr 1706 hineingezogen haben. Denn auf den Heften, die die Reinschrift Alberti's enthalten und nach denen der Druck hergestellt worden ist, finden sich Datirungen, die vom 1. Jan. bis 29. December 1705 reichen. Das Heft, das S. 612—61 des Beschlusses umfaßt, trägt die Aufschrift: „Ist mundirt ao 1705 d. 1. Jan.", bei S. 661—692 steht: „Ist mundirt ao 1705 d. 1. Febr." und bei S. 1081—1120: „29 Xbris 1705". Mit dem 6. Bande, der „Zugabe zum Beschlusse" hat Alberti im neuen Jahre sogleich fortgefahren. Das Heft, das S. 7—40 enthält, trägt die Aufschrift: „Ist mundiret d. 24. Jan. 1706".

(Schluß folgt.)

22) Vgl. oben S. 92.

Der Sturm auf Braunschweig 16.—17. October 1605.

Von

G. Hassebrauk.

(Schluß.)

3. Jürgen von der Schulenburg.

Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, II p. 436 f., sowie O. v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover III p. 22, schreiben die Rettung der Stadt dem Eingreifen des 70jährigen Jürgen von der Schulenburg zu, „der auf der Fallersleberstraße an der Ecke des Grabens wohnte, und dessen herrliches Epitaphium in St. Catharinen Pfarrkirche zu sehen ist"[51]). — Und zwar weist Havemann dem alten Herrn vom Eintritt des Regens ab eine durchgreifende Thätigkeit an, während Heinemann ihn seine Rolle erst später spielen läßt. Als nämlich das Signal „Frisch her" vom Thurme erscholl, sei nicht nur unter den Herzoglichen, sondern auch unter den Vertheidigern der Mauer eine wilde Panik ausgebrochen; da habe sich Schulenburg den flüchtigen Bürgern zu Pferde entgegengestellt, sie gesammelt, ermuthigt und zu jenem Doppelangriffe geleitet.

Untersuchen wir nun, ob diese oder unsere abweichende Darstellung besser begründet ist.

Die ältesten Quellen über den Sturm sind zunächst Acten, speciell Listen über die Entschädigung, welche den Verwundeten bez. den Hinterbliebenen der Todten gezahlt ist; Verhöre der Gefangenen; Rathsprotokolle; Kirchenbücher. Sie sind handschriftlich vorhanden im städtischen Archive zu Braunschweig, die dürftigen Reste der Kirchenbücher auf dem Rathhause daselbst. — Die Wichtigkeit dieser Quellen für unsere Frage ist nicht gering, aber doch nur indirect.

Von litterarischen Quellen ist die älteste[52]):

1) Ein unregelmäßig geführtes Familientagebuch vom 17. October 1605—1625, Hss. in Braunschw. Städt.

51) Olsen p. 158. Fast mit denselben Worten Kalm a. 1605.

52) Abgesehen von einem zum 1. 11. geschriebenen „Lobgesang" von 15 Strophen (Hss. in Brschw. Städt. Bibl. N. Hss. 22, 4° und Wolfenb. Bibl. Cod. Helmst. 708 p. 436), welcher gar keine Einzelheiten bietet.

Bibl. N. Hss. 9, 4° p. 1—6[53]). — Jürgen Hofmann, sein höhnischer Ausruf, Einnahme des Magnuswalles bis über das Thor hinaus, Angriff der Hägner, Schanzkörbe, Kanonade, Regen, Kahnfahrt der „Bürger und Handwerksburschen", Angriff vom Magnuswalle mit 2 Geschützen, als der Hausmann auf dem Thurm geblasen, Sieg. — Dann werden die Verluste erwähnt, wie natürlich in der ersten Siegesfreude, „der Todten sei bei 6tausent gewesen", wogegen die Bürger „nur 10 und 3 oder 4 verwundet" verloren. Unter den Todten ist der Stiefbruder des Schreibers Ludde Luttken, der „für Suntillientwenger im ersten anjagd ist geblieben"[54]). Auch die vergifteten Kugeln werden erwähnt.

2) Eine Reihe von (7) Pasquillen und Volksliedern, sämmtlich sehr bald nach dem Sturm gedichtet, erst die letzten gehören dem Frühjahr 1606 an. a. „Lasset euch kurze und einfältige Reime sagen". Wolfenb. Bibl. Cod. Helmst. 119 p. 506 und etwas abweichend 131 p. 495. — Das Pasquill ist ruhmredig, verschweigt den Schrecken und den Zwist in der Stadt, natürlich auch die Neigung zur Capitulation. Es berichtet, daß ein Erbar Rath die Handwerksburschen (am Morgen!) in Sold nahm, weist die Entscheidung wie 1) dem doppelten Angriffe zu und bedauert, daß ein Bürgermeister Schonung der Gefangenen befohlen habe. Außer „Schelm Jürgen" wird kein Name genannt. b. „Hört zu, hört zu, ihr Bürger frei", gedr. in Br. Hist. Händ. III p. 43. Namen werden hier überhaupt nicht genannt. Der größte Theil des Gedichtes besteht aus den giftigsten Schimpfereien auf den Herzog. — Das Trompetensignal wird erwähnt, dann Angriff. — c. Vier Volkslieder, alle beginnend: „Man zog sich einmal nach Braunschweig aus"[55]), und auf ihnen beruhend ein vor Ende der Belagerung erschienener „Eigentlicher und wahrhaftiger Bericht", der noch in zahlreichen Drucken und Handschriften vorhanden und die bekannteste Darstellung gewesen ist. — In den Thatsachen stimmen diese Lieder mit 1) überein, sie sind natürlich ruhmredig und verschweigen Alles, was den „tapfern" Bürgern ungünstig ist. Von ihrer Seite wird Niemand, von der Herzoglichen Hofmann, Max, Sachse und Frost erwähnt.

3) Ein jahrweis geführtes Diarium sive fasti, Hss. in Wolfenbüttel Bibl. Cod. Helmst. 113 p. 643 ff., bietet nichts Neues. — Aehnlich ist Erckenbrecht Kolers „Beschreibung der Stadt Br." Abschrift in Br. St. B. N. Hss. 17, 4°.

4) (Jacobi Francken) Historische Relation 2c. Gedr. Leipzig 1606 (April oder Mai); z. Th. auch abgedruckt in Br. Hist. Händel III p. 58 ff. Ueber den Sturm selbst liegen zwei von einander unabhängige Berichte vor.

a. Der erste, ausführlichere, sucht die Wahrheit zu sagen und ist nach guten städtischen Berichten auswärts geschrieben. (Daher die Ungenauigkeit der Namen; Bm. Becker statt Gercke, der erste Todte Rosche ist vielleicht aus Voßbeck corrumpirt, Magius muß sich mit seinem Vornamen begnügen, Dr. Waldern erscheint als Walrade, die Sendung des Dr. Müller wird zu früh gesetzt 2c.) Im Uebrigen bietet die Schrift eine lebensvolle, nicht einseitig lobhudelnde Darstellung, deutet auch wiederholt auf den Zwist innerhalb der Stadt hin. Die Entscheidung wird zwei „jungen Kerlen" zugeschrieben, die dann nochmals als „beide junge Männer" gerühmt werden.

b. Der zweite, kürzere Bericht ist von einem Städter geschrieben. (Doch darf man auf die Behauptung, er sei mit vornen an der Spitzen gewesen, nicht allzuviel geben.) Die Namen sind hier in Richtigkeit, Lüders, Könnecke u. s. w., doch kennt Verfasser den Angriff zu Wasser nicht. — Die ganze Schilderung ist einseitiger und ruhmrediger als a.

5) Die officiellen städtischen Berichte, z. B an den Kaiser, die Reichsstädte (Br. Hist. Händ. III p. 57), auch das Kaiserl. Mandat vom 14./11. aus Speyer, der „Warhaffte und gründliche Bericht", neue Auflage 1612, endlich „Prodromus, oder erster Theil wahrhaffter abgenötigter Verantwortung", Brschw. 1611 — bieten nichts Neues.

6) Kurtze und summarische Erzählung, welchergestalt Herr Henricus Julius, weylandt postulirter Bischof zu Halberstadt 2c., die Stadt Braunschweig ao. 1605 den 16. Octobris feindlich habe vberfallen u. s. w. . . . s. l. et a. — Der Druck dieser nach 1613 verfaßten Schrift ist mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber zwei Handschriften, eine ältere in Wolfenbüttel Bibl. Cod. Helmst. 907 und eine jüngere von ca. 1670, nachgetragen in Gercke's Chronik, Braunschw. St. Bibl. N. Hss. 95, 2 fol.[56]). — Der Verf. strebt nach Vollständigkeit und nach Gerechtigkeit, doch übertreibt er oft. Er benutzt schon Nr. 4, a als Quelle, meist aber mündliche Berichte. Daher erklärt sich der Name Martsal (der noch 1622 im Sacke lebte) statt Könnecke[57]). An beglaubigten Namen ist Reichthum, Hasekost (alias Woeke), Langenbein u. A. m. Die anfangs eingerissene Panik stillt Alfeld, und zwar zu Pferde.

Alle diese Berichte sind vom Standpunkte der Bürger geschrieben. Selbstverständlich sind die Darstellungen von Seiten der Geschlagenen spärlicher und, was unsere Frage betrifft, weniger wichtig.

7) Der officielle Bericht steht übereinstimmend Braunschw. Hist. Händel III p. 63 und Illustre Examen p. 590. Er nennt als besonders entscheidend die Furcht der Herzoglichen vor Unterminirung des Walles und die Plötzlichkeit des Angriffes[58]).

8) Vera Relatio etc., gedr. 1606, ist hauptsächlich als Berichtigung von Nr. 4 beabsichtigt. Von Wichtigkeit ist nur die Angabe, daß die schweren Verluste durch das Herabstürzen des Thorgatters verursacht wurden.

So weit die zeitgenössischen und — wie 6) — nicht

---

53) Wie mir Herr Oberstleutnant Meier mittheilt, heißt der Verfasser Curt Schmidt, aus dem Hagen.

54) Bestätigt durch die im städt. Archiv vorhandenen Auszüge aus dem Kirchenbuche von St. Catharinen. — L. war also bei den Hägnern und beweist durch den Ort seines Todes den guten Erfolg ihres Angriffs.

55) Einer der Texte ist gedr. Brschw. Hist. H. III p. 44.

56) Nicht zu verwechseln mit Gercke's eigener, kurzer Darstellung.

57) Vgl. oben.

58) Darauf verweist Bünting, danach geht Rehtmeier.

wesentlich spätern Berichte[59]). — Wir haben durch dieselben, da sie ja trotz verschiedenster Auffassung und Tendenz im Wesentlichen übereinstimmen, ein klares und, was wichtiger ist, lückenloses Bild der Ereignisse bekommen; auch an Namen ist kein Mangel. Es fällt auf, daß Jürgen von der Schulenburg sich nicht unter diesen befindet. Indeß sind noch einige spätere Quellen vorhanden — alle aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege! — welche Berücksichtigung verlangen.

9) Tobias Olfen's Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, Handschr. in Br. Städt. Bibl. N. Hss. 128 und 150[60]), herausgegeben v. C. F. v. Vechelde, Brschw. 1832. — Olfen, ein Rathsherr, lebte von 1587 bis 1654, war also zur Zeit des Sturmes etwa 18 Jahre alt und könnte somit als Zeitgenosse gelten, wenn er zu gleicher Zeit oder bald nachher geschrieben hätte. Das ist aber nicht der Fall. Wir haben es hier nicht mit einer successiv geführten Chronik, sondern mit einer zusammenhängenden Darstellung zu thun, deren Abfassung in die letzten Lebensjahre des Verfassers, speciell 1653, fällt[61]). Es liegen also zwischen dem Sturme und seiner Beschreibung durch Olfen p. 152 bis 164 fast 50 Jahre.

Es würde danach die Frage folgen: Schreibt Olfen hier nach Quellen oder aus dem Gedächtniß oder gar nach Autopsie? Zunächst ist letztere nicht anzunehmen, da Olfen, der sonst seine Person nicht vernachlässigt, seine Theilnahme am Kampfe nicht vergessen haben würde, zumal ja nach seiner eigenen Angabe nur $^1/_{20}$ der Bürgerschaft focht. Von Quellen giebt er nur Volkslieder an, indem er vor ihnen warnt; von den bisher erwähnten hat er sicher keine benutzt, da einzelne scharfe Widersprüche vorhanden sind. So nennen die meisten Quellen als leidtragenden Bürgermeister Gercke, O. nennt Bußmann; Sebastian Magius, der in 4 richtig als Pastor zu St. Michaelis genannt wird, erscheint bei Olfen als Prediger aus dem Hagen (er wurde 1607 Pastor zu St. Catharinen); daß Könnecke (oder Martfahll) Lärm machte, fehlt, u. s. w.[62]). Doch stimmt der Gang der Ereignisse im Ganzen mit unserer Darstellung bis zum Signal vom Thurme. — Nun hat Olfen, wie leicht zu ersehen, für die allgemeine Schilderung dieser Zeit (Abschn. VII, p. 104—113) gar keine, für Brabant (VIII u. IX) verschiedene, und zwar gute, für die Belagerung (XI u. XII) ebenfalls gleichzeitige Quellen benutzt[63]); er muß also wohl die mündliche oder schriftliche Tradition, welcher er folgt, für richtiger gehalten haben als irgend eine der litterarischen Darstellungen — Wie ist nun seine Darstellung beschaffen?

Durch das Lärmblasen vom Thurme kommt einmal über die Herzoglichen, zugleich aber auch über die Vertheidiger der Mauer ein panischer Schrecken. Daher laufen diese „aus der Altstadt und der Altenwiek mehrentheils nach der Neustadt hin, woselbst das Thor geöffnet ward“, und suchen zu entfliehen. Da besteigt der alte Jürgen von der Schulenburg ein Roß, reitet der fliehenden Menge entgegen, redet sie kräftig an, stellt sie auf dem Hagenmarkte und dem Bohlwege auf, läßt durch Hauptleute und Gildemeister die Handwerksburschen u. s. w. herbeirufen, sammelt auch diese auf dem Graben (Wilhelmstraße) und führt sie zum Walle. Hier erst entwirft er den doppelten Angriff, der auf ein Signal aus grobem Geschütz unternommen wird und gelingt.

Was an dieser Erzählung besticht, ist die poetische Stimmung und der dramatische Aufbau; leider ist die ganze Situation unmöglich. Ich will gern von der Unwahrscheinlichkeit absehen, daß die Vertheidiger, die sich bis jetzt doch tapfer gehalten hatten, durch das Signal „Frisch her“, das auf ihrer Seite geblasen wurde, statt zum Angriffe, zur Flucht bewogen wären; denn im Kriege kann auch das Unwahrscheinlichste zum Ereigniß werden. Aber wie kommt man mit der Zeit aus? Auf das Signal hin fliehen beide Parteien; jetzt erst besteigt Schulenburg (wo war er? an der Mauer oder zu Hause an der Fallersleberstraße?) ein Roß, hält den Strom der Flüchtigen auf, sammelt sie, wohlverstanden auf dem Hagenmarkte und Bohlwege, läßt dann durch Hauptleute ꝛc. für Verstärkung sorgen, führt Alle zur Mauer zurück und leitet jetzt erst den Doppelangriff ein. Es wäre zu all' diesem, selbst vorausgesetzt, daß die Kähne schon beisammen gewesen wären, zum Mindesten eine halbe Stunde erforderlich gewesen. Was aber die bereits fliehenden Feinde in diesem Falle gehindert haben sollte, die wenigen Schritte zum Thore ungestört zurückzulegen, oder sich gar von dem panischen Schrecken zu erholen, ist nicht einzusehen.

Endlich stimmen die Aussagen der Gefangenen darin überein, daß der Doppelangriff fast unmittelbar nach dem Signale stattfand; die „Rothen“ in der Schanze fliehen zuerst vor dem Trommelschlage aus den Booten, gleich darauf alle Anderen vor dem plötzlichen Ausfalle.

Wir können also nicht umhin, Olfen's Darstellung, soweit sie Schulenburg die Entscheidung zuweist, abzulehnen.

10) Christoff von Kalm's Braunschweigische Chronik, handschriftlich in Wolfenbüttel, Bibl. Cod. Aug. 27, 16 fol. — Der Verfasser, aus der bekannten Patricierfamilie, lebte von 1598 bis 1674, und ist somit nicht mehr als Zeitgenosse zu betrachten, zumal auch er erst in seinen späteren Jahren geschrieben hat.

Der hohe Werth dieser Chronik beginnt erst nach 1616; von 1588 bis dahin sind nur die kultur- und familiengeschichtlichen Angaben zuverlässig. Die politische und militärische Schilderung dieser Jahre ist weit

59) Ich bin überzeugt, daß 6 noch vor dem 30jährigen Kriege geschrieben ist. Eine Begründung würde hier zu weit führen.

60) Die Untersuchung, ob beide Hss. von Olfen sind, ist hier nicht am Platze. Nach Olfen geht Moller's Chronik c. 1720. Braunschw. St. B. N. Hss. 51. 4°.

61) Einige Beweise: p. 97, Juden betreffend ao 1584, wo er zugleich Facta von 1621 und 1653 berichtet; ferner p. 205, wo von einem 1615 errichteten Denkmal gesagt wird: es ist noch heutigen Tages zu sehen: p. 212. a. a. 1616; p. 232, 30jährigen Krieg betr. u. ö. (Citirt nach Vechelde.) — Sein Todesjahr bei Kalm.

62) Wie die Zeit steigert: Die gleichzeitigen Quellen geben 6 Wochen Trockniß an, № 6 schon 14, Olfen gar 6 Monate!

63) Im Wesentlichen dieselben wie Völckerling, S. 12.

verworrener und fehlerhafter als bei Olfen[64]), auch die des Sturmes selbst ist ohne Nachdenken compilirt, nur z. T. aus Olfen oder dessen Vorlage[65]). Dazu kommt der Umstand, daß Kalm's Bericht, obgleich die ersten Worte fast genau denen von Olfen entsprechen, doch in wesentlichen Punkten von diesem abweicht[66]). Es ist also nicht einmal möglich, die eine Darstellung durch die andere zu stützen.

Etwa gleichzeitig mit 10) ist

11) Gercke's Chronik, Braunschw. St. Bibl. N. Hss. 95 fol. Die Darstellung ist kurz und ohne besondern Werth; Schulenburg fehlt. G. bemerkt, daß ihm vier ältere Berichte über den Sturm vorlägen; wenn er also Schulenburg's Eingreifen übergeht, so wird er es nicht in seinen Quellen gefunden oder für unglaubwürdig erachtet haben.

12) Völckerling's Chronik, Braunschw. Städt. Bibl. N. Hss. 94, 2 fol., geschrieben nach 1704. Der Verfasser ist Geistlicher und sehr geneigt, Alles, was seinen Stand betrifft, hervorzuheben und Ungünstiges abzuschwächen oder zu verschweigen[67]). Dagegen hat er einen Reichthum an guten Quellen. (Acta Ministerii.) — Bei der Schilderung des Sturmes tritt die Tendenz hervor, die Angst der Stadt in milderem Lichte erscheinen zu lassen, sowie die directe Theilnahme der Brabantianer noch stärker hervorzuheben, als es z. B. 4) thut. Die Schilderung ist compilirt aus 4, 6, 7 und 8, sowie den Volksliedern, doch liegen auch andere Quellen zu Grunde. Der Reichthum an Namen (zuverlässig bis auf Lange) ist größer als irgend sonst; jeder Vornehme, der sich irgendwie ausgezeichnet, wird genannt — Schulenburg fehlt[68]).

Wir sind am Schlusse. Es ist nachgewiesen, daß in den Quellen bis über 1613 hinaus von einer Thätigkeit Schulenburg's überhaupt nicht die Rede ist; ferner, daß sich erst im Laufe späterer Jahre zwei nicht ganz gleiche Traditionen gebildet haben und diese nach dem 30jährigen Kriege aufgezeichnet sind. Aber weder die innerlich unmögliche Darstellung Olfen's noch die kaum besser motivirte Kalm's haben vor den Augen der quellenmäßig verfahrenden gleichzeitigen und späteren Chronisten Gnade gefunden, so wenig, daß sie nicht einmal den Namen Schulenburgs nennen. Bei dem Reichthum und der verschiedenen Tendenz der Quellen ist an ein allgemeines absichtliches Verschweigen der Wahrheit nicht zu denken. — Wir können daher nicht umhin, die Rettung der Stadt durch Schulenburg für eine spät entstandene, schlecht beglaubigte Legende zu erklären[69]).

64) So wird die Stadt 1602 in die Acht erklärt; Brabant ist völlig sagenhaft; 1606 und 7 „ging weinig für" u. s. w.

65) Sehr wichtige Punkte fehlen; der Schrecken in der Stadt wird erst nach Schulenburg's siegreichem Eingreifen geschildert u. s. w.

66) Bei Kalm leitet Schulenburg den Angriff auf den Aegidienwall: „er ritt selber vor's Thor, ihnen zu zeigen, wie sie Geschütz sollten abgehen lassen". Das will nicht recht zu der Thatsache passen, daß hier der führende städtische Leutnant Brauns (Hauptmann der Soldaten 12) an der Spitze der Ausfallenden erschossen wurde. Indeß könnten die Rollen Beider allenfalls nebeneinander bestehen.

67) vgl. Brabant; die Fälschung des Pasquills vom Frühjahre 1600 u. dergl. mehr.

68) Auch Magius' Schifffahrt fehlt. Die Nachricht von dem versuchten Ueberfalle des Michaelisthores ist schlecht beglaubigt, daher nicht berücksichtigt.

69) Die Theilnahme des alten Herrn am Kampfe überhaupt soll damit nicht geleugnet werden. Vermuthungen über die Entstehung der Sage möchte ich nicht aussprechen, nur eins bemerken: Mit S. verquickt ist Pastor Magius „aus dem Hagen". Da M. nun erst 1607 dort Pastor geworden ist, so kann die Sage erst entstanden sein, als die Erinnerung an M's früheres Amt an der Michaeliskirche ganz vergessen war.

Bücherschau.

H. Hassel, Hedwig von Brandenburg. Ein kulturhistorischer Roman aus der letzten Hälfte des 16 Jahrhunderts nach archivalischen Akten. Hannover, M. u. H. Schaper 1900. 160 S. 8⁰. 2 ℳ.

Die Heldin der Erzählung ist die edle Gemahlin des Herzogs Julius zu Br. u. Lün., des Reformators unseres Herzogthums, eine Tochter Kurfürst Joachim's II. von Brandenburg. Ein geschichtlich interessanter Stoff wird in dem Büchlein behandelt, das wir solchen Lesern empfehlen können, die in ästhetischer und geschichtlicher Beziehung nicht zu hohe Anforderungen stellen. Die Behauptung S. 126, daß Herzog Heinrich d. J., der allerdings in seinen alten Jahren gegen den neuen Lutherischen Glauben milder wurde, zu ihm übergetreten sei, ist etwas kühn. Das letzte Datum des Buches ist falsch. Hedwig starb nicht am 19. November, sondern 21. October 1602; an jenem Tage fand ihre Beisetzung statt.

A. Bertram, Das eherne Taufbecken im Dome zu Hildesheim. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 8 Textillustrationen. (Separatabdruck aus „Zeitschrift für christliche Kunst", XIII. Jahrgang.) Hildesheim, A. Lax 1900. 30 Sp. gr. 8⁰. 1 ℳ 50.

Das spätromanische Taufbecken des Hildesheimer Domes, das aus dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts stammt, „die reifste Frucht der Gießhütten Hildesheims", ist im März 1900 aus der dunkeln Ecke, in die es seit 1653 gestellt war, in die Mitte der letzten nördlichen Seitencapelle gebracht worden. Diese Umstellung ermöglichte eine photographische Aufnahme aller Seiten des Kessels und des Deckels. Sie werden uns in vorstehender Schrift in wohlgelungenen Lichtdruckbildern vorgeführt. Der Verfasser fügt diesen eine genaue Beschreibung und eingehende Erklärung der auf dem Kessel befindlichen Darstellungen, sowie eine ästhetische Würdigung des ganzen Kunstwerks hinzu, die ebenso von den reichen kunstgeschichtlichen Kenntnissen, wie der theologischen Gelehrsamkeit des Verfassers Zeugniß ablegen und allen Liebhabern der heimischen Kunstgeschichte auf das Beste empfohlen werden können.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 30. Juni **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Der Improvisator Wilhelm Herrmann [1]).

Von Oswald Berkhan.

Am 26. August des vorigen Jahres starb zu Steglitz bei Berlin der Improvisator Herrmann. Da er, ein Braunschweiger Kind, seit Jahrzehnten in hervorragender Weise der einzige deutsche Vertreter seiner Kunst war, verdient er auch an dieser Stelle Worte ehrender Erinnerung.

Die Improvisationskunst besteht in der Fähigkeit, über jeden aufgegebenen Gegenstand ohne Vorbereitung sofort ein Gedicht vorzutragen. Sie erfordert das Talent, in allen Versformen reden zu können, ein umfassendes Wissen in der Geschichte, der Kunst und Litteratur, dazu ein zuverlässiges Gedächtniß, eine glühende Phantasie und ein wohlgebildetes Sprachorgan. Die Zahl der deutschen Improvisatoren ist eine geringe. Der erste bedeutende Improvisator, welcher in den zwanziger und dreißiger Jahren als solcher auftrat und Aufsehen erregte, war O. L. Bernhard Wolff. Er lebte von seiner Kunst, bis Goethe, der sich lebhaft für ihn interessirte, ihm eine Professur am Gymnasium zu Weimar und später an der Universität Jena auswirkte. Diesem folgten einige andere talentvolle Improvisatoren, z. B. Langenschwarz, Beermann u. s. w. In den sechsziger Jahren bis in die Neuzeit war Herrmann der einzige deutsche Vertreter dieser Kunst, der überall, wo er auftrat, Anerkennung und Bewunderung in reichem Maße erntete.

Friedrich Wilhelm Herrmann wurde am 28. Januar 1834 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater, Joh. Georg Herrmann, Polizeidiener war. Er zeigte von früher Jugend an ungewöhnliche dichterische Anlagen. Seine Schulaufgaben erledigte er häufig in Versen, einem verstorbenen Mitschüler hielt er schon in seinem neunten Jahre eine lange Grabrede, und es war die Regel, daß die Declamationen bei den öffentlichen Schulprüfungen ihm übertragen wurden. Aber trotz den künstlerischen Neigungen, die ihn erfüllten, mußte er sich doch dem Wunsche des Vaters fügen und die Beamtenlaufbahn einschlagen, die diesem ein sichereres Fortkommen zu gewähren schien als ein Künstlerberuf. Der Sohn trat daher am 1. Juni 1851 als Polizeischreiber bei der Herzoglichen Polizeidirection in Braunschweig ein und blieb bis zum August 1857 in dieser Stellung, die er zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausfüllte. Aber er war nicht mit vollem Herzen bei der Sache. Auch der trockene Polizeidienst konnte die dichterischen Schwingen nicht völlig niederhalten. Unwillkürlich regten sie sich und suchten sie sich zu bethätigen, z. Th. an Stellen, wo Niemand das erwarten sollte. In einem Verzeichnisse abgelieferter Fundstücke fand man später, nach langer Zeit folgende Verse von Herrmann's Hand:

> Was jetzt die Leute so verlieren,
> Glaubt Keiner, der es nicht gesehn,
> Felleisen, Schirme, Ofenthüren
> Seh' ich hier als gefunden stehn.
> Armbänder, Ringe aus den Ohren,
> Selbst volle Fässer steh'n dabei:
> Ja Mancher hat sich selbst verloren
> Und merkt's erst auf der Polizei.

Auch Herrman merkte bald, daß er sich selbst, seine besten Kräfte und Gaben auf der Polizei, wo diese unmöglich zur Entwicklung kommen konnten, verlieren würde, und es war ein Glück für ihn, daß bald die Befreiungsstunde schlug. Sein Auftreten auf einem Liebhabertheater bot ihm Gelegenheit, seine Fähigkeiten auf dem Gebiete zu zeigen, zu dem ihn mit aller Macht sein Herz zog. Der ungewöhnliche Beifall, der ihm hier als Schauspieler zu Theil wurde, bestimmte einen großmüthigen Kunstfreund, Ed. Heinson Huch in Braunschweig, für seine weitere Ausbildung zu sorgen, ihn selbst, sich ganz der Kunst zu widmen. Er erhielt namentlich von dem trefflichen Hofschauspieler Julius Jaffé, der damals der Braunschweiger Bühne, später der zu Dresden angehörte, dramatischen Unterricht, dessen er später stets mit Dankbarkeit gedachte.

Im Herbst 1857 verließ Herrmann seine Vaterstadt, um zunächst in der Fremde ein unstätes Wanderleben als Schauspieler zu beginnen. Er trat zuerst in Elbing auf, dann in Danzig, von wo er sich noch im October desselben Jahres nach Oesterreich wandte. Ein Jahr

---

1) Vergl. Leipziger illustr. Zeitung vom 27. Dec. 1879.

darauf treffen wir ihn in Jicin in Böhmen, im April 1859 im Engagement des Schauspieldirectors Karichs in Wilsdruff und Döbeln. Im September dess. J. geht er nach Ulm, wo er den Winter über am Stadttheater wirkte. Für den folgenden Sommer läßt er sich in München, dann in Augsburg gewinnen. Da die Verhältnisse am Sommertheater sich hier 1861 ungünstig gestalteten, so brachten sie einen Entschluß in ihm zur Reife, mit dem er sich schon längere Zeit getragen hatte, der Schauspielkunst zu entsagen und sein Glück als Improvisator zu versuchen. Mehr oder weniger hatte ein reiner Zufall ihn schon in Ulm auf diesen Weg gewiesen. Die Verzögerung einer Schauspielerin beim Umkleiden hatte im „Uriel Acosta“ eine peinliche Pause verursacht, die Herrmann durch einen in Versen improvisirten, längeren Monolog auf das Geschickteste auszufüllen verstand. Noch im Jahre 1861 trat er in dem kleinen bayerischen Städtchen Mindelheim zum ersten Male als Improvisator öffentlich auf, und zwar sogleich mit durchschlagendem Erfolge. Er war nun unablässig bemüht, sein Talent zur Kunst auszubilden und zog, täglich Vorträge haltend, durch Bayern, Steiermark und Oberitalien. Nachdem er so seine Uebungszeit durchgemacht hatte, schied er im Jahre 1862 gänzlich von der Bühne, die er zum ersten Male in Troppau betreten hatte. Er wirkte jetzt nur noch als Improvisator und sah im Vollgefühle seiner Kunst und seiner Kraft der Zukunft so vertrauensvoll entgegen, daß er in dieser Zeit auch einen eigenen Hausstand gründete. Am 16. November 1862 vermählte er sich in London mit Katharina Hofer, einer Enkelin des berühmten Andreas Hofer, die aus Amstetten in Unterösterreich stammte.

Das Datum seiner Heirath galt Herrmann zugleich auch als der Anfang seiner Improvisationskunst, von der er von jetzt ab wohl in allen großen Städten Deutschlands glänzende Proben ablegen sollte. Er hat später, am 16. Nov. 1887, seine silberne Hochzeit und das Jubiläum seiner 25jährigen Künstlerschaft an einem Tage gefeiert. Von London reiste er zunächst nach Hamburg, wo er in Ludwig's Salon auftrat. Dann hielt er bis zum Herbst 1864 in St. Pauli im Odeon Vorträge. Von dort ging's nach Berlin, wo das Friedrich Wilhelmstädtische Theater der Schlauplatz seiner Wirksamkeit wurde. Darauf nach Wien und im December nach Breslau, wo das Publicum jedoch nicht die gleiche Empfänglichkeit für seine Kunst zeigte wie an anderen Orten. Den Sommer brachte dann Herrmann regelmäßig in seiner Vaterstadt Braunschweig zu, um im Winter dann wieder eine neue Kunstwanderung anzutreten. So besuchte er im Winter 1865 auf 1866 Hannover, Leipzig und Dresden, im folgenden Jahre Kassel, Schwerin und Rostock, dann Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe u. s. w. Es würde zu weit führen, ihn auf seiner Künstlerlaufbahn, die ihn in fast alle großen und daneben in viele kleinere Städte Deutschlands brachte, im Einzelnen zu verfolgen. Ganz besonderen Beifall trug er stets in Hamburg und Berlin davon.

Eine Reihe von Eigenschaften kam zusammen, um ihm diesen Erfolg zu verschaffen. Von vorn herein nahm seine stattliche persönliche Erscheinung für ihn ein. Auf das Angenehmste berührte sein klangvolles Organ. Mit vollkommener Sicherheit beherrschte er die Versformen; die Reime strömten ihm unwillkürlich und unablässig zu. Dabei besaß er große Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, einen frischen Humor und einen sprudelnden Witz. Stets stand ihm eine Fülle origineller und treffender Einfälle zu Gebote, auch reiche Kenntnisse, die seinen Versen auch einen gedankenvollen Inhalt gaben.

Nicht nur die große Menge spendete ihm Beifall. Auch an hoher Stelle hat es ihm an Anerkennung nicht gefehlt An den Höfen zu Stuttgart, Karlsruhe, Altenburg und Gera, wie von König Johann von Sachsen, dem gelehrten Kenner italienischer und deutscher Dichtkunst, erhielt er besondere Auszeichnungen und werthvolle Geschenke. In Karlsruhe widmete ihm Victor Scheffel nach mehreren gelungenen Improvisationen die nachstehenden Verse:

> Liebreich ist sein Benehmen,
> Sein Vortrag ein Accord,
> Doch will er Abschied nehmen,
> Ruft alle Welt: „Fahr' fort!“
>
> Was in der Wörter Hülle
> Als stille Seele kreist,
> Weckt zu melod'scher Fülle
> Ein feiner Künstlergeist.
>
> Im Gleichtact lebt's und hebt's sich,
> Denn Polyhymnia spricht:
> Der starre Laut belebt sich,
> Die Rede wird Gedicht.
>
> Drum nicht, daß man ihn weise
> An einen fremden Ort,
> Nein, seiner Kunst zum Preise
> Ruft alle Welt: „Fahr' fort!“

Groß und ehrenvoll waren die Anerkennungen, die Herrmann von den verschiedensten Seiten am 16. November 1887 zu seinem 25jährigen Künstlerjubiläum zugingen. Der Hofgraveur H. Held in Magdeburg hatte auf den Tag eine Medaille geschnitten, die vorn das wohlgetroffene Kopfbild des Jubilars, auf der Rückseite aber eine allegorische Darstellung der Improvisationskunst und den Spruch trägt:

> „Form, Gestaltung, blitzhaft Wort,
> wie durch Zauber ein Akkord.“

Schon früher (1881) hatte unser Landsmann Hugo Bruns ein schönes Porträt von Herrmann gezeichnet, das durch den Druck vervielfältigt wurde.

Es mögen sich hieran einige Mittheilungen persönlicher Erinnerung an Herrmann schließen.

Als ich Anfang der sechziger Jahre nach Braunschweig kam, drang der Ruf seiner Kunst auch zu mir und ich benutzte gern die Gelegenheit, ihn zu hören. Dies war im Jahre 1865 der Fall. Die Vorgänge des Abends, der mir hohen Genuß gewährte, stehen noch lebhaft vor meiner Seele. Das Programm, das ich noch aus jener Zeit verwahre, enthält in drei

Strophen gleichsam Herrmann's künstlerisches Bekenntniß. Es lautet:

Wer stets dem höchsten Ziele nachgerungen,
Dem widerstrebt die todte Reimerei,
Und was nicht aus der tiefsten Brust gesungen,
Zieht auch an Andern ungefühlt vorbei.

Drum wenn ich singe in mich selbst versunken,
Greift nach der Feder nimmer meine Hand,
Mir wird zur Gluth der unscheinbarste Funken,
Und diese Flamme lodert ungebannt.

Mit meinem Liede muß ich selbst mich geben,
Uns trennt man nicht, so lang der Funken glüht,
Drum liegt in jedem Liede auch mein Leben,
Und all' mein Leben immer nur im Lied.

Unter allgemeiner Spannung wurde der Improvisator erwartet und als er, eine schlanke, kräftige Gestalt mit rothem Haar und blauen Augen, erschien, von den zahlreich Versammelten lebhaft begrüßt. Zunächst sprach er über den ästhetischen Werth der Improvisationskunst, setzte dann fein hervorhebend den Unterschied zwischen der Kunst des schreibenden und dem eines sprechenden Dichters auseinander und wies nach, daß die Sprechdichtkunst, in Augenblickseingebungen bestehend, eine besondere Art bilde. Darauf ließ er Zettel zum Aufschreiben von Aufgaben vertheilen, die er dann beschrieben von den Anwesenden selbst einsammelte und verlas.

Unter den Aufgaben aus der Geschichte waren eine große Reihe angegeben, von denen Lincoln's Tod durch allseitigen Zuruf ausgewählt wurde. In reiner, edler Sprache schilderte Herrmann alsbald in tadellos poetischer Form den trefflichen Lincoln, dann den fanatischen Booth, den Mord und die Bestürzung des Publicums im Theater, wo der Mord geschah. Fast athemlos hatten die Anwesenden gelauscht, Alle waren tief ergriffen und reicher Beifall lohnte den Künstler.

Es folgten dann nach gegebenen Aufgaben Gedichte in den verschiedensten Versformen, formvollendet und stets mit einem geistreichen Abschlusse endend. Gegen Schluß seiner Vorträge ließ sich der Improvisator einige 30 Worte zu Endreimen zurufen, die er der Reihe nach aufschrieb. Er las dann diese Worte vor und trug nun sofort mit einer staunenswerthen Geschicklichkeit, die verschiedenen Worte kunstvoll der Reihe nach einfügend, ein Gedicht vor, das mit Scherz und Satire reichlich gewürzt war. Darauf, durch einen stürmischen Beifall begeistert, formte er mit denselben verlangten Worten in einem andern Versmaß ein zweites Gedicht, gleich anmuthig wie das erste. Er fügte dann, die verschiedenen Aufgaben, die er an diesem Abende zu lösen hatte, in poetischer Form zusammenfassend, ein Abschiedswort an die Anwesenden hinzu.

In kunstvoller Gedankenreihe waren an diesem Abende in blitzschneller Ideenverbindung Vers auf Vers gefolgt mit stets packendem Abschluß; niemals hörte ich ein Stocken in der Sprache oder die Wiederholung eines Wortes.

Hatte ich schon lange den Wunsch gehegt, diesen außergewöhnlichen Mann kennen zu lernen, so sollte derselbe zu meiner Freude endlich in Erfüllung gehen, als ich Herrmann zur Aufnahme in eine Lebensversicherung zu untersuchen hatte. Mit einem Frohgefühl eilte ich zu seiner Wohnung, einem kleinen Gartenhause in der Bertramstraße. Seine Gattin, eine freundliche Frau, empfing mich und geleitete mich in das Wohnzimmer. Es war sehr einfach ausgestattet, an den Wänden hingen einige Bilder seiner Gönner und Freunde, an einer Seite befand sich eine nicht sehr große Bibliothek, meist ältere Werke, auch eine Sammlung von Berichten und Kritiken seiner gehaltenen Vorträge war in einem dicken Bande vorhanden. Er begrüßte mich bei seinem Eintritt sehr zuvorkommend und machte durch seine gewandte Redeweise einen wohlthuenden, gewinnenden Eindruck.

Nachdem das Geschäftliche erledigt war, kam die Rede zunächst auf die Kunst zu improvisiren, dann auf den Enthusiasmus. Anknüpfend an dies Thema erzählte ich ihm, wie einzelne Geisteskranke in ihrer krankhaftgehobenen Stimmung, auch in lichten Zwischenräumen oder während der Genesung zu dichten anfingen, was sie zuweilen in früheren gesunden Tagen nie gethan, aber nicht nur zu dichten, sondern auch zu improvisiren, und wie es bei solchen Kranken oft erstaunlich sei, mit welcher Eile die Reime vorgebracht würden. Auch theilte ich ihm mit, daß er hier in einer geisteskranken, ziemlich bekannten Handelsfrau eine Collegin habe, welche, wenn sie mich besuche, gern in Reimen improvisirend mich anzureden pflege und ihr gegebene Aufgaben ihrem Stande und ihrer Bildung nach gut zu lösen verstände.

Dies Gebiet war ihm bis dahin fremd geblieben; er brachte nochmals die Rede auf den Enthusiasmus, versuchte in einer mich fesselnden Weise die Verwandtschaft des natürlichen Enthusiasmus mit dem kranken zu erörtern, wobei er erwähnte, daß der berühmte Daniel Schönemann nach einer Gemüthskrankheit Improvisator geworden sei. Bei meinem Abschiede bat er mich, meine Mittheilungen in einem Werke, das er über Improvisation zu schreiben angefangen, verwerthen zu dürfen.

Im Sommer während seines Aufenthaltes in Braunschweig war Herrmann eifrig bemüht, seine Kenntnisse zu vervollkommnen, er übte sich außerdem Tags über im Declamiren und Improvisiren. Abends ging er in fröhliche Gesellschaft. Wo er sich aufhielt, gestaltete sich um ihn gewöhnlich eine heitere Tafelrunde und war er deshalb stets ein gern gesehener Gast. Er war ein eifriges Mitglied des damals sehr blühenden „Schlüsselclubs", in dem er sich u. A. auch mit seinem Freunde, dem pensionirten russischen Kammermusikus Aug. Haltnorth, zusammen fand, der ihm 1871 seine Composition „Friedensklänge" widmete. Sehr verdient machte sich Herrmann in den J. 1870—71 während der Kriegszeit, wo er im Lazarethdepot in Braunschweig thätig war. Herzog Wilhelm verlieh ihm dafür das goldene Verdienstkreuz. Das allgemeine Ehrenzeichen, das ihm preußischerseits zu Theil wurde, wies er mit dem Bemerken zurück, daß es seiner gesellschaftlichen Stellung nicht entspreche. Später war Herrmann für die Hebung des Wassersports in Braunschweig thätig, indem er

1873 eine Bootsstation auf der Oker nach Eisenbüttel zu eröffnete.

Alles Außergewöhnliche übte eine starke Anziehungskraft auf ihn aus. Er war gerade in Hannover, als die sogenannten Azteken dort eintrafen. Der Dollmetscher, den die kleine Truppe mit sich führte, war erkrankt, der Führer derselben sprach nur spanisch. Sofort studirte Herrmann, soweit dies ihm möglich war, die Geschichte der eigenartigen Fremdlinge, leitete die Schaustellungen, hielt dem Publicum Vorträge, führte die Azteken täglich spazieren und nahm sich überhaupt ihrer an, bis der Dolmetscher genesen war.

Lebhaft erinnere ich mich eines kleinen Begegnisses mit Herrmann. Eines Nachmittags hatte mich mein Beruf nach dem Petrithore geführt. Es war damals vorn an der Cellerstraße ein sehr besuchter Concertgarten; ich hörte Musik und trat ein. Da traf ich Herrmann mit einigen Andern dicht am Eingang an einem Tisch sitzend und gesellte mich zu ihnen. Wir konnten die Eintretenden, die an unserem Tisch vorbeigehen mußten, genau mustern.

„Frisch Verlobte“ sagte ich, als ein junges Paar glückselig strahlend mit gehobenem Schritt an uns vorüberzog, „Geistlicher vom Lande“, „Knochenhauermeister, demnächst Rentner“, lauteten meine weiteren Diagnosen bei den Nachfolgenden. Das zündete bei Herrmann. Mit Humor durchflochten fügte er meinen Diagnosen sofort anmuthige Verse hinzu, die Fröhlichkeit der Umsitzenden stetig steigernd.

Jahrzehnte lang verlief das Leben Herrmann's in der oben angegebenen, seiner Kunst eigenthümlichen Weise. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches eine Aenderung seines Lebensganges zur Folge hatte. Es wurde in Braunschweig 1882 ein Schriftstellertag abgehalten. Herrmann gedachte demselben beizuwohnen, wurde jedoch durch Meinungsverschiedenheiten daran gehindert. Worin diese bestanden haben, vermochte ich nicht genau zu erfahren. Er fühlte sich jedenfalls zurückgesetzt. Er, der von Victor von Scheffel besungen, von Fürsten und Volk geehrt, von der Presse stets auf das Günstigste beurtheilt worden war, konnte dies Erlebniß nicht vergessen; er verließ 1883 Braunschweig und zog nach Berlin, wo er dann in Steglitz ein litterarisches Büreau, daneben eine Cliché-Verleih-Anstalt errichtete. Im Jahre 1884 übernahm er auch die Redaction der Sonntagsbeilagen von Ihring und Fahrenholtz, die er bis April 1900 besorgte.

Im Jahre 1884 hielt Herrmann auch seine letzten öffentlichen Vorträge auf eigene Rechnung, im Architektenhause zu Berlin und in Hamburg. Seitdem ist er nur noch in Vereinen und Gesellschaften oder auch zu wohlthätigen Zwecken aufgetreten; aber ablassen konnte er dennoch niemals von seiner Kunst. Das Improvisiren war ihm eine Hauptbedingung seines Lebens geworden. Hatte er dazu in einer Gesellschaft keine Gelegenheit, so fühlte er sich ein paar Tage krank. Noch zwei Monate vor seinem Tode hat er bei einem Ausfluge nach Schlachtensee bei Berlin durch seine Vorträge eine große Gesellschaft angeregt und erfreut, ja noch acht Tage vor seinem Hinscheiden hat er Tag und Nacht im schönsten Versmaße improvisirt.

Große Reichthümer hat Herrmann mit seiner Kunst nicht erworben. In einem mir vorliegenden Schriftstück, in welchem er seinen Lebensgang besingt, heißt es:

„Ach noch heute kann ich's nicht verschmerzen,
Daß mein Sang als Schacher nur erscheint,
Daß mein Lied aus übervollem Herzen,
Stets mit todten Zahlen sich vereint;
Daß ich ängstlich rechnen muß und handeln,
Um durch's Leben ohne Fehl zu wandeln,
Daß die Mutter, die mich einst gebar,
Stets mit mir ein Bild der Armuth war.“

Und dann weiter in der vorletzten Strophe:

„Aber bang wird mir und immer bänger,
Wenn ich denken muß, ich würde alt;
Wo vielleicht vom armen alten Sänger
Selten noch ein Lied zum Himmel schallt.
Ach dann ruft's in mir: Dein ganzes Leben,
Alles, Alles hast du hingegeben,
Deine Ruh, Dein Glück im Zeitenstrom,
An ein fleischlos, schreckliches Phantom.“

Vor etwa zwei Jahren ergriff ihn, wie es auch bei seiner Mutter der Fall gewesen, ein psychisches Leiden, dem er im vorigen Jahre erlag.

Die lebhafte Theilnahme, welche das Hinscheiden dieses außergewöhnlichen Mannes in den verschiedensten Kreisen hervorgerufen, ließ mich hier sein Lebensbild, soweit ich es vermochte, wiedergeben Auf dem Matthäi-Kirchhofe zu Berlin ist am 24. Mai d. J das Grabdenkmal enthüllt worden, das die Pietät seiner Freunde dem Entschlafenen errichtete. Möge aber auch die Stadt Braunschweig den Mann, den sie mit Stolz den ihren nennen kann, niemals vergessen!

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia“.

Von Paul Zimmermann.

Die Entstehung der „Römischen Octavia“, die verschiedenen Ausgaben und die uns erhaltenen Handschriften des Werkes.

(Schluß.)

Kaum hatte der Herzog im Jahre 1707 die „Octavia“ in sechs starken Bänden glücklich zu Ende geführt, so trug er sich trotz seinem Alter von 74 Jahren schon wider mit neuen schriftstellerischen Plänen. „Es frewet mich recht“, schreibt Elisabeth Charlotte im Juli d. J. an ihre Tante, „daß J. L. einen neuen roman ahnfangen; wissen E. L. den tittel nicht davon?“ [17]). Auch über diesen zeigt sie sich später unterrichtet. Denn am 3. April 1710 heißt es in einem Briefe von ihr: „Es ist der große Jullius, den der Hertzog Anthon Ullrich wider in roman ahngefangen hatt; er sagte mir aber in seinem letzten schreiben, daß J. L. selten dran arbeytten, haben keine zeit darzu“ [18]). Es wird aber

17) Bodemann, Aus den Briefen . . . II S. 163.
18) Ebenda II S. 244.

nicht, wie Bodemann annimmt, der Braunschweigische Herzog dieses Namens, sondern der römische Julius Cäsar gewesen sein, den der Herzog zum Vorwurf seines neuen Romans hatte nehmen wollen. Dieser Stoff lag ihm nach der Behandlung der römischen Octavia weit näher als der aus der heimischen Vergangenheit. Auch ist es an sich sehr unwahrscheinlich, daß er gerade in diesen Jahren, wo er zum Katholicismus übertrat, einen Fürsten zum Helden einer Dichtung hätte machen sollen, der in seiner Jugend wegen seines protestantischen Glaubens schwere Anfechtungen standhaft ertragen, sogleich nach seinem Regierungsantritte aber die Reformation in seinem Lande eingeführt und in ihrer Sicherung und Förderung die wichtigste Aufgabe seiner Herrschaft erblickt hatte.

Diese Pläne des Herzogs lernen wir auch aus einem Schreiben kennen, das sein treuer Gehülfe, G. Alberti, unterm 20. April 1707 an ihn richtete, in dem er ihm seinen Glückwunsch zur Vollendung der „Octavia“ aussprach und für künftige Arbeiten seine Dienste bereitwillig zur Verfügung stellte.

Er schreibt hier:

— — — — — — — — — — — — — — —

„Durchlauchtigster Hertzog, Gnädigster Fürst und Herr. Wann ich erwege, mit was mühsamen Fleiß Dieselbe die zu Dero Ewigem Gedächtniß bestimmete vortrefliche Octavia nunmehro glücklich geendet, so kan ich als der fast noch eintzige sichtbahre Zeuge dieser großen Arbeit mich unmüglich entbrechen, Ew. Durchlaucht auch meinen allerunterthänigsten Glückwunsch darzubringen . . . ., dabey inniglich wünschende, daß gleichwie Dieselbe bey diesem großen Werke so übergroße ja unzählige Wohlthaten mir erwiesen, also auch der große Himmels Monarch Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht dieselben unzehlichfach vergelten, und Sie in Fürstl. Wachsthum Nestoris Jahre conserviren möge; wodurch sowohl Dero Lande in blühender ruhe erhalten, als das in dem Krieges-Feuer flammende Vatterland vermittelst Dero klugen Consiliis gerettet, und in erwünschetem Frieden hinwieder gebracht werden kan.

„Es scheinet fast, daß der Himmel Ew. Hochfürstl. Durchl. ungemeine Fürsten Tugenden mit diesem Seegen kröhnen wolle, und daß er Dieselbe vor andern alleine dazu erwehlet habe, Dero Enkele auf den gröſzesten Thronen der Welt zu sehen, welches dan Ew. Durchlaucht hohen Nahmen in allen Landen ausbreiten, bey der gelahrten Nachwelt aber in so größerer admiration erhalten wird, wann Ew. Durchlaucht den vorhabenden großen Julium, als Dero sodan drittes Werk, derselben mittheilen werden. Ich bitte mir dabey die hohe Gnade aus, daß gleichwie bey der Octavia also auch bey diesem neuen Werke, Ew. Hochfürstl. Durchlaucht meine Wenigkeit employren und in beharlicher Hochfürstl. Hulde behalten mögen. Der ich nie ermüden werde, um die Erfüllung meines obigen Wunsches dem großen Gotte in heißer Andacht anzuflehen und Zeitlebens zu verharren

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht
unterthänigst-getreuer Knecht
Gottfried Alberti.

Wolffenb., d. 20ten April 1707“.

Hat der Herzog diesen neuen Roman vom großen Julius auch vielleicht begonnen, so hat er ihn jedenfalls nicht weit gefördert. Es ist uns nichts von ihm überliefert. Er ließ den Plan fallen, weil er sich in seinen hohen Jahren nochmals an eine Umarbeitung der Römischen Octavia machte. Es geschah abermals auf „Veranlaßung einer hohen Königl. Printzeßin“, unter der wir wieder die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans zu verstehen haben, obwohl ein Beweis dafür aus den Briefen dieser Fürstin sich nicht scheint gewinnen zu lassen. Der erste Band der neuen Ausgabe, „nach dem ehmaligen Entwurff geändert und durchgehends vermehret“, erschien 1712. Noch im Jahre vorher erschien eine neue Ausgabe der Octavia, wie die frühere in 6 Bänden, zu Nürnberg. Hier wird die Absicht des Fürsten, eine neue Ausgabe seines Romanes zu veranstalten, bekannt geworden sein. Der Verleger hatte von den drei letzten Bänden noch eine große Anzahl von Exemplaren auf Lager. Wahrscheinlich um vor dem Erscheinen der neuen Auflage so viel wie möglich davon abzusetzen, veranstaltete er schon 1711 eine neue Ausgabe des ganzen Werkes. Es ist zur einen Hälfte ein Neudruck, zur anderen eine reine Titelauflage. Band I—III sind neu hergestellt, jedoch so, daß sie mit der früheren Ausgabe zumeist Blatt für Blatt genau übereinstimmen. Den Bänden IV—VI ist nur ein neues Titelblatt vorgesetzt, sonst sind die alten Bände unverändert geblieben; man ging so oberflächlich zu Werke, daß man im 4. Bande sogar das Titelblatt zum 6. Buche mit dem Verlagsvermerke: „Nürnberg . . . . 1704“ ruhig sitzen ließ.

Die Veranstaltung dieser neuen Ausgabe hat den Herzog bis zu seinem Tode auf das Lebhafteste beschäftigt. Die drei ersten Bände sind zwar von wenigen ganz geringen Aenderungen abgesehen im Wesentlichen die alten geblieben. Nur ist dem ersten Theile S. 518 ff. „die Geschichte des Königs Monobazes von Adiabene“, dem zweiten S. 808 ff. die Fortsetzung derselben und dem dritten S. 276 ff. „die Geschichte der Königin Berenice“ eingefügt worden. Aber vom vierten Bande an beginnt dann eine völlige Umarbeitung des Werkes. Denn in diesen drei letzten Theilen hat man, wie der Herzog in dem „Vorbericht an den Leser“ im ersten Theile selber sagt, „bald darauf angemercket, daß wegen gar zu grosser Eilfertigkeit nicht in allem dem ersten Entwurff ist gefolget worden“ und es hat daher die „hohe Königliche Persohn“, die seiner Zeit die Fortführung und Vollendung des Werkes veranlaßte, „verlanget, das der Beschluß dieses Werks möchte der ersten Erfindung nach ausgeführet werden“. Das hat der Herzog nun gethan, indem er theils die Hauptgeschichte ganz und gar änderte, theils auch eine Anzahl neue Zwischengeschichten einfügte. Es finden sich deren im 4. Bande zwei, im 5. fünf und im 6. vier neu eingereiht.

Wohl um den Druck besser überwachen und nach seinen Wünschen einrichten zu können, ließ der Herzog den Roman jetzt bei Joh. Georg Zilliger in Braunschweig erscheinen, das Octavformat wurde zwar beibehalten, aber größer genommen, so daß auf der Seite nicht unbeträchtlich mehr als früher steht. Auch wurden

neue Kupferstiche für die Ausgabe hergestellt. Vor jeden Band kam ein blattgroßes Bild, das Denkmäler der römischen Kaiser von Claudius bis Vespasian vorführte. Sie sind von W. de Broca (I), Joh. Ulr. Kraus (II, III, V u. VI) und C. Weigel (IV) gestochen. In den Text sind zahlreiche kleinere Kupferstiche eingefügt, die etwas mehr als ein Drittel des Blattes einnehmen und wohl sämmtlich von Joh. Georg Beck gefertigt sind, obwohl er nur in den vier ersten Bänden als Stecher bezeichnet worden ist.

An handschriftlichem Materiale sind nur 21 Bände mit der Niederschrift Alberti's vorhanden, sie befinden sich im Herzogl. Landeshauptarchive. Wie die früheren Bände, so tragen auch diese einen Schaflederrücken, aber sie sind, sonst im Formate gleich, an Umfang ihnen gut um das Doppelte überlegen. Sie tragen die Bezeichnung A—F, H—W, beginnen im 6. Theile der Braunschw. Ausgabe auf S. 396, führen diesen bis zum Schluß, zeigen, da Band G fehlt, im 7. Theile zwischen S. 110 und 185 eine Lücke und führen dann diesen siebenten Band über alle Drucke und sonst vorhandenen Niederschriften weit hinaus.

Der Druck des Werkes ist niemals vollendet. Ein Druckjahr (1712) zeigt nur der erste Theil dieser Ausgabe, bei den folgenden fehlt es; sie werden zum Theil erst 1713 oder auch 1714 fertig gestellt worden sein. Die Beendigung der Octavia war eine der Hauptsorgen, die den Herzog noch in seinen letzten Jahren, ja Tagen erfüllte. Der Stoff war ihm unter den Händen mächtig angewachsen. Am 10. März 1713 schreibt er an Leibniz: „Es ergehet mir mit dieser arbeit, als wan der geist des verfaßers vom Amadis in mich gefahren wäre, daß die Octavia anstatt von 6 theilen etliche und zwantzig bekommen solte, maßen ich noch immer hin arbeite und kein ende finden kan“ [19]). Aehnlich am 19. Juni desselben Jahres: „An der Octavia siebenden theil arbeite ich nun fleißig wieder; habe in den acht tagen, daß ich wieder hie bin, so viel neues gehöret, daß ich vermuhte, zu der Octavia werde der achte theil auch noch kommen“ [20]). Rastlos arbeitete er weiter. Er hoffte das Werk doch noch zu vollenden. In dem letzten Briefe, den er an Leibniz gerichtet hat, am 6. März 1714 meldete er diesem: „Was unsere liebe Curfürstin von arbeit an der Octavia ihme gemeldet, verhält sich also; gleichwie ich numehro dem sprichwort nach auf den letzten loche pfeife, also bin ich auch beinahe am ende dieses Romans und thue mir daher gewalt an, es selber zu absolviren“ [21]). Zu Ostern dieses Jahres (1. April) hoffte er, wie wir aus einem Schreiben der Elisabeth Charlotte ersehen [22]), auf die Vollendung seines Werkes. Aber schließlich sinkt ihm doch der Muth. Er bittet die Herzogin, jedenfalls nur wenige Tage vor seinem Tode, „sie solle ihm zu gutt halten, daß er sein versprechen mitt das endt von der Octavia nicht gantz halte, allein es were zeit, alle irdische gedancken abzulegen undt ahn nichts, alß geistlich zu gedencken“ [23]).

19) Bodemann, Ztschf. f. Niedersf. 1888, S. 232.
20) Ebenda S. 234.
21) Ebenda S. 238.
22) Bodemann, Aus den Briefen . . . II, 344.

Noch in seinem letzten Willen hatte er Bestimmungen über die Vollendung seines Romanes getroffen. Es scheint sich nicht nur um die Drucklegung, sondern auch um den Abschluß des Textes gehandelt zu haben, da seinem vertrauten Gehülfen Alberti die zu Verfertigung der Octavia nöthigen Bücher nach seinem Befehle aus der Bibliothek mitgetheilt werden sollen. Er wird ihm bei Lebzeiten über Alles, was hier noch zu thun war, genauen Bescheid ertheilt haben.

Jene Bestimmungen sind niedergelegt in einem Codicill, das zwar undatirt ist, aber nur wenige Tage vor dem Ableben des Fürsten verschlossen in die Canzlei eingeliefert wurde, also aus seiner letzten Lebenszeit stammen muß. Denn sein Testament ist vom 2. März 1714; am 27. März aber ist er bereits gestorben. Sehr interessant und für den Herzog höchst charakteristisch sind die Bestimmungen jenes Codicills; sie zeigen die Gedanken, die ihn in der letzten Zeit hauptsächlich beseelten; die Sorge für seinen Roman wechselte ab mit solchen für seine Kunstsammlungen, sein liebes Salzdahlum, seine getreuen Diener und die katholische Kirche [24]). Es ist daher wohl am Platze, jene Urkunde, die theilweise schon v. Strombeck veröffentlichte [25]), von unwesentlichen Bestimmungen abgesehen in vollem Wortlaute hier folgen zu lassen. Nachdem der Herzog für seinen Vetter, den Prinzen Ernst Ferdinand von Bevern, den er in seinem Testamente [26]) vergessen hatte, und einige Beamte, die Frau Obermarschallin und den Hofrath Töpfer, Verfügungen getroffen, fährt er fort:

23) Ebenda S. 345.
24) In gleich bezeichnender Weise kommt in dem letzten Briefe an Leibniz die Liebe des Fürsten zu der Bibliothek, Salzdahlum und seinem Romane zum Ausdrucke. Vergl. Bodemann Ztschr. f. Niedersf. 1888, S. 237 f.
25) Vergl. Br. Mag. 1831, Sp. 333 ff. Die Angabe, daß das Codicill vom 22. März 1714 stamme, ist unbegründet.
26) Auch das Testament des Herzogs vom 2. März 1714 enthielt bereits Anordnungen in der bezeichneten Richtung, die hier der Vollständigkeit halber gleichfalls eine Stelle finden mögen. Es steht hier: „Und gleich wie demnach Unser Erbprintz und ältester H. Sohn das Hertzogthum Wolfenbüttel mit allen dessen Hoheiten, Rechten und Zubehörungen alleine behält; also bleibet Ihm auch alles was in Unserer Residenzstad und Fürstl. Schloße zu Wolfenbüttel an Mobilien und Inventarien, es sey an pretiosis, Silbergeschirr, Tapissereyen, Schildereyen, Haußhaltungs Geräthen, Pferden, Gutschen und wie es sonst Nahmen haben mag, verhanden, so, daß Er davon nichts als Unser Leib-Spann Pferde nebst einer der besten Gutschen seinem jüngern H. Bruder heraus gebe. Wegen der Bibliothec und dem Zeughause hat es eben die Bewandnüß wie mit dem Obigen.

„Wir laßen es auch wegen Unsers Hauses Saltzdahlum bey Unserer Hochseel. Frau Gemahlin Letzten Willen, vermöge dessen selbiges mit allen Zubehörungen und darin befindlichen Sachen, es haben selbige Nahmen wie sie wollen (außer das daselbst befindliche Silbergeschirr, wovon nachher disponirt soll werden) Unsers Erbprintzen Liebden zustehet, und verordnen ferner, daß Ihm auch alles dasjenige, was Wir nach Unserer Hochseel. Gemahlin Liebden Tode daselbst verbeßert und angeschaffet oder noch verbeßern und anschaffen möchten, ebenfalls allein verbleiben solle; Tragen auch dabey das feste Vertrauen

„Herr Hertel soll 100 Thl. haben, um allstets Gutes von mir zu reden.

„Was noch zu Saltzdahl zu bauen von mir angeordnet worden, wolle mein ältester Sohn sich gefallen lassen in perfection zu bringen“.

Es folgen Bestimmungen für die Lakaien, den Hofrath Nöber, den Medicus Burchardi und die Pagen. Dann heißt es weiter:

„Den Geheimbten Cammerschreiber Alberti wolle mein ältester Sohn sich laßen stets befohlen seyn.

„Imgleichen alle meine übrige hinterlaßene Bedienten; darinnen meinem exempel folgend, wie ich es mit meines Seel. Herrn Bruders hinterlaßenen Leuthen gemachet habe.

„Weilen auch das Buch Octavia genand noch nicht vollkommen zum Druck befodert worden, und Ich die darin noch mangelnde Kupfer zu zahlen übernommen, so wird mein ältester Sohn sich gefallen laßen diese geringe Kosten dazu anzuwenden, und den Geh. Kammerschreiber Alberti zu befehlen, fleißig zu befodern, daß dieses Werk bald zum Stande komme, der dan in Befehl hat, wie die exemplaria ausgetheilet sollen werden!

„Unter allen diesen Monitis ist diese die fürnehmste, daß zu Wolffenbüttel die pretiosa und mobilia nimmer veralieniret mögen werden, sondern vielmehr nach Gelegenheit der Zeit vermehret mögen werden.

„Wie imgleichen zu Saltzdahl.

„Was von Büchern zu Verfertigung der Octavia der Geh. Cammerschreiber Alberti nöthig wird haben, soll ihm ohnweigerlich communiciret werden.

„Den Römisch-Catholischen Gottesdienst in beiden Vestungen anbelangend, halte ich mich zufoderst an meines ältesten Sohnes offtmahliges wiederhohltes Versprechen, davon er sich verhoffentlich nicht wird abbringen laßen.

„Was ich mündlich wegen Saltzdahl mit Ihme geredet, das wolle Er sich stets erinnern, und den raren Bilder-Schatz sich bestens laßen anbefohlen seyn“.

Daß die Octavia, trotz dieser Mahnung des Herzogs, nach seinem Tode nicht zu Ende gedruckt wurde, hat wohl in dem Verfalle der Zilliger'schen Buchhandlung seinen Grund. Joh. Georg Zilliger hatte sich seiner Zeit den Verlag des Romans ausgebeten und sich erboten, das Werk auf eigene Kosten herzustellen, an den Verfasser, dem die Verleger der früheren Ausgaben in Nürnberg 100 vollständige Exemplare übersandt hatten, auch einige Exemplare ohne Weiteres zu liefern. Da es nun aber, weil Geld und Papier mangelte, mit dem Drucke nicht recht vorwärts gehen wollte, so beschloß der Herzog, der anfangs nur die Besorgung der Kupfer übernommen hatte, außerdem noch für jeden Band 200 Thaler zuzuschießen, wofür Zilliger ihm 100, dem Geh. Kammerschreiber Alberti aber 40 Exemplare liefern sollte. Anton Ulrich hatte so bei seinen Lebzeiten dem Verleger 1200 Thaler gezahlt und sein Sohn später für Papier zum 7. Bande 100 Thaler, als im Jahre 1716 der Concurs über das Zilliger'sche Geschäft ausbrach[27]). Zilliger zog nach Blankenburg, wo er mit Mühe und Noth wieder eine Druckerei ins Werk zu setzen suchte. Es liefen mancherlei Klagen von Alberti und Zilliger gegen einander bei der Fürstlichen Regierung ein. Jener forderte die 60—80 noch rückständigen Exemplare der Octavia und die Kupferplatten, dieser die Herausgabe des Manuscriptes des 7. Theiles, damit er den Druck vollenden könnte. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Am 2. März 1717 lieferte Alberti das Manuscript, das aus 25 mit A. B. C. bis Aa. bezeichneten Bänden, einem von Herzog Anton Ulrich zu Acken eigenhändig geschriebenen Bruchstücke und dem Manuscripte von der „Geschichte der Givritta“ bestand, an die Geheimerathsstube aus, wo es in drei Convoluten versiegelt niedergelegt wurde. Zilliger kam wohl niemals wieder auf einen grünen Zweig, jedenfalls war er nicht im Stande, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Er hat, wie es scheint, seinen Stab von Blankenburg bald weiter gesetzt und ist wohl nicht lange nachher in kümmerlichen Verhältnissen gestorben. Im Mai 1722 wird er in den Acten schon als todt erwähnt; in den Blankenburger Kirchenbüchern ist sein Tod, wie mir Herr Superintendent Schlüter freundlichst mittheilte, in jenen Jahren nicht verzeichnet. In der langen Zeit, die während der Zwistigkeiten mit müßigem Abwarten verbracht wurde, scheint bei den betheiligten Personen das Interesse an dem Romane erkaltet zu sein. Zu einer Drucklegung des Schlusses ist es hier nun nicht mehr gekommen.

Der Druck scheint nach dem Tode Anton Ulrich's sofort in Stillstand gerathen zu sein. Dann waren damals vom 7. Bande 26 Bogen gedruckt oder wenigstens gesetzt. Denn auf der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich unter der Nr. Extrav. 194 zunächst ein Band, der die Bogen A — Y (S. 1 — 352) in Reindruck, darauf drei als Z, Aa und Bb bezeichnete Bogen (S. 353—400) in Handschrift und schließlich den folgenden Bogen Cc (S. 401—416) in der Correctur mit den ursprünglichen Druckverbesserungen enthält. Der Schluß bricht mitten in einem Satze ab und lautet: „weiln in des Mysthens Lande der berühmteste Tempel der Sonnen verhanden war, allwo“. Daran schließen sich dann drei Quartbände Handschrift, die das Werk unter Fortführung der alten Zahlen von Bl. 417—956 weiter führen[28]). Auch hier endigt der letzte Band mitten in einem Satze: „wie hoch ihm sein König dieses Gewerbe“.

Außerdem besitzt die Wolfenbüttler Bibliothek noch zwei Handschriften, die Theile des 7. Bandes der Octavia enthalten und beide aus der Bibliothek des Herzogs Ferdinand Albrecht II. und seiner Gemahlin Antoinette Amalie herrühren, die Extravaganten 135, 4

---

es werde der Erbprintz die von Uns in solangen Jahren gesamlete, mehrentheil auserlesene Gemählde in besondere Sorgfalt nehmen, und daß solche nicht distrahiret, sondern der gantze Vorrath auf die Posterität und Regierungs Successores, solange aus Unserer und derer Hertzoge von Bevern descendenz welche verhanden, unzertheilt gebracht zu werden, verhüthen“ [sic!].

27) Allgem. deutsche Biographie B. 45 S. 230 f.

28) B. I: Bl. 417—596; B. II: Bl. 597—776; B. III: Bl. 777—956.

und 135, 5. Jene, 550 Quartseiten umfassend, enthält den Anfang des 7. Theiles und geht von S. 518 bis zum Schluß mit Extrav. 135, 5 zusammen, wo der Anfang des Bandes von Bl. 397 bis Bl. 420b jenen Seiten entspricht. Dieser Band[29]), zu dem ursprünglich offenbar noch ein früherer Theil mit Bl. 1—396 gehört hat; stimmt Blatt für Blatt mit der erwähnten Nr. Extrav. 194 überein und schließt wie diese auf Bl. 956 mit den schon angeführten Worten. Nicht unbeträchtlich weiter als diese Handschriften der Bibliothek reicht die schon erwähnte Alberti'sche Niederschrift, in der die Hand des Herzogs aber auch noch begegnet. Auch sie ist jetzt offenbar nicht mehr vollständig. Denn es ist zweifellos, daß die Bände, die Alberti am 2. März 1717 in die Fürstl. Geheimrathsstube einlieferte, mit dem jetzt im Herzogl. Landes-Hauptarchive vorhandenen identisch sind. Da die Zahl der letzteren aber nur 21 ist, die jener aber 25 betrug, so müssen 4 Bände (F, X oder Y, Z u. Aa) abhanden gekommen sein. Der hier vorliegende Text weicht im Bande Q, etwa seit Seite 1055 des später zu erwähnenden Wiener Druckes, von dem der Handschriften der Bibliothek, im letzten Theile nicht unwesentlich ab. Es folgen dann, die verlorenen mitgerechnet, noch 9 Bände der Alberti'schen Niederschrift, deren Inhalt jenen Manuscripten fehlt. Genau mit der Alberti'schen Niederschrift stimmt eine, in Lagen von je 6 Foliobogen durch Schreiberhand hergestellte Abschrift des siebenten Bandes überein, die sich ebenfalls im Herzogl. Landes-Hauptarchive befindet. Sie umfaßt 37 Lagen, die als Tom VII 102—VII 138 bezeichnet sind, beginnt auf Seite 942 des Wiener Druckes und deckt sich mit dem Inhalt der Bände P—U von Alberti vollständig.

Nicht in Braunschweig, sondern in Wien und erst in viel späterer Zeit ist der Druck des 7. Bandes der Octavia fortgesetzt worden. Er erschien hier im Jahre 1762 bei Joh. Thom. Trattner. Von wem diese späte Veröffentlichung nach so langem Zwischenraume noch veranlaßt worden ist, konnte bislang nicht in Erfahrung gebracht werden.

Sie ist ganz in der Art der Braunschw. Ausgabe erfolgt. Das Buch hat dieselbe Columne, vorn als Titelblatt einen von Joh. Mansfeld gefertigten Kupferstich mit dem Denkmale des Kaisers Titus, im Texte auch kleine Kupferstiche in der alten Weise und genau an den Stellen, wo die unvollendete Braunschw. Ausgabe leere Felder zu ihrer Aufnahme aufweist. Mit dieser stimmt der Wiener Druck auch sonst, so weit wir es verfolgen können, fast vollständig Blatt für Blatt überein. Auf Seite 1068 bricht er dann ganz mit denselben Worten wie die Extravag. 135 5 und 194 („wie hoch ihm sein König dieses Gewerbe") und zwar auf der Mitte der Seite plötzlich ab, wohl ein deutliches Zeichen dafür, daß dem Drucker weiteres Manuscript nicht zur Verfügung stand. Es fehlt noch, wie schon erwähnt, der Inhalt von 9 Bänden des Alberti'schen Manuscripts. Da nun ein solcher Band nach ungefährer Schätzung der früheren den Text von etwa 95 Druckseiten enthält, so wären den 1068 Seiten des letzten Bandes noch 855 Seiten hinzu zu fügen gewesen, wenn das Gedicht bis zu Ende gedruckt worden wäre. Man sieht, die Schätzung des Herzogs Anton Ulrich war richtig, daß das Werk, vollständig gedruckt, auf 8 Bände wäre gebracht worden.

29) Er hat eine Lücke; Bl. 777—856 fehlen.

Bücherschau.

Max Bär, Uebersicht über die Bestände des K. Staatsarchivs zu Hannover. Leipzig, S Hirzel 1900. VIII u. 129 S. 8°. 1 ℳ 40.

A. u. d. T.: Mittheilungen der K. Preußischen Archivverwaltung. Heft 3.

Der Geschichte des Königl. Staatsarchivs zu Hannover, die im Br. Mag. 1900 S. 88 besprochen wurde, läßt jetzt derselbe Verfasser eine Uebersicht über die Bestände der Anstalt folgen, die zunächst als Hülfsmittel für den Dienst, zum Handgebrauch der Beamten entworfen wurde, aber allen Forschern, die sich über den Inhalt jener Bestände im Allgemeinen unterrichten wollen, höchst willkommen sein wird. In der Einleitung giebt er in prägnanter Kürze eine historisch-topographische Uebersicht über die zum Sprengel des Kgl. Staatsarchivs gehörigen Landestheile, sowie eine Uebersicht über die Gliederung der Behörden des vormaligen Kurfürstenthums und Königreichs Hannover; er zeichnet so klar und anschaulich die Grundlagen, auf denen die Archivbestände sich erhoben. Daß ein großer Theil dieser Archivalien auch zu unserem Herzogthum die engsten Beziehungen hat, ist bei der engen Gemeinschaft, die es mit einzelnen der betreffenden Landestheile, insbesondere von 1584—1634 mit dem Fürstenthume Kalenberg gehabt hat, nur natürlich; die Veröffentlichung ist daher auch für uns von ganz besonderem Interesse. An die Uebersicht über die Bestände, die die thatsächlich vorhandenen Abtheilungen des Archivs zur Anschauung bringen, und in Urkunden und Acten, dann aber wieder nach den einzelnen Territorien geschieden sind (Urkunden: 1. Kalenberg. 2. Celle. 3. Bremen-Verden. 4. Hildesheim. Acten: 1. Kalenberg. 2. Celle. 3. Hannover. 4. Hildesheim), schließt der Verfasser eine rein systematische Uebersicht des Actenmaterials, die die Benutzung der umfassenderen Uebersicht sehr erleichtert. Ein kurzes Vorwort Dr. R. Koser's, des Generaldirectors der preußischen Staatsarchive, behandelt hauptsächlich das für die Aufstellung und Ordnung dieser Archive jetzt maßgebende Provenienzprincip, nach dem die Bestände so bei einander zu halten sind, wie sie im Geschäftsgange der Verwaltung erwuchsen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. März und April. 45. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogth. Br.: Industrie und Handel unseres Bezirkes im J. 1900. III. Metallverarbeitung. IV. Chemische Industrie; v. Frankenberg, die Zuständigkeit der Behörden in der Stadt Braunschweig. — Mai. 46. Plenarversammlung der Handelskammer; V. Textil-Industrie, VI. Fette, Oele und Firnisse, VII. Papier-Industrie.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 14. Juli **1901.**

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia".

Von Paul Zimmermann.

II. Behandlung zeitgenössischer Ereignisse.

Daß der Herzog Anton Ulrich in seinen Romanen Anspielungen auf Tagesereignisse verflochten habe, war schon den Zeitgenossen bekannt; aber schon sie bemühten sich zumeist vergeblich, sichere Kenntniß darüber zu erlangen. Selbst Persönlichkeiten, die mit Allem, was an den deutschen Höfen vorging, auf das Genaueste vertraut waren, wie die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die zudem mit dem Herzoge auf freundschaftlichstem Fuße stand und ihn zu seinen Arbeiten anregte, und Leibniz, der ihn dabei erfolgreich unterstützte, blieben hierüber mehr oder weniger im Dunkeln, wünschten aber um so lebhafter einen Schlüssel für diese Geschichten zu erlangen. Man vermuthete derartiges sowohl in der Aramena, wie auch in der Octavia. Noch in dem letzten Briefe, den Leibniz unterm 21. März 1714 von Wien aus an den Herzog richtete, schrieb er: „es wäre zu wünschen, daß Sie vor die Aramena sowohl als vor die Octavia (paulis locis exceptis) einen schlüßel, doch nur in geheim und pro confidentioribus aufsetzen möchten"[30]). Auch Elisabeth Charlotte hat wiederholt ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover, geschrieben, wie sehr sie wünsche, daß der Herzog ihr solch einen Schlüssel am Ende des Werkes mittheilen möge[31]). Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Sophie scheint ihrer Nichte nur den Schlüssel zu der Geschichte der Prinzessin von Ahlden mitgetheilt zu haben, um den sie unterm 27. Juni 1708 bittet[32]). Vier Wochen später geht sie in ihren Briefen auf die Darstellung dieser für das Hannoversche Haus so bedeutungsvollen Ereignisse ein[33]). Das scheint aber in dieser Beziehung Alles gewesen zu sein, was sie in Erfahrung bringen konnte. Es muß später verlautet haben, daß der Herzog einen neuen Roman mit der Gemahlin Herzog Georg Wilhelm's von Celle, der Herzogin Eleonore, habe beginnen wollen. Denn Elisabeth Charlotte äußert am 12. April 1710 ihre lebhafte Freude darüber, daß er dies nicht gethan habe, weil „das wer eine rechte naredey geweßen, wenn er das gethan hette"[34]). In gleicher Weise erzählte man schon weit früher, im Jahre 1676, als der Herzog seine Octavia begonnen, er beabsichtige eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben[35]).

Die Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse müssen ziemlich versteckt gewesen sein; es muß Wahrheit und Dichtung sich aufs Engste in ihnen verschlungen haben, da sie der Neugier der Mitlebenden sich so beharrlich entzogen. Es ist diesen, so weit wir es verfolgen können, nur die schon erwähnte Geschichte von der Prinzessin von Ahlden bekannt gewesen. Diese stammt schon aus später Zeit; sie steht im 6. Bande der Octavia, der erst im Jahre 1707 erschienen und wesentlich früher auch nicht abgefaßt worden ist. Den Schlüssel zu ihr hat zuerst v. W[olfram]itz im Leipziger allgem. literarischen Anzeiger von 1797 S. 1451 veröffentlicht; dann haben ihn erweitert v. Strombeck (a. a. O. Sp. 361 f.) und Sonnenburg (S. 77) mitgetheilt. Dabei ist es bis heute geblieben. Von anderen Bestandtheilen zeitgenössischer Geschichte in dem Romane des Herzogs ist bis jetzt nichts öffentlich nachgewiesen worden. Dennoch lassen die Worte v. Praun's in seiner Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis vermuthen, daß Manche mehr darum wußten. Er schreibt hier S. 511: „In denen der Octavie mit eingerükten Zwischen-Geschichten, deren in der alten Edition 34 und in der neuen 48 sind, werden allerhand in neuern Zeiten an Teutschen Höfen vorgefallene Begebenheiten unter verdeckten Römischen Nahmen beschrieben, wozu wenige den Schlüssel haben." Zu diesen Wenigen gehörte nun v. Praun selbst. Von seiner Hand geschrieben haben sich in seinem Nachlasse unter Collectaneen

30) Vgl. E. Bodemann in der Ztschr. des hist. Vereins für Niedersächs. 1888 S. 239. Ferner die Worte Leibniz' bei Sonnenburg S. 78.

31) So am 9. Mai 1706 u. 16. April 1707. Vgl. Bodemann, Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover. B. II S. 132 u. 157.

32) Vgl. ebenda B. II S. 181 f.

33) Vgl. ebenda B. II S. 184 u. 186.

34) Vgl. ebenda B. II S. 245 f.

35) Vgl. Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder . . . S. 273.

einige Blätter vorgefunden, die den Schlüssel zu verschiedenen zeitgenössischen Geschichten enthalten und unserer Kenntniß in dieser Hinsicht eine höchst willkommene Bereicherung bringen. Einige Anhaltspunkte werden ihm ein paar Blätter von Alberti's Hand gegeben haben, die sich zwischen den Papieren über des Herzogs Roman im Landeshauptarchive befinden; Anderes wird v. Praun auf Grund eigener Forschung selber aufgedeckt haben. Wir werden demnächst darauf zurückkommen.

Früher als die Geschichte der Prinzessin von Ahlden ist keine der anderen hierher gehörigen Episoden verfaßt worden. Diese Erzählung ist die einzige, die wir in der ersten vollständigen, d. i. in der zweiten Ausgabe der Octavia nachweisen können. Sie steht hier in der Zugabe des Beschlusses (B. VI S. 163 ff.) als „die Geschichte der Prinzessin Solane“ und ist in der letzten vollständigen Ausgabe (VI S. 104 ff.) als „Geschichte der Rhodogune“ wiederholt worden. Die Namen sind in dieser jüngeren Fassung durchgehends verändert worden; sonst unterscheidet sie sich von der älteren hauptsächlich dadurch, daß am Schlusse ein Bericht von der Flucht Alcyones aus ihrem Gefängnisse, d. h. des Fräuleins Eleonore von dem Knesebeck aus dem Schlosse Scharzfels hinzugefügt ist, der früher fehlte.

Die Darstellung Anton Ulrich's hat auf die ganze Litteratur über die unglückliche Prinzessin von Ahlden großen Einfluß gehabt. Die Histoire secrette (Londres 1732) und andere Behandlungen des viel beliebten Stoffes beruhen auf ihr. Es genügt in dieser Beziehung auf Ad. Köcher's treffliche Aufsätze über die Prinzessin von Ahlden[36]) zu verweisen, wo auch der geschichtliche Gehalt von des Herzogs Erzählungen zuerst richtig gewürdigt wird. Er zeigt, daß man sie sehr zu Unrecht lange Zeit für einen zuverlässigen geschichtlichen Bericht gehalten hat, daß die Darstellung des Fürsten vielmehr durchaus tendenziös abgefaßt, daß die Stimmung für oder gegen bestimmte Persönlichkeiten, wie z. B. gegen den Cellischen Geheimen Rath A. G. v. Bernstorff, stark bei ihm zu Worte gekommen ist. Wir werden gewiß nicht mit den Ansichten der Herzogin Elisabeth Charlotte über die Prinzessin v. Ahlden übereinstimmen, die sie für allein schuldig erklärt[37]) und in ihrer drastischen Weise als „Mausdreck im Pfeffer“ bezeichnet, aber dennoch ihr nicht widersprechen können, wenn sie von der Erzählung des Herzogs sagt: „In allen sachen lauffen mitt der warheit ein wenig lügen unter“[38]). Das ist ein Urtheil, das wir auch sonst, insbesondere bei der Geschichte, auf die wir noch etwas genauer eingehen wollen, bestätigt finden werden.

In der Niederschrift Alberti's vom sechsten Bande der Octavia in der Ausgabe von 1707 steht auf dem Bande, der die Geschichte der Solane, Prinzessin von Ahlden, enthält, die kurze Bezeichnung: „Die Historie“. Der bestimmte Artikel „Die“ scheint klar anzudeuten, daß dem verständnißvollen Arbeitsgehülfen nur diese eine Historie bekannt war, daß es damals daneben andere nicht gab. Auch v. Praun ist, wie schon gesagt, keine andere aus jener Zeit bekannt geworden. Was er sonst hat in Erfahrung bringen können und uns überliefert, steht erst in der letzten Fassung des Gedichtes, ist also wohl erst nach 1710 verfaßt worden. Der Herzog muß in seinem hohen Alter nach diesem ersten Versuch großes Gefallen an dieser Behandlung zeitgenössischer Vorfälle gefunden haben, daß er jetzt noch mehrere der Art folgen ließ. Die erste von ihnen schließt sich direct an die bereits erwähnte an: auch „die Geschichte der Solane“ genannt (B. IV S. 603), unter der aber hier, nicht wie in der früheren Ausgabe, die Prinzessin von Ahlden zu verstehen ist. Die Geschichte handelt vielmehr von der Gräfin Aurora von Königsmarck, die nach Dresden reist, um die Hülfe Kurfürst August's des Starken für die Aufdeckung des Schicksals ihres Bruders, des Grafen Christoph Philipp von Königsmarck, zu gewinnen, der bei der Katastrophe der Kurprinzessin zu Hannover in der Nacht vom 1. bis 2. Juli 1694 spurlos verschwunden war. Es wird Aurora's Liebschaft mit dem Könige, ihr Aufenthalt in Karlsbad, der Feldzug gegen die Türken u. a. geschildert, auch hier nicht, ohne daß Wahrheit und Dichtung mit einander verknüpft werden.

Die Geschichte August's des Starken gab für die Erzählung galanter Abenteuer, wie die Zeit sie trieb und liebte, reichlichen Stoff. Ihm entnahm der Herzog, obwohl er, wie er selbst an Leibniz schreibt, als „ein achtzigjähriger Courtisan Liebesgeschichten zu beschreiben solte vergessen haben“[39]), „die Geschichte der Givritta“, d. i. der Gräfin Anna Constanze v. Cosel, geb. v. Brockdorf, welche, die Nachfolgerin der Fürstin von Teschen, als maitresse en titre neun Jahre lang den Mittelpunkt des glänzenden Hofes zu Dresden bildete (B. VII S. 361). Auch mit ihr, wie mit der Aurora v. Königsmarck, hatte der Herzog persönliche Bekanntschaft. War sie doch als Hofdame seiner Schwiegertochter Amalie Sophie von Schleswig-Holstein nach Wolfenbüttel gekommen und hatte sie sich doch hier 1699 mit dem Freiherrn, späteren Grafen Adolf Magnus von Hoym vermählt, der sie mit nach Sachsen nahm, längere Zeit aber, aus Furcht vor den Verführungen des Dresdener Hoflebens, in ländlicher Zurückgezogenheit verbarg, bis sie dann schließlich dennoch den Lockungen August's des Starken erlag.

Aber noch weit mehr aus eigener Kenntniß schrieb Anton Ulrich „die Geschichte des Corillus“. (B. 5 S. 15). Denn es ist der eigene Lebenslauf, den der Dichter uns hier vorführt, wohl das erste Beispiel, daß ein deutscher Schriftsteller in einem Romane uns eine Art Selbstbiographie bietet. Da dieses Stück sowohl für den Herzog, als für unsere heimische Landesgeschichte weitaus das größte Interesse bietet, so wollen wir im nächsten Abschnitte noch etwas genauer darauf eingehen.

An diesen Abschnitt schließt sich (B. V S. 57) „Des

---

36) Vgl. v. Sybel's Histor. Zeitschrift B. 48 (N. F. 12) S. 1—44, 193—235.

37) Vgl. Köcher a. a. O. S. 33 und ihre einschlagenden Briefe bei Bodemann a. a. O. nach dem Register S. 365 ff.

38) Vgl. Bodemann a. a. O. II S. 184.

39) Vgl. Ztschr. f. Niedersf. 1888 S. 232.

Vatinius Gesandschaft". Unter diesem Vatinius ist nach v. Praun der Legationsrath Lorenz Hertel zu verstehen, der, im J. 1659 als Sohn eines Buchhändlers in Hamburg geboren, zuerst, wie es scheint, als Vormundschaftsrath bei den beiden unmündigen Holsteinschen Kindern [40]) in Braunschweigische Dienste trat, später Legationsrath und 1705 Bibliothekar zu Wolfenbüttel geworden und als solcher am 29. November 1737 gestorben ist. Wie weit die hier vorgetragene lustige Erzählung auf thatsächlichen Vorgängen beruht, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Damit ist unsere Kenntniß der in der Octavia behandelten zeitgenössischen Ereignisse erschöpft. Wir wollen nun den Schlüssel zu den Geschichten, wie sie von Praun uns überliefert, hier folgen lassen; die Namendeutungen, die wir auf Grund eigener Vermuthungen hinzugefügt haben, sind in eckige Klammern gesetzt worden.

1. Die Geschichte der Prinzessin Solane (Rhodogune).

Octavia VI. Band.

Ausgabe von 1707 und 1711 S. 163—195.	Ausgabe von 1712 S. 104—141.	
Polemon	Rhodobates	Herzog Georg Wilhelm z. Br. u. Lün. in Zelle.
Dynamis	Euphemia	Eleonore, dessen Gemahlin.
Solane	Rhodogune	Sophie Dorothea, deren Tochter, „Prinzessin von Ahlden".
Mythridates	Alcidamas	Kurfürst Ernst August zu Hannover.
Adonacris	Adargatis	Sophie, dessen Gemahlin.
Cotys	Etheocles	Georg Ludwig, deren Sohn, Kurprinz.
König der Soracier		Herzog Anton Ulrich z. Br. u. Lün. in Wolfenbüttel.
Sophenischer,	Spacinischer Erbprinz	August Friedrich, dessen ältester Sohn.
Elimar	Clearchus	Graf Platen
Potentiana	Caramonia	Gräfin Platen, dessen Gemahlin.
Tecklea	Erixo	Frl. Melusine von der Schulenburg.
[Sulpitia Prätextata	Alcyone	Frl. Eleonore von dem Knesebeck.]
Aquilius	Petilius Cerealis	Christoph Philipp Graf Königsmarck.
Bartoces	Bacinoris	Geheimrath A. G. v. Bernstorff.
Pharasmanes		Alexander d'Olbreuse, Bruder der Herzogin Eleonore.
König der Adorser		König Friedrich I. von Preußen.
Kaiser Claudius		Kaiser Leopold.
Orodes		König Ludwig XIV. von Frankreich.
Kappadocien		Fürstenthum Braunschweig-Zelle.
Pontus	Paphlagonien	Fürstenthum Braunschweig-Hannover.
Amasia		Stadt Zelle.
Pharnacia		Stadt Hannover.
Tyana		Schloß Ahlden.
Rom		Wien.
Iberien		Frankreich.
Bosphoranisch		Plattdeutsch.

Heranzuziehen sind zu dieser Geschichte auch noch die Stellen S. 582—85 im sechsten, S. 9—16 und 24—27 im siebenten Bande der 4. Ausgabe. Hier treten sowohl Rhodogune (Prinzessin von Ahlden) als auch Petilius Cerealis (Graf Königsmarck) wieder auf. Letzterer ist nicht getödtet, sondern aus seinem Kerker, in dem er trotz schrecklichen Folterqualen keine Beschuldigung gegen die Prinzessin sich hat abdrängen lassen, glücklich errettet. Er befreit dann Rhodogune aus ihrer Gefangenschaft, die immer noch auf Versöhnung mit ihrem Gemahl hofft und Petilius Cerealis zu dem Gelöbniß zwingt, sich ganz von ihr fern zu halten. Besonders hart wird das Verfahren des Herzogs Georg Wilhelm gegen seine Tochter beurtheilt (VI, 583 f.)

2. Die Geschichte der Solane.

Octavia IV. Band S. 603—658 der 4. Ausgabe von 1712.

Ein Schlüssel zu dieser Geschichte ist uns nicht überliefert. Praun hat nur in seiner Uebersicht der Zwischen-

40) Offenbar dem Neffen und der Nichte von Anton Ulrich's Gemahlin, den Kindern des Herzogs Rudolf Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Norburg, Ernst Leopold und Elisabeth Sophie Marie.

geschichten, die dem Romane eingefügt sind, zu dem Namen Solane den Zusatz gemacht: „Gr. Aurora von Königsmarck, Pröbstin z. Quedlingenburg", und damit auf den richtigen Weg gewiesen. Es wird genaueren Kennern der sächsischen Geschichte wohl nicht schwer fallen, den hier zusammengestellten Namendeutungen noch andere hinzuzureihen.

Orondates	Kurfürst August d. Starke v. Sachsen.
Roxana	Anna Sophie, dessen Mutter.
Olimpia	Eberhardine, dessen Gemahlin.
Orosmana	Eleonore, Wittwe Kurfürst Johann Georg's IV. von Sachsen.
Solane	Aurora, Gräfin v. Königsmarck.
Lentulus	Axel Graf Lewenhaupt.
Dynamis	Amalie Wilhelmine, dessen Gemahlin, geb. Gräfin Königsmarck.
Bartoces	Kurfürst Ernst August zu Hannover.
Cajus	Herzog Christian Ulrich v. Württemberg-Oels.
Blanca	Gräfin Esterle.
Lido	Dresden.
Rom	Wien.
Trento	Karlsbad.
Thracier	Türken.
Alaner	die Polen.
Castro	Krakau.
Nujodunum	Quedlinburg.

3. Die Geschichte der Givritta.

Octavia VII. Th. S. 361—400 der 4. und 5. Ausgabe.

Wilkinus	König August der Starke von Polen.
Julanda	Eberhardine, dessen Gemahlin.
Sangaldus	Stanislaus, Gegenkönig.
Snertingus	König Karl XII. von Schweden.
Givritta	Anna Constanze, Gräfin v. Cosel (bez. v. Hoym), geb. v. Brockdorf.
Fredeboldus	Adolf Magnus Frh. (Graf) v. Hoym, ihr Gemahl.
Hugletus	v. Brockdorf, ihr Bruder.
Frotho	Oberst v. Brockdorf, ihr Vater.
Friedlerus	Schwager des Frh. v. Hoym.
Augea	Aurora, Gräfin Königsmarck.
Marcomir	Graf Moritz von Sachsen.
Adelinde	dessen Gemahlin.
Alcanor	Graf v. Flemming.
Ida	Fürstin v. Teschen.
Philontas	Oberhofprediger.
Olaus, Estritha	vom Wolfenbüttler Hofe.
Lucilius Pulcher oder Bassus	Kaiserlicher Gesandter.
Daturien	Sachsen.
Centaurien	Polen.
Peucinien	Leipzig.

4. Die Geschichte des Corillus.

Octavia V. Th. S 15—54 der 4. Ausgabe von 1712.

Zu dieser Geschichte besitzen wir je einen Schlüssel von Alberti und von v. Praun. Beide stimmen im Wesentlichen überein, wenn auch ein Jeder gegenüber dem Andern Lücken aufzuweisen hat, die unten durch die Anmerkungen bezeichnet sind. Die Namen „Wendelin" und „Dorpaneus Anses" hat v. Praun wahrscheinlich schon in gleicher Weise, wie hier geschieht, deuten wollen; denn er hat sie an derselben Stelle wie hier zwischen Faroaldus und Agarus aufgeschrieben, allerdings ohne eine Erklärung, wie er sonst gethan, daneben zu setzen. Heranzuziehen ist für diese Episode aus Th. IV noch S. 578 ff., wo offenbar auf den Einfall der Hannoverschen Truppen in das Wolfenbüttler Gebiet im Jahre 1702 angespielt wird.

Corillus	Herzog Anton Ulrich zu Br. u. Lün.
Gestriblindus	Herzog Rudolf August z. Br. u. Lün.
Thyrisca	Christiane Elisabeth, dessen Gemahlin.
Zargidara	Dorothee Sophie, deren Tochter.
Faroaldus	Herzog Johann Adolf von Holstein-Plön, Gemahl der Dor. Sophie.
[Wendelin	Herzog Ferdinand Albrecht I. zu Br. u. Lün.]
[Dorpaneus Anses	Herzog Ferdinand Albrecht II. zu Br. u. Lün.]
Agarus	Herzog Georg Wilhelm zu Br. u. Lün. in Zelle.
Hygris	Eleonore, dessen Gemahlin.
Jugunda	Sophie Dorothee, deren Tochter.
Byeus	Kurfürst Ernst August zu Hannover.
Ereliva	Sophie, dessen Gemahlin.
Frithigildis [1])	Sophie Charlotte, deren Tochter.
Isenobardus [2])	Georg Ludwig, Kurprinz zu Hannover.
Cenaris	Geh. Rath Friedr. v. Heimburg.
Cardiceas [2])	Kanzler Höpner.
Gerrus	Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg.
Palaco [1])	Kurprinz Friedrich, spätere König Friedrich I. von Preußen.
Ormöna [2])	dessen Gemahlin
Roxolane [1])	dessen Schwester.
Rhescuporis [1])	Herzog Johann Georg v. Mecklenburg.
Tyridates [1])	König August d. Starke von Polen.
Pacorus [1])	König Ludwig XIV. von Frankreich.
Dacien	Braunschweig—Wolfenbüttel.
Jazygien	Braunschweig—Zelle.
Sarmatier	Braunschweig—Hannover.
Tyras [1])	Stift Halberstadt.
Roxolaner	Preußen.
Thracien	Mecklenburg.
Bastarner	Holstein-Plön.
Parthen [1])	Polen.
Meden [1])	Frankreich.
Rom [1])	Wien.
Nujodunum [1])	Hamburg.
[Patridaua	Bevern.]

5. Des Vatinius Gesandschafft.

Octavia V Th. S. 57—67 der 4. Ausgabe von 1712.

Unter Vatinius ist nach dem schon bei 2 erwähnten Geschichten-Verzeichnisse v. Prauns der Legationsrath

1) Fehlt bei Alberti.
2) Fehlt bei v. Praun.

Hertel zu verstehen. Ein Schlüssel liegt hierfür nicht vor. Da wir über die Vorfälle, die der Erzählung zu Grunde liegen, im Unklaren sind, so können wir natürlich auch keine Deutung der einzelnen Namen versuchen.

6.

Zu erwähnen bleiben noch zwei weitere Namenlisten, die uns von Alberti's Hand überliefert sind und offenbar mit einander in Beziehung stehen.

Die erste von ihnen lautet folgendermaßen:

[Georg Wilhelm] der Hertzog von Zelle	König in Capadocien Polemon genandt ist römischer Ethnarcha oder Gouverneur, heurathet auf des Tyberius gutfinden wieder seiner Brüder willen die
[Eleonore] die Hertzogin von Zelle	Dynamis Printzeßin in Ponto des Pharasmanes Schwester.
[Sophie Dorothee] Printzeßin von Alen	Solane.
[Georg Ludwig] Churfürst von Hannover ihr Gemahl	Cotys.
Dessen Vatter Ernestus Augustus	Mythridates.
[Sophie] dessen Frau Mutter itzo Wittwe	Argotta oder wie sie sonst soll genennet werden.
Die jetzige Braut [Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover]	der Adorser Königin Opaca.
Ihr Gemahl [Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen]	der Adorser König Eunones.
Der König von Preußen [Friedrich I.]	der Adorser König auch Eunones.
[Ernst August] des Churfürsten zu Hannover Bruder	Mythridates.
Königsmarck	Assander.
Die Gräfin Platen	Pythodora.
Der itzige Churprintz [Georg August von Hannover]	Cotys.

Wir wollen hierauf sogleich die zweite Liste folgen lassen:

Adorser Königin Opaca	[Sophie Dorothee] Printzeßin von Hannover.
Adorser König Eunones	[Friedrich Wilhelm] jetziger Krohn Printz [von Preußen].
Des Adorser-Königs Vatter	[Friedrich I.] König in Preußen.
Der Adorser Königin Vatter Cotys	[Georg Ludwig] Churfürst von Hannover.
Dessen Gemahlin und der Adorsischen Königin Mutter Solane	[Sophie Dorothee] Printzeßin von Alen.
Der Adorser Königin Groß-Vatter Assander	[Georg Wilhelm] Hertzog von Celle.
Dessen Gemahlin Dynamis	[Eleonore] Hertzogin von Celle.

Die Abfassung beider Listen wird in die zweite Hälfte des Jahres 1706, genauer zwischen den 18. Juni und 14. Nov. 1706 [3]), gesetzt werden müssen, da Kurfürst Georg Ludwig's Tochter Sophie Dorothee in der ersten Braut, in der zweiten noch Prinzessin von Hannover genannt, aber schon zu ihrem späteren Gatten in Beziehung gesetzt ist. Es wird sich nach den Namen zu urtheilen um zwei wohl etwas abweichende Bearbeitungen desselben Stoffes handeln. In der einen wird die Gemahlin Georg Wilhelm's von Celle, Eleonore, im Mittelpunkte der Erzählung gestanden haben; in der anderen wird mehr ihre Enkelin, Sophie Dorothee, hineingerückt worden sein. Nachweisen können wir eine Geschichte dieser Art in dem Romane des Herzogs nicht. Dieser hat den Stoff später wohl wieder aufgegeben. Denn, wie es scheint, beziehen sich diese Listen auf den Roman, von dem die Herzogin von Orleans am 12. April 1710 an ihre Tante schreibt [4]). Sie sagt, daß die Dichtung mit der Herzogin von Celle habe anfangen sollen, daß der Herzog dann aber zu ihrer Freude diese Absicht wieder aufgegeben habe. Die Arbeit wird hiernach zum Mindesten vorbereitet gewesen sein. Wie nun der Stoff gestaltet war oder hat gestaltet werden sollen, darüber jetzt noch ohne weiteren Anhalt Vermuthungen anzustellen, wäre natürlich nur eine müssige Spielerei.

7.

Zuletzt finden sich noch auf der Rückseite eines Blattes, auf das vorn v. Praun mit eigener Hand den Schlüssel zu No. 1 (Prinzessin von Ahlden) geschrieben hat, folgende Aufzeichnungen wohl von späterer Hand nachgetragen:

Ulterior Clavis zu der Octavia.

Monobazes	Rex Augustus Poloniae.
Gestribilindus	Rex Porussiae Fridericus et dux Rudolphus Augustus.
Velleda	Die Herzogin von Plön. [Dorothee Sophie, Rudolf August's Tochter.] Probst von Wendhausen.
Dorpaneus Anses	Anton Ulrich.
Tiridates	Anton Ulrich.
Sieben Töchter	sieben Princessinnen von Mecklenburg-Güstrow [Töchter des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenb.-Güstrow].
Vatinius	N. Hertel.

Bei einer Vergleichung der Listen muß auffallen, daß ein und dieselbe Person, die in verschiedenen Geschichten erscheint, zumeist auch den Namen wechselt. So heißt

3) Sophie Dorothee verlobte sich am 18. Juni und vermählte sich am 14. (28.) November 1706.

4) Bodemann, Aus den Briefen . . . II S. 245 f.

Kurfürst August der Starke in № 2 Orondates, in 3 Wilkinus, in 4 Tyridates; Gräfin Aurora v. Königsmarck in 2 Solane, in 3 Augea; Herzog Georg Wilhelm in 1 Rhodobates, in 4 Agarus; seine Gemahlin in 1 Euphemia, in 4 Hygris; Kurfürst Ernst August in 1 Alcidamas, in 2 Bartoces, in 4 Bycus; Polen wird in 2 Alanien, in 3 Centaurien, in 4 Parthien genannt. Auch wird ein Name für verschiedene Orte gebraucht; Nujodunum bezeichnet in 2 Quedlinburg, in 4 Hamburg. Von den Namen, die in der früheren Fassung der Geschichte von der Prinzessin von Ahlden vorkommen, werden mehrere für andere Personen in den späteren Erzählungen wieder verwandt. Dynamis bezeichnet dort die Herzogin von Celle, in 2 die Gräfin Lewenhaupt; Solane dort die Prinzessin von Ahlden, in 2 die Gräfin Aurora von Königsmarck; Bartoces dort den Geh. Rath v. Bernstorff, in 2 den Kurfürsten Ernst August. In diesem Verfahren, dort die Namen zu häufen, hier wieder ihre Zahl zu beschränken, liegt offenbar eine Absicht. Der Verfasser hat die Spuren verwischen, das Aufsuchen und Erkennen zeitgenössischer Beziehungen den Lesern erschweren wollen. Bei der großen Länge und den vielen Verwicklungen des Romans war es so wie so schon schwierig, sich in ihm zurecht zu finden, die einzelnen Personen auseinander zu halten. Das fiel schon einem Leibniz schwer, der deshalb unterm 25. Juni 1711 dem Herzoge mehrere Vorschläge unterbreitete, wie man das Verständniß des Ganzen den Lesern würde erleichtern können. „Ich wiederhole“, schreibt er hier, „meine unterthänigste erwehnung, so E. D. in bedencken zu ziehen geschienen, daß der Octavia dreyerley dienlich zu seyn scheine: 1. Genealogische Tabellen, 2. Landcarten, 3. ein General-Register, damit man was von einer Person an verschiedenen Orthen zerstreuet beßer gegen einander halten könne“ [5]). Das war also schon bei der älteren Ausgabe der Fall, von der hier nur die Rede sein konnte. Wie viel mehr wird es erst von der späteren erweiterten Fassung des Romans zu gelten haben? Doch wenn der Herzog auch noch nach Beendigung des ganzen Werkes dazu gekommen wäre, die Wünsche des großen Philosophen zu erfüllen, so bleibt dennoch sehr zu bezweifeln, daß er dazu beigetragen haben würde, den Schleier, den er über die von ihm behandelten zeitgenössischen Ereignisse sorgsam gedeckt hatte, selber zu lüften.

Das ehemalige Dorf Schoderstedt, jetzt eine Wüstung.

Von Adolf Lüders.

Kaum 20 Minuten von Königslutter entfernt lag in nordwestlicher Richtung vor über 400 Jahren das Dorf Schoderstedt. Weite, bis nach Königslutter und Rieseberg sich ausdehnende fruchtbare Feldmarken, die an einigen Stellen von öden, sandigen Heideflächen unterbrochen waren, bildeten das Gelände, auf welchem die „Schorstidtschen Bawern“ ihre Früchte ernteten.

5) Bodemann, Ztschr. d. hist. Ver. 1888 S. 203.

Versunken — wenn wir einer alten Chronik von Riddagshausen Glauben schenken dürften — und fast vergessen ist dieser einst so blühende Ort; nur einige Flurbezeichnungen, wie „Schoderstedterweg, Schoderstedterfeld“ und das mehrere 100 Ar große „Schoderstedterholz“ erinnern noch heute an diese Wüstung. Zuweilen werden dort noch beim Tiefpflügen eines Ackerstückes oder Graben von Weißsand morsche Ziegel- und Mauersteine, ja Ueberreste von menschlichen Gebeinen aufgefunden.

Aeltere Leute bezeugen, daß z. B. der am Braunschweiger Thore gelegene Tanzsaal des jetzigen Wirthes Wildschütz fast nur aus Steinen erbaut ist, die, z. Th. behauen, auf dem Schoderstedterfelde ausgegraben wurden. Allgemein wird auch angenommen, daß beim Baue des Hauses Nr. 18 am Markte, ursprünglich ein Haus des Bürgermeisters Mastmeyer, Steine der nach der Zerstörung des Ortes noch stehen gebliebenen Kirche verwandt worden sind. Diesem Hause gegenüber, Nr. 14, sieht man an einem architectonisch bemerkenswerthen Gebäude zwei barocke Holzsäulen, die ebenfalls von der Schoderstedter Kirche herrühren sollen. Auch bei dem Baue der Hauptkirche in Wolfenbüttel (1604—1621) sind Steinüberreste von Schoderstedt mit verbraucht worden. In einer Proceßacte von 1656 wird dies von einem bejahrten Zeugen durch folgende Worte bestätigt: „Wie das Dorf Schoderstidt verwüstet, die Mauern der alten Kirche konnte er noch gedenken; hette selbst Steyne davon nach Wulfenbüttel vmbt Lohn zur erbawung der Newen Kirche gefahren“.

1. Die Größe des Orts, seine Kirche und Umgebung.

Schoderstedt, in den ältesten Urkunden Scoterstede, Schodderstede und Schoderstidde genannt, muß vor seiner Zerstörung ein ziemlich umfangreiches Dorf gewesen sein; denn die an verschiedenen Stellen in der Erde aufgefundenen Mauerreste, die ohne Zweifel als Fundament gedient hatten, zeigten, in gerader Richtung gemessen, eine Entfernung von über 5 Minuten. Im 14. Jahrhundert zählte der Ort schon etwa 30 Höfe; darunter die der beiden adeligen Familien v. Kißleben und Marenholtz.

In der Mitte des Ortes erhob sich auf einem Hügel, der noch vor längeren Jahren durch mehrere Kastanienbäume als Kirchenplatz gekennzeichnet wurde, die den Heiligen Cosmas und Damianus geweihte Kirche, deren silberner, inwendig vergoldeter Kelch jetzt in der Stadtkirche zu Königslutter aufbewahrt wird und unter dem Fuße die Inschrift zeigt: „dusse kelk horet der hilligen martelers Cosme et Damiani to schoderstede in de kerken, XXII ¼ lot“ [1]). Die Kirche hatte nicht unbedeutenden Grundbesitz. In einer Urkunde vom Jahre 1538 wird sie als eine „ehemalige berühmte Ablaßkirche“ bezeichnet. Noch lange nach der Verwüstung des Dorfes blieb die wohl weniger beschädigte Kirche stehen, bis auch sie etwa in der

1) P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler B. I S. 233.

Mitte des XVI. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1544, vollständig abgebrochen wurde. Die Grundmauern blieben auch jetzt noch erhalten; doch sind auch diese letzten stummen Zeugen seit etwa 50 Jahren verschwunden; Sand und Kieselgerölle traten an ihre Stelle.

Die Wirksamkeit des Pfarrers erstreckte sich zu Zeiten wohl auch auf die naheliegenden Ortschaften. Als die Pfarrkirchen St. Clemens in Oberlutter und St. Sebastian in Unterlutter 1427 in das Stift Königslutter einverleibt wurden, übernahm der Pfarrer von Schoderstedt die Verwaltung dieser beiden Pfarren, und ebenso, wie es scheint, die der Pfarren zu Rottorf und Lauingen.

Unmittelbar vor dem Dorfe, in nordöstlicher Richtung, lag das „Schodderstedter Pingstgras", eine etwa 190 Quadratruthen große Wiese, auf der unzweifelhaft die Bauern ihre Volksbelustigungen, die ja hauptsächlich in die Pfingstzeit fielen, abhielten. Vor fast anderthalb hundert Jahren ist dieser Anger zu Ackerland gemacht; der Flurname aber hat sich im Volksmunde erhalten.

Auf dem „Borgbergke" hatten die beiden adeligen Familien von Kißleben und von Marenholtz ihren Sitz. Ihre Feldmarken dehnten sich bis nach Rieseberg aus und wurden hier von den „Graßhöfen und der Ludersburg" begrenzt. Die Grundmauern dieser Burg sind jetzt ziemlich hoch von Ackerkrume bedeckt. Zu dem Burgwalle zu Schoderstedt, mit dem 1563 die v. Marenholtz belehnt wurden, gehörten u. A. 13½ Hufen vor Schoderstedt und Königslutter [2]).

2. Geschichtliches.

Die Zeit der Entstehung dieses Ortes liegt in dunkler Vergangenheit, doch kann man seine Geschichte bis in das 9. Jahrhundert verfolgen; denn schon im Jahre 888 wird er erwähnt. Das Kloster Corvei tauschte damals zwei Hörige in Scoderstede an den Grafen Otto den Erlauchten aus [3]). So begegnet man dem Namen des Dorfes in späteren Zeiten nicht selten, namentlich in Urkunden, die sich auf Veränderung im Grundbesitz oder auf Lehenerwerb beziehen. Herr Schulrath Dürre hat eine große Zahl solcher Erwähnungen des Ortes zusammengestellt, von denen wir hier eine Anzahl folgen lassen wollen. Schon im Jahre 1178 besaß das Kloster St. Aegidii zu Braunschweig zu Schoderstedt einiges Gut. Um 1200 erwarb das Kloster Königslutter dort zwei Hufen. Auch das Stift St. Cyriaci bei Braunschweig und das Kloster Marienthal zeigen bald nachher sich in Schoderstedt begütert. Der Zehnte des Ortes war ein Halberstädtisches Lehen, das die Edlen von Ellessem besaßen, diese aber an die von Schoderstedt u. A. weiter verliehen hatten, bis zum Jahre 1243, wo Bischof Meinhard von Halberstadt den Zehnten dem Kloster Königslutter übereignete.

Im Jahre 1264 erwarb das Kloster Marienthal von dem Marschall Johann von Lutter vier Hufen in Schoderstedt. Herzogliche Lehen besaßen daselbst 1318 die Edeln von Warberg, die von Bodenrode, von Berfelde und Heinrich Vogelbeck; 1344 erscheinen als Herzogliche Lehnsträger noch Lippold von Steimke und Berthold von Rottorf und 1358 die von Kißleben, die in Schoderstedt zwei Hufen und eine Wiese zu Lehen tragen.

Herzog Magnus der Aeltere, den seine vielen Fehden schwere Opfer an Geld und Gut kosteten, versetzte 1359 an den Grafen Gerhard von Woldenberg das Haus Königslutter mit dem Weichbilde und einer Anzahl von Dörfern für 400 ℳ. Unter den Ortschaften, die hier genannt werden, ist Scoderstede mit begriffen. 1417 verleiht hier Knappe Baldewin v. Campe 4½ Hufen und einen Hof an die Brüder Eggeling und Tile von Strombeck in derselben Weise, wie jene Güter vorher die Holtnicker in Braunschweig besessen. Im Jahre 1420 schenkt Knappe Hener von Bartensleben außer anderen Gütern 2½ Hufen zu Schoderstedt, die früher die von Steimke besessen, an das Kloster Königslutter, das dafür zum Seelenheil des Schenkgebers und seiner Gattin Gisela jährlich zwei Marienfeste begehen soll. Dasselbe Kloster erwirbt 1431 von Lippold von Steimke dort mit Zustimmung des Herzogs Wilhelm eine Hufe für 30 rheinische Gulden.

Als aber Baldewinus von Berge, der 1460 bis 1477 Abt des Klosters Königslutter war, durch sein verschwenderisches und üppiges Leben in eine große Schuldenlast gerieth, die bald auf 3000 Goldgulden angewachsen war, sah er sich gezwungen, außer den Zehnten von Lutter, Bornum und Lelm, auch den von Schoderstedt zu verpfänden. In dieser Zeit erfolgte nun, wie wir später sehen werden, die Zerstörung Schoderstedts und die Uebersiedelung der Einwohner nach dem nahen Königslutter, die nun von hier aus ihre Ländereien bewirthschafteten. Auch in dieser Zeit läßt sich noch mannigfacher Besitzwechsel auf der Schoderstedter Feldmark verfolgen. Doch bietet er nicht genügendes Interesse, um ein näheres Eingehen darauf zu rechtfertigen.

Die **geistlichen Güter** übernahm nach dem Untergange des Dorfes die Kirche und Pfarre zu Königslutter. Der Kammermeister Andreas Bessel wußte jedoch 1538 die der Kirche zugefallenen 3 Hufen Landes mit seinem Hofe zu vereinigen. In einer hierauf bezüglichen Handschrift vom 31. Juli 1570, in der von A. Bessel und dem Kirchen- und Pfarrlande der Wüstung Schoderstedt die Rede ist, wird dieses durch die Worte: „De hatt düsse Güter an sich gebracht," bestätigt. Für diese Erwerbungen mußte er allerdings auch der Stiftskirche und der Pfarre zu Oberlutter einen Abtrag zahlen, da er hier ein „freyes Steinhaus und einen Garten hinter dem Thurme besaß".

Nachdem aber Bessel in Ungnade gefallen und gezwungen war, das durch allerlei Machenschaften erworbene Land wieder abzutreten, gingen diese Schoderstedter Güter auf das Haus **Schöningen** über, welches damals (1568 bis 1575) der Wohnsitz der Wittwe Herzog Heinrich's des Jüngern war. Einige Jahre hindurch hatte diese das Nutzungsrecht der

2) Dieses wie vieles Andere nach den Aufzeichnungen des Schulraths Dr H. Dürre im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

3) Falke, Traditiones Corbeienses S. 293.

Güter, bis sie der Stadtpfarre zu Schöningen überwiesen wurden.

Als 1668 Ernst Leidenforst Amtmann in Königslutter wurde, behielt dieser nur die ursprünglich zu diesem Amte gehörigen Ländereien, während das bisherige Amtsvorwerk Schickelsheim vom Amte getrennt und besonders verpachtet wurde. Leidenforst wußte sich aber dadurch zu entschädigen, daß er die vorhin genannten Schoderstedter Ländereien von dem Stadtsuperintendenten zu Schöningen meierweise übernahm. Am 31. März 1682 starb er. Seine Wittwe verheirathete sich mit dem Gutsbesitzer zu Laningen, dem sie hierdurch die Schoderstedter Güter als Meiergut zubrachte. Erst vor etwa 70 Jahren hat der Rittergutsbesitzer Drost von Laningen den Meierzins, der an die Stadtpfarre zu Schöningen zu leisten war, abgelöst. Auf diese Weise ist das ursprüngliche Kirchen- und Pfarrgut der Wüstung Schoderstedt freies Eigenthum des adeligen von Laningen'schen Gutes geworden und bis heute geblieben.

Wie hoch der Zins für Schoderstedter Land sich belief, ersehen wir aus einem Pachtvertrage vom Jahre 1538, in welchem dem Bürgermeister und Rathmanne der Stadt Königslutter, Heinrich Alberdes und dessen Ehefrau Ilsebe, auf Lebenszeit ein halber Morgen Landes von der Schoderstedter Breite verschrieben wird, um daraus einen Immengarten zu machen. Der jährliche Zins betrug hierfür zwei neue braunschweigische Schillinge, jeden zu 12 braunschweigischen Pfennigen berechnet. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Die Stromgebiete des Deutschen Reiches. Hydrographisch und orographisch dargestellt mit beschreibendem Verzeichniß der deutschen Wasserstraßen. Theil II b: Gebiet der Weser. Bearbeitet im Kaiserlichen statistischen Amt. (Statistik des Deutschen Reiches, Neue Folge, Band 39, zweiter Theil, Abth. b.) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht 1901. IV und 105 S. gr. 4°. 6 Tafeln. 2 ℳ.

Eine braunschweigische Landeskunde, die nach den heute in der Geographie geltenden Grundsätzen bearbeitet sein müßte, ist leider noch immer nicht vorhanden. Die bekannten und gern benutzten, in ihrer Art ganz tüchtigen topographischen Beschreibungen sind mehr statistischer und geschichtlicher Art ohne Berücksichtigung oder wenigstens ohne sachgemäßes Eingehen auf die physikalischen Verhältnisse des Herzogthums. Ehe aber unsere neue topographische Landeskarte vollendet sein wird, und damit hat es noch gute Wege, kann auch an die Schaffung einer Landeskunde kaum gedacht werden. Das Wenige, was vorliegt, wie z. B. das schöne Blatt Harzburg, läßt allerdings Tüchtiges hoffen, und für einige Theile unseres Landes sind uns die Preußen mit der Landesaufnahme von 1899, veröffentlicht 1900, im Maaßstabe 1 : 25000 zuvorgekommen. Die bisher veröffentlichten, den Kreis Braunschweig betreffenden Blätter sind vorzügliche Leistungen, bei denen allerdings die militärische Brauchbarkeit voran steht. Immerhin aber mag man in der Umgebung der Hauptstadt froh sein, daß man nicht mehr auf Reymann's Karte (1 : 200000) oder deren Grundlage Papen angewiesen ist und gar in letzter Linie auf die Quelle Papen's, die Landesaufnahme unter Herzog Karl I. in der Mitte des 18. Jahrhunderts! Ein Leutnant der 67er, v. Brauchitsch, hatte s. Z. den traurigen Zustand unserer officiellen Kartographie erkannt und, so gut er konnte, die nun auch überholte Karte der Umgegend von Braunschweig in 1 : 50000 veröffentlicht; sie hat für einen kleinen Theil des Landes längere Zeit als bestes Hülfsmittel gedient.

Dieses Alles mag hier erwähnt werden, um zu zeigen, wie schwierig die Stoffbeschaffung für eine zu erhoffende braunschweigische Landeskunde ist, welche überdies noch wegen der politischen Zerstückelung des Gebietes nach allen Himmelsrichtungen überzugreifen hätte. Auch für die Kenntniß der hydrographischen Verhältnisse war wenig bisher geschehen und dieses ist der Grund, weshalb wir auf die vorliegende Schrift des Kaiserlichen statistischen Amtes hinweisen wollen, in der, übersichtlich geordnet, auch unsere Wasserstraßen zur Darstellung gelangen. Mit Ausnahme des Kreises Blankenburg, welcher dem Gebiete der Elbe angehört, und abgesehen von einigen kleinen Bächen, die am südöstlichen Elme entspringen, gehört unser Herzogthum ganz dem Wesergebiete an, und da die angezeigte Schrift vom Gesammtgebiet der Weser, ihrem Höhen- und Gefällverhältniß, der Schiffbarkeit, dem Wasserstand und Verkehr, der Strombeschaffenheit und den Strombauten, den Hafenanlagen, Deichen, Höhenbestimmungen, Brücken und Wasserständen handelt, so erhellt daraus, daß hier viel wissenschaftlicher und amtlicher Stoff verarbeitet vorliegt, welcher für unser Herzogthum von Belang ist. Besonders aufmerksam soll hier gemacht werden auf die Schilderung der physikalischen Verhältnisse im Kreise Holzminden, auf die Angaben über die Schiffbarkeit der Weser, soweit sie braunschweigisches Gebiet berührt, auf die Pegelstände bei Holzminden, den Dampfer- und Frachtschiffverkehr daselbst, auf die Angaben über die Häfen von Holzminden und Kemnade, welche die neuesten statistischen Angaben bringen. Die Nebenflüsse der Weser, die auch unser Landesgebiet durchziehen, sind, weil nicht schiffbar, nur kurz behandelt, aber die ganze Veröffentlichung bietet doch viel Stoff, der zur Erhellung unserer Landeskunde von Wichtigkeit ist. A.

In **Euphorion**, Zeitschrift für Litteraturgeschichte (VIII. B., 1. Heft, Jahrg. 1901, S. 72 ff.) veröffentlicht Victor Loewe „Neue Beiträge zur Charakteristik des jungen Jerusalem", insbesondere einen interessanten Brief von dessen Vater, dem Abt Jerusalem, an den Grafen Joh. Ludw. von Wallmoden-Gimborn, hannov. Gesandten in Wien, vom 31. Aug. 1772, durch den er für seinen Sohn in Wien eine Stelle zu erlangen sucht. Er entwirft dabei von dem Wesen, den Fähigkeiten und der dienstlichen Stellung des Sohnes in Wetzlar eine eingehende Schilderung. Zu einem Ergebniß hat das Gesuch nicht geführt; schon am 30. October desf. J. machte der junge Jerusalem seinem Leben ein Ende.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 28. Juli **1901.**

Der Ueberfall der Festung Braunschweig am 16. und 17. October 1605.

Von Oberstleutnant Meier.

I.

Diese höchst eigenartige Kriegshandlung, welche am 16. October Nachmittags mit der völlig überraschenden Fortnahme der äußeren Aegidienthore und der anstoßenden beiden Festungswälle begann und nach achtzehnstündigem Feuergefechte am 17. gegen Mittag, sobald sich der Vertheidiger zu offensivem Vorgehen entschloß, mit einer völligen Niederlage des Angreifers endete, ist von Seiten der siegreichen Bürgerschaft so häufig zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden, wie kaum ein anderes Ereigniß der Stadtgeschichte. Fast jede dieser Erzählungen enthält besonders interessante Einzelheiten, und aus allen zusammen gewinnt man ein Gesammtbild von ungewöhnlicher Anschaulichkeit. Dabei ist es höchst seltsam, daß, mit Ausnahme von Olfe und Kalm, alle Erzähler den eigentlichen Hauptpunkt der ganzen Handlung verschleiern, nämlich, wie es zugegangen ist, daß die Bürgerschaft zu derselben Zeit, wo sie mit dem Feinde zu unterhandeln versuchte, und, da dies nicht gelang, sich nur noch Hoffnung auf verzweifelte Abwehr des eindringenden Feindes auf dem Aegidienmarkte machte, dennoch sich plötzlich dazu aufraffte, den Feind anzugreifen. Olfe ist der Erste gewesen, der diesen auffallenden Wandel dem Eingreifen Georg's v. d. Schulenburg zugeschrieben hat, und seine Darstellung ist bisher von Niemand angezweifelt worden. Wir glauben auch, trotz ihrer Ablehnung in Nr. 11 und 12 des Br. Mag. vom 2. und 16. Juni d. J., sie nach wie vor aufrecht erhalten zu müssen.

Die Olfesche Darstellung theilt mit den in Nr. 12 des Br. Mag. unter 6, 10 und 12 genannten Quellen einen höchst auffallenden und schwer wiegenden Mangel. Sie hat sich nämlich von der Tradition nicht losmachen können, der auf den Aegidienthorthurm entsandte Trompeter habe die Signale verwechselt. Durch actenmäßige eidliche Aussagen in den Rathsprotocollen ergiebt sich indessen, daß der Hausmann der Altstadt den Befehl, Friede zu blasen, wirklich ausgeführt [1]), und erst die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen denjenigen Zustand der Verzweiflung bei den auf dem Aegidienmarkte versammelten Bürgern herbeigeführt hat, der das Eingreifen eines erfahrenen Kriegsmannes nothwendig machte. Die von Olfe berichtete Geschichte von dem Trompeter ist also eine Fabel. Erfunden ist sie sicherlich schon am 17. October 1605. In der Vorstellung der Mitlebenden war einfach der kurze Zeitraum zwischen den beiden widersprechenden Signalen auf Minuten zusammengeschrumpft. Nacherzählt hat sie zuerst Autor Hustedt. Sie findet sich in dessen vor 1609 geschriebenem Catalogus Ministrorum, dessen Abschrift (Nr. 121 der Stadtbibliothek) wir Bölkerling verdanken Wenn wir nicht irren, ist das Festhalten Olfe's an dieser Fabel ein wesentlicher Grund zu dessen jetziger Verurtheilung. Um nämlich nach Einschaltung dieser gar nicht in den Zusammenhang passenden Episode den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen, greift Olfe auf Vorgänge zurück, die, wie er selbst sagt, sich zum Theil schon in der Nacht vorher abgespielt hatten, und erweckt so die Meinung, als wolle er diese als Folge des Alarmsignals darstellen. Im Br. Mag. Nr. 12 wird es wenigstens so aufgefaßt. Dem gegenüber ist festzustellen, daß Olfe gar nicht behauptet hat, es sei „durch das Lärmblasen über die Vertheidiger der Mauer ein panischer Schrecken gekommen“. Vielmehr beginnt er mit den Worten: „Die Einwohner der Stadt waren gleichwohl in großer Angst“ einen völlig neuen Gedankengang.

Wenn nun bei den hieraus gegen Olfe erhobenen Anschuldigungen, obgleich sie zu hart sind, ihn dennoch eine gewisse Schuld trifft, so ist er an den im Br. Mag. Nr. 12 Seite 95 Spalte 2 aufgestellten ohne

---

1) Die Worte, die der Bürgermeister Curd Doring auf dem Aegidienmarkte nach eidlicher Aussage gesprochen hat, lauten: „Ich habe blasen lassen um freundlich Gespräch; aber wir können nicht gehört werden. Ich weiß nicht besser, und mein Rath wäre, daß wir hier auf dem Markte einen halben Mond schlagen, und, wenn der Feind zu uns hereinkommen sollte, uns da bis zum Aeußersten vertheidigen. Ich will selber mit dabei sein“. Die Annahme in Nr. 11 des Br. Mag. Note 40 ist unrichtig. Doring wird dort überhaupt zu hart beurtheilt, um so mehr, da er 1605 gar nicht zu den Regierenden gehört hat.

allen Zweifel ganz unschuldig. Die dort ihm zur Last gelegten Schilderungen rühren nämlich gar nicht von ihm her, sondern sind von seinem Herausgeber C. F. v. Vechelde 1832 frei erfunden. Dieser Sachverhalt wird durch folgende Nebeneinanderstellung klar gelegt, wobei die völlig freien Erfindungen Vechelde's gesperrt, die daraus entnommenen belastenden Citate im Br. Mag. fett gedruckt sind.

Olfens Handschrift nach Nr. 51, 128 und 151 der Stadtbibliothek.

Er setzte sich zu Pferde[2]) und ermahnte die erschrockenen Bürger, daß sie bei einander stehen und sich ritterlich wehren sollten: so verhoffte er mit göttlichem Beistande die vom Regen erkalteten Feinde wieder abzutreiben[3]).

Als sich darauf etliche wieder recolligiret hatten, machte er Anstalt, daß die Handwerksburschen und die sonst Gewehr führen konnten herbei mußten[4]) welche er mit vielem Versprechen zum Anfall beredete.

Also zogen sie zu Walle, und er ließ ein großes Geschütz[5]) abfeuern, auch wurde zugleich Lärm gemacht. Er hatte auch geordnet, daß zu gleicher Zeit von der andern Seite etliche anfallen sollten, welche mit Schiffen vom Bruche auf dem Stadtgraben ankamen.

Bearbeitung Carl Friedrich's v. Vechelde[6]) Braunschweig 1832.

Er besteigt ein Roß, **reitet der fliehenden Menge entgegen**, und ermahnt die Bürger bei einander fest zu stehen, und eingedenk ihrer Altvordern sich ritterlich zu wehren. „Denn würden sie das thun, und seinem Worte gehorchen, so wolle er jetzt ihr **Anführer** sein, und hoffe er dann mit Gottes Beistand, den vom Regen durchnäßten Feind zurückzutreiben".

Als er solcher Gestalt geredet hatte, schämten sich viele der Bürger ihrer Zaghaftigkeit, und lobten ihm Muth und Beharrlichkeit an. **Darauf befahl er ihnen, sich auf dem Hagenmarkte und Bohlwege in Ordnung wieder zu stellen**, und läßt auch **durch die Hauptleute und Gildemeister** die Handwerksburschen und alle die, welche sonst Waffen zu führen im Stande sind, herbeirufen. **Diese sammelt er auf dem Graben**, und ermuntert sie, wiewohl unter vielen Versprechungen, die Stadt von Feindes Noth mit befreien zu helfen, und den Ausfall muthig zu bestehen.

Also zogen die Bürger **unter Jürgen von der Schulenburg** zu Walle. Ein Theil von ihnen ging nach dem Bruchthore, und harrte dort, wie verabredet worden, des Zeichens, wenn sie von dieser Seite, und zwar auf Kähnen, den Feind angreifen sollten. Als nun der andere Theil am Steinthore war, ließ Jürgen von der Schulenburg durch das große Geschütz **jenen das Zeichen zum Angriff geben.**

Durch die Bevorzugung des Vecheldeschen Textes erklärt sich auch das absprechende Urtheil über die Quellenbenutzung Olfe's. Es wird hinfällig, sobald man dessen Worte in Betracht zieht, die Vechelde ausgelassen hat. Sie lauten: „Es wird die Historie von dieser Attaque von etlichen mit noch anderen Umständen beschrieben, absonderlich in etlichen alten Liedern und Reimen; allein dieselben sind von gemeinen Leuten aus eigenen bösen Affecten gemacht, darum habe ich blos bei der Relation, welche ich in den Annalibus Brunsvicensium manuscriptis gefunden, verbleiben wollen". Olfe warnt also nicht allein vor den Volksliedern, sondern auch vor den vorzeitig im Drucke erschienenen Flugschriften, befindet sich daher in dieser Hinsicht auf demselben Standpunkte wie die officielle Rechtfertigung des Herzogs in den „Br. Händeln" III, 40, die sich nicht scheute, die verläumderischen Flugschriften wörtlich abzudrucken, sondern sie durch Tieferhängen der öffentlichen Verachtung übergab. Sechs darunter werden als Quellen 2 und 4 im Br. Mag. Nr. 12 angeführt. Das Stärkste an nachweisbaren Unwahrheiten leistet die Historische Relation des Jacob Franken (Nr. 12 in den Br. Händeln, Nr. 4a im Br. Mag.). Die von ihm herrührenden Uebertreibungen sind namentlich folgende: 1) die Herzoglichen hätten den Mauergraben überbrückt und die Stadtmauer zu ersteigen versucht; 2) die Bürger wären durch ein Loch in der Stadtmauer den Feinden hinterrücks beigekommen[7]); 3) sie hätten die Herzoglichen bis ins Lechlumer Holz verfolgt[7]); 4) die Soldaten hätten dem Herzoge geschworen, in Braunschweig Alles niederzuhauen.

Franke ist es auch, der die in allen Mordgeschichten

2) Kalm fügt hinzu, daß er nach dem Aegidienmarkte ritt.

3) Kalm: „nun hätten sie gewonnen Spiel".

4) Kalm: „sie sollten den Handwerksburschen für den Sturm einen Monatssold geloben".

5) Kalm: „und machte Anstalt, daß sie sollten Stücke nach dem Aegidienwalle zu lösen und im Dampf den Feind auf dem Walle anfallen. Und ritt selber vor das Thor (d. h. an das Magnithor), ihnen zu zeigen, wo sie Geschütze sollten abgehen lassen". Die Bedenken in Anmerkung 66 Seite 96 sind hinfällig, da Schulenburg gar nicht als Anführer, sondern nur als Rathgeber dargestellt ist.

6) Die Art und Weise, wie Vechelde mit Olfe's Handschrift umgegangen ist, hat schon bei Herausgabe des Buches F. C. v. Strombeck in der vorangeschickten Vorrede gerügt.

7) Der Herr Verfasser des Aufsatzes im Br. Mag. hat sich in dieser Hinsicht zum Theil Franken angeschlossen, wobei wir ihm nicht zu folgen vermögen.

so beliebten „Unbekannten“ als Retter der Stadt hinstellt. Keiner der Späteren hat ihm darin Glauben geschenkt, mit Ausnahme des Verfassers der unter 6 angeführten Schrift, der inzwischen entdeckt hat, der eine der beiden großen Unbekannten habe Habekost geheißen, und des Herrn Verfassers des Aufsatzes im Br. Mag., der sich der Franke'schen Auffassung mit den Worten anschließt: „Während Doring, die erste Obrigkeit[8]), verzweifelte, brachten einfache Leute wunderbare Rettung“, und nun auch den Namen des Zweiten zu kennen vermeint. Er nennt ihn Caspar Brauns. Dieser war einer der beiden von der Stadt vor dem 16. October bestellten Leutnants und ist an einem Schuß, den er „beim Anfall bekommen“, gestorben. Der Andere hieß Gregor Damarowsky und ist am 17. October auf dem Magnuswalle erschossen worden. Da man von Beiden sonst nichts weiß, ist es doch mindestens sehr fraglich, welchen von ihnen Völkerling mit den Worten bezeichnen wollte: „In diesem Anfall ist auf dem Magnuswalle der Stadthauptmann und Führer der Soldaten, der sonst ein versuchter Kriegsmann gewesen, erschossen worden“; jedenfalls aber sehr in Frage gestellt, ob von einem derselben irgend welche Initiative ausgegangen ist. Der Herr Verfasser des Aufsatzes im Br. Mag. sieht sich denn auch nach einem Dritten um und bekennt sich ausdrücklich, im Gegensatze zu Franke, zu der Ansicht, der ins Werk gesetzte Angriff sei sicher von kriegserfahrener Seite entworfen. Da er indessen Niemand zu nennen weiß, vielmehr nur die Möglichkeit hervorhebt, es könnte vielleicht Alfeld[9]) oder Müller[10]) gewesen sein, so steht er im Wesentlichen mit Franke gegen Olfe, und die Frage liegt so: Soll man Olfen einen Vorwurf daraus machen, daß er Franken nicht gefolgt ist, oder soll man nicht vielmehr bedauern, daß der Herr Verfasser des Aufsatzes im Br. Mag. nicht Olfen sondern Franken den Vorzug zu geben veranlaßt worden ist?

Nun soll Olfe sich auch einer vierfachen Uebertreibung der regenlosen Zeit schuldig gemacht haben. Allein auch dies fällt Vechelden zur Last, der aus sechs Wochen, von denen Olfe sagt, sechs Monate gemacht hat.

Daß Olfe von dem Lärmmachen des verwundeten Kenneke nichts weiß, kann ihm unmöglich zum Vorwurfe gereichen, denn nur die unglaubwürdigsten Quellen, Franke und das Nr. 11 des Br. Mag. unter 2 b angeführte Volkslied[11]) behaupten dies, während aus Hustedt's und Völkerling's Berichte die Unwahrscheinlichkeit dieser Episode klar hervorgeht.

Demnach haften an Olfen nur noch die beiden Anklagen, daß er der zu beerdigenden Leiche einen falschen Namen beigelegt und daß er den Pastor Magius als Prediger aus dem Hagen bezeichnet hat, obgleich dieser erst 1607 Pastor zu St. Katharinen geworden ist.

Wer aber war Olfe? wer Schulenburg?

Tobias Olfe, geboren 1587, gestorben 1654, stammte nicht, wie Vechelde meint, aus einem altbürgerlichen Braunschweigischen Geschlechte. Sein Vater Wilhelm Olff aus Dortmund war vielmehr erst 1587 Bürger zu Braunschweig geworden und hatte sich als Kaufgeselle Hans Markman's im Sacke hier niedergelassen. 1610 übernahm er das Markman'sche Geschäft und Haus Nr. 2772, jetzt Packhofstraße 8, nachdem er in der Zwischenzeit für dessen Handlung in Celle thätig gewesen war und dort auch Ende 1605 im Auftrage des Rathes zu Braunschweig die Anwerbung des Kriegsvolks betrieben hatte. Tobias heirathete 1626 Lucia Jüten, erwarb 1631 ein ansehnliches Haus in der Altstadt, an der Ecke der Scharrnstraße, das jetzige Löbbeckesche, wurde 1637 Rathskämmerer und 1643 Bürgermeister der Altstadt. Er nahm also während seiner letzten elf Lebensjahre eine hervorragende Stellung ein. Von verwandtschaftlichen Rücksichten war er wegen der erst kürzlich vollzogenen Einbürgerung seiner Familie verhältnißmäßig frei. Allenfalls hätte er sie gegen die Nachkommen des Bürgermeisters Alfeld haben können. Olfe's Bruder war mit dessen Enkelin verheirathet und Olfe's Vater hat den alten Bürgermeister[12]) als Bürger des Sacks und naher Nachbar[13]) sicher persönlich gekannt. Da Olfe den Bürgermeister Alfeld gar nicht erwähnt, so darf um so mehr angenommen werden, daß dessen Thätigkeit beim Ueberfall nicht so entscheidend gewesen ist, wie der Herr Verfasser annehmen möchte. Olfe's hohe Stellung und seine Freiheit von verwandtschaftlichen Rücksichten lassen ihn zu vorurtheilsloser Berichterstattung besonders geeignet erscheinen. Daß er seine Aufzeichnungen bis in seine letzten Lebensjahre verschoben hat, erhöht ihren Werth in eben dem Maße, wie uns etwa die allerneuesten Darstellungen der Ereignisse bei Langensalza mehr Vertrauen einflößen als alle früheren. Die Olfensche Darstellung ist nicht nur nicht unglaubwürdig, sondern die glaubwürdigste von allen vorhandenen. In Bezug auf Georg v. d. Schulenburg wird sie durch Kalm in überraschender Weise bestätigt und ergänzt.

Georg von der Schulenburg, „der Reiche“, auf Knesebeck, geboren 1535, gestorben 1619, war der zweite Sohn des Kurbrandenburgischen Rathes und Hauptmanns der Altmark Levin von der Schulenburg auf Beetzendorf, Pfandinhabers von Dambeck und Knesebeck, und dessen Gemahlin Ilse v. Quitzow. Er studirte 1549 zu Frankfurt, 1551 zu Wittenberg und betheiligte sich demnächst fünfzehn Jahre lang an den verschiedensten Kriegszügen. 1553 kämpfte er mit bei Sievershausen, dann in den Niederlanden und in Frankreich (wahrscheinlich unter Egmond 1557 bei St. Quentin und 1558 bei Gravelingen), ferner mit Dänemark gegen Schweden (wahrscheinlich 1563 und in den folgenden Jahren); 1566 zog er mit dem Heere Kaiser Maximilian's II. nach Ungarn gegen die Türken und 1567 betheiligte er sich mit Kurfürst August von

8) Vergl. Note 1.

9) Das Auftreten Alfeld's wird auf 16. October angegeben. Vergl. die Quelle Nr. 6 im Br. Mag. Bei Erzählung der Vorgänge am 17. ist Alfeld von Niemand erwähnt.

10) Der Amtmann Venedix Müller wird nur im Manuscript Nr. 23 erwähnt, wo er neben Curd Doring als Friedensunterhändler vorkommt.

11) Historische Händel III, 43 unter Nr. 6.

12) Bürgermeister Hans Alfeld ist 1607 3. 10. gestorben, nicht 1609. Der Herr Verfasser verwechselt ihn mit seinem gleichnamigen Sohne, dem Schwiegervater des Balthasar Olfe.

13) Alfeld wohnte Nr. 2688, Schild 6.

Sachsen an der Belagerung von Gotha und zeichnete sich am 13. April dess. J. bei der Eroberung des Grimmensteins aus. Hier zum Rittmeister befördert, verließ er bald darauf den Kriegsdienst. Seitdem hielt er sich in Knesebeck auf, bis er in Braunschweig das jetzt Bierbaum'sche Haus erwarb und dort 1600 seinen dauernden Wohnsitz nahm. Seit 1589 war er mit einer geborenen v. Veltheim vermählt. Sein Vermögen bestand wesentlich in baarem Gelde und überstieg eine halbe Million Thaler. Es ist klar, daß dieser altmärkische Edelmann in Braunschweig eine durchaus exceptionelle Stellung einnahm. Den herrschenden Rathsgeschlechtern in keiner Weise verwandt oder verschwägert, dem Herzoge Heinrich Julius nicht lehnspflichtig, zweifellos der kriegserfahrenste Einwohner dieser Stadt, war er gewissermaßen prädestinirt, bei den Ereignissen von 1605 eine Rolle zu spielen, nebenbei auch sehr wesentlich dabei interessirt, daß die Stadt nicht wüster Plünderung anheimfiel. Und ganz abgesehen von diesen Umständen und praktischen Motiven — versetze man sich nur in die Seele eines alten erprobten Kriegsmannes zu der Stunde, da er die Stadt durch die Unerfahrenheit und das kopflose Ungeschick ihrer Oberen in Gefahr einer Niederlage sah, die Alles um ihn her auf den Kopf zu stellen drohte. Mit Naturgewalt mußte ihn der Drang treiben, in dies schmähliche Schauspiel als Retter einzugreifen. Wie ein altes Schlachtroß beim Schall der Trompete riß es ihn fort, das Seinige zu thun. Freilich steht von alledem „nichts geschrieben", und wer sich auf rein formalistische Quellenkritik steifen will, mag die Achseln dazu zucken. Erkennt man aber auch dem psychologischen Momente sein Gewicht bei historischen Forschungen zu, so wird man nicht anstehen zu sagen: es müßte verwunderlich und unnatürlich heißen, wäre Jürgen v. d. Schulenburg bei jenem beschämenden Rummel nicht noch einmal zu Pferde gestiegen.

Begreiflich genug, daß den Herren zu Braunschweig die Erinnerung daran nichts weniger als angenehm war. So viel an ihnen lag, sollten diese Vorgänge arcana regiminis bleiben, deren Aussprengung Stadtverrath sein. Wenn Autor Hustedt bei seiner kirchlichen Danksagung, anstatt Schulenburg zu nennen, nur mit allgemeiner Wendung „Alle, die Rath und That gegeben" einschließt, so liegt nahe genug, in dieser Enthaltsamkeit die erste Bethätigung eines autoritativen Todtschweigesystems zu erkennen, womit die damaligen Gewalthaber den häßlichen Fleck auf ihrem Schilde zu verschleiern versuchten, wie sie denn 1610 nach Hustedt's Tode [14]) dessen ganzen Catalogus Ministrorum, von dem freilich bereits Abschriften umliefen, die dem Rathe unerreichbar blieben, auf dem Neustadtrathhause verbrennen ließen, weil er Manches kündete, was ihnen unliebsam war. So lange die sich mitschuldig fühlenden Rathskreise das Heft in Händen hatten, war nicht rathsam, eine andere als die höchst approbirte Version von jenen Dingen laut werden zu lassen. So erklärt sich ungezwungen, daß verhältnißmäßig spät erst die Betheiligung Jürgen's v. d. Schulenburg schriftkundig wurde.

14) Am 12. 4. Hustedt starb 1609 6. 10. Er war Pastor zu St. Aegidien, nicht, wie unser Herr Verf. meint, zu St. Ulrici.

Dann noch eins. Die Frage drängt sich auf: wie hätte nur diese Geschichte aus dem Nichts aufschießen können? Schulenburg war sicherlich kein Liebling des Volks. Er stand gemeiner Bürgerschaft so fremd wie den Patriciern gegenüber, jene kannten ihn nur als einen Junker von bedeutendem Reichthum; und bei der zu allen Zeiten vorherrschenden Stimmung der mittleren und unteren bürgerlichen Kreise waren beide Qualitäten viel eher geeignet, Uebelwollen zu erwecken als Popularität zu gewinnen. Und gerade solchen Mann soll die Sage erwählt haben, um ihm, gegenüber der Unfähigkeit der berufenen Schirmer der Stadt, eine mannhafte That aufzudichten, von der kein Wort wahr ist! Man braucht fürwahr diese Annahme nur recht ins Auge zu fassen, um ihrer Unmöglichkeit inne zu werden.

Und endlich: wäre die Rolle des „Moltke" dieser merkwürdigen Kriegshandlung dem Junker v. d. Schulenburg wirklich nur angedichtet worden, wen könnte man dann an seine Stelle setzen? Wer die verschiedenen Elemente der Schwäche des Gegners so richtig abzuwägen verstand, daß er mit sicherer Aussicht auf Erfolg den Rath ertheilen konnte, 6000 Mann mit etlichen hundert zusammengetrommelten Gesellen in die Flucht zu schlagen, der muß ein Kriegsmann von mehr als gewöhnlicher Erfahrung, ein Mann von seltener Besonnenheit und Klarheit gewesen sein.

Um aber diesen für unser Festhalten an der Ueberlieferung eigentlich entscheidenden Umstand außer Frage zu stellen, müssen wir versuchen, die militärische Situation auf beiden Seiten so viel als möglich zu beleuchten. In einer der nächsten Nummern dieses Blattes hoffen wir dazu im Stande zu sein. Dabei werden wir Manches bestätigen können, was unser Herr Verf. bereits in Nr. 11 vorgetragen hat. Um so mehr liegt uns daran, vorweg diejenigen Punkte hervorzuheben, hinsichtlich derer wir uns eine abweichende Auffassung gebildet haben:

1) Aus der Grafschaft Hoya recrutirte sich nicht das rothe Regiment, sondern das bunte Regiment des Oberstleutnants Hans Ernst v. Uslar.
2) Der Commandeur des schwarzen Regiments hieß Grener oder Grenner.
3) Die Fahnen der Städte Göttingen, Münden, Einbeck, Northeim und Hannover stellten unter dem Oberstleutnant v. Maxen nicht das grünrothe, sondern das gelbe Regiment. Die vier dazu abcommandirten Fahnen des Oberstleutnants Frost waren alle vier „wolfenbüttelsche" Fahnen.
4) Der Ausschuß war nicht in drei Fahnen geordnet, sondern der Leibfahne zugetheilt.
5) Das Begräbniß fand nicht auf dem Aegidienkirchhofe, sondern auf dem Magnikirchhofe statt. Der Bürgermeister Gerke wohnte an der Ecke der Karrenführer- und Täschenstraße, also nicht in der „Freiung" des Klosters St. Aegidien, für die allein der Aegidienkirchhof diente.
6) Außer den Geschützen, die beim Lusthause standen, fielen den Herzoglichen auch alle anderen Geschütze auf den von ihnen besetzten Wällen zu. Das Lusthaus lag nicht in der Nähe des Magnithors, sondern auf dem Aegidienwalle. Daß es mit

Pulver belegt gewesen sei, behauptet die Rechtfertigungsschrift des Herzogs. Unmöglich ist es nicht: es könnte daselbst die Friedensaufbewahrung stattgefunden haben, und der Uebergang in den Kriegszustand noch nicht bewirkt gewesen sein.

7) Aus dem Zwinger führte eine steinerne Treppe auf den Wall. Die Sturmleitern dienten ebenfalls dazu, die Soldaten und Schanzkörbe aus dem Zwinger zwischen den Thoren auf den Wall zu befördern. Man kann aber nicht sagen, daß die Sturmleitern „auch Treppen genannt" worden sind.

8) Völkerling führt an: „Tile v. Damm und Wedde Glümer haben sich im Schießen tapfer erwiesen auf dem Walle nach dem Magnithor zu, wie auch Curd Vechelt auf dem Gieseler". Demnach waren alle Drei als Artilleristen thätig, nicht die beiden Ersten als Schützen hinter der Stadtmauer. Die Billigkeit erfordert es indessen anzuführen, daß Völkerling in erster Linie, bevor er von diesen spricht, das Wohlverhalten des Bürgermeisters Curd Doring erwähnt.

9) Daß unter den Geschützen des Gieselers der Basilisk gewesen sei, habe ich nicht finden können. Franke sagt: „Sonst wird auch vermeldet, daß ein groß Geschütz, der Basilisk genannt, das lange Zeit beim Aegidienthor gestanden, durch einen Bäcker angezündet, losgegangen, welches doch noch ungewiß".

10) Das nach Franke geschilderte Auftreten des Pastors Magius ist wenig wahrscheinlich. Auf dem Altstadtmarkte hat es aber selbst nach Franke nicht stattgefunden; auch wohnte Doring nicht dort, sondern am Steinmarkte Nr. 451, jetzt Eiermarkt 6. Franke's Worte „auf den Markte" beziehen sich offenbar auf den Aegidienmarkt, wo Doring die Anstalten zur Vertheidigung und Schulenburg die zum Angriffe getroffen hat. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß um 1605 die jetzige Auguststraße bis zur Einmündung der Kuhstraße zum Aegidienmarkte gerechnet wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier bei dem Brunnen gegenüber der Jedutenstraße die Vertheidigung vorbereitet wurde, und daß hier auch das Eingreifen Schulenburg's stattgefunden hat.

Das ehemalige Dorf Schoderstedt, jetzt eine Wüstung.

Von Adolf Lüders.

3. Die muthmaßliche Zerstörung von Schoderstedt.

Eine wohl kaum jemals ganz genau zu beantwortende Frage wird die bleiben, in welchem Jahre das Dorf zerstört worden sei. Die Angaben gehen hierüber weit auseinander. Die hier allgemein im Volksmunde geltende Ansicht, daß Schoderstedt erst im 30jährigen Kriege, der allerdings in der Umgegend von Königslutter viele Verwüstungen anrichtete, vernichtet worden sei, muß ohne Weiteres zurückgewiesen werden. Auch die Angabe bei Merian, nach der in Folge des „Mannsfeldischen Krieges" 1552 die Vernichtung des Ortes, bezw. die Uebersiedlung der Einwohner nach Königslutter erfolgt sein soll, kann nicht zutreffen. Denn schon vor 1542, wie urkundlich bezeugt ist, sahen sich die Bewohner genöthigt, ihren verwüsteten Ort zu verlassen. H. Dürre legt die Zerstörung in die Zeit der Reformation. Auch diese Annahme kann nicht richtig sein, da Schreiber dieser Zeilen durch Auffinden von Stellen aus einem von 1594 bis über das Jahr 1700 währenden „Hud- und Weydeproceß der Stadt Königslutter gegen die Rieseberger" neue Anhaltspunkte gewonnen hat, die im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen der Gewißheit Raum geben, daß die Zerstörung des Ortes und Uebersiedlung der Einwohner schon um das Jahr 1460 erfolgt sein muß. Die Beweisstellen sind in dem den Akten beigefügten Rechtsurtheile der fürstlichen Justizcanzlei zu Wolfenbüttel vom Jahre 1657 enthalten und entbehren, da sie von dieser Behörde ausgehen, doch nicht eines gewissen urkundlichen Charakters.

Zuerst finden wir an einer Stelle der Akte die Bestätigung der Zerstörung des Ortes und der Uebersiedlung seiner Einwohner. Wörtlich heißt es hier: „Nach dem nun Schorstedt in die Asche gelegt und ganz verwüstet worden, haben die v. Kißleben, wie auch die v. Marenholtz nebst denjenigen, so aus dem Dorfe Schorstedt übrig geblieben seyn, sich in Königslutter niedergelassen". Die Worte: „übrig geblieben seyn", legen die Vermuthung nahe, daß in den damaligen Kriegsläuften das Dorf hart bedrängt und dabei ein großer Theil der Einwohner umgekommen sei. So läßt sich auch die Auffindung von menschlichen Gebeinen an den verschiedensten Plätzen, entfernt vom Schoderstedter Kirchhofe, erklären. „Durch diesen Untergang des Dorfes Schorstedt", heißt es dann weiter, „ist die Stadt Königslutter ziemlich erweitert und haben die zu ihr hineingetretenen vom Adel und Schorstedt'schen Leute keinen eigenen Hirten gehalten, sondern ihr Vieh unter den Königslutterschen Kuhhirten gehen lassen".

Diese „Erweiterung" von Königslutter vollzog sich aber, abgesehen von einer Vergrößerung des Ortes in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die vielleicht durch Zuzug der Bewohner des benachbarten Schickelsheim hervorgerufen wurde, in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Zugleich wurde in dieser Zeit — 1480 — ein Um-, bezw. Vergrößerungsbau der Kirche vorgenommen. Auch hier dürfte man nicht fehl gehen, daß gerade dieses „Hineintreten der Schorstedter", das also auch eine Vermehrung der Mitglieder der Kirchengemeinde zur Folge hatte, die Erweiterung des Gotteshauses mit veranlaßt haben wird.

Wie schon vorhin angeführt, haben nicht nur die nach Königslutter „eingetretenen Schorstedter Leute" nach dem Untergange des Dorfes ihr Vieh durch den Königslutterschen Hirten hüten lassen, sondern auch die vom Adel. Der Hütungsvertrag, der sich hierauf bezieht, ist, was wohl zu bemerken ist, im Jahre 1460 ausgefertigt. Denn der mit eingezogene adelige Herr v. Kißleben hat „Anno 1460 am Sonntage Cantate laut der Beylage", die jenem Canzleischreiben beigefügt war, „mit Bürgermeister und Rath von Königslutter sich dahin verglichen, daß sie die Hirten gleich andern

Bürgern wollen halten helfen, daß also (weil die Schorstedschen bis an das Dorff Rieseberg berechtigt) alle das Vieh, so aus Königslutter gegangen, überall getrieben worden".

Hieraus folgt mit Bestimmtheit, daß der Vertrag zu dem gemeinsamen Halten eines Hirten in der ersten Hälfte des Jahres 1460 abgeschlossen wurde; daß die Zerstörung, die die Einwohner von Schoderstedt bewog, ihre Heimath zu verlassen, gegen das Jahr 1460 stattgefunden haben muß und nicht zur Zeit der Reformation oder sogar noch später.

Bestätigt wird diese Annahme noch weiter durch andere Stellen in dem Rechtsurtheile vom 11. August 1657. Hier heißt es: „Die Königslutterschen fundiren sich darauf, daß Sie durch die Schorstedtischen, wie dieselben länger dan für 200 Jahren in die Stadt Königslutter gezogen, solche Gerechtigkeit acquiriret, dieselbe auch allemahl geruhig exerciret." Und an einer anderen Stelle: „Wir finden nicht, wie die Königslutterschen bey solcher beschaffenheit, da sie ihre Gerechtsahme bei die Zwei Hundert Jahr zu deduciren vermögen, diese praetendirte Coppelhuede de jure könne abgestrichen werden. Ihr jus kann nicht abgestritten werden, waß Sie für 1601 weit über 100 Jahre quiete exerciret und gebrauchet."

Auffällig muß es auch erscheinen, daß nach der Mitte des 15. Jahrhundert in allen Lehnbriefen, in welchen es sich um Verleihung von Schoderstedter Land handelt, fast durchweg gesagt wird: „auf dem Schoderstedder Felde bei Lutter", oder: „auf der Schoderstiddschen Feldmark vor Lutter", während vor dieser Zeit fast ohne Ausnahme der Ortsname selber gebraucht wird und es dann gewöhnlich heißt: „Hufen Landes zu Scoterstedt." Auch in diesem Unterschiede in der Benennung könnte man einen Hinweis auf die von uns angenommene Zeit der Verwüstung des Dorfes erblicken.

Schoderstedt muß jedoch 1456 wenigstens zu einem Theile noch bestanden haben, da in zwei Urkunden aus diesem Jahre noch von einem Pfarrer zu Schoderstedt die Rede ist. So wird u. A. ausdrücklich gesagt: Abt Heinrich Johann, Prior und der Convent des Klosters zu Königslutter, verkaufen Herrn Johann Grimesellen, Priester und Pfarrer der Kirche Cosmae et Damiani zu Schoderstedt, eine Jahresrente von 6 alten Schock Geldes für 24 Mark neuer Brschwg. Währung. Der Vorgänger dieses Pfarrers wird Berthold gewesen sein; denn in einer anderen Urkunde aus demselben Jahre 1456 übergiebt der Abt Heinrich zu Königslutter dem Pfarrer zu Schoderstedt des Klosters freien Zehnten im Dorfe und der Feldmark zu Lelm für 24 Mark. Von dem Gelde soll er vier Memorien halten lassen in Oberlutter, Lutter, Lauingen und Rottorf für Herrn Berthold, ehemals Pfarrer in Schoderstedt.

Nach allem diesem würde die geschichtliche Angabe von einer Plünderung des Dorfes Schoderstedt am Ende des 15. Jahrhunderts auf einem Irrthum beruhen, obgleich ja in dieser Zeit einige umliegende Dörfer von Königslutter während des Kampfes der Stadt Braunschweig mit Herzog Heinrich dem Aelteren zum Theil ausgeraubt und angezündet wurden. Im anderen Falle müßte angenommen werden, daß bei der Zerstörung des Ortes außer der — wie schon vorhin bemerkten — nicht mit vernichteten Kirche auch noch Gehöfte ohne größere Beschädigungen stehen geblieben sind, und daß diese erst später von Kriegshorden durchsucht und ausgeplündert seien.

Daß ein solcher Hof noch nach der Zerstörung dagewesen sein kann, erhellt aus einer Urkunde von 1462, in der der „Möndchehof zu Schotterstidde" Erwähnung findet, mit dem die Knappen Geverd, Herwig und Everd Brüder von Kißleben vom Kloster Königslutter belehnt werden.

4. Die eingewanderten Schoderstedter als Bauermeister in Königslutter.

Die aus Schoderstedt nach Königslutter Eingewanderten, welche „ad differentiam der anderen Bürger die Schorstedtischen Bauern genannt wurden," nahmen in der Stadt eine gesonderte Stellung ein. Sie bildeten die sogen. „Bauern- oder zweite Bürgerschaft", während die angesehenern Bürger, besonders die Mitglieder der später so weitbekannten Brauerinnung zu der „Großen Bürgerschaft" zählten.

Aus der Mitte der Bauernschaft wurden alljährlich die Bauermeister gewählt, deren Amt ein sehr vielseitiges und verantwortungsvolles war. Sie hatten u. A. die Aufsicht über die Bürgerwiesen. Diese lagen in einer tiefen, von der Schunter durchflossenen Niederung. Jahrhunderte früher war diese Thalmulde zum größten Theil mit Wasser angefüllt gewesen. Die später durch Drainirung entstandenen „Bürgerwiesen" führten deshalb auch den Namen „Großer und Kleiner See". Hier mußten die Bauermeister stets danach sehen, daß die Wiesen zur rechten Zeit durch die Zufluthgräben bewässert, oder auch trocken gelegt wurden. Alle Wege und Wiesengräben mußten ordnungsmäßig im Stande gehalten werden, und ging es zur Heuernte, dann hatte jeder „Seeinteressent" den Weisungen des Bauermeisters unbedingt Folge zu leisten.

Als Vergütung für diese Geschäfte war den Bauermeistern eine etwa 10 Morgen große Wiese, die „Bauermeisterwiese", pachtfrei übergeben. Denn dieses war „pro rata ihr an sothanen Bauermeisterschaften habender Antheil".

Um Fastnacht aber wurde dann von sämmtlichen „17 See-Interessenten mit 36 Höfen oder 144 Schwaden Antheil, darunter allein die Brauerinnung mit 7½ Hof, ein großer See-Convent abgehalten, wobey über die Umstände gedachter Seewiesen conferirt wurde". Waren die Berathungen zu Ende geführt, dann wurde auf Kosten der Bauermeister ein Gastmahl, der sogen. „Seeschmaus", hergerichtet, bei dem es oft sehr hoch herging und der „Bauer-Junge" — so wurde das jüngste Mitglied der Betheiligten genannt — seines Amtes als Mundschenk walten mußte.

Die Wahl der Speisen lag ebenfalls in den Händen der Bauermeister. Für jeden Gast lag eine mit einer rothen Schleife („Dutzen") geschmückte lange Thonpfeife bereit; der Bauerjunge hatte dieselbe zu stopfen und danach zu sehen, daß stets Taback in genügender Menge vorhanden war. Als Getränk, das ebenfalls unentgeltlich

von den Bauermeistern gespendet wurde, diente der weithin bekannte Dukstein, der aber gar häufig, wenn die Seeinteressenten bei ihrem Gelage in ein feuchtfröhliches Fahrwasser geriethen, mit Rothwein oder Rum und Zucker vermischt wurde.

Dieser Seeschmaus hat sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts in Königslutter erhalten; doch sind mit ihm im Laufe der Jahrzehnte mancherlei Veränderungen vorgenommen. Als die Bauermeisterschaften aufgehoben wurden und die Brauerinnung am Ende des 18. Jahrhunderts fast sämmtliche Ländereien von Königslutter in Erbpacht bekam, übernahm auch diese Innung den Seeschmaus und damit auch die Feststellung des Speisezettels [1]).

Eine besondere Aufgabe war der Bauernschaft bei Volksunruhen oder beim Ausbrechen von Feuer zugetheilt. Aus ihrer Mitte wählte man diejenigen Leute, die in unruhigen Zeiten den Wachtdienst der Stadt versehen oder, wenn es der Rath für nöthig hielt, auf dem Thurme der Kirche ausschauen mußten, um sofort bei einer Feuersbrunst die Sturmglocken zu läuten. Brach Nachts das Feuer aus, dann waren die Bauermeister verpflichtet, die „Viertelmeister und Feuergeschworenen“ zu wecken und ihnen den Brandort zu zeigen. Im 16. und 17. Jahrhundert, wo auch in Königslutter von einer Beleuchtung in den Straßen noch keine Rede sein konnte, hatten die Bauermeister auch darauf zu sehen, daß bei der Feuersbrunst an den Ecken der Straßen brennende Laternen aufgehängt wurden; „überall sollten sie auch Lärm machen und die Einwohner zum Retten auffordern“. Nach Beendigung des Brandes war ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß alle Feuerlöschgeräthe wieder an den rechten Ort zurückgebracht wurden. Hatte Jemand bei den Löscharbeiten seine Obliegenheiten nicht in Acht genommen, so mußten die Bauermeister diese Person bei dem Rathe melden.

Da sich die Dienste der Bauermeister auch bis auf das angrenzende Oberlutter und auf die „Amtsfreiheit“ erstreckten, so hatten sie auch hier manche Obliegenheiten zu erfüllen. Sie mußten z. B. die Contribution und andere herrschaftliche Gefälle einsammeln, wofür sie selbst von Contribution und Diensten frei blieben. Ferner das Strafgeld für die von den Kindern unentschuldigt versäumten Schultage, das täglich einen Mariengroschen betrug, u. A. m.

Alle diese Verpflichtungen haben aber seit vielen Jahrzehnten in Königslutter für einen bestimmten Theil der Bewohnerschaft aufgehört. Der Unterschied zwischen „Kleiner und Großer Bürgerschaft“ besteht nicht mehr, und die Bezeichnung „Schorstedter Bauern“ ist vollständig verschwunden. Dort aber, wo einst vor Jahrhunderten die Gehöfte des Dorfes Schoderstedt lagen, erblicken wir jetzt fruchtbare Ackerfelder und grünende Wiesen. Der einst sich stolz erhebende „Burgberg“ mit seinen adeligen Wohnstätten ist jüngsthin abgetragen und das sausende Dampfroß der Bahn Königslutter—Beienrode durchschneidet jetzt die Gefilde der alten Wüstung Schoderstet.

1) Genaueres über den „Seeschmaus“ s. Br. Mag. 1899 S. 12 ff.

Kurze Mittheilungen.

„Braunschweiger Korallen“. Hier und da in den Truhen unserer Bauern, noch mehr in unseren Museen findet man massige, schwere Bernsteinketten, die bis $1^1/_2$ Pfund wiegen können und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gern von den Bäuerinnen getragen und „Kralen“ genannt wurden. Jetzt sind sie ganz außer Gebrauch gekommen; in Königsberg aber, wo die Masse des an der Samländischen Küste gewonnenen Bernsteins zusammenströmt, um dort sortirt, theilweise verarbeitet und dann über die cultivirte und uncultivirte Welt verbreitet zu werden, kennt man die „Braunschweiger Korallen“ noch heute und stellt sie auch noch her, nur nicht für unsern heimischen Bedarf. Es scheint danach, als ob diese wuchtigen Perlen ehedem besonders für unser Land hergestellt wurden und somit der Name bis heute haften blieb.

Nach einer Abhandlung von Dr. P. Dahms „Ueber das Vorkommen und die Verwendung des Bernsteins“ in der Zeitschrift für practische Geologie, Juni 1901, sind solche Bernsteinperlen seit der ältesten Zeit eine beliebte Handelswaare; sie sind unregelmäßig in der Form, von geschickten Arbeitern zurecht geschliffen, aber stets vorher einem besonderen Klärungsverfahren unterworfen, denn unsere Bäuerinnen wollten nur ganz durchscheinende Waare kaufen. Durchsetzten daher Wolken und Trübungen den Bernstein und entwertheten sie ihn dadurch, so wandte man als Klärungsverfahren das Kochen des Bernsteins in Oel an. Die Methode, welche seit uralter Zeit bekannt ist, besteht darin, daß man den rohen Bernstein in eisernen Gefäßen, deren Boden mit Papier ausgelegt ist, vorsichtig und langsam mit Rüböl erwärmt. So erhielt man den Stoff zu den „Braunschweiger Korallen“, die in Königsberg recht gut, aber in dem Lande, nach welchem sie den Namen tragen, kaum noch bekannt sind. A.

Bücherschau.

August Hermann, Erenst un Snack En lüttjen Pack. Plattdeutsche Gedichte in niedersächs. Mundart. 3. Auflage. Braunschweig, Fr. Wagner 1901. 110 S. kl. 8°. cart. 1 ℳ 50 ₰, geb. 2 ℳ.

Alles rüstet zu Wilhelm Raabe's 70. Geburtstage, und ein Jeder sucht auf seinem Gebiete und mit seinen Mitteln seinen herzlichen Antheil an diesem Ehrentage Braunschweigs kund zu thun. August Hermann, der zu Raabe's 60. Geburtstage dem Dichter in einer höchst gelungenen Aufführung die Gestalten, die er selbst geschaffen, leibhaftig vor Augen führte, legt ihm, mit dem er so manchen lieben Abend „bi 'r Pulle Win un denn bi 'n Krok naher“ zusammengesessen, diesmal die dritte Auflage seiner plattdeutschen Gedichte auf den Geburtstagstisch. 1895 habe ich hier im Magazin (S. 23 f.) die zweite Auflage ausführlich besprochen und gewürdigt und darf daher wohl auf diesen Aufsatz verweisen. Die Auflage heißt „verbessert und vermehrt“, und das ist sie in der That. Verbessert ist sie insofern, als Hermann vier Nummern, die verhältnißmäßig am wenigsten ge-

lungen waren, mit anerkennenswerther Selbstkritik gestrichen hat; vermehrt ist sie, da an deren Stelle sieben neue Gedichte getreten sind. Ein Kinderlied frei nach Hoffmann von Fallersleben erläutert die Redensart „Wost wedder Wost“; „De Klingebüdel“ erzählt einen Scherz vom Herzog Ferdinand. „De klanke Swiegermudder“ behandelt, ähnlich dem Märchen von Rumpelstilzchen, den betrogenen Teufel, dem ein anderes Gedicht mit drolliger Schlußwendung besonders gewidmet ist. Das beste von den neuen Stücken ist die Geschichte von den beiden Bauern, die um einen Zaun processiren, und von denen der eine sich schließlich überlisten läßt, als der andere seine kleinliche Habgier rege zu machen weiß. Die Glanzpunkte aber bleiben von den ernsten Gedichten „De Handlöwte“ und „De Utsöhnige“ und von den komischen Sachen „De Fürwarkskiepe“ und „Dat kole Bad“, die allein schon dem Buche Dauer und Verbreitung sichern. — Verbessert und vermehrt ist die Auflage auch vom Verleger; denn neben einer Ausgabe in rothem Carton ist eine in einem geschmackvollen modernen Leinenbande erschienen, und hinzugekommen ist ein Bild des Dichters in dem bekannten Schlapphute. Möge das Büchlein bei den Freunden unserer niedersächsischen Mundart in Dorf und Stadt die freundliche Aufnahme finden, die es verdient.

Hans Martin Schultz.

Wilhelm Gundlach, Barbarossa-Lieder, übersetzt von Oscar Doering und Wilh. Gundlach, erläutert und eingeleitet. Mit einem Excurse: Die Gottschalk-Frage. Innsbruck, Wagner 1899. XXIII u. 1061 S. 8⁰. 11 M.

A. u. d. T.: Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. III. Band.

Waren der erste und zweite Theil dieses mühevollen und verdienstreichen Werkes, die im vorigen Jahrgange S. 71 f. besprochen wurden, der Zeit der sächsischen und salischen Kaiser gewidmet, so behandelt der vorliegende dritte Band, mit dem die Sammlung zum Abschlusse gelangt, das Zeitalter Kaiser Lothars und der Staufischen Herrscher des 12. Jahrhunderts. Der Verfasser hat auch dieses Mal seine Aufgabe als Gelehrter und als Dichter trefflich gelöst. Er hat den reichen Stoff klar auseinandergelegt und übersichtlich gestaltet, mit kurzem, treffendem Wort die Grundzüge der geschichtlichen Entwickelung dargestellt, charakteristische Beispiele zur Erläuterung des Gesagten ausgewählt und bei diesem alle Einzelheiten ebenso gründlich wie faßlich erklärt. Zeigt sich so die umfassende Gelehrsamkeit des Verfassers in glänzendem Lichte, so tritt uns in der gewandten und geschmackvollen Wiedergabe der lateinischen Gedichte in deutschen Versen nicht minder ein achtungswerthes dichterisches Talent entgegen. Das Buch kann daher allen Freunden der Geschichte, die sich an der Hand eines kundigen Führers leicht und angenehm aus den Quellen selbst Belehrung holen wollen, nur warm empfohlen werden.

Die Einleitung behandelt auf 322 Seiten die deutsche Geschichtsschreibung in dem genannten Zeitraume. Nachdem G. kurz die innere Politik Lothars und der ersten Staufischen Kaiser erörtert hat, behandelt er die Reichs- und Weltgeschichten im thüringisch-sächsischen und Welfischen Bereiche. Dann die Stifterbiographien und Stiftungsgeschichten. Unter letzteren ist für unsere Gegend hauptsächlich die Chronik des Probstes Gerhard von Steterburg hervorzuheben. Darauf geht er auf die süd- und westdeutschen Biographien kirchlicher Persönlichkeiten und zuletzt auf die Reichs- und Weltgeschichten in West- und Süddeutschland ein, die im Gegensatze zu denen aus Thüringen und Sachsen den Staufischen Standpunkt vertreten. Daran schließen sich die „Barbarossa-Lieder“ (S. 325—529), zunächst der längere Zeit zu Unrecht als eine Fälschung betrachtete „Ligurinus“ Günther's, dann „die Märe von Mailands Eroberung“, die in ihren wichtigsten Theilen in der Uebersetzung Oscar Doerings, eines Jugendfreundes Gundlachs, mitgetheilt wird, und zuletzt die „Gesta Friderici“ Gottfrieds von Viterbo. Dem folgen „Erläuterungen: Zeitgenössische Berichte über Kaiser Friedrich Barbarossa und sein Reich“ (S 533—986). Den Anfang macht „Der Kampf um Mailand“ in der Darstellung Ottos von Freising und seines Nachfolgers Rachwin. Darauf folgt unter dem Titel „Kaiser und Pabst“ die publicistische Thätigkeit Probst Gerhohs von Reichersberg, die für die Zeit höchst charakteristische Poesie der Vaganten, von der einige Proben in trefflicher Uebersetzung geboten werden, und das interessante „Drama vom Ende des römischen Reichs“. In scharfem Gegensatze zu dem „Kampfe um Mailand“ steht der folgende Abschnitt „Die Besiedelung Wagriens und Mecklenburgs“ nach Helmolds Slavenchronik, der dann noch kurz die Gewinnung Livlands nach Arnold von Lübeck und die Eroberung Brandenburgs durch Albrecht den Bären nach Heinrich von Antwerpen angeschlossen sind. Handelte es sich dort um die italienische Kaiserpolitik der Staufer, die im Süden die finanzielle Grundlage für ihr deutsches Königthum gewinnen wollten, so galt es hier der Besiedelung des Slavenlandes, dem kriegerischen und friedlichen Erwerbe weiter Landstrecken für unser deutsches Volksthum. Dort standen dynastische, hier nationale Interessen im Vordergrunde. Jene Errungenschaften in Italien waren nach einem Jahrhundert fast schon verschwunden, die im deutschen Nordosten aber sind dem deutschen Volke zu bleibendem Segen erwachsen. Für uns hier zu Lande haben diese letzteren Darstellungen natürlich ein besonderes Interesse, nicht nur weil sie die größte That des deutschen Volkes im Mittelalter uns vorführen, sondern auch weil diese Bewegung aus unserer Heimath von dem großen Stammvater unseres Fürstenhauses, dem Herzoge Heinrich dem Löwen, ihren Hauptausgang genommen hat.

In einem Excurse greift Gundlach zurück auf den vorigen Band, indem er zeigt, daß die Ergebnisse einer Arbeit von Guido Maria Dreves über „Gottschalk, Mönch von Limburg an der Hardt und Probst von Aachen“ (1897), den G. als den Verfasser des Sanges vom Sachsen-Kriege nachgewiesen hatte, mit seinen Ausführungen im besten Einklange stehen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 11. August **1901.**

Zu Herzog Anton Ulrich's „Römischer Octavia".

Von Paul Zimmermann.

III. „Die Geschichte des Corillus", eine Selbstbiographie des Herzogs Anton Ulrich.

Von den zeitgenössischen Begebenheiten, die Herzog Anton Ulrich in seinem Romane behandelt hat, verdient unstreitig bei weitem das größte Interesse die Geschichte des Corillus [1]), da uns hier in den Hauptzügen die Schicksale des Dichters selbst vor Augen geführt werden. Allerdings zeigen sich auch hier Wahrheit und Dichtung in enger Verschlingung. Nicht Alles, was uns hier erzählt wird, läßt sich sicher deuten oder entspricht der geschichtlichen Wahrheit. Die Phantasie des Dichters hat auch hier umfassend gewaltet. Nicht weniger sind in seiner Darstellung aber auch seine Neigungen und Abneigungen zu Worte gekommen. War der Herzog, als er diesen Abschnitt verfaßte, auch etwa 80 Jahre alt, so hat er doch nicht vergessen, wer sich seinen Plänen entgegen stellte, seinen Wünschen sich nicht fügte. Und mochten es auch seine nächsten Verwandten sein, er hat es ihnen hier schonungslos vergolten. In dieser Beurtheilung der Persönlichkeiten, der Schilderung der Stellung, in der die Einzelnen zu dem Herzoge standen, liegt der geschichtlich wichtigste Bestandtheil dieser Episode Mehr als in den berichteten Thatsachen, mit denen der Dichter sehr frei und willkürlich schaltete. So hat z. B. die Charakteristik, die er von seinem Bruder, dem Herzoge Rudolf August, entwirft, für uns hohes Interesse. Ebenso die offene Aussprache über das schlechte Verhältniß, in dem er zu seiner Schwägerin, der Herzogin Christiane Elisabeth, und deren Schwiegersohne, dem Herzoge Johann Adolf von Holstein-Plön, stand. Manches wird hier weit unverblümter herausgesagt, als es in den sonstigen Quellen uns mitgetheilt wird. In dieser Hinsicht können wir daher in dieser Geschichte des Corillus eine willkommene Bereicherung unserer geschichtlichen Litteratur erblicken. Aber wir dürfen nur mit strenger Kritik an sie herantreten, müssen uns hüten, Alles, was da gesagt wird, für baare Münze zu nehmen, sondern stets beherzigen, daß eine reiche Phantasie und noch mehr warme Liebe und unversöhnlicher Haß bei Niederschrift dieser Erlebnisse die Feder geführt haben.

In dem Mittelpunkte der Geschichte steht Corillus, also der Herzog Anton Ulrich selbst. Ihm zeigt sich das Glück, um sich ihm immer baldigst wieder zu entziehen. Dieser Gedanke ist der Faden, der die ganze Erzählung durchzieht. In ihrem Anfange läßt der Dichter den Helden darüber folgendermaßen sich äußern: „Ich kan mit allem Fueg meinen Lebens-Lauff den Zunahmen beylegen:

Das gezeigte aber nie erreichte Glück.
Massen diese von den meisten Völckern sogenandte unbeständige Göttin von Kindes-Beinen an sich mir anfänglich günstig erwiesen, wann ich aber die Früchte davon geniessen sollen, hat sie mir allemahl den Rücken zugekehret und sattsam dadurch erwiesen, daß sie in nichtes als in der Unbeständigkeit beständig zu nennen".

Er erzählt dann, daß sein Vater, der König (Herzog August) ihn mehr als seinen älteren Bruder Gestriblindus (Rudolf August) geliebt habe, dem er dennoch nach den Landesgesetzen die Regierung nicht hätte nehmen können. Der Sinn der Brüder war sehr verschieden. Es „waren unsere Gemüths-Neigungen", schreibt er, „so besonders, daß man nicht glauben sollen, daß wir von einerley Eltern wären gezeuget worden. Der König derenthalben wol zuvor sehend, was nach seinem Tode wegen unser so ungleichen Gemüths-Neigungen für Unheil entstehen könte, war, wie bereits erwehnet, eiffrigst darauf bedacht, mich dergestalt zu versorgen, daß ich dermahleinst einen Bruder nicht dörffte in die Hände sehen, der leichtlich seiner habenden Ober-Herrschaft sich würde zu meinem Nachtheil bedienen können".

Der König wollte dem Corillus die Landschaft Tyras in Mösien zuwenden, „die zwar niemahlen eigentlich unter Dacien [2]) gehöret; es hatten aber von undencklichen Zeiten her die von Tyras allemahl zu ihren Herren einen aus unserm Hause erwehlet". Er hatte

1) Vergl. hierzu den S. 108 abgedruckten Schlüssel. Dabei ist zu bemerken, daß der dort mitgetheilte Name „Doryaneus Anses" in „Dorpaneus Anses" zu berichtigen ist.

2) d. i. Braunschweig-Wolfenbüttel.

es auch durchgesetzt, daß er „zum Fürsten dieser reichen Landschafft ernennet worden". Es ist hierunter das Bisthum Halberstadt zu verstehen, das fast ein Jahrhundert (seit 1566) unter Welfischen Herzögen gestanden hatte und zu dessen Coadjutor Anton Ulrich unterm 24. Februar 1647 erwählt worden war. Ein unglücklicher Friedensschluß, der Westfälische Frieden, der Halberstadt dem Kurfürsten von Brandenburg überwies, machte diesen Hoffnungen ein jähes Ende. Corillus sagt darüber:

„Dieser Zuwachs nun meiner Versorgung hätte mich Lebens-Zeit in einen ruhigen und vergnügten Stand setzen können, wann nicht eben um die Zeit die Friedens-Handlungen wären dazwischen gekommen, da alle die Räthe des Königs meine Wolfarth gerne aufopfferten und hindan setzeten, auch wieder Willen des Königes diese Landschafft Tyras den Roxolanern[3]) abtraten und von Seiten Daciens[2]) auf ewig absagten, ferner einige Ansprache daran zu nehmen. Also war dieses gezeigte Glück zum Ende, da ob ich wohl nicht anderst sagen kan, als daß Gestriblindus mich stets geliebet, so war doch diese Liebe mit einem solchen heimlichen Neid vergesellschafftet, daß es schiene, als könte er seine Freude darob nicht bergen, daß dieses zurücke war gegangen, worüber sonst der König und alle Wolgesinnete in Dacien ihre Betrübnüß erwiesen".

Dieses Verhältniß zu dem Bruder wurde noch weit schlechter, als sich dieser mit Thrisca (Christiane Elisabeth von Barby) verheirathete. „Dann gleich wie er seine zu mir tragende Liebe allstets mit einer heimlichen Eifersucht begleitete, also hatte nun seine Gemahlin solche doppelt in ihrem Gemüthe gefasset, die sie dann auch bey ihrem Gemahl dergestalt zu ernähren wußte, daß dadurch die Natürliche Liebe zu mir, so er noch immer in sich entfunde, zwar nicht gar ausgetilget, jedennoch mächtig unterdrücket und verdunckelt wurde".

Dem Könige und dem ganzen Reiche war es sehr um einen Erben zu thun. Corillus' Bruder hatte keine Söhne; nur eine Tochter Zargidara war seiner Ehe entsprossen. Das stimmt nur zum Theil. Denn Rudolf August besaß zwar keinen Sohn, aber zwei Töchter, Dorothee Sophie und Christine Sophie. In der Erzählung des Herzogs ist nur von der Ersteren die Rede. Es bestand daher die Gefahr, daß, wenn der Fürstliche Mannsstamm in Dacien ausginge, den Jazygern[4]) und Sarmatiern[5]), d. h. der Celler und Calenberger Linie, das Land zufallen würde, „denen man dann aus angebohrnen Haß es nicht gönnete, daß sie unsere Erben werden sollen". Es war zwar noch ein „weitläuffliger Vetter" Fürst Wendelin, der Vater des Prinzen Dorpaneus Anses, vorhanden; „weil der aber einen Aufruhr erreget und also der beleydigten Majestät schuldig worden, hatte gantz Dacien einhellig ihn und seine Nachkommen auf ewig unfähig den Dacischen Thron zu besteigen erkannt, und muste also dieser sich vergnügen, daß ihm die Landschafft Patridava zu seinem Unterhalt gelassen wurde; allwo er auch bisher kümmerlich mit den Seinigen sein Leben hat hingebracht". Es ist hierunter des Herzogs Bruder Ferdinand Albrecht I. zu verstehen, der nach mancherlei Zwistigkeiten mit seinen Brüdern, mit ihnen auf das Heftigste verfeindet, im Schlosse zu Bevern eine einsame und nichts weniger als glänzende Hofhaltung führte. Daher war es des Königs dringendster Wunsch, daß Corillus sich verheirathen möchte. Als gehorsamer Sohn kam er dem Verlangen des Vaters nach, aber die versprochene Versorgung blieb leider aus. Er hatte also „von dieser seiner Verheurathung keinen andern Nutzen, als daß das Königliche Hauß mit Erben versehen wurde, welches in Dacien so grosse Freude als bey des Gestriblindus Gemahlin Mißvergnügen erweckte".

„In solchem Zustande nun verliesse der König mein Vater dieses Zeitliche, und kame Gestriblindus zur Regierung, dessen Gnade ich nun geleben muste, weil keine Verordnung sich finden wolte, die der König als seinen letzten Willen für mich hinterlassen hätte. All den Verdruß und Wiederwärtigkeit zu beschreiben, der mir und den Meinigen darauf von des Gestriblindus neidischen Gemahlin und boßhafftigen Bedienten zuwuchse, würde zu verdrießlich seyn anzuhören. Und wie einem von hohem Stande gebohrnen Gemüthe nichtes unerträglicher ist als Mangel zu erdulden, als war alle mein Sinnen und Dichten dahin gerichtet, aus der Sclaverey, worinnen ich lebte, mich zu reissen und durch fremde Hülffe meinen kümmerlichen Zustandt zu verändern".

Auch diesen Angaben liegt ein geschichtlicher Kern zu Grunde. Man wußte, daß Herzog August ein Testament aufgesetzt hatte, in dem seinen jüngeren Söhnen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht die Grafschaften Dannenberg und Blankenburg bestimmt waren. Als er aber verstorben, war und blieb das Original des Testamentes verschwunden. Mit vollem Rechte, auf der klaren Vorschrift der Hausgesetze fußend, nahm daher Rudolf August jetzt das ganze Ländergebiet des Vaters für sich in Anspruch; die Brüder erhielten keine selbständige Herrschaft.

Corillus suchte nun für seinen ältesten Sohn eine vortheilhafte Heirath mit des Jazyger Königs Agarus einziger Tochter, „die vermöge selbigen Reiches Gesetzen nach ihres Vatern Tode Erbin des gantzen Landes werden würde". Der Plan glückte; die Kinder wurden verlobt, zum lebhaften Aerger der Schwägerin Thrisca. Diese hatte, um die Sache zu hintertreiben, Corillus' Sohn mit ihrer Tochter verloben wollen. Als das fehlschlug, vermählte sie dieselbe mit Faroaldus, dem Fürsten der Bastarner (Holsteiner), „der zwar den Nahmen von dem Lande Bastarnen führte, dem Könige selbigen Landes aber unterwürffig ware und also nicht viel in seinem Lande zu sagen hatte". Dem entspricht an geschichtlichen Thatsachen: Anton Ulrichs ältester Sohn, August Friedrich, verlobte sich mit Georg Wilhelms von Celle einziger Tochter Sophie Dorothee, Rudolf Augusts Tochter Dorothee Sophie aber vermählte sich 1673 mit dem Herzoge Johann Adolf von Holstein-Plön. Das Verhältniß Anton Ulrichs mit diesem muß ein sehr schlechtes gewesen sein. Denn er schreibt über den Faroaldus in seiner Erzählung

3) d. i. den Brandenburgern.
4) Braunschweig-Celle.
5) Braunschweig-Hannover.

folgendermaßen: „Die übrige Liebe, die Gestriblindus gegen mich noch bis dahin geheget, schiene nun fast gantz zu erlöschen, wie dieser Schwieger-Sohn in das Hauß kame, welcher dergestalt von dem leichtgläubigen Gestriblindus hoch gehalten und geliebet wurde, daß man alle seine Worte und Reden ansahe, als hätte die ein Gott gesprochen, und regierte er dergestalt in Dacien [2]), als wäre er Herr gewesen, da alle die Grossen des Reichs ihn mehr Ehre und Liebkosung, als ihren König selbsten erwiesen, so daß nichtes geschahe, als was er haben wolte, und was dabey mir und den Meinigen zum Schaden und Nachtheil konte gereichen".

„Meine eintzige Hoffnung dieses verdrießlichen Joches abzukommen, bestunde demnach in der baldigen Vermählung meines Sohnes, so ich doch nicht eher hoffen konte, bis daß er zu seinen männlichen Jahren würde gekommen seyn. Wie aber das Glücke schiene mir vollenkommen hierinn befoderlich seyn zu wollen, schickte es das unvermeydliche Verhängnüß, daß mein Sohn, an statt des Braut-Bettes, sich in das Todten-Bette mußte legen. Hiemit war nun wieder das gezeigte Glück nicht erreichet, und verfehlete ich den Zweck so sehr, den ich mir fürgebildet, daß ich nie verlassener mich gesehen, als wie ich durch diesen unvermutheten Todes-Fall war geworden".

Die Thatsache ist wieder richtig. Der hoffnungsvolle Bräutigam fiel noch nicht 19 Jahre alt am 22. August 1676 vor Philippsburg. Es folgt dann eine Reihe rein erdichteter Ereignisse, das Unglück des Corillus noch zu vermehren. Seine Frau und Söhne sterben. Er wirbt um die Jazygische [4]) Königstochter. Anfangs nicht ohne Glück. Dann wird aber Jugunda (Sophie Dorothee) mit dem sarmatischen [5]) Prinzen (Georg Ludwig) verlobt, ihm aber die sarmatische Prinzessin Fritigildis (Sophie Charlotte) versprochen. Es bricht zwischen den Jazygern [4]) und Roxolanern [3]) ein Krieg aus. Hygris, die Königin jener, und ihre Tochter Jugunda gerathen in die Gefangenschaft der Roxolaner, deren König auf Jugunda unreine Absichten hat. Die Fürstin errettet Corillus, dessen Aussichten bei Jugunda dadurch wachsen. Als es zum Friedensschlusse kommt, wird Corillus als Geisel nach Rom (Wien) geschickt. Um seine Ansprüche auf die Thronfolge in Dacien und zugleich auf die Heirathspläne in Jazygien oder Sarmatien zu vernichten, verbreitet Faroaldus, der bei jenen Vorfällen der Wirklichkeit entsprechend den Oberbefehl über die dacischen Truppen führte, seine Schwiegermutter sei schwanger; zugleich weiß er die Verheirathung des sarmatischen Prinzen mit Jugunda und der Fritigildis (Sophie Charlotte) mit dem Roxolanischen Kronprinzen in die Wege zu leiten, „der viel Tugend an sich hatte und in keinem Dinge seinem Vater nachschlug", also Kronprinz Friedrich seinem Vater, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, auf den Anton Ulrich nichts weniger als gut zu sprechen ist. Mit großem Behagen hat dieser dann die angebliche Schwangerschaft seiner Schwägerin, den Versuch ein falsches Kind unterzuschieben, ausgeführt. Es giebt zu drolligen Scenen, zu unzweideutigen Reden und kräftigen Späßen Veranlassung; man sieht wie weit man in der Zeit auch in Hofkreisen darin ging. Schließlich mißlingt der Plan; das erwartete Kind, das man als das der Königin ausgeben wollte, wird todt zur Welt gebracht.

Corillus wird dann nach Rom geschickt; er nahm den jungen Dorpaneus Anses, der seine Theilnahme erregte, mit sich dorthin. Hier wurden sie von dem Hofmeister des Jünglings, einem Späher des Faroaldus, scharf beobachtet. Letzterer hatte die Absicht, seine Tochter, die Enkelin des Königs, mit Dorpaneus Anses zu verheirathen, um so Corillus von der Erbschaft auszuschließen. Eine Verheirathung dieses mit einer vornehmen Römerin, die dem verhaßten Gegner einflußreiche Beziehungen verschafft haben würde, suchte Faroaldus mit gleichem Eifer zu hintertreiben. Man sagte, die Braut sei Christin, d. h. mit Beziehung auf die geschichtliche Wirklichkeit katholisch. Er gab in seinen Briefen seinem Bruder große Versicherung, seinen altväterlichen Glauben nicht zu verlassen, welches er, wie er bezeichnend hinzufügt, „dazumahlen im Ernst meinete". Für den Plan, den Dorpaneus Anses, der inzwischen von Rom zurückberufen war, mit des Faroaldus Tochter zu vermählen, wurde der König leicht gewonnen; die Folge war, daß man jetzt ihn statt des Corillus, den man seit seiner ausländischen Heirath für einen Landesangehörigen nicht mehr ansah, nach Rom als Geisel sandte. Corillus ward frei und kehrte, um sich sein Anrecht auf die Krone zu wahren, nach Haus zurück. Bemerkenswerth dabei ist, daß er nicht den geringsten Haß gegen den Dorpaneus Anses faßte, den er vielmehr „als einen Sohn liebte". Faroaldus war gerade auf einem Feldzuge abwesend, und so glückte es Corillus um so leichter, wieder in große Gunst bei seinem Bruder zu kommen, so daß dieser seine frühere Bestimmung dahin änderte, daß Dorpaneus Anses erst nach Corillus der Nächste zum Throne verbleiben sollte.

„Hierinnen zeigte sich nun mein Glück hinwieder geneigt, so aber nicht länger daurete als bis die Tirisca alles wieder über einen Hauffen warffe, und ihren Gemahl dahin beredete, daß Dorpaneus Anses nach Dacien kommen und die Heurath mit ihrer Tochter vollenziehen solte. Mein Glück zeigte sich auch hierinnen abermahlen mir sehr geneigt, indeme gantz unvermuthend von dem Dorpaneus Anses die Erklährung einliesse, daß er die Printzeßin nicht verlangete, sondern eine gewisse Römische Dame dermassen liebete, daß er ehe die Ansprache an Dacien, als wie sie verlassen wolte."

Das rief bei dem König eine völlige Sinnesänderung hervor. „Weilen er nun gewohnet war, sich regieren zu lassen, und von sich selbst niemahlen was wichtiges schliessen konte, auch dabey ein Mißtrauen auf alle seine Bedienten anhube zu werffen, deren Einrath er sonderlich sich beflisse, sich niemahlen zu bedienen, so heilsam und gut derselbe auch immer seyn mochte, als kame mir das sehr zu statten, mich bey ihme in gutem Vertrauen zu erhalten, da die Einschläge, die ich ihm gabe, allemahl wohl glückten, und daher die Zuversicht je mehr und mehr fester machte." So kam er zu dem Entschlusse den Bruder zum Mitregenten anzunehmen, was

in Wirklichkeit dem Herzoge Anton Ulrich im Jahre 1685 geschah.

Der Plan fand anfangs viele und heftige Gegner: bei den Nachbaren, nicht nur in Sarmatien, sondern auch in Jazygien, wo Corillus auf dankbare Hülfe gerechnet hatte, sodann aber auch bei den hohen Beamten im eigenen Lande, die sich in ihrer Stellung und ihrem Einflusse bedroht glaubten. Es wird besonders Cenaris genannt, in dem man den Geheimrath Fritz von Heimburg zu erblicken hat. Alle fürchteten, daß sie mit dem Corillus nicht ein so leichtes Spiel haben würden, wie bislang mit seinem schwachen gutmüthigen Bruder. Aber je mehr Hindernisse man dem Könige machte, um so „eifriger war er darauf versteuert“. Er überraschte das Land und gab plötzlich die feierliche Erklärung ab, daß er seinen Bruder zum Mitregenten annähme, eine Erklärung, die im ganzen Lande, das Corillus mit großer Liebe anhing, mit lebhafter Freude begrüßt wurde, bei etlichen Räthen aber Bestürzung hervorrief. Doch wußte Corillus' Hauptgegner, Cenaris, als gewandter Mann sofort umzuschwenken und mit Eifer auf Corillus' Seite sich zu stellen.

„Wann einem das Glück anlachet, finden sich bald Freunde; also ergienge es mir auch, massen es nicht lange darauf anstunde, da ward meine Tochter, die mir noch alleine war übrig geblieben, von dem mächtigen Könige von Thracien, dem Rhescuporis zur Ehe verlanget, welches anscheinende Glück jedennoch nicht länger daurete, als wenig Wochen, da der Tod diesen meinen Eydam hinweg nahme, der, wann er das Leben behalten, mir zur grossen Stütze hätte dienen können“. Es beziehen sich diese Worte auf die Heirath von Anton Ulrichs Tochter Elisabeth Eleonore mit dem Herzoge Johann Georg von Mecklenburg-Schwerin, die zwar schon am 2. Februar 1675 vollzogen aber wenige Monate darauf, am 9. Juli d. J., durch den Tod des Gatten wieder gelöst wurde.

Mit großem Eifer und bestem Erfolge nahm sich nun Corillus der Landesregierung an. Alles ging friedlich und glücklich. Dem Könige gefiel das gar zu wohl, „daß er all die Last dergestalt auf mich legen und hingegen ruhig sein Leben verbringen konte, da seine grösseste Vergnügung darinnen bestunde, dem abergläubischen Götzen-Dienst beyzuwohnen, dem er stets so ergeben gewesen, daß er sich besser zu dem sogenannten Dacinäus als zu einem Könige geschicket hätte.“ Der Herzog bespöttelt hiermit Rudolf Augusts pietistische Neigungen, die in wahrer Herzensfrömmigkeit ihren Grund hatten und zum lebhaften Verkehr mit den leitenden Geistern jener Richtung Spener, Reuß u. A. führten. Der kühle Verstand Anton Ulrichs hat für diese Aeußerungen des deutschen religiösen Volksgemüths äußerst geringes Verständniß.

Auch des Königs Schwiegersohn zeigte sich jetzt der Gesammtregierung, „da es nicht mehr zu ändern stunde“, ganz geneigt. Es rührte daher, „daß ich ihme einen Dienst nach dem andern erwiese und dergestalt, wie man im Sprichwort pflegt zu sagen, glüende Kohlen auff sein Haubt schüttete, daß er, ob gleich nicht im Hertzen, jedennoch äusserlich mir gut seyn und alles billigen muste, was durch meine Fürsorge zum Nutzen des Reichs angeordnet wurde.“

Bedenklich erschien Corillus das Anwachsen der römischen (kaiserlichen) Macht. Er suchte daher im Einverständniß mit der Königin Ereliva von Sarmatien (Herzogin Sophie von Hannover), „deren durchdringender ungemeiner Verstand weiter ginge als alle der andern“, Anschluß an Medien, d. i. Frankreich, ohne Wissen ihres Gemahls, der streng römisch, d. i. kaiserlich gesinnt war. Es wurde ein Bündniß abgeschlossen mit König Pacorus (Ludwig XIV.). Als „naher Verwandter und nunmehriger Freund“ erfuhr auch Faroaldus von diesen Abmachungen. „Weil aber der Fuchs wohl seinen Balg, nicht aber seine Natur ändert“, so verrieth er bald die geschmiedeten Pläne. Der König von Jazygien war darüber sehr erzürnt und äußerte „seiner vernünftigen Gemahlin“ heftigen Unwillen. Jetzt wollte man das Glück in Dacien ganz vernichten, das Bündniß rückgängig machen und die römische Partei zur Herrschaft bringen.

Jene politische Uebereinstimmung Anton Ulrichs mit der geistig so bedeutenden Herzogin Sophie von Hannover ist eine bekannte Thatsache. Aus Liebe für ihre jüngeren Söhne suchte diese die Festsetzung über die Erbfolge in Hannover zu ändern, wobei sie von Anton Ulrich lebhaft unterstützt wurde. Dessen Widerstreben gegen die kaiserliche Partei hatte seinen Hauptgrund in der Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum, die Ernst August durch kaiserliche Gunst zum schweren Aerger Anton Ulrichs erreicht hatte.

Man suchte nun vor Allem die Einigkeit zwischen Corillus und seinem königlichen Bruder zu stören „Da man hunderterley Kleinigkeiten ersonne, die allmählig in des Gestriblindus schwachem Gemüthe ein Mißtrauen musten erwecken. Meines Brudern abergläubische Gottesfurcht, die ich nimmer, ob ich damahls gleich noch ein Heyde (d. i. Protestant) war, billigen kunte, gabe dazu die erste Gelegenheit, und wann ich ihm zuweilen seinen Dicenaus nicht so fürmahlte, wie er sich denselben fürbildete, ärgerte ihn solches dermassen, daß er mich für einen Christen ausscholte, so die grösseste Schmach ist, die man einem in Dacien anthun kan, und warffe mir dabey für, daß ich mich mit einer Christin verheurathet hätte.“

„Weil demnach in des Gestriblindus Gemüth schon der Grund geleget war zu einigem Mißvergnügen, als fiel es meinen Widersachern nicht schwehr, selbiges nach und nach zu vermehren, wie dann dazu nicht wenig halffe, daß ich, dem Volcke einige Veränderung und Belustigung zu machen, die Römischen Spiele einführte, wozu Gestriblindus gantz keine Beliebung truge, diejenigen, so ihn darin fügeten, macheten auch die Unkosten so groß, die darauf giengen, daß Gestriblindus, der ohnedem sehr zur Kargheit geneigt, einen desto grössern Wiederwillen deshalben dazu bekame.“ Es geht dies auf die reiche glänzende Hofhaltung Anton Ulrichs, die zu dem zurückgezogenen Leben und bescheidenen Ansprüchen Rudolf Augusts in schroffem Gegensatz standen.

Hierzu kam, daß des Corillus Gemahlin, wie auch er selbst, seit seiner Ernennung zum Mitregenten sich

des Königlichen Namens bediente; „solches ware dann und wann dem Gestriblindus auch nicht mit, indem dessen verschiedene Kebs-Weiber neidisch darauf waren, daß eine Ausländerin den Nahmen einer Königin solte führen". Auch hierin liegt eine neue und nicht geringe Bosheit Anton Ulrich's gegen seinen Bruder. Mit Kebsweibern hatte dieser niemals zu schaffen gehabt, nur nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich aufs Neue, aber allerdings unebenbürtig verheirathet. Er fühlte sich zu der ehrsamen Bürgerstochter Rosine Elisabeth Mente aus Minden hingezogen. Aber „eine rechte Liebe", hatte er gesagt, „wolle auch eine rechte Hand und solle sie seine rechte Gemahlin seyn". So hatte er sie denn am 7. Juni 1681 in allen Ehren als Gattin heimgeführt. Aber solche schlichte Gesinnung und Moral mochte dem hochfahrenden Sinne des ehrgeizigen Bruders leicht als beschränkt und spießbürgerlich erscheinen. Auch wird, aus diesen Worten zu schließen, die Stellung Anton Ulrich's zu dieser neuen Schwägerin nicht die beste gewesen sein.

Faroaldus spielte abermals den Verräther. Er theilte das von den Daciern und Roxolanern mit den Medern abgeschlossene Bündniß dem Könige von Sarmatien mit, der es nach Rom meldete. Es gelang schließlich den vereinten Bemühungen der verwandten Könige der Jazyger und Sarmatier, auch Gestriblindus auf ihre Seite zu bekommen. Corillus selbst soll einen mit den Römern abgeschlossenen Bündnißvertrag mit vollziehen. Da ihm dies nicht möglich, auf Roxolaner Hülfe aber nicht zu rechnen ist, und die Kriegsvölker, die zumeist von Faroaldus befehligt werden, gegen die Römer nicht kämpfen wollen, so bleibt Corillus schließlich nichts Anderes übrig, als das Feld zu räumen und sein Heil in der Flucht zu suchen.

Es sind die politischen Ereignisse des Jahres 1702, auf die hier angespielt wird. Das mit Frankreich abgeschlossene Bündniß und die wolfenbüttlerseits betriebenen Rüstungen galten Ernst August, dem neuen Kurfürsten von Hannover; er war das Ziel des Angriffs. Man warnte Rudolf August. Dieser aber, schwach wie er war, getraute sich nicht ein entscheidendes Wort mit dem Bruder zu sprechen, da „seine von Hertzen wohlgemeinte brüderliche Erinnerung übel aufgenommen werde". Es kam ein kaiserlicher Befehl, den Bruder von der Theilnahme an der Regierung zu entheben. Im März 1702 rückten die kurbraunschweigischen Truppen in Wolfenbüttel ein. Anton Ulrich ergreift die Flucht; Rudolf August ist genöthigt, mit den Vettern einen Vergleich zu schließen, den später auch Anton Ulrich anerkennen muß [6]).

Die Römer schalteten nun in Dacien ganz nach Gefallen. Faroaldus wurde zum Statthalter ernannt, aber er wurde jetzt, in der festen Hoffnung auf die Nachfolge seiner Gattin im Reiche, so anspruchsvoll und hochfahrend, daß auch Gestriblindus seiner überdrüssig wurde und sich nach seinem Bruder zurücksehnte. „Es begunte sich hierauf mein Glück abereinst zu zeigen". Corillus' Freunde riethen ihm, zurückzukehren. Er that es. „Meinem hierdurch abereinst gezeigten Glücke wolte ich nun noch einmal trauen, verhoffend, ich würde es ja endlich erreichen". Alles ließ sich zum Besten an. Faroaldus wurde sogar die Statthalterschaft gekündigt und zu verstehen gegeben, sich in sein Bastarnerland zurückzuziehen. Aber Corillus fällt bei seinem Bruder eine ungemeine Unruhe und Traurigkeit auf. Der Grund dafür wird ihm klar, als ihm der Geheimschreiber des Königs dessen den Römern ausgestellte Verschreibung mittheilte, durch die er sich eidlich verpflichtet hatte, seinen Bruder niemals an die Regierung kommen zu lassen; diese sollte dem jungen Dorpaneus Anses zufallen. Corillus war über diese Nachricht aufs Aeußerste erschrocken, sogleich erkannte er aber klar die unhaltbaren Verhältnisse, in die das Gelöbniß des Königs Fürstenhaus und Land geführt hatte. Er sah nur einen Ausweg aus dem Wirrsal, nur ein Mittel, dem Lande neue Unruhe zu ersparen: er selbst mußte freiwillig das Feld räumen. Diesen edlen Entschluß faßte er. Vor der Versammlung der Stände erklärte er, mit dem „Dorpaneus Anses wäre eine so gute Wahl getroffen, daß Dacien sich glücklich achten müste, daß die Nachfolge des Reichs auf einen so tugendhafften Fürsten fallen solte: er wäre ermüdet, die Tücke des wankenden Glücks ferners auszustehen, suchte daher die Ruhe, und wolte hiemit auf ewig abgesaget haben alle der Ansprache, die er vor dem auf Dacien gehabt, ehe ihn noch des Gestriblindus Eyd deren beraubet". Auf das Schleunigste entfernte sich Corillus; alle Anwesenden waren so überrascht, daß Niemand ihn aufhielt. Er begab sich mit seiner Gattin nach Rom, wo er das wahre Glück im neuen Glauben fand.

„In währender meiner Einsamkeit hatte Hispulla mir ihren Gottesdienst so angenehm beschrieben, daß ich forthin mich desselben auch zu bedienen ein sehnliches Verlangen truge, das dann wohl eine von den trifftigsten Ursachen gewesen, die mich wieder nach Rom gebracht, da ich dasjenige nun geniessen kan, was ich nimmer in den abergläubischen Dacien erlangen können. So unbeständig mir Lebens-Zeit sich mein Glück gezeiget, so beständig muß es nun wieder seinen Willen seyn, was meinen angenommenen Glauben betrifft, der mir nicht allein gezeiget worden, sondern welchen ich auch nun vollenkommen erreichet habe, und wüste ich nicht, was mir mehr weltliches begegnen solte, so des Glückes Unbestand mir erweisen könte, wann es nicht meiner liebsten Hispulla Absterben wäre, so ich nicht würde zu verschmertzen wissen".

Es beziehen sich diese Worte, mit denen die Geschichte des Corillus zum Abschlusse gebracht wird, auf den Uebertritt des Herzogs zur katholischen Kirche. Der in seinen Lebenshoffnungen so oft getäuschte Fürst, dem das Glück so oft verheißungsvoll gewinkt, dann aber um so grausamer den Rücken gekehrt hatte, findet zuletzt ein festes Glück auf dem Grunde des Glaubens: ein Abschluß der Erzählung, den wir wohl mehr als dichterisch geschickt und wirksam, denn als geschichtlich

6) Auf dieselben Ereignisse spielt eine Rede des Corillus im 4. Theile S. 577 ff. an, wo er auseinandersetzt, daß ein gemeinsames Regiment zweier Brüder nicht gut thue, und die Vorgänge bei seiner Vertreibung u. s. w. erzählt.

wahr bezeichnen dürfen. Denn daß bei diesem Glaubenswechsel des Fürsten vor Allem politische Beweggründe im Spiele waren, dürfte kaum zu bezweifeln sein.

Auffallend und charakteristisch ist die günstige Beurtheilung, die in der Erzählung Dorpanens Anses, den wir als Ferdinand Albrecht II. deuten, erfährt, obwohl er wiederholt dazu benutzt wird, um dem Corillus das Widerspiel zu halten. Der Herzog schien in der That eine große Werthschätzung für den Jüngling zu hegen. Ein freundlicher Ausblick in die Zukunft! Als der Herzog diese Episode verfaßte, da wußte er, daß sein Mannesstamm bald erlöschen werde. Sein Sohn August Wilhelm hatte in dreimaliger Ehe keine Kinder erzielt; Ludwig Rudolf besaß nur drei Töchter, deren Nachkommenschaft dereinst alle Europäischen Throne einnehmen sollte; die jüngste seiner Töchter, Antoinette Amalie, vermählte sich aber gerade um die Zeit der Niederschrift dieses Bandes (October 1712) mit jenem Ferdinand Albrecht, dem demnächst der Braunschweigische Herzogsthron zufallen mußte und auf kurze Zeit im Jahre 1735 in der That zugefallen ist. Mit den besten Wünschen für ihn und seine Gemahlin, die Enkelin des Verfassers, schließt dieser somit versteckt, aber den Eingeweihten doch verständlich, seine eigene Lebens- und Unglücksgeschichte.

Der Apenberg bei Cattenstedt.

Von Ed. Damköhler.

Wenn man auf der von Blankenburg nach Cattenstedt führenden Chaussee südlich des Hirschthores die Höhe erreicht hat, welche der Kreuzberg, im Volksmunde der krizebarch heißt, wo links die Gebäude der früheren, zum Cattenstedter Rittergute gehörenden Ziegelei stehen, die jetzt den von auswärts bezogenen Arbeitern des Gutes als Wohnung dienen, so erblickt man vor sich das stattliche Gebäude des Rittergutes, an welches sich südlich unmittelbar das Dorf anschließt. Die von Stübner in seinen Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg I, S. 28 und 29 ohne genügende Begründung ausgesprochene und bald darauf von Neß in seinem hübschen kleinen Buche „Ueber Benennung und Ursprung aller Oerter des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel“ für damalige Zeit nicht übel begründete Ansicht, daß Cattenstedt von den Chatten gegründet und nach ihnen benannt sei, hat sich bis in die jüngste Zeit erhalten und ist noch durch keine andere ersetzt. So heißt es noch in der zweiten, vollständig umgearbeiteten Auflage von Knoll's und Bode's Handbuch „Das Herzogthum Braunschweig“ 1891, S. 424: „Der Name des Dorfes wird von einem Treffen (!) abgeleitet, welches hier die Catten bestanden haben sollen und dem auch die Gebeine, Waffen, Hufeisen u. s. w. zugeschrieben werden, welche am Brombeerberge und Salpeterkopfe gefunden sind“ mit offenbarer Anlehnung an Stübner a. a. O. S. 387, der zwar nach den Funden am Salpeterkopf vermuthet, daß dort in früherer Zeit ein blutiger Kampf stattgefunden haben müsse, aber kein Wort von den Chatten erwähnt. Von einem Kampfe am Brombeerberge spricht er überhaupt nicht. Aber Leibrock in seiner Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg ꝛc. 1864, II, S. 381 hat ein Treffen der Chatten daraus construirt. Diese Art, Landeskunde zu schreiben, verdient durchaus Mißbilligung und hat leider ganz irrige Vorstellungen im Volke und in der Schule hervorgerufen. Es muß energisch darauf gedrungen werden, daß in Zukunft nicht mehr die alten unhaltbaren Ansichten und Anecdoten verbreitet, sondern die Ergebnisse der neueren, ernsten Forschung mehr berücksichtigt werden.

Etymologischen Zusammenhang zwischen den Namen Cattenstedt und Chatten anzunehmen, verbietet schon der Umstand, daß es durchaus unerwiesen und höchst unwahrscheinlich ist, daß am Nordostrande des Harzes Chatten gewohnt haben. Nach Cäsars Bericht, B. G. VI, 10, waren die Cherusker von den Sueben durch einen Wald von großer Ausdehnung, der Bacenis hieß, getrennt. Nach der Ansicht bedeutender Forscher wie Much und Möller ist der Harz darunter zu verstehen. Nördlich desselben wohnten die Cherusker, südlich die Sueben; im Westen grenzten letztere südlich vom Harz an die Chatten. Cattenstedt ist wahrscheinlich nach seinem Begründer, nach dem Manne, der sich dort zuerst ansiedelte, benannt und sein Name bedeutet Wohnstätte eines Mannes Namens Cato.

Nach dieser etwas abschweifenden Einleitung, die ich mir deshalb erlaubt habe, um die erwähnten irrigen Auffassungen zurückzuweisen, wende ich mich zum eigentlichen Thema.

Oestlich der Chaussee und des Gutes, ehe man das Dorf betritt, erhebt sich, unmittelbar an dasselbe angrenzend, der Apenberg, ein in südöstlicher Richtung verlaufender Höhenzug aus Kalkstein. Erst in jüngster Zeit hat ihn der Besitzer des Gutes, zu welchem der Berg seit der Separation im Jahre 1848 gehört, während er vorher Eigenthum der Dorfgemeinde war, urbar machen lassen, die Bebauungskosten belaufen sich jedoch weit höher als der Ertrag. Außerdem ist seit einigen Jahren ein Kalkofen an dem Berge angelegt, um Kalk zu Dungzwecken zu gewinnen. Noch vor 40 Jahren war der Apenberg mit Gebüsch bewachsen. Auf der Südseite gediehen besonders Wachholderbeerbüsche von großer Ausdehnung;. jedoch in Baumform, wie ich sie noch auf der Nordseite des Vogelherdes gesehen habe, kamen sie nicht vor. Am Fuße, in der Nähe der angrenzenden Gärten, blühten im Frühjahr zahlreiche Adonisröschen und Veilchen. Den steileren Nordabhang bedeckte Gebüsch aller Art: Dornen, Eichen, Buchen, Haseln ꝛc. Der östliche Ausläufer des Apenberges heißt Schulberg. Hier gedieh namentlich Clematis vitalba, von den Cattenstedtern Teufelshaar genannt, und am Rande des Jordan Schlehengebüsch, während noch etwas weiter östlich bis an den vom Jordanthal nach dem Sautrog führenden Fußweg Carduus crispus in Menge und schönen großen Exemplaren wuchs. Jetzt ist von all den Pflanzen kaum noch eine zu finden. Auch von den vielen wilden Kaninchen, die am Apenberge ihre Behausung hatten, ist wohl nichts mehr zu spüren.

Die flachere Fortsetzung des Apenbergs östlich, aber nicht weit von dem erwähnten Fußweg, der nach dem Sautrog führt, die nördliche Höhe des Hasenthales bildend, heißt im Volksmunde hônrô, d. h. Hohenrode. Sollte hier früher eine Siedlung gleiches Namens bestanden haben? Von einer Wüstung an dieser Stelle ist mir nichts bekannt.

Auf der Südseite des Berges, unmittelbar an dessen Fuße, fließt der Jordan, ein Bach, der früher wasserreicher war als jetzt, weil alles Wasser aus dem großen und kleinen Schöt östlich von Hüttenrode, das jetzt zum größten Theile nach Blankenburg geleitet wird, in denselben floß. Auch das Wasser aus dem braunen Sumpfe unterhalb Hüttenrode, welches zunächst in den Sägemühlenteich — die Sägemühle scheint bis um 1810 bestanden zu haben — und aus diesem in den Silberhüttenteich im Wildpark fließt, hat sein natürliches Gefälle nach dem Jordan zu. Auf den von diesem durchflossenen Wiesen im Wildpark, dem sog. Bläßengehege, kann man noch die Dämme von zwei ehemaligen Teichen erkennen, und hier wird die im Güterverzeichnisse des Grafen Sigfrid II. von Blankenburg (1209—1227) erwähnte, auf einer Wiese bei Cattenstedt belegene Mühle gestanden haben. Bevor der Jordan das Dorf erreicht, fließt er durch den zum Gute gehörenden sog. Hofgarten. Das Gut wird nämlich von den Cattenstedtern Edelhof und blos Hof genannt. Während der Bach früher in einem Bogen den Garten durchfloß, hat in neuerer Zeit der Gutsbesitzer Wrede, der Vorgänger des jetzigen Besitzers Hecker, seinen Lauf von dem zum Dorfe gehörenden, sog. Papenborn an gerade legen lassen. Dabei wurde der Rohrteich, den der neue Lauf des Baches hätte durchfließen müssen, beseitigt. Noch vor 40 Jahren, als der Jordan das ganze Jahr hindurch Wasser führte, lebten viele Fische, Schmerlen und Bitterfische, die wegen ihrer röthlichen Flossen Rothfedern genannt wurden, und Krebse darin.

Woher der Bach den Namen Jordan hat, ist unbekannt. Im Volksmunde heißt er schlechtweg de bêk. Es wäre möglich, daß er aus einer uns unbekannten Veranlassung nach dem um 1172 lebenden Dienstmanne der Grafen von Regenstein, Jordan von Blankenburg, benannt ist, ähnlich wie später der Luther- und Calvinusberg südlich des Blankenburger Schlosses nach den Reformatoren benannt sind, ohne daß diese Benennungen je volksthümlich geworden wären. Leibrock führt in seiner Chronik, leider ohne Quellenangabe, den Namen Dotterbach für frühere Zeit an.

Sobald der Jordan das Dorf verlassen hat, fließt er unmittelbar am Fuße des Apenberges hin. Aeltere und neuere Karten geben hier seinen Lauf mehrfach nicht richtig an. Auf der Topographischen Karte des Herzogthums Braunschweig von A. Kolbe (1836) entspringt der Jordan zwischen Thale und Timmenrode und fließt über Cattenstedt nach Blankenburg. Die „Specialkarte vom Herzogthum Braunschweig" von L. Holle (um 1855) verlegt den Apenberg südlich vom Jordan und in unmittelbare Nähe von Timmenrode, verwechselt ihn also mit dem Küsterberge bei Timmenrode. Derselbe Irrthum findet sich auch noch auf der „Schulwandkarte vom Herzogthum Braunschweig" von L. Holle's Nachfolger (nach 1872, da die Eisenbahn von Blankenburg nach Halberstadt verzeichnet ist). Selbst W. Dammann's „Karte von Blankenburg und Umgebung, Blankenburg (Harz)" (1898) giebt die Lage des Apenbergs und damit auch des Jordans nicht ganz richtig an.

Der Rücken des Berges ist nicht sehr breit, aber auf eine längere Strecke tafeleben und wagerecht, dann senkt er sich nach Osten. Hier wurde seit langer Zeit alljährlich am Abend des ersten Ostertages das Osterfeuer abgebrannt, das weithin sichtbar war. Das Holzmaterial dazu sammelten die Knaben des Dorfes meist auf dem Berge selbst. Die Gutsherren haben das nie verboten.

Ueber die Bedeutung des Namens Apenberg habe ich lange Zeit trotz vielem Suchen und Sinnen nichts finden können und verwies deshalb in meiner Probe eines nordostharzischen Idiotikons (Blankenburger Programm 1893) auf den altd. Ortsnamen âbenberc. Jetzt glaube ich etwas Sicheres bieten zu können. In Lyon's Zeitschrift für den deutschen Unterricht 11, 82 bespricht Söhns in dem Artikel „Volksetymologie" auch den Namen Apenteich (am Fuße der Winzenburg unweit Gandersheim) und sagt: „Niemand denkt daran, daß er (der Apenteich!) einfach, wie der Ort (!) Apenrode aus Abbaetiskonrode, aus Abbaetiskonteich entstanden ist. Der Teich gehörte thatsächlich zum Dominium unserer Aebtissinnen". Wo dieses Abbaetiskonrode urkundlich vorkommt, wird leider nicht angegeben.

Auf etymologischem Gebiete wird man im Allgemeinen gut thun, Söhns mit etwas Vorsicht zu folgen [1]), wenn man auch zugeben muß, daß er sich hier nicht auf schlechter Fährte befindet. Aber vorläufig ist seine Erklärung, daß der Name (aber nicht der Teich!) Apenteich aus Abbaetiskonrode entstanden sei, nur eine Vermuthung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnen würde, wenn er angegeben hätte, wo Apenrode = Abbaetiskonrode urkundlich belegt ist. Nun giebt es aber heute einen Ort des Namens Apenrode, wenigstens nach Neumann's Ortsnamenlexicon des Deutschen Reiches, überhaupt nicht; auch eine Wüstung Apenrode im Harzgebiet scheint es nicht zu geben, sonst würde Herr Archivrath Jacobs in Wernigerode, der vorzügliche Kenner des Harzes, nicht versäumt haben, sie bei Besprechung von Abbaetiskonrode anzuführen. Hiernach gewinnt es den Anschein, daß Söhns' Behauptung, aus Abbaetiskonrode sei ein Apenrode geworden, aus der Luft gegriffen ist.

Wie steht es nun mit Abbaetiskonrod? Jacobs, der hierüber in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde III, 503 ff. eingehend handelt, weiß weder bestimmt, wo dieser Ort gelegen hat, noch wie sein Name zu erklären ist. Mit Andern vermuthet er ihn in der Nähe von Gandersheim, im heutigen Wrescherode, was wenig wahrscheinlich ist, und lehnt mit Recht entschieden ab, daß aus Abbaetiskonrod ein Abbenrode hätte werden können. Karl Meyer sieht mit mehr Wahrscheinlichkeit in Abbaetiskonrod das heutige

---

1) Vergl. Sandvoß in Preuß. Jahrb. Bd. 98 (1899) S. 533.

Epschenrode im alten Helmegau und das in einer unechten Urkunde Otto's I. für Pölde vorkommende Abbaterot (Ztsch. des Harzvereins 10, 126).

Nach Jacobs bedeutet der Name novale abbatissarum, d. h. Aebtissinnenrodung; dann müßte Abbaetiskon ein Genetiv Pl. sein, was formell unmöglich ist. Wohl aber findet sich im Altsächsischen (Freckenhorster Heberolle) abdisca, Aebtissin, mit deutscher Endung: Dat. thero abdiscon; demnach ist Abbaetiskon — oder richtiger Abbatiskon, wie es in der Urkunde von 973 heißt, in welcher Otto II. diesen Ort dem Jungfrauenstift zu Gandersheim bestätigt, — ein Genetiv Sing. und der Name bedeutet Aebtissinrode.

Nun lese ich in der Zeitschrift des Harzvereins 33, zweite Hälfte S. 60: „Am Blankenburger Harze kann der schon zu mittelalterlicher Zeit so genannte Han- oder Hanenberg bei Cattenstedt als eine Fundstelle dieses edlen Jagdgeflügels (des Auerhahns) gelten", und in Anm. 4: „Uns liegt aus dem Königl. Staatsarchiv zu Hannover X, 18 in Abschrift ein Lehnbrief der Aebtissin Sophie von Gandersheim vom Jahre 1483 für die Grafen Ulrich und Ulrich von Regenstein vor, worin diese u. A. mit dem Hanberch by Cattenstede beliehen werden".

Welches ist dieser Hanberg bei Cattenstedt?

Zunächst ergiebt sich von selbst, daß der Berg näher bei Cattenstedt als bei den umliegenden Orten Timmenrode, Wienrode, Hüttenrode und Blankenburg gelegen haben muß, sonst könnte nicht „by Cattenstede" gesagt sein. Dann kommen aber der Eschenberg bei Wienrode, die Teufelsmauer, der Vogelherd und der Calvinusberg bei Blankenburg nicht in Betracht, und es bleiben nur der Apenberg, der Brombeerberg, der Lindenberg, von denen Cattenstedt umgeben ist, und der etwas entfernter liegende Ilefeldsberg übrig. Eine Erinnerung an einen Hahnberg hat sich in Cattenstedt nicht erhalten. Unter den Namen der genannten Berge ist der Apenberg der einzige, der einen gewissen Anhalt bietet. Wenn nämlich meine Vermuthung richtig ist, daß der Apenberg der Hanberg und somit ein Lehn der Aebtissin von Gandersheim gewesen ist, so ist es durchaus möglich und wahrscheinlich, daß er der Aebtissinberg, abdiscon-, abadisconberch genannt wurde, woraus sehr wohl im Volksmunde ein Apenberg werden konnte, zumal da in der Cattenstedter Mundart das b lateinischer Worte in p überzugehen pflegt. Daß alte Benennungen oft starke Verkürzungen erfahren, ist bekannt, es seien hier nur Etzkerode aus Eggihardesrot, Iseburg aus Isimiziburg, Ratherode aus Ruotdagerode angeführt.

Einen mathematisch genauen Beweis für die Richtigkeit meiner Etymologie des Namens Apenberg habe ich nicht geliefert und bei dem Mangel jeglicher älterer, urkundlich belegter Formen des Namens nicht liefern können, glaube jedoch sie wohl begründet und wahrscheinlich gemacht zu haben. Sachlich stimmt sie mit der Söhns'schen Erklärung von Apenteich aus Abbaetiskonteich überein, aber letztere kann bei dem Mangel jedweder grammatischen Erklärung für nichts mehr als einen Einfall gelten, der erst durch die hier gelieferte Deutung eine sichere Stütze findet.

Bücherschau.

Linus Irmisch, Wörterbuch der Buchdrucker und Schriftgießer. Etwa siebzehnhundert fachgewerbliche und fachgesellschaftliche Wörter und Redensarten, sprachlich und sachlich kurz erläutert. Braunschweig, George Westermann 1901. 83 S. 8⁰. 1 M.

Die Sammlung der in den verschiedenen Gewerben und Berufen gebräuchlichen technischen Ausdrücke, lange Zeit von den Sprachforschern vernachlässigt, ist in neuerer Zeit vom Prof. Kluge in Freiburg systematisch in Angriff genommen worden. Erst im verflossenen Jahre hat Klenz auf seine Anregung auch die deutsche Druckersprache bearbeitet (Straßburg, Trübner), freilich unter Voranstellung des sprachgeschichtlichen Interesses und als Sprachgelehrter mit der alphabetischen Zusammenstellung aller in älteren typographischen Werken vorkommenden Benennungen und Erklärungen sich begnügend. Irmisch, der selbst ein ausgezeichneter Fachmann ist, bringt dagegen die Erklärung aller alten und neuen im Druckgewerbe vorkommenden technischen Ausdrücke, deren Zahl sich seit Einführung der modernen technischen Erfindungen natürlich außerordentlich vermehrt hat, aus eigener Kenntniß der Sache. Wer also inskünftige hierüber zuverlässige Belehrung sucht, wird gut thun, sich an Irmisch zu halten. Sein Buch ist eine ganz vortreffliche Leistung und wird sich bald, auch ohne besondere Empfehlung, deren sie in der That nicht bedarf, Bahn brechen.

Wilhelm Raabe, Das Horn von Wanza. Eine Erzählung. 2. Auflage. Berlin, Otto Janke 1901. 218 S. 8⁰. 3 M.

Das Erscheinen der neuen Auflage eines Werkes Wilhelm Raabe's ist immer ein erfreuliches Ereigniß, zumal heuer in seinem Jubeljahre. Es zeigt, daß seine Dichtungen immer mehr nicht nur gelobt, sondern auch gelesen und gekauft werden. Zum Lobe des vorliegenden Buches hier mehr zu sagen, thut wohl nicht noth bei den ausführlichen Mittheilungen, die den Lesern dieser Blätter vor Kurzem über W. Raabe und seine Dichtungen von berufener Seite gemacht worden sind. Wir wollen daher an dieser Stelle nur kurz auf jene Erzählung, die zuerst vor 20 Jahren erschien, hinweisen und dem Wunsche Ausdruck geben, daß ihr noch recht viele Neuauflagen anderer Werke recht bald nachfolgen möchten.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1—3. Saftien II, Katechismus und biblische Geschichte auf den höheren Schulen. — 4. W. Kellner, Reform, Vereinigung oder Auflösung der Generalinspections-Prediger-Wittwen-, Waisen- u. Sterbe-Cassen. — 4 u. 5. Zur Reform des Pfründensystems. — 7—9. Die innere Mission auf dem Lande. — 10 u. 11. Teichmann-Remlingen, Vorlage der Kirchenregierung in Bezug auf Reform des Pfründensystems. — 14—16, 18—23, 26, 27, 31. Lohmann, Zur Auswahl, Anordnung und Textkritik der Kirchenlieder. — 17 u. 19, 22 u. 23. Einführung von Kindergottesdiensten. — 21. Wollemann, Wer trägt die Schuld daran? (am Scheitern der Gesangbuchvorlage). — 24. Lohmann, „Nichts Neues unter der Sonne" (Gesangbuchvorlage). — 25. Jahresbericht über d. luth. Gotteskasten im Herzogth. Br. — 28—31. Steyerthal, d. sittl. Erneuerung unseres Volkes u. d. luther. Kirche. — 29. Pastor Karl Saftien †.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 25. August **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Bernhard Abeken †.

Am 1. April ist zu Braunschweig Bernhard Abeken gestorben. Mit ihm ist ein reicher und feingebildeter Geist aus unserer Mitte geschieden, von dem man nur bedauern muß, daß er sich allzuviel in stiller bescheidener Zurückgezogenheit gehalten und nicht öfter noch und nachhaltiger in der Oeffentlichkeit sich wirksam erwiesen hat. Jedoch soll und darf uns das nicht abhalten, hier dessen dankbar zu gedenken, was der Verstorbene uns trotzdem in Wirklichkeit gewesen ist.

Johann Friedrich Bernhard Abeken wurde am 27. März 1826 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Friedr. Wilh. Abeken, dessen Familie aus Osnabrück stammte, ein angesehenes Weingeschäft betrieb. Das Grundstück auf der nördlichen Wilhelmstraße, das jetzt vom electrischen Lichtwerke eingenommen wird, damals aber noch einen schönen großen Garten besaß, war der Tummelplatz des begabten Knaben, der unter der Aufsicht liebevoller Eltern im Kreise mehrerer Geschwister eine glückliche Jugend genoß und sich frei und ungehindert entwickeln konnte. Im Jahre 1835 kam er auf das Gymnasium Martino-Catharineum. Daneben erhielt er seit Sommer 1839 in dem späteren Generalsuperintendenten Wilh. Beste einen trefflichen häuslichen Erzieher, der in geistiger und ethischer Hinsicht einen vorzüglichen Einfluß ausübte. Ein herber Verlust war 1843 der frühe Tod des Vaters, der an der Cholera starb. Doch waren die äußeren Verhältnisse der Familie so günstige, daß des Sohnes Studiengang, Berufswahl und Lebensführung dadurch nicht im Geringsten berührt wurden. Er schloß sich nun um so enger an seine Mutter Mathilde, eine geborene Büschhoff, an, der er bis in ihr hohes Alter hinauf — sie starb am 21. Januar 1891 im 85. Lebensjahre — der treueste und liebevollste Sohn war.

Zu Ostern 1845 bestand Abeken das Abiturientenexamen, und nachdem er dann nach damaligem Brauche ein halbes Jahr das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er im October dess. J. die Universität Heidelberg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber er beschränkte sich von vornherein nicht auf sein eigentliches Brotstudium. Neben den Institutionen bei Deurer hörte er bei Gervinus neueste Geschichte. Ebenso besuchte er das folgende Semester in Bonn außer den Vorlesungen von Perthes und Budde über deutsche und römische Rechtsgeschichte Dahlmanns Collegien über Staatswirthschaft und Finanzen, sowie über scandinavische Geschichte. Das folgende Jahr warf er sich ganz auf die Rechtswissenschaft; er hörte nur bei Böcking im Winter 1846—47 Pandecten und Erbrecht, im Sommer 1847 Criminalrecht. Aber übermäßigen Geschmack muß er an dem einseitigen Fachstudium doch nicht gefunden haben. Denn als er im folgenden Semester die Universität zu Bonn mit der zu Berlin vertauschte, ließ er sich geradezu als Student der philosophischen Facultät eintragen. Er hörte bei Ranke und Ritter. Indessen fehlte es ihm leider bei der Fülle allgemeiner Interessen, die ihn beseelten, doch ebenso wohl an einem festen Mittelpunkte, wie an einem bestimmten Ziele, das er sich hier hätte setzen können. So kam es, daß er schon im folgenden Halbjahre zur Jurisprudenz zurückkehrte, zumal sie ihm für die Zukunft am ehesten freie Zeit für seine Liebhabereien zu versprechen schien. Nachdem er im folgenden Jahre die noch rückständigen juristischen Collegien bei Homeyer, Gneist und Keller gehört hatte, siedelte er im Frühjahre 1849 nochmals für ein Semester nach Bonn über, wo er sich jedoch hauptsächlich mit Privatstudien beschäftigte.

Nicht minder wichtig und für die Zukunft bedeutsam als das eigentliche Studium war aber für Abeken die vielseitige geistige Anregung, die er im Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten auf deutschen Hochschulen empfing. In Bonn hatte er sich der Burschenschaft Alemannia angeschlossen; er trat damit in einen Kreis gleichstrebender und gleichgestimmter Genossen, die von denselben Jugendidealen der Freundschaft und Freiheit erfüllt waren, wie er selbst. Oft hat er später mit wehmüthiger Sehnsucht jener glücklichen Zeit des fröhlichen Strebens und schönen Hoffens gedacht. Mitten in seine Studienzeit fiel das Jahr 1848. Es führte ihn mit Männern wie Karl Schurz, Kinkel und Voswinkel zusammen, die in jener bewegten Zeit eine Rolle spielten. Doch bewahrte ihn sein maßvoller Sinn vor allen Ausschreitungen. Fühlte er auch lebhaft die trostlose politische Lage der Zeit so steckte in ihm doch nichts weniger als eine Agitatorennatur; nicht frei von einem pessimistischen Zuge war es vielmehr seine Art, resignirt

hinzunehmen, was er nicht ändern konnte. In Berlin lernte Abeken 1848 auch Paul Heyse kennen, mit dem er bald in nähere Beziehung trat; mit ihm, Voswinkel und Dr Goldschmidt machte er im folgenden Jahre eine Rheinreise; mit Heyse ist er bis zu seinem Tode in beständigem Briefwechsel geblieben.

Im Herbst 1849 kehrte Abeken nach Braunschweig zurück. Im April des folgenden Jahres bestand er in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung. Dann erledigte er in Braunschweig als Auditor den vorgeschriebenen Vorbereitungscursus bei verschiedenen Behörden, sowie bei dem Notar William Huch, mit dem ihn von da ab eine innige lebenslange Freundschaft verband. Verlängert wurde diese Zeit noch durch einen größeren Urlaub zu einer Reise nach Italien (1852), das er bis Neapel durchstreifte. Auch machte er kürzere Reisen u. A. nach Berlin (1854), wo er namentlich mit Dr Mor. Lazarus freundschaftlich verkehrte, Heyse wiedersah und Otto Roquette kennen lernte, und nach Helgoland (1855). Daneben beschäftigte er sich auch mit litterarischen Arbeiten und begann insbesondere schon 1854 den Roman Greifensee. Die zweite juristische Prüfung wurde durch dieses Alles etwas hinausgeschoben, er hat sie erst im December 1855 vollendet.

Gleich darauf ließ sich Abeken in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und trat damit in eine Stellung ein, die er zwar etliche Jahrzehnte inne hatte — er ließ seinen Namen erst in hohem Alter (c. 1894) in der Anwaltliste streichen —, in der er sich aber von Anfang an herzlich wenig bethätigt hat. Er selbst hat dem launigen, aber bezeichnenden Ausdruck in einer Strophe gegeben, mit der er 1881 ein Tafellied zum 50. Geburtstage Wilh. Raabe's im „Kleiderseller"-Kreise beschloß:

> Von wem ist dieses Lied gemacht
> Und in so schöne Reim' gebracht?
> Von einem Advokaten,
> Den man nicht im Gerichte sieht —
> D'ran könnt ihr ihn errathen.

Hätte sich Abeken mit voller Kraft seinem Berufe gewidmet, so hätte er gewiß Tüchtiges in ihm geleistet. Er besaß ein umfassendes Wissen, einen scharfen Verstand, eine große Liebenswürdigkeit und wußte auf das Anregendste und Unterhaltendste mit Geist und Humor zu sprechen. Aber seine ästhetisch gestimmte Natur stießen mancherlei Widerwärtigkeiten, vor Allem der öde Schematismus ab, der mit der advokatorischen Thätigkeit nun einmal verknüpft ist. Er wählte trotzdem diesen Beruf — ganz abgesehen von den schlechten Aussichten, die sich ihm im Staatsdienste damals boten —, weil er so am meisten sein eigener Herr bleiben und seinen Lieblingsneigungen am freiesten nachgehen konnte. Zudem war er in der glücklichen Lage, daß er Rücksichten auf Gelderwerb nicht zu nehmen brauchte.

Volle Befriedigung fand er nur in der Beschäftigung mit der schönen Litteratur, in philosophischen und ästhetischen Studien. Auch hier war er mehr geistig genießend als schöpferisch thätig, um so mehr, da ihm jeder äußere Anlaß, der ihn zu Letzterem hätte antreiben können, vollständig fehlte. Das ist gewiß sehr zu bedauern. Denn das Wenige, was er veröffentlichte, zeigt deutlich die ungewöhnlichen Anlagen, die er zum Schriftsteller, insbesondere zum Novellisten besaß. Es gilt dies besonders von der Erzählung „Eine Nacht", der einzigen Novelle, die er veröffentlicht hat. Er hatte sie aus Anlaß eines Preisausschreibens verfaßt und zuerst unter dem Pseudonym Ernst Andolt in Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften [1]) erscheinen lassen. Später hat sie Paul Heyse in den 22. Band seines deutschen Novellenschatzes aufgenommen und hier mit folgenden Worten eingeleitet: „Die Novelle ist ungekrönt geblieben, vielleicht gerade wegen der Vorzüge, die sie uns der Aufnahme in den Novellenschatz würdig erscheinen ließen: jener feinen Schlichtheit des Tons, der fast an eine frühere Epoche, an die Stilfarbe Rumohrs und Geistesverwandter erinnert. Hierzu kommt der überaus glücklich durchgeführte Humor, der schon aus der Fassung der Aufgabe hervortritt. Eine Reihe bedeutsamer Abenteuer aus kriegerisch bewegter Zeit werden von einem Manne des Friedens erzählt, der seine eigene Aengstlichkeit, seinen Mangel an physischem Muth treuherzig eingesteht und dennoch unseren Antheil zu gewinnen weiß, da er in den entscheidenden Augenblicken das Herz immer auf dem rechten Flecke hat."

In dem Charakter des Helden wollen vertraute Freunde manche Eigenschaften des Verfassers wieder erkennen: die sichere Beherrschung der Leidenschaften, die stets überwiegende Vernunft, eine gewisse Scheu vor den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens, daneben aber den festen moralischen Muth, der, wo es darauf ankommt, ohne Rücksicht auf das eigene Wohl das allgemeine Beste zu fördern trachtet.

„Eine Nacht" hat auch die Uebersetzung ins Englische erfahren. Unter dem Titel: An eventful night and what come of it ist die Novelle von der Society for promoting christian knowledge in Buchform herausgegeben. In Deutschland erschien neuerdings von ihr eine besondere billige Ausgabe, die Heinr. Stegmann mit einer Einleitung versah, in dem Verlage von Otto Hendel in Halle.

Nicht auf gleiche Höhe mit diesem Werke können wir den Roman Greifensee stellen, der 1862 in zwei Bänden mit einer Widmung an seinen Freund Aronheim bei Rümpler in Hannover herauskam. Abeken hatte mit großem Fleiße eine längere Reihe von Jahren daran gearbeitet, aber ebendarum fehlt es dem Ganzen an innerer Einheit; Geist und Ton der einzelnen Abschnitte sind auffallend ungleich. Als er das Werk begann, waren in ihm noch die studentischen Jugendideale frisch lebendig. In Folge dessen sind die ersten Kapitel, welche die Eindrücke und Abenteuer des Helden während seiner Fuchssemester wiedergeben, zwar ganz ergötzlich zu lesen, aber ohne tiefere Bedeutung. Später hebt sich das geistige Niveau: wesentliche Gegensätze in Staat, Kirche und Gesellschaft werden gestreift und wenn auch einseitig, doch scharf beleuchtet: neben dem etwas farblosen Helden treten nun charakteristische Gestalten hervor — nament-

1) B. III (Braunschweig 1858) S. 376—387. 467 bis 482.

lich der pensionirte Philologe, den die fixe Idee beherrscht, er sei einer der Zehntausend Xenophon's und als Gefangener der Barbaren in Baktra internirt, ist glücklich, freilich in Anlehnung an den Schulmeister Agesel im „Münchhausen", erfunden und vortrefflich durchgeführt — einzelne Züge und Scenen erfreuen durch Feinheit der Zeichnung und guten Humor; aber das Ganze konnte um so weniger Anklang finden, als es nach Composition und Ausführung schon in seiner Entstehungszeit antiquirt war: nirgends merkt man, daß hier ein Zeitgenosse Gutzkow's, Freytag's und Spielhagen's zu uns spricht, vielmehr fühlen wir uns überall an die Lebensanschauung und Technik der dreißiger Jahre, etwa an Immermann's „Epigonen" erinnert. So ist denn der Roman schon damals ziemlich unbeachtet am Publikum und an der Kritik vorübergegangen und heute ganz vergessen.

Weit umfassender als die dichterische Thätigkeit Abeken's war die politisch-journalistische. Schon bei Begründung des Braunschweiger Tageblatts im Jahre 1865 verpflichtete er sich dessen Herausgeber Friedr. Wagner gegenüber zu regelmäßiger Mitarbeit. Wie weit diese gegangen, läßt sich jetzt natürlich nicht mehr feststellen. Doch wird sie nicht gering gewesen sein. Denn als Anfang August 1870 der als Dichter bekannte Ernst Scherenberg nach einem Zwiste mit Wagner die Redaction des Blattes plötzlich niederlegte, trat Abeken an seine Stelle, anfangs mehr aus Gefälligkeit, um dem Eigenthümer des Blattes aus einer peinlichen Verlegenheit zu helfen, und wohl schwerlich in dem Glauben, daß er die Arbeit Jahre lang fortführen werde. Sie geschah auch nicht öffentlich; Abeken's Name blieb ungenannt; „für die Redaction verantwortlich" zeichnete seit dem 6. August 1870 der Herausgeber. Dies Verhältniß währte so ziemlich bis zu der Zeit, wo Dr Eugen Sierke die Leitung der Zeitung übernahm (1. September 1874).

In diesem selben Jahre 1874 wurde Abeken von dem zweiten Braunschweigischen Wahlkreise (Wolfenbüttel-Helmstedt), den bis dahin Aug. Heinr. v. Rochau († 15. October 1873) vertreten hatte, in den Deutschen Reichstag gewählt, wo er sich der nationalliberalen Fraction anschloß. Doch gehörte er von vornherein zu deren linkem Flügel, wie er denn später auch die Secession mitmachte und der deutsch-freisinnigen Partei beitrat, wenngleich seine politischen Ansichten mit der Zeit immer mildere wurden. Er bekleidete das Mandat übrigens nur für eine Wahlperiode; 1877 wurde es Finanzrath Kuntzen übertragen.

Im Jahre 1882 wurde Abeken von der Stadt Braunschweig zum Mitgliede der Landesversammlung gewählt, der er bis 1892 angehörte. Schon weit früher (1866—67) hatte er hier die Stelle eines Substituten des Landsyndicus versehen. Im Landtage trat er besonders für ideale Aufgaben und Forderungen ein, für Hebung des Unterrichts, Verbesserung der Lehrerstellen u. s. w. Die Anlage einer Drahtseilbahn auf den Burgberg bei Harzburg zu hindern stellte er 1889 an die Regierung eine Interpellation, die damals den gewünschten Erfolg hatte, aber leider derartige unglückliche Gedanken nicht für alle Zeit aus der Welt schaffen konnte.

Aber seine Hauptbefriedigung fand Abeken nicht in diesen äußeren Dingen. Er war im Grunde ohne positive Schaffenslust, eine anspruchslose stille Gelehrtennatur, die den liebsten Aufenthalt im behaglichen Studirzimmer fand. Hier versenkte er sich als ein humanistischgebildeter Denker mit Vorliebe in die alten Schriftsteller und Philosophen, in die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts, die ihn besonders ansprach, und in die großen englischen Dichter. Gern las er auch gute französische Romane und Memoiren. Von neueren deutschen Dichtern gefielen ihm noch besonders Börne und Heine, während die modernste Litteratur sein feines ästhetisches Empfinden, das sich von dem Schönheitsideale als höchstem Gesetze nicht losmachen konnte, durch ihren rohen, oft cynischen Naturalimus geradezu abstieß. Eine reiche und schöne Büchersammlung, die er hinterließ, ist von seiner Erbin der Stadtbibliothek zu Braunschweig überwiesen worden. Er war eine innerliche betrachtende Natur, der als die höchsten Güter Schmerzlosigkeit und Seelenfrieden galten. Wirkliche Noth und Sorge des Lebens hat ihn niemals getroffen. Er blieb unverheirathet und lebte mit seiner Mutter in glücklichster Häuslichkeit. Gegen Andere war er tolerant und menschenfreundlich, vor Allem gegen seine Freunde treu und hülfsbereit. Ein herzlicher persönlicher und brieflicher Verkehr mit alten und jungen, nahen und fernen Freunden brachte ihm stets willkommene Abwechselung und neue Anregung. Er war im Kreise seiner Bekannten ein äußerst heiterer Gesellschafter, der insbesondere als humorvoller Tischredner Hervorragendes leistete. So steht er vor Allem den Mitgliedern der zwanglosen Vereinigung der „Kleiderseller" für immer in lieber Erinnerung. Mit der Reidemeister'schen, Huch'schen und Aronheim'schen Familie unterhielt er seit alter Zeit enge Beziehungen. Freundschaftliche und verwandtschaftliche Bande verknüpften ihn mit dem Rittmeyer'schen Hause, vorzüglich mit seiner Nichte Elisabeth Rittmeyer, mit der ihn geistige Interessen und herzliche Zuneigung verbanden. Wohl mehr litterarische und künstlerische Neigungen führten ihn in Verkehr mit den Dichtern Robert Griepenkerl und Hans Herrig, den Hofschauspieler Jaffé u. A. Von fernen Freunden und Bekannten, mit denen er über litterarische und philosophische Fragen correspondirte, sind außer Paul Heyse, der sich in seinen späteren Briefen gern seinen „Aeltesten und Getreuesten" nannte, noch Schindler und Eggers in Berlin und Berthold Auerbach anzuführen. Auch mit der Schriftstellerin Auguste von der Decken (Pseudonym: A. von der Elbe) stand er über ihre Werke im Briefwechsel. Ueberall, wo er aus dem Schatze seiner Kenntnisse und Erfahrungen mittheilen konnte, war er mit Freuden dazu bereit.

So ist das Leben Abeken's, das äußerlich so still und ruhig verlief, innerlich doch ein reiches und gesegnetes gewesen. Wie sein Leben, so war auch sein Sterben. Mutter Natur, die ihn mit körperlichen Leiden zeitlebens verschont hatte, half ihm, dem friedlichen Erdenpilger, auch zu einem friedlichen Ende. Nach kurzer

Krankheit ist er am Morgen des 1. April 1901 sanft entschlafen. Eine einfache Sandsteinplatte bedeckt sein Grab mit der Inschrift, die ihm seine Nichte in dankbarer Liebe und Verehrung gewidmet hat:

Edler selbstloser Mann, der, ein Weiser, gelebt und gestorben,
Führe auch ferner im Geist Deine Getreuen zum Licht.

Vom Improvisator Wilhelm Herrmann.

Von Eugen Isolani.

In №. 13 dieser Blätter hat Oswald Berkhan dem am 26. August vorigen Jahres verstorbenen Improvisator Herrmann eine eingehende Würdigung gewidmet. Sei es mir gestattet, dieselbe in einigen Zügen zu ergänzen.

Stand ich auch dem verstorbenen Künstler nicht als Freund nahe, so bin ich ihm doch einige Male persönlich begegnet, und schriftlich hat er sich mir gegenüber einmal auch über seine Kunst geäußert.

Er legte in diesem Schreiben darauf Werth, die Kunst der Improvisation nicht Stegreif-Dichtkunst, nicht Augenblicks-Dichtkunst, sondern „Sprech-Dichtkunst“ genannt zu wissen; denn viele Dichter können wohl, so meinte er, im Moment, ohne Vorbereitung, ein Gedicht niederschreiben, aber nicht ein solches künstlerisch vollendet vortragen, sprechend schaffen.

In dieser Begabung war er entschieden der Improvisatrice Karoline Pierson, die einst schon von Friedrich Rückert gefeiert wurde, und die ich auch noch persönlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, überlegen. War freilich Karoline Pierson, als ich Proben ihrer Kunst vernahm, schon eine siebzigjährige Greisin, so hat diese „Corinna Deutschlands“ — so nannte sie Rückert — doch, wie sie mir selbst gestand, auf die Sprechkunst bei ihren Productionen niemals besonderen Werth gelegt, wie sie überhaupt ihre Productionen sogar oftmals niederschrieb und dann erst vorlas. Freilich trugen diese immerhin als Schnelldichtungen zu bezeichnenden Schöpfungen den Stempel der Vollendung.

Sie erzählte mir aber, daß sie sich in ihrer Kunst auch von Stimmungen abhängig gefühlt habe, was bei Herrmann, wie er mir sagte, nicht der Fall war. Er war stets seiner Begabung Meister; sie versagte ihm nie und nirgends; sie war ihm eigen, wie die Gabe des Sprechens selbst.

Deutschland ist an und für sich kein besonders günstiger Boden für die Improvisation; der blaue Himmel Italiens scheint die Phantasie der italienischen Bevölkerung ganz besonders zu beleben, denn nirgendswo anders ward und wird die Kunst dichterischer Improvisation, die Kunst, ohne Vorbereitung sich in poetischer Form äußern zu können, so gepflegt, wie auf der italienischen Halbinsel. Schon Cicero erwähnt daselbst den Improvisator Archias, und zahllos ist die Reihe namhafter Dichter und Dichterinnen Italiens, denen seitdem die Gabe der Improvisation verliehen war. Die Eckensteher, Angehörige der niedrigsten Klassen, sind unter diesem südlichen Himmelsstrich nicht selten der improvisatorischen Kunst fähig, und mir wurde von verschiedenen Deutschen, die in ihrer Heimath kaum im Stande sind, schnell einige Verse niederzuschreiben, in glaubwürdiger Weise versichert, daß es ihnen unter dem südlichen Himmelsstrich Italiens wohl möglich gewesen war, sich schnell und ohne Vorbereitung in Versen zu äußern.

Aber auch in Deutschland ist die Kunst der Improvisation älter und verbreiteter, als im Allgemeinen angenommen zu werden pflegt. Schon die Minnesänger und Meistersänger waren in der Kunst der Improvisation geübt, und auch in neuerer Zeit ist die Reihe dichterischer Improvisatoren nicht gering. Im vorigen Jahrhundert waren die Dichter Burmann, Daniel Schubart, der „Gefangene vom Hohen-Asperg“, Louise Karschin, wie in neuester Zeit von bekannteren Dichtern Hoffmann von Fallersleben mit dem Talent der Schnell-Dichtungsgabe ausgezeichnet.

Von denjenigen Dichtern, die öffentlich ihre Kunst als Improvisatoren producirten, war nach O. L. B. Wolff und Karoline Pierson Herrmann der letzte bekanntere und bedeutendere Künstler, und er drückte mir gegenüber schriftlich einmal sein Bedauern aus, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, seine Kunst auf einen Schüler zu vererben. Seine Bemühungen, einen talentvollen Jünger zu finden, seien erfolglos gewesen.

Herrmann hat oftmals vor begabten Dichtern seine Kunst zeigen dürfen und deren Beifall errungen. Von Joseph Victor Scheffel's Freundschaft und Verehrung für Herrmann berichtete bereits Oswald Berkhan in seinen Mittheilungen. Hier sei es noch gestattet, ein paar bisher ungedruckte Verse des Dichters an Herrmann wiederzugeben. Als dieser Scheffel mittheilte, daß er einen Orden erhalten, antwortete Scheffel:

„Seinem Freund, dem Improvisator W. Herrmann in Berlin.

Dichtkunst erquickt — doch weiß sie schwer zu plagen
Und früh ergraut im Lorbeergrün das Haupt:
Ich hab ihr Kreuz wohl zwanzig Jahr getragen,
Bis mir der Staat zu tragen es erlaubt.

Karlsruhe, Januar 1874. Scheffel“.

Auch Friedrich Hofmann gehörte zu den Freunden und Verehrern Herrmann's. Sein Büchlein „Koburga Quackbrummla“ (Hildburghausen 1857), in deren Einleitung sich der Dichter übrigens in sehr geistreicher und eingehender Weise über die Schnelldichtung der Schnadahüpfeln ergeht, sandte er an Herrmann mit der Widmung:

„Die Varschle für Dich.
O wie spaßert dös mich!
Du machst ja die Varsch
Zehnmal fixer wie ich.“

Oftmals hat Herrmann durch seine Improvisationsabende die Hörer so begeistert, daß sie ihm poetische Widmungen sandten. So geschah dies zum Beispiel in Dresden, wo ihm eine begabte Dichterin nach einem Vortragsabend die nachfolgende Huldigung sandte:

„Der Liederkranz, den Du gewunden
In hochpoetisch, reicher Blüthenpracht —
Fast räthselhaft im Fluge ausgedacht;
Er hat in Geist und Herz den Weg gefunden
Vom ersten Wort bis zu dem letzten „gute Nacht“.
Denn Alle, die entzückt Dir lauschten,
Sie waren einig Deines Lobes voll
Wovon beredt die Lippe überquoll —
Und ob die Stunden schnell verrauschten
Erinnerung bleibt Dein sich'rer Dankeszoll!
Dresden, am Abend des 16. Januar 1875.
Aus vollem Herzen in freudig dankbarer Verehrung von
Emmeline, verw. Pabst.“

Eine ganze Fluth von Wettgesängen rief ein Vortragsabend hervor, den Herrmann in Breslau im „Schlesischen Dichterkränzchen“ im Jahre 1864 hielt. Von den zahlreichen Breslauer Poeten, die ihm damals Gedichte widmeten, seien hier nur die drei folgenden kurzen Strophen mitgetheilt:

„Der Du zum Augenblicke sprichst, verweile,
Denn Du genügst zum herrlichsten Gedicht;
Hat Deine Phantasie auch noch so große Eile,
Vergiß die hier verlebten Stunden nicht.
Dr R. Finkenstein.“

„Was nicht Wahrheit dichtet und denkt,
Trägt in sich den Keim, daß es zeitig sterbe,
Nur was in's Herz der Mitwelt gesenkt,
Kommt auf die Nachwelt als sicheres Erbe.“
A. Lomnitz.“

„Es ist ein schönes Gut, der Reichthum an Gedanken,
Dem sich die Form in reiner Schöne paart;
Dir, Reimes-Ritter sonder Furcht und Wanken,
Sei lange noch das Eigenthum bewahrt.
Max Levy.“

So hat Wilhelm Herrmann selbst diejenigen begeistert und entzückt, die selbst dichterisch schaffend seinem Können die beste Würdigung angedeihen lassen konnten. Es gehört zum öffentlichen Auftreten an sich für einen Improvisator ein hoher Grad geistiger Kraft und Unerschrockenheit, eine reiche lebendige Phantasie, gutes Gedächtniß und umfassendes Wissen, kurz eine Elasticität des Geistes, wie sie nur wenige Menschen besitzen. Daher sind Improvisatoren selbst unter den Dichtern selten, denen sonst die vollständige Beherrschung des poetischen Rüstzengs eigen ist.

Alle jene Eigenschaften aber, dazu noch Wohlklang und Modulationsfähigkeit der Sprache und vollständiges Beherrschen des Rhythmus und Reimes besaß Herrmann in hervorragender Weise, eine blitzschnelle Auffassungsgabe und Ideenverbindung, einen Scharfblick im Auffinden passender Pointen &c. &c.

Wie vielseitig das war, was die Zuhörer von Herrmann verlangten, mögen die folgenden Themata beweisen, die Herrmann in einer Dresdener Soirée behandelte, der ich beiwohnte: ein ernstes Gedicht über Eifersucht, fünf Strophen, jede zu sechs Zeilen, mit Bezeichnung der Anfangs- und Endbuchstaben jeder Zeile; „Márius auf den Trümmern von Karthago“, ein Stoff, den er sofort in Form einer Ballade verwendete; „Columbus“ in dramatischer Form zu Gehör gebracht; „Klage einer alten Tanzgeige über ihren verfehlten Beruf“, „ein Backfisch zum ersten Male im Theater“ und „die Eule im ‚Freischütz‘ erzählt den Thieren von Richard Wagner's Brochure über Vivisection“. Die drei letzten Stücke wurden natürlich humoristisch behandelt. Man sieht, wie heterogen die Aufgaben waren, welche dem Künstler gestellt wurden.

Zum Schluß behandelte er dann gewöhnlich in knapper heiterer Form die ganzen Vorkommnisse des Abends, wobei er oft witzige Einfälle, wie sie der Augenblick herrief, gern anbrachte. Bei jenem Auftreten in Dresden erhob sich während dieses Schlußgedichts ein Zuhörer, um an die Garderobe zu eilen. Knarrend ging er durch den Saal, aber noch bevor er die Thür erreicht hatte, mußte er unter dem schallenden Gelächter der Zuhörer die Worte Herrmann's vernehmen:

„Das Heit're folgt dem ernsten Wort —
Manchmal geht Einer knarrend fort.“

Treffend hat Gotthilf Weisstein in der Berliner „National-Zeitung“ Herrmann's künstlerische Persönlichkeit in einem Nekrologe geschildert. Wir wollen aus dessen Charakteristik die folgenden Zeilen hier wiedergeben:

„Herrmann beherrschte den Ernst der Poesie ebenso souverän, wie er auch in der feinsten humoristischen Stimmung seine Gedanken in prachtvollen Versen ausströmen ließ. Herrmann begann seinen Vortragsabend gewöhnlich damit, daß er sich über den ästhetischen Werth der Improvisationskunst in geistreicher Weise aussprach, wobei er sehr fein den Unterschied zwischen der Kunst des schreibenden Dichters und der des sprechenden Dichters aufzeigte. In dieser Sprech-Dichtkunst, die er als ein besonderes Genre angesehen wissen wollte, in der der Dichtende, wie die alten Rhapsoden, im Sprechen künstlerisch schafft, gleichsam an dem Klang des eigenen Wortes sich zur dichterischen Begeisterung berauschend, war Herrmann vollendeter Meister. Man machte sich oft den Scherz, ein Gedicht, das er vortrug, genau zu stenographiren — wenn man dann nach dem Vortragsabend in fröhlicher Geselligkeit beisammen war und ihm das gegebene Thema wiederholte, das er einige Stunden vorher in entzückender Weise poetisch wiedergegeben hatte, wenn man ihm selbst die Anfänge seiner Strophen anschlug, er war fast niemals im Stande, seinen früheren Text genau wiederzugeben — so waren seine Gedichte wirkliche Augenblickseingebungen. Auch behauptete er, daß, wenn er die Feder in der Hand habe, sein dichterisches Talent wie gelähmt sei und daß er nur freirecitirend schaffen könne. Es war ganz erstaunlich, wie er an einem Abend in den verschiedensten Arten der Dichtkunst seine Kunst erwies. Ob man von ihm auf den zum Aufschreiben der Themata vertheilten Zetteln ein lyrisches Gedicht verlangte, oder eine romantische Ballade, eine heitere Erzählung in Versen, ja selbst einen Einacter — er zauderte und stockte keinen Augenblick. Wenn die Zettel mit den gegebenen Aufgaben wieder in seine Hand zurückgekehrt waren, las er sie einzeln vor, ordnete sie nach gewissen Principien, und man sah gewissermaßen schon in dem Leuchten seiner Augen, an den belebter werdenden Gesichtszügen, wie

ihn im Nu dies oder jenes Thema sympathisch berührte, wie er sich bereits die Sache zurecht legte. Dann, mit ein wenig nach hinten gebogenem Kopfe, die Augen weit geöffnet, den Blick halb nach oben gerichtet, begann er erst tastend und langsam, um dann nach Verlauf von einigen Minuten in rascher Folge Vers auf Vers, Strophe auf Strophe folgen zu lassen, vor keiner kunstvollen und schwierigen Reimverschlingung zurückschreckend, eine weit ausblickende Gedankenreihe eröffnend und mit sicherer Gewalt über die Sprache und einem nie versagenden Gedächtniß sie zu schönem poetischen Abschluß bringend. Sein bedeutender, ausdrucksvoller Kopf mit den reichen, röthlich-blonden Haaren, seine frische Gesichtsfarbe und sein volles, in allen Registern gleichmäßig und wohlklingend ausgeglichenes Organ und der begeisterte Vortrag seiner Verse — es war ein mächtiger, tief bewegender Eindruck, den er in solchen Augenblicken auf die athemlos zuhörende Zuschauermenge machte."

Ja, so war Wilhelm Herrmann, ein „Gymnastiker des Geistes", wie Moritz Lilie ihn nannte, aber ein Gymnastiker, dem niemals die Kraft zu versagen schien. In den etwa 8000 Soiréen, die er abhielt, war es nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß er eine Aufgabe nicht lösen konnte. Man bedenke, daß diese Vortrags-Abende mindestens 100 000 Gedichte umfassen, wohl, wenn sie gedruckt vor uns lägen, 200 Bände, ein geistiges Schaffen, wie es kaum ein schreibender Poet aufzuweisen hat. Und niemals, das versicherte mir Herrmann wiederholt, hat er jemals bei einem seiner Vortragsabende das empfunden, was man beim Bühnenkünstler „Lampenfieber" nennt. Er war stets bereit, was man von ihm verlangte, in Versen ausströmen zu lassen, ohne Zagen und Zaudern.

Es ist oftmals bedauert worden, daß von allen den Schöpfungen seiner Muse nichts zu Papier gebracht wurde. Herrmann that sehr wohl daran, nichts von seinen im Augenblick entstandenen und für die augenblickliche Wirkung berechneten Poesien nachschreiben zu lassen. Darin unterschied sich eben seine Kunst von derjenigen anderer Improvisatoren, die, wie zum Beispiel Karoline Pierson ihm an Schnelligkeit der Hervorbringung nachstand, wohl aber oftmals Gedichte hervorbrachte, die tadelloser in der Form waren. Wo die Form bei Wilhelm Herrmann nicht den Stempel der Vollendung trug, ersetzte sein meisterhafter Vortrag den Mangel, so daß die Wirkung auf den Hörer eine glänzende war. Damit soll nicht gesagt sein, daß Wilhelm Herrmann nicht Poesien hervorbrachte, die das kritische Urtheil auch in Bezug auf die Form aushalten konnten. Aber Vortrag und Gedicht ergänzten sich bei ihm, und Beides war zunächst auf die Wirkung des Hörers berechnet, die eine vollständig andere ist, als diejenige des Lesers.

Alles in Allem war Wilhelm Herrmann der eigenartige Vertreter einer eigenartigen Kunst, die, für Deutschland wenigstens, mit seinem Dahinscheiden verklungen zu sein scheint.

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

In den Nr. 4—6 dieses Jahrganges sind Mittheilungen über die Erlebnisse der Dörfer Ahlum und Wendessen während des siebenjährigen Krieges gemacht worden, die einen klaren und unmittelbaren Einblick in die Zeitverhältnisse gestatten. Wir möchten heute den Lesern dieser Blätter ein Gegenstück dazu bieten, zeitgenössische Nachrichten aus einem anderen Orte des Kriegsschauplatzes, die ein noch viel bunteres und abwechselungsreicheres Bild geben, als uns dort geboten wurde. Sie rühren aus der alten Stadt Gandersheim her, die damals längere Zeit recht im Mittelpunkte des Kriegsgetümmels lag und über das die Heerschaaren der verschiedenen Mächte hin und herwogten. Was die dortige Gegend hat leiden und leisten müssen, erkennen wir deutlich aus den Aufzeichnungen, die der damalige Fürstliche Abteihofcantor und Polizeiinspector Joh. Phil. Fischer im Protocollbuche der Steinweger Nachbarschaft, deren Schriftführer er war, gemacht hat. Wir lassen sie hier im Wortlaute unverändert und ohne Zusätze folgen. In ihrer schlichten Natürlichkeit sprechen sie am besten für sich selbst und geben ein untrügliches und unverfälschtes Zeugniß jener Zeit, die sie uns lebendig vor Augen stellen. Daß manche entferntere Ereignisse, wie die Tage der Schlachten bei Hastenbeck und Roßbach, nicht ganz richtig angegeben sind, ist für uns hier ohne Bedeutung; der Lebenswahrheit der aus unmittelbarer Nähe berichteten Ereignisse thut das nicht den geringsten Eintrag. Auch die Erzählungen einiger anderer Vorfälle, die mit dem Kriege an sich nichts zu thun haben, sind an ihrer Stelle belassen worden. Vervollständigen sie doch das Gesammtbild, wie z. B. das furchtbare Unwetter am 27. Mai 1761, das die durch den Krieg verursachte Noth natürlich noch wesentlich vermehrte.

Th. Reiche.

Den siebenjährigen Krieg betreffend, was in selbiger Zeit der Stadt Gandersheim wiederfahren.

In Anno 1756 erhub sich zwischen der Krone Engelands und Francreich ein Streit um einige Landstriche in America. Als nun Engeland in jenen Ländern große Eroberungen machte, suchte Francreich sich in Teutschland und besonders an den Chur-Braunschweigischen Ländern zu erholen und solche wegzunehmen. Da nun auch der damahls lebende Herzog Carl von Braunschweig-Lüneburg nebst Hessen-Cassel und andern mehr mit Chur-Braunschweigischen Völkern veralliirte, welche Alliirte Armee der Durchlauchtige Herzog Ferdinand hernach commandirte, zog sich endlich die französische Invasion, weilen die Alliirte Armee Anfangs zu schwach, bis in hiesige Gegenden, worvon hiesige Stadt Gandersheim vieles Ungemach aushalten müssen, wie in Folgendem unsern Nachkommen zur Nachricht beschrieben werden soll.

Den 17. Juni 1757 kam die französische Armee zum ersten bey Lichtringen und Holzminden über die

Weser und den 24. Juli [1]) war die erste Battaille bei Hastenbeck ohnweit Hameln, am 19. August nahmen die Frantzosen Braunschweig mit Accord ein, am 4. September mußte unsere Stadt zum ersten 30 ℘ an Brandschatz erlegen. Den 7. September kamen zum allerersten von dem Fischerischen Frey-Corps, so grün mundirt, hier durch und wurden mit 100 ℘ nebst Bier, Wurst und Brodt abgekauft, welches sie vor dem Hagen Thor auf dem Bleiche Blaz verzehreten und so weiter auf Lamspring giengen.

Den 23. September kamen 2 Regimenter Franzosen, so jedes 2 Battl. stark und von Prinz Condé und Vobecourt commandiret wurden, lagen 2 Nachte vor dem Meyerhofe und giengen alsdenn wieder zum Hagen Thor hinaus. Sodenn wurde auch von den Franzosen ein Heu-, Stroh- und Holzmagazin auf der Rathswiese vor dem Meyerhofe errichtet, worzu die Gandersheimer sämtlich contribiren und arbeiten mußten und kriegten zum Theil noch Stöße darzu.

Am 28. September kamen wieder 2 Comp. Reconvalescirte vom Regiment Auvergne, weis mit violet dublirt, auf eine Nacht und giengen auch auf Lamspring zu.

Den 8. Oktober 1757 kam die große Baggage von der französischen Armee hieher, 5000 M. stark, die Infanterie in die Stadt und Cavallerie Commandos in die Amtsdörfer, führten sich einigermaßen noch ziemlich gut auf. Die ganze Stadt war voller Wagen und alle Löcher voller Menschen und Pferde, blieben liegen bis 15. November, da jeder zu seinem Regimente in die Winterquartiere gieng.

Den 6. November [2]) e. a. war die Glorieuse Bataille bey Roßbach, all wo Friedrich M. der Preußen König die Franzosen und Reichs-Armee totaliter geschlagen, daß auch nicht eine Corporalschaft ganz blieben.

Den 17. November kamen 2 französche Cavallerie Regimenter auf der Flucht hierdurch, Condé und Bourbon genand, auf 1 Nacht Quartier, Condé 260 und Bourbon 280 Mann stark. Es mußte Quartier geschafft werden.

Den 20. November kam das Regiment Infanterie Mailly 3000 Mann stark ebenfalls flüchtig daher, und lagen hier 2 Tage.

Den 23. November kamen vom Regiment Navarra 1 Battaillon à 1000 stark auf 1 Nachtquartier hier zu liegen.

Den 13. December kam ein Regiment Cavallerie hier 1 Nacht zu liegen mit Nahmen Noaille ging auf Lamspring.

Den 14. December kam wieder der Stab von Percheni Hußaren 1 Nacht hier zu liegen, die Gemeinen aber auf die Amtsdörfer.

1758.

Den 2. Januar kam 1 Battaillon vom Regiment Navarre 1000 Mann stark alhier in die Winterquartiere, 2 Bataill. davon nach Einbeck, 1 Batt. nach Alefeld zu liegen und blieben liegen bis den Sontag Oculi in der Fasten, als wir das Evangelium hatten: „Jesus trieb einen Teufel aus“, da verließen die Franzosen alle Winterquartiere und wolten im Amt Lutter am Barenberge ein Lager beziehen, worzu auch schon alle Veranstaltung zum Verschanzen gemacht waren, um vielleichte Sr. Durchl. den Herzog Ferdinand von Braunschweig daselbsten zu erwarten, welcher nunmehro Generalissimus bey der Alliirten Armée war. Als aber Prinz Heinrich von Preußen mit 5000 Mann über Halberstadt im Anmarsch war, flohen sie wie die Vögel, so verscheuchtert sind, über die Weser und so weiter. Alsdenn kriegte der Herzog Ferdinand bey Zelle Luft und wir nach geräde etwas Ruhe wieder. Indessen aber wir die Winterquartiere hatten, marschireten noch etliche Französische Regimenter durch. Als nun die Franzosen geflohen waren, kamen darauf den Sontag Pallmarum ganz ohnvermuthet des Morgens, als die Kirche aus war, 3 Compagnien Preußen vom Regiment Anhalt vom Prinz-Heinrich'schen Corps auf eine Nacht hier zu liegen, welche von jedermann freudig aufgenommen und gut bewirthet wurden, sie waren auch sehr höflich und führeten sich mit Ruhm zu schreiben recht honett und stille auf. Nun hatten wir hier wieder einige Zeit Stille und Ruhe.

1759.

Den 27. Febr. kam wieder das Hannöverische Cavallerie Regiment von Hammerstein hierdurch von Hildesheim nach Cassel und blieben davon 3 Compagnien 1 Nacht hier in der Stadt liegen.

d. 11. April wurden 3 französische Fahnen hier durchgebracht, welche der Braunschweigische Erbprinz Carl Wilh. Ferdinand in Meinungen erobert, und

d. 13. April am stillen Freytag war die Bataille bey Bergen ohnweit Franckfurt a. Main.

1760.

Den 26. Febr. kam ein Commando alliirter Lucknerischer Hussaren 16 Mann mit 100 Remonte Pferden auf ein Nachtquartier hier durch.

d. 27. Febr. kamen 2 Commandos von Veltheim und Hammersteinischen Cavallerie Regimentern hierdurch in das Stift Hildesheim in die Winterquartiere.

d. 7. Merz wurde vor die Hessen im Hildesheimischen und Eichsfelde starke Recrutenausnahme vorgenommen, weil sie sich in ihrem Lande nicht recrutiren konten. Ohne der Bürger besondern Schaden hatte jetzo der Stadt Gandersheim der französische Krieg schon gekostet 1044 ℘ 16 gg, so aus publicen Cassen genommen.

d. 13. Mai kamen hier durch das 2. Battaillon von Zastrow 5 Compagnien stark, 3 Comp. Jäger zu Fuß, das Curassier Regiment von Braunschweig, wie auch das Hannoverische von Veltheimische Cavallerie Regiment und giengen auf Einbeck und Nordheim zur alliirten Armée.

d. 24. Juni kam ein Detachement Preußischer Jäger 34 Mann stark giengen nach Hildesheim.

1) richtiger: den 26. Juli.
2) Richtiger: 5. November.

d. 4. Septb. kam ein Detachement Braunschweigischer Hussaren hier durch von 60 Mann, gehen nach Holzminden.

d. 5. Septb. kamen zum ersten die sogenandten Speck Jägers[3]) zum Vorschein.

1761.

Den 29. u. 30. Januar kamen hier 140 Mehlwagens durch, wovon die Pferde 2 Nächte in der Stadt einquartiret wurden, giengen zur Alliirten Armée.

Den 1. 5. 8. 10. u. 15. sind 480 Mehlwagen von Braunschweig aus hier durch gangen und sind allemahl einquartiret worden.

d. 9 kam ein Detaschement Hannoverischer Cavallerie vom Heisischen Regiment mit Baggage hier durch.

Vom 1. Merz an sind täglich Freund und feindliche Batrouillen hier kommen, als

d. 3. Merz ein Commando Hannoverscher Landmiliz 24 Mann, kamen von Alfeld und giengen den andern Tag wieder nach Einbeck.

d. 5. Merz sind 2 Franzosen zum Osterbruch gewesen und hat ihnen der damahlige Wirth H. Heinrich Bremer geben müssen 6 ₰ und 2 neue Hemden, von da nach Nimmerode kommen und H. Justizrath Granzin das beste Pferd aus dem Stall genommen und wieder nach Sebexen gangen, wo ihr Commando gestanden.

d. 6. Merz Morgens kamen einige Alliirten Hussaren und Jägers, machten viel Lerm und jagten wieder ab auf Seesen. Desselben Abend aber kamen von Seesen wieder ein Commando Bauren Jägers (Sc. Speck Jägers) von 60 Mann und 30 Hussaren und Jägers zu Pferde wurden einquartiret.

(Fortsetzung folgt.)

3) Vermuthlich Spottname wie „Museköppe“ und „Snapphähne“.

Bücherschau.

Dieudonné Thiebault, Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. Erste deutsche Bearbeitung von Heinrich Conrad. B. I u. II. Stuttgart, Robert Lutz 1901. 343 u. 368 S. 8⁰. 9 M.

Der Verfasser kam 1765 auf Empfehlung d'Alembert's als Lehrer der neugestifteten Academie militaire und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin. Friedrich der Große fand Gefallen an dem jungen Franzosen, den er oft in seine Nähe zog und mit besonderen Aufträgen betraute. Auch zu der Umgebung des Königs, den höheren Gesellschaftskreisen Berlins u. s. w. gewann Th. bald vielseitige Beziehungen. Da er Augen und Ohren offen hatte, so konnte er Vieles beobachten, selbst oder von Anderen hören, was den König, seine Ideen und Ansichten, sein Thun und Treiben, seine Lebensgewohnheiten u. s. w. betraf und uns sonst nicht eben überliefert ist. Er hat dies Alles ohne Tendenz und Nebenzwecke, in offener Neigung, aber nicht blinder Parteilichkeit für seinen Helden aufgezeichnet, nicht in der Absicht, damit eine biographische Arbeit zu liefern, sondern nur um sich und Andern seine Erinnerungen festzuhalten. So erklären sich manche Ungenauigkeiten im Einzelnen, die bei ihm unterlaufen, aber leicht zu berichtigen sind, und für die der Reiz der Unmittelbarkeit seiner Mittheilungen reichlich entschädigt. Er weiß unter Einflechtung zahlloser Anecdoten frisch und gewandt zu erzählen und die Personen, von denen er berichtet, vor Allem den großen König, uns anschaulich vor die Augen zu stellen. Das Buch erschien zuerst im Jahre 1804 in Paris unter dem Titel: „Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin ou Frédéric le Grand, sa Famille, sa Cour, son Gouvernement, son Académie, ses Écoles et ses Amis litterateurs et philosophes“. Die deutsche Uebersetzung, die uns hier zum ersten Male geboten wird, liest sich äußerst fließend und angenehm. Der Originaltext ist hier etwas gekürzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen; für Beides werden wir dem Bearbeiter nur dankbar sein können.

Auch für unsere heimische Geschichte bietet das Werk eine nicht zu verachtende Ausbeute. Es enthält zahlreiche Züge zu der Charakteristik einer Reihe von Mitgliedern unseres Fürstenhauses, insbesondere der Prinzen Wilhelm Adolf und August Friedrich, denen ein besonderer Abschnitt gewidmet ist (B. I S. 268—92). Der König sah sie stets gerne; sie gehörten zu seinen gewöhnlichen Tischgenossen, die außer ihnen noch Männer der Litteratur, einige Hofleute und Generale umfaßte (I, 124 u. 140). Es ist des Prinzen Wilhelm Adolf und seiner Stellung zu dem Könige in diesen Blättern schon öfter[1]) gedacht worden. Da ist es wohl von Interesse, die Worte hier zu wiederholen, die Friedrich nach dem Tode des Prinzen zu dessen Bruder gesprochen. Thiebault schreibt B. I S. 283:

„Sobald die Nachricht von dem Tod des Prinzen eintraf, ließ der König dessen Bruder Friedrich August nach Potsdam rufen und sagte ihm die denkwürdigen Worte: Wir haben, mein lieber Neffe, einen herben Verlust erlitten. Aber nur wir, die wir den Todten überleben, sind zu beklagen. Glaube mir, er selbst braucht nicht bedauert zu werden. Er hat nichts verloren, er hat im Gegentheil Alles gewonnen. Er hatte zu viel Geist und war ein zu edles Gemüth, um nicht in diesem Lande, in dem er vom Schicksal zu leben bestimmt war, unglücklich zu sein“.

Gut sind die Scherze, die Th. von dem witzigen Friedrich August zu berichten weiß, und vielsagend das kurze Lob, das er der Herzogin Philippine Charlotte spendet (I, S. 292):

„Ueber die Mutter der Prinzen, die Herzogin von Braunschweig, habe ich nichts zu berichten. Sie war die verkörperte Güte, Vernunft und Tugend, und über solche Damen giebt es natürlich keine pikanten Anekdoten zu erzählen“.

Die Ausstattung des Buches, das sechs Bilder des Königs aus verschiedenen Lebensaltern zieren, verdient nur Lob.

1) Br. Mag. 1899 S. 33ff; 1900 S. 159f.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 8. September **1901.**

Wilhelm Raabe

zum 8. September 1901.

Ein Priester, der dem Höchsten zugewandt
fernab vom Schwarm andächtelnder Gesichter,
um Gunst und Ehre unbesorgt, in schlichter
einsamer Andacht schauend, schaffend stand —

so bist Du endlich, der Du warst, erkannt:
sie preisen Dich den deutschesten der Dichter,
sie bringen Deinem Altar ihre Lichter,
und, wie Du sprichst, geht Amen! durch das Land.

Uns aber, da zum Fest wir uns bereiten,
uns schlägt das Herz, daß wir gewürdigt waren,
den Lebensweg zu gehen Dir zu Seiten,

und, wie mit Dir wir Leid und Lust erfahren,
den eignen Sinn zu weihen und zu weiten
im Aufblick zu dem Guten, Schönen, Wahren!

Weghaus, den 7. September.

Die Rittergutsbesitzer des Herzogthums Braunschweig in den Jahren 1501—1900.

Ist die nachstehende Uebersicht auch das Ergebniß mannigfacher Arbeit, so kann sie doch keineswegs den Anspruch erheben, ganz vollständig und zuverlässig zu sein. Dazu ist das Material, das hier benutzt werden konnte, ein zu zerstreutes und lückenhaftes. Aber es muß, um weiter zu kommen, bei derartigen Fragen einmal dreist der Versuch einer Darstellung gemacht werden, damit eine Grundlage gewonnen wird, auf der weiter gebaut werden kann. In diesem Sinne bitte ich die hier gebotenen Tafeln aufnehmen zu wollen. Die Urkunden und Akten, die hier Berichtigungen und Ergänzungen bringen können, befinden sich in den verschiedensten Händen. Daher richte ich zugleich an alle diejenigen, die solches Material besitzen oder nachweisen können, die Bitte um freundliche Unterstützung. Es wird sich dann später hoffentlich ein berichtigtes Verzeichniß der Rittergutsbesitzer aufstellen lassen.

Im Uebrigen erklären sich die Tafeln wohl von selbst. Sie sind so angelegt, daß sie in den letzten vier Jahrhunderten für jedes Jahr die Zahl der bestehenden Rittergüter und die Familien, die sie besitzen, erkennen lassen. Vor jenen Zeitraum noch zurück zu gehen, erschien nicht zweckmäßig, da man hier in verhältnißmäßig nur wenigen Fällen vor der Hand zu einem sicheren Ergebniß gelangen kann. Die Zeit, für welche das eine oder andere der hier aufgeführten Güter als Rittergut nicht angesehen werden kann, weil es noch nicht oder nicht mehr bestand oder sich nicht in Privatbesitz befand, ist durch ein paar wagerechte Striche angedeutet worden.

Die Bedeutung, die eine solche Uebersicht außer für die Orts- und Familiengeschichte auch für die Geschichte der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse besitzt, wird ihre Veröffentlichung hoffentlich hinreichend rechtfertigen. Es lassen sich daraus mancherlei Schlüsse ziehen. So erkennt man aus ihr z. B. deutlich die Vertheilung der Güter in adeligem und in bürgerlichem Besitze, das allmähliche Anwachsen des Letzteren, die Abneigung des Patriciats, Grundbesitz zu erwerben u. a. m. Wir können hier derartige Fragen nur kurz andeuten, es würde viel zu weit führen, näher darauf einzugehen. P. Z.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
1.	**Achim.**		v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg. 1750 Fürstliches Amt.	
2.	**Allrode.**		v. Wrampe.	1615. v. Coburg. 1647. Winkler. 1672. Kleine. 1676. v. Henning.	1716. v. Steinberg. (1717 an Retzel † 1737, dann an Schmidt wiederkäuflich verkauft.) 1749. Schmidt. 1756. Namme. 1776. Diederichs.	1802. Schönewald. c. 1810. v. Trotha. 1820. Iken. 1822 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
3.	**Altena.**	v Bodendieck.	v. Bülow.	1629. v. Spiegel. / v. Bülow. 1697. v. Spiegel.	v. Spiegel.	v. Spiegel. 1892. v. Davier.
4.	**Alvesse.**					1892. Brendecke.
5.	**Ampleben.**	v. Ampleben. v. Ütze.	im Besitze der Stadt Braunschweig.	1671 von Stadtcommission eingezogen.	1714. Bötticher.	1836. Wahnschaffe. 1870. Vollmann. 1874. Dettmar. 1892. Cramer v. Clausbruch.
6.	**Astfeld.**			1663. de Rolly.	1710. v. Schack. 1737. Cleve.	1842. Mackensen. (v. Astfeld.)
7.	**Barum.**		v. Schwicheldt.	1677. Henkenroth.	Henkenroth.	c. 1804. v. Brabeck. 1821. Graf v. Stolberg. 1843. Wilkens.
8.	**Benzingerode.** (Oberhof.)		v. Kißleben.	v. Kißleben.	1708. v. Cramm. 1712. v. Steinberg. 1725. Graf Rantzau. 1731. v. Schubärt. 1763. Schmidt. 1781. v. Culemann.	1801. Graf v. Lüttichau. 1804. v. Scheither. 1804. Barnaart. 1816. v. Wylich. 1820. van Semmern. 1855. Löbbecke. 1864. Graf v. Stolberg-Wernigerode. 1867 zerstückelt.

9.	**Benzingerode.** (Unterhof.)		v. Schierstedt.	v. Schierstedt.	1764. v. Heimburg. 1787. v. Culemann.	1801. Graf v. Lüttichau. 1804. v. Scheither. 1804. Barnaart. 1816. v. Wylich. 1820. van Semmern. 1855. Löbbecke. 1864. Graf v. Stolberg-Wernigerode. 1867 zerstückelt.
10.	**Bevern.**		v. Bevern. 1588. v. Münchhausen.	1643 vom Herzog August gekauft.		
11.	**Bisperode.**		v. dem Werder.	1614. v. Wustrow. 1620. v. dem Werder. 1665. Wolff-Metternich zur Gracht.	Wolff-Metternich zur Gracht.	Wolff-Metternich zur Gracht. 1875. Buresch. 1879. Mummy.
12.	**Bodenburg.**		v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.
13.	**Bornum** (bei Königslutter.)		v. Wendessen.	v. Wendessen.	1706. v. Weferling. 1764. v. Westphalen. 1779 von Herzog Karl gekauft. 1780 an Kloster Amelunxborn ausgetauscht.	
14.	**Bornumhausen.**	Gandersheimer Lehen. v. Wildenstein. v. Gowische.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	1701 als Tafelgut der Aebtissin von Gandersheim eingezogen.	
15.	**Braunschweig.** (Erbküchenhof.)	v. Campe. v. Hondelage.	v. Hondelage. 1514. v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.
16.	**Brunkensen.**	Homburgisches Lehen.	v. Wrisberg.	v. Wrisberg.	v. Wrisberg. 1764. v. Görtz-Wrisberg.	v. Görtz-Wrisberg. 1893 in der Matrikel gestrichen.
17.	**Brunsrode.**	v. Brunsrode. im Herzoglichen Besitze.	im Herzogl. Besitze. 1525. v. Adrum. 1582. Cappaun v. Zwickau.	1634. v. Bülow.	v. Bülow.	v. Bülow.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
18.	**Buchhagen.**	Rittersitz seit 1791, schon vorher Jahrhunderte im Besitze der v. Hake.	—	—	1791. v. Hake.	v. Hake.
19.	**Büstedt.**		v. Bülow.	1629. v. Bülow. / v. Spiegel. 1697. v. Spiegel.	1705. Osterloh. 1739. v. Berghauer. 1767. v. Bibow. 1781. v. Plessen.	1852. Nolte. 1864 fehlt in der Matrikel.
20.	**Burgdorf.**		v. Assel. 1596. v. Kniestedt.		v. Kniestedt.	v. Kniestedt. 1834 von H. Cammer verpachtet. 1845. v. Cramm.
21.	**Cattenstedt.**		—	1630. v. Kropf.	v Kropf.	v. Kropf. 1865. Wrede. 1874. Hecker.
22.	**Deensen.**	zur Herrschaft Homburg gehörig.	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe.
23.	**Groß Denkte.**		—	—	—	1842. v. Hoyer. 1850. Lutterodt. 1853. v. Pawel. 1862. Löbbecke.
24.	**Klein Denkte.**	1720 in die Rittermatrikel aufgenommen.	—	—	1720. v. Bötticher.	v. Bötticher.
25.	**Destedt** (Oberburg).		v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.
26.	**Destedt** (Unterburg).		v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.

27.	**Dettum.**	1718 in Rittermatrikel aufgenommen.	1542. Völker.		1718. v. Völker. 1785. Mund. (v. Dettum.)	1806. Franz.	1842 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
28.	**Düsterthal.**		v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	v. Steinberg.	
29.	**Duttenstedt.**		v. Oberg.	v. Oberg.	v. Oberg.	v. Oberg. 1835. v. Veltheim.	1846 an Hannoversche Regierung verkauft.
30.	**Engerode.**		v. Bortfeld.	c. 1650. v. Bortfeld. v. d. Bussche.	1756. v. d. Bussche. v. Brabeck.	1821. Graf Stolberg.	1841 von der Gemeinde gekauft und zerstückelt.
31.	**Esbeck.**		v. Hoym.	v. Hoym.	v. Hoym.	1840. Prötzel.	
32.	**Fürstenau** (Haselau).				c. 1700. Rapp. 1716 der Herzogin Elisabeth Sophie Marie verkauft.		
33.	**Gittelde.**		v. Gittelde.	c. 1660. v. Gittelde. v. Diepenbrock.	1750. Herzog.	1803 v. Billerbeck.	1822 von der Gemeinde gekauft und zerstückelt.
34.	**Glentorf.**		v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	v. Veltheim.	
35.	**Hachenhausen.**						1896. Wittekop.

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

Den 7. Merz des Morgens kamen von Hildesheim her 80 Mann Hannöverische Landmiliz von Scheuters und Kielmanseck'schen Regiment, welchen noch 30 Mann des Abends von Alefeld folgeten, wie auch ein Detachement Hannöverischer und Hessischer Reuters, wurden einquartiret. Die Bauren oder Landjägers aber giengen wieder auf Seesen. In der Nacht darauf sind die Franzosen in Seesen aufgesprengt und haben viel Husaren und Jägers zu Pferde und zu Fuß überfallen und zu Gefangenen gemacht und haben sich damahl die Speckjägers ganz verlaufen, ihre grünen Röcke ausgezogen, verstecket und in Baurenkitteln ohne Mützen davon gelauffen (sie hatten Grenadier-Mützen, grüne Röcke mit gelben Aufschlägen und keine Unterkleider, stat deren sie in Baurenkitteln giengen, waren lauter alte Bauren und Knechte, so sich vorlängst loß gekauft hatten).

Den 8. Merz kamen 120 Mann Hannoverischer Infanterie hier anmarschiret.

Den 9. Merz kamen noch 40 Braunschw. Hussaren nebst 250 Mann Infanterie.

D. 10. Merz wieder 40 Hussaren.

D. 11. Merz ebenermaßen 40 Hussaren von Braunschweig hier an, blieben alle liegen.

D. 14. Merz kam noch darzu der Preußische Partey Gänger Oberste Collignon mit seinem Frey Corps und 2 Cannonen an marschiret; solches bestand aus 400 Mann Preußen, so lauter zusammen gerafftes Gesindel war, so die Leute pressirten nebst 200 Speck Jägers. 80 Mann Hannöverischer Infanterie, 20 preußischer Hussaren und 20 Braunschw. reitender Jägers [kamen] ein marschiret, wurden einquartiret und blieben alle liegen.

D. 18. Merz früh 1/28 Uhr marschirten sie allesamt nach Nordheim, nachdem die Franzosen alda aus marschiret.

D. 26. Merz aber sind die Franzosen wieder kommen und hat Collignon eine schwere Battaille (Sc. nach Maaße seines Corps) bei Höckeln ausstehen müssen, weilen die Franzosen 4000 stark ankommen, seine 2 Cannonen verloren, viel Leute in die Leine gejagt und versoffen, auch noch viele gefangen und getödtet.

Den 28. Merz kamen die zersprengten von Collignon hier wieder an und giengen

D. 30. Merz nach Clausthal.

Dieses Frey Corps hat den Leuten vielen Spectacul gemacht und Kosten verursachet. Auch hat jetzo eine Kanne Bier 14 ₰ gekostet.

D. 4. Aprill kam 1 Bataillon Braunschweiger unter Commando des Hl. Major von Zweydorff mit 2 Canonen hierdurch und giengen nach dem Harze.

D. 5. Aprill kam der preußische Obriste Collignon vom Harze wieder mit etwas Verstärkung zurück und gieng den 6ten Aprill über Lamspring ab, die Braunschweiger dabey seyende, detaschirte aber auf Braunschweig zu.

D. 10. Aprill ist ein Commando Hannöverischer Cavallerie und Infanterie Jägers von 50 Mann mit Baggage Wagens hier durch gangen.

D. 14. Aprill kam das ganze Braunschwg. Jäger Corps, so 200 Mann Cavallerie und 300 Mann Infanterie, von Cassel hier her zu liegen, um sich zu Recrutiren und Moundiren und blieben liegen bis den 15. May, es blieben aber dennoch einige Kranken zurück.

Den 27. May 1761 war Mitwoch Abends am St. Ludolphus Tage gegen 8 Uhr kam ein sehr starkes Gewitter über den Kühler vom Mittage einher, mit Blitzen und Donnern immer in eines ohne Abzug fort, mit einem äußerst starken Regen Guß, so einem Wolkenbruch zu vergleichen, bis früh morgens um 1 Uhr continuirlich einher gestürtzt, daß das Waßer 3 elle hoch vor dem Hagen Thor über den Wall um 1/29 Uhr schon kommen, hat die ganze Stadt überschwemmet und unter Wasser gesetzet, hat die Stadtmaure an 3 Orten umgeworfen, als vor dem Hagen von Brünings Scheure bis hinunter ans Thor, zweitens in der Pferdetrenke hinter Amtsvoigt Bornemans Haußе bey der Amts Scheure und 3tens bey dem Steinweger Hirtenhauße bis an den Zwinger, wobey einige Häußer ganz unten ausgeflossen. Das alte Beginen Hauß zum heiligen Geist hinten ganz weg, daß ein neues gebauet werden muste, auch viele Stallung und Schweinekovens ganz weg. Das Waßer hat an manchen Orten 4 Ellen hoch und drüber gestanden, in der Pferdetrenke in einigen Häußern noch 1/2 Elle im zweyten Geschoß. Die Mobilien und was die Leute unten in den Häußern gehabt alles fort und lag vor dem St Jürgen Thor auf der Wiese hinunter bis nach Orxhausen alles unter einander durch und war zum Theil verdorben. Auch viel Leute hatten kein Brodt behalten und waren noch über dieses alles in der Hagener Nachbarschaft 44 Stück und Steinweger Nachbarschaft 12 Stück Hornvieh, überall 77 Stück Schweine inclusive auf Fürstl. Abtey Oeconomie Meyerey ein ganzer Stall voll, 3 Pferde und 12 Ziegen versoffen, zum grösten Glück aber ist kein Mensch dabey ums Leben kommen, aber doch etliche in der äußersten Gefahr gewesen.

Am 29. May kam schon wieder ein Commando Jägers 100 Mann stark Braunschweiger und Hannoveraner musten auf die Morizstraße einquartiret werden. In diesem Monath ist die Kanne Bier auf 2 Mgl. gestiegen.

Den 30ten Juli kam General von Freytag mit dem gantzen Braunschweigischen und Hannoverschen Jäger Corps Infanterie u. Cavallerie 1800 Mann stark auf 1 Nachtquartier hier zu liegen, kamen von Osterode und gingen nach Dassel, 400 Husaren aber kamen nach Orxhausen und Creinsen.

Den 1. August kamen noch 20 Jägers zu Fuß nach, blieben 1 Nacht hier und folgeten den andern nach.

Nunmehro gieng des Krieges Noth erst recht an.

Den 13. August hat Stadt und Amt auf 10000 complette Rationes den Anfang machen müssen, an die

französischen Truppen nach Einbeck zu liefern 54 ℔ Heu auf 3 Rationes, so jeder Bürger und Brauer vors erste geben müßen.

Den 14. August kam ein Commando französischer Cavallerie als 14 Hussaren von Turpin und 6 Reuters von Greene herüber, giengen nach der Winzenburg und brachten den Rittmeister Engel von den Braunschweigischen Jägern als Gefangen mit zurück.

Den 21. August kam General von Luckner von den Aliirten mit seinem ganzen Corps hieher, nahm das Generalquartier in der Stadt, die Cavallerie aber campirte auf dem Galgenberg vorne über dem Diebesstiege, die Infanterie aber lagerte sich vor dem Neudorfer Thor auf dem Möhlenstiege und bestand dieses Corps aus 2 Regimenter Cavallerie von Veltheim und von Jungermann, 2 Regimenter Hussaren von Braunschweig und von Luckner, 3 Bataillon Grenadier und 2 Corps Jägers, als von Freytag und von Stockhausen, blieben 2 Nächte liegen und giengen am 23. August Morgens um 3 Uhr nach Osterode. Und stehet jetzt die große Franzosen Armée um Einbeck.

Den 26. August kam General Luckner wieder bey Lamspring an, stelte ein starkes Piquet vorne auf dem Hagenberg und patroullirten bis Greene und Salzderhelden.

Den 29. August gieng ein Commando Lucknerischer Hussaren von 36 Mann hier durch nach Greene und ruinirten die Brücke über die Leine und sodann wieder zurück nach Lamspring.

Den 30. August brachten die Lucknerischen Hussaren einige französche Hussaren und Infanteristen hier durch.

Am 2. Sept. stand noch ein Piquet Lucknerscher Hussaren auf dem Hagenberg von 30 Mann, welchen die Bürgers musten zu eßen und trinken auf den Berg bringen. Um 3 Uhr aber Nachmittages kam der Prinz Xavier von Seesen herüber mit 24 000 Mann Sachsen und Franzosen, nahm das Hauptquartier in der Stadt im Granzinischen Hauße, blieben 1 Nacht hier, lagerten sich bey den 3 Linden und vor dem Meyerhofe auf den Wiesen und gingen wieder nach Einbeck, fouragirten stark und forderten von der Stadt 100 000 ₰ an Golde oder 160 000 ₰ Münze Brandschaz und nahmen Geißeln mit, als

1) H. Amtmann Kubel.
2) „ Bürgemeister Schrader.
3) „ Deputirten Brandes.
4) „ Kaufmann und Senator Meyers ältesten Sohn.

Den 4ten waren schon wieder Lucknerische Patrouillen hier, ruinirten aber die Brücke zu Greene und schwärmten überall herum.

Den 6ten kam eine französche Hussaren Patrouille.

Den 7ten kam wieder eine Lucknerische Patrouille und noch des Morgens um 9 Uhr kam der General Chabol mit 5000 Franzosen und Sachsen Infanterie und Cavallerie, lagerten sich auf dem Galgenberge und giengen den 8ten wieder nach Einbeck, nachdem ihnen die Bürgerschaft geben müßen 8 Kühe, jeder Haußwirth 1 Hbt (Himpten) Gartenfrüchte und 300 Rationes Heu, welches jeder Bürger auf dem Buckel hinaustragen muste. Den Nachmittag kamen wieder Lucknersche Patrouillen.

Den 11. September kam Prinz Xavier mit seiner kleinen Armée von 30 000 stark wieder, nahm sein Hauptquartier wieder so in der Stadt. Das Lager der Saxen aber wurde am Clausberge heraus mit Zelten und Kucheln[4]) geschlagen, wovon die Rudera der Kucheln zu ewigen Zeiten bleiben werden. Die französische Infanterie aber stund separirt auf dem Möhlenstiege, die Cavallerie hinter dem Meyerhofe auf dem Lande, wo von beyden die Kuchellöcher wieder gerade gepflüget, und die Artillerie stand auf dem Soldberge; übrigens waren alle Gartens an der ganzen Seite voller Maquetenter und preiß. Hinten im Stahlmans Hey war ein Verhack bis auf die Höhe und so weiter bis vor die Cluß gemacht, alsdenn auf dem Hasenwinkel eine Reduten Schanze mit Pallisaden besetzt und Canonen drauf, so auch noch zu sehen, und oben auf dem Osterberge eine Schanze mit Canonen, welche die Heber Börde bekreuzen konten. Und in der Stadt lag es so voll, dass sich Niemand regen konte noch durfte und mussten die Bürgers all ihr Gewehr abgeben. Bey der Teichmühle am Schwarzenberge stand der französische General Close mit 6000 Mann leichten Truppen auf dem Vorposten.

Den 13. Sept. kam auch der zeitige französische Generalissimus in Person hierher, um zu recognosciren, es war der Zeit Duc de Broglie. Auf den Stiffts-kirchhof musten die Bürgerschaft dem Prinzen Xavier eine Küche bauen. Dieses mahl wurde eine sehr schwere Contribution erpreßet. Nachdem sie nun alles ruinirt, erpreßt und gar übel Hauß gehalten, marschirten sie den 20ten Septb. wieder ab nach Einbeck und nahmen mit sich 7 Geißeln aus der Stadt, 3 vom Stift und 2 vom Schachtenbeck. (Fortsetzung folgt.)

4) Kochlöcher.

Bücherschau.

Hans von Wolzogen, Raabenweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabe's ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben. Berlin, Otto Janke 1901. 174 S. 8°. 2 M.

Unter glücklich gewähltem Titel ein Büchlein zur rechten Zeit! Schon früher ist in diesen Blättern darauf hingewiesen, welche Fülle von Lebensweisheit die Romane und Erzählungen unseres großen Humoristen auch in Form von „Maximen und Reflexionen“ enthalten, die im Zusammenhange der Geschichten leicht überlesen werden und erst, wo sie aus diesem Zusammenhange gelöst uns einzeln entgegentreten, die ganze Originalität ihrer Fassung und die Tiefe und weitreichende Bedeutung ihres Inhalts recht offenbaren. In dem vorliegenden Büchlein hat nun Hans von Wolzogen (der Bayreuther) aus den gesammten Werken des Dichters etwas über zweihundert solcher Stellen ausgehoben und in fünf Gruppen — Menschenleben und Schicksal, der Mensch, der Mensch unter Menschen,

Idealismus und Kunst, Deutsche Art — zusammengestellt. Leicht hätte sich die doppelte und dreifache Zahl aufbringen lassen, und einige Erweiterung wäre namentlich dem letzten Abschnitte wohl noch zu wünschen. Aber das Gebotene reicht aus, um eine Vorstellung von dem zu geben, was in dieser Hinsicht bei Raabe zu holen ist, und wird ihm selber manchen neuen Leser zuführen. Ein Uebriges dazu thut auch gewiß die anmuthige, von ebensoviel Verständniß, wie warmer Verehrung zeugende Einleitung des Herausgebers, deren Schluß sich jeder Raabe-Leser für den heutigen Tag gern zu eigen machen wird: „Wir gratuliren uns zu Deinem Geburtstage, lieber Jakob Corvinus!“

A. Hampe, Das particulare Braunschweigische Privatrecht. Zweite, auf Grund der neuen Reichsgesetzgebung völlig umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1891. XIV und 587 S. gr. 8⁰. 12 ℳ.

Von A. Hampe's particularem Braunschweigischen Privatrechte liegt jetzt die zweite Auflage, oder sagen wir richtiger die Neubearbeitung vor, dem neuen Reichsrechte von 1890 das kaum weniger neu gestaltete ergänzende Landesrecht zur Seite stellend.

Ein getreues Bild in der That des abgelaufenen Jahrhunderts, des fast unvermittelten Ueberganges von dem ruhigen Stillstande fast zweier Generationen zum rastlosen Vorwärtsdrängen der Gegenwart bietet diese, wie wir im Sinne des Verfassers sagen müssen, Fortführung des Steinacker'schen Unternehmens: das braunschweigische Landesrecht zugleich wissenschaftlich-systematisch und für den praktischen Gebrauch des Juristen handgerecht darzustellen. Für nahezu ein halbes Jahrhundert hat Steinacker's im Jahre 1843 erschienenes „Particulares Privatrecht“ diese seine Aufgabe, unser aus Gewohnheitsrecht und Einzelgesetzen wenig übersichtlich sich zusammensetzendes Landesrecht in einheitlich-wissenschaftlicher Darstellung für Studium und praktischen Gebrauch zusammenzufassen, erfüllt —, es konnte solche lange Zeit hindurch diese Aufgabe erfüllen, weil die Vollständigkeit seines Inhaltes und die mustergültige Klarheit der Darstellung die Möglichkeit der verbessernden, der Stillstand in der Weiterentwicklung des geltenden Rechts die Nothwendigkeit der ergänzenden Arbeit ausschloß.

Dann aber 1895 stand der Verfasser des neuen „Particularen Braunschweigischen Privatrechtes“ vor einer derart umfassenden Neubildung dieses Rechtes, fast ausschließlich den letzten beiden Jahrzehnten entstammend, daß es mit der ursprünglich von ihm nur geplanten Neuredaction des Steinacker'schen Werkes nicht mehr gethan war, daß vielmehr eine fast vollständige Neuarbeit erforderlich war, der jenes nur noch als Vorbild, nicht mehr, oder doch nur sehr wenig noch als Grundlage dienen konnte. Die jetzt erschienene zweite Auflage des Hampeschen Werkes wiederum bringt gleicher Weise eine fast vollständige Neuarbeit, bedingt durch das Inkrafttreten des reichsgesetzlichen Bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze.

Das Hampesche Werk enthält das jetzige einheimische Landesrecht in der bisherigen, dem gemeinen Rechte angepaßten systematischen Darstellung, bei jeder Rechtsmaterie, soweit sie nicht als dem Vorbehaltsgebiete des Landesrechtes angehörend in den Rahmen eben dieser Darstellung einbezogen ist, unter Verweisung auf die betreffenden Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, der Reichsgrundbuchordnung u. s. w., sowie der Braunschweigischen Ausführungsgesetze zu dieser Reichsjustizgesetzgebung.

Dieser stets gewahrte Zusammenhang mit dem Reichsrechte erleichtert einmal das gleichzeitige Studium auch des letzteren und erhöht im Vereine mit der systematischen Darstellungsweise die Uebersichtlichkeit über das Ganze des jetzt geltenden bürgerlichen Rechtes, wie andererseits die für die praktische Anwendung wichtige, dabei nicht immer auf den ersten Blick leicht kenntliche Grenze zwischen dem Geltungsbereiche reichsgesetzlicher und landesrechtlicher Bestimmungen deutlich gekennzeichnet wird. Wo, was nicht immer ausgeschlossen, diese Abgrenzung zu rechtlichen Zweifeln Anlaß geben kann, wie z. B. im bäuerlichen Ehegüterrechte, sind solche Fragen unter eingehender Berücksichtigung deren bisheriger Erörterung in der juristischen Litteratur hervorgehoben und behandelt.

Soweit die einheimischen öffentlich-rechtlichen Verhältnisse in das bürgerliche Privatrecht hinüber-, oder in das bürgerliche Leben sonst besonders eingreifen, wie die kirchlichen, die Pfarr- und Schulangelegenheiten, die Communalverwaltungssachen u. a. m., sind auch diese Rechtsverhältnisse aufgenommen, so daß die Grenzen einer Darstellung des bürgerlichen Rechtes in dieser Richtung nicht unerheblich, zweifellos aber zu Nutzen der praktischen Brauchbarkeit des Werkes, erweitert sind.

Dem Vorgange des Bürgerlichen Gesetzbuches folgend sind durchweg die früher üblichen, dem römischen Rechte entnommenen fremdsprachigen durch die entsprechenden deutschen Bezeichnungen ersetzt, — ein Vorzug, der namentlich auch von den Nichtjuristen empfunden werden wird, die in früher nicht gekanntem Umfange jetzt namentlich auch durch die Selbstverwaltung in Gemeinde- und Kreisangelegenheiten, Kirchen- und Schulsachen genöthigt sind, Kenntniß in den einschlägigen Rechtsbestimmungen sich zu verschaffen und denen neben den in erster Linie interessirten Juristen Hampe's Braunschweigisches Privatrecht ein willkommener und nothwendiger Wegweiser sein wird.

Als unentbehrlicher und, wie man sagen darf, vollgültiger Ersatz für das Steinackersche Werk wird die Hampesche Arbeit für alle diese jetzt noch erweiterten Kreise dieselbe Bedeutung gewinnen, wie jenes sie für die braunschweigischen Juristen hatte.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 4. Henking, Straßenreinigung in der Stadt Braunschweig. — 5. Hoffmann, Untersuchung einiger Zeichensäle der hiesigen Bürgerschulen. — 6. R. Blasius, Max von Pettenkofer †; O. Lange, Zur Kurzsichtigkeitsfrage. — 7. Ehrmann und Kornauth, über neuere Nährapparate; R. Blasius, Fr. A. Meyer †. — 8. W. Koch, Untersuchungsresultate im städtischen Schlachthause zu Braunschweig 1. April 1897—1901.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 22. September **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

Von der Stadt [waren Geiseln:]

1) Senator Christn. Friedr. Behrens ein Kaufmann.
2) H. Julius Hartmann ein Lohgerber.
3) „ Christian Brandes ein Knopfmacher.
4) „ Andr. Bauermeister ein Kramnädler.
5) „ Joh. Jürgen Meinecke ein Schafmeister.
6) „ Gottlieb Behrens ein Tischler.
7) „ Fried. Brüning ein Kl. Patritius.

Vom Stifte

1) H. Abteyrath und Senior Witten.
2) „ Rector Breithaupt.
3) „ Cantor Vetterlein.

Vom Schachtenbeck

1) H. Amtsverwalter Greiffenhagen.
2) „ Stephan Schünemann ein Garnhändler.

Die beyden Letztern vom Schachtenbeck haben sich sogleich den 3ten Tag hernach mit 4000 ℱ loßgekauft, auf den Dörfern ledigten sie alles an Fourage u. Lebensmitteln rein aus.

Den 23. Sept. kam schon wieder der Duc de Lavall mit 8000 Mann, gieng durch und um die Stadt nach Seesen, nahmen vom Amte den H. Oberhauptmann von Steuben und von der Stadt den Syndicus Henneberg noch als Geißeln mit weg.

Den 26. Sept. Nachts 12 Uhr holete der Rittmeister Sander ganz allein 1 Jäger vom Prinz Xavier aus dem Weißen Roß. Um 8 Uhr ließ sich besagter Rittmeister Sander von den Freytagischen Jäger Corps mit 50 Cavallerie Jägern u. 50 Lucknerschen Hussaren auf dem Clausberg sehen und marschirten um 11 Uhr nach Alfeld.

Den 27. Sept. kamen 10 französische rothe Dragoners mit dem Oberhauptmann von Steuben und Syndicus Henneberg von Seesen wieder zurück und transportirten solche nach Einbeck, wo die ersten Geißeln auch saßen.

Den 28. Sept. kam der Duc de Lavall mit seinem Corps von Seesen wieder zurücke, nahm sein General-Quartier auf dem Dechaney Meyerhofe, die Infanterie lagerte sich am Clausberge, die schwere Cavallerie hinterm Meyerhofe, Hussaren aber und Dragoner in der Dehne bey Wrescherode.

Den 30. Sept. wurden 300 Mann Hussaren, Dragoner, Infanterie und schwere Cavallerie nach der Winzenburg commandiret, um ein Luckner'isches und Freytagisches Commando aufzunehmen, wurden aber übel empfangen, daß nur den Nachmittag um 3 Uhr 18 Mann davon wieder kamen. Als nun Mr. Lavall eben Mittagstafel halten wollen und eben Suppe essen will, läst er den Löffel fallen und eilet mit seinem Corps geschwind wieder nach Einbeck zu.

Den 2. Oktbr. ging das Closische Corps so bey Seesen gestanden bey den 3 Linden vorbey und etwas durch die Stadt nach Einbeck, ingleichen auch 1 Regiment Nassauischer Carabiniers und 100 Hussaren auch durch die Stadt nach Einbeck.

Den 3. Oktober war schon wieder eine Escadron Lucknerscher Hussaren unter Commando des Rittmeister Breymann auf den Clusberge und patroullirten durch und um die Stadt bis Opperhausen und Greene und wurffen die Brücken alle um, den 2. Tag ab, und dann kamen die Franzosen wieder, so musten sie die Bauren par força wieder machen.

Den 4. October kam der Generalmajor von Closen mit seinem ganzen Corps von Einbeck wieder hieher und lagerte sich deßen Infanterie an den Clausberg, die Cavallerie aber in die Stadt, wo alle Häußer, Scheuren, Ställe und Schweine-Koven so voller Menschen und Pferde waren, daß sich niemand regen konte, trieben übele Wirthschaft und marschireten den 6. October wieder ab über Alten Gandersheim und Lutter am Barbg. vor Wolfenbüttel. Als diese weg waren, kamen wieder

den 6. October der Prinz Xavier mit seiner kleinen Armée 30000 Mann stark hier durch und vorbey. Der Prinz nahm sein Hauptquartier wieder in der Stadt wie vorhin, die Armée aber lagerte sich vom Möhlenstiege an bis nach Schachtenbeck, giengen

den 7. October wieder ab über Seesen auch vor Wolfenbüttel, welche Festung sie dennoch mit ihrem Geschütz kaum erobern konten, da doch nur 600 Mann

alte Invalliden und Landmiliz darinnen lagen, welche sie gefangen nahmen. Als sie nun diese schlecht rühmliche That kaum mit Feuerkugeln ausgerichtet hatten, gieng der Marsch auf Braunschweig, welches sie aber nicht kriegten, und mit Hohn wieder davon liefen, als Prinz Friedrich von Braunschweig Durchlaucht bey Oelper abends etwas mit ihnen charmuzirte und mit 2 Regimentern Infanterie in die Stadt sich geworffen, so fiel den Franzosen Muth und Herz, kehreten um und kamen

Den 16. Oktober uns zum Schrecken hier wieder an, brachten 9 Geißeln von Wolfenbüttel und Riddagshausen mit, lagerten sich wie zuvor in der Stadt am Clausberge, auf dem Möhlenstiege und Dehne und vor Altengandersheim alles wie zuvor und begruben

den 18. Oktober als 23 p. Tr.[5]) einen todt mitgebrachten französischen Obersten auf dem Stifts-Kirchhof, so von Geburth ein spanischer Duc de Vattan war, an die Maure nahe bey dem mittelsten Schling, mit allen militärischen Ehrenbezeugungen, und hielten auch Messe darüber in der Stifts-Kirche; vor Wolfenbüttel waren ihm beyde Beine abgeschossen, woran er sterben müssen.

Den 17. Oktober wurden alle Geißeln von Einbeck, wo sie seiter 3 Wochen gesessen, auf mißverstandene Ordre hieher gebracht auf das Rathhauß. 2 waren schon in Einbeck loß kommen, als H. Behrens und Brandes.

Den 18. Oktober wurden H. Brüning, Gottl. Behrens, Julius Hartmann und Baumeister H. Butemeister, so sie noch darzu nahmen, auf Wagen gesetzt und nach Göttingen transportirt, H. Andreas Bauermeister aber, so krank, und H. Joh. Jürgen Meinecke altershalber loß gelassen. Aus der Stifts-Schule machten sie eine Policey- und Feuerwache und aus der St. Georgen Kirche ein Brodt Magazin.

Den 4. November wurde in der Stadt und Stift alles Korn und Fourage aufgeschrieben und auch der Frauen Aebtißin, so noch frey gewesen, jetzt die Schlüssels zu Boden und Scheuren auch abgenommen. Darum weil sie auf den Dörfern nun alles reine gemacht und den armen Bauren fast nichts gelassen als die Augen zum nachweinen, und nun wolte das Unglück auch die Stadt überziehen, wo noch ein kleiner Vorrath vorhanden war. Bey dem Unglück, so bevor stunde, ereignete sich wieder geschwind ein Glück, indem die ganze Armée

den 5. November früh um 8 Uhr eiligst aufbrach und in 3 Colonnen über die Laack auf Bentjerode zu wieder nach Einbeck marschirete, so auch das Closische Corps von Altengandersheim kam schreg von Brunshausen über den Clausberg und folgte den andern nach. Auch nahmen wieder Geißeln mit von der Stadt als:

1. H. Senator und Kaufmann Meyer
2. „ Kämmerer Hühne
3. „ Senator Behrens zum 2ten mahle und
4. „ Factor Witte

H. Senator Behrens aber nebst den Vieren, so zu Göttingen saßen, kamen aber gleich loß. Die übrigen 3 aber, als H. Meyer, H. Hühne und H. Witte, wurden von Göttingen nach Hanau, Reinfels und bis nach Mez transportiret nebst denen übrigen, worbey sie aber dennoch jeder täglich 1 Ducaten Dietengelder erhalten, so vermuthlich das Land abtragen müßen.

Den 6ten kamen schon wieder 60 Mann Lucknerischer Hussaren und Freytagische Jägers hier durch, patrouilliren, und stelleten Piquets auf den Clausberg.

Den 7ten kamen wieder 100 Mann rothe franz. Dragoner, aber nur bis auf den Lahberg.

Den 8ten November aber kam das ganze Closische Corps à 6000 Mann hier wieder an und giengen den 9. Nov. wieder an den Schwarzenberg bey der Teichmühle und sodann kam der Prinz Xavier auch sogleich wieder hinter drein mit seiner Armée und lagerten sich wieder wie zuvor in und um die Stadt und holeten heraus, was noch vorhanden war, und wir behielten das nachweinen.

Den 10. Novbr. marschirten sie aber wieder ab und hat sich nachhere nimmer kein armirter Franzose wieder sehen lassen. Sodann musten wir von Braunschweig und andern entfernten Orten Lebensmittel und Brodtkorn holen, wer nicht Hunger leiden wolte.

Den 11. Novbr. patrouillirten schon wieder Lucknerische Hussaren durch.

Den 12. Novbr. rückte unser Durchl. Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hier ein, hatte ein Corps von 16000 Mann bey sich und rückte bis Echte vor.

Den 14. Nov. aber rückte dieses Corps in hiesiger Gegend in die Cantonirungsquartiere, kamen aber sehr dicke zu liegen. Hierher kam erstlich das Hessische Infanterie-Regiment von Wutenaw und noch den 15. Nov. darzu das Braunschwg. Inf.-Regiment Prinz Friedrich von 2 Bataillonen, in allem also 3 Bataillon. Wer 8 Hessen im Quartier hatte, kriegte noch 16 Braunschweiger darzu. Sr. Durchlaucht der Erbprinz nahmen Ihro Quartier im Granzinschen Hauße, Sr. Durchlaucht Prinz Friedrich von Braunschweig auf dem Amte bis

den 30. November aber gieng der Durchl. Erbprinz von Braunschweig ab nach Munster ins Winterquartier, Seine Durchlaucht Prinz Friedrich von Braunschweig mit dero Regiment in das Hildesheimische Amt Liebenburg in die Winterquartire.

Den 1. Dec. kam auch noch ein Hospital hierher bis den 23. December.

Den 3. Dec. kam das Hannöverische Dragoner-Regiment von Veltheim auf eine Nacht hier.

Auch noch ereignete sich das Unglück und kam das Viehsterben darzu, welches auf dem Meyerhofe anfing, und auf dem Steinwege und was zu dieser Hude gehöret alles Vieh bis auf 2 Kühe sturben, die übrigen Theile der Stadt aber blieben davon befreyet.

Den 5. Dec. marschirte General Wutenaw mit seinem Regimente auch ab nach Peine in die Winterquartiere und hatten sich nicht zum Besten aufgeführet. Die Stiftsschule haben sie wieder zum Hospital gemacht und Tische und Bänke herausgebrand.

(Schluß folgt.)

---

5) nach Trinitatis.

Bücherschau.

Hermann Eickenroth, Neindorf und die Familie von Löhneysen, sowie einige alte Nachrichten über die Fährmühle. [Wolfenbüttel, Heckner 1900]. 77 S. kl. 8⁰.

Die hier vereinigten Aufsätze, für die besonders das Archiv der Familie von Löhneysen und die Kirchen-, Pfarr- und Schulakten benutzt sind, erschienen zuerst im Wolfenbüttler Kreisblatte; sie behandeln die Geschichte Neindorfs in ältester Zeit, unter den Asseburgern und im Besitze der Familie v. Löhneysen, ferner Kirche, Pfarre und Schule, das nahe gelegene Kalisalzbergwerk Hedwigsburg und die Fährmühle. Die fleißige Arbeit ist von besonderem Interesse für die Genealogie der Familie von Löhneysen, aus welcher namentlich der bekannte Georg Engelhard v. Löhneysen († 1622) eingehender behandelt ist.

Ernst von Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680—1866. I. B. Die Verfassungsgeschichte. II. B. Die Verwaltungsgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898—1899. X u. 556, VIII u. 647 S. 8⁰. 11 ℳ 60 u. 13 ℳ 40.

Das Werk behandelt einen wichtigen, bislang kaum erörterten Gegenstand; es waren daher verhältnißmäßig geringe Vorarbeiten vorhanden, über die, wie über die sonst benutzten Quellen, im Anfange des ersten Bandes Rechenschaft gegeben wird. Vor Allem war ein äußerst umfangreiches Actenmaterial zu durchforschen, um die sicheren Grundlagen für den Aufbau des hier gelieferten Werkes zu gewinnen. Diese Aufgabe ist mit ebenso viel Fleiß und Sorgfalt, wie Kritik und Umsicht gelöst worden. Der Verfasser hat sich eine völlige Herrschaft über den Stoff errungen und es dabei trefflich verstanden, ihn klar und licht zu gestalten und seine Darstellung durch gelegentliche Vergleiche mit der Entwickelung und den Zuständen in anderen Territorien, besonders in Brandenburg-Preußen, durch Heranziehung des persönlichen Moments u. A. noch anschaulicher und lebendiger zu machen. Das Buch liest sich sehr angenehm. Es ist kein trockener Ton, den, wie man nach dem Vorwurfe annehmen könnte, der Verfasser anschlägt. Daß er in manchen Punkten Widerspruch findet, ist bei einem so umfassenden Werke nur natürlich, um so mehr, da er von subjectiven Auffassungen über einzelne Persönlichkeiten nicht ganz frei erscheint. So haben die Angriffe gegen Stüve bereits eine wohl nicht ungerechtfertigte Abwehr gefunden[1]). Aber das thut dem Verdienste des Buches im Ganzen keinen Eintrag. Giebt es zu Entgegnungen, zu erneuten Untersuchungen Anlaß, so wird es sich auch in diesen Nachwirkungen nur als fruchtbringend erweisen.

Der erste Band ist der Verfassungsgeschichte gewidmet. Zunächst werden das Land und das Herrscherhaus, die einzelnen Theile, aus denen erst das Kurfürstenthum, dann das Königreich Hannover erwuchs, behandelt und namentlich das eigenthümliche Verhältniß gewürdigt, welches dadurch entstand, daß die Hannoverschen Landesherren den englischen Königsthron einnahmen. Es ist das für die Entwickelung der Verfassung und Verwaltung von großer Bedeutung gewesen, und es mußte daher im Verlaufe des Werkes wiederholt darauf eingegangen werden. Im folgenden Abschnitte wird ausführlich die oberste Landesregierung erörtert. Darauf der Landesherr und die Landstände und zuletzt der Staatsdienst. Hier wird besonders auf die Bevorzugung des Adels hingewiesen, auf die Folgen, die daraus erwuchsen, den Einfluß der hauptsächlich die Arbeit verrichtenden bürgerlichen Secretäre, das Aufkommen der sogenannten „hübschen“ oder „schönen“ Familien. Der Verfasser geht auf diese Verhältnisse, das Herüberwechseln adeliger Familien aus benachbarten und fernen Ländern, die bevorzugtere Stellung der Civilbeamten vor den Officieren u. A. ausführlich ein und entwirft von dem Allem eine wohlbegründete deutliche Schilderung. Im zweiten Bande wird die Verwaltung behandelt; er gliedert sich in drei Abschnitte: Centralverwaltung (Ministerium, Cammer und Kriegskanzlei), Provinzialverwaltung und Localverwaltung, welche letztere wieder in die Aemter, adeligen Gerichte, Landcommissarien, Städte, Landgemeinden und selbständigen Gutsbezirke zerfällt. Daran schließen sich einige Anlagen, vorzüglich die interessante Denkschrift des späteren preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg vom 17. Jan. 1780 und dankenswerthe Listen über die Minister und anderen höchsten Beamten, zuletzt ein Personen-, aber leider kein Sachregister.

Für uns Braunschweiger hat das Meiersche Werk noch ein besonderes Interesse. Die Verhältnisse in Braunschweig-Wolfenbüttel waren im Anfange des behandelten Zeitraumes denen in Calenberg-Lüneburg sehr nahe verwandt, aber sie nahmen im Laufe der Zeit eine immer größere Verschiedenheit an. Manche Factoren, nicht zum Wenigsten die Anwesenheit und das thätige Eingreifen des Landesherren im Wolfenbüttelschen, wirkten zusammen, dieses Ergebniß zu erzielen. Es hat einen besonderen Reiz, bei der Lectüre des Meierschen Buches dieser zunehmenden Abweichungen zu gedenken; hier verbietet uns der Raum, näher darauf einzugehen. Der Verfasser, obwohl unser Landsmann, nimmt auf die hiesigen Zustände nur einige Male Bezug[2]), vorzüglich wohl deshalb, weil es dafür an einer besonderen Darstellung fehlt. Sollte eine solche in Anregung des Meierschen Buches uns zu Theil werden, so wäre dieses als eine weitere Folge der verdienstvollen Schrift gewiß nur mit Freuden zu begrüßen.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 14. Zur Verständigung zwischen altem und neuem Glauben. — 15 bis 18. Gerlich, Feuerbestattung und evangelische Kirche. — 20. Von der 8. ordentlichen Landessynode. — 21. W. Kulemann, Das Ende des Gesangbuchstreites. — 22. Der Schluß der 8. Landessynode. — 23. Der 12. Evang.-Soziale Kongreß. — 24. Die soziale Thätigkeit der evang. Gemeinden. — 25. Verwahrloste Kinder. — 26. W. Kulemann, Zur Reform der Kirchenverfassung. —

1) Vergl. M. Bär in den Mittheil. des Hist. Vereins zu Osnabrück, B. 24 S. 200 ff. u. 251 ff.

2) Z. B. Band I S. 245 f., wo das Stift St. Cyprian in das Stift St. Cyriaci zu verändern ist.

Die Rittergutsbesitzer des Herzogthums Braunschweig in den Jahren 1501—1900.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
36.	Halchter.	aus mehreren Höfen gebildet.		1648. Schwartzkopf. 1699. Imhoff.	1703. Möring. 1739. Thies. 1769. v. Rhetz. 1796. v. Voigts-Rhetz.	1818. v. Kalm. 1866. Wätjen.
37.	Harderode	fehlt in den älteren Matrikeln, auch in der von 1822, die Nölting haben das Gut bis 1853.			v. Heimburg. 1727. v. Nölting.	1900. v. Blum.
38.	Hedwigsburg.			1630. Tuckermann. 1670. 1686 in Herzoglichem Besitze.	1769. v. Münchhausen.	1811. Graberg. 1900. Löbbecke.
39.	Hehlen.		v. Frenke. 1558. v. d. Schulenburg.	v. d. Schulenburg.	Graf v. d. Schulenburg.	Graf v. d. Schulenburg.
40.	Helmstedt.		v. Veltheim. 1553. v. Forst. 1569. Münsinger v. Frundeck.	1637. v. Rautenberg. 1647. Calixt.	1706. Bötticher.	1812 verkauft und zerstückelt.
41.	Herrhausen.	Privilegium vom 4. Juni 1638.		1638. Koch.	v. Koch.	v. Koch. 1852 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
42.	Hilprechtshausen.		v. Rauschenplat. c. 1539. Stopler.	c. 1630. Hamstedt. 1646. Brüning.	Brüning.	1812. v. Waldenfels. 1843. v. Rheden. 1861. Graberg. 1900. v. Löbbecke.
43.	Hüttenrode.	Privilegium vom 6. Decbr. 1564.	1564. Schade. c. 1568. v. d. Heyde. 1574. v. Kißleben.	1590. v. Rheden. v. Wettberg. 1613. v. Oberg. 1644. v. Landsberg. 1660. Sehlen. 1671. Schäffer.	1736 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.	
44.	Ildehausen.			1621. v. Campen.	v. Campen.	v. Campen. 1888. v. Petersdorf-Campen.

15.	**Kirchberg.**		1547. v. Kirchberg.; 1597 im Herzogl. Besitze.	1621. v. Campen.	v. Campen.	v. Campen.; 1888. v. Petersdorf-Campen.
46.	**Kirchbrak** (Oberhof).		v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.; 1746. v. Hake.	1813. v. Grone.
47.	**Kirchbrak** (Unterhof).		v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.
48.	**Königslutter** (Oberhof).		v. Wenden.; 1595. v. Schenk.	1689. v. Ende.	1705. v. Schwartzkoppen.	v. Schwartzkoppen.; 1853. Oppenheimer.; 1856 verkauft und zerstückelt.
49.	**Königslutter** (Unterhof).		c. 1550. v. d. Streithorst.	1637. v. d. Knesebeck.	1758 an Brauerinnung verkauft.	
50.	**Küblingen**			c. 1601. v. d. Streithorst.	v. d. Streithorst.; 1749. Schrader v. Schliestedt.; 1773. v. Bülow.	1836. Ernst.; 1844. Graf Schwicheldt.; 1899. v. Wangenheim.
51.	**Langelsheim.**	in ältesten Matrikeln nicht genannt.		c. 1601. Sander.; c. 1621. v. Bothmer.; 1625. v. Pithan.; 1653 an Herzog August abgetreten.		
52.	**Lauingen.**		v. Lauingen.	1629. v. Schenk.; 1693. Müller (v. Lauingen).		v. Lauingen.
53.	**Lesse.**	1672 in die Matrikel aufgenommen, aus zwei Meierhöfen entstanden.		1672 v. Cramm.		v. Cramm.
54.	**Linden I.**	Privilegium vom 10. Mai 1672.		1672. Höpfner von Kronstedt.; c. 1690. v. Bötticher.		v. Bötticher.; 1842 verkauft und zerstückelt.

Nr.	Ort	Bemerkung	1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
55.	**Linden II.**	Privilegium vom 22. Juni 1696, aus verschiedenen Höfen gebildet.		1696. v. Imhof. 1698 an Herzog Ludw. Rudolf, bez. Landschaft.	1710. v. Münchhausen. 1743. Müller (v. Laningen).	v. Laningen. 1851. Ernst. 1865. v. Kaufmann.
56.	**Lucklum.**	Aufnahme in die Rittermatrikel unterm 1. März 1831 genehmigt.	Deutschordens-Comturei.	Deutschordens-Comturei.		1831. Wahnschaffe. 1861. Frerichs.
57.	**Lutter a. B.**		v. Rühden.	c. 1625. v. Gans.	c. 1708. v. Schack. 1793. v. Hagen. 1793. v. Drake.	1804 Rettberg. 1830. v. Lengerke. 1852 an Herzogl. Kammer verkauft.
58.	**Mein-brexen.**		v. Hagen. 1580. v. Münchhausen.	1695. v. Mansberg.		v. Mansberg.
59.	**Reindorf.**	Gandersheimsches Lehen.	v. d. Asseburg.	1605. v. Löhneysen.	v. Löhneysen.	1811. Langenstraßen. 1819. v. Löhneysen.
60.	**Nieder-fickte.**	aus mehreren Höfen gebildet.		1638. Schrader. c. 1672. v. Söhlen.	c. 1700. Lüdecke. 1760. v. Honrodt. 1790. v. Thielau.	1830. v. Veltheim.
61.	**Nien-hagen.**	v. Hagen.	v. Bortfeld.	1686. v. Brabeck.	v. Brabeck.	1821. Graf Stolberg. 1843 verkauft an Blumsche Waisenstiftung zu Hennekenrode.
62.	**Nord-steimke.**		v. Marenholtz.	v. Marenholtz. 1648. v. d. Knesebeck.	v. d. Knesebeck. 1785. Ernst.	1834. v. Heminges. 1846. Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg.

63.	**Delber** (Oberhof).		v. Bortfeld. / v. Cramm.	v. Bortfeld. / v. Cramm.	1686. v. Cramm.	v. Cramm.
64.	**Delber** (Unterhof).		v. Bortfeld. / v. Cramm.	v. Bortfeld. / v. Cramm.	1686. v. Cramm.	v. Cramm.
65.	**Rem=lingen.**	Gandersheim=sches Lehen.	v. der Asse=burg. 1589. v. Löhneysen.	v. Löhneysen.	v. Löhneysen.	v. Löhneysen. 1898. Quidde.
66.	**Riddags=hausen.**	Privilegium vom 24. December 1683.		1683. Probst v. Wend=hausen.	1718. Graf Dehn. 1738. Voigts. c. 1740. v. Beur=haus. 1771. v. Hugo. 1797. Gebser.	1812. v. Schwane=wede. 1820. Franz. 1853 von der Cammer angekauft.
67.	**Rimme=rode.**	Privilegium vom 6. März 1693.		1693. Probst.	1737. Granzin. 1783. Nehring.	1806. Graberg. 1850. v. Schwartz. 1885. Heinecke.
68.	**Rittierode.**		v. Berkefeld.	v. Berkefeld.	1709 als eröffnetes Lehen eingezogen.	
69.	**Rottorf.**	v. Rottorf.	v. Sambleben. 1590. v. d. Streithorst.	1683. v. Kragen.	1707. v. Schwartzkoppen.	1856. Rühland ꝛc. 1882. Schumann. 1885. Gerecke.
70.	**Rümmer.**	früher zu Glen=torf gehörig.	v. Veltheim.	v. Veltheim. c. 1686. Kove.	1755. Jsenbart. 1760. v. Kove.	1800 von Gemeinde angekauft und zerstückelt.
71.	**Salder.**		v. Salder.	c. 1620 im Herzogl. Besitze.		

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
72.	**Samb-leben.**	Lehen des Domcapitels zu Halberstadt.	v. Sambleben. 1587 im Besitze der Herzöge.	1627. v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm. 1897. v. Laningen. 1898. v. Hantelmann.
73.	**Scheppau.**		v. Garssenbüttel.	1625. v. Kisleben.	1727. v. Steinberg. c. 1750. v. Völcker. 1774. Cleve.	1851. Golden. 1855. Holzberg.
74.	**Schliestedt.**		v. Schliestedt. 1527. König. 1569. v. d. Streithorst.	1683. v. Bodendorf.	1733. v. d. Streithorst. 1747. Schrader v. Schliestedt. 1773. v. Bülow.	1846. Graf Schwicheldt. 1899. v. Adelebsen.
75.	**Schöningen** (Kanzlerhof).		Edle v. Warberg. 1593. von der Lippe.	1614. v. Wietersheim. 1637. Steinbrink. 1664. Probst von Wendhausen.	1718. v. Dehn. 1727. Köhler. 1768. Marckworth.	1820. Harborth. 1853. Degener.
76.	**Schöningen** (Schulhof).	vom Kloster Riddagshausen verkauft.	1557. v. Jannewitz. 1599. v. Hoym.	v. Hoym. 1654 an Schulinspectorat abgetreten.	1705. v. Hoym. 1710. Lohse. c. 1720. Köhler. 1750. v. Hoym. 1756. Möschel. 1780. Marckworth.	1820. Harborth. 1853. Degener.
77.	**Seesen** (Spade'sche Güter).	Der Verbleib der Spadeschen Güter ist der Lehns- und Grenzcommission schon 1820 nicht mehr klar.	v. Spade. c. 1550. v. Oldershausen. 1590. Münsinger v. Frundeck.	c. 1604. v. Wallmoden. 1612. v. Steinberg.	1702. v. Heimburg. 1710. Lüning. 1756. v. Schenk. 1763. Lange. 1770. Morich. 1787. v. Wallmoden. Gimborn.	
78.	**Seesen** (Wallmodensche Güter).		v. Langeln. 1548. v. Mandelsloh. 1591. v. Wallmoden.		v. Wallmoden.	1809. Zöllner. 1826. Reinecke. 1876. zerstückelt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 6. October **1901.**

Höckelheim und Langensalza.

Von O. v. Heinemann[1]).

Historische Parallelen haben — dies ist eine anerkannte Thatsache — ihre bedenklichen Seiten. Sie pflegen mehr oder minder schief auszufallen, und es liegt bei ihnen vornehmlich die Gefahr nahe, den zufälligen oder auch in der Sache liegenden Aehnlichkeiten zu Liebe die Momente der Verschiedenheit unwillkürlich zurücktreten zu lassen. Dennoch giebt es in der unendlichen Mannigfaltigkeit, die durch die Entwickelung der geschichtlichen Thatsachen bedingt und gegeben ist, Vorgänge, die, sei es im Großen und Ganzen, sei es in den Einzelheiten, so merkwürdig zusammentreffen, die so viele übereinstimmende Momente aufweisen, so viele gemeinsame Erscheinungen zeigen, daß sie das bekannte Wort Ben Akibas, wonach „Alles schon dagewesen sei", vollauf zu bestätigen scheinen.

Von den verhängnißvollen Katastrophen, die die Geschicke unseres Fürstenhauses und damit diejenigen unserer engeren Heimath, des von jenem über acht Jahrhunderte lang beherrschten Ländergebietes, betroffen haben, sind mir stets die Ereignisse, die ich an diesem Abend in großen Zügen behandeln möchte und die ich kurz mit den Worten „Höckelheim und Langensalza" bezeichne, als solche erschienen, die zu einer vergleichenden Zusammen- und Gegenüberstellung geradezu herausfordern. Unter dem Namen „Höckelheim" verstehe ich die geschichtlichen Vorgänge, die zu der Gefangennahme Heinrichs d. J. durch die Schmalkaldischen Bundesgenossen und zur Verlängerung der Occupation unseres Landes durch ein rechtswidriges Regiment geführt haben, während ich mit dem Worte „Langensalza" die Summe der Ereignisse bezeichne, durch welche die Beseitigung des jüngeren Zweiges unseres Fürstenhauses aus seinem angestammten Erbe und die Einverleibung des letzteren in das Königreich Preußen herbeigeführt worden sind.

Schon die allgemeinen Zeitverhältnisse, in denen sich diese geschichtlichen Vorgänge abgespielt haben, stellen sie in eine gewisse Parallele. Beide bezeichnen Episoden innerhalb der zwei größten und folgenschwersten Umgestaltungen, die unser Volk im Verlaufe der neueren Geschichte durchgemacht hat. Die Einkerkerung und Entthronung Heinrich's d. J. bildet einen bemerkenswerthen Zwischenfall in jener großen geschichtlichen Bewegung, welche im Wesentlichen die noch jetzt bei uns bestehenden Zustände auf kirchlichem Gebiete geschaffen hat, die Schlacht von Langensalza dagegen mit ihren Folgen einen nicht minder bemerkenswerthen Factor in der Geschichte der politischen Wiedergeburt und Neugestaltung des Deutschen Reiches. Aber dieser Parallelismus in dem großen historischen Hintergrunde, auf dem die hier besprochenen, durch drei Jahrhunderte von einander getrennten Ereignisse beruhen, läßt sich bis zu einem gewissen Grade auch in ihren Einzelheiten nachweisen und verfolgen, ja sie decken sich in manchen dieser Einzelheiten in geradezu überraschender Weise. Dies wird sich einem Jeden von selbst aus der folgenden Darstellung ergeben und es wird kaum erforderlich sein, bei dieser darauf noch besonders hinzuweisen. Die Thatsachen selbst reden hier mit beredten Worten.

Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel — zum Unterschied von seinem gleichnamigen Vater Heinrich der Jüngere genannt — ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der an Charakterköpfen so überreichen Reformationszeit. In vergleichsweise jungen Jahren zur Regierung gelangt — er war erst 25 Jahre alt, als sein Vater im ostfriesischen Kriege vor Leerort den Tod fand — war er bald nach seinem Regierungsantritt mit in die Hildesheimer Stiftsfehde verwickelt worden, und der Ausgang dieser Fehde, der sein Fürstenthum fast um die Hälfte des Hochstifts Hildesheim vergrößerte, hatte ihn zu einem der eifrigsten und entschiedensten Anhänger des soeben zum Deutschen Kaiser erwählten Karl von Spanien gemacht. Man weiß, daß dieses Verhältniß weit mehr als seine persönlichen Neigungen und Gefühle auch seine Stellung in den kirchlichen Fragen bestimmte. Er war und blieb seitdem in den politischen, wie in den religiösen Wirren der Zeit einer der treuesten, rührigsten und entschlossensten Parteigänger des Kaisers und der von diesem vertretenen Bestrebungen. Das brachte ihn naturgemäß in Bezug auf die von Luther ausgegangene Bewegung in einen schroffen Gegensatz zu seinen Standesgenossen, soweit diese sich der Lutherischen Lehre zuwandten, namentlich

1) Vortrag, gehalten in der Versammlung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Wolfenbüttel am 28. Januar 1901.

zu seinem früheren Jugendfreunde Philipp von Hessen. Mit der eigensinnigen Hartnäckigkeit, die ein Hauptzug seines heißblütigen Temperaments war, verbiß er sich um so einseitiger und um so heftiger nach dieser Richtung, je weiter sich die Lutherische Bewegung in Norddeutschland ausbreitete und hier festen Fuß faßte. Bald war er von allen niederdeutschen Fürsten der einzige, der noch der alten Lehre anhing und mit Entschlossenheit ihr Fortschreiten, namentlich aber ihr Eindringen in das von ihm beherrschte Ländergebiet zu verhindern strebte, ringsum von feindlichen, ihn bedrohenden Mächten umgeben. Mit Luther selbst gerieth er in einen Streit, der ihm die heftigsten, maßlosesten Angriffe von Seiten des großen Reformators zuzog. In der bekannten Flugschrift „Wider Hans Worst“, die durch den leidenschaftlichen Federkrieg zwischen den Schmalkaldischen Fürsten und dem Braunschweiger Herzog veranlaßt ward, hat dieser ihm die ärgsten, fast unglaublich klingenden Dinge gesagt. „Und Du, schändlicher Heintz“ — so heißt es da unter Anderem — „läßt Dich nicht allein zu solchen jämmerlichen Mordbrandt (die Einäscherung von Eimbeck, als deren Urheber man den Herzog verschrie, ist gemeint), sondern auch solche Bücher zu schreiben brauchen. Du solltest nicht ehe ein Buch schreiben, Du hättest denn einen F..... von einer alten Saw gehöret. Da solltest Du Dein Maul gegen auffsperren und sagen: Danck habe du schöne Nachtigall, da höre ich einen Ton, der ist für mich: halt fest, Rüdem, das wird gut in ein Buch zu drucken (sein) nirgend denn zu Wolffenbüttel, wider die Schrifftler und den Churfürsten O, wie sollen sie die Nasen dafür zuhalten und werden müssen bekennen, daß Heintz Potzenhut auch ein Schreiber sei worden. Ja, so solltest Du Bücher schreiben, die köntest Du verstehen“.

Diese litterarische Fehde und die ihr alsbald folgenden politischen Ereignisse fanden dann auch in der Parteidichtung der Zeit einen lebhaften Widerhall. Vor und nach seiner Vertreibung aus dem Lande ergoß sich eine wahre Fluth meist namenloser Schmähgedichte über den „Lykaon, den wilden Mann von Wolfenbüttel, den durchlauchtigen Schmöker von Braunschweig, den Gubernator aller papistischen Meuterei und Unart“, und wie die Ehrentitel, die man ihm gab, weiter lauteten. Es war ein Hexensabbath von Anklage, Spott und Hohn, der sich von allen Seiten gegen ihn erhob. „Viele seltsame Schmähbüchlein“ — so schrieb damals der Gesandte der Stadt Frankfurt aus Regensburg — „gehen täglich über Herzog Heinrich in Druck aus, dergleichen von keinem Fürsten nie gehört noch gelesen worden ist!“ Die Schmalkaldischen Fürsten und ihre Parteigenossen setzten diese litterarische Hetze offenbar zu dem Zwecke in Scene, um das gemeine Volk auf ihren bereits damals geplanten Ueberfall des Braunschweiger Landes vorzubereiten und um Heinrich's eigene Unterthanen gegen ihren Herzog aufzureizen. Und bis zu einem gewissen Grade ist ihnen das auch gelungen. Denn als sie im Hochsommer 1542 plötzlich von zwei Seiten her in das Land einbrachen, fanden sie so gut wie gar keinen Widerstand. Nur Wolfenbüttel, das damals für eine sehr starke Festung galt, hielt sich acht Tage lang, dann mußte es sich den Belagerern ergeben, die nun nach Vertreibung des Herzogs das Land in Verwaltung nahmen, um es nicht nur wirthschaftlich auszusaugen, sondern es auch, zum Theil in gewaltsamer Weise, im Sinne der Lutherischen Lehre zu reformiren.

Es ist bekannt, wie nach Verlauf weniger Jahre der seines Landes beraubte Herzog, nachdem er vergebens des Kaisers und des Reiches Schutz gegen diesen „gewaltigen friedbrüchigen Ueberzug“ seiner Feinde angerufen hatte, zu den Waffen griff, um das ihm entrissene Erbe seiner Ahnen zurückzuerobern. Er hatte — wie es scheint, durch französisches Geld unterstützt — eine für jene Zeit nicht unbeträchtliche Streitmacht, etwa 8000 Fußgänger und 1000 Reiter, zusammengebracht, die sich im Bisthum Bremen, das sein Bruder Christoph verwaltete, unter bewährten Kriegsobersten, wie Christoph von Wrisberg, Herbert Langen u. A. sammelten. Wir erfahren aus dem Munde eines sachverständigen Mannes, der auf der Gegenseite stand, daß seine Leute „wohlgerüstet“ waren, aber es fehlte an Artillerie, namentlich an schwerem Belagerungsgeschütz, und bei dem bald eintretenden und sich in verhängnißvoller Weise bemerkbar machenden Geldmangel auf Seiten des Herzogs lockerte sich schon beim Beginn der Operationen die Kriegszucht. Dennoch war der Anfang des Unternehmens nicht unglücklich. Freilich der Versuch, die Feste Rotenburg im Verdenschen durch Handstreich fortzunehmen und damit sich des dort befindlichen Geschützes zu bemächtigen, mißlang, aber das Haus Steinbrück im Hildesheimischen öffnete ohne Widerstand seine Thore und am 29. September (1545) lagerte sich Heinrich, nachdem er sich durch 3000 Fußknechte und 1000 Reiter unter dem Grafen Otto von Rittberg, Alard von Hörde und anderen Vasallen verstärkt hatte, vor dem von den Sachsen besetzten Wolfenbüttel, dem Hauptwaffenplatz seines Landes.

Die Belagerung Wolfenbüttels sollte dem Herzoge verderblich werden. Sie gewährte den Schmalkaldener Bundesgenossen die nothwendige Zeit, um ihre längst begonnenen Rüstungen zu vollenden und dadurch die Absicht des Herzogs nicht nur zu vereiteln, sondern ihn selbst in ihre Gewalt zu bekommen und fürs Erste unschädlich zu machen. Vierzehn Tage lag Heinrich vor der Feste und betrieb mit fieberhafter Hast die Vorbereitungen zu einem Hauptsturm auf sie, der am 14. October erfolgen sollte. An demselben Tage aber erhielt er die unwillkommene Nachricht, daß seine Gegner, die Schmalkaldischen Fürsten, mit überlegenen Streitkräften heranzögen, um sie zu entsetzen. Er erkannte die Gefahr, die ihn bedrohte. In raschem Entschluß hob er die Belagerung auf und wandte sich in der Absicht, der ihm zugedachten Umzingelung zu entgehen, gen Süden. Ueber Bockenem und Gandersheim erreichte er das Göttinger Land, an dessen Grenzen gegen Hessen der Landgraf Philipp seine Truppen zusammenzog. Hier konnte er hoffen, noch rechtzeitig durchzubrechen und einer Ueberwältigung durch die Uebermacht seiner Feinde auszuweichen.

Schon aber waren ihm diese zuvorgekommen. Sie

hatten sich so gewaltig gerüstet, daß man, wie Luther schrieb, „falls nicht die Kälte dazwischen träte, einen Pfaffenkrieg erwarten dürfe, wie er nun seit länger als zwanzig Jahren gedrohet habe“. Philipp von Hessen und der junge Herzog Ernst von Grubenhagen hatten bereits bei Nordheim ihre Verbindung hergestellt. Nun zog auch Philipp's Schwiegersohn, Moriz von Sachsen, über Mühlhausen heran, um sich mit ihnen zu vereinigen. Einer solchen Uebermacht, die sich rüstete, ihm den Weitermarsch zu verlegen, war Heinrich d. J. nicht gewachsen. Nur wenn er rasch und entschlossen handelte, durfte er hoffen, die Maschen des Netzes zu zerreißen, in dem seine Gegner ihn zu fangen gedachten. Noch waren ihre getrennten Heerhaufen nicht beisammen, noch konnte ein mit Kühnheit unternommener Angriff zum Siege führen. Aber jede Stunde verminderte diese Aussicht und ließ Heinrich's Lage hoffnungsloser erscheinen. Sollte der Durchbruch gelingen, so mußte rasch und mit äußerster Anstrengung aller Kräfte gehandelt werden.

In dieser bedrängten Lage versagten dem Herzoge Entschluß und Thatkraft. Er ließ sich durch Verhandlungen hinhalten, die Seitens der Verbündeten vornehmlich durch Moriz von Sachsen geführt wurden und jenen ermöglichten, ihre bis dahin zersplitterten Streitkräfte zusammenzuballen zu einer so überlegenen und geschlossenen Macht, daß an ihr alle Angriffe und Durchbruchsversuche des Herzogs zerschellen mußten. Am 21. October (1545) trafen die beiderseitigen Heere nördlich von Nordheim in der Gegend von Eboldehausen auf einander. Hier mußte sich Heinrich d. J. nach kurzem Kampfe sammt seinem ältesten Sohne Karl Victor dem Landgrafen von Hessen, seinem früheren vertrauten Freunde, auf Gnade und Ungnade ergeben. Das Gefecht wird gewöhnlich nach dem dicht bei Nordheim gelegenen Kloster Höckelheim benannt.

Das sind in der Kürze die thatsächlichen Ereignisse, die den Braunschweiger Herzog in die Gewalt Philipp's von Hessen lieferten. Auf der Feste Ziegenhain ward er seitdem in enger Haft gehalten, aus der ihn erst die Niederlage seiner Gegner im Schmalkaldischen Kriege befreite.

Die Gefangennahme des Herzogs von Braunschweig mit den sie begleitenden Umständen war ein Vorgang, der in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes das größte Aufsehen erregte, aber auch schon bei den Zeitgenossen die verschiedenste Beurtheilung erfahren hat. Die gesammte lutherisch gesinnte Welt, von ihren geistlichen Wortführern und ihren fürstlichen Beförderern herab bis zu dem demokratischen Pöbel der evangelischen Städte jubelte über die „Ergebung des deutschen Türken, neuen Pharaoni und Sauli, den man sonst Herzog Heinrich von Braunschweig nenne“. Dankfeste wurden gefeiert, mit den Glocken geläutet und Triumph- und Denkmünzen auf das Ereigniß geschlagen. Freilich machten sich vereinzelte Stimmen auch in dem entgegengesetzten Sinne geltend, Stimmen, die mit der Zeit rasch sich mehrten und zuletzt zu einem vollen Chor von Anklagen und Beschuldigungen anschwollen. Man sprach es laut und offen aus, daß der Braunschweiger Herzog nicht durch Waffengewalt überwunden, sondern, von Trug und Arglist umstrickt, ein Opfer seiner arglos vertrauenden Gesinnung geworden sei. Die Einen machten dafür den Landgrafen Philipp verantwortlich, der, während der Kampf nach unentschieden forttobte, den Herzog durch lügnerische Versprechungen und gleißnerische Vorspiegelungen in sein Lager gelockt habe, um sich hier seiner Person zu bemächtigen. Die andere noch schwerere Anklage richtete sich gegen den Herzog Moriz, der sich nach ihrer Ansicht zum niederträchtigen Werkzeuge dieses elenden Betruges habe mißbrauchen lassen. Vornehmlich waren die abgelohnten Braunschweiger Kriegsknechte und Officiere beflissen, diese Auffassung der Angelegenheit zu verbreiten, selbst am kaiserlichen Hofe, wohin sich manche der letzteren begeben hatten. So ärgerlich und verdrießlich erschienen dem Herzoge Moriz diese Ausstreuungen, daß er sich veranlaßt fand, sie in einer eigens von ihm unter Beihülfe seiner Räthe verfaßten und dann in Druck gegebenen Vertheidigungsschrift zu widerlegen.

Die Sache selbst ist ziemlich verwickelt, obgleich oder vielleicht gerade weil eine ganze Anzahl von Berichten — officiellen und nicht officiellen — darüber vorliegt, von denen jene — von Hessischer, Sächsischer, Braunschweigischer Seite — theilweise stark parteiisch gefärbt sind, diese aber vielfach unzuverlässig und sich einander widersprechend erscheinen, da ihre Verfasser, selbst wenn sie bei den in Rede stehenden Ereignissen gegenwärtig und betheiligt gewesen sind, in dem Getümmel und der Verwirrung des Kampfes nicht durchweg in der Lage waren, die Vorgänge aufmerksam zu beobachten. Nach den neuesten eingehenden Forschungen von Erich Brandenburg, der die Gefangennahme Heinrich's von Braunschweig in einer besonderen Schrift behandelt hat und in dem jüngst erschienenen ersten Bande seiner Monographie über Moriz von Sachsen noch einmal darauf zurückkommt, muß man annehmen, daß die jedenfalls höchst zweideutige Rolle, die der junge Herzog von Sachsen bei dieser Gelegenheit gespielt hat, weniger das Ergebniß einer vorbedachten und absichtlichen Verrätherei gewesen ist als dasjenige einer unklaren und deshalb unhaltbaren politischen Lage, in die er freilich durch eigene Schuld gerathen war. Bis zu einem gewissen Grade kann man sein damaliges Verhalten als ein Vorspiel der Haltung betrachten, die er mit so entscheidendem Erfolge später in der weltgeschichtlichen Verwickelung zwischen dem Kaiser und seinen evangelischen Glaubensgenossen eingenommen hat. Seit seinem Regierungsantritt war er beflissen gewesen, zwischen den beiden mit einander hadernden religiösen Parteien im Reiche eine vermittelnde Stellung einzunehmen und zu behaupten. Im Gegensatze zu seinem eifrig katholischen Vater hatte er sich zwar der lutherischen Lehre zugewandt und war durch seine Vermählung mit der Tochter Philipps von Hessen diesem Haupte der protestantischen Partei auch verwandtschaftlich nahe getreten, aber er hütete sich wohl, sich rückhaltlos den Bestrebungen jener Partei anzuschließen und damit seine guten Beziehungen zum Kaiser Karl V. auf's Spiel zu setzen. So war er auch trotz häufigen Mahnens und Drängens

seiner Glaubensgenossen dem Schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten, sondern suchte zwischen ihm und dem Kaiser eine neutrale, vermittelnde Politik zur Geltung zu bringen. Er war deshalb durchaus nicht erfreut, als Philipp beim Ausbruch der Braunschweigischen Wirren unter Hinweis auf die früher zwischen den beiden Fürstenhäusern Sachsen und Hessen geschlossenen Verträge ein dringendes Gesuch um Hülfe gegen den die Hessischen Lande bedrohenden Heinrich d. J. an ihn richtete. Zögernd versprach er, einige hundert Reiter und etliche Fähnlein zu Hülfe zu entsenden und sich im Falle der Noth als Freund zu erweisen. Als dann aber die Gefahr wuchs, der Braunschweiger sich bis auf wenige Meilen der Hessischen Grenze näherte, da glaubte er eine stattlichere Hülfe und selbst seine persönliche Theilnahme nicht versagen zu können, obschon er eben erst von längerer Krankheit erstanden war. Aber die Vermittlungsgedanken begleiteten ihn auch in das Lager seines Schwiegervaters. Hier erst wurde ihm die Sachlage klar. Er hatte gemeint, er werde nur zur etwaigen Vertheidigung des Hessischen Gebietes zu Felde ziehen, jetzt aber erkannte er, daß dieses gar nicht vom Feinde ernstlich bedrohet sei, daß es sich vielmehr lediglich darum handele, Heinrich von Braunschweig an der Zurückeroberung seines Landes zu hindern. Lieh er dazu seinen Beistand, so konnte leicht bei dem Kaiser der Verdacht erweckt werden, als stehe er doch mit den Schmalkaldener Bundesgenossen in näheren Beziehungen, als er vorgab, während andererseits ein Sieg der Braunschweiger über das Bundesheer unfehlbar zu einer Schädigung der protestantischen Sache führen mußte, der auch er anhing. Diese Alternative war ganz geeignet, ihn in seinem Vermittlungsgedanken zu bestärken. Aber während Heinrich von Braunschweig seine darauf abzielenden Vorschläge nach einigem Bedenken und unter dem Vorbehalte, daß ihm unter allen Umständen der Besitz seines Landes zugesichert werde, bereitwillig annahm, wies sie der Landgraf mit der Bemerkung, daß jetzt keine Zeit mehr zum Verhandeln sei, schroff zurück. Herzog Moriz ließ sich dadurch nicht beirren. Im Lager bei Nordheim angekommen, erneuerte er persönlich mit verdoppeltem Eifer seine Bemühungen, einen Zusammenstoß der beiden feindlichen Heere zu verhindern. Philipp ließ sich endlich bewegen, seine Einwilligung zu einem Doppelspiel zu geben, das Moriz in Vorschlag brachte. Danach sollte dieser dem Braunschweiger Herzoge im Namen des Landgrafen Friedensvorschläge machen, von denen man annahm, daß Heinrich sie zurückweisen würde: geschähe dies, wie zu erwarten stand, dann falle für Moriz jeder Grund fort, sich einer Theilnahme an dem Kampfe gegen die Braunschweiger zu enthalten.

Am 19. October kamen demgemäß die beiden Fürsten, Heinrich und Moriz, in dem benachbarten Kloster Wiebrechtshausen zu einer Unterredung zusammen. Sie führte zu keinem Ergebniß, obgleich Moriz, um eine Einigung herbeizuführen, die härteste der von dem Landgrafen gestellten Forderungen, daß nämlich der Braunschweiger vorher seinem Glauben entsagen und sich zum Protestantismus bekennen müsse, verschwiegen hatte. Schon diese Thatsache beweist, mit wie wenig Ehrlichkeit die Verhandlungen von Sächsischer Seite geführt wurden. Heinrich brach sie schließlich kurzer Hand ab, wie der Landgraf von Hessen später behauptet hat, mit den prahlerischen Worten: „Binnen dreien Stunden werde man sehen, ob der Landgraf oder er, der Braunschweiger Herzog, Herr der Welt sei."

Erst jetzt, nach dieser fruchtlosen Unterredung, sandte Moriz am Abend des 20. Octobers dem Braunschweiger Herzoge seinen Absagebrief. Er sowohl wie Philipp von Hessen hatten die dadurch gewonnene Zeit benutzt, um die nothwendigen Vorbereitungen zum Angriff auf das braunschweigische Lager zu treffen. Dieser Angriff erfolgte schon am Morgen des folgenden Tages (21. October). Der Kampf drehte sich zunächst um den Besitz der alten Landwehr, die sich südlich von dem Braunschweigischen Lager bei Calefeld hinzog. Der Landgraf bemächtigte sich ihrer und, obschon seine Reiterei anfangs von der feindlichen geworfen wurde, behauptete er sich doch dank der Ueberlegenheit seines Geschützes in ihrem Besitze. Um auch sein Fußvolk in den Kampf zu bringen, ließ er in aller Eile an fünf verschiedenen Stellen passirbare Durchgänge durch die Landwehr herstellen. Nun wurde der Kampf allgemein. Während er noch unentschieden tobte, sah man plötzlich den Herzog Heinrich mit seinem Sohne und geringer Begleitung sich dem Orte nähern, wo Philipp von Hessen zu Pferde hielt und von wo er die Schlacht leitete. Moriz hatte ihn inmitten des Kampfes um eine abermalige Unterredung ersuchen lassen, auf die der Herzog bereitwillig einging. Da der Landgraf kategorisch erklärt hatte, „es bedürfe keiner Handlung mehr, er wolle den Vater und den Sohn in seine und keines Anderen Hand haben", bot Moriz alle seine Ueberredungskunst auf, um den Herzog zu bestimmen, sich dem Landgrafen persönlich zu ergeben. Heinrich zögerte einen Augenblick, als ihm aber Moriz versicherte, er werde alsdann schon dafür sorgen, daß ein Vertrag mit für ihn annehmbaren Bedingungen zu Stande komme, gab er nach und ritt langsam mitten durch das Kriegsgetümmel in Begleitung seines Sohnes dem Platze zu, wo sich Landgraf Philipp befand. (Schluß folgt.)

Gandersheim im siebenjährigen Kriege.

(Schluß.)

Den 5. Dec. kamen wieder 3 Bataillons Lucknerischer Grenadiers hier zu liegen und marschirten den 6ten December wieder ab ins Amt Winzenburg in die Winterquartiere.

Den 16. Dec. kamen wieder 30 Jäger von Hameln herauf von den Braunschweigern und gingen nach ihrem Corps.

Den 23. Dec. gieng das hiergelegene kl. Hospital von Prinz Friedrich erst zum Regiment ab.

Den 31. Dec. kam wieder ein Commando Braunschweigischer und Hessischer Infanterie und Cavallerie 280 Mann stark zurück hier durch, um den Cordon

abzulösen, welche der Hessische General von Wolff commandirte, und lagen 1 Nacht hier.

Den 11. Dec. wurde des Französischen General Duc de Lavall sein Sohn, so an Blattern hier krank liegen blieben und gestorben, stille begraben; dieser sowohl als Vattan hatten ganz blatte Särge.

Die Preise der Lebensmittel waren in diesen Drangsalen sehr hoch gestiegen, als:

Rocken	à Himpt.	$2^1/_3$	ℛ
Weizen	„	5	„
Gerste	„	$2^2/_3$	„
Haber	„	$1^1/_3$	„
Erbsen	„	3	„
Rindfleisch	das ℔	6	gl
Hammelfleisch	„ „	6	„
Schweinfleisch	„ „	9	„
Kalbfleisch	„ „	8	„
Speck	„ „	12	„
Brandwein	1 Quartier	24	„
Goslar-Bier	„	4	„
Gandersheimer Bier		1	„
1 Ey		4	„
1 ℔ Caffe Mart.		27	„
trockene Zwetschen	à ℔	18	„
1 Puterhan		5	ℛ
1 Gans		1	„
1 Endte		24	gl
1 Huhn		24	„

etc.

1762.

Den 7. Januar kamen 96 Mann Cavallerie von die Hessen vom Cordon von Einbeck zurück, giengen nach ihren Regimentern in die Winterquartiere und blieben eine Nacht hier.

Den 9. Januar kamen 120 Mann Hessen Infanterie vom Cordon zurück.

Den 14. Januar kamen 50 Lucknerische Hussaren zurück.

Den 16. Jan. kamen 15 Mann Hannov., Braunschweiger und Hessen mit 30 Recruten vom Amte Hundesrück hier durch, blieben alle 1 Nacht hier und muste ihnen allemahl zu Eßen gegeben werden.

Den 31. Januar kamen wieder 150 Mann Cavallerie und 170 Mann Infanterie alles Hessen von verschiedenen Regimentern auf 1 Nacht hier zu liegen, giengen vorwerts den Cordon abzulösen und noch 50 Lucknerische Hussaren, gingen aber durch.

Den 2. Febr. kamen wieder 40 Mann Cavallerie Hannoveraner und 30 Mann Infanterie Braunschweiger zurück, blieben 1 Nacht hier.

Den 3. Febr. kamen wieder zurücke 80 Cavall. und 80 Infant. von den Hessen.

Den 13ten kamen wieder 80 Cavall. und 120 Infant. von die Hessen 1 Nacht hier, giengen vorwerts.

Den 14. Febr. giengen wieder 80 Hannöversche Cavallerie und 80 Braunschw. Infanteristen auf 1 Nachtquartier hier durch vorwerts nach Einbeck, wo sie alle hin marschireten.

Den 15. Febr. kamen wieder zurück 80 Cavall. und 120 Inftr. Hessen und 12 Hannöversche Cavall. 1 Nacht hier.

Den 16. Febr. kamen aber zurück 50 Lucknersche Hussaren, 40 Cavall. und 40 Infant. von Hessischen Jägers, blieben 1 Nacht hier.

Den 28. Febr. kamen wieder und giengen vorwerts den Cordon abzulösen 144 Mann Hessen Cavall. als von Regiment v. Einsiedel, Pr. Friedrich und Jägers, 15 Dragoner Hannoveraner von Waldhausen, 190 Man Hessen Infanterie von Pr. Anhalt, von Bischhausen und Jägers, blieben 1 Nacht hier.

Den 2. Merz kamen eben von selbigen Regimentern so viel wieder zurück auf 1 Nachtquartier und giengen noch durch 80 Mann Braunschweiger von Mansberg Regiment nach Dannhausen.

Den 14. Merz giengen wieder vorwerts 84 M. Hessen Cavallerie und 160 M. Infanterie von vorbeschriebenen Regimentern 1 Nachtquartier hier.

Den 15. Merz kamen 80 M. Hessische Cavall. Jägers von Wetteborn und giengen nach Duderode und 200 Mann Stockhausische Jäger giengen durch ins Paderbornische.

Den 21. Merz kamen ebenfalls 128 Cavallerie und 240 M. Infanterie von den Hessen auf 1 Nachtquartier hier und giengen nach Einbeck.

Den 22. Merz gieng das ganze Hessische Jäger Corps mit klingendem Spiel durch nach Calefeld, und 128 Mann Cavall., wie auch 240 M. Infant. von den Hessen kamen von Einbeck zurück und blieben 1 Nacht hier.

In diesem Monath änderte sich die Scene, weil Rußland mit Preußen Friede gemacht.

Den 23. Aprill kamen von Einbeck 128 Cavall. und 240 Mann Infanterie von Einbeck und gingen wieder ins Hildesheimische zu ihren Regimentern, blieben 1 Nacht hier.

Den 18. May brach die Alliirte Armee aus ihren Winterquartieren auf und marschirte vorwerts gegen Cassel.

Den 19. May kamen hier ins Nachtquartier auf 1 Rasttag 2 Bataillone von Lucknerischen Grenadiers, ingleichen das Braunschweigische Regiment von Mansberg und 2 Compagnien von Prinz Friedrich, alle 2 Nacht hier, waren sehr unhöflich, sowohl Officier als Gemeine, giengen auf Einbeck.

Den 20. May kam das Hessen Regiment von Bischhausen wieder auf 1 Nachtquartier hier und das Hessen gelbe Dragoner Regiment 800 M. stark gieng durch, alle auf Einbeck zu. Der Durchl. Prinz Friedrich von Braunschweig nahm sein Quartier im Granzinischen Hauße.

Die Kanne Bier kostet jetzo 3 Mgr.

In diesem Monath machte Schweden auch mit Preußen Friede.

Den 8. July Morgens 5 Uhr kamen hier wieder an Braunschweig. Auxiliaires (oder vom Türken Corps, weilen sie wie Türken bekleidet waren), welche der Oberste von Raue commandirte, von Greene herüber, nemlich Türken 10 Mann, Hussaren 10 Mann, noch Hussaren 30 Mann und Infant. Jägers 100 Mann und giengen Abends 6 Uhr wieder ab auf Sebexen. Ferner kamen noch 40 Cavall. Jägers von Seesen, also

in Summa 190 Mann, lauter, wie geschrieben, schlecht Gesindel.

In diesem Monath kostet die Kanne Bier 4 gr.

Den 2. Sept. kamen wieder von Braunschweig her 1 Compagnie Cavall. Jägers und 1 Compagnie Auxilieres zu Pferde und giengen durch nach Cassel.

Den 2. Novbr. sind die Friedens-Präliminarien zwischen Engeland, Franckreich, Spanien und Portugal unterzeichnet und darauf der Friede bey Amoeneburg [6]) ausgerufen.

Den 1. Decbr. kam 1 Hannoverisches Cavall. Reg. v. Behr 1 Nacht hier zu liegen.

Den 2. Dec. kam der Durchl. Prinz Friedrich von Braunschweig mit seiner ganzen Svite auf 2 Nachte hier zu liegen und giengen nach Hildesheim in die Winterquartiere.

Den 21. Dec. kamen die Quartiermeisters von den Braunschweigischen Hussaren hier auf 1 Nacht zu liegen.

Den 26. Dec. kam das ganze Braunschweigische Hussaren Regiment hier an und blieb 1 Nacht liegen. Alle diese Freunde Truppen haben bey ihren Hin- und Hermärschen noch weniger Mannszucht als die Feinde gehalten.

1763.

Den 15t., 25t., 30t. Januar und den 1. Febr. rückten die Braunschweigischen Truppen in Braunschweig und Wolfenbüttel wieder in ihre Garnisons.

Den 15. Febr. sind auch die Friedens-Präliminarien zwischen Oestereich, Preußen und Sachsen unterzeichnet, worauf auch sogleich der Devinitiv Tractat erfolget zu Hubertsburg in Saxen, worauf hier und überall das Friedensfest gefeyert und zwar nach gnädigster Landesherrlicher Verordnung und Vorschrift am Sontage Jubilate, den 24. Aprill 1763.

Es wurde mit allen Glocken als an einem großen Festtage geläutet. Als solches zum 2ten mahl geschahe, kamen die Schulkinder, männlichen und weiblichen Geschlechtes, in Kranz und Band gezieret und aufs Beste geschmücket, samt Chorschüler, Schul Collegen und Schullehrers aus denen Schulen paarweis gezogen und giengen die Weiblichen vorauf und wurde dabey der Gesang gesungen: „Alle Welt was lebt und webet, p.“, giengen um den Kirchhof vor der Abtey herunter, über den Plan und Markt singend bis in die Kirche, wobey zum 3t. Mahl geleutet wurde. So wie diese aufhöhreten, wurde in der Kirche das „Herr Gott dich loben wir p.“ wieder mit Musique angefangen und darauf wurde auch eine schöne Dank Predigt gehalten und dieser ganze Tag frölig vollenbracht.

Dieses ist unsern Nachkömmlingen zur Nachricht hieher gesetzet, um daß sie doch auch etwas noch davon vorstellen können, in was für Noth und Krieges Angst ihre Vorfahren vor Zeiten gestecket.

So geschehen Gandersheim den 22 Jul. 1786.

Joh. Phil. Fischer,
so alles Vorbeschriebene selbst mit ausgehalten.

6) Stadt in der kurhessischen Provinz Oberhessen. Hier war am 21. Septbr. 1762 ein Gefecht zwischen den Alliirten und den Franzosen, während dessen die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien eintraf.

Die Rittergutsbesitzer des Herzogthums Braunschweig in den Jahren 1501—1900.

	1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
79. **Groß-Gisbeck.**	v. Bartensleben.	1619 Herzogin Elisabeth zu Br. u. Lün. — 1629. Stucke. — 1654. Couring.	1783. v. Bohlen. — 1796. v. Strombeck.	1876. Fischer. — 1884. Reinhardt.
80. **Stadtoldendorf mit Giese-berg.**	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe.	v. Campe. — 1897. Barttlingk.
81. **Thiede.**	1524. Rapp.	Rapp. — c. 1660. v. Stockhausen.	c. 1710. Breymann.	1808. Schwanecke. — 1838. Wrede. — 1857. Actien-Rübenzuckerfabrik Thiede.

Nr.	Gut	Entstehung				
82.	**Thune.**	Privilegium vom 16. Sept. 1693.		1693: v. Jettebrock.	1701: v. Bobart. c. 1730: v. Kalm. 1748: Bornholz. 1756: v. Meibom. 1784: v. Ehrenkrook. 1786: v. Riedesel. 1790: Gebhardi.	c. 1810: Claus. 1888: Kahmann. 1893: Marquardt. 1896: in der Matrikel gestrichen u. zerstückelt.
83.	**Timmenrode.**	aus zwei Ackerhöfen entstanden.	1567: v. Machwitz.	c. 1610: v. Wilkenitz. c. 1650: v. Breidenbach. c. 1680: Willighausen.	c. 1710: v. Hake. 1737: v. Kalnein. 1743: v. Taubenheim. 1744: v. Windheim. 1784: Walther.	1839: Mundt.
84.	**Groß-Twülpstedt.**		v. Bartensleben.	1652: Conring.	1783: v. Bohlen. 1796: v. Strombeck.	
85.	**Uefingen.**					1892: Löbbecke.
86.	**Groß-Vahlberg.**		v. Weferling.	1602: im Fürstlichen Besitze. c. 1627: v. Hoym. 1668: v. Weferling.	1776: v. Münchhausen.	
87.	**Klein-Vahlberg.**	Privilegium vom 17. Januar 1642.		1642: v. Schwartzkoppen.	v. Schwartzkoppen.	1853: von der Gemeinde gekauft und zerstückelt.
88.	**Veltheim.**	v. Veltheim. v. Honrodt.	v. Honrodt.	v. Honrodt.	v. Honrodt.	1815: v. Warkotsch. 1832: v. Veltheim.
89.	**Voldagsen.**	Privilegium vom 2. Januar 1696.		1694. 1696: Graf Wartensleben.	c. 1702: v. Meder. 1704: an Herzogl. Cammer verkauft.	
90.	**Volkersheim (Oberhof).**	v. Volkersheim.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm. 1885: v. Gadenstedt.

			1501—1600.	1601—1700.	1701—1800.	1801—1900.
91.	Volkers-heim (Unterhof).	v. Volkersheim.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm.	v. Cramm. 1885. v. Gadenstedt.
92.	Watzum.		v. Weserling.	v. Weserling.	1776. v. Münch-hausen. 1792. Hecht.	1830. Diederichs. 1861. Schulze.
93.	Wendessen.	1676 in Rittermatrikel aufgenommen.		1668 im Besitze der Herzogin Christ. Elisabeth.	1754. Köhler. 1772. Müller (v. Lauingen).	1851. Ernst. 1864. Seeliger.
94.	Wend-hausen.			1682. Probst von Wend-hausen.	1718 v. Dehn. 1751 an Herzog Karl verkauft.	1873. Vieweg.
95.	Wester-brak.		v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.	v. Grone.
96.	Wind-hausen.		v. Oldershausen. v. Gittelde. 1599. v. Gittelde.	1630. v. Jagemann. 1642. Koch.	v. Koch.	v. Koch. 1863 an Gemeinde verkauft und zerstückelt.
97.	Wolperode.		v. Rauschenplat. c. 1539. Stopler.	c. 1630. Hamstedt. 1646. Brüning.	v. Brüning.	1812. v. Waldenfels. 1842. Alers. 1861. Matthäi. 1873. Wendt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 20. October **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Höckelheim und Langensalza.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Ueber die nun folgende Unterredung der beiden Fürsten sind wir nicht in authentischer Weise unterrichtet, da die verschiedenen Berichte darüber nicht unwesentlich von einander abweichen, ja sich theilweise geradezu widersprechen. Jedenfalls hat die Unterredung nur wenige Minuten gedauert. Am glaubwürdigsten ist wohl das, was eine von hessischer Seite ausgegangene Relation darüber berichtet. Danach redete Heinrich den Landgrafen mit den Worten an: „Lieber Oheim! Auf die Handelung, die Herzog Moriz mit mir gehabt, stellen ich und mein Sohn uns in Ew. Liebden Hand", worauf der Landgraf ihm versprochen habe, „ihn fürstlich halten zu wollen", sich aber trotz der inständigen Bitten seines Schwiegersohnes nicht bewegen ließ, ihm als Zeichen der Versöhnung die Hand zu reichen. Die von braunschweigischer Seite veröffentlichten Darstellungen lauten freilich ganz anders. Danach soll Philipp den gedemüthigten Herzog nicht nur, sondern auch dessen ganz unschuldigen Sohn mit bitteren Vorwürfen überhäuft haben. „Wärest Du meiner" — habe er zu jenem gesagt — „jetzt ebenso gewaltig wie ich Deiner, Du würdest mich sicher nicht leben lassen", und dem jungen Prinzen, der ihm zu Füßen fiel, hielt er vor, daß sein Vater das Blutvergießen und so vieler Leute Verderben ganz allein zu verantworten habe. Heinrich selbst hat aus seinem Gefängniß heraus wiederholt behauptet, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, sich dem Landgrafen zu ergeben, sondern daß, als er auf Morizens Zureden und im Vertrauen auf dessen Wort zu ihm ritt, er der Meinung gewesen sei, es sollten lediglich neue Verhandlungen angeknüpft werden, um dem unheilvollen Hader ein Ende zu machen.

Nach Heinrich's Gefangennahme setzten seine jetzt führerlosen Truppen den Kampf zwar noch eine kurze Zeit fort, aber die entschlossenen Maßnahmen des Landgrafen hinderten sie an jedem Erfolge und am Tage darauf mußten sie, von ihm bedrängt und von ihren Hauptleuten im Stich gelassen, geloben, drei Monate lang sich jeder Feindseligkeit gegen die Schmalkaldener zu enthalten, alles Geschütz — es waren 18 leichte Feldstücke — auszuliefern und mit abgerissenen Fahnen davonzuziehen. Damit war Heinrich's Versuch, sein Land zurückzuerobern, vollständig gescheitert, er selbst aber bedingungslos in die Hand seines Todfeindes gefallen, der ihn zwei Jahre lang auf der hessischen Festung Ziegenhain in strengster Haft hielt. Alle Anstrengungen, die von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Moriz von Sachsen, gemacht wurden, diese zu mildern, waren vergeblich. Erst die Schlacht bei Mühlberg sprengte die Riegel seines Kerkers und gab ihm mit der persönlichen Freiheit auch den Besitz seines Landes zurück.

Wenden wir uns nun zu den Ereignissen, die ich zu Anfang meines Vortrages zusammenfassend mit dem Namen „Langensalza" bezeichnet habe und die meiner Ansicht nach ein merkwürdiges und auffallendes Gegenstück zu den soeben behandelten Vorgängen, fast möchte ich sagen, eine zweite Auflage von ihnen bilden. Die Vorgeschichte dieser Ereignisse, die ein Theil von uns noch selbst erlebt hat, darf ich als allgemein bekannt voraussetzen. Wir besitzen darüber, namentlich auch über die Schlußkatastrophe von Langensalza, eine reiche, sehr ausgiebige Litteratur, nicht nur in den größeren zusammenfassenden Werken, die über die neuere deutsche Geschichte und die Begründung des neuen deutschen Reiches erschienen sind, sondern auch in einer sehr großen Anzahl von Einzelschriften, die zum größten Theil von den dabei betheiligten Personen herrühren und daher vorwiegend als Parteischriften zu bezeichnen sind. Es ist selbstverständlich, daß ich in einem kurzen Vortrage, wie dieser, auf eine eindringliche Kritik der letzteren verzichte. Ich muß mich mit einer übersichtlichen Darlegung der hier in Betracht kommenden Ereignisse begnügen, die indeß auf einer möglichst unbefangenen und unparteiischen Abwägung der beiderseitigen Berichte beruht.

Der Conflict zwischen den beiden deutschen Großmächten, das große Duell zwischen Oesterreich und Preußen, wie es Bismarck genannt hat, das seit Jahrzehnten den Frieden Deutschlands und Europas bedrohet hatte, war endlich zum Ausbruch gekommen. Oesterreich hatte in Folge des Einmarsches der Preußen in Holstein beim Bundestage seinen bekannten Antrag auf Mobili-

sirung aller nichtpreußischen Bundescorpscontingente gestellt und Preußen mit der Erklärung seines Austritts aus dem Bunde darauf geantwortet. Schon am Tage nach der entscheidenden Sitzung des Bundestages in Frankfurt, am 15. Juni, überreichte Prinz Ysenburg, der preußische Gesandte in Hannover, der dortigen Regierung eine Drohnote, welche die Zurückführung der hannövrischen Truppen auf den Friedensstand vor dem 1. März, die Zustimmung des Königs Georg zu der Berufung eines deutschen Parlaments, endlich die Ausschreibung der dazu erforderlichen Wahlen verlangte. Auf dieser Grundlage wurde Hannover ein Bündniß mit Preußen, sowie die Gewähr seines Ländergebietes und seiner Selbständigkeit nach Maßgabe der preußischen Reformvorschläge bezüglich des Bundes angeboten, anderen Falls die sofortige Kriegserklärung in Aussicht gestellt. Bei dem Charakter und den Gesinnungen des Königs Georg war die Zurückweisung dieser Anträge vorauszusehen. Sie erfolgte noch an demselben Tage. Der König bezeichnete die ihm gestellten Bedingungen als unvereinbar mit seiner königlichen Ehre und Pflicht und fügte hinzu, daß er als Christ, Monarch und Welf nicht anders könne, als auf ihrer Abweisung zu beharren. Die unmittelbare Folge dieses Beschlusses war die Kriegserklärung Preußens an Hannover.

Es zeigte sich jetzt, wie unfertig und mangelhaft die hannövrischen Vorbereitungen — Rüstungen kann man sie kaum nennen — für den eingetretenen Fall waren. Während auf preußischer Seite zwei kriegsmäßig ausgestattete Divisionen, die eine im Norden unter Manteuffel, die andere im Westen unter Vogel von Falkenstein zum sofortigen Einmarsch in das Königreich bereit standen und eine dritte Division unter General Beyer von Wetzlar aus auf Cassel marschirte und von da die Südgrenze des Königreichs bedrohete, waren die hannövrischen Truppen zum Zweck von Brigadeübungen über einen großen Theil des Landes zerstreut und für einen sofortigen Feldzug nichts weniger als vorbereitet. Unter diesen Umständen erging unter Aufgabe des ursprünglichen Planes, die Armee um Stade zu versammeln und sie hier mit der aus Holstein heranziehenden österreichischen Brigade Kalik zu vereinigen, an sämmtliche hannövrische Truppen der Befehl, ihre Concentrirung bei Göttingen zu bewerkstelligen, wohin sich auch der König in Begleitung des Kronprinzen begab. Hier gelang es unter zum Theil sehr großen Anstrengungen, die ganze Armee mit Ausnahme weniger kleiner Abtheilungen am 18. Juni zu vereinigen. Indessen waren bei dem unfertigen Zustande, in dem sich die Truppen befanden, namentlich auch um die in letzter Stunde einberufenen Urlauber, die trotzdem fast vollzählig, 3000 Mann, herbeigeeilt waren, einzukleiden und zu bewaffnen, einige Tage erforderlich. Daß dies in der dazu vergönnten kurzen Zeit gelang, legt von der Opferwilligkeit der Mannschaften, von dem Eifer und der Hingabe der Officiere ein glänzendes Zeugniß ab.

Am 21. Juni war man mit den nothwendigen Vorbereitungen fertig, die Armee marschbereit. Wohin dieser Marsch zu richten sei, darüber konnte bei der inzwischen eingetretenen militärischen Lage kaum ein Zweifel obwalten. Man mußte suchen, sich mit den Bayern, die ihre Vortruppen mittlerweile bis an den Südrand des Thüringer Waldes, bis nach Meiningen und Coburg, vorgeschoben hatten, zu vereinigen. Auskundschaften hatten ergeben, daß dies am leichtesten durch einen Marsch auf Eisenach oder Gotha zu erreichen war. Demgemäß brach man noch an demselben Tage (21. Juni) von Göttingen nach dem Eichsfelde auf, überschritt die preußische Grenze in der Richtung auf Heiligenstadt und setzte an den beiden folgenden Tagen den Marsch ungehindert über Mühlhausen und Langensalza auf Gotha und Eisenach fort. Am 24. standen die hannövrischen Vortruppen nur wenige Stunden von den beiden letztgenannten Städten entfernt. Man überzeugte sich, daß Eisenach so gut wie gar nicht, Gotha nur schwach vom Feinde besetzt war. Man brauchte nur vorwärts zu marschiren — und die Armee war gerettet. Da machten sich als der Brigade Bülow bereits der Befehl ertheilt war, gegen Eisenach vorzugehen, andere Einflüsse geltend, die den unwiederbringlichen Moment versäumen ließen und das tapfere Heer einem unabwendbaren Verderben entgegenführen sollten.

In Berlin, von wo aus die preußischen Truppenbewegungen durch den König unmittelbar und durch den großen Generalstab geleitet wurden, hatte man selbstverständlich die Bewegungen des hannövrischen Heeres mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Der bestimmte Befehl des Königs Wilhelm, wie er sich in wiederholten dringenden Weisungen an die Befehlshaber der einzelnen preußischen Heerestheile, namentlich an den General Vogel von Falckenstein, aussprach, ging dahin, „die hannövrischen Truppen entweder durch Entwaffnung oder durch Angriff auf sie unschädlich zu machen und außer Wirksamkeit zu setzen“. Durch eine Verkettung widriger Umstände war dies weder in der Zeit, als die hannövrische Armee in Göttingen rastete, noch auch auf ihrem Marsche in die Umgegend von Langensalza gelungen. Daher kam man auf den Gedanken, sie durch Anknüpfung von Verhandlungen aufzuhalten und ihren Weitermarsch so lange zu verzögern, bis hinreichend zahlreiche preußische Streitkräfte am Platze wären, um jenem königlichen Befehle die Durchführung zu sichern. Diese Idee scheint vom Könige selbst ausgegangen zu sein. In einer von ihm an Moltke gerichteten Bleistiftsnotiz vom 22. Juni heißt es: „Der (von den Hannoveranern) verlangte Durchzug ist ebenso gescheit wie naiv. Da er natürlich nicht zu gewähren ist, so fragt es sich nur, da Fabeck (der in Gotha befehligende Officier) nicht stark genug ist, bei einem abzuschlagenden Durchzuge einen Angriff zurückzuschlagen — — —, ob man nicht wird Zeit gewinnen müssen durch einige Stunden Unterhandlungen“. In Folge dieser Andeutung telegraphirte Moltke sofort an den Obersten von Fabeck: „Sie haben sogleich durch Parlamentär mit dem bei Heiligenstadt commandirenden (hannövrischen) General dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen streckt, d a e r v o n a l l e n S e i t e n u m s t e l l t i s t, diese Verhandlungen möglichst zu trainiren wegen Einholung von Instruction und mit den Generalen Beyer und Glümer sogleich in Verbindung zu treten, um Truppen

rechtzeitig nach Eisenach, eventuell mit der Bahn nach Gotha heranzuschaffen“.

Man kann diesem Telegramm den Vorwurf nicht ersparen, daß es befahl, mit der hannövrischen Heeresleitung, beziehentlich mit dem Könige Georg selbst, Verhandlungen anzuknüpfen, deren Grundlage sich als eine faktische Unwahrheit darstellt. Die hannövrische Armee war damals — dies war nirgend genauer bekannt als in Berlin selbst — durchaus nicht „von allen Seiten umstellt“, vielmehr stand ihr der Weg über den Thüringer Wald so gut wie völlig offen. Gotha war am Morgen des 23. Juni nur von drei Bataillonen, einer Schwadron und vier Geschützen unter dem sachsen-gothaischen Oberst von Fabeck besetzt, Eisenach sogar nur von einem Theile des Füsilierbataillons vierten Garderegiments unter Oberst von Osten-Sacken, wozu allerdings im Laufe des Tages aus Magdeburg noch etwa 790 Mann, meist Landwehr, hinzukamen. Auch die Truppen in Gotha wurden noch um zwei reitende Batterien aus Erfurt verstärkt. Aber weder jene bei Gotha versammelten, noch diese bei Eisenach stehenden Truppen hätten einem entschlossenen Angriffe der Hannoveraner einen ernstlichen Widerstand entgegensetzen können. Auch beweist die ganze Fassung der mitgetheilten Depesche Moltke's, daß es auf ein absichtliches Hinhalten, wenn nicht geradezu auf eine Täuschung der Hannoveraner abgesehen war. Man kann es daher diesen kaum verargen, wenn sie bei den nun beginnenden Verhandlungen, Gleiches mit Gleichem vergeltend, nebenbei bemühet waren, über die wirkliche Sachlage, namentlich über ihre von den Gegnern behauptete gänzliche Umzingelung ins Klare zu kommen.

Am Morgen des 23. Juni erschien, dem Befehle Moltke's gemäß, der gothaische Hauptmann von Ziehlberg im hannövrischen Hauptquartier, das sich damals südlich von Mühlhausen befand. Er überbrachte eine Abschrift des Moltke'schen Telegrammes mit der Aufforderung der Waffenstreckung, von dem indeß der Absatz, der das Hinhalten (Trainiren) der Verhandlungen empfahl, fortgelassen war. Da er weiter keine Legitimation vorzuweisen hatte, so beschloß man hannövrischerseits, einen Parlamentär nach Gotha zu senden, der zugleich den Auftrag erhielt, über die Stärke der dortigen Garnison und die behauptete völlige Umstellung der hannövrischen Armee Erkundigungen einzuziehen. So begannen diese verhängnißvollen Verhandlungen, die den Untergang des hannövrischen Heeres und damit des hannövrischen Staates herbeiführen sollten, und über deren Verlauf von beiden Seiten so viel geschrieben und gestritten worden ist. Auf die Einzelheiten dieser Polemik hier näher einzugehen, würde bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit nicht am Platze sein, auch dürfte sich daraus kaum ein klares und überzeugendes Bild der Vorgänge ergeben, da hier vielfach Behauptung gegen Behauptung steht und es schwer, um nicht zu sagen unmöglich ist, die Wahrheit der einzelnen Aussagen von hüben und drüben mit absoluter Sicherheit festzustellen. Ich begnüge mich also damit, meinen Bericht über diese Ereignisse durch einige Bemerkungen allgemeiner Art abzuschließen, wie sie sich einem jeden unbefangen Urtheilenden unwillkürlich und gleichsam von selbst aufdrängen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der für die Hannoveraner so traurige Ausgang der Verhandlungen und das darauf folgende Blutbad, das der Welt noch einmal das Schauspiel eines erbitterten Kampfes von Deutschen gegen Deutsche geben sollte, in welchem selbst vielfach Verwandte und Freunde gegen einander fochten, zu einem großen Theile der Rathlosigkeit, Verwirrung und Unentschlossenheit zuzuschreiben ist, die im hannövrischen Hauptquartier herrschte und deren Ursache hauptsächlich in dem Umstande zu suchen ist, daß der bekanntlich durch ein körperliches Gebrechen in seinen Entschließungen beeinträchtigte König sich beim Heere befand und durch seine Autorität vielfach hemmend und verwirrend in die militärischen und diplomatischen Maßnahmen eingriff. König Georg war sicherlich ein Mann, der durch manche hervorragende Eigenschaften wie zum Herrschen bestimmt schien, aber er hatte bereits in jungen Jahren die Sehkraft des einen Auges verloren und dann das Unglück gehabt, durch Unvorsichtigkeit auch das andere Auge so schwer zu verletzen, daß völlige Blindheit eintrat. Bei reichen Anlagen des Geistes und Gemüthes, die ihn auszeichneten, mußte in Folge davon seine Entwicklung vielfach gehemmt und die Richtung seines Geistes in gefährliche Bahnen geleitet werden, so daß sich schließlich in ihm eine Gedankenwelt ausgebildet hatte, die mit der Wirklichkeit der Dinge nicht immer im Einklang stand. Er hegte von der Bedeutung seines Landes, von der historischen Mission seines Hauses, von der eigenen königlichen Würde die höchste Meinung. Hatte seine Erblindung schon in früheren Jahren die Ausbildung seiner geistigen Kräfte erschwert und theilweise selbst gehindert, so mußte sie, nachdem er zur Regierung gelangt war, ihm die volle Ausübung seines königlichen Berufes unmöglich und ihn dem Einflusse seiner Umgebung, auf deren Urtheil er in vielen Dingen angewiesen war, mehr, als heilsam und ersprießlich, zugänglich machen. War dies aber schon in ruhigen Zeiten der Fall, so steigerte es sich naturgemäß zu einer geradezu bedenklichen Gefahr in schwierigen Lagen und Verwickelungen und mußte sich in einer Krise von der Größe und Bedeutung, wie sie damals über Hannover hereingebrochen war, als verhängnißvoll erweisen. Und so geschah es. Der König, in der verzweifelten Bedrängniß, in die er sich pötzlich versetzt sah, und beeinflußt durch die aufregenden Ereignisse der letzten Tage, ward in seinen Entschlüssen mehr noch als sonst durch die nichts weniger als einstimmige Meinung seiner Umgebung, namentlich der höheren Officiere, bestimmt. Dadurch kam in die Maßnahmen, die zu ergreifen waren, ein bedenkliches Schwanken, das zu keinem guten Ende führen konnte. Das zeigte sich gleich zu Anfang der Verhandlungen. Unmittelbar vor der Ankunft Ziehlberg's im hannövrischen Hauptquartier war hier in richtiger Erkenntniß der von dem Gegner angewandten Kriegslist der „bestimmte Entschluß“ gefaßt, die Besitznahme Gothas am folgenden Tage zu erzwingen, und die dazu nothwendigen Dispositionen getroffen

worden. Wäre man dabei geblieben, so würde dem tapferen Heere der Durchbruch nach dem Süden unzweifelhaft gelungen sein. Statt dessen ließ man sich durch die Mission eines untergeordneten Officiers ohne jede officielle Beglaubigung zu der Anknüpfung von Verhandlungen bestimmen, durch die man den Gegner in den Stand setzte, die von ihm wahrheitswidrig behauptete völlige Umstellung der Armee nunmehr factisch durch- und diese dem Verderben entgegenzuführen. Dieser unsicheren, schwankenden, um nicht zu sagen zaghaften Haltung gegenüber waren die Maßnahmen auf preußischer Seite ebenso fest, bestimmt und im vollen Sinne zielbewußt. Bei den Hannoveranern gedachte man durch Verhandlungen gegen die Verpflichtung, in den nächsten acht Wochen an den Feindseligkeiten keinen Theil zu nehmen, den freien Abzug zu erlangen: bei den Preußen galt die Losung, unter allen Umständen und coûte que coûte die Waffenstreckung des hannövrischen Heeres zu erzwingen.

Die angeknüpften Verhandlungen wurden hannövrischerseits durch eine Anzahl von Officieren geführt, deren Wechsel und zum Theil von einander abweichende Instructionen die Rathlosigkeit bezeugen, in der man sich im hannövrischen Lager befand, und die nicht wenig dazu beigetragen haben, die ganze Sachlage noch mehr zu verwirren. Auf preußischer Seite dagegen trat eine fürstliche Persönlichkeit dabei zeitweilig in den Vordergrund, deren Verhalten geeignet ist, an die ähnlichen früher geschilderten Vorgänge bei der Gefangennahme Heinrich's d. J. bei Höckelheim zu erinnern. Es war das der regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, gleich Moriz von Sachsen ein Sproß des Wettiner Fürstenhauses.

Herzog Ernst ist als eifriger Beförderer der deutschen Einheit und der Wiederherstellung des deutschen Reiches, die er freilich mit seltsamen Mitteln und auf sonderbaren Wegen zu verwirklichen trachtete, allgemein bekannt. Er hat unter dem Titel „Aus meinem Leben“ in einem dreibändigen Werke eine Selbstbiographie veröffentlicht, in der er mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit bei den politischen Ereignissen verweilt, bei denen er eine Rolle gespielt zu haben glaubt oder auch wirklich gespielt hat. In diesem Buche kommt er auch auf die hier in Rede stehenden Ereignisse und auf seine Theilnahme an den Verhandlungen, die zur Capitulation von Langensalza geführt haben. Seine Darstellung läuft im Wesentlichen darauf hinaus, sein Verhalten in dieser Angelegenheit gegenüber den nachträglich darüber von hannövrischer Seite erhobenen Beschwerden und Anklagen zu rechtfertigen. Es ist sehr schwer, sich über diese Dinge ein zutreffendes Urtheil zu bilden. Der Herzog hat in seinen Denkwürdigkeiten erklärt, „es wäre völlig überflüssig, von seiner Seite noch heute auf diese zum Theil ganz nichtigen Streitfragen zurückzukommen“. Er hat dies trotzdem nicht unterlassen und behauptet, „daß seine Einmischung in die Verhandlung lediglich aus dem Wunsche hervorgegangen sei, seinerseits (d. h. doch wohl als souveräner Fürst) eine Vermittlung bei dem Könige von Preußen im Interesse des Königs von Hannover zu versuchen“. Dieser Behauptung hat Oberst Dammers, der hanöverischerseits hauptsächlich die Verhandlungen führte, die ebenso bestimmte Behauptung entgegengestellt: „er habe eine Vermittlung des Herzogs gar nicht gewünscht, sondern nur den commandirenden General gesucht, um mit diesem zu verhandeln“. Als solcher soll nun nach der Versicherung des genannten Obersten der Herzog Ernst dessen Meldung entgegengenommen haben, während doch in Gotha factisch kein commandirender preußischer General anwesend war, sondern den Oberbefehl über die dort versammelten Truppen der schon erwähnte sachsen coburgische Oberst von Fabeck führte. Diese sowie die anderen Widersprüche in der darauf folgenden Unterhandlung beim Herzog lassen sich nach dem inzwischen erfolgten Ableben der meisten betheiligten Personen nicht mehr aufklären, doch mag zur Beurtheilung der beiderseitigen Glaubwürdigkeit im Allgemeinen nicht unerwähnt bleiben, daß von dem Obersten Dammers seine betreffenden Aussagen größtentheils vor Gericht unter seinem Eide gemacht worden sind, während dem Herzoge Ernst auch bei anderen Stellen seines Buches, beispielsweise bei seinem Berichte über das Gefecht bei Eckernförde, von verschiedenen competenten Seiten Ungenauigkeiten und Verstöße gegen die objective Wahrheit nachgewiesen worden sind. „Im Ganzen“, sagt v. Lettow-Vorbeck in seiner Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, „wird man wohl in der Annahme nicht fehl gehen, daß man bei diesen Verhandlungen auf der einen Seite bemüht war, die Worte so zu wählen, daß die bereits erreichte Täuschung (d. h. die angebliche völlige Umzingelung der Hannoveraner) aufrecht erhalten wurde, während auf der andern alle Mittel angewandt wurden, den Schleier zu lüften“.

Wie dem nun aber auch sei, das Endergebniß dieser viertägigen Unterhandlungen liegt offen und klar zu Tage. Sie hatten den verschiedenen preußischen Heerestheilen reichlich die Zeit gewährt, heranzukommen und den eisernen Ring um die unglückliche hannövrische Armee zu schließen, aus dem kein Entrinnen möglich war. Jetzt erst konnte die früher von preußischer Seite fälschlich behauptete völlige Umzingelung durchgeführt werden, die das Schicksal jener Armee besiegelt hat. Daran vermochte auch das für die Hannoveraner günstige Treffen von Langensalza nichts zu ändern, das zwar ihre Waffenehre gewahrt und ihren alten Kriegsruhm bethätigt hat, das aber als ein völlig nutzloses Blutvergießen bezeichnet werden muß. Am Morgen nach dem Treffen setzten sich von allen Seiten her die preußischen Heersäulen gegen Langensalza in Bewegung. General von Göben rückte mit 12000 Mann nach Groß-Behringen vor, Manteuffel erreichte mit etwa 8000 von Mühlhausen her Groß-Gottern und der bei Langensalza zurückgewiesene General Flies versperrte mit seinen 13000 Mann, auf die er nach dem Treffen bei Langensalza seine Streitmacht wieder gebracht hatte, die Straße nach Gotha. Jeder weitere Widerstand seitens der Hannoveraner erschien als völlig hoffnungslos. Sie hatten, von einer doppelten Uebermacht umringt, nur noch für einen einzigen Tag Lebensmittel, kaum noch für ein ernsthaftes Gefecht Schießbedarf.

Die Capitulation war unvermeidlich geworden. Schweren Herzens entschloß sich der blinde König, seine Zustimmung dazu zu ertheilen. In der Frühe des 29. Juni wurde sie von dem preußischen General Vogel von Falckenstein und dem Oberbefehlshaber der Hannoveraner General Arentsschild unterzeichnet. Der endgültige Abschluß erfolgte indeß preußischerseits erst durch den damit von Berlin aus auf telegraphischem Wege beauftragten General von Manteuffel. Als dieser, nach der Capitulation vom Könige Georg empfangen, das Audienzzimmer verließ, konnte er sich, tief erschüttert, kaum der Thränen enthalten: so sehr hatte ihn das tragische Geschick des unglücklichen Monarchen und seine männliche Fassung gerührt und ergriffen.

M. H.! Ich bin mit meinen Ausführungen zu Ende und verzichte darauf, noch weitere Bemerkungen daran zu knüpfen. Hoffentlich haben Sie aus ihnen den Eindruck empfangen, daß es meinerseits keine allzu große Kühnheit gewesen ist, die beiden von mir behandelten Episoden unserer heimathlichen Geschichte, obschon sie durch einen Zeitraum von mehr als drei Jahrhunderten getrennt sind, mit einander in Beziehung zu setzen, sie in eine vergleichende Parallele zu stellen. Die Namen „Höckelheim“ und „Langensalza“ bezeichnen ohne Zweifel in der Geschichte Niedersachsens und derjenigen des Welfischen Hauses Vorgänge von einschneidendster Bedeutung, die in ihrem Gesammtverlaufe sowohl wie in manchen Einzelheiten eine merkwürdige Uebereinstimmung aufweisen. Freilich der Endausgang war hier und dort ein völlig verschiedener. Heinrich d. J., der Vertreter und Stammvater des älteren Zweiges unseres Fürstenhauses, ist nach vergleichsweise kurzer Zeit aus der Gefangenschaft in sein Herzogthum, das Erbe seiner Ahnen. zurückgekehrt: er und seine Nachkommen haben, ein glückliches und in vieler Hinsicht ruhmreiches Geschlecht, noch Jahrhunderte lang bis in unsere Zeit hinein in unserem Braunschweiger Lande, dieser „letzten Scholle welfischer Erde“, wie Herr von Treitschke sich auszudrücken beliebte, ihres fürstlichen Amtes gewaltet. Dem jüngeren Zweige unseres Fürstenhauses ist durch die Ereignisse von Langensalza und ihre Folgen ein schlimmeres Loos gefallen und ein härteres Geschick bereitet worden. Seit vierunddreißig Jahren lebt der Sohn und Erbe des Königs Georg in der Verbannung ohne Hoffnung, jemals, soweit menschliches Ermessen reicht, den Thron seiner Väter zu besteigen und nach Hannover zurückzukehren, was freilich seine wohlbegründeten Ansprüche auf die Regierungsnachfolge im Herzogthum Braunschweig unberührt läßt.

Zunftgebräuche der alten Steinhauer- und Maurer-Gilde.

Im Braunschweigischen Magazin 1900 S. 81 beschrieb J. Merckel alte Zunftgebräuche des Hauszimmerhandwerks. Es wird nicht ohne Werth sein, diesen die Gebräuche der Zunft der Steinhauer und Maurer, welche ja im Ganzen bei gewissen Abweichungen denen der Zimmerer verwandt sind, aus der Erinnerung eines alten Meisters gegenüberzustellen, um so mehr, da jede Zunft gegen die andere das Geheimniß ihrer Ceremonien aufs Strengste wahrte. Das geschah selbst zwischen Eltern und Kindern, wenn diese ein anderes Handwerk wie jene ergriffen hatten.

Wenn früher ein „Junge“ das Maurerhandwerk erlernen wollte, so hatten sich die Eltern zuvor zu überlegen, ob sie auch wohl die Kosten, welche vom Ein- bis zum Ausschreiben zu entrichten waren, bestreiten konnten; denn es ist noch in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgekommen, daß auch bei anderen Handwerkern Jemand 8 Jahre und noch länger Lehrling war, weil seine Eltern oder er selbst nicht die Geldmittel hatten, die zum Ausschreiben und Losgeben erforderlich waren.

Kam ein „Junge“ in die Lehre, so hatte er als Handwerkszeug eine Schaufel und einen Tragkasten mit zur Baustelle zu bringen, und wenn Lehmarbeiten vorlagen, auch eine „Posaune“, Lehmhacke. Zu Johannis-Quartal wurde er eingeschrieben, in des Altmeisters Hause, in Gegenwart des Gildecommissars, des Altmeisters, des Lademeisters und noch einiger anderer Meister. Als ersten Tribut hatte der Lehrling sogleich beim Austritt aus dem Zimmer, wo er eingeschrieben war, an den Gildeboten 8 Gutegroschen (1 ℳ) zu zahlen. Dann hatte er sich Nachmittags in einer neuen blauen Schürze nach der Gesellen-Herberge zu begeben und dort an den Gildeboten als Tribut für Herbergszwecke eine Citrone, eine Muskatnuß, ein halbes Pfund süße Mandeln und ein halbes Pfund Rosinen abzuliefern. Hier waren nun auch die „ältesten Burschen“ sämmtlich vertreten, d. h. diejenigen, welche das nächste Jahr losgegeben wurden. Es war für sie ein besonderes Zimmer eingerichtet, dessen Thür stets offen gehalten wurde, und in dem ein großes Faß Süßbier aufgelegt war, das von den ältesten Burschen unter Beihülfe der jüngsten Burschen als Freibier verzapft wurde. Hierbei wurden nun Citronen und Muskatnüsse verwandt, indem auf die gefüllten Steinkrüge Citronenscheiben aufgeschnitten und Muskatnuß vermittelst einer dazu gekauften Reibe aufgerieben wurden. Als Dank für diesen den Herbergsbesuchern dargebotenen Trank steckten diese ein Trinkgeld in eine zu diesem Zwecke angeschaffte Sparbüchse. Auch die losgegebenen Junggesellen hatten jeder zur Abfindung mit den ältesten Burschen 8 Gutegroschen in diese Büchse zu zahlen, ebenso auch die neu eingeschriebenen Lehrlinge. Den Schlüssel zu der Büchse hatte, um Streit zu vermeiden, der Gildebote in Verwahrsam genommen, der auch mitunter die Casse zu sich nahm und „revidirte“; das zusammengekommene Geld wurde unter die ältesten Burschen vertheilt. Als Lehrgeld wurden gewöhnlich bei 4 Jahren Lehrzeit 18 ₰ und ein silberner Eßlöffel an den Lehrmeister gezahlt.

Nahte nun die Zeit, wo der Lehrling ausgelernt hatte, so mußte er sich vorerst zwei Schenkgesellen wählen, die ihm in den letzten 6 Wochen seiner Lehrzeit die Zunftsprüche und -gebräuche beibringen mußten; allabendlich gingen die Drei „in grüner Heide“ (d. h. vor dem Thore) gemeinschaftlich spazieren, wobei meistens, wenn

es die Mittel erlaubten, geraucht und getrunken wurde. Zugleich wurde im Beisein der Ehefrauen der beiden Schenkgesellen rothes und blaues, recht breites seidenes Band gekauft, mit dem nach den überstandenen Ceremonien die Frauen sich ihre Hüte garniren ließen.

Den Lehrburschen war verboten: das Rauchen, das Tanzen ohne die Erlaubniß eines etwa anwesenden ehrbaren Gesellen, das Tragen eines Schoßrockes oder eines Hutes, ebenso das Besuchen der öffentlichen Gaststuben. Vor Allem hatte der Lehrling jeden ehrbaren Gesellen durch Abnehmen der Mütze zu grüßen, auch seinen Befehlen Folge zu leisten; sonst wurde spätestens bei der Losgabe „abgerechnet“. Hatte sich der Junggeselle zu seiner Losgabe vorbereitet, so ging er stets mit einer gewissen Angst umher und grüßte jeden ehrbaren Gesellen noch freundlicher als zuvor, denn er vermuthete stets, daß irgend einer mit ihm „abrechnen“ könnte. Es ist vorgekommen, daß ein „Ehrbarer“, wenn der Junggeselle schon im schwarzen Anzuge und Cylinder mit dem rothen Bande am Arme erschien, ihm befahl, für ihn einen einmarinirten Häring auf offenem Teller von der Nachbarschaft zu holen, was als Strafe für irgend ein Vergehen angesehen wurde.

Nun wurde er zunächst im Hause des Altmeisters „ausgeschrieben“, wo er sein Lehrgeld nebst silbernem Löffel und die Ausschreibegebühren entrichten mußte und, wie üblich, gleich nach Austritt aus dem Zimmer an den Gildeboten 8 Gutegroschen zu zahlen hatte. Sodann ging er zu seiner Wohnung und ließ sich das rothe Band an den Arm heften, worauf er gemeinsam mit seinen Schenkgesellen, welche ebenfalls das rothe Band am Arm trugen, sich zur Herberge begab, meistens in einer Droschke. Hier hatte der Junggeselle wieder eine Citrone, ein halbes Pfund Mandeln und ein halbes Pfund Rosinen an den Gildeboten abzuliefern, ebenfalls die schon besagten 8 Gutegroschen in die Büchse der ältesten Burschen zu stecken.

Nachdem das Ausschreiben des Junggesellen in Anwesenheit des Gildecommissars in einem Zimmer, welches der Herbergswirth besonders dazu hergegeben hatte, geschehen war, wurde mit den Ceremonien und dem „Ausschänken“ der Junggesellen begonnen. Vier der Alt- und Ladegesellen hatten sich in einem großen Saale hinter der Handwerkstafel stehend eingefunden. Die Handwerkstafel bestand aus einem langen Tisch, mit einem weißen Laken bedeckt, auf welchem die offene Lade, mehrere brennende Kerzen, sowie einige gefüllte zinnerne Pokale [1]), zuletzt zwei große zinnerne Schüsseln standen, auf denen die abgelieferten Mandeln und Rosinen lagen. Der Wortführer hatte den „Aufklopfer“ in der Hand, einen etwa 40 cm langen gedrechselten Stab, der mit herabhängendem rothem und blauem seidenem Band verziert war. Nach jedem Ein- und Austritt eines Mitgliedes klopfte er „mit Dank“ auf.

Jetzt hatte der Gildebote jedes einzelne Mitglied in die Handwerksstube „nach Zunft“ zu fordern mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß fordere ehrbare Gesellschaft auf, einzutreten in die ehrbare Handwerksstube, vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle, wie sie dort vor offener Lade und Büchse versammelt seinen, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“. Der Angeredete antwortete: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein, ich werde sofort meinen ehrbaren Eintritt nehmen in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie dort vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“. Dann tritt ein jedes Mitglied nach dreimaligem festem Anklopfen in die Handwerksstube mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Eintritt nehme in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, sowie alle ehrbare Gesellschaft, wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“, worauf der Wortführer drei Mal aufklopft und bei jedem Eintretenden antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein für ihren ehrbaren Eintritt in die ehrbare Handwerksstube nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“, und danach jedesmal wieder drei Mal aufklopft, bis sich der Raum unter Belassung eines gewissen Abstandes von der Handwerkstafel gefüllt hat. Zum Schluß tritt der Gildebote ein und sagt: „Sämmtliche ehrbare Gesellschaft ist versammelt in der ehrbaren Handwerksstube vor den ehrbaren Alt- und Ladegesellen nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“. Der Wortführer klopft wieder auf und antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein für die ehrbare Forderung der Gesellschaft in die ehrbare Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“. Der Wortführer klopft wieder auf und sagt weiter: „Hat der Eine oder Andere Klage oder sonstige Sachen vorzuführen, so mag er jetzt reden und nachher schweigen“. Dann treten zuerst zwei Schenkgesellen mit dem Junggesellen in ihrer Mitte vor, jeder für sich vor der Handwerkstafel die Worte sprechend: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich vor die ehrbare Handwerkstafel trete, vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen, alle wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Gewohnheit mit Gunst“, worauf der Wortführer drei Mal aufklopft und antwortet: „Ehrbare Gesellschaft soll bedankt sein nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“.

Dann sagt der Junggeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, ich habe die ehrbare Gesellschaft mit Gott sehr freundlich zu grüßen von einem kunstreichen ehrbaren Handwerk der Steinhauer und Maurer aus der Herzoglichen Residenz-, Kauf- und Handels-Stadt Braunschweig, alle, die da zünftig und mäßig sind und der Ehrbarkeit sich befleißigen nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst“. Hierauf erwidert der Wortführer, indem er wieder drei

1) Der Ausschenkungspokal war mit einem abnehmbaren Deckel und mit einer darauf beweglichen Fahne versehen.

Mal aufklopft, den „Gruß" nach Zunft und Handwerksgebrauch, und der Junggeselle spricht weiter: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Leib entblöße (knöpft seinen Rock auf und nimmt das Geld, das er zu entrichten hat, in die Hand). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Leib wieder bedecke (knöpft seinen Rock wieder zu). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre und meine Schuld erlege nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst". Der Lademeister kassirt das Geld ein „nach Zunft und Handwerksgebrauch" und bedankt sich im gleichen Sinne. Jetzt nimmt der Altgeselle das Wort und spricht zu dem Junggesellen: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich den ehrbaren Handwerkswillkommen in meine Hand nehme (nimmt den Deckelpokal in die Hand). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt entblöße (nimmt den Deckel mit beweglicher Fahne ab). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre (legt den Deckel auf die Handwerkstafel). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich einem ehrbaren Steinhauer= und Maurergesellen zutrinke und verhoffe, daß er wiederum Bescheid thut, wie es einem ehrbaren Steinhauer= und Maurergesellen zukommt nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst (trinkt). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre (nimmt den Deckel wieder auf). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt wieder bedecke und auf die ehrbare Handwerkstafel niedersetze nach Zunft, nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst" (setzt den Handwerkswillkommen vor dem Junggesellen auf die Handwerkstafel nieder). Darauf sagt der Junggeselle: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich den ehrbaren Handwerkswillkommen in meine Hand nehme (nimmt den Pokal auf). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt entblöße (nimmt den Deckel ab). Mit Gunst und Erlaubniß, dieser Handwerkswillkommen ist mir zugereicht worden von einem ehrbaren Steinhauer= und Maurermeister, und ich werde wiederum Bescheid thun, wie sich's gebührt nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst (trinkt). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die ehrbare Handwerkstafel berühre (immt den Deckel wieder auf). Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich dem ehrbaren Handwerkswillkommen sein Haupt wieder bedecke und auf die ehrbare Handwerkstafel niedersetze nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst" (setzt den Pokal auf die Handwerkstafel nieder). In diesem Augenblicke macht der Gildebote, der sich an der Thür befindet, diese ein wenig auf und giebt den draußen stehenden Musikanten ein Zeichen, daß diese einen langen „Tusch" blasen. Dann wird dem Junggesellen von einem der vier Alt= und Ladegesellen nach Zunft eine lange weiße irdene Pfeife, an der mit rothem und blauem Band ein grüner „Dutzen" (Blumenstrauß) befestigt ist, mit Taback gefüllt überreicht; die Schenkgesellen und der Junggeselle treten ab mit den Worten: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Abtritt nehme von der ehrbaren Handwerkstafel, von den ehrbaren Alt= und Ladegesellen, Allen, wie sie hier vor offener Lade und Büchse ehrbar versammelt seien nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst". Hiernach treten die folgenden Schenkgesellen mit ihrem Junggesellen vor, und die Ceremonie wiederholt sich in der beschriebenen Weise, bis Alle losgegeben sind. Die abgefertigten Schenk= und Junggesellen nehmen ihren zünftigen Austritt und „erholen" sich.

Nach einer kleinen Pause wird Alles wieder nach Zunft in die Handwerksstube gefordert wie vorhin. Es erscheint auch der Gildebote in der Handwerksstube und erklärt wieder nach Zunft, daß Alles versammelt ist; sodann klopft der Wortführer wieder auf und fragt an, ob der Eine oder Andere Klage oder sonstige Sachen vorzuführen hat, dann möge er jetzt reden und nachher schweigen. Hat sich Niemand gemeldet, so fragt der Wortführer, indem er drei Mal anfklopft: „Es ist ein Freibier zu verzehren. In Friede und Einigkeit oder nach Handwerksgebrauch und =gewohnheit mit Gunst"? Die Gesellschaft antwortet; „In Friede und Einigkeit". Dann sagt der Wortführer: „Die Gesellschaft soll bedankt und bedeckt sein". Hierauf kann sich Jeder bewegen, wie er will, Alles faßt nach den Mandeln und Rosinen, die vorher schon auf die Hälfte zusammen geschmolzen waren, und nach dem jetzt verzapften Junggesellenbier, bei dem auch mehrere Flaschen mit Schnaps zur Verfügung stehen Gegen Abend giebt es Tanzmusik, an der auch die Frauen und Kinder theilnehmen. Die drei ersten Tänze dürfen nur von den Junggesellen mit ihren Schenkgesellen getanzt werden („die drei Ehrentänze"). Am zweiten Quartalstage werden die rothen Bänder weggelassen und dafür die blauen Bänder angethan, während zur Abwechselung schon einige kleine Klagesachen in der Handwerksstube erledigt werden. Gegen Abend giebt es wieder Tanz bis 11 Uhr. Sodann erhält jeder Schenk= und Junggeselle vor seiner Wohnung ein Ständchen. Auch jedem Anderen, der es von der Gesellschaft sonst noch wünscht, wird nach Einzahlung von 8 Gutegroschen vor seiner Wohnung auf der Straße ein Ständchen gespielt. Dabei zu tanzen, war aber bei Strafe verboten.

Die Kosten wurden von den Abgaben, welche die Junggesellen zu zahlen hatten, bestritten. An die Schenkgesellen hatte der Junggeselle an jeden 2 ℳ und an 2 Abenden warmes Abendessen zu entrichten; auch wurde den Frauen Kaffee und Kuchen gereicht.

Tags darauf begiebt sich der Junggeselle nach seines Lehrmeisters Hause und fragt zünftig wegen Arbeit an. Indem er, wie stets bei zünftigen Anreden, die Kopfbedeckung (Cylinder) lüftet, sagt er: „Mit Gunst und Erlaubniß. Sind Sie der ehrbare Steinhauer= und Maurermeister?" Nach der Bejahung des Meisters spricht der Junggeselle weiter: „Mit Gunst und Erlaubniß. Ich habe den ehrbaren Steinhauer= und Maurermeister mit Gott sehr freundlich zu grüßen, und es fragt ein ehrbarer Steinhauer= und Maurergesell an, ob der ehrbare Meister für einen ehrbaren Gesellen Beschäftigung hat,

auf 8 oder 14 Tage, so lange es dem ehrbaren Meister gefällt und mir beliebt." In kurzen Worten antwortet dann gewöhnlich der Meister: „Na, ich höre schon, daß Du gut gelernt hast, geh morgen früh 8 Uhr nach dem Polier X. und sage ihm, ich hätte Dich geschickt". Mit den Worten: „Danke schön, adie" verläßt der Junggeselle das Haus.

Am anderen Morgen packt sich der Junggeselle sein Arbeitsbündel, bestehend in einer blauen Schürze und dem Geschirr, das je nach der Arbeit erforderlich ist, zusammen und geht zum Polier auf den Bau, nach welchem er geschickt ist, im Altagsanzug und Cylinder, aber ohne Frühstück, und sagt zum Polier mit gelüftetem Cylinder: „Mit Gunst und Erlaubniß, ich habe die ehrbare Gesellschaft mit Gott sehr freundlich zu grüßen von einem hochlöblichen kunstreichen Handwerk der Steinhauer und Maurer, aus der Herzoglichen Residenz-, Kauf- und Handelsstadt Braunschweig, Alle, die da zünftig und mäßig sind und der Ehrbarkeit sich befleißigen, nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Hierauf erwidert der Polier ebenfalls mit gelüfteter Kopfbedeckung dem Junggesellen den Gruß, und der Junggeselle spricht weiter: „Mit Gunst und Erlaubniß. Ich habe Gunst und Erlaubniß, auf des Meisters ehrbare Beförderung zu treten, nicht allein zu treten, sondern auch mein Geschirr zu tragen, nicht allein mein Geschirr zu tragen, sondern auch niederzulegen, nicht allein niederzulegen, sondern auch um- und aufzunehmen, nicht allein um- und aufzunehmen, sondern auch damit zu arbeiten, nicht allein zu arbeiten, sondern damit auch etwas zu verdienen, nicht allein zu verdienen, sondern auch davon etwas zu verzehren, nicht allein zu verzehren, sondern etwas davon überzusparen, um das hochlöbliche Handwerk zu verstärken und nicht zu verschwächen nach Zunft, nach Ehrbarkeit und nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Polier entgegnet: „Wollen Sie antreten nach Zunft, nach Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und -gewohnheit mit Gunst". Der Junggeselle macht sich fertig zur Arbeit, bindet die Schürze vor, wechselt seine Kopfbedeckung und legt sein Geschirr handrecht. Unterdessen ist der Lehrling auf Geheiß des Poliers losgeschickt, um für den Junggesellen das Frühstück, nämlich 1/2 ℔ Wurst, Brod und 1/2 Buddel (eine halbe Weinflasche voll Schnaps) zu holen. Gemeinschaftlich mit den übrigen Gesellen wird gefrühstückt, wobei der Buddel rund geht. Ist die Frühstückszeit vorüber, so ruft der Polier Allen hörbar zu: „hoch", und alles geht in feierlicher Stimmung an die Arbeit. Zur Vesperzeit, 4 Uhr, hat der Junggeselle als Einstand und Revanche einen „Katzenkopf" (kleines Faß Bier) heranbringen zu lassen, der in Festes-Stimmung von den anwesenden Gesellen abgetrunken wird. Hieran haben auch die „nicht zünftigen" Gesellen Antheil, weil Letztere beim Eintritt in die Werkstelle ebenfalls 1/2 Buddel zu entrichten hatten, und zwar unterliegt diesem Zwange jeder Geselle immer wieder, sobald er bei einem anderen Meister Arbeit nimmt; überhaupt haben auch Nichtzünftige die Bedingungen von Handwerksgebrauch und -gewohnheit größtentheils zu erfüllen. Die Arbeitszeit währte von Morgens 5 bis Abends 7 Uhr mit den Zwischenpausen von 1/2 Stunde zum Frühstück, 1 Stunde Mittag und 1/2 Stunde Vesper, die zu Gunsten der Arbeiter stets um einige Minuten überschritten wurden.

Jeder zünftige Geselle hatte sich beim Arbeiten eine blaue Schürze vorzubinden, auch durfte sich kein „Ehrbarer" mit Arbeitern, mit denen er nicht verwandt war, duzen, ebensowenig mit Lehrlingen; dagegen redete der Geselle die Lehrlinge mit „du" an, auch wenn sie schon die Militärjahre hinter sich hatten. Das Arbeiten ohne Kopfbedeckung, sowie mit aufgekrämpelten Aermeln und ohne eingebundenes Halstuch war verboten, außer bei Arbeiten, bei denen es speciell erforderlich war. Zum Vermauern der Steine durfte keine Schaufel, sondern nur die Kelle genommen werden, im Bau oder am Bau durfte nichts verunreinigt werden; es durfte Niemand mehr als 1/2 Zoll aus dem Loth mauern, keinen Verband „verschmeißen" und nur solchen Verband mauern, der vom Polier bestimmt wurde, auch keine Arbeit liefern, die durch Verschulden eines Gesellen unbrauchbar geworden war und abgebrochen, „geschlachtet" werden mußte. Es wurde sehr mißbilligt, wenn ein jüngerer einen älteren Gesellen belehren wollte; alle solche kleine Vergehen wurden auf der Baustelle bestraft, indem der Betreffende „hinschicken", d. h. 1/2 Buddel (1/2 Quart Branntwein) kaufen mußte, der sofort gemeinschaftlich vertrunken wurde. Waren nur zünftige Gesellen auf dem Bau und kam einer der obigen Fälle vor, so wurde, wenn sich der Betreffende nicht „fehlbar" finden wollte, gleich auf der Baustelle in der Baubude „aufgeklopft" und der Schuldige verurtheilt. Wurde der Streit nicht geschlichtet, so wurde ihm auf der Herberge ein Ende gemacht.

War irgend ein auswärtiger Geselle verdächtig, sich als Geselle eingeschmuggelt zu haben, und konnte nicht „zünftig" antworten, so wurde er von den Zünftigen aufgefordert, seinen Lehrbrief zum Vorzeigen mitzubringen; konnte er das nicht, so wurde er „absentirt". Ein Zünftiger durfte nicht leiden, daß ein anderer Zünftiger von einem dritten Gesellen beschimpft wurde. Geschah dies, so brachte der Zeuge, wenn der Beschimpfte den Fall nicht zur Klage brachte, ihn auf der Herberge zur Anzeige, wo er des Weiteren erledigt wurde. War ein Geselle auf der Herberge verurtheilt und wollte er sich nicht „fehlbar" finden lassen, so wurde er für „schwarz" erklärt, d. h. es durfte sich Niemand mehr mit ihm unterhalten, sich mit ihm „du" nennen, Niemand ihn grüßen, oder mit ihm zusammen arbeiten, kurz, er war von Allem abgeschlossen, bis er sich wieder vor der Handwerkstafel einfand und die ihm noch verschärfte Buße erlegte; hatte er das gethan, dann war Alles wieder vergessen. (Schluß folgt)

Bücherschau.

Evangelisches Gemeindeblatt. 27. H. W. Bödeker. — 28. Joh. Hein. Wichern. 29 u. 30. Hillmann, Johannes Evangelium. — 31. Die 8. ordentl. Landessynode und Die allg. Evang.-luth. Kirchenzeitung. — 32. Böhme, zur Reform der Konfirmation. — 33—34. Emile Zola, „Die Arbeit". — 35. Konfessionelle Polemik.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 3. November **1901.**

[Nachdruck verboten.]

Hugo Luther †.

Mit Hugo Luther, der am 30. Juni d. J. auf seiner Villa Herzberghaus bei Goslar verstarb, ist wohl der bedeutendste Vertreter von hier geschieden, den unsere Heimath auf dem Gebiete der in den letzten Jahrzehnten so mächtig emporgeblühten Ingenieurwissenschaft und Technik aufweisen konnte, ein Mann, der durch die großartigen Unternehmungen, die er fast in allen Theilen des Erdreiches siegreich durchführte, sich und der von ihm geleiteten Anstalt einen Weltruf verschafft hat. Grund genug, daß auch wir hier an dieser Stelle einen kurzen Rückblick auf das Leben und Wirken des Entschlafenen werfen.

Luther folgte in seinem Berufe den Bahnen des Vaters, der aus kleinen Anfängen ein selbständiges, blühendes Geschäft begründet und dem Sohne, der die Arbeit des Vaters aufnahm und fortsetzte, die Wege geebnet hat. Wir müssen daher zunächst seiner hier mit einigen Worten gedenken.

Christian Friedrich Gottlieb Luther, am 6. März 1813 in Halberstadt geboren, ergriff das Müllergewerbe, wandte sich aber später, als er seine Lehr- und Wanderjahre durchgemacht hatte, dem Maschinenbau zu. In den vierziger Jahren war er in Königslutter thätig, wo er sich am 23. Juli 1846 mit Sophie Dorothee Wilh. Schaper, einer Tochter des dortigen Oelmühlenbesitzers Heinr. Wilh. Schaper, verheirathete. Noch in demselben Jahre verzog er nach Wolfenbüttel und begründete hier in bescheidenen gemietheten Räumen auf der Okerstraße ein Geschäft für Mühlenbau. Anfangs handelte es sich nur um Reparaturarbeiten. Aber rastloser Fleiß, Ausdauer und Tüchtigkeit halfen trotz den beschränkten Mitteln, die zur Verfügung standen, weiter. Bald wurde auch zu Neubauten geschritten, insbesondere zu den von Windmühlen, die damals in noch weit größerer Zahl als jetzt auf dem Lande verbreitet waren. Der Name Luther's gewann einen guten Klang und Zutrauen in der Geschäftswelt. So fand sich denn schon 1852 ein bemittelter Theilnehmer für das junge Unternehmen, Karl Peters. Auf einem größeren Grundstücke an der Eisenbahn, das nun gekauft wurde, dem früheren „Holzhofe“, wurde unter der Firma „Luther und Peters“ in vergrößerter Form eine neue Mühlenbau-Anstalt errichtet, die mit den nöthigen Maschinen ausgerüstet, mit Dampfkraft versehen und durch eine Eisengießerei erweitert wurde. Im Laufe der Jahre hat das Werk immer größeren Umfang angenommen; auch der Bau von Turbinen, Wasserrädern und Dampfmaschinen kam in Ausführung. Der Erfolg war ebenso verdient wie zufriedenstellend. Aber trotzdem trennte sich Luther am 1. April 1875 von seinem Theilhaber, um mit seinem ältesten Sohne Hugo in der Stadt Braunschweig eine gleiche eigene Fabrik zu begründen [2]).

Dieser Sohn, Hugo Wilh. Adolf, am 18. November 1849 in Wolfenbüttel geboren, besuchte seit Ostern 1860 das dortige Gymnasium. Aber er machte hier nur geringe Fortschritte; Anlage und Neigung zogen ihn nach einer ganz anderen Richtung wie der des gelehrten Unterrichts; er ging Michaelis 1866 aus Tertia ab. Als er dann aber zu seinem Vater in die Fabrik kam, gelangte er in das richtige Fahrwasser. In praktischer Arbeit hier gründlich vorgebildet bezog er 1869 das Polytechnikum in Zürich, das er im folgenden Jahre mit dem zu München vertauschte, wo er bis 1873 blieb. Nachdem er dann als Ingenieur $1^1/_2$ Jahre in der Maschinenfabrik von M. Schimmelbusch in Wien gearbeitet hatte, ließ er sich in Temesvar als Civilingenieur nieder, um sich hauptsächlich mit dem Bau von Flußbaggern, Anlagen von Schleusen und Flußregulirungen zu beschäftigen. 1875 trat er, wie schon erwähnt, in das Geschäft seines Vaters ein.

Auch in Braunschweig geschah die Eröffnung des neuen Unternehmens „G. Luther Maschinenfabrik und Mühlenbau-Anstalt“ an der Helenenstraße zunächst in gemietheten Räumen. Aber diese wurden bei der Fülle der Aufträge, die besonders im Mühlenbau einliefen, bald zu eng; das Bedürfniß nach eigenen, größeren und

1) Vgl. G. Luther Maschinenfabrik und Mühlenbauanstalt Braunschweig und Darmstadt 1846—96 [von G. Ehrenberg] Braunschw. 1896. 4°.

2) Auch Peters trat von der Wolfenbüttler Fabrik zurück, die am 1. Juli 1875 an Max Ehrhardt verkauft und am 1. October 1875 nach längerem Stillstande unter der Firma „M. Ehrhardt Eisengießerei und Maschinenfabrik“ wieder in Betrieb gesetzt wurde. Vom 1. Januar 1880—86 war der Ingenieur Louis Brandes Theilhaber an der Gießerei des Geschäfts, das am 1. Juli 1899 von einer Actiengesellschaft übernommen wurde.

geeigneteren Werkstätten machte sich immer fühlbarer. Es wurde daher schon im October 1877 ein in der Nähe gelegenes großes Grundstück an der Frankfurterstraße erworben und hier im Frühling des folgenden Jahres der Grundstein zu einem umfassenden Neubau gelegt, der dann im Herbste vollendet dastand. Nachdem dann auch die innere Ausrüstung mit Dampfmaschinen, Transmissionen, Hülfsmaschinen u. s. w. den höchsten Anforderungen der Zeit gemäß beschafft worden war, fand noch zu Ende des Jahres 1878 die Uebersiedelung in das neue Heim statt, in dem die Arbeit mit etwa 80 Mann sofort begann.

An dieser neuen Thätigkeit nahm der Vater Luther keinen Antheil mehr. Ein plötzlich verschlimmert auftretendes Leiden, das nur bei völliger Ruhe und bei Vermeidung jeder Aufregung Besserung zugelassen hätte, zwang ihn zu seinem lebhaftesten Bedauern, schon zum October 1878 sich von der Fabrik zurückzuziehen, der bis dahin sein ganzes Sinnen und Trachten angehört hatte. Nur einige Monate der Muße waren ihm auf einem bei Braunschweig erworbenen Besitzthume zu verbringen vergönnt; am 23. April 1879 endete ein sanfter Tod das arbeitsreiche Leben dieses Mannes, der aus kleinsten Verhältnissen durch eigene Kraft emporstrebend eine geachtete Stellung und namentlich in der Geschichte des Mühlenbaues einen bleibenden Namen sich errungen, trotz seinen Erfolgen aber einfache Bescheidenheit und Herzensgüte, Offenheit und Biederkeit des Charakters bis zu seinem Ende sich bewahrt hatte.

Mit dem Einzuge in das neue Gebäude beginnt für die Firma G. Luther auch eine neue Zeit. Jetzt standen ausreichende Räumlichkeiten zur Verfügung, eine geschulte Arbeiterschaft war herangebildet, die Maschinen und technischen Hülfsmittel befanden sich durchaus auf der Höhe der Zeit. Jetzt konnte daher auch eine ganz andere Thätigkeit als bisher entwickelt werden. Vor Allem aber konnte sich jetzt auch die reiche Begabung des jungen Inhabers Hugo Luther frei entfalten, der mit umfassendem technischen Wissen und Können, mit unermüdlicher Arbeitskraft und zäher Ausdauer, rücksichtsloser Energie und schnellem Entschluß, mit weitem Blick und großer Geschäftsgewandtheit, dazu mit einer Zutrauen erweckenden Sicherheit des Auftretens die Leitung der Anstalt übernahm und sie auf die Höhe hob, auf der sie sich zur Zeit befindet. Wie an sich, so stellte er auch an seine Mitarbeiter hohe Anforderungen; er wußte jedes Mannes Fähigkeit schnell und leicht einzuschätzen und die vorhandenen Kräfte an die richtigen Stellen glücklich zu vertheilen. Er war im vollen Sinne die Seele des Geschäfts, dessen Fäden in seiner Hand zusammenliefen. Schnell folgte der Erfolg der rastlosen Arbeit. Der Kundenkreis nahm mehr und mehr zu. Auch vom Auslande, von England, Belgien, Holland, Frankreich und den überseeischen Ländern liefen Bestellungen ein. Wie früher gehen die Aufträge für Neu- und Umbauten großer Mühlen zahlreich ein. Ein Beispiel, aber keineswegs die größte Anlage dieser Art, ist die stattliche Mühle zu Rüningen. Im Ganzen sind bis zum Jahre 1896 schon über 1000 Getreidemühlen von der Firma eingerichtet worden. Neben dem Turbinen- ward auch der Groß-Dampfmaschinenbau aufgenommen. Daneben wurden viele andere Anlagen zur Ausführung gebracht. Die Einrichtung von Cementfabriken, der Bau von Oel- und Schneidemühlen, Kalkmühlen u. s. w. Eine weitere Besonderheit der Fabrik wurde die Errichtung von Boden- und Silospeichern. Von Nordamerika aus, wo diese an den großen Wasserstraßen und Eisenbahnen zur Aufnahme gewaltiger Getreidemengen zuerst errichtet wurden, fanden sie auch in Europa Eingang. Eine bedeutende Anzahl solcher Speicher wurde von der Firma ausgeführt und bereits im Jahre 1886 die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen in einem besonderen Werke: „Die Construction und Einrichtung der Speicher, speciell der Getreidemagazine, in ihren neuesten Vervollkommnungen dargestellt“ (Braunschw. J. H. Meyer) der Oeffentlichkeit übergeben. Im Jahre 1887 schloß Luther mit der Direction der Rumänischen Staatseisenbahnen einen Vertrag über die Ausführung der maschinellen Einrichtungen für die großartigen Silo-Speicher in Galatz und Braila, in denen zusammen eine Getreidemenge von etwa 50 Millionen Kilo Getreide gelagert werden kann und von denen jede Anlage in der Stunde 150 000 kg aus- oder einzuladen, zu verwiegen und zu reinigen im Stande ist. Die ganze maschinelle Einrichtung, sowie die Lieferung der zum Speicherbetrieb erforderlichen fahrbaren Hand- und Dampfkrähne, fahrbaren und schwimmenden Getreideelevatoren ꝛc. war im Herbste 1889 vollendet und mustergültig zu nennen. An weiteren größeren Speicherbauten folgten noch die Lagerhäuser der Kgl. Bayerischen Zollbehörde in Ludwigshafen für Lagerung von 13 Millionen kg Getreide; der Silospeicher der Herren Boreyscha und Maximowitsch in St. Petersburg von 15 Millionen kg; die beiden Silospeicher der russischen Südwestbahn in Odessa mit 24 Millionen kg; der vereinigte Silo- und Bodenspeicher der Pfälzischen Eisenbahnen in Ludwigshafen mit 16,5 Millionen kg und zahlreiche andere.

Natürlich hatte diese ungeheuere Erweiterung des Geschäftsbetriebes auch wiederholt eine Vergrößerung der Werkstätten und eine Vermehrung der Arbeiterschaft zur Folge gehabt. Für die verschiedensten Bedürfnisse wurden neue Gebäude erbaut, neue Maschinen aufgestellt. Die Fabrik erhielt ein Anschlußgeleis an die Braunschweigische Landeseisenbahn und vollständige elektrische Beleuchtungsanlage.

Allmählich hatte so das ganze Unternehmen einen solchen Umfang angenommen, daß Luther im Jahre 1888 sich entschloß, es in eine Commandit-Gesellschaft umzuwandeln, der im Jahre 1891 der Ingenieur Albert Lemmer, bis dahin Director der Sächsischen Maschinenfabrik in Chemnitz, als persönlich haftender Gesellschafter beitrat. Auch in den folgenden Jahren erfuhr der Geschäftskreis der Fabrik noch eine nicht unwesentliche Erweiterung. Zu den früheren Aufgaben, für die in allen Zweigen die Aufträge sich mehrten, traten noch die Herstellung von Hafeneinrichtungen, wie z. B. die des Hafens von La Plata in Argentinien, der Bau von Plansichtern und Walzenstühlen der verschiedensten Größe hinzu. Das führte abermals zu

einer Vergrößerung der Fabrik; ein Modellhaus wurde errichtet, in das die Modelltischlerei verlegt und sämmtliche Modelle, die bisher auf den ausgedehnten Bodenräumen der verschiedenen Gebäude lagerten, zusammengebracht wurden. Zu Anfang des Jahres 1896 wurden dann alle Tischlerwerkstätten in einem fünfstöckigen Neubau mit eigener Dampfmaschine und ausgedehnter elektrischer Beleuchtungsanlage vereinigt und die früher dazu benutzten Räume anderen Zwecken dienstbar gemacht. Eine stark vergrößerte Ausdehnung gewann die Firma Luther noch in demselben Jahre dadurch, daß sie im Juli die Mühlenbauanstalt, Maschinenfabrik und Eisengießerei der Gebr. Seck in Darmstadt käuflich an sich brachte, die durchschnittlich 350 Arbeiter beschäftigte und nun vom 1. Januar 1897 ab als Filiale der Firma G. Luther weiter betrieben wurde. In Braunschweig selbst wurden um jene Zeit etwa 550 Arbeiter beschäftigt. Die Anstalt enthielt damals ca. 220 der verschiedensten Werkzeugmaschinen, 2 Dampfmaschinen von 60 und 100 Pferdestärken mit Ventilsteuerung und eine Schieber-Dampfmaschine von 40 Pferdestärken für die elektrische Beleuchtung, 3 Dampfkessel von zusammen 270 qm Heizfläche, 6 große Laufkrähne, einen hydraulischen Aufzug für Verladezwecke, eine hydraulische Hebebühne, einen kleinen und einen großen Fahrstuhl. Eigene Bureaus unterhielt die Firma in Köln, Brüssel, Paris, Liverpool und Odessa; außerdem besaß sie zahlreiche Vertreter an den für sie wichtigsten Industrieplätzen des In- und Auslandes.

Aber weit bekannter als alles dieses machte die Persönlichkeit Hugo Luther's auf dem ganzen Erdenrunde eine That, die ihm für alle Zeiten unter den deutschen Ingenieuren einen ehrenvollen Platz bewahren wird: seine Mitarbeit an der Donau-Regulirung und die Sprengung des Eisernen Thores [3]). Die großen Hindernisse, die hier einer geregelten Schiffahrt auf der 99 km langen Felsenstrecke zwischen Stenka und dem Eisernen Thore entgegen standen, hatten schon im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Römer zu überwinden gesucht, indem sie am rechten, jetzt serbischen Ufer für den Schiffzug einen Saumweg und zur Umgehung der Klippen sogar einen Kanal anlegten. Ist dieser dann allmählich auch fast ganz verfallen, so ist es doch bis fast in unsere Zeit dabei verblieben. Erst als 1830 durch den ungarischen Staatsmann Graf Széchényi die österreichische Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft begründet wurde, erbaute man auf der linken ungarischen Seite von Bazios bis Orsova eine Uferstraße, die als eine bedeutende Leistung der Ingenieurkunst angesehen wurde. Seitdem kam diese für die Donauländer so überaus wichtige Frage nicht wieder zur Ruhe. Von den neun Monaten der jährlichen Schiffahrtzeit konnte kaum die Hälfte von großen Fahrzeugen ausgenutzt werden. Da mußte Wandel geschafft werden. Der ungarische Ingenieur Paul Vásárhelyi nahm eine genaue Vermessung der Stromstrecke vor; es wurden 1855, 1871 und 1875 verschiedene Regulirungsentwürfe ausgearbeitet. Man erkannte, daß man sich damit begnügen müsse, im Strome einen verhältnißmäßig schmalen, kanalartigen Schiffahrtweg herzustellen, der, durch und um die Katarakte geführt, den Schiffen ein genügend breites und tiefes Fahrwasser biete, das im Bereiche der Stromschnellen ein schwächeres, möglichst ausgeglichenes Gefälle erhalten oder aber die zu starken Gefälle durch eine Kammerschleuse überwinden müßte. Wie war aber diese Aufgabe zu lösen? Der ungarische Handelsminister v. Baroß griff sie mit zäher Thatkraft an; durch ein Gesetz von 1888 wurde die Bauausführung beschlossen. Aber vor der Hand wußte Niemand Mittel und Wege anzugeben, wie diese ins Werk gesetzt werden könnte. Unterm 22. August 1889 und unterm 31. Januar 1890 wurde von der Regierung ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben, um eine sichere Methode der Sprengung und Felsbeseitigung unter Wasser ausfindig zu machen. Das erste Mal fanden sich 7, das zweite Mal 12 Angebote, aber keines versprach nach den angestellten Versuchen ein glückliches Gelingen. Um die Schwierigkeiten, die hier zu bewältigen waren, einigermaßen richtig beurtheilen zu können, sei nur erwähnt, daß die Felsmenge, die hier zu bewegen war, auf 1 850 000 cbm geschätzt wurde. Allein am Eisernen Thore galt es 380 000 cbm Felsen auszusprengen und zu beseitigen, 560 000 cbm Steindämme zu schütten und 100 000 qm Kanal- und Dammböschungen mit einem größtentheils steinsatzartigen Pflaster zu belegen. Man entschloß sich daher ungarischerseits zu einem dritten Ausschreiben, nach dem man die Gesammtarbeiten einer Unternehmung übergeben wollte, der die Felsbeseitigung ganz nach ihrem Gutdünken auszuführen überlassen werden sollte. Drei Gesellschaften hatten den Muth, hier ein Angebot zu machen. Der Zuschlag aber wurde der „Generalbauunternehmung für die Regulirung der Donau-Katarakte" ertheilt, die gebildet war aus der Discontogesellschaft in Berlin, welche die für die Arbeit erforderlichen Millionen herlieh, der Maschinenfabrik G. Luther in Braunschweig und dem Baurathe J. Hajdu in Budapest, der jedoch schon nach zwei Jahren aus dem Consortium wieder ausschied.

Die „Generalbauunternehmung", mit der unterm 23. Mai 1890 ein Vertrag abgeschlossen wurde, sowie die Kgl. ungarische Bauleitung hatten in Orsova ihren Sitz. Die Pläne für die Ausführung der Arbeit, vom ungarischen Ministerium entworfen, standen fest; es kam nur darauf an, einen Weg für ihre Ausführung zu finden. Es ist nicht überflüssig, hierauf noch einmal besonders aufmerksam zu machen. Bekanntlich entspricht der Kanal am Eisernen Thore den Erwartungen, die im Interesse der freien Schiffahrt auf ihn gesetzt wurden, keineswegs. Das ist nicht Schuld der Generalbauunternehmung, am wenigsten H. Luther's, der von vornherein darüber nicht im Zweifel war, daß nur mittels Schleusen eine durchaus sichere Wasserstraße geschaffen werden könnte, und auch später Vorschläge zur Verbesserung des fertig gestellten Kanals einreichte, die jedoch keine Zustimmung fanden. Es ist daher völlig ungerecht, wenn er bei Gelegenheit seines Todes in

3) Vergl. Hans Arnold, „Die Regulirung der Donau-Katarakte zwischen Stenka und dem Eisernen Thor" in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure B. 39 (Berlin 1895).

Zeitungsartikeln hier und da für die noch vorhandenen Mißstände am Eisernen Thore verantwortlich gemacht worden ist. Die Aufgabe, die ihm hier wirklich oblag, hat er glänzend gelöst.

Es bewies ein kühnes Selbstvertrauen, daß die Unternehmung sich anheischig machte, bis zum 31. December 1895 das Werk zu vollenden. Am 15. September 1890 nahm es seinen Anfang, indem der Minister Baroß am Grebenberge eine Riesenmine entzündete. Aber bald zeigten sich die gewaltigen Schwierigkeiten, deren man Herr werden mußte. Man besuchte die Baustellen in Amerika (Panamacanal), England, am Suezcanal, aber man überzeugte sich, daß die dort verwandten Maschinen und Arbeitsschiffe bei dem hier vorhandenen Felsenboden nicht brauchbar, sondern einer bedeutenden Verbesserung bedürftig waren. Zwei Jahre wurden mit diesen Vorarbeiten zugebracht, ohne deren glückliche Lösung das Ziel nicht erreicht werden konnte. So ging der Schwerpunkt der ganzen Bauausführung aus den Händen des Wasserbautechnikers in die des Maschinentechnikers, d. h. in die H. Luther's über. Er war unablässig bemüht, Maschinen und Schiffe zu erfinden, durch die die Felsbeseitigung im freien Strome bewirkt werden könnte.

Zunächst mußte durch Sondirschiffe der Boden des Flusses genau festgestellt werden. Dann geschah die Beseitigung der vorstehenden Felstheile theils durch Zertrümmerung mittels schwerer Fallmeißel, theils durch Bohrung und Sprengung mit Dynamit. Für beide Arbeiten wurden besondere Fahrzeuge erbaut, Fallmeißelschiffe und Bohrschiffe. Die letzteren waren mit einer Einrichtung versehen, durch die reihenweise Bohrlöcher ins Gestein getrieben und hierauf mit Dynamit geladen wurden. Die Wasserdichtigkeit der Zündpatronen zu erhöhen, wurden besondere Vorrichtungen getroffen. Dann waren Baggerschiffe erforderlich, die das gesprengte Gestein aus dem Strombette förderten. Zuletzt Universalschiffe, mit denen alle diese Arbeiten (mit Ausnahme der Sprengungen) zur letzten Glättung der Kanäle gemacht wurden. Wo es anging, wurden die Kanalläufe durch gewaltige Dämme und Pumpwerke trocken gelegt — so am Eisernen Thore eine Strecke von 2000 m — und dann in gewöhnlicher Weise ausgesprengt.

Allen diesen Schwierigkeiten zum Trotz wurde die Arbeit mit solchem Nachdruck angegriffen und durchgeführt, daß das ganze Werk früher, als ausgemacht worden war, vollendet dastand. Am 27. September 1896 fand dann die feierliche Einweihung und Eröffnung des Eisernen Thores statt. Es ist schon damals in deutschen Blättern bemerkt worden, daß bei dieser Gelegenheit die Thätigkeit Luther's, dem das Hauptverdienst bei dem glücklich gelungenen Unternehmen zukommt, namentlich von ungarischer Seite längst nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist. Es war für das ungarische Nationalgefühl zu empfindlich, daß die wohlgelungene und rechtzeitige Vollendung des großartigen Unternehmens in der Hauptsache deutscher Intelligenz und deutscher Capitalkraft zu danken war. Entging so Luther dort die verdiente Anerkennung, so ist sie ihm bald nachher von berufenster Seite zu Theil geworden. Der Verein deutscher Ingenieure verlieh ihm auf seiner 39. Hauptversammlung zu Chemnitz 1898 die höchste Auszeichnung, über die er gebietet, die Grashof-Denkmünze, und zwar deshalb, weil er, wie es in dem Diplome heißt, „durch ebenso bedeutende wie schwierige und mit großem Erfolge durchgeführte Arbeiten auf dem Gebiete der Fluß- und Hafenbauten, der Speicher- und Fabrikanlagen das Ansehen deutscher Ingenieurkunst im In- und Auslande gemehrt und durch die von ihm zur Ausführung dieser Arbeiten ersonnenen Werkzeuge und Arbeitsweisen dem Fortschritt der Technik neue Wege gebahnt hat“.

Um die ungeheuere Wasserkraft des Donaugefälles am Eisernen Thore zweckmäßig auszunutzen, beabsichtigte die Firma G. Luther in Verbindung mit anderen Gesellschaften dort ein großes Elektricitätswerk anzulegen, das für die Hebung der Industrie in den Uferländern der Donau von unermeßlichem Werthe gewesen wäre. Zur Ausführung dieses Planes hätten auch Schleusen angelegt werden müssen, die zugleich der Schiffahrt sehr zu Gute gekommen wären. Es wurden hierüber mit Ungarn, Rumänien und Serbien Verhandlungen angeknüpft, und gelang es auch, von dem letzten Staate eine umfangreiche Concession zu einer solchen Anlage zu erwerben. Da aber mit den anderen Ländern keine Einigung erzielt werden konnte, so war der ganze Plan bald als gescheitert zu betrachten.

Die aufreibende Thätigkeit Luther's am Eisernen Thore, wo er lange Zeit, die ersten zwei Jahre fast ununterbrochen, die Arbeitsweise und Wirkungen der zahlreichen Maschinen und Werkzeuge beobachtete, die er zumeist selbst ersonnen und hergestellt hatte, — diese aufreibende Thätigkeit ist es wohl gewesen, die den Grund zu einem schweren Herzleiden legte, das ihn die letzten Jahre in der Arbeit hinderte und ihn schließlich zwang, sich ganz davon zurückzuziehen. An dem 50jährigen Jubiläum der Fabrik, das Ende Februar 1897 gefeiert wurde und von dem schönen Verhältnisse zwischen den Leitern, den Beamten und der Arbeiterschaft ein deutliches Zeugniß ablegte, nahm Luther noch Theil. Der eigentliche Gründungstag des Werkes war jedoch früher, der 6. August 1846. Zu diesem Tage wurde Luther 1896 durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens Heinrichs des Löwen ausgezeichnet. Auch sonst hat es ihm in seiner Heimath an Anerkennung nicht gefehlt; so wurde er z. B. 1895 Mitglied des Curatoriums der Gaußstiftung.

Als dann aber die Luthersche Fabrik im Juli 1898 in eine Actiengesellschaft umgewandelt wurde, blieb dessen bisheriger Hauptleiter zwar zunächst noch im Vorstande, dann im Aufsichtsrathe, aber er ließ sich in den Sitzungen des letztern kaum noch sehen und schied zuletzt aus Gesundheitsrücksichten ganz aus ihm aus. Am 21. Januar 1900 ging er mit Lilly Herpfer eine zweite Ehe ein — seine erste Frau Anna geb. Zarniko, die er am 10. März 1879 heimgeführt hatte, war ihm am 5. August 1895 durch den Tod entrissen — und bald darauf siedelte er nach Goslar über, in dessen Nähe er sich zwischen den Bergen dann ein schönes Landhaus

erbaute, um hier in frischer Harzluft Kräftigung und womöglich Genesung zu finden. Sie sollte ihm nicht mehr zu Theil werden. Am 30. Juni 1901 machte der Tod seinem Leben ein frühes Ende. Gewiß hatte er in rastloser Arbeit bereits Großes erreicht; um so mehr aber glaubten seine Freunde und Fachgenossen noch weitere Großthaten von ihm erwarten zu dürfen. Diese Hoffnung wurde vereitelt, aber dennoch wird der Name Luther's unter dem Ingenieuren seiner Zeit stets mit Ehren genannt werden.

Zunftgebräuche der alten Steinhauer- und Maurer-Gilde.

(Schluß.)

Kam es vor, daß einer der älteren Gesellen einem jüngeren auf dem Bau ein Schimpfwort zurief, dann konnte der jüngere dem älteren sagen; „Ich fordere Sie auf, am nächsten Sonnabend zur Herberge zu kommen, wo wir mit einander zu sprechen haben“. Waren dann beide auf der Herberge vor der Handwerkstafel erschienen, so klagte der jüngere den älteren an. War der jüngere noch nicht hinreichend geschult, berührte er z. B. die Handwerkstafel, so wurde er wieder von einem Dritten angeklagt. Dann wurde der ältere mit 75 ₰, der jüngere aber mit 8 gg zur Buße gezogen. In Zukunft machte jener dann nicht eher eine Anklage, als bis er besser geschult war.

Es hatte sich z. B. der Fall zugetragen, daß drei Junggesellen sich an einem alten Zunftgesellen schwer vergangen hatten, was vor Gericht wohl übel für die Drei ausgefallen wäre. Nachdem dem Alten das widerfahren war, berichtete er dem Altgesellen das Vorgefallene, worauf auf den nächsten Sonnabend eine Vorladung an alle Zünftigen erging. Alle erschienen zur festgesetzten Zeit, man spielte Billard und unterhielt sich, bis der Gildebote Jeden zünftig in die Handwerksstube vor die ehrbaren Alt- und Ladegesellen forderte. Alle nahmen nach Zunft und Handwerksgebrauch ihren Eintritt und stellten sich in Ordnung auf, bis zum Schluß der Gildebote eintrat, die Thür abschloß und nach Zunft ansagte, daß alle versammelt seien. Nun klopfte der Altgeselle drei Mal auf und dankte der Gesellschaft für ihren Eintritt nach Zunft und sagte, wie üblich: „Hat der Eine oder Andere Klagesachen oder sonstige Sachen vorzubringen, so möge er jetzt vortreten und reden und nachher schweigen“. Da nahm der alte Mann seinen Vortritt nach Zunft und trug das ihm Widerfahrene vor; die drei Thäter wurden nach Zunft vor die Handwerkstafel gefordert, wo sie auch nach Zunft vortraten und sich zu vertheidigen suchten, was ihnen nach einigem Hin- und Herreden nicht gelang. Unterdessen hatten sich schon die „Handfestesten“ nach vorn gedrängt, und plötzlich erloschen alle Lichter — — — Etwa nach 5 Minuten brannten die Lichter wieder. Die Drei lagen am Boden und mußten hinausgetragen und von den inzwischen eingetroffenen Eltern nach Hause geleitet werden. Zugleich wurden die drei Bestraften für „schwarz“ erklärt. Nach einigen Wochen, als die Väter der Verurtheilten als Vermittler eingetreten waren und das Versprechen abgegeben hatten, daß ihre Söhne Buße thun sollten, wurde wieder eine Vorladung veranstaltet. Nachdem die drei Missethäter renig erschienen waren, wurde ihnen nach Erlegung einer Buße nach Handwerksgebrauch der Bann wieder abgenommen, wobei sich der Beleidigte nach einer Abbitte der Beleidiger mit diesen vertragen mußte. Ein gemeinsames Zechen bildete den endgültigen Abschluß. In leichteren Fällen wurde auch nur auf eine Geldstrafe erkannt.

War irgend ein zünftiges Mitglied von einem anderen Zünftigen schwer beleidigt worden, so hatte er das Recht, seinen Gegner zum Zweikampf zu fordern. Das geschah in folgender Weise: Der Beleidigte ging zum Altgesellen, trug seine Sache vor und verlangte eine Forderung mit ausdrücklicher Andeutung, daß der Beleidiger dringend gefordert würde, worauf er dann auf alle Fälle erscheinen mußte. Erschien er nicht, so wurde er für „schwarz“ erklärt. Solche Verhandlungen wurden gewöhnlich Sonnabends Abends abgehalten. Der Gildebote hatte alle vorzuladen. Waren dann alle nach Zunft in der Handwerksstube versammelt, so wurde nach erfolgloser Verhandlung um die beiden Gegner vor der Handwerkstafel ein Kreis geschlossen. Fühlte sich nun Einer von den Beiden seinem Gegner gegenüber zu schwach, so hatte er das Recht, sich jetzt noch einen Stellvertreter, der sich für ihn zu schlagen hatte, zu wählen, wozu fast immer Einer oder Mehrere bereit waren. Der gewählte Stellvertreter trat sofort vor, und beide Kämpfer standen sich mit nach Handwerksgebrauch zugeknöpftem Rock gegenüber. Wenn der „Kühnste“ gesagt hatte: „Bist du fertig?“ gingen Beide mit Fäusten auf einander los, bis Einer, der gewöhnlich am Boden lag, „Friede“ rief und damit den Kampf sofort beendigte. Es wurde sogleich aufgeklopft und die Sache vor der Handwerkstafel verhandelt. Die Versöhnung der beiden Feinde wurde durch eine gemeinschaftliche Zeche besiegelt.

Die Junggesellen standen nach ihrer Losgabe noch drei Jahre unter der Obhut ihrer Schenkgesellen, die sie noch in manchen Sachen zu unterrichten und zur festen Zunft anzuhalten, auch ihnen schlimmsten Falls in Streitsachen beizustehen hatten. Der Junggeselle hatte solche Gesellen, die schon länger als drei Jahre losgegeben waren, mit „Sie“ anzureden, wogegen der ältere Zünftige ihn duzte.

In der Handwerksstube hatte Jeder mit zugeknöpftem Rock und anständig zu erscheinen. Rauchen und Unterhaltung in der Handwerksstube waren mit Strafe bedroht. Der Junggeselle hatte sich dadurch hier einzuführen, daß er stets in seinen drei Junggesellenjahren beim Eintritt in die Handwerksstube, sowie beim Vortritt vor die Handwerkstafel seinen ganzen Spruch hersagte, wogegen bei älteren Zünftigen genügte: „Eintritt nehme mit Gunst“ oder „Vortritt nehme mit Gunst“, oder „Austritt nehme mit Gunst“.

Ferner hatten die Junggesellen das Amt, Krankenbesuche auszuüben, wobei sie sich in zuvorkommender Weise zu benehmen hatten.

Beim Verlegen der Herberge hatten abwechselnd zwei Junggesellen die Lade zu tragen. Um der Lade ein gewichtiges Ansehen zu geben, waren schwere Steine hineingepackt. Bei Aufzügen, wie auch beim Verlegen der Herberge, hatte sich jeder „Ehrbare“ mit einem blanken Winkeleisen oder langstieligen Schellhammer zu versehen, welche mit Silberpapier beklebt und mit einem grünen Strauße, einer Citrone und einem rothen und blauen Bande geziert waren. Poliere zeichneten sich dadurch aus, daß sie einen fein lackirten, mit Kappen beschlagenen und mit Strauß ꝛc. geschmückten 5 Fuß langen Stock trugen.

Im Jahre 1863 wurde ein Aufzug, in dem der Gildecommissar mit dem Alt- und Lademeister voranging, zur Ovation des Herzogs von Augustenburg, welcher sich damals beim Herzog Wilhelm zum Besuch aufhielt, veranstaltet. Der Zug wurde im Medicinischen Garten geordnet und zog sich von da über den Damm, Bohlweg u. s. w. auf den Schloßplatz, wo sich die beiden Herzöge am Fenster, grüßend und dankend, zeigten. Eine Deputation ging in das Schloß und überbrachte dem Herzog von Augustenburg den Wunsch der Gilde, daß er bald von der dänischen Gewalt befreit werden und als Herzog sein Land in Besitz bekommen möge. Von da ging der Zug über den Ritterbrunnen, Steinweg u. s. w. der Herberge zu, wo die Feier durch fröhliches Beisammensein noch eine Zeitlang weiter geführt wurde.

War ein Sterbefall eingetreten, so überbrachte der Gildebote den zum Folgen ernannten Gesellen ein blankes messingenes „Bricken“ (10 cm lang und 6 cm breit) mit der Aufschrift „Begräbniß“, das der Junggesell vorzüglich blank zu putzen hatte, wenn er nicht einer Bestrafung verfallen wollte. Es folgten 12 bis 16 Mann, die sich zur angesetzten Zeit auf der Herberge einzufinden hatten, wo Alles geordnet wurde. Jeder bekam seinen langen Kragenmantel; auch waren Cylinder vorhanden für den Fall, daß der Eine oder Andere einen solchen nicht besaß. Dann ging es in geschlossener Reihe zu Zwei und Zwei nach dem Trauerhause, wo der Sarg mit acht Schildern aus Weißblech behangen wurde. Nachdem dann hier eine kleine Andacht gehalten war, wurden den Folgern geschnittene Stückchen Grobbrot, Kümmel, Salz und Schnaps auf Tellern gereicht. Dem Gildeboten lag ob, am Grabe die Schilder in Verwahrsam zu nehmen. Dann ging es zurück zur Herberge, wo Jeder seinen Mantel ordnungsmäßig an den Gildeboten abzugeben hatte und auch die Bricken blank geputzt abzuliefern waren. Jeder Junggeselle, welcher zum ersten Male folgte, hatte 8 gg Gebühr zu zahlen. Gewöhnlich war ein Altgesell oder sonst ein älteres Mitglied bei der Trauerfeier anwesend, der es dann übernahm, in irgend einem Zimmer, in welchem sich kein Unberufener befinden durfte, aufzuklopfen, und zwar in Ermangelung des Aufklopfstabes mit einem großen Schlüssel, der dazu immer bereit gehalten wurde. Da sich nun schon Alle im Zimmer befanden, so wurde eine Forderung nach Handwerksbrauch nicht gemacht. Der Altgeselle (Wortführer) nahm stehend Platz hinter einem Tisch und klopfte drei Mal auf, worauf Jeder in raschem Tempo seine Kopfbedeckung abnahm, sich überzeugte, ob sein Rock bis oben zugeknöpft war und vor der Handwerkstafel in gewissem Abstand davon Platz nahm. Nun ging Alles wieder genau nach Zunft, indem der Altgesell etwa folgende Anrede hielt: „Mit Gunst und Erlaubniß. Ich habe von der Frau der heute Morgen beerdigten Gesellschaft X. 5 ℛ erhalten, die hier auf der Herberge von den Folgern vertrunken werden sollen; auch soll von dem Gelde eine Kiste Cigarren gekauft werden, damit auch Jeder dabei rauchen kann“. Dann antworteten alle Versammelten: „Das ist löblich“. Lag sonst weiter nichts vor, so sagte der Altgesell weiter: „Außerdem sind von fünf Junggesellen 1 ℛ und 1 Gulden (= 5 ℳ) Gebühr eingezahlt, ich schlage vor, wir legen ein großes Faß Bier auf und, da sich noch einige Mitglieder eingefunden haben, ein paar halbe Buddel Branntwein“. Darauf sprechen die Versammelten wieder ein „Löblich“, und der Altgesell fragt: „Sollen wir das Freibier in Friede und Einigkeit verzehren oder nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit?“ Die Versammelten antworten: „In Friede und Einigkeit“. Zum Schluß sagt der Altgesell, indem er drei Mal aufklopft: „Die Gesellschaft soll bedankt und bedeckt sein“. Sofort wird die Thür geöffnet, und jeder bewegt sich frei und nimmt Platz an den zusammengerückten Tischen, auf denen je vor dem dritten Stuhle eine halbe Weinflasche voll Schnaps steht. Handwerkslieder werden angestimmt, und wenn Alles verzehrt ist, so löst sich die Gesellschaft auf. Trifft es sich bei solchen Zusammenkünften, daß kein Geld gespendet wird oder nichts durch Strafgelder einkommt, so wird für Freibier das Geld der Gildecasse entnommen.

Wenn ein Zünftiger bei Aufzügen, beim Quartal oder bei sonstigen Festlichkeiten auf der Herberge einen Streit anfing, der in Thätlichkeiten ausartete, so wurde er mit einer Buße nicht unter 2 ℛ bestraft; hatte er das Geld nicht im Besitz, so konnte er eine Handbewegung machen, als legte er das Geld auf den Tisch, und dabei sagen: „Mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen ehrbaren Leib entblöße und meinen Fehler blind erlege nach Zunft u. s. w.“ Dann wurde diese Summe noch am selbigen Tage oder Abend verzehrt, und die Gesellschaft war dann fest überzeugt, daß der Büßer das Geld, sobald er die nächste Löhnung erhalten, sofort zur Herberge bringen würde.

Unter den Steinhauern und Maurern bestanden damals drei Classen. Erstens hiesige, der Zunft angehörende, zu denen auch solche gehörten, die in den Braunschweig nahe liegenden Dörfern, wie Veltenhof, Watenbüttel, Waggum, Hötzum, Volkmarode, Querum, Riddagshausen, Rüningen, Melverode, Mascherode u. s. w. wohnten, in der Stadt aber gelernt und sich der Zunft angeschlossen hatten. Zweitens „Fremde“, d. h. solche, die sich in ihrer Wanderzeit befanden. Sie waren sämmtlich unverheirathet und bildeten auch noch nebenbei unter sich eine Extra-Zunft. Da sie niemals ohne Hut gehen durften, hieß jedes Mitglied von ihnen allgemein „Der Mann mit dem Hut“. Drittens die „Kleinstädter“. Das waren solche, die sich im Frühjahr einstellten und im Herbst wieder fortzogen, größtentheils Eichsfelder und andere, die aus weiter von Braun-

schweig gelegenen Gegenden kamen; sie waren größtentheils verheirathet und keiner Zunft angehörend.

Bei Frühstück und Vesper saß jede Classe für sich. Die Kleinstädter wurden von den Fremden stets gern gehänselt. So hatten sich letztere beim Bau eines Güterschuppens auf dem Bahnhofe in den 50er Jahren den verhängnißvollen Streich erlaubt, den Kleinstädtern auf ihren Frühstückstisch einen Eimer Wasser und ein Bund Heu aus reinem Uebermuth zu setzen. Hierdurch geriethen die beiden Parteien scharf gegen einander, wobei die Hiesigen für die Kleinstädter Partei nahmen. Es kam zu Thätlichkeiten und zur Entlassung mehrerer Fremder. Nun nahmen alle Fremden, die in Braunschweig anwesend waren, Feierabend und erklärten sämmtliche Steinhauer und Maurer Braunschweigs für „schwarz“. In dieser Eigenschaft wurden die Braunschweiger Junggesellen, welche in der Fremde ihre Wanderjahre abmachen wollten, allenthalben mit „Du“ angeredet, während sie jeden Fremden mit „Sie“ zu benennen hatten, und wurden außerdem ohne Grund stets „ausgehauen“, so daß sie immer wieder gezwungen waren, nach Braunschweig zurückzukehren. Nachdem das so eine Zeit lang gedauert hatte, blieb weiter nichts übrig, als daß die Alt- und Lademeister nach Harburg, wo zum letzten Male 7 Braunschweiger Junggesellen zurückgewiesen waren, reisten und eine beträchtliche Buße, die dort festgesetzt war, bezahlten. Damit war der Bann von Braunschweig wieder abgenommen; es kamen Fremde wieder nach hier, und von hier konnten wieder Junggesellen unbehelligt in die Fremde gehen, um ihre Wanderjahre abzumachen.

Es war Handwerksgebrauch, daß, wenn ein wandernder Fremder die Herberge betrat, er vor Eintritt in die Gaststube drei Mal heftig mit seinem Wanderstabe gegen die Stubenthür anklopfen mußte, worauf er eintrat und, wenn ein Wortführer oder Altgesell zugegen war, seinen Gruß von seiner Stadt, wo er ausgelernt hatte, hersagte. Dann erhielt er ein Geschenk, das aus der Herbergscasse bezahlt wurde. Es wurden auch Wandernden, deren Füße auf der Reise im Winter durch Frost gelitten hatten, Filzschuhe spendirt; auch war der Herbergswirth, welcher in die Gebräuche eingeweiht war und in der Handwerksstube anwesend sein durfte, verpflichtet, für eine gewisse Anzahl Wanderer Betten zur Verfügung bereit zu halten. War ein Fremder durch Arbeitslosigkeit oder sonst auf andere Weise bei dem Herbergswirth in tiefe Schulden gerathen, so konnte der Fremde unbehindert abreisen, denn der Herbergswirth war sicher, daß ihm das Geld baldigst geschickt wurde.

Waren zu Zeiten viele Arbeiten auszuführen, so daß sich viele Fremde in einer Stadt aufhielten, so war ein von den Fremden gewählter Wortführer ständig auf der Herberge, der sonst weiter nichts arbeitete, als daß er die ankommenden Fremden abfertigte und über Arbeitsangelegenheit unterrichtete.

Gleichwie die Ein- und Ausschreibungen alle Jahre an zwei Quartalen auf der Herberge vor dem Ausschänken in Gegenwart des Gildecommissars (d. h. Seitens der Behörde) und der Alt- und Lademeister stattfanden, so wurden in den Sommermonaten „Auflagen“ abgehalten, sogenannte Zahltage, damit die Auswärtigen nicht etwa ohne Abgaben durchbrennen konnten.

So bildete die Zunft ein in sich abgeschlossenes Ganze, das den Stand der Handwerker hochhielt, den Einzelnen zum sicheren, selbstbewußten Verkehr unter seinen Standesgenossen heranbildete, ihn schützte und zu seinem Fortkommen ihm behülflich war.

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß manche Auswüchse und Verirrungen sich allmählich einstellten, die dem guten Ganzen das Fundament wankend machten und es zertrümmerten, als die Gewerbefreiheit den strengen Zusammenschluß der zünftig gelernten Handwerker durchbrach und vernichtete. J. H.

Bücherschau.

Karl Mollenhauer, Der Wille zum Leben. Eine Erzählung. Berlin-Goslar-Leipzig, F. A. Lattmann [1901]. 216 S. 8°. 2 ℳ 50.

Es ist wirklich ein gutes Buch — bis auf den Titel. Der Titel erregt nämlich Erwartungen, die das Buch nicht erfüllt. Man denkt zunächst an Stoffe, wie sie in den Vers-Dichtungen „Lebe!“ von Avenarius oder in Zitelmann's Memento vivere behandelt sind, an einen Fall, wo der Wille zum Leben am Erlöschen ist und durch irgend welche innere Vorgänge zu einem neuen Aufflammen gebracht wird. So ist es hier nicht, der Conflict geht nicht so tief, ein äußerstes Verzagen ist nur ein Mal leise angedeutet. Die Sache liegt vielmehr so, daß ein junger Jurist, der Freiherr Kurt Eberhard von Erthal, sich unmöglich gemacht und seine Stelle verscherzt hat und nun unter der Leitung eines umsichtigen, klugen Mannes sich neues Vertrauen, Tüchtigkeit und eine angesehene Stellung in einem praktischen Berufe erwirbt. Das ist ganz gewiß eine Sache, die einer geschickten dichterischen Behandlung werth ist, nur paßt der Titel nicht dafür. Wenn man ihn aber so versteht, wie er hier gemeint ist, das Streben, sich mit dem Leben und der Welt abzufinden und sich einen Platz an der Sonne des Glücks auf seine Art zu erobern, dann gewinnt er allerdings eine besondere Bedeutung. Denn dieses Streben finden wir in einer ganzen Reihe von Gestalten des Buches, und der Verfasser hat sich eben die Aufgabe gestellt, an einem Stück Kleinstadtleben zu zeigen, wie verschieden geartete Charaktere sich in diesem Ringen bewähren. Es sind meistentheils Leute, die irgendwie Schiffbruch erlitten haben und nun still mit gerettetem Boot in den Hafen einlaufen. Im Vordergrunde des Interesses steht der genannte Kurt Eberhard. Er selbst nennt sich dumm, und der Verfasser nennt ihn einen unbedeutenden Menschen. Aber das ist er gar nicht; es fehlt ihm nur die Gabe, etwas aus sich zu machen, und dazu ist er ursprünglich in einen falschen Beruf gerathen. Seine Arbeitswilligkeit, seine Gewissenhaftigkeit und Treue machen ihn uns sofort sympathisch, und die noble Gesinnung wie die guten Formen, die er aus seiner Familie mitbringt, sind ihm treffliche Hülfen auf dem neuen Wege ins Leben. Und auf diesem guten Grunde

wächst reiche Frucht, sobald das rechte Licht und der rechte Gärtner in der Gestalt des alten Redepennig dazukommt. Eine Folie zu Kurt Eberhard bildet der alte Dr Gudehus. Wie der pensionirte Oberlehrer im Gymnasium zu Stolpenburg hat er nie mit den Jungen fertig werden können und ist darum früh in den Ruhestand versetzt. Aber auch sein Liebesglück hat er verscherzt, da er sich nicht hat entschließen können zuzugreifen. Und die fruchtlosen Selbstvorwürfe peinigen ihn sein Leben lang. Ihm fehlt es an dem energischen Willen zum Leben, an dem Aufraffen, und so bringt er es zu nichts. Uebrigens trotz seiner umständlichen Unbehülflichkeit eine liebenswerthe Erscheinung. Die alte Freifrau hat einen doppelten Kampf auszufechten: Einmal gegen die ganz gewöhnliche Noth des Daseins. Da aber geben ihr den rechten Willen zum Leben die Traditionen ihres alten Geschlechts, das ungebrochene Standesbewußtsein, der Idealismus aristokratischen Denkens. Dann kommt ein zweiter Kampf ihrer Vorurtheile gegen die Vertreter eines schlicht bürgerlichen Berufes. Aber als sie ihre Vorurtheile als solche erkannt hat, gewinnt sie es auch über sich, das Gute, Selbstlose im Wesen der Anderen anzuerkennen und sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Die vierte Persönlichkeit, die ihren Willen zum Leben erprobt, ist eine überaus anziehende Gestalt, die ältliche Pastorentochter Fräulein Ledebuhr. Sie hätte in ihrer Jugend gern geheirathet, aber Gudehus hat nichts gesagt, und so ist nichts daraus geworden. Sie hat aber ihrem Leben einen Inhalt gegeben, indem sie das Helfen und Pflegen zu ihrem Berufe gemacht hat. Erst hat sie den alten Vater gepflegt, dann alle Armen und Kranken ihres Dorfes, und nun sie allein steht, hilft sie weiter, in jedes Haus Sonnenschein bringend. Dabei eine gesunde, verständige Natur, die das Leben mit klaren Augen ansieht. — Des Verfassers Stärke liegt in der Charakteristik, die vorzüglich gelungen ist. Alle die Personen sind lebensvoll geschaut und dargestellt, nur die Beate ist etwas matt gerathen. Einige Gestalten sind schon besprochen; dann der knurrige, geizige Hauswirth, die kokette und kleinstädtisch-intrigante Bertha Glockenthör, die unverstandene Mutter mit ätherischem Sinn und stattlicher Körperfülle. Die gewinnendste Figur ist der Generalagent Redepennig, bei dem Onkel Schönow Pathe gestanden hat; er ist es, der Alles in Gang bringt, ein kluger Menschenkenner mit einem guten Herzen, einem lustigen Sinne und einer ebenso drolligen als treffenden Redegabe, eine sehr gute Schöpfung des Verfassers. Die Handlung der Geschichte kommt Anfangs etwas schwer in Fluß, bald aber nimmt sie einen rüstigen Fortgang, und gegen Ende wird eine lebhafte Spannung erregt. Die Liebesscene vermeidet durch die Eigenart des Locals sehr glücklich die Gefahr der Trivialität, der solche Erklärungen leicht anheim fallen. Ueberhaupt ist das Ganze in einen wohlthuenden, milden Humor getaucht, der nur an wenigen Stellen in bittere Satire ausartet. Ueberall bekundet sich die scharfe Beobachtung des Verfassers, in Scenen, in kleinen Einzelheiten, in sentenziösen Aeußerungen. Die Erzählung liest sich gut, und das Ausrufezeichen der Erleichterung hinter dem „Ende" ist wenig am Platze: man trennt sich ungern von den Gestalten des Verfassers und ist gespannt darauf, was er uns noch weiter auf diesem Gebiete bringen wird.

Hans Martin Schultz.

In dem **Archive für slavische Philologie**, B. 22, 1. und 2. Heft, S. 107—43 (Berlin, Weidmann'sche Buchh.) finden sich „Beiträge zur Ethnographie der hannoverschen Elbslaven, mitgetheilt von A. Vieth, mit Einleitung und Zusätzen von H. Zimmer, V. Jagic und A. Leskien", auf die wir auch an dieser Stelle kurz aufmerksam machen möchten, da ja Spuren slavischer Besiedelung auch im Norden unseres Herzogthums vorhanden sind. Es handelt sich um eine Handschrift, die A. Vieth in Kopenhagen auffand und die wohl das älteste Zeugniß über Sitten, Gebräuche und Sprache der Elbslaven bei Lüneburg enthält. Sie zerfällt in drei Theile. Der erste führt den Titel: „Wendischer Aberglaube angemercket bey der General Kirchen Visitation des Fürstenthums Dannenberg im Monath August Anno 1671" und ist vom Obersuperintendenten D. Joachim Hildebrandt verfaßt worden; er umfaßt 10 Capitel: 1) Bemerkungen über Namen und Ausdehnung des Bezirkes. 2) Vom Creutz- und Kronen-Baum. 3) Von Sauff-Festen der Wenden. 4) Von gewissen Tagen. 5) Vom Bawerrecht. 6) Von Züchtmeistern. 7) Von Hochzeiten. 8) Von Schwangern, Bademüttern und Kranken. 9) Von Begräbnüß. 10) Von der Wenden Leben insgemein. Der zweite Theil enthält systemlose Nachträge, die bis in das Jahr 1710 herunterreichen, der dritte ein systematisches deutsch-wendisches Wortverzeichniß. Vielleicht sind diese Theile von dem Pastor G. F. Mithof in Lüchow auf Anregung von Leibniz niedergeschrieben worden. Waren auch einzelne Theile der Handschrift durch Domeier und Pfeffinger schon früher bekannt geworden, so ist doch jetzt die genaue Wiedergabe des ganzen Stückes nur mit Dank zu begrüßen.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 8—9. G. Hecke, zur Seminarlehrerfrage. — 10. Hecke, zum 150jähr. Bestehen des Herzogl. Lehrerseminars in Br. — 11. H. Pfaue, vom Aufsatzunterricht. — 12. F. Heege und H. Bebenroth, zwei Braunschw. Lehrbücher (Erwiderung auf die „Abwehr" Heinemanns). — 13—17. Sander, die Bedeutung e. gesteigerten Volksbildung für die wirthschaftliche Entwickelung unseres Volkes. — 18. Haftung der Lehrer nach dem bürgerlichen Gesetzbuche. — 19. Der Geistliche als Ortsschulinspector. — 20 u. 21. Littmann, Braunschw. Landes-Lehrerverein Oct. 1900—1901; Horn, Gliederung des Landes-Lehrervereins 1900; Jahns, die 73. Br. Landes-Lehrerversl. in Helmstedt.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 8. W. Koch, Untersuchungsresultate im städtischen Schlachthause zu Br. — 9. Kampf gegen die Tuberkulose. — 10. Steinitz, Beseitigung und Desinfection des phthisischen Sputums; Kellogg, die Rohkost.

Berichtigung.

In Nr. 21 sind auf Seite 165 in der Zeile 31 v. o. die Worte „und Stammvater" zu streichen, sowie drei Zeilen darunter statt „Nachkommen" das Wort „Regierungsnachfolger" einzusetzen. O. v. H.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 17. November **1901.**

Grabstätten der Welfen.

49. Löwen.

Aus den Niederlanden [1]) hat Karl Steinmann bereits zwei welfische Grabstätten, Delft (S. 366) und Gent (S. 224), behandelt, damit ihre Zahl aber längst nicht erschöpft. Es sind, wenn wir sie schon jetzt richtig übersehen, mindestens noch fünf Ortschaften nachzutragen, wo auf niederländischem Boden Mitglieder unseres Fürstenhauses ruhen. Es kommen zunächst drei aus ältester Zeit in Betracht, die Gattin eines Sohnes und eines Enkels und die Tochter eines anderen Enkels Herzog Heinrich's des Löwen. Sie sind in Löwen, Loosduinen und Middelburg beigesetzt worden Dazu gesellen sich noch je eine Tochter der Herzöge Heinrich Julius und Anton Ulrich, die in Leeuwarden und Noermond begraben sind.

Als Kaiser Otto IV. am 19. Mai 1218 auf der Harzburg verstorben war, ließ er Marie, die Tochter Herzog Heinrich's I. von Brabant, als Wittwe zurück. Diese ging wohl im Anfange des Jahres 1220 mit dem Grafen Wilhelm I. von Holland eine zweite Ehe ein, die kinderlos blieb und schon am 4. Februar 1222 durch den Tod des Gatten gelöst wurde. Marie verlebte noch eine sehr lange Wittwenzeit. Sie erscheint zum letzten Male in einer Urkunde vom 9. März 1260, als sie ein Codicill errichtete. Bald nachher wird sie gestorben sein; denn am 14. Juni 1260 wird sie bereits als todt erwähnt. Sie wurde neben ihren Eltern in der Peterskirche zu Löwen beigesetzt. Dort ist ihr schönes Grabdenkmal noch heute erhalten. Es befindet sich in einer Wandnische der Nordseite am Ende des Chorumganges neben dem ihrer Mutter Mathilde, der Tochter des Grafen Matheus von Boulogne. Diese starb bereits im Anfange des 13. Jahrhunderts. Damals wird ihr das Denkmal errichtet sein, das schon 1250 erneuert wurde. Vermuthlich bald nach 1260 ist dann das Grabmal ihrer Tochter hinzugefügt worden. Beide sind, wie auch das Herzog Heinrich's I. († 1235), der in einer der benachbarten Chorcapellen ruht, Hochgräber aus schwarzem Marmor, die oben in erhabener Arbeit langhingestreckt die Gestalten der Verstorbenen tragen. Marie und rechts neben ihr Mathilde liegen in langen Gewändern, ihre Füße stehen auf Consolen. In der linken Hand trug Mathilde einen Gegenstand, der abgebrochen ist; sonst ist das Denkmal gut erhalten, während das der Marie, zumal an Gesicht und Händen, leider stark beschädigt ist. Die beiden Grabplatten von Mutter und Tochter bilden ein Ganzes und werden von 6 romanischen Säulen getragen; drei horizontale Säulen, die zwischen ihnen und an ihren Außenseiten liegen, werden durch zwei verzierte Bogen mit einander verbunden. Inschriften finden sich nicht vor. Das Grabmal Herzog Heinrich's wird dem Bildhauer Jean le Statuaire zugeschrieben, der zwischen 1250 und 1290 in Löwen wohnte und wirkte. Da dieses Werk mit dem Denkmale jener Frauen in Anlage und Technik große Aehnlichkeit hat, auch die Zeitverhältnisse sehr gut dazu stimmen, so ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Künstler auch das Grabmal Mathilde's wiederherstellte und das der Kaiserwittwe Marie neu verfertigte.

50. Loosduinen.

Der junge Pfalzgraf Heinrich, Herzog Heinrich's des Löwen Enkel, starb, wie wir im vorigen Jahrgange S. 164 ff. gesehen haben, am 25. April 1214 und ist zu Schönau begraben. Bald nachher (5. Nov 1214) verlobte sich seine Wittwe Mathilde, die Tochter Herzog Heinrich's I. von Brabant, eine Schwester der oben genannten Kaiserin Marie, mit Graf Floris IV. von Holland, der damals nur 4 Jahre alt war. Die Ehe wurde daher erst 1224 vollzogen. Floris starb schon in jungen Jahren am 19. Juli 1235 auf einem Turniere in Corbie im nördlichen Frankreich, wo er vom Grafen von Clermont, wie man sagt, aus ehelicher Eifersucht verrätherisch ermordet wurde. Er fand sein Grab im Kloster Reinsburg [2]). Mathilde, zum zweiten Male Wittwe geworden, blieb im Lande und ist am 21. December 1267 gestorben. Ihre Gebeine wurden

1) Die Mehrzahl der nachstehenden Mittheilungen verdanke ich den freundschaftlichen Bemühungen Herrn A. Vasel's in Beierstedt, der kürzlich an den meisten dieser Orte persönliche Nachforschungen anstellte. P. Z.

2) Meermann, Wilhelm von Holland I, S. 4. Wenzelburger, Geschichte der Niederlande I, S. 123.

im Cisterzienserkloster Loosduinen beim Haag, dem sie reiche Zuwendungen gemacht hatte, beigesetzt[3]). Ein äußeres Erinnerungszeichen an sie ist dort nicht mehr erhalten[4]). Ihr ältester Sohn war Graf Wilhelm, der 1247 zum Deutschen Könige gewählt wurde.

51. Middelburg.

Dieser König Wilhelm vermählte sich in Braunschweig mit Elisabeth, der Tochter Herzog Otto's des Kindes, des ersten Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, am 25. Januar 1252. In der folgenden Nacht entzündete ein umgefallenes Licht das Brautgemach. Das Feuer griff mit rasender Schnelligkeit um sich und richtete in dem stolzen Bauwerke Heinrich's des Löwen, der Burg Dankwarderode, eine arge Verheerung an. Auch der Königsornat wurde ein Raub der Flammen; mit knapper Noth konnten die Neuvermählten das nackte Leben retten. Fast genau vier Jahre später, am 28. Januar 1256, wurde König Wilhelm auf einem Feldzuge gegen die Friesen bei Hoogwoude erschlagen. Die Königin erfuhr die Trauerkunde zu Spiegelberg, südlich Germersheim, und kehrte sogleich nach Holland zurück, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte. Sie starb am 27. Mai 1266 und wurde in der Abtei zu Middelburg, der Hauptstadt Seelands, stattlich beigesetzt[5]). Von ihrer Grabstätte ist jetzt keine Spur mehr erhalten.

Viel später als die Gemahlin fand König Wilhelm selbst in Middelburg die letzte Ruhe. Die Friesen, die ihn, ohne zu wissen wen, erschlagen hatten, verbargen die Leiche, als sie in ihr den König erkannten, unter dem Herde eines Bauernhauses zu Hoogwoude. Erst als Wilhelm's Sohn, Graf Floris V., im Jahre 1282 glücklicher in Westfriesland vordrang, wurde ihm von einem Eingeweihten der Begräbnißort seines Vaters gezeigt. Er ließ den Leichnam ausgraben und in der Heimath zu Middelburg in der Marien- oder Achterkerken (jetzt Koorkerk genannt) aufs Neue bestatten. Sein Großneffe, Graf Wilhelm III., stiftete dort 1325 für den Altar der Capelle, in der der König lag, zu seinem Seelenheil eine geistliche Pfründe. Im Jahre 1542 ließ Marie, die Statthalterin der Niederlande, dem Könige ein prächtiges Grabmal errichten. Aber ein Feuer, das durch Blitzschlag entstand, richtete es schon 1569 wieder zu Grunde. Eine Wiederherstellung wurde später geplant, aber nicht ausgeführt. 1817 fand man an der Südseite der Koorkerk den steinernen Sarg und andere Ueberreste vom Grabe des Königs. Dies wurde der Anlaß, daß ihm im August 1820 die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften mit Genehmigung König Wilhelm's I. eine marmorne Gedenktafel errichten ließ, und zwar in der Neuen Kirche, die früher auch Vor- oder St. Nicolauskirche genannt wurde und, östlich von der Koorkerke gelegen, mit dieser baulich zusammenhängt[6]).

52. Leeuwarden.

In der Großen- oder Jacobikirche zu Leeuwarden, der alten Hauptstadt der Provinz Friesland, befindet sich die Begräbnißstätte des erbstatthalterischen Hauses. Hier ruht auch Sophie Hedwig, die Tochter des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg, die, geboren am 20. Februar 1592, dem Grafen Ernst Kasimir von Nassau-Dietz am 8. Juni 1607 die Hand reichte. Ihr Gatte verstarb am 4. Juni 1632, sie selbst am 13./23. Januar 1642 zu Arnheim. Sie wurde neben dem Gemahle am 10./20. März des Jahres zu Leeuwarden bestattet. Ein Erinnerungszeichen an sie ist hier nicht mehr vorhanden. Das nimmt nicht Wunder. Denn 1813 wurde die Kirche von den Franzosen gründlich verwüstet. Auch die Fürstengruft wurde nicht verschont, ja derartig zugerichtet, daß man später die Gebeine der dort Ruhenden wieder zusammen lesen mußte. Sicher erkennbar war der Schädel Ernst Kasimir's an dem Loche, das ihm die tödtliche Kugel bereitet hatte. Die Ueberreste wurden dann in zwei Kasten zusammen gelegt und in der Gruft beigesetzt, zu der hinter dem Chore eine Fallthür hinabführt.

53. Roermond.[7])

Henriette Christine, die jüngste Tochter Herzog Anton Ulrich's, ist nach dem Tode der Aebtissin Christine, geb. Herzogin von Meklenburg († 30. Juni 1693), zur Aebtissin von Gandersheim erwählt und hier am 12. April 1694 inthronisirt worden. Da jedoch in ihr Leben ein Ereigniß fiel, das den Satzungen des Stiftes nicht entsprach, so sah sie sich genöthigt, am 27. Juli 1712 ihrer Würde zu entsagen. Wie schon früher (1707) ihre Schwester, die spätere Kaiserin Elisabeth Christine, die hauptsächlich bei ihr in Gandersheim Unterricht in der katholischen Lehre empfangen hatte, und 1710 ihr Vater Anton Ulrich, so trat auch Henriette Christine am 10. August 1712 vor dem Fürstabte von Corvey zum Katholicismus über. Sie ließ sich dann sogleich in Roermond nieder, wo sie Anfangs in der adeligen Münsterabtei, später im Ursulinerinnenkloster wohnte, aber keine geistliche Würde bekleidete. Neben der Ursulinerinnenkirche stiftete sie in die Ehre U. L. Frauen der Schmerzen eine Capelle, die am 30. April 1719 geweiht wurde. Sie hat ihr Leben hier noch auf über 83 Jahre gebracht. Erst am 20. Januar 1753 ist sie gestorben und Tags darauf in der Kirche der Jesuiten begraben. Ihre Grabschrift lautete:

---

3) Meermann II, S. 281.

4) Freundliche Auskunft von Herrn P. M. van Walchren in Heelsum bei Arnheim.

5) Vgl. Magnum Chronicon Belgicum bei Pistorius Rerum Germ. Script. III S. 271. Necrol. Egmond. Böhmer, Regesta Imperii V S. 1052.

6) Nach dem Berichte des Archivars der Provinz Seeland vom 30. März 1874 an Kaufmann E. A. Stoltze in Braunschweig. Ich verdanke ihn Herrn Buchhändler Lord daselbst.

7) Mit freundlicher Unterstützung des Herrn van Beurden in Roermond, Secretairs des historischen Vereins Limburg. Der Todestag der Fürstin wird hier abweichend von den gängigen Handbüchern angegeben, die den 12. März 1753 nennen.

D. O. M.
Monumentum
Serenissimae Principissae
Henriettae Christinae
Ducisse Brunswicensis
et Luneburgensis etc.
vixit annos LXXXIV
obiit XX Januarii
M D C C L III
R. J. P.

Jetzt ist von der Grabstelle nichts mehr zu sehen. Denn 1777 wurde das Gotteshaus abgerissen; die Stätte nimmt jetzt der Garten der Bürgerschule ein. Die Gebeine der Fürstin wurden übrigens nicht verwüstet, sondern von einer frommen adeligen Dame, Johanne de Randerade, in die Kathedrale geschafft, wo man jedoch jetzt ihren Aufbewahrungsort nicht mehr kennt.

54. Geldern.

Nicht weit von der Holländischen Grenze, in Geldern, ruht auch noch eine Braunschweigische Fürstentochter, die sich einem Niederländischen Fürsten vermählte: Elisabeth, die Tochter Herzog Heinrich's des Mittlern zu Br. u. Lün., die am 5. Februar 1519 dem Herzoge Karl von Geldern, dem eifrigen Widersacher Kaiser Karl's V., die Hand reichte. Der Gemahl starb am 30. Juni 1538 und wurde zu Arnheim begraben, wo sein prächtiges Grabmal noch heute zu bewundern ist. Elisabeth hat ihn noch lange Zeit überlebt; sie starb auf dem Schlosse zu Geldern am 2. April 1572 und wurde in der Karmeliterkirche, jetzt katholischen Pfarrkirche daselbst beigesetzt. Auch ihr wurde hier ein stattliches Denkmal errichtet; mausoleum honestum cum tumba marmorea wird es genannt [8]). Aber leider wurde im Jahre 1703, als die Kirche zerstört und fast das ganze Kloster in Trümmer gelegt wurde, auch dieses Werk ein Opfer der Beschießung der Stadt. Ein Glück noch, daß uns Joh. Knippenberg [9]) wenigstens die Inschrift des Steines erhalten hat. Sie lautet:

1572 den 2. April starf de Doorluchtige, hochgeborne Furstinn und Vrawe Elisabeth geborne Herthoginne tot Brunswick und Lunenburgh WedUwe tot Geldre. Godt sey der Zielen genedich.

55. Itzehoe.

Als alte Grabstätte der Schauenburger Grafen gilt die Gruft der St. Laurentiuskirche zu Itzehoe. Jetzt ist zwar von ihr keine Spur mehr vorhanden; man weiß nur, daß sie im Nordosten der Kirche gelegen haben wird [10]). Heinrich Ranzau berichtet in seiner Descriptio Chersonesi Cimbricae [11]) von 11 Mitgliedern jenes Fürstenhauses, die dort beigesetzt seien. Unter ihnen nennt er auch Elisabeth, die Tochter Herzog Wilhelm's zu Braunschweig und Lüneburg, die in erster Ehe an Herzog Otto von Sachsen († 1350), dann seit 1354 an den Grafen Nicolaus von Holstein vermählt war. Sie starb am 17. April 1384. Nun sind zwar jene Angaben Ranzau's nicht durchgehends richtig; einige der Fürsten, die er in Itzehoe ruhen läßt, sind nachweislich an anderen Orten bestattet worden [12]). Aber von den übrigen ist es mehr oder weniger sicher, daß sie zu Itzehoe liegen. Da dieses nun vom Grafen Nicolaus sehr wahrscheinlich ist, so ist anzunehmen, daß seine Gemahlin, die lange Jahre vor ihm und, wie es scheint, im eigenen Lande starb, auch zu Itzehoe begraben wurde. Wir werden der Angabe Ranzau's daher gewiß Glauben schenken dürfen. Jedenfalls sind für keinen anderen Ort als Grabstätte Elisabeth's sonst irgend welche Gründe anzuführen.

Noch eine zweite Welfische Elisabeth, die Tochter Herzog Magnus' mit der Kette, heirathete circa 1391 einen Schauenburger, Gerhard VI., Herzog zu Schleswig, der am 5. August 1404 gegen die Ditmarschen fiel. Seine Wittwe überlebte ihn noch lange Jahre. Doch wissen wir ebensowenig ihre Todeszeit, die zwischen das Jahr 1417 und den 3. April 1422 fällt, wie den Ort, an dem sie bestattet wurde.

8) P. Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. I. Bd. 2. Abth. (Kreis Geldern) S. 20.

9) Joh. Knippenberg, Historia eccles. ducatus Geldriae (Bruxelles 1719) S. 147.

10) P. Hasse, „Die Gruft der Schauenburger zu Itzehoe“ in d. Ztschr. d. Gesellschaft f. Schleswig-Holstein-Lauenb. Gesch. B. XII (1882) S. 411.

11) v. Westphalen, Monumenta inedita rerum Germ. T. I Sp. 13.

12) Hasse a. a. O. S. 405 ff.

Noch einmal „Der Sturm auf Braunschweig“.

In Nr. 15 des Br. Magazins vom 28. Juli 1901 giebt Herr Oberstleutnant Meier eine eingehende Besprechung meines dort in Nr. 11 und 12 enthaltenen Aufsatzes „Der Sturm auf Braunschweig“. Zunächst bemerke ich dazu, daß ich in einer großen Anzahl von Bemerkungen entschiedene Verbesserungen anerkenne und sie dankbar acceptire; in anderen Punkten freilich, und zwar gerade den wichtigsten, muß ich meine abweichende Ansicht beibehalten. Es sei mir gestattet, dies hier kurz zu begründen.

Berichtigungen sind zunächst der Todestag Alfeld's, die Wohnung Döring's, die Stellung Autor Hustedt's [1]), die Verlegung der Volksansammlungen nach dem Aegidienmarkte, sowie die Ausstellungen Nr. 1, 3 und 7. Auch in der Frage des Begräbnißplatzes der Frau des Bürgermeisters Gercke möchte ich mich jetzt den Ausführungen des Herrn Referenten anschließen, obgleich Quelle 6 ausdrücklich den Aegidienkirchhof nennt und dabei die Gefahr hervorhebt, in welcher die Leidtragenden eine Zeit lang schwebten [2]).

Was die Schreibweise „Greiners“ (Greinerts) betrifft, so habe ich aus dem Wirrwar der Formen diejenige ausgewählt, welche durch die beglaubigte Unterschrift des Oberstleutnants im „Illustre Examen“

1) H. hat wiederholt in der Brüdernkirche gepredigt. Vergl. Br. H. H. II p. 2401.

2) Der Bericht vom 14. Nov. 1605 sagt: „nicht weit vom St. Aegidien-Thore“.

p. 633 und den Br. Histor. Händeln III p. 276, vgl. p. 789 ö. eine Art officieller Bestätigung gefunden hat (Ausst. 4).

Daß Tile von Damm und Wedde Glümer gerade als Artilleristen thätig gewesen sein sollen, kann ich aus der einzigen Quelle 12 nicht herauslesen (Ausst. 8).

Der Ausschuß, obwohl anfänglich vereinigt mit der Hoffahne (p. 83a), stand doch selbständig neben ihr (2 Aussagen von Gefangenen), wurde auch nicht mit ihr vom Walle weggezogen. Viele vom Ausschuß wurden gefangen, von der Garde Keiner (Ausst. 4).

Die Thätigkeit des „Basilisk" wird erwähnt in Quelle 4a p. 9 (Ausst. 9).

Dem abfälligen Urtheile des Herrn Referenten über die Franke'sche Historische Relation (Quelle 4a) kann ich nicht beistimmen. Wenn auch die Herzoglichen auf das Buch schimpfen, so ist das kein Beweis für seine Unglaubwürdigkeit. Umgekehrt nennen auch die Städter die Vera Relatio, unstreitig eine der besten Quellen, ein Schandgedicht [3]). Ein Beweis für die Unglaubwürdigkeit wäre es doch vor Allem, wenn Widersprüche mit Urkunden oder thatsächlich sicheren Quellen nachgewiesen würden. Dergleichen sind nicht vorhanden. Die Mängel habe ich p. 94 selbst hervorgehoben.

Der Herr Referent zieht als besonders wichtige, gleichzeitige Quelle Brschw. Städt. Bibl. N. Hss. 121 heran, eine Handschrift, die unter dem Namen Hustedt's geht. Der Codex ist aber erst ca. 1700 geschrieben, und zwar von derselben Hand, wie dort Hss. 94, 1 u. 2 (Völckerling's Chronik). Er kann auch keine Abschrift einer Hustedt'schen Vorlage sein, da die zusammenhängenden Partien, geistlichen wie weltlichen Inhalts, weit über Hustedt's Tod († 6. 10. 1609) hinausgehen. Die Schilderung des Sturmes speciell erwähnt den 1611 erschienenen Prodromus und die Tagesfeier des 16. Octobers 1612. Die einleitenden Worte lauten in Uebersetzung: „Wie aber der feindliche Anfall . . . vor sich gegangen ist, darüber giebt es Berichte von Zeitgenossen, welche das, was sie gesehen und erfahren haben, folgendermaßen aufgezeichnet haben". Die Quelle ist also die Abschrift einer nach 1612 erschienenen Darstellung, die etwa mit Quelle 6 auf einer Stufe steht. Auch hier wird z. B. Alfeld als derjenige genannt, dem die Stadt in erster Linie Dank schuldet; auch diese Quelle ist erbittert auf die Patricier, speciell die der Altstadt. [4]) — N. Hss. 24, die sicher von Hustedt ist, geht zwar auch über 1605 hinaus, behandelt aber nur die Brabant'schen Händel.

Daß Könnecke in die Stadt gelangt ist und Lärm gemacht hat, erwähnen nicht nur, wie der Herr Referent meint, 2b und 4a, sondern außerdem 2a, 4b, 6 und 12; also nicht die „unglaubwürdigsten", sondern fast alle Quellen.

Hat Hans Langenbein die Signale verwechselt oder nicht? Herr Referent bedauert, daß sich Olfen (und auch ich) nicht von dieser Tradition losgemacht habe. Er behauptet p. 113b, Döring's Befehl, Friede zu blasen, sei wirklich ausgeführt. Er stützt sich dabei auf eine eidliche Aussage, freilich nicht Döring's. Zwei Zeugen, darunter Hans Langenbein selbst, erklären am 4. 1. 1606 unter Eid, daß dieser von Döring den Befehl erhalten habe, um freundlich Gespräch zu blasen; daß es aber auch geschehen sei, wird nicht hinzugefügt. Ein dritter Zeuge giebt am 13. 2. 1606 die „kläglichen" Worte Döring's an, die er gleich darauf gesprochen hat, „er habe Frieden blasen lassen, aber sie könnten nicht gehört werden" u. s. w. (vergl. p. 113 Anmerkung) [5]). — Aus diesem dritten Zeugniß allein könnte man wohl mit dem Herrn Referenten schließen, daß wirklich Friede geblasen sei, wenn nicht die Thatsachen diesen Schluß verböten. Denn worauf warten die Herzoglichen draußen? Auf das Friedenssignal. Ist es nun glaublich, daß die Panik ausgebrochen sein würde, wenn das doch bekannte Zeichen gegeben wäre? Gerade der Umstand, daß das unerwartete Alarmsignal ertönte, erklärt die Bestürzung. — Der Herr Ref. scheint diesen Widerspruch auch zu fühlen, denn er sucht zwei Signale zu construiren, von denen das erste Friede, das zweite Alarm bedeutet habe. Diese beiden Signale seien dann, da nur kurze Zeit dazwischen gelegen habe, in der Erinnerung zusammengezogen. Ich muß gestehen, daß mir diese gleichmäßige acustische und Gedächtnißtäuschung einer ganzen Stadt und von mehr als 100 Gefangenen ganz unglaublich ist. Die Letzteren sagen in verschiedenen Worten alle dasselbe aus: Wie die Bürgertrompete geregt worden, hätten sie durcheinander geschrien „uff, uff", und der Eine sowohl wie der Andere die Flucht genommen [6]). Da nun endlich alle Quellen nur ein Signal, die meisten sagen das eine Alarmsignal melden, so werden wir eher eine Unaufmerksamkeit oder Ungenauigkeit des einen Döring, der natürlich gespannt die Feinde beachtete, als eine Selbsttäuschung von vielen Hunderten von Freunden und Feinden annehmen müssen.

Noch ein paar Worte über Döring's Stellung. Während Alfeld, wie wohl ohne Widerspruch anzunehmen ist, von Anfang an den Widerstand leitete, suchte Döring auf dem Zeughause die Bewaffnung der Kampfeswilligen zu beschleunigen. Dann redigirte er das (oder die?) von Nöerhand entworfene Schreiben an den Herzog. Nachher wird er regelmäßig in leitender Stellung am Aegidienthore erwähnt, hat auch auf dem Aegidienmarkte, obgleich nicht regierender Bürgermeister, den officiellen Befehl zum Stillstandblasen ertheilt. Er hat daher thatsächlich mit als „erste Obrigkeit" fungirt.

Nun komme ich zu Schulenburg. Hier muß ich zunächst mein Bedauern aussprechen, daß ich im Vertrauen auf Vechelde es versäumt habe, die Handschriften Olfen's selbst zu vergleichen. Es fällt damit das Sammeln der Flüchtigen auf dem Bohlwege, dem

3) Rathsprot. v. 20. Dec. 1606.

4) Ob überhaupt Hustedt's Sammlungen zu Grunde liegen, ist ungewiß.

5) Döring's Verantwortung wider die Anklagen des Syndicus Johan Nöerhand. 9. März 1613. Die Zeugenverhöre sind Anlagen. Im Städt. Arch. z. Braunschw. Neuer Zettelcatalog Nr. 488 fol.

6) Ein Gefangener sagt aus: „als der Trompeter zum dritten Male blies". Augenscheinlich meint er nicht drei verschiedene Signale, sondern die drei „mots" des Signals.

Hagenmarkte und dem Graben, sowie ein Theil des theatralischen Aufputzes weg.

Aber was ist dadurch an der Sachlage selbst geändert?

Olsen sagt: In solcher Verwirrung (nach dem Signal) ermannte sich der alte Schulenburg. Kalm ebenso: Da (also bei der zwiefachen Panik) erweckte Gott den alten S. — Beide beginnen also nicht allein einen neuen Gedankengang, sondern lassen auch die eingreifende Thätigkeit des alten Herren erst bei der (an sich unwahrscheinlichen, p. 95 b) Verwirrung unter den Bürgern beginnen. S. besteigt ein Pferd, sammelt und ermahnt die Erschrockenen, reitet nach dem Aegidienmarkte (wo Döring war!!), wirbt Handwerksburschen, denen er viel (einen Monatssold) verspricht, ordnet die Umgehung zu Wasser an und zieht zum Magnithore.

1. Punkt. S. kann, wie auch Kalm angiebt, den Monatssold aus der Stadtcasse (denn daraus ist er bezahlt!) nur mit Bewilligung des Rathes versprechen. Dies Versprechen ist aber nach allen Quellen schon stundenlang vor der Krisis gegeben. Soll nun jetzt eine neue Verheißung construirt werden?

2. Punkt. Die Thätigkeit Schulenburg's beginnt auf dem Aegidienmarkte. Dort aber ist, wie urkundlich feststeht, in dieser Stunde Döring, der von einem geplanten Angriffe nichts weiß. „Der verlogene Dohausen reitet umher und schreit: Der Feind kommt!"; Bürger und Weiber laufen mit weißen Laken herum und suchen nach einer Stange zum „Ausstecken" — Schulenburg ist nicht zu sehen, vielmehr weist D. mit „kläglichen" Worten nach seiner „letzten Schlafstelle" hin.

3. Punkt. Will man diesen Widerspruch dadurch heben, daß man sagt: Wie D. verzweifelt vom Walle umkehrt, kommt der alte S. hinzu, so scheitert man an der Zeitfrage. Zum Sammeln und Reden, zur Sendung nach dem Magni- und Bruchthore zur Bemannung der Kähne u. s. w. gehören doch mehr als „wenige Minuten", während feststeht, daß zwischen Signal und Flucht nur ein Minimum von Zeit lag.

4. Punkt. Nimmt man dagegen den Beginn von Schulenburg's Thätigkeit früher an, so setzt man sich zunächst in Widerspruch mit seinen eigenen Quellen; vor Allem ist dann nicht zu verstehen, daß Döring nichts von dem weiß, was um ihn her vorgeht, und endlich, daß er jetzt gerade, wo Hoffnung auf Rettung ist, um Stillstand blasen läßt. Leicht ist doch gerade ihm dieser Entschluß nicht geworden.

5. Punkt. Worauf begründet Olsen seine Darstellung? Auf annales Brunsvicensium manuscripti, also ein handschriftliches Jahrbuch. Die Quelle ist verloren; wir wissen weder wann, noch in welchem Interesse sie geschrieben ist. Soll man nun jener einen apokryphen oder den vorhandenen Quellen glauben? (Ob Kalm die annales oder direct Olsen benutzt hat, steht nicht fest.)

6. Punkt. Der Herr Ref. meint, die Zeitgenossen hätten S. deshalb nicht erwähnt, weil dem Rathe daran gelegen sein mußte, die Rettung der Stadt durch einen Fremden zu verschweigen. Dagegen ist zu sagen:

a. Die Version, wie sie 4, 6 nebst Pseudo-Hustedt bieten, welche die Rettung durch einfache Leute ohne Wissen der Majorität des Rathes geschehen lassen, war den Patriciern gewiß viel unangenehmer, als es eine Erwähnung ihres Standesgenossen Schulenburg gewesen wäre.

b. Im Gegentheil mußte den Regierenden schon aus finanziellen Gründen daran gelegen sein, den reichen Mann in der Stadt und bei guter Stimmung zu erhalten.

c. Der Rath suchte wohl Alles, was gegen seine Herrscherstellung redete und handelte, zu unterdrücken, so die Brabantianer, Simon Lüdecke und Wittekopf; S. aber war als Zugewanderter politisch indifferent, als Adliger den Patriciern eher zugeneigt.

d. Der Rath hatte überhaupt gar nicht die Macht, dergleichen Thatsachen aus der Welt zu schaffen. Wäre Schulenburg's Thätigkeit wirklich so auffallend und entscheidend gewesen, so hätte Christoph Schmidt, der ihn als Hägner doch wohl kannte, in seinem Familientagebuche (Nr. 1) kaum geschwiegen. Auch würde es den Brabantianern wie den Herzoglichen, von denen mancher wohl ebenfalls den alten Kriegsmann kannte, große Freude gemacht haben zu sagen: Ihr Herren vom Rathe habt euch ja nicht einmal selbst retten können; ein Fremder mußte kommen, um das gut zu machen, was ihr verfehlt habt!

7. Punkt. Das psychologische Moment, auf welches der Herr Ref. p. 116 a so großen Werth legt, habe ich nicht vernachlässigt. Auch ich habe p. 96 b Anm. gesagt: „Die Theilnahme des alten Herrn am Kampfe überhaupt soll damit nicht geleugnet werden". Nur die Legende von der Rettung der Stadt durch ihn habe ich zu widerlegen gesucht.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Entstehung der Sage. Wie Anm. 69 angegeben, ist mit Schulenburg verquickt der Pastor Magius, der 1607 von St. Michaelis an die Catharinenkirche versetzt wurde, wo er bis zu seinem Tode 1609 amtirte. Es kann also die Sage erst längere Zeit nach 1609 entstanden sein.

Nun hat sich Schulenburg im hohen Chore der Catharinenkirche ein Grabmal für 1000 Thaler gekauft (7. 6. 1619; errichtet 1621), er hat auch in seinem Testamente den Armen der Stadt 1000 Thaler vermacht. Diese Summe wurde von den Erben um die Hälfte vermehrt, und zwar so, daß aus den Aufkünften jährlich zu Ostern 100 Gulden zur Hälfte an kranke Leute im Hospitale St. Elisabeth, zur Hälfte an arme Leute in der Stadt vertheilt wurden [6]).

Es war also dafür gesorgt, daß Schulenburg's Name immer wieder dankbar genannt wurde. Da nun sein früheres, an Kriegen und Abenteuern reiches Leben von

---

6) Diese Einzelheiten (wie auch die Angaben des Herrn Ref. p. 115 f.) sind entnommen dem Werke „Das Geschlecht von der Schulenburg", 2. Th. Die Stammreihe, von Dr Georg Schmidt. Beetzendorf 1899 (Mittler, Berlin), p. 238. — Die hypothetische Darstellung in diesem Werke beweist auch, daß gleichzeitige Familienpapiere über dieses Ereigniß fehlen.

selbst zur Anecdotenbildung herausforderte, so war es leicht möglich, daß ein dankbarer Empfänger, der den alten Herrn beim Kampfe gesehen, dessen Antheil daran vergrößerte und so aus seinem todten Wohlthäter eine theatralische Heldenfigur machte.

Die Messingplatte aber in der Catharinenkirche gab nur an, daß sich Schulenburg „in seiner Jugend in unterschiedlichen Kriegszügen, als derzeit in Deutschland, auch außerhalb in Ungarn, Dänemark, Frankreich und Niederland sich finden, gebrauchen lassen“. Von einer besonderen Theilnahme an dem doch weit berühmten Kampfe des 16. und 17. Octobers 1605 aber enthält das Denkmal kein Wort. G. Hassebrank.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig.

1. Sitzung zu Braunschweig am 28. October 1901.

Im Namen des am 6. Mai d. Js. auf dem Sternhause bestellten Organisationsausschusses eröffnete Archivrath Dr Zimmermann die Versammlung und ersuchte um Wahl eines Vorsitzenden, die, durch Zuruf vollzogen, auf ihn selber fiel. Es ward nun in die Tagesordnung eingetreten, an deren Spitze die Berichterstattung über die Thätigkeit des Ausschusses gesetzt war. Nachdem behufs leichteren Verständnisses der zu erwartenden Ausführungen Archivar Dr Mack das Protocoll der Sternhaussitzung verlesen hatte, theilte Bankdirector Walter als Ergebniß der erlassenen Aufforderungen zum Eintritt in den neuen Verein mit, daß bislang 240 Herren diesem beigetreten seien, darunter 215 ehemalige Mitglieder des Ortsvereins. Hierauf berichtete der Vorsitzende über die Aussichten auf Bewilligung des erbetenen Staatszuschusses. Da Herzogl. Staatsministerium eine grundsätzliche Zusage ertheilt und auch der zum Bericht aufgeforderte Herr Polizeipräsident Dr Proetzel unter der nicht unbilligen Bedingung, daß die Braunschw. Anzeigen das Recht erhalten sollten, die Aufsätze des Magazins auch ihrerseits zum Abdrucke zu bringen, das Gesuch des Ausschusses befürwortet habe, dürfe auf jenen Zuschuß mit einiger Sicherheit gerechnet werden, wenngleich die erforderliche Genehmigung der Landesversammlung noch ausstehe. Weiter gab Dr Zimmermann bekannt, daß das geplante Kartellverhältniß mit dem Harzgeschichtsverein von dessen diesjähriger Hauptversammlung zu Osterode im vergangenen Sommer angenommen worden sei. Der vom Ortsverein gepflegte Schriftenaustausch solle nach Ansicht des Ausschusses in alter Weise fortgesetzt, eine eigene Bibliothek indeß nicht angelegt, sondern einem früheren Beschlusse gemäß die Vertheilung der eingehenden Schriften an die Herzogl. Bibliothek, das Landeshauptarchiv und die Stadtbibliothek zu Braunschweig durchgeführt werden. Ebenso werde empfohlen, auf eine eigene Vereinssammlung zu verzichten und die Sammlungen des Ortsvereins unter die verschiedenen Museen des Landes aufzutheilen. Was die Veröffentlichungen des neuen Vereins angehe, so solle er das in eine Monatsschrift umzuwandelnde Braunschw. Magazin auf eigene Rechnung übernehmen und daneben ein vornehmlich zum Abdruck längerer Abhandlungen und Mittheilungen bestimmtes Jahrbuch herausgeben, für das ein Redactionsausschuß geplant sei. Alle diese Vorschläge wurden von der Versammlung gutgeheißen.

Der Beschlußfassung über die Satzung, dem zweiten Gegenstande der Tagesordnung, lag ein von Oberamtsrichter Dr Winter zu Wolfenbüttel ausgearbeiteter und am 23. August in einer Ausschußsitzung durchberathener Entwurf zu Grunde. Mit geringfügigen Aenderungen wurde dieser Entwurf erst paragraphenweise, dann als Ganzes genehmigt.

Gleicherweise fand der Vorschlag des Ausschusses, die Genehmigung Herzogl. Staatsministeriums vorausgesetzt, die Hauptthelmzier des Braunschweigischen Landeswappens nach einer Zeichnung des Professors Ad. M. Hildebrandt zum Vereinszeichen zu wählen, die Zustimmung der Versammelten.

Der dritte Punkt der Tagesordnung, die Vorstandswahl, ward in der Weise erledigt, daß auf Vorschlag des Pastors Schulze folgende Herren durch Zuruf gewählt wurden:

- Archivrath Dr P. Zimmermann in Wolfenbüttel, Vorsitzender.
- Oberlandesgerichtsrath a. D. F. Häberlin in Braunschweig, Stellvertreter des Vorsitzenden.
- Archivar Dr H. Mack in Braunschweig, Schriftführer.
- Prof. Dr U. Wahnschaffe in Wolfenbüttel, Stellvertreter des Schriftführers.
- Bankdirector P. Walter in Braunschweig, Schatzmeister.
- Museumsdirector Prof. Dr P. J. Meier in Braunschweig, Conservator.
- Stadtarchivar Prof. Dr L. Hänselmann in Braunschweig, Dr R. Andree in Braunschweig, Reg.- und Baurath H. Pfeifer in Braunschweig, Oberamtsrichter Dr H. Winter in Wolfenbüttel, Beisitzer.

Der Vorsitzende stellte sodann den Antrag, den Herren Geh. Hofrath v. Heinemann zu Wolfenbüttel, Stadtarchivar Prof. Dr Hänselmann zu Braunschweig und Prof. Dr Nehring zu Berlin die Ehrenmitgliedschaft des Vereins zu verleihen. Zum Zeichen ihrer Zustimmung und zur Ehrung der genannten Herren erhoben sich sämmtliche Anwesende von ihren Sitzen. Prof. Hänselmann, der von den drei Herren allein zugegen war, sprach für die ihm zu Theil gewordene Anerkennung seinen Dank aus.

Weiter bat der Vorsitzende um Ermächtigung des Vorstandes, staatliche und städtische Behörden um materielle und sonstige Förderung des Vereins anzugehen. Daran knüpfte er die Aufforderung an die einzelnen Mitglieder, durch Werbung neuer Mitglieder für den Verein zu wirken, namentlich aber auch durch Halten

von Vorträgen sich an dessen Arbeiten zu betheiligen. Redacteur Hanbold empfahl die Gründung einer ständigen historischen Commission zur Leitung und Unterstützung der Vereinsmitglieder bei ihren Arbeiten, worauf Dr Zimmermann erwiderte, daß einerseits die bezeichneten Zwecke schon durch die Zusammensetzung des Vorstandes aus Vertretern der verschiedenen Zweige historischer Forschung genügende Berücksichtigung gefunden hätten, andererseits die Errichtung einer historischen Commission im eigentlichen Sinne des Worts nicht ohne Mitwirkung und bedeutende finanzielle Unterstützung des Staates denkbar sei. Dann wurde die Sitzung geschlossen. H. M.

Bücherschau.

Heinr. Nentwig, Das ältere Buchwesen in Braunschweig. Beitrag zur Geschichte der Stadtbibliothek. Nach archivalischen Quellen und anderen Urkunden bearbeitet. XXV. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig, O. Harrassowitz 1901. II u. 64 S. gr. 8⁰ m. 1 Tafel. 2 ℳ 80.

Die älteren Bestände der Stadtbibliothek zu Braunschweig sind der Hauptsache nach in zwei in sich abgeschlossenen Büchersammlungen vereinigt, der Cammanschen Bibliothek und der älteren Bibliothek des Geistlichen Ministerii. Mit der Katalogisirung beider ist Dr Nentwig in den Jahren 1888 bis 1895 beschäftigt gewesen, und diese Arbeit hat ihm Anlaß zu der vorliegenden Schrift gegeben. Der Verfasser hat seinen interessanten Stoff in folgende Abschnitte eingetheilt: 1. Bücher im Besitze einzelner Personen, 2. die Bibliothek des Rathes, 3. die Bibliothek der Minderbrüder vom Orden des h. Franziskus, 4. die Kirchenbibliothek bei St. Andreas, 5. die Bibliothek des Geistlichen Ministerii, 6. die Camman'sche Bibliothek, 7. die Handschriften und Wiegendrucke der Stadtbibliothek, 8. die Bibliothek bei St. Blasien, 9. die Bibliotheken von St. Cyriaci und St. Aegidien. Zur Erklärung dieser Anordnung sei bemerkt, daß die Bibliothek der Minderbrüder und die zu St. Andreä — letztere freilich nur zum Theil — in der Bibliothek des Geistlichen Ministerii aufgegangen sind, und daß die Camman'sche Bibliothek, die bei streng logischer Eintheilung im Anschluß an Cap. 1 hätte behandelt werden müssen, offenbar deshalb erst im 6. Capitel zur Besprechung kommt, weil sie einerseits jüngeren Ursprungs ist als die im 5. Capitel besprochene des Geistlichen Ministeriums, andererseits mit dieser heute in engster Verbindung steht. Die drei Stiftsbibliotheken von St. Blasien, St. Cyriaci und St. Aegidien aber sind unfraglich aus dem Grunde an den Schluß verwiesen, weil aus ihren Beständen nichts in die Stadtbibliothek gelangt ist.

Innerhalb der einzelnen Capitel nun hat der Verfasser Darstellung und Quellenmaterial mit einander verwoben, so zwar, daß die Darstellung oft hinter dem Material stark zurücktritt und zur kurzen Recapitulation der vermeintlich wichtigsten Punkte herabsinkt. Hier darf man wohl die Frage aufwerfen, ob Dr Nentwig nicht besser gethan hätte, das Material, zum Mindesten die umfangreicheren Stücke, in einem besondern Urkundenanhange zu vereinigen. Denn zunächst verstößt es schon gegen die Gesetze der schriftstellerischen Technik, daß die an und für sich recht lesbare, flott geschriebene Darstellung durch im Wortlaute eingefügte Stücke urkundlicher Natur, die mehrfach viele Seiten füllen, immer wieder unterbrochen wird. Von größerem Belange aber sind die Nachtheile, die diese lockere Compositionsweise für den Inhalt des Büchleins im Gefolge gehabt hat. Hätte Verf. sich für eine zusammenhängende Darstellung entschieden, so wäre er zu einer strengen Interpretation seiner Quellen genöthigt gewesen, und es würden ihm dann manche Versehen nicht untergelaufen, manche Schwierigkeiten, über die er sorglos hinweggeglitten ist, nicht entgangen sein. Um nur wenige Beispiele anzuführen, hätte er dann gewiß nicht die unterm 14. — nicht 12. — Decbr. 1356 von den Aelterleuten zu St. Martini vollzogene Ueberlassung zweier Bücher der Kirchenbibliothek an den Pfarrer Dietrich von Helmstedt auf dessen Lebenszeit als einen Verkauf schlechthin bezeichnet (S. 3); und vielleicht hätte er dann auch nicht versäumt, den Spuren der auch sonst noch in den Quellen erwähnten Kirchenbibliothek bei St. Martini weiter nachzugehen. Sicherlich wäre er ferner zu einer richtigeren Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den verschiedenen die Kirchenbibliothek zu St. Andreä betreffenden Urkunden gelangt (s. S. 19 ff.). So ist — bloß dieser eine Punkt sei herausgegriffen — der Eintrag im Rechtsbuche [1]) der Neustadt keineswegs die älteste jener Urkunden, er ist vielmehr, wie in dem auch von Nentwig citirten 2. Bande des Urkundenbuches der Stadt Braunschweig [2]) ganz richtig angegeben ist, um einige Jahrzehnte jünger als die Urkunde Decan Baldewin's von St. Blasien vom 18. Mai 1310. Und hieraus, nicht aber aus einem Schreiberversehen erklärt sich, daß Baldewin's Urkunde einen geringeren Bücherbestand aufführt als das Neustädter Rechtsbuch. Wie hätte endlich bei wirklicher Verarbeitung der Quellen Verf. eine Erörterung des auffallenden Umstandes umgehen können, daß 1495 der Rathsschreiber und Rector zum Heil. Geiste Gerwin v. Hameln als unbeschränkter Nutznießer der 1422 vom Pfarrer Joh. v. Ember erbauten Bibliothek der Andreaskirche erscheint! Denn mit dem Verfasser wird man allerdings Gerwin's Worte „myne liberie to sunte Andrease“ vorläufig wenigstens nur auf den Ember'schen Bau beziehen können.

Aber auch rein als Materialsammlung betrachtet leidet Nentwig's Schrift an erheblichen Mängeln. Zunächst ist die Unvollständigkeit dieser Sammlung zu beklagen. Damit soll nun nicht gesagt sein, als ob ihre absolute Vollständigkeit hätte erwartet werden dürfen. Das hätte allenfalls Sinn, wenn die Ordnungsarbeiten im Stadtarchiv schon zum Abschluß gekommen wären, was bekanntlich keineswegs der Fall ist. Deshalb kann auch beispielsweise dem Verf. kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er das vom Raths-

1) Nicht „Degedingebuche“.
2) S. 356.

secretarius Dietrich Prutze i. J. 1542 angelegte interessante „register over eins erb. Rades bokere“ nicht benutzt und mitgetheilt hat, ist es doch erst kürzlich wieder zum Vorschein gekommen. Wohl aber hätte er u. A. die schon lange völlig geordneten Kämmereirechnungen einer systematischen Durchsicht unterziehen müssen und sich nicht fast ausschließlich mit Sack's gelegentlichen und unzuverlässigen Auszügen daraus begnügen dürfen; diese hat er freilich sämmtlich zum Abdruck gebracht und selbst die Posten nicht übergangen, die sich auf den Bedarf des Rathes an Copial- und Kämmereibüchern beziehen, also für das städtische Bibliothekswesen belanglos sind (s. S. 9). Eine andere nicht minder bedauerliche Unterlassung liegt darin, daß für das Capitel über die Bibliothek des Geistlichen Ministerii im Wesentlichen nur Rehtmeier's Kirchenhistorie und Uffenbach's [3]) Merkwürdige Reisen herangezogen, die handschriftlichen Einträge in den Bibliotheksbänden selbst aber bis auf den einen bei Rehtmeier gedruckten unberücksichtigt geblieben sind. Diese Einträge hätten den Verfasser z. B. lehren können, daß die Bibliothek keineswegs, wie er annimmt, hinsichtlich ihres Zuwachses anfangs ausschließlich auf freiwillige Wohlthätigkeit angewiesen war. Geht doch ganz klar aus ihnen hervor, wie von den Provisoren der Martinikirche regelmäßig werthvolle Werke für die Bibliothek nicht etwa geschenkt — das geschah nur ausnahmsweise —, sondern aus den Mitteln der Kirche angeschafft wurden, darunter auch die hebräische Bibel Buxtorf's und die Annales ecclesiastici des Baronius, beide vom Verf. für Geschenke gehalten. Mindestens einer Erwähnung wäre auch der älteste heute vorhandene Katalog der Ministerialbibliothek werth gewesen, den 1687 der Pastor zu St. Petri Jordanus Bode mit großer Sorgfalt und Sauberkeit angelegt hat.

Immerhin soll nicht bestritten werden, daß trotz dieser und anderer Lücken das zusammengebrachte Material vieles Wissenswürdige und Anziehende enthält. Leider wird nur das Verdienst seiner Veröffentlichung durch die Unzuverlässigkeit der gebotenen Texte stark beeinträchtigt. Die älteren Stücke sind noch einigermaßen genau abgedruckt, obwohl auch sie sich nicht ganz frei von — zum Theil sinnentstellenden — Lesefehlern halten. Aber schon der S 33 wiedergegebene Passus aus dem Testamente Gerwin's v. Hameln, worin dieser 1495 die öffentliche Nutzbarmachung seiner Bibliothek verfügt, ist durch stillschweigende Auslassungen unerfreulich verstümmelt. Und das gilt in noch viel höherem Maße von den S. 34 ff. mitgetheilten Verhandlungen Heinrich Wittekop's mit dem Rathe, die sich um die von Jenem behauptete Verwahrlosung der Bibliothek Gerwin's drehen. Hier kommen aber gar zu den Verlesungen und Auslassungen noch willkürliche Abänderungen des in Anführungshäkchen gesetzten Textes, der dadurch für wissenschaftliche Benutzer unbrauchbar geworden ist. Endlich muß auch das gerügt werden, daß in der Bezeichnung der einzelnen Actenstücke dieser Verhandlungen die nöthige Sorgfalt außer Acht gelassen ist. So ist Heinrich Wittekop's Beschwerde vom 27. März 1587 nicht an den Rath der Neustadt, sondern an die Aeltesten in der Altstadt und im Hagen gerichtet worden und ebenso das Schreiben des Rathes der Neustadt vom 27. Januar 1603 nicht an Wittekop, sondern an den gemeinen Rath. Der äußere Gang der Verhandlungen ist also ein ganz anderer gewesen, als man nach des Verfassers Angaben vermuthen sollte.

Der hier zu Gebote stehende Raum gestattet nicht, noch näher auf Rentwig's Schrift einzugehen. Aber auch diese kurzen Ausführungen werden zur Genüge ersehen lassen, daß sie eine erschöpfende und zuverlässige Behandlung ihres Gegenstandes nicht bietet. Indessen ist sie wohl geeignet, den Leser über die Vorgeschichte der Stadtbibliothek vorläufig zu unterrichten und sein Interesse für diese Anstalt zu wecken. Dazu wird auch die beigegebene Abbildung von dem Bibliotheksbau Johann's v. Ember an ihrem Theile dienen. H. M.

Wilhelm Brandes, Wilhelm Raabe. Sieben Capitel zum Verständniß und zur Würdigung des Dichters. Mit den Bildern Raabe's, seiner Heimathstadt und seines Geburtshauses. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1901. VII und 109 S. 8⁰. 2 ℳ.

Sind den Lesern dieser Blätter die hier vereinigten Aufsätze in der Hauptsache auch längst bekannt, so ist es doch bei der bleibenden Bedeutung, die ihnen für die Erklärung des Dichters zweifellos zukommt, nicht unberechtigt, wenn wir auch hier noch einmal besonders auf das kleine, geschmackvoll ausgestattete Werk hinweisen. Es zerfällt in 7 Capitel: Der Dichter und seine Werke, Humor, Phantasie, Kunstverstand, Gemüth, Der humoristische Stil, Dichter, Kritik und Publicum. Abgesehen von kleineren Zusätzen und Aenderungen wird dem Leser des Magazins namentlich das 5. Capitel „Gemüth“ im Wesentlichen neu sein, ebenso der Schluß des vorhergehenden. Auch der folgende 6. Aufsatz „Der humoristische Stil“ ist erheblich erweitert worden. Von allen den Gaben, die dem deutschen Volke zum 70jährigen Geburtstage des Dichters zu seiner litterarischen Würdigung jetzt dargebracht sind, trägt dieses Buch jedenfalls den Preis davon. Im Uebrigen möchten wir bei dieser Gelegenheit noch kurz den Vortrag erwähnen, den Adolf Bartels im Berliner Verein zur Förderung der Kunst über Wilhelm Raabe gehalten hat (Leipzig u. Berlin, G. H. Meyer 1901. 21 S. 8⁰). Er bietet eine treffende und liebevolle Charakteristik des Dichters. Etwas enttäuscht sind wir durch das Büchlein, das Wilhelm Jensen über Wilhelm Raabe als Heft 10 der Modernen Essays zur Kunst und Litteratur (Berlin, Gose u. Tetzlaff 1901. 31 S. 8⁰) veröffentlicht hat Es enthält nach einer kurzen Einleitung nur die Wiederholung von drei Besprechungen, die Jensen über Raabe'sche Werke (1868 Abu Telfan; 1870 Schüdderump; 1894 Chronik der Sperlingsgasse) verfaßt hat. Wir hatten nach dem Titel, offen gestanden, etwas mehr erwartet.

3) Daß Uffenbach seinen Bericht über die Bibliothek erst 1753 abgefaßt hätte (S. 41), ist unrichtig. Allerdings erschienen damals seine Merkw. Reisen, doch nicht von ihm selbst herausgegeben, denn er war schon am 6. Januar 1734 gestorben. In Braunschweig weilte er vom 18. bis 26. December 1709.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 1. December **1901.**

Vom 1. Januar des nächsten Jahres ab wird das Braunschweigische Magazin nicht mehr mit den Braunschweigischen Anzeigen ausgegeben, jedoch von dem Geschichtsvereine für das Herzogthum Braunschweig in Monatsnummern, sonst aber wesentlich in der alten Weise fortgesetzt werden. Seinen Mitgliedern wird der Verein neben dem „Magazin" ein „Jahrbuch" von etwa 12 Druckbogen liefern. Meldungen zum Eintritt in den Verein (Jahresbeitrag 6 Mk.) sind an dessen Vorstand zu Handen des Herrn Bankdirector P. Walter in Braunschweig zu richten. Für das Braunschweigische Magazin allein wird ein besonderes Jahresabonnement für 3 Mk. bei allen Buchhandlungen, sowie bei der Post eröffnet.

Robert Hartig.

Nachruf von Rudolf Blasius[1]).

Heinrich Julius Adolf Robert Hartig wurde am 30. Mai 1839 zu Braunschweig geboren als Sohn des im Jahre 1880 verstorbenen Oberforstrathes und Professors Dr Theodor Hartig. Sein Großvater war der 1837 in Berlin gestorbene Staatsrath und Oberlandforstmeister Professor Dr Georg Ludwig Hartig, sein Urgroßvater der weiland Fürstlich Darmstädtische Oberförster Christian Hartig. So war seit Generationen die Vorliebe für die Beschäftigung mit dem Walde vorherrschend in der Familie Hartig und seit frühester Jugend wurde Robert Hartig unter den Augen seines Vaters auf die Beschäftigung mit der ihn umgebenden Natur, besonders die Forst- und Waldbäume hingewiesen.

1) Gesprochen in der Sitzung des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig am 17. October 1901.

Er besuchte in Braunschweig das Progymnasium und seit Michaelis 1854 das Obergymnasium Martino-Catharineum, dessen erste Classe er im Herbste 1858 nach halbjährigem Besuche verließ, um das damalige Collegium Carolinum seiner Vaterstadt (die jetzige technische Hochschule Carolo-Wilhelmina) zu beziehen, wo er am 18. October 1858 als Student der Naturwissenschaften immatrikulirt wurde und sein Maturitätsexamen bestand. Er entschloß sich zum Herzoglich Braunschweigischen Staatsforstdienste und trat im Herbste des folgenden Jahres als Lehrling (Forstaspirant) beim damaligen Oberförster Dürking in Holzminden am Sollinge ein. Im Sommer 1860 besuchte er die Waldfeldbaureviere der Rheinebene, den Schwarzwald (Revier Herrenalb), sowohl auf württembergischem als badischem Boden, und die wichtigsten Reviere des übrigen Württemberg. Dann ging er im Herbste nach Pommern, lernte die dortigen Strandreviere, die Insel Rügen und Umgebung Stettins kennen und wanderte im Frühjahr 1861 nach dem Spessart (Revier Rothenbuch) und Odenwald, um im Herbste 1861 nach zweijähriger Lehr- und Wanderzeit abermals das Collegium Carolinum zu Braunschweig zu besuchen, an der damals noch unter Leitung seines Vaters eine forstliche Abtheilung bestand.

Hier hatte ich Gelegenheit, mehrere Semester mit Hartig zusammen die Vorlesungen bei Otto, Blasius, Uhde zu hören und ihm persönlich näher zu treten. Hartig war ein großer Naturfreund, vortrefflicher Beobachter und sehr guter Zeichner. Noch jetzt erinnere ich mich der mit wenigen Strichen hingeworfenen höchst charakteristischen Zeichnungen, die er in den Vorlesungen meines Vaters über Zoologie z. B. von den uns vorgezeigten deutschen Raubvögeln entwarf.

Schon als Student entwickelte er eine außerordentliche Arbeitskraft. Auf seinen Wanderzügen durch deutsche Forsten hatte er nicht bloß reiche forstliche Anschauungen und Erfahrungen gesammelt, nein er hatte auch Zeit gefunden, eingehende Studien über die Wachsthumsverhältnisse der wichtigsten Waldbäume zu machen, deren Resultate er im Jahre 1865 in einer bei Cotta in Stuttgart erschienenen Schrift: „Vergleichende Untersuchungen über den Wachsthumsgang und Ertrag der Rothbuche und Eiche im Spessart, der Rothbuche im östlichen Wesergebirge, der Kiefer in Pommern und der Weißtanne im Schwarzwalde" niederlegte.

Nach zweijährigem Besuche des Collegium Carolinum bestand er im Herbste 1863 sein Anstellungs-Examen für Braunschweigische Forstbetriebsbeamte und ging dann noch für ein Jahr nach Berlin, um hauptsächlich juristische und cameralistische Vorlesungen zu hören.

So wie er sich hier in Braunschweig während seiner Studentenzeit viel dem damals unter der energischen Mitwirkung seines Vaters thätigen Verein für Naturwissenschaft widmete, gründete er in Berlin den Academischen Verein für Naturwissenschaft und Medicin.

Im Herbste 1864 trat er in den Braunschweigischen Staatsdienst ein und wurde nach Seesen versetzt, um dort unter Forstmeister Beling hauptsächlich taxatorische Arbeiten zu machen.

Am 1. April 1865 wurde er definitiv als Forstgehülfe angestellt und auf das Bureau des Forstmeisters Bartels nach Stadtoldendorf geschickt.

Da ihm die schriftlichen Bureauarbeiten, die mit diesen Stellungen verbunden waren, durchaus nicht behagten, beantragte er im Juni 1866, in ein Revier versetzt zu werden, wo er sich wieder mit dem Walde beschäftigen könne. Nachdem dieser Antrag zwei Mal abschlägig beschieden war, nahm Hartig, nachdem er am 21. März 1866 in Marburg zum Dr phil. promovirt war, am 1. Juli 1866 seinen Abschied aus dem Braunschweigischen Staatsdienste und ging nach Allrode a. Harz, um dort Material zu sammeln zur Aufstellung zweier Ertragstafeln der Fichte und einer Ertragstafel für Rothbuche, die die Grundlage bildeten zu seiner 1868 wieder bei Cotta (Stuttgart) erschienenen Arbeit: „Rentabilität der Fichtennutzholz- und Buchenbrennholzwirthschaft im Harz und Wesergebirge“.

Im Frühjahr 1867 forderte ihn der Forstdirector Burckhardt zu Hannover, einer der hervorragendsten hannöverschen Forstleute, auf, in die dortige Forsteinrichtungscommission einzutreten, und schickte ihn nach Bodenfelde a. d. Weser, um dort Vermessungen vorzunehmen.

Nur kurze Zeit dauerte diese Thätigkeit. Hartig erhielt auf Empfehlung Burckhardt's vom Preußischen Finanzminister am 10. Mai die Aufforderung, den erkrankten Professor Ratzeburg in Neustadt-Eberswalde in seinen Vorlesungen über Botanik und Zoologie zu vertreten. Rasch entschlossen, reiste Hartig ab und hielt am 14. Mai 1866 seine erste Vorlesung.

Im Winter 1866/67 las Ratzeburg wieder Zoologie und Hartig behielt die Botanik, bis er am 8. März 1869 nach der Pensionirung Ratzeburg's definitiv zum Lehrer der organischen Naturwissenschaften, Zoologie und Botanik, ernannt wurde.

Es erschien ihm unthunlich, auf die Dauer in zwei so verschiedenen Disciplinen zu unterrichten und erreichte er es mit Hülfe des ihm sehr wohlwollenden Directors der Forstacademie, Professor Danckelmann, daß schon im Herbste 1869 Altum als Professor der Zoologie berufen und ihm die Botanik allein übertragen wurde. Am 3. Mai 1871 wurde er zum Professor der Botanik und zum Vorstande der pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt für Preußen ernannt.

Inzwischen hatte er sich am 26. September 1869 ein eigenes Heim begründet und sich mit einer Braunschweigerin, Adolphine Geller, der Tochter des damaligen hiesigen Stadtrichters Geller, verheirathet.

Vielfach beschäftigte er sich auch mit öffentlichen Angelegenheiten in Eberswalde und war als Kreistagsabgeordneter, Stadtverordneter und Vorstand des dortigen Verschönerungsvereins thätig.

Im Herbste 1876 lehnte er einen Ruf an die Forstschule Aschaffenburg ab, folgte aber einer Berufung zum ordentlichen Professor der Botanik an die Universität München am 1. October 1878.

Ueber 23 Jahre lang hat er hier als Lehrer an der Spitze eines selbständigen forstbotanischen Institutes und Laboratoriums erfolgreich gewirkt. Bedeutende Mittel für seine wissenschaftlichen Untersuchungen standen ihm zur Verfügung. Persönliche Freundschaft mit dem damaligen Finanzminister, einem eifrigen Jagdgenossen von ihm, war Hartig auch in seinen Arbeiten von großem Nutzen. Während er sich vorher hauptsächlich mit dem Wachsthumsgange und Ertrage der Waldungen beschäftigt hatte, begab er sich nun auf ein ganz anderes außerordentlich wichtiges Gebiet der Forstwissenschaft, die Erforschung der Krankheiten der Waldbäume, und wirkte hierin, besonders in dem Studium der die Pflanzenkrankheiten hervorrufenden Parasiten ähnlich bahnbrechend, wie R. Koch auf dem Gebiete der Infectionskrankheiten für Thiere und Menschen, hervorgerufen durch pathogene Bacterien. Ganz besonders kam ihm hierbei die Fertigkeit im Mikroskopiren zu Nutzen, die er noch seinem als Mikroskopiker bekannten Vater verdankte.

Ich erinnere mich noch deutlich des Vergnügens, das es Hartig bereitete, mir im Sommer 1880, als ich zu den Füßen Max von Pettenkofer's in München die Grundzüge der Hygiene erlernte, seine Laboratoriumsräume und seine in vollem Gange befindlichen Untersuchungen über Pflanzenparasiten zeigen zu können.

Wenn er auch seine früheren forstbotanischen Arbeiten nicht ganz aufgab (es erschien z. B. 1878 seine Arbeit: „Ueber die Unterscheidungsmale der wichtigsten in Deutschland wachsenden Hölzer“, 1885: „Ueber das Holz der Rothbuche“), so warf er sich doch mit der ihm eigenen Energie hauptsächlich auf das bis dahin noch fast ganz unbekannte Gebiet der Pflanzenkrankheiten. 1874 erschien die Schrift: „Wichtige Krankheiten der Waldbäume“, 1878 das Werk: „Zersetzungserscheinungen des Holzes der Nadelwaldbäume und der Eiche“, 1882 das „Lehrbuch der Baumkrankheiten“, 1885 die Schrift: „Ueber den Hausschwamm“. Eine große Reihe von Specialuntersuchungen veröffentlichte er in den: „Untersuchungen aus dem forstbotanischen Institut in München“, von denen 1880 der erste Band herauskam.

Als Lehrer war er sowohl auf dem Katheder, als auch im Laboratorium außerordentlich anregend, da ihm die Gabe des Vortrages in hohem Grade gegeben war. Viele Schüler hat er sich herangezogen, die in Lehr- oder Verwaltungsstellen jetzt thätig sind, so u. A. den Gatten seiner einzigen Tochter, Freiherrn von Tuboeuf, der

als Regierungsrath jetzt im Kaiserlichen Gesundheitsamte in Berlin angestellt ist.

In den letzten Jahrzehnten haben fast alle unsere jüngeren Braunschweigischen Forstleute in ihren academischen Studienjahren seinen Vorträgen gelauscht.

Als bahnbrechendem Forscher auf dem Gebiete der parasitären Erkrankungen der Waldbäume und als Braunschweiger Landsmanne wollen wir Robert Hartig, der am 9. October dieses Jahres nach kurzer Krankheit noch in voller Schaffensfreude abgerufen wurde, ein dauerndes ehrendes Andenken bewahren.

Grabstätten der Welfen.

56. Ploen [1]).

Die Schloßcapelle zu Ploen und mit ihr die dortige Fürstengruft haben verschiedene Umbauten erfahren. So ist es gekommen, daß jetzt an die beiden Braunschweigischen Fürstentöchter, die dort bestattet wurden, kein Erinnerungszeichen mehr vorhanden ist. Zuerst fand in Ploen Elisabeth, die Tochter Herzog Ernst's von Braunschweig-Grubenhagen, die letzte Ruhe. Sie heirathete am 29. August 1568 den Herzog Johann von Holstein-Sonderburg, dem sie nicht weniger als 14 Kinder gebar, und starb am 11. Februar 1586.

Um das Jahr 1635 ließ Herzog Joachim Ernst die alten Schloßgebäude in Ploen niederreißen und einen neuen großen Bau dort errichten. Auch die alte Capelle wurde abgebrochen und ihr Inhalt, darunter wohl auch der Sarg Elisabeth's, in die neuerbaute Schloßcapelle übergeführt. Diese liegt in dem den Gartenanlagen abgewandten Flügel des Schlosses an der äußersten Ecke. Sie umfaßte früher nur ein Stockwerk; das Kellergeschoß nahm die Familiengruft ein. Johann Adolf zog dieses aber zur Capelle hinzu, die nun den Raum von zwei Stockwerken einnahm; die Grabkammern wurden weiter nach dem Mittelbau zu verlegt. In die Capelle wurde 1722 Dorothee Sophie, die Tochter Herzog Rudolf August's zu Br. u. Lün., gebracht, die sich am 2./12. April 1673 mit dem Herzoge Johann Adolf von Holstein-Ploen vermählt hatte und am 21. März 1722 gestorben war. Die Fürstin steht noch jetzt in ihrer neuen Heimath in gutem Andenken. Sie hat hier die Spitzenklöppelei eingeführt, die bis in die Jahre 1820—30 ein blühendes Gewerbe bildete. Nach ihr trägt die Dorotheenkirche ihren Namen, die an Stelle der abgebrochenen St. Nicolauskirche hier erbaut wurde. In den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts fand eine Wiederherstellung der Capelle statt. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Anzahl zerfallener Fürstensärge unter den Fußboden in die Erde versenkt. Unter diesen wohl auch der Sarg der Herzogin Dorothee Sophie.

57. Ratzeburg.

Die Hauptbegräbnißstätte der Sachsen-Lauenburgischen Herzöge, neben der für spätere Zeit noch die Stadtkirche zu Lauenburg zu nennen ist, bildet der ehrwürdige Dom zu Ratzeburg, dessen Gründung man dem Herzoge Heinrich dem Löwen zuschreibt und in dessen südlicher Vorhalle daher neuerlich eine broncene Nachbildung des Braunschweiger Burglöwen aufgestellt ist, die der Hochselige Herzog Wilhelm seiner Zeit der Großherzogin Auguste von Mecklenburg-Strelitz geschenkt hat. Auch dieses Gotteshaus birgt einen welfischen Sproß des großen Sachsenherzogs, Katharine, die Tochter Herzog Heinrich's des Aeltern zu Braunschweig und Lüneburg, die im November 1509 Herzog Magnus I. von Sachsen-Lauenburg heirathete und nach dessen Tode (1. Aug. 1543) noch fast 20 Jahre im Wittwenstande lebte. Sie starb am 29. Juni 1563 und ist in Ratzeburg begraben [2]). Doch weiß man die Stätte nicht mehr anzugeben. Die Lauenburger Herzöge hatten im Dome zwei Begräbnißstellen, auf der Südseite die Katharinencapelle, in die später eine Empore eingebaut ward, und auf der Nordseite die Capelle der Mölln-Bergedorfer Linie, die abgebrochen wurde. Außerdem ist der Raum unter dem niederen Chore zu Grabgewölben ausgebaut. Zwei sind davon noch zugänglich. Aber die Särge, die darin stehen und von Rickmann [3]) aufgeführt werden, stammen sämmtlich aus jüngerer Zeit, als der des Todes Katharine's.

58. Lauenburg.

Franz II., Herzog zu Sachsen-Lauenburg, ein Enkel Herzog Magnus' I., war der letzte Landesherr, der auf dem Schlosse zu Lauenburg Hof hielt. Ein schrecklicher Brand, der am 19. Januar 1616 ausbrach, äscherte zwar den weitaus größten Theil des alten Fürstensitzes ein, der dann nicht wieder erbaut wurde. Aber Franz richtete sich auch in dem stehen gebliebenen Theile des umfangreichen Gebäudes nach Möglichkeit ein und ist hier auch am 2. Juli 1619 gestorben. Sein Nachfolger, Herzog August, residirte dann zumeist in Ratzeburg. Seine Wittwe aber, Marie, eine Tochter des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, die er am 10. November 1582 geheirathet hatte, blieb in Lauenburg wohnen. Sie ist hier am 13. August 1626 gestorben und neben ihrem Gatten in der 1599 von diesem erst angelegten Fürstengruft der Stadt- oder Marien-Magdalenenkirche daselbst beigesetzt worden. Der Raum umschloß früher 26 theils zinnerne, theils kupferne Särge. Das Metall aber hatte Anziehungskraft; jetzt sind nur noch 18 Särge vorhanden; in einem der beiden, die ohne Inschrift sind, wurden später die Gebeine vereinigt, die frei umherlagen. In den übrigen ruhen das genannte Fürstenpaar selbst, sowie fünf Söhne, sechs Enkel und drei Schwiegertöchter desselben [4]). Die Herzogin liegt in einem Zinnsarge. Leider ist der Theil der Inschrift, der die Personalangaben über die Todte enthielt, nicht mehr zu entziffern, vermuthlich deshalb, weil frühere Forscher die Stelle durch Anwendung von

1) Mit freundlicher Unterstützung des Herrn Pastor Friedr. Lamp in Ploen.

2) Rehtmeier, Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 863.

3) Fr. W. J. Rickmann, Die Domkirche zu Ratzeburg (Ratz. 1881) S. 66 f.

4) H. Schlepper, Aus der Geschichte der Stadt Lauenburg S. 27 ff. — K. Günther, Die Fürstengruft in der Lauenburger Stadtkirche S. 10.

Säuren gereinigt haben[5]). Ueber dem Eingange der Gruft befindet sich das Sachsen-Lauenburgische und das Braunschweigische Wappen. Den Chor oberhalb dieser Gruft ließ Herzog Franz II. als Ruhmeshalle für sein Geschlecht einrichten[6]). Jetzt sind davon leider nur noch spärliche Reste vorhanden. Erhalten sind aber vor Allem die Figuren des Herzogs Franz und der Herzogin Marie, die von einem Grabdenkmale herrühren. Beide sind betend auf die Knie gesunken; die Fürstin ist in einem reich gestickten Gewande und mit großer Halskrause dargestellt. Auch diese interessanten Kunstwerke waren früher lange Zeit entfernt, sind aber 1868 bei einer Wiederherstellung des Kirchenchors hier pietätvoll wieder zur Aufstellung gebracht worden.

59. Lichtenthal bei Baden-Baden.

Das Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden ist eine Stiftung der Markgräfin Irmengard von Baden, einer Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, des Sohnes Herzog Heinrich's des Löwen. Sie führte sie aus mit Unterstützung ihrer Söhne, der Markgrafen Hermann und Rudolf. Im Herbste 1248 war der Bau der Kirche schon so weit gefördert, daß sie am dritten November geweiht werden konnte. Bei dieser Gelegenheit ließ die Markgräfin hier auch die Gebeine ihres Gemahls, Markgraf Hermann's, der, am 16. Januar 1243 verstorben, in der St. Pancratiuskirche zu Backnang bestattet gewesen war, vor dem Hochaltare der Kirche auf's Neue beisetzen. Als sie selbst dann am 24. Februar 1260 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde sie zur Linken ihres Gatten hier ebenfalls begraben. Ihr Leichenstein enthält, in Linien eingegraben, den Badischen Balkenschild mit einem großen Kreuze und die kurze Inschrift: Irmengardis fundatrix. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde der Fürstin ein schönes Grabdenkmal errichtet, das jetzt an der Nordseite der Kirche seine Stelle hat. Es besteht aus einer großen, vorn von zwei Löwen, hinten von zwei Steinstücken getragenen grauen Sandsteinplatte, auf der Irmengard in ganzer Figur in erhabener Arbeit dargestellt ist. Sie trägt das Chorgewand der Nonnen, aus dessen weiten Aermelöffnungen noch das Fürstengewand sichtbar ist. Das Haupt, von dem der Wittwenschleier nur das Antlitz frei läßt, ruht auf einem doppelten Kissen; die Hände halten über der Brust das Modell ihrer Kirche. Zu ihren Füßen steht, von zwei sitzenden Hündlein gehalten, ein Schild mit ihrem Familienwappen, dem Pfälzischen Löwen. Um den Stein läuft folgende Inschrift in leoninischen Versen:

Annis inventis XLVMille ducentis
Alma Palatina fundavit laude supina
Tunc Irmengardis hoc Claustrum Lucida Vallis
Lucet per mores virtutes res et honores.

Daneben hat auch der Künstler, Meister Wülflin von Straßburg, seinen Namen verewigt durch folgende Worte: „Dis . Werg . mahte . Mester . Wlvelin . von . Strasburc[7]).

Auf der Nordseite der Klosterkirche, durch einen Gang mit ihr verbunden, steht die Gruft- oder Fürstencapelle, die 1288 von Irmengard's Sohne, dem Markgrafen Rudolf, gestiftet wurde. Sie diente von da an bis zum Jahre 1424 als Grabstätte des Geschlechts. Später sind hier etwa ein Jahrhundert hindurch (1669—1771) die Herzen von verschiedenen Mitgliedern des Badischen Fürstenhauses beigesetzt worden, die sonst an anderen Orten ihre letzte Ruhe gefunden haben.

60. Stams[8]).

Im Innthale oberhalb Innsbruck liegt das stattliche Cisterzienserstift Stams, das von Meinhard IV., Grafen von Tirol und Herzog von Kärnthen († 1295), und seiner Gemahlin Elisabeth, der Wittwe König Konrad's IV. († 1273), zum Gedächtniß ihres 1268 zu Neapel hingerichteten Sohnes Konradin, des letzten Hohenstaufen, gegründet wurde. In der schönen Stiftskirche hat Meinhard selbst mit Vielen seines Geschlechts und späteren Fürsten des Landes die letzte Ruhe gefunden. Man hat vier Fürstengrüfte in dem umfangreichen Gotteshause zu unterscheiden[9]). Zugänglich ist jetzt keine von ihnen. Die Truppen des Kurfürsten Moritz von Sachsen, die am 26. Mai 1552 in das Kloster drangen, haben es arg verwüstet und auch den Gräbern sehr übel mitgespielt. So ist denn keins von den ursprünglichen Grabdenkmälern, ja kaum ein Sarg bis auf unsere Zeit gekommen.

Vor dem Hochaltare liegen zwei große schlichte Steine von weißem Marmor, die in Capitalbuchstaben folgende wohl spätestens dem 18. Jahrhundert entstammende Inschriften[10]) tragen, und zwar der (für den Eintretenden) linke:

Mainhardus II Fundator cum Fundatrice
Elisabetha uxore et IV Liberis.

der rechte:

Henricus dictus Bohemiae Rex cum trina
uxore III^{bus} fratribus et aliis Principibus
Progenitoribus et Propinquis.

Da die auf beiden Steinen genannten Personen größtentheils zusammen fallen — König Heinrich und

5) Nach freundlicher Auskunft des Herrn Professor Dr Günther in Lauenburg.

6) Vgl. Rob. Schmidt, Die Bau- und Kunstdenkmäler des askanischen Fürstenhauses im ehemaligen Herzogthume Lauenburg S. 12 ff. und Tafel 9 und 11. — Haupt und Weysser, Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Herzogthum Lauenburg S. 91 ff.

7) An dem Grabdenkmal des Landgrafen vom Unterelsaß Ulrich von Werd in der Wilhelmskirche zu Straßburg wird: „meister Woulvelin von Rufach ein Burger zu Strasburg“ genannt. Vgl. hierüber wie über das Denkmal Irmengard's den Aufsatz von Grieshaber „Die Grabmäler Irmengard's und Rudolf's VI. im Kloster Lichtenthal“ in den Schriften des Alterthumsvereins für das Großherzogthum Baden . . . I. B. (1846) S. 157 bis 184, dazu auch die artistische Beilage „Bilder-Tafeln“ Th. I u. III, die Abbildungen von Irmengard's Grabdenkmale enthalten.

8) Mit freundlicher Unterstützung des Bibliothekars P. Ingenuin in Stams.

9) Vgl. Martin Gerbert's Monumenta Aug. Domus Austriacae T. IV Taphographia (1772) Pars I S. 204 bis 213 und Pars II Taf. XVIII, wo alle vier Gewölbe in Grundriß und Aufriß wiedergegeben sind.

10) Gerbert spricht von ihnen noch nicht.

seine drei Brüder waren die vier Kinder Meinhard's, seine beiden Töchter ruhen an anderen Orten —, so werden die beiden schmalen Grüfte in der neuesten Veröffentlichung über das Kloster Stams[11]) auch nur als ein Begräbniß behandelt, in dem sicher beglaubigt 14 fürstliche Personen beigesetzt wurden. Unter ihnen befindet sich auch eine Braunschweigerin, Adelheid, die zweite Gemahlin des genannten Königs Heinrich, eine Tochter Herzog Heinrich's des Wunderlichen zu Braunschweig und Lüneburg, die am 18. August 1320 gestorben ist.

Ein ähnlicher Stein befindet sich mitten im Chore zur Bezeichnung einer dritten Gruft. Er trägt folgende Inschrift:

Fridericus IV Austriae Dux dictus cum vacua pera cum uxoribus Elisabetha et Anna et IV Liberis.

Die hier erwähnte zweite Gemahlin Herzog Friedrich's mit der leeren Tasche, Anna, war wieder aus Braunschweigischem Stamme, eine Tochter des 1400 erschlagenen Herzogs Friedrich zu Br. u. Lün., die um das Ende des Jahres 1410 sich vermählte und am 11. August 1432 verschied. Die inneren Theile der Fürstin wurden, wie Gerbert S. 208 bezeugt, zu St. Jacob in Innsbruck beigesetzt. In dem Gewölbe befanden sich zu Gerbert's Zeit auf steinernem Unterbau nur noch Asche, Staub und spärliche Knochenreste.

Noch weiter nach Westen, dicht vor dem Haupteingange der Kirche liegt deren größte Gruft, die für uns hier vielleicht gar nicht mehr in Betracht kommt. Es ist ein länglicher vertiefter Raum, der oben von einer Ballustrade umgeben ist, die auf dem Fußboden der Kirche steht und innen und außen je 14 Wappenschilde trägt. Auf der östlichen Schmalseite der Gruft befindet sich ein Altar, von dem aus ein Crucifix hoch in die Kirche hineinragt. Gegenüber führte früher eine Treppe in den Raum. Sie ist jetzt verdeckt und vor dem Eingange in die Gruft steht eine große marmorne Tafel mit folgender Inschrift:

P. M.
Optimorum principum Stamsii sepultorum.
Quorum ossa post invas. Schmalcald. recollecta et nomina scripta sunt in libro vitae.
Erect. MDCLXXXI
Renov. MDCCCXLIX.

An den beiden Langseiten der Gruft sind je vier große und zwei kleine gut lebensgroße, vergoldete Holzfiguren aufgestellt, zur einen Hälfte männliche, zur anderen weibliche Gestalten, die nach Stil, Tracht rc. sehr gut in das Jahr 1681 passen. Ihre Aufstellung war, wie wir aus Gerbert's Tafel ersehen, früher eine andere wie jetzt. Eine Bezeichnung tragen die Figuren nicht[12]).

Hinter dem Altare liegt das eigentliche Grabgewölbe, von dem Gerbert eine genaue Schilderung giebt; es enthielt zu seiner Zeit auf einem gemauerten Unterbau in gräulicher Verfassung sechs Särge ohne Namen und Inschrift, z. Th. mit dem österreichischem Wappen verziert. Gerbert war auf Grund eines Zeugnisses des Abtes Paul von Stams der Ansicht, daß diese Gruft Herzog Friedrich mit der leeren Tasche angelegt habe. Jetzt schreibt man sie seinem Sohne Sigismund zu, von dessen verschwundenem Epitaph die Inschriftverse noch erhalten sind. Außer sieben Gliedern des Hauses Oesterreich liegen hier auch Prinz Rudolf von Anhalt, der 1510 im Kriege gegen Venedig fiel, und Herzog Severin von Sachsen, der 1533 in Innsbruck starb.

61. Augsburg.

In dem Frieden, den Herzog Heinrich der Löwe im Sommer 1190 mit König Heinrich VI. zu Fulda abschloß, mußte er sich u. A. dazu verstehen, seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Liuder oder Lothar als Geiseln in die Hand des Königs zu geben. Heinrich zog mit nach Italien, Lothar aber, der damals kaum 16 Jahre alt gewesen sein wird, wurde in Augsburg festgehalten. Aber nicht lange währte seine Gefangenschaft; schon am 15. October 1190 machte ihr der Tod ein Ende. Nach einer Angabe in den Origines Guelficae T. III S. 245 wurde er in der Kirche St. Afrae in Augsburg begraben, wo, wie es dann weiter heißt, „noch heute (1752) sein Grabmal gezeigt wird". Aber schon im Jahre 1826 erhielt Fr. K. v. Vechelde auf seine Anfrage von sachkundiger Seite aus Augsburg die Antwort, daß dort von einem solchen Denkmale nicht das Geringste mehr bekannt sei. Hat es also um die Mitte des 18. Jahrhunderts dort wirklich noch bestanden, so ist es inzwischen jedenfalls vernichtet worden.

62. Nürnberg.

In Nürnberg, wo in der schönen St. Lorenzkirche Sophie, die Tochter Herzog Wilhelm's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg, die Gemahlin Markgraf Georg Friedrich's von Brandenburg-Ansbach († 1639), liegt[13]), ist auf dem Chore der Franziskanerkirche schon weit früher ein Mitglied des Welfenhauses bestattet worden: Herzog Otto, der Sohn Herzog Magnus des Frommen, der am 16. Januar 1339 gestorben ist. Wir wissen sonst von seinem Tode und den Verhältnissen, die ihn nach Nürnberg geführt haben, nichts Näheres. Das Todtenbuch des Franziskanerklosters weiß von ihm nur Folgendes zu berichten[14]):

1339. 16. Jan. Illustrissimus Princeps et Dux Otho, Avunculus serenissimi principis Domini Ludovici Imperatoris, Nepos Marchionis de Brandenburg, Filius Ducis de Brunschwig, sepultus in Chori capite prope Altare.

---

11) Album Stamsense seu Catalogus Religiosorum ... (Salisburgi, 1898), wo S. 135—138 die Sepulturae Principum behandelt und die hier begrabenen Fürsten aufgeführt werden.

12) Gerbert hat über sie in der 3. Abtheilung der Monumenta Aug. Domus Austriacae, der Pinacotheca, P. II lib. I cap. XII p. 116—18 gehandelt, die mir zur Zeit nicht zugänglich war. Nicht unwahrscheinlich, daß, wie König Heinrich, auch seine Gemahlin Adelheid sich unter den Figuren befindet.

13) Vgl. Steinmann S. 300 ff.

14) Vgl. v. Oetter's historische Bibliothek Th. II, S. 42.

Daß Otto, der Sohn des Herzogs Magnus I., hierunter zu verstehen ist, erleidet keinen Zweifel. Er war ein Enkel des Markgrafen Heinrich I. von Brandenburg und ein Großneffe — so werden wir hier avunculus erklären müssen — von dem Kaiser Ludwig, dessen Schwester Agnes jener Markgraf Heinrich, der Großvater Otto's, geheirathet hatte. Jetzt ist von dieser Grabstätte übrigens keine Spur mehr vorhanden; auch ist die Kirche, in der es sich einst befand, längst zu profanen Zwecken verwandt worden.

63. Nidda.

Von den Töchtern Herzog Ernst's von Braunschweig-Göttingen heirathete Agnes 1364 (? 1371 ?) Graf Gottfried VIII. von Ziegenhain, der wohl vor dem 21. Mai 1394 verstarb. Auch über den Tod der Wittwe sind wir nicht genau unterrichtet. Am 13. September 1416 war Agnes jedenfalls noch am Leben [15]). Beigesetzt wurde sie in der alten Pfarr- oder Johanniterkirche vor der Stadt Nidda, von der jetzt nur noch der Thurm vorhanden ist [16]). Das übrige Gebäude scheint schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts baufällig gewesen zu sein; 1780 wurden „die ruinösen Mauern der Stadt überlassen". Um das Jahr 1700 war hier Agnes' Grabstein noch vorhanden. Denn Joh. Just. Winkelmann, der die Kirche „ganz verfallen und verwüstet" nennt, spricht von ihm in seiner Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld (Bremen 1697) B. I S. 193 folgendermaßen: „In dem Chor liegt ein alter Stein mit den Wapen der Grafen von Nidda und Herzogen zu Braunschweig / darauf man noch diese Worte lesen können:

> „Anno Dni . . . . . Dominica post . . . . obiit Illustrissima Princeps Domina Agnes de Brunsvig, Comitissa in Zigenhain et in Nidda".

Jetzt ist von dem Steine, wie Heinrich Wagner [17]) bezeugt, nichts mehr erhalten. Leider ist auch seine lückenhafte Inschrift aus anderen Quellen nicht zu ergänzen. Wagner's Angabe, Agnes sei 1407 gestorben, ist unrichtig.

64. Saalfeld.

Katharine, die Tochter Herzog Philipp's zu Braunschweig-Grubenhagen, geb. am 30. August 1524, heirathete am 12. Februar 1542 den Herzog Johann Ernst von Sachsen-Coburg. Nachdem dieser am 8. Februar 1553 gestorben war, vermählte sie sich 1559 mit dem Grafen Philipp II. von Schwarzburg-Leutenberg. Als auch dieser nach einigen Jahren ihr entrissen wurde († 8. October 1564), zog sie sich auf ihr Witthum nach Saalfeld zurück, wo sie am 24. Februar 1581 gestorben und auch bestattet worden ist [18]). Ihr Grab ist nicht mehr bekannt, vermuthlich liegt es in der schönen St. Johanniskirche. Aber in der Fürstengruft, die wohl erst nach 1680 der Herzog Johann Ernst, der Begründer der Saalfelder Nebenlinie, anlegen ließ, ist keine Spur mehr davon vorhanden. Von den dort befindlichen Särgen trägt nur der schöne Metallsarg der ersten Gemahlin Johann Ernst's, der Herzogin Sophie Hedwig [19]), eine deutliche Inschrift; die anderen sind mit schwarzem Sammet überzogen und jetzt kaum noch zu bestimmen. Jedenfalls reicht keiner der Särge in das 16. Jahrhundert zurück.

15) Baur, Urkunden z. hess. Geschichte IV Nr. 56.
16) Rehtmeier irrt, wenn er in seiner Braunschw.-Lüneb. Chronik S. 602 die Grabstätte in die erst 1615 bis 1617 erbaute Heilig Geist-Kirche verlegt, die sich in der Stadt befand.
17) Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen. Provinz Oberhessen. Kreis Büdingen S. 215.
18) Letzner, Dassel-Einbeck'sche Chronik Bl. 94ᵃ.
19) Vgl. Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens Heft VI, S. 81 f.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig.

2. Sitzung zu Wolfenbüttel am 11. November 1901.

Nach Eröffnung der Sitzung und Protocollverlesung theilte der Vorsitzende mit, daß man nach Uebernahme des Braunschw. Magazins durch den Verein den Bezug des Blattes auch Nichtmitgliedern im Wege des Abonnements zum Preise von 3 ℳ jährlich zu ermöglichen beabsichtige, wogegen Niemand Widerspruch erhob. Hierauf sprach Museumsdirector Prof. Dr P. J. Meier an der Hand von Grundrissen und bildlichen Darstellungen über die baulichen Reste des alten Schlosses in Wolfenbüttel. Hier das Wesentliche seiner Ausführungen. Nachdem die Wasserburg der Brunonen, unter deren Schutze früher die Leipziger Straße das linke Okerufer mittels Damm und Brücke gewann, erst 1192, dann 1255 den Lehnsbesitzern, den Herren von Wolfenbüttel, durch die Herzöge entrissen und zerstört war, schuf 1283 Heinrich der Wunderliche einen Neubau, der vermuthlich mancherlei Erweiterungen erfuhr, seit die Herzöge im Laufe des 14. Jahrh. ihren ständigen Sitz von der Burg Dankwarderode in Braunschweig nach Wolfenbüttel verlegten. Ja, im 15. Jahrhundert muß sich schon durch Einbezug der Ansiedlungen am Damme vor der Burg in die Befestigungen eine Festung, die sogenannte Dammfestung, gebildet haben, die im Osten durch das Damm-, im Westen durch das Mühlenthor abgeschlossen war. Als im Jahre 1542 Wolfenbüttel durch die schmalkaldischen Bundesfürsten erobert wurde, war sogar bereits noch weiter nach Osten zu eine gleichfalls befestigte städtische Ansiedlung vorhanden, damals nach der alten Mariencapelle „Zu Unserer Lieben Frauen", später Neustadt oder Heinrichsstadt genannt. Durch das Liebfrauenthor trat die Leipziger Straße in sie ein, und durch das Alte Thor im Norden wurde die Verbindung der jungen Stadt mit der Feldmark des wüsten Dorfes Lechede hergestellt, dessen Einwohner sich schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts in größerer Nähe der schützenden Burg angebaut hatten. Wie Burg und Stadt im Jahre 1542 sich dem im Norden stehenden Beschauer darstellten, zeigen alte Bilder, Holzschnitte und Stiche, alle auf eine Zeichnung des berühmten Lucas Cranach zurückgehend, der im Gefolge des Kurfürsten Johann Friedrich

v. Sachsen der Belagerung beiwohnte. Aber auch die von Cranach uns vor Augen geführte Burg mit ihren drei hohen Thürmen und den zahlreichen Gebäuden war dem Untergange geweiht. Nach einem vergeblichen Versuche Heinrich's des Jüngern, sie wiederzuerobern, wurde sie 1546 geschleift, so daß sich der Herzog, als er ein Jahr später wieder in den Besitz seines Landes kam, vor die Aufgabe gestellt sah, Burg und Festung neu aufzuführen. Allerdings verräth der unregelmäßige Grundriß, den das Schloß noch jetzt aufweist, daß beim Neubau vielfach die alten Mauerreste benutzt sein werden, ja die zwei untersten Stockwerke des halbrunden Thurmes im Osten, den wir auf dem Merian'schen Stiche sehen, und der der Inschrift zufolge 1471 von Herzog Heinrich dem Friedsamen erbaut worden ist, haben sich hinter der Umkleidung des 18. Jahrhunderts noch bis heute erhalten. Im Uebrigen aber stammt das Schloß erst aus der späteren Zeit Heinrich's des Jüngern, sowie aus der seines Sohnes Julius, wenn wir zunächst noch von den Theilen absehen, die sogar erst um 1700 ausgeführt wurden. Vorhanden sind noch von den Bauten Heinrich's d. J. der Unterbau und die Nordmauer der berühmten Schloßcapelle, die, 1558 vollendet, vor ihrer Niederlegung im Jahre 1795 mit ihrer gewaltigen quadratischen Masse, den hohen Treppenthürmen, den Erkern und dem von einer Laterne gekrönten Dache das ganze Schloß beherrschte. Trotz ihrer verhältnißmäßig späten Entstehung zeigt sie noch ausschließlich gothische Formen, und so mag auch der Südwestflügel des Schlosses in seiner nachweisbar spätgothischen Grundform gleichfalls durch Heinrich erbaut worden sein. Dagegen stammt das auf gedrungenen Säulen ruhende Renaissancegewölbe, das dieser Flügel unten enthält, sicherlich erst aus der Zeit des Herzogs Julius, wie denn auch die sonstigen baulichen Formen und verschiedene Inschriften der Jahre 1569 und 1570 deutlich beweisen, daß erst Julius dem Schlosse die Gestalt gegeben hat, die im Wesentlichen selbst die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges überdauerte und unter August dem Jüngern nach 1643 nur wiederhergestellt zu werden brauchte. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die auf uns gekommenen Reste der Bauthätigkeit des Herzogs Julius noch nicht die anmuthigen Zierformen zeigen, die etwas später der berühmte Baumeister Paul Francke in Wolfenbüttel und Helmstedt anwandte. Der Hausmannsthurm, der jetzt noch als einziger das Schloß überragt, hat seine wirkungsvolle Ausgestaltung vermuthlich erst in der Zeit zwischen Francke's Tod (1615) und der Besetzung Wolfenbüttels durch die Dänen (1625) erhalten.

Der Anblick, den das Schloß im 17. Jahrhundert gewährte, war ein hervorragend malerischer. Aber wir verstehen es wohl, daß schon die Söhne und dann der Enkel August's d. J. sich mit den unpractisch angelegten Räumen nicht mehr begnügen mochten. So wurde denn im letzten Jahrzehnt des 17. und in den ersten anderthalb Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durch den Landbaumeister Hermann Korb das Schloß innen wie außen einem weitgehenden Umbau unterzogen. Der Hof erhielt nach italienischem Vorbild drei Reihen offener Arkaden über einander, deren Laufgänge den Verkehr von Zimmer zu Zimmer vermitteln sollten, die man aber — unter Preisgabe einer schöneren Wirkung — bald durch Fenster schließen mußte. An die Außenmauern aber wurde ein Vorbau angefügt, der mit den wenig tiefen alten Räumen in engste Verbindung gebracht wurde und dem Schlosse nunmehr das Gepräge des etwas nüchternen Classicismus jener Zeit aufdrückte. Aber der unausgleichbare Gegensatz zwischen Wollen und Können zwang den Bauherrn die neuen Theile im Wesentlichen in Holz auszuführen. Deshalb wird es leider nur eine Frage der Zeit sein, daß — gleich dem Schlosse zu Salzdahlum und der Bibliothek in Wolfenbüttel — auch das stolze Wolfenbütteler Schloß dem Untergange verfällt.

Im zweiten Vortrage des Abends handelte Gutsbesitzer Vasel aus Beierstedt von den geprägten Rauchtabaksdosen des 18. Jahrhunderts, insbesondere von denen, die Herzog Ferdinand's ruhmvolle Kriegsthaten verherrlichen. Die besprochenen Dosen wurden fast alle vorgezeigt. Da der Vortrag in diesem Blatte zum Abdruck kommen soll, braucht er hier nur erwähnt zu werden. H. M.

Bücherschau.

Ludwig Kubel, Winzenburg. Roman aus der Zeit der großen Hildesheimer Stiftsfehde. I. u. II. B. 380 u. 400 S. 8⁰. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1901. 6 M. A. u. d. T.: Zwißler's Hausbibliothek B. 11 u. 12.

Seit Wilhelm Hauff, dem Vorgange des großen Schotten folgend, mit seinem „Lichtenstein" dem historischen Heimathroman in Deutschland die Bahn brach, hat die Pflege dieser Art epischer Dichtung, wie das Interesse des Publikums daran, zwar zu Zeiten ausgesetzt, sich aber immer von Neuem belebt und steht eben jetzt wieder in voller Blüthe. Aus dem, was so im Laufe von 70 Jahren geschaffen ist, ließe sich für einzelne deutsche Territorien eine fast lückenlose poetische Abschilderung ihrer Geschicke und Zustände in Mittelalter und Neuzeit zusammenstellen. Andere Landschaften, nicht minder reich an geschichtlichen Erinnerungen, sind minder glücklich gefahren — carent quia vate sacro. Unser Niedersachsen und die welfischen Lande insbesondere nehmen insofern eine bevorzugte Stellung ein, als Wilhelm Raabe nicht bloß die Nachbarstadt Magdeburg mit „Unseres Herrgotts Kanzlei" und das Pyrmonter Ländchen mit dem „Heiligen Born" beschenkt, sondern auch die Schicksale unserer engeren Heimath, wie in manchen seiner älteren Historien, so namentlich neuerdings im „Odfeld" und in „Hastenbeck" zum Hintergrunde herzbewegender Einzelschicksale gewählt hat; aus der Vergangenheit der Stadt Braunschweig ist neben diesen Dichtungen Ludwig Hänselmann's Novellenbuch „Unterm Löwensteine" mit allen Ehren zu nennen. Noch aber harrt eine Fülle der dankbarsten Stoffe des meisterlichen Finders und Gestalters: ich weise nur auf das so mannigfach bewegte Leben Heinrich's des Jüngeren, auf den Untergang der Braunschweigischen Stadtfreiheit, auf Friedrich Wilhelm's Heldenbahn und die Westfälischen Zeiten hin. Aus Heinrich's kriegerischer Jugend hat einstweilen eine glück-

liche Hand den prächtigen Rohstoff der Hildesheimer Stiftsfehde, aber von der anderen, der bischöflichen Seite aus, angegriffen und mit den nöthigen romantisch-phantastischen Zuthaten zu einem Geschichtsroman geformt, der als eine erste Kraftprobe alle Anerkennung verdient: Ludwig Kubel's „Winzenburg“, „seinem großen Landsmann Wilhelm Raabe zu seinem 70. Geburtstage in Verehrung gewidmet“. Der Verfasser hat zunächst Geschichtswerke und Urkundenbücher treulich gewälzt und sich und uns daraus von den historischen Hauptpersonen und dem Verlauf der ganzen unseligen Fehde ein plausibeles und um so anschaulicheres Bild geschaffen, als er, mit Land und Stätten wohl vertraut, seine Wanderer- und ziehenden Heere auf Schritt und Tritt hat begleiten können. Er hat dazu eine gute romantische Fabel ersonnen und nicht bloß äußerlich hineingewoben, origineller und spannender als die mancher zünftigen Concurrenten. Er hat einzelne Gestalten, namentlich die dämonische Mettel und als episodische Figur den Herzog Heinrich so angelegt, daß sie eines Dichters würdig sind. Seine Schilderungen der äußeren Vorgänge zeichnet Lebhaftigkeit und farbige Frische aus; insbesondere die homerischen Kämpfe um die Hildesheimischen Festen sind bei aller Gleichartigkeit reich an mannigfaltigen Einzelzügen. Daneben lassen sich denn freilich auch die Schwächen der Arbeit, namentlich nach der Seite der Technik hin, nicht verkennen. Vor Allem ist die Darstellung zu wenig ausgeglichen: capitelweise wird die freie Dichtung von der reinen Historie überwogen, für deren fadenscheinigen Helden, den Bischof, der Erzähler uns beim besten Willen nicht zu erwärmen vermag, und hart neben solcher Geschichtsklitterung tritt dann wieder das schlechthin Romanhafte, besonders in den Liebessachen der jugendlichen Helden und den Spitzbübereien Meister Rusack's, grell zu Tage. Ebendahin gehört es, wenn auf einmal die pathetischen Personen seitenweis im jambischen Tonfall reden, daß man meint ein aufgelöstes Drama vor sich zu haben. Wiederum contrastirt damit oft seltsam die humoristische Farbe der Erzählung, die bisweilen, nicht bloß in der Einleitung, geradezu als geflissentliche Nachahmung Raabe's erscheint, vielleicht des unnachahmlichsten Originals, das die deutsche Litteratur der Gegenwart aufzuweisen hat. Es zeugt gewiß von wirklichem eigenen Können, daß es bei alledem dem Verfasser gelingt, auch des kritisch gestimmten Lesers Empfindlichkeit und Bedenken überall da, wo das Schicksal der dichterischen Hauptpersonen in Frage kommt, vor dem Interesse an diesem zum Schweigen zu bringen und ihn bis zu dem ganz vortrefflich erzählten Untergange der Winzenburg und ihrer holden Herrin bei lebhaftester Theilnahme zu erhalten. Hier sollte übrigens der Roman als solcher sein Ende haben: für das Schicksal Mettel's hätte sich nach dem Erfolge ihrer einzelnen Anschläge und der Vereitelung des einzigen, ihr ganzes Leben füllenden Wunsches, der sich daran knüpfte, unschwer ein jäher Abschluß finden lassen, der zugleich psychologisch und poetisch gerechtfertigter gewesen wäre, als Alles, was im Buche noch folgt. Immerhin wird der Roman auch mit diesem schwächern Ausklingen sein dankbares Publikum finden und mit Recht! Zumal in den Landen, wo er spielt, von Peine bis Schladen, von Soltau bis Dassel und vor Allem in Hildesheim selbst darf er auf das lebhafte Interesse aller derer rechnen, die gern mit doppeltem Genuß ein Stück heimischer Geschichte im anmuthigen Gewande der Dichtung an ihrem Geiste vorbeiziehen lassen. Dem Dichter dieses Erstlings aber hoffen wir recht bald auf gleichem Gebiete wieder zu begegnen, denn er hat das Zeug dazu, noch Besseres zu leisten. W. Br.

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Theil: Die epischen Dichtungen. Zweiter Band. S. 488—1189. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1902. 9 M.

Sehr viel rascher, als man hoffen durfte, liegt nun der erste Theil dieser verdienstvollen Arbeit vollendet vor, und dabei zeugt der neue umfangreiche Band, der übrigens, von 100 Seiten Nachträgen und Registern abgesehen, fast nur „Werther“ und „Wilhelm Meister“ betrifft, von derselben umfassenden Beherrschung des Stoffes und der gleichen peinlichen Sorgfalt im Einzelnen, wie der erste. Man gewinnt beim Lesen den Eindruck, daß hier keine noch so leise und versteckte Anspielung, die sich irgendwo in Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen findet, übergangen ist. Zu jeder aber weiß der Verfasser in angemessener Kürze oder Ausführlichkeit das Sachliche und Persönliche im Commentar beizubringen, das zu ihrem vollen Verständniß gehört. Er hat sich dabei mit unzähligen kleinen Fragen der „Goethephilologie“ abfinden müssen, und manche derselben, die bisher noch offen war, durch neues Material oder tieferes Eindringen abschließend beantwortet. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß er trotz der für eine solche Arbeit unerläßlichen Andacht zum Kleinsten nicht über den einzelnen Bäumen, Büschen und Blättern den Blick über den Wald verloren hat. Auch daß sein Urtheil gegenüber Irrthümern oder Zweifeln seiner Vorgänger immer ebenso maßvoll wie treffend ist, verdient auf diesem Arbeitsfelde besondere Anerkennung. Nachzutragen finde ich nur, daß in dem Citat S. 588, 29, Goethe gewiß nicht, wie auch die Weimarer Ausgabe liest, „des ganzen Genies“, sondern „des ganzen Genres“ geschrieben hat, und zu S. 997, 36 ff., daß es einen in Niedersachsen verehrten Götzen Püsterich nicht gegeben hat, vielmehr Name und Sage eitel Fabelei auf Grund des Sondershäuser Erzbildes ist. So können wir auch diesem Bande die beste Empfehlung mit auf den Weg geben: wendet sich das Werk auch in erster Linie an die gelehrte Welt, so wird doch bei diesen unmittelbaren Einblicken in Goethe's Dichterwerkstatt, dieser vielseitigen Beleuchtung seiner Kunstwerke durch ihn selber, die Seinigen, Freunde und Gegner, dieser manchfachen Spiegelung seiner Persönlichkeit auch jeder Literaturfreund seine Rechnung finden. W. Br.

Berichtigung.

In voriger Nummer 23 ist auf Seite 178 in dem Aufsatze über Roermond Zeile 9 statt „ihre Schwester“ zu lesen: „ihre Nichte“.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 15. December **1901.**

Vom 1. Januar des nächsten Jahres ab wird das Braunschweigische Magazin nicht mehr mit den Braunschweigischen Anzeigen ausgegeben, jedoch von dem Geschichtsvereine für das Herzogthum Braunschweig in Monatsnummern, sonst aber wesentlich in der alten Weise fortgesetzt werden. Seinen Mitgliedern wird der Verein neben dem „Magazin" ein „Jahrbuch" von etwa 12 Druckbogen liefern. Meldungen zum Eintritt in den Verein (Jahresbeitrag 6 Mk.) sind an dessen Vorstand zu Handen des Herrn Bankdirector P. Walter in Braunschweig zu richten. Für das Braunschweigische Magazin allein wird ein besonderes Jahresabonnement für 3 Mk. bei allen Buchhandlungen, sowie bei der Post eröffnet.

Die Bekehrung der alten Sachsen[1]).

Von Karl Mollenhauer.

Es ist eine entlegene Zeit, in die ich Sie für eine kurze Stunde führen möchte, doch kann wohl billig die Missionsthätigkeit der Franken unter unseren Vorfahren, den alten Sachsen, die mit der Vernichtung ihrer politischen Selbständigkeit zusammen fiel, um antheilvolle Aufmerksamkeit werben, zumal in einer Zeit, wo sich die Völker des erweiterten Europa bei einer weitausschauenden Unternehmung im fernsten Asien auch des gemeinsamen Bekenntnisses zu Christi Namen bewußt gewesen oder geworden sind im Gegensatze zu einer fremden, in sich abgeschlossenen Cultur.

Auch hier, wie in den Bekehrungskriegen Karl's des Großen, eine unausgeglichene, beunruhigende Verbindung weltlicher Absichten und Ziele mit dem idealen christlichen Missionsgedanken! Aber es soll nicht versucht werden, gewaltsame Analogien ausfindig zu machen. Ein unterscheidender Zug schon ist es, daß das Missionsmotiv aus dem Wirken Karl's gar nicht auszuscheiden ist, daß aus dem werdenden und wachsenden Staate der Franken die innige Verbindung mit der geistig überlegenen römischen Kirche, die allein die Traditionen der alten Welt vermittelte und sich nun ihrerseits unter Schutz und Schirm und Anerkennung des kraftvollen Frankenvolkes zum geistigen und geistlichen Mittelpunkte des Abendlandes auswuchs, schlechterdings nicht weggedacht werden kann.

Es mag sein, daß die Erinnerungen der Schulzeit über diese Zeiten des Mittelalters und namentlich über die Sachsenkriege Karl's des Großen, denen, wenn ich so sagen darf, jeder dramatische Aufbau, spannende Aktschlüsse und ein ergreifender Schluß zu fehlen scheinen, ein mehr oder weniger dichtes und graues Gespinnst von Unbehagen und Abneigung gebreitet haben.

Sehr begreiflich! Es handelt sich hier um sehr frühe Entwicklungsstufen politischen Werdens und Wachsens, mit den Naturforschern zu sprechen, um Bildung und Zusammenschließen noch sehr ursprünglicher Zellen.

Je feiner daher die Beobachtung der elementaren geschichtlichen Vorgänge sein muß, desto unbefriedigender nur wird eine kurze Darstellung des äußeren Geschehens ausfallen. An Würdigkeit der Theilnahme indessen kann sich kaum ein anderer Abschnitt der Weltgeschichte mit diesem messen.

Ein Schleier wird stets über dem Geheimniß der Urzustände unseres Geschlechts liegen bleiben, hie und da gelingt es wohl, einen Zipfel zu lüpfen.

Wir sehen wesentlich mit den Augen der Römer, wenn wir das dichte Dunkel zu durchdringen suchen, das über der germanischen Urzeit lagert. Erst nach Berührung der Germanen mit dem Römerreiche fällt zunehmendes Licht in ihre geheimnißvolle Welt, und aus den wallenden und wogenden Nebeln des nördlichen und östlichen Europas treten allmählich bestimmtere Umrisse und Linien hervor.

In dem römischen Weltreiche, in das schließlich alle dem Mittelmeere zugewandten Völker durch einen gestaltenden Willen hineingezwungen waren, vereinigen sich alle Antriebe zur Cultur und alle Ergebnisse des nach Cultur drängenden Menschengeistes wie in einem

---

1) Vortrag, gehalten am 11. März 1901 im Saale des Altstadtrathhauses zu Braunschweig zum Besten des Gustav Adolf-Frauenvereins.

großen Sammelbecken, und hier ist ein Gesammtbewußtsein entstanden, das zwar ganz gewiß nicht in Jedem, der jeweils civis Romanus, ein römischer Bürger, war, in seinem Umfange lebendig wirkte, das aber nichts desto weniger eine historische Realität ist. Der römische Staatsbau ging zu Grunde, aber dieses Gesammtbewußtsein hat sich behauptet, und die Völker, die den Bau erschüttert und zerstört haben, waren dazu bestimmt, dieses römische Gesammtbewußtsein, wenn ich es nun so nennen darf, zu erhalten und weiter zu bereichern.

Freilich haben sie ihr eigenes Volksbewußtsein, die von ihnen ausgeprägte Cultur, das ihnen aufgegangene Verhältniß zur Welt und zur Gottheit, die ihnen eigenthümliche Deutung des Daseins dem übermächtigen Culturstande der Mittelmeervölker gegenüber nicht behaupten können.

Es scheint schwieriger zu leugnen als zu glauben, daß ein göttliches Walten sich in der Thatsache offenbart, daß das Christenthum sich trotz und doch mittelst der Macht- und Culturentfaltung des römischen Reiches verbreitet hat und daß es in den germanischen Völkern auf diesem Wege den jungfräulichsten Boden gefunden hat.

Es ist oft dargestellt worden, wie die Kirche Christi in Rom Erbe des Weltherrschaftsgedankens geworden ist und wie sie im Aufgreifen dieses Gedankens die Welt erobernd so viel von ihrer ursprünglichen Anlage verloren hat.

Es ist müßig, sich auszumalen, wie sie, den Anfängen zu Jerusalem getreuer, die Welt hätte überwinden können oder sollen, wir müssen uns an die Entwicklung halten, die sie thatsächlich genommen hat. Und da wird sich der billige Gedanke kaum abweisen lassen, daß der wirkliche Gang schließlich auch der natürliche gewesen ist. Das wunderbare Ergebniß ist, daß der einst gelegte, menschlichem Ermessen nach aussichtslos gelegte Keim zu einem die Welt überschattenden Baume ausgewachsen ist, der dann freilich auch tief in der Welt wurzelt.

Die Hauptstütze der nach Licht, Luft und Herrschaft ringenden Kirche ist das Volk der Franken geworden. Unzählige deutsche Stämme und Völker hatten sich im Kampfe mit dem römischen Weltreiche und seiner Cultur verblutet. Die drei südeuropäischen Halbinseln und Gallien, um nur von diesen Zielpunkten germanischen Wandertriebes und Eroberungsdranges zu sprechen, weisen bis zur Stunde deutliche Spuren des Ansturmes germanischer Ueberkraft auf und der sogenannten lateinischen Rasse hat die starke Beimischung des nordischen Blutes nicht geschadet. Die Franken scheinen, was Zeit und Ort der Berührung anlangt, begünstigt. Sie sind als die neuen Herren aus dem Jahrhunderte langen wilden und wüsten Verzweiflungskampfe zweier Weltordnungen hervorgegangen. Und der Meister der fränkischen Staatskunst, Chlodowich, bewährte den sicheren Blick, als er in Reims das athanasianische Glaubensbekenntniß beschwor. Mit welcher ungebändigten Naturkraft es die Verkündiger des wahren Heils unter den Franken zu thun hatten, davon künden die Bücher Gregor's von Tours.

Ihnen Allen sind die Geschehnisse genugsam bekannt, in denen das Königthum der Merowinger sich aufrieb, um schließlich für den Staatsstreich des Pipin reif zu werden, und Sie wissen, wie die Kirche dabei sich den neuen König und seine Nachfolger für alle Zeiten verpflichtete.

Bei diesem Vorgange begegnet uns die wunderbare und mächtige Persönlichkeit des heiligen Winfried, des Bonifatius, und greift weltgeschichtlich in hochpolitische Händel entscheidend ein. Doch ehe wir sein Wirken zu verstehen suchen, müssen wir nur einen Blick auf die politische Weltkarte werfen, wie sie sich jetzt gestaltet hat.

Fangen wir mit Italien an; es ist das nunmehr nur noch eine herkömmliche Ehrenerweisung.

Hier hat sich das Volk der Langobarden seit zwei Jahrhunderten herrenmäßig eingerichtet und ausgedehnt, soweit es die oströmischen Kaiser, die staatsrechtlichen Erben des weströmischen Kaiserreiches, nicht hindern können. Den Päpsten zu Rom sind diese rücksichtslosen, unbotmäßigen Herren Widersacher weltlichen Erwerbs von Land und Leuten. Auf der iberischen Halbinsel ist der Staat der Westgothen vor dem Ansturme der Araber ohnmächtig zusammengesunken, und selbst nach Aquitanien, dem Lande südlich von der Loire, spielen arabische Einflüsse hinüber.

Auf der britischen Insel haben sich die Angeln und Sachsen festgesetzt und ringen in ununterbrochenem Hader um dauernde staatliche Bildungen.

In dem alten Gallien endlich hat es Pipin der Kleine im Bunde mit der Kirche und gestützt auf einen von königlicher Gnade und Freigiebigkeit abhängigen Kriegerstand zu einem geschlossenen Einheitsstaate gebracht, der nach Osten hin die Alemannen und weiter hin die Thüringer einbegriff, während die Bayern in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse standen, so daß nächst den Friesen die gefährlichsten und wehrhaftesten Gegner und Nachbaren die Sachsen waren.

Es ist nur der Gewissenhaftigkeit wegen, daß ich Ihnen die Wohnsitze der Sachsen kurz angebe, sie sind Ihnen ja Allen bekannt. Sie saßen im Westen bis dicht an den Rhein im Lande der Westfalen, nordwestlich begrenzt von den Friesen. Oestlich davon zu beiden Seiten des Weserstromes und nördlich bis an die untere Elbe waren die Engern seßhaft, und östlich und südlich davon die Ostfalen, zu denen wir gehören, östlich bis an die Elbe und südlich bis in die Harzgegenden. Und schließlich ist noch der Nordalbingier zu gedenken, der mannhaften Leute, die nördlich der Elbe im Lauenburgischen und Holsteinschen ihre Wohnsitze hatten.

Aus der Zeit des Kaisers Augustus schallt Ihnen aus diesen Gegenden ein Schwall von Namen entgegen, aus denen Sie nur den der Cherusker und den des Arminius festhalten, und wenn Sie damit den wunderbaren Bericht des Korveier Mönches und hochbegabten Schriftstellers Widukind, der von der Ankunft der Sachsen im Lande Hadeln handelt, zusammenhalten, so werden Sie mit der Annahme einverstanden sein, daß ein Zusammenschließen und Zusammenzwingen vieler verwandter Stämme und Gruppen zu einem sächsischen

Völkerbunde stattgefunden habe, der dann freilich dem auf ähnliche Weise zu Stande gekommenen Frankenvolke eine bestimmte Eigenart entgegensetzen konnte. In Einem vornehmlich unterschied sich das Volk der Sachsen von dem der Franken, daß bei ihnen Begriff, Name und Wesen des Königthums nicht aufgekommen war. Allein das Geschick Hermann's mag Ihnen die Abneigung dieser Sippen, Gruppen und Stämme gegen Alles, was nach monarchischer Ordnung aussehen konnte, deutlich machen.

Die Eintheilung des Volkes in Edelinge, Frilinge, Laten oder Leiten und Unfreie ist Ihnen bekannt. Der Stand der Laten weist darauf hin, daß die siegreich vordringenden Sachsen die vorgefundenen Stämme mehr durch Vertrag, als durch völlige Unterwerfung sich anzugliedern suchten. Selbst eine gewisse Vertretung bei den Versammlungen wurde ihnen zugestanden.

Ueber der Sachsen Herkunft ist viel gestritten und an ihrem Namen ist viel herumgedeutet worden. Das Wahrscheinlichste ist wohl immer noch, daß ihre eigenthümlichen Messer, sax, die sich zu Schwertern ausgestalteten, die Bezeichnung veranlaßt haben und daß ihre Heimath im Norden zu suchen ist, da denn ihre ältesten nachweisbaren Sitze auf die Gegenden weisen, wo sie Widukind landen und mit den Thüringern streiten läßt. Ihr kriegerischer Sinn machte sie allen Nachbaren gefährlich. Sie verwüsteten selbst auf ihren Raubzügen die Küsten Galliens, wovon u. A. der Name litus saxonicum, das sächsische Gestade, in Nordfrankreich zeugt. Aëtius nutzte ihre Tapferkeit, indem er sächsische Scharen in der großen Völkerschlacht dem Hunnenheere entgegenstellte. Bei dem Einfalle der Langobarden in Italien waren ansehnliche sächsische Haufen betheiligt. Die sogenannten Nordschwaben im Schwabengau vom sogenannten Friesenfelde bis zur Bode sind in die Lücke, die diese unternehmenden Sachsen ließen, eingedrungen.

Erst an dem Gegensatze gegen die Franken, mit denen sie lange, auf Jahrhunderte hin, um die Vorherrschaft rangen, kam ihr Volksthum zur Abschließung.

Eines wesentlichen Unterschiedes zwischen diesen beiden führenden Stämmen wurde schon gedacht, des Königthums bei den Franken und der eigenwilligen, monarchischer Ordnung widerstrebenden Art der Sachsen, die sich höchstens zu der Unterordnung unter einem Oberbefehlshaber in Kriegszeiten verstanden, und auch dann nur, nachdem das Loos den Leiter bezeichnet hatte.

Einschneidender noch war, daß das Volk der Franken auf altem römischen Culturboden sich festsetzte und ausbreitete, während die Sachsen Wohnsitze gewannen, wo dem Vordringen der Römer einst ein Ziel gesetzt worden war. So kam es, daß bei ihnen das Christenthum zugleich mit der abendländischen Gesittung eine Stätte suchte, ohne Uebergänge, Verlockungen und Vorbereitung, mit Askese, fremdartiger Lehre und schließlich dem verhaßten Zehnten.

Wir lernen unsere Vorfahren nach den Anschauungen der fränkischen Geschichtsschreiber kennen, wie denn schließlich jede Geschichtsschreibung der causa victrix, der siegreichen Sache, dient, und, als sächsische Stammesgenossen zur Feder greifen konnten, waren es Mönche, die in den alten Zuständen der Vorfahren glücklich überwundene Irrthümer verdammen mußten.

Uns überkommt wohl bei der Vergegenwärtigung der alten sächsischen Verhältnisse eine Art ursächsischen Gefühls, das den Wunsch aufkommen läßt, es möchte sich an die Waffen Karl's des Großen den Sachsen gegenüber schließlich nicht der Erfolg geknüpft haben. Aber diese Regung verflüchtigt sich wieder, wenn man die weiteren Folgen überdenkt.

Eine höhere Cultur unterwirft hier durch rohe Kraft eine niedere, doch so, daß die Ueberwundenen befähigt werden, ihre eigenthümliche Begabung den nun gemeinsamen politischen, socialen und kirchlichen Bildungen und Gestaltungen zuzuwenden.

Die Darstellungen der geistlichen Berichterstatter sind so allgemein gehalten und ihre Verurtheilung des schändlichen sächsischen Götzendienstes ist so stereotyp und verständnißlos, daß wir uns danach nur ein sehr verschwommenes Bild von dem besonderen Cultus und den religiösen Vorstellungen der Sachsen machen können. So müssen wir uns an das halten, was wir im Allgemeinen von dem germanischen Götterdienst wissen. Es kann hier nicht der Ort sein, Bekanntes zu wiederholen; es leuchtet so wie so ein, daß die Lehre von der Sünde, die durch den gekreuzigten Gottessohn überwunden wird, die Forderung der Feindesliebe, der Askese und Weltverachtung, das Verbot der Opfer, die geistliche Unterwerfung unter einen bevorrechteten und geschlossenen Priesterstand und dessen Unterhaltung durch Abgabe des Zehnten auf starken inneren Widerstand stoßen mußten, daß Haß und Ablehnung sich lange lebendig erhielten.

Spärlich nur ist die Kunde von Berührungen der Sachsen mit christlichen Bekennern und Glaubensboten vor den Zeiten Pipin's und Karl's.

In dem christlichen Kalender finden Sie für den dritten October die beiden Ewalde angesetzt, die als Märtyrer unter den Sachsen geendet und in der Kirche am Rhein bei Köln, Maria im Capitol, ihre Ruhestätten gefunden haben sollen. Die Erzählung über ihre Bekehrungsreise, die sie in der Zeit des heiligen Willibrord, der mit zwölf Gefährten unter den Friesen wirkte, um die Wende des VII./VIII. Jahrhunderts antraten, und ihr Ende ist so abenteuerlich, daß wir kaum mehr als die Thatsache eines Missionsversuches zweier irischer Glaubensboten zuzugeben vermögen.

Sehr wahrscheinlich ist es gemacht worden, daß sich in den Gegenden, die zu dem alten Thüringerreiche gehört hatten und die den Sachsen zugefallen waren, dem Schwabengau, Friesenfeld, Hassengau, Nordthüringgau christliche Einflüsse merkbar machten. Unter den Wundergeschichten, die er zu Ehren des hl. Emmeram von Regensburg zusammengestellt hat, erzählt Aribo von Freising eine, die wohl das Vorhandensein christlicher Bekenner in diesen Gegenden beweisen könnte. Im Anfange des VIII. Jahrhunderts wurde ein Pilger auf der Wallfahrt nach Regensburg von Räubern gefangen genommen und an östliche Franken, von diesen weiter an Leute in Nordthüringen, Nachbaren der Parahtanen, unter denen man sich mit guten Gründen die Bewohner

des Bardengaus vorstellen darf, verkauft. Hier macht er sich durch technische Fertigkeiten beliebt und, um ihn dauernd zu fesseln und ihm jede Lust zum Davonlaufen zu nehmen, zwingt ihn sein neuer christlicher Besitzer zu einer Ehe mit der schönen Witwe eines Knechtes durch die Drohung, ihn sonst an die götzendienerischen Parahtanen zu verkaufen. Wohl oder übel willigt der zu Hause längst verheirathete Pilger in die sündhafte Doppelehe, der heilige Emmeram ist ihm aber in der Nacht zur Flucht behülflich, und am fünfzehnten Tage gelangt er nach Regensburg, dem einstigen Sitze des heiligen Helfers.

Da haben Sie einen Weg, auf dem christliche Anregungen zu den Sachsen dringen konnten, und auch den Beweis, daß es thatsächlich Bekenner des christlichen Namens in Süd-Ostsachsen gab. Daß dieses Christenthum noch recht äußerlich war, beweist Ihnen die Handlungsweise des christlichen Herrn.

Von Friesland sind ganz gewiß Missionseinflüsse bis ins Sächsische gedrungen; von einem ganz bestimmten Falle werde ich nachher Gelegenheit haben Ihnen zu berichten.

Bedenken Sie ferner, daß die Sachsen bei ihrem Vordringen auf dem linken Ufer der Weser, wo es ihnen im VIII. Jahrhundert schließlich gelang, das Land der Brukterer zwischen Lippe und Ruhr, das Arbeitsfeld des britischen Glaubensboten Suibert, des Gründers von Kaiserswerth, zu eroberen, in Gegenden sich festsetzten, wo das Wort Gottes schon gepredigt worden war, so können Sie vereinzeltes Vorkommen von sächsischen Christen nicht wohl bezweifeln.

Im Ganzen aber war die Volksreligion der Sachsen unerschüttert, und jene oberflächlichen Berührungen, wozu wir noch die verworrenen Darstellungen rechnen dürfen, die wohl fahrende Händler oder heimkehrende Volksgenossen von den Vorgängen in der Welt gaben, werden die Abneigung gegen das fremde Wesen gerade begründet oder bestärkt haben.

Um den neuen Glauben annehmbarer zu machen, war der Umstand nicht angethan, daß es der Glaube der Franken geworden war, des Volkes, mit dem nach den Jahrhunderte langen blutigen Grenzberichtigungen ein Entscheidungskampf über kurz oder lang kommen mußte. Man hat wohl in dem Sachsenkriege Karl's des Großen diesen Endkampf gesehen und gemeint, daß der Ausgang nicht so über allen Zweifel erhaben gewesen sei. Aber, wenn man Alles zusammenrechnet, so war die Ueberlegenheit der Franken schon vorher entschieden und der endliche Sieg der Franken nicht mehr zweifelhaft.

Im sechsten Jahrhundert hatten die nach Osten vordringenden Franken an den Sachsen erwünschte Bundesgenossen gegen den Thüringerkönig Hermanfried gefunden. Bei Burgscheidungen an der Unstrut sank das Thüringerreich zusammen. Ueberaus anziehend, wenn auch stark mit sagenhaften Volkserinnerungen durchsetzt, ist die Darstellung, die uns der Korveische Mönch Widukind von diesem wichtigen Geschehniß giebt. Unverkennbar spricht da sein sächsisches Herz, und die hastige Ueberleitung zu den Ereignissen seiner Zeit, der der Ottonen, liest sich so, als widerstehe es ihm, von dem Untergange der Selbständigkeit seines Volkes zu berichten, als suche er schnell wieder den Anschluß an erfreulichere Abschnitte der Sachsengeschichte, eben die, wo er von den Liudolfingern zu künden hatte, wo es wieder ein Stolz war, sich zu den Sachsen zu zählen.

Der Zusammenbruch des Thüringerreiches dehnte das Gebiet der Sachsen bis an die Unstrut aus, machte sie hier zu Nachbaren der Franken und zerstörte zugleich einen achtunggebietenden Grenzwall gegen die planmäßig vordringenden Slaven und die schweifenden Avaren.

Die Freundschaft der Franken und Sachsen dauerte nicht lange. Man kann sagen, die Reibungsfläche war vergrößert.

Sie verlieren wirklich nicht viel, wenn ich die einzelnen Phasen des Grenzkrieges übergehe, wenn ich Ihnen nicht gewissenhaft berichte, wann jedesmal sich die Sachsen zur Lieferung von 500 Kühen verpflichteten, wie oft die Franken an der Weser standen, wie oft in den Rheingegenden die Sachsen hausten. Ein kleines Culturbild kann ich mir indessen nicht versagen, aus der Masse der Zwischenfälle dieses ununterbrochenen Kampfes auszuheben, das auch dichterisch besungen wurde. Im Jahre 743 stand Karlmann, der Bruder Pipin's, Oheim Karl's des Großen, der spätere Mönch von Monte Cassino, an der Weser. In seinem Heergefolge befand sich auch Gewilip, der Bischof von Mainz. Sein Vater und Vorgänger auf dem Mainzer Stuhle war bei einem früheren Kriegszuge von einem Sachsen erstochen worden. Dem Sohne lag die Rächung dieser Blutthat ob. Es gelang ihm, den Thäter unter den Feinden zu ermitteln. Er ließ ihn zu einer Unterredung entbieten. Mitten in der Weser trafen sich die Beiden, der ahnungslose Sachse und der rachedürstende Kirchenfürst. Mit den Worten: „Nimm denn das Schwert, mit dem ich den theuren Vater räche“ durchbohrte er den Feind. Diese That gab das Signal zur Eröffnung des allgemeinen Kampfes, der mit einer Niederlage der Sachsen endete. Zunächst fand man nichts Arges oder Ungehöriges in der That des Bischofs. Erst Bonifatius griff die Sache auf und führte die Absetzung des Bischofs herbei, der zum Unterhalte zwei Kirchen bei Bingen bekam, wo er nach einer Nachricht nach vierzehnjähriger Buße starb. Anderen Quellen zufolge beruhigte er sich bei der Absetzung nicht, sondern wandte sich nach Rom um Wiedereinsetzung.

Im Jahre 758 endete der letzte Sachsenkrieg Pipin's mit der Demüthigung der Sachsen, die dadurch zum Ausdrucke kam, daß sie sich zu der Verpflichtung eines Tributes von 300 Pferden verstehen mußten.

Wägen wir noch einmal an der Schwelle der Regierung Karl's des Großen die Aussichten auf Vorherrschaft für die beiden hervorragendsten Stämme unter den Germanen ab! Bei den Sachsen ein ungebrochenes Volksthum zwar, aber der Mangel an Zusammenfassen der Kräfte durch eine gegebene, unangefochtene Persönlichkeit. Keine rückwärtigen Verbindungen mit verwandten Volksstämmen, man nützte denn die unsicheren Sympathien des Dänenkönigs dafür ausgeben wollen, sonst vorwärtsdringende Slavenstämme im Osten, über deren

Haltung wir zwar wesentlich nur auf Vermuthungen angewiesen sind.

An eine Verbindung mit den Bayern zu denken, deren Lage im Verhältnisse zum Frankenreiche etwas Verwandtes mit der der Sachsen hatte, lag außerhalb der Möglichkeit, seitdem die Thüringer jeden Gedanken an eine Volkserhebung gegen die fränkische Herrschaft, wovon wir wohl in den ersten Zeiten nach der Unterjochung hören, aufgegeben hatten.

Ohne Gefahren war auch die Lage des Frankenkönigs nicht. Die Entthronung des letzten merovingischen Königs hatte schwere Erschütterungen im Inneren zur Folge gehabt, und das Erbrecht stellte neue Theilungen und Schwächungen in Aussicht. Die Grenze gegen das arabische Spanien war unsicher, den Norden Italiens nahm ein wehrhaftes Volk ein, über dessen Haltung kein Zweifel sein konnte.

Bayern war noch durchaus kein zuverlässiger Vasallenstaat, und schließlich begründeten eben die Sachsen bei den offenen Grenzgebieten eine stete Gefahr.

Dagegen hatte der Frankenstaat die monarchische Ordnung für sich, auf wie gewaltthätige Weise sie auch schließlich zu Stande gekommen war und kam, und die geistigen Mächte, die formgebend, bildend und gestaltend für ihn thätig waren.

Darin lag die unermeßliche Ueberlegenheit des Frankenreiches allen anderen germanischen Völkern gegenüber.

Dabei waren nicht einmal die Franken selbst vorzugsweise die Träger dieser geistigen Kraft, die sie über alle anderen germanischen Stämme erhoben hat. Einmal hat ihnen der römische Provinzialboden, auf dem sie sich niederließen, dieses Vermögen zugeführt, sodann der Gewinn stammfremder Kräfte, die die fränkische Sache aufgenommen haben.

Der wirkungsvollste war Bonifatius. Man kann nicht einmal sagen, daß dieser Angelsachse Winfried von überragender Begabung gewesen sei, aber er brachte die geistigen Antriebe der Zeit, über die er in keiner Weise hinauswies und hinübergriff, in einer reinen Persönlichkeit zum Ausdruck und gewann so die Kraft, die Menschen zu fesseln und einen einmal ergriffenen Gedanken zähe in Leben und Wirklichkeit umzusetzen.

Dieser Gedanke war die Unterordnung der vielfachen religiösen und kirchlichen Anfänge und Ansätze unter die moralische Autorität des Bischofs von Rom, des Nachfolgers Petri in dem römischen Bischofsamte, und damit Weiterbildung der fränkischen Landeskirche, die sich bis dahin unter königlicher Autorität entwickelt und in diesem Verhältnisse einen großen Theil ihres ehemals so reichen Landbesitzes an die Könige verloren hatte, zu einer selbständigen geistlichen Macht, die über das enge Landeskirchenthum hinaus Bedeutung beanspruchte, freilich nun ihren Stützpunkt mehr und mehr außerhalb, nicht selten im Gegensatz zu Königthum und Volksthum, suchen mußte.

Man kann diese Entwicklung beklagen und ein Gegner der Auffassung des Bonifatius sein, aber man wird nicht bestreiten können, daß sie eine Nothwendigkeit war, wenn die christliche Kirche im Frankenreiche Wurzel schlagen, nicht in Disciplinlosigkeit und Verweltlichung entarten oder in asketischen Sondergesellschaften, wie die mönchischen Lebensgemeinschaften, die die Iroschotten, wie Columban und seine Anhänger, hier und da ins Leben riefen, zerfallen sollte. Ohne die Organisation, die Bonifatius geschaffen hat, kann man sich die Kirche Deutschlands nicht denken; daß sie nicht für alle Zeiten die einzige Form christlichen Volkslebens sein konnte und daß in ihr Keime des Zerfalls von Anfang an verborgen lagen, hat die Nothwendigkeit der Reformation bewiesen, um die, als eine germanische Reaction gegen die Organisation der Kirche unter dem römischen Primat, das deutsche Volk die christliche Entwicklung bereichert hat.

Der Angelsachse Bonifatius zog aus in dem frommen Drange zu missioniren und die Glaubenssaat, nicht zum Wenigsten auch unter den stammverwandten Altsachsen, wie sie auf der britischen Insel genannt wurden, auszubreiten. Stärker als die Aussicht auf eine gebietende Stellung in der heimischen Kirche, die ihm sicher war, lockte ihn die Fremde und der Missionseifer.

Schritt für Schritt seit seiner ersten Anwesenheit in Rom in den Jahren 718 und 719, wo er sich von dem Papste Gregor dem II. zur Missionsthätigkeit legitimiren ließ und sich verpflichtete, das römische Taufformular anzuwenden, wurde aus dem frommen Glaubensboten ein kirchlicher Organisator, ein Kirchenpolitiker großen Stils, der zwischen den Ansprüchen und Interessen des päpstlichen Stuhles und des fränkischen Königthums als päpstlicher Legat und als fränkischer Bischof einen Ausgleich herbeizuführen suchte, der das Wachsthum der jungen christlichen Kirche gesichert hat.

Den drei Päpsten, Gregor dem II. und III. und Zacharias, die seinen eigenthümlichen Standpunkt nicht immer ganz würdigten, hat er das Ansehen gewahrt, und der neuen Königsdynastie einen unendlichen Zuwachs an geistigem Gewichte zugeführt.

Im Einzelnen ist die Bekehrung Thüringens und Hessens sein Werk; die Bischofssitze Erfurt, Würzburg und Büraburg bei Fritzlar, von denen sich freilich nur Würzburg erhalten hat, sind von ihm errichtet. Organisatorische Anregungen in Bayern sind ihm zu danken, und wer wüßte nicht von seinem Wirken unter den Friesen, von seiner Lieblingsstiftung Fulda, diesem Hochsitze geistlicher und geistiger Unterweisung, von dem aus unberechenbare Bildungseinflüsse nach allen Seiten hin ausstrahlten.

Der Höhepunkt seines Wirkens scheint auf der Synode von 747 erreicht, die die Unterwerfung unter die geistliche Autorität Roms formell ausspricht und eine Erklärung in diesem Sinne nach Rom sendet.

Von dem Missionsgedanken ausgehend, eine Idealkirche im Herzen tragend, wird er das nothwendige Werkzeug für die Errichtung eines Gebäudes, das der Zeit- und Weltlichkeit, gegen die nun einmal alle Ideale sich zu behaupten haben, die größtmögliche Festigkeit entgegensetzen konnte.

(Schluß folgt.)

Das Petersilienbleek der Harzburg.

In dem ebenso vorsichtigen als belangreichen Vortrage, welchen Herr Baurath Brinckmann am 2. December im Geschichtsverein für das Herzogthum Braunschweig über die Harzburg hielt, ertönten Klagen, daß die „Wissenschaft des Spatens“ noch nicht bei der Erforschung der alten Feste in genügender Weise zur Anwendung gekommen, und daß wir daher in Vielem, was die Burg betrifft, nur auf Muthmaßungen angewiesen seien.

Da war es vor Allem der sog. Finkenheerd oder das Petersilienbleek, über dessen Bedeutung man nicht ins Klare kommen konnte, was zu mancherlei Hypothesen Anlaß gab. Eine Annahme, daß dort die eigentliche alte Burg gestanden hätte, wurde schon um deswillen zurückgewiesen, weil dieser Finkenheerd keinerlei Mauerreste, wenigstens soviel bis jetzt bekannt, zeigt und weil er gerade an der schwächsten Vertheidigungsstelle der Burg, am Burghalse, liegt, da, wo der Zutritt zu ihr am leichtesten war. Heute stellt sich dieser Finkenheerd dar als eine südöstliche Verlängerung der Hochfläche, auf der die Burg stand, und einbezogen mit dieser in den großen Burggraben; er bildete somit mit dieser eine Einheit. Aber der Finkenheerd war wiederum durch einen tiefen Graben von der eigentlichen Burg getrennt, der sich heute, hinter den Gebäuden des Gasthofs liegend, noch gut erhalten hat; er bildete also einen besonders abgeschiedenen Theil der Burg.

Die verschiedenen aufgestellten Muthmaßungen, welche über diesen Finkenheerd oder dieses Petersilienbleek aufgestellt wurden, übergehe ich hier, um eine neue Hypothese anzuführen, die so gut oder schlecht ist, wie die übrigen; denn erst, wenn auf jenem abgeschlossenen Raume Ausgrabungen stattgefunden haben werden, kann man mit Sicherheit darüber urtheilen, ob der Finkenheerd mittelalterliche Baulichkeiten getragen hat oder nicht.

Ich versuche es von der etymologischen Seite her die Sache anzufassen und habe mich daher mit den beiden Bezeichnungen Finkenheerd und Petersilienbleek zu beschäftigen. Wie alt diese Benennungen sind, wissen wir auch nicht, wiewohl dieses für die Beurtheilung der Frage von Wichtigkeit wäre.

Zunächst der „Finkenheerd“. Ich glaube, hier liegt litterarischer Einfluß vor. Mit Anknüpfung an die Sage von König Heinrich I., dem die Gesandten seine Königswahl anzeigten, als er gerade beim Vogelfange beschäftigt war, wurde auf die abgegrenzte Stätte die Bezeichnung Finkenheerd übertragen, wobei zu bemerken, daß auf derlei Finkenheerde auch andere Harzorte, so Quedlinburg, Anspruch erheben. Die Bezeichnung „Finkenheerd“ dürfte uns daher bei der Bestimmung der in Rede stehenden Stätte kaum fördern.

Anders scheint mir aber die Sache mit der Benennung „Petersilienbleek“ zu stehen. Wie schon die niederdeutsche Form andeutet, ist dieses wohl eine alte Bezeichnung. Bleek, n., ist eine abgegrenzte, bestimmte Fläche, area, wie schon die noch lebende Redensart Kumm mick nich up min blêk! anzeigt. Danach ist Petersilienbleek ein Gelände, auf dem Petersilie, Küchengewächse, gepflanzt wurden, und noch heute dient dazu die fragliche Stätte. Daß aber schon im Mittelalter hier der Küchengarten der Harzburg gelegen haben mag, dafür spricht Mancherlei. In abgegrenzten Orten, die von Mauern umgeben waren, hatte man früher die môsgaren (Gemüsegärten), auch krudegaren (Kräutergärten), wie beide Bezeichnungen heute noch als Flurnamen im Braunschweigischen vorkommen. Unter den Küchenkräutern aber spielte seit Alters die Petersilie eine hervorragende Rolle. Wohl mögen die häufigen Petersilienstraßen niederdeutscher Städte auf Küchengärten oder auch Gemüsehändlerinnen zurückgehen. Die Petersilienstraße der Stadt Braunschweig wird in den Quellen des Mittelalters nicht erwähnt (Dürre, Stadt Braunschweig im Mittelalter, 693), aber die Bezeichnung scheint doch alt zu sein, wie die der Petersilienstraßen in Münster, Soest, Hamm u. s. w. Die Petersilie ist seit uralter Zeit bei uns cultivirt worden, sie stammt aus dem südöstlichen Europa, wo sie wild wächst. Schon im Capitulare de villis Karl's d. Gr. vom Jahre 812 wird (70, 31) petresilinum erwähnt, sie wächst im Garten seines Hofgutes Asnapirum (unbekannter Lage) und wird auch anderweitig im Capitulare aufgeführt; im Bauriß des Klosters von St. Gallen (820) ist auch der Gemüsegarten eingezeichnet und der Mittelgang trägt die Aufschrift hic plantata holerum pulchre nascentia vernant und unter diesem lustig aufsprießenden Gemüse befindet sich auch petrosilium. (Diese Nachrichten nach Prof. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora, Kiel 1894.) Daß dieses vorzügliche Küchenkraut ein paar Jahrhunderte später auch in sächsischen Landen verbreitet war, angepflanzt wurde und zur Bezeichnung eines Küchengartens, in unserem Falle bei der Harzburg, dienen konnte, ist wohl anzunehmen. So mag das Petersilienbleek der alte Gemüsegarten der Harzburg gewesen sein. Mehr als eine Vermuthung, wie die anderen über diese Fläche der Burg aufgestellten, soll damit aber nicht ausgesprochen sein. Möge der Spaten da bald in die alten Culturgeschichten eingesetzt werden, um vielleicht sprechende und aufklärende Reste zu Tage zu fördern R. A.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig.

3. Sitzung zu Braunschweig am 2. December 1901.

Archivrath Dr Zimmermann eröffnete die Sitzung mit einem Nachrufe auf den am 28. November d. J. nach längerem Krankenlager verstorbenen Fabrikdirector Heinrich Stegmann, eins der bewährtesten Mitglieder des Vereins. Er hob hervor, wie der Dahingeschiedene gründliche technische Kenntnisse mit reifem historischen Verständniß verbunden habe. Daraus erkläre sich der eigenartige Reiz, den Stegmann's häufige Vorträge im Ortsverein besessen hätten. Eine bedeutende Leistung sei sein schönes Buch über die Fürstenberger Porzellanfabrik, ein Buch gegründet auf mühevolle und langwierige Vorarbeiten und gekleidet in eine ausnehmend gewandte Darstellung, die dem Leser nichts von den

überwundenen Schwierigkeiten verrathe. Große Verdienste habe sich Stegmann auch um die öffentlichen Sammlungen des Herzogthums erworben, in erster Linie um die keramische Sammlung des städtischen Museums zu Braunschweig, als deren Mitschöpfer er zu bezeichnen sei. Noch mit vielen Plänen habe sich der rastlos thätige Mann getragen: ihre Verwirklichung sei zum Schaden der Wissenschaft durch den unerbittlichen Tod vereitelt worden. Die Versammelten bekundeten ihre Uebereinstimmung mit diesen Worten dadurch, daß sie sich zu Ehren des Verstorbenen von ihren Sitzen erhoben.

Sodann theilte der Vorsitzende zwei bei ihm eingelaufene Ministerialrescripte mit. Nach dem einen hat Se. Königl. Hoheit der Regent dem Vereine die Führung der Helmzier des Herzogl. Braunschweigischen Wappens als Vereinszeichen gestattet. Das andere enthält die Mittheilung, daß Herzogl. Staats-Ministerium eine vom 1. Januar 1902 ab zahlbare jährliche Beihülfe für den Verein im Betrage von 2000 M in den Etat einzustellen beschlossen habe. Der Verein muß sich dafür verpflichten, der Redaction der Braunschw. Anzeigen den Abdruck der ihr geeignet erscheinenden Aufsätze des Magazins freizugeben und die im Schriftenaustausch eingehenden Veröffentlichungen an die Herzogl. Bibliothek und das Landeshauptarchiv zu überweisen.

Es folgte nunmehr der Vortrag des Regierungs- und Bauraths Brinckmann über die Harzburg und die Befestigungen auf dem kleinen Burgberge. Ausgehend von der dichten Besiedelung, die der Harzrand im Gegensatz zu dem unwirthlichen Gebirge selbst schon im frühen Mittelalter erfahren habe, führte der Redner seine Zuhörer von Braunschweig okeraufwärts über Ohrum, Pfalz Werla und die Harlyburg zur Harzburg und erzählte zunächst deren Geschichte von ihrer ersten Erbauung i. J. 1068 bis zum Jahre 1650, in dem der völlige Abbruch der Burg beschlossen wurde. Dann ging er mit einigen Bemerkungen über mittelalterliche Burganlagen im Allgemeinen, zu seiner eigentlichen Aufgabe über, der archäologischen Behandlung der Harzburg, wobei er sich auf viele im Saale ausgestellte Zeichnungen stützen konnte. Der den jetzigen Zustand des großen Burgberges wiedergebende Grundriß — so führte der Vortragende aus — deutet im Verein mit Abbildungen aus dem 16. und Beginn des 19. Jahrhunderts auf zwei durch einen Quergraben getrennte, aber von einem gemeinsamen Ringgraben umschlossene Abtheilungen der einstigen Burg hin, zu der der Burgweg abzweigend vom Kaiserweg so hinaufführte, daß der Feind gegen die Regel der Burg nicht die ungedeckte Schwertseite, sondern die Schildseite zukehrte. Vorbehaltlich der erforderlichen näheren Nachforschungen kann man wohl annehmen, daß die ursprüngliche Gesammtanordnung und der Umfassungsring bei den vielen Aenderungen der inneren Burgeinrichtung im Laufe der Jahrhunderte stets beibehalten worden sind. Flankirungsthürme, ein eigentlicher Zwinger und ein Bergfrid lassen sich aus den Resten in der ursprünglichen Anlage einstweilen nicht erkennen. Die westliche Abtheilung der Burg scheint nach den Abbildungen des 16. Jahrhunderts durch eine Quermauer in Vorburg und Hauptburg getheilt gewesen zu sein. Die östliche an der Halsseite belegene, das Petersilienbleek, hat unzweifelhaft zur Kaiserlichen Burg gehört und ist muthmaßlich zu besonderem Zwecke (Münster mit Curien? zweiter Vorhof?) bestimmt gewesen. Vielleicht blieb bei dem Wiederaufbau durch Friedrich I. diese Abtheilung unbebaut, worauf auch die späteren Belagerungen von hier aus schließen lassen Der Burgbrunnen, der sogenannte Pulverthurm und einige Mauern sind die noch sichtbaren spärlichen Reste der Burg, doch sind von Nachgrabungen, insbesondere auch auf dem Petersilienbleeke, weitere Aufschlüsse zu erwarten.

Der kleine Burgberg, dem Redner sich hiernach zuwandte, liegt etwa 280 m nördlich vom großen Burgberge und ist etwa 50 m niedriger als dieser, er springt als besonderer Felskopf schon von Weitem ins Auge. Die dort im vergangenen Herbste angestellten vorläufigen Ausgrabungen haben die Ringmauer und die Grundmauerreste von zwei Gebäuden einer bisher unbekannten mittelalterlichen Burganlage angeschürft. Die Ringmauer schließt sich ohne Zwinger und Flankirungsthürme unregelmäßig der Contur des eingeebneten Bergkopfes an und ist aus an Ort und Stelle gewonnenen Bruchsteinen mit Kalkmörtel hergestellt, der nach den Untersuchungen des Professors Dr Frühling Kalk und Sand im Verhältniß von 1 : 1 enthält, während heute das Verhältniß 1 : 2 üblich ist. Jenes Verhältniß, das beispielsweise auch bei der großen Harzburg und der Burg Anhalt nachgewiesen ist, bedingt eine bedeutende Festigkeit des Mörtels, wie sie ja den mittelalterlichen Bauwerken fast durchweg eignet.

Auf dem Burgplateau finden sich zwei auffallende Vertiefungen, deren Bedeutung noch nicht erforscht werden konnte. Dachdeckungsmaterial ist bislang noch nicht zum Vorschein gekommen, die Gebäude sind also vielleicht mit Stroh, Holz oder dergl. gedeckt gewesen. Die Ringmauer ist an den von Natur nicht sturmfreien Seiten mit einem Ringgraben und je einem kürzeren Rückengraben verstärkt worden, die scheinbar nicht durch Mauern, sondern nur an einer Stelle mit einem Walle (Pallisaden?) bewehrt waren. Ein dritter Graben auf dem Sattel zwischen großem und kleinem Burgberge scheint unfertig geblieben zu sein, wie denn auffälliger Weise auch bei den anderen Gräben zwischen den beiden Burgen je ein kleines Stück unfertig geblieben ist, vielleicht zum Zwecke bequemen Verkehrs während des Baues.

Es drängt sich nun die Frage auf: Aus welcher Zeit stammt diese geschichtlich unbekannte Burganlage? Daß man es mit einer prähistorischen Befestigung zu thun habe, was an sich nicht unmöglich wäre, dafür fehlen alle Anzeichen. Daß wir in dem kleinen Burgberge den Bergkopf zu sehen hätten, auf dem sich die Sachsen nach den Annalen Lambert's v. Hersfeld zur Belagerung der Burg Heinrich's IV. verschanzt hatten, dagegen spricht schon Lambert's Angabe, jener Kopf sei höher als die Harzburg gewesen; überdies haben Heinrich's Feinde sicher nur provisorische Befestigungen angelegt. Die fraglichen Worte Lambert's sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Sachsenberg zu beziehen, der thatsächlich höher liegt als die Harzburg und auf dem auch

nach Forstrath Nehring's Mittheilung Umwallungen erkennbar sind. Daß auf dem kleinen Burgberge die ursprüngliche Burg Heinrich's IV. gestanden habe, muß schon aus strategischen Gründen für ausgeschlossen gelten. Denn eine Burg auf dem kleinen Burgberge hätte vom großen Burgberge aus vollkommen beherrscht werden können. Und auch aus räumlichen Rücksichten ist für die gewaltige Kaiserburg sicher der große Burgberg gewählt worden. Nach Ansicht des Vortragenden sind die Befestigungen auf dem kleinen Burgberge vielmehr für eine Vorburg der oberen Harzburg zu halten. Denn sogar die von Bergfridshöhe der letzteren über das Plateau des kleinen Burgberges gezogene Visirlinie läßt unterhalb desselben einen ausgedehnten todten Winkel liegen, in dessen Schutze der Feind bis nahe an den großen Burgberg kommen konnte, wenn auf dem kleinen keine Befestigung errichtet war. An der Hand einer graphisch-statistischen Tafel wurde gezeigt, daß zwar die kleine Harzburg ihrer Ausdehnung nach manche vom Redner untersuchte selbständige Burgen übertrifft, daß aber wiederum die große Harzburg der kleinen um ein Bedeutendes voransteht. Uebrigens mußte die wahrscheinlich mit Wirthschafts- und Mannschaftsgebänden besetzte Vorburg einer Kaiserpfalz ohne Frage einen beträchtlichen Umfang haben. Für diese Beziehung läßt sich auch die erwähnte Unfertigkeit der Vorburggräben ins Feld führen. Architectur- oder sonstige Funde, die eine sichere Altersbestimmung zulassen, sind leider bisher nicht gemacht, vielleicht aber wird die durchaus nöthige und hoffentlich bald zu ermöglichende Fortsetzung der Ausgrabungen solchem Mangel abhelfen und die erwünschte Klarheit schaffen.

Zum Schluß besprach der Vortragende noch kurz die von ihm vor zwei Jahren ausgegrabene Kirche am Fuße des Burgberges. Da er über diese schon im verflossenen Winter dem Ortsvereine einen besonderen Vortrag gehalten hat, so genügt es hier auf den bezüglichen Bericht in Nr. 315 der Braunschw. Anzeigen vom 23. November 1900 zu verweisen.

Museums-Director Prof. Meier bemerkte zu den Ausführungen des Herrn Brinckmann, daß es auch seiner Meinung nach das Richtige sei, sowohl die doppelte Burganlage des großen, als die des kleinen Burgberges auf einen einheitlichen Plan zurückzuführen. Die ungewöhnliche Ausdehnung der Gesammtanlage sei wohl dadurch zu erklären, daß die Gründung eines Chorherrenstiftes dort oben, der dadurch bedingte Bau einer Kirche und von Chorherrenwohnungen, sowie schließlich die Einrichtung einer eigenen Familiengrabstätte in der Kirche durch Kaiser Heinrich IV. der Burg einen ganz besonderen Charakter verliehen habe. Redner sprach ferner die Vermuthung aus, in dem Petersilienbleek sei der Platz für die eigentliche Burg zu sehen, während das Stift auf der westlichen Hälfte des großen Burgberges gelegen habe; diese sei vermuthlich erst durch Friedrich Barbarossa Stätte der eigentlichen Burg geworden, die dann im 15. Jahrhundert vom Petersilienbleek aus belagert und erobert worden sei.

Nachdem Herr Brinckmann hiergegen eingewandt hatte, daß man das Palatium kaum nach der Halsseite des Berges zu erbaut haben werde, ergriff noch Forstrath Nehring das Wort, um der Meinung Ausdruck zu geben, daß die Befestigungen des großen und kleinen Burgberges nicht zu gleicher Zeit entstanden seien. Aus verschiedenen Gründen erklärte er die des kleinen Burgberges für die älteste Anlage, die vielleicht bis in prähistorische Zeit zurückgehe. Heinrich IV. habe seine Burg auf dem großen Burgberge erbaut, dabei aber das Petersilienbleek, das lediglich durch Gräben befestigt sei, unberücksichtigt gelassen. Uebrigens sei in Harzburg zur weiteren Förderung der Ausgrabungen die Gründung eines eigenen Vereins geplant. Herr Brinckmann fügte hinzu daß diese Aufgabe auch dem Harzgeschichtsvereine am Herzen liege, der sich ihrethalben mit dem Braunschweigischen Geschichtsverein in Verbindung setzen wolle.

H. M.

Bücherschau.

Moritz Cantor. Beiträge zur Lebensgeschichte von Carl Friedrich Gauß. Mémoire présenté au congrès d'histoire des sciences Paris 1900. Macon, Protat frères 1901. 20 S. 8⁰.

Die in gefälliger Darstellung uns gebotenen Lebensnachrichten über unseren berühmten Landsmann K. Fr. Gauß sind zumeist seinem Briefwechsel mit dem bekannten Bremer Astronomen Olbers († 1840) entnommen, von dem die erste bis zum Jahre 1819 reichende Hälfte 1900 erschienen ist. Sie beziehen sich theils auf wissenschaftliche Fragen und Arbeiten, die beide Männer beschäftigten und mit einander verbanden, theils auf persönliche Verhältnisse, Gauß' Verheirathung, Familienleben u. s. w., die uns den großen Gelehrten menschlich näher rücken und daher auch für weitere Kreise Interesse beanspruchen dürfen.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Juni. Industrie und Handel unseres Bezirkes 1900 VIII. Leder, Gummi und Guttapercha. IX. Holz- und Schnittstoffe. X. Nahrungs- und Genußmittel. — Juli u. August. XI. Bekleidung. XII. Handel. September und October. W. Schmidt, Gewerbliche Fortbildungsschulen; Wirthschaftsergebnisse der Braunschw. Forstverwaltung; 47. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 16. Wurstfabrikanten und die deutsche Schweinezucht. — 21. Wittmack, Behaltet Wintergetreide zur nächsten Herbstsaat! — 23. W. Rimpau, Ermittelung des Werthes von Samenwechsel. — 26—28. Frühjahrs-Versammlung des Central-Ausschusses des landwirthschaftlichen Central-Vereins zu Braunschweig am 4. Juni 1901. — 29—30. Mackensen v. Astfeld, Pferdezucht und Bestrebungen des Landes-Pferdezuchtvereins. — 31—32. Tancré, Anbau von Zwischenfrüchten. 38—39. Beschlüsse des Ständigen Ausschusses des Deutschen Landwirthschaftsrathes zum Entwurf eines Zolltarifgesetzes. — 41. Jacobi, Bekämpfung der Hamsterplage. — 42—44. König, Bedeutung der Bacteriologie für die Landwirthschaft. — 45. Pommer, Zur Bekämpfung von Spargelrost u. Spargelfliege; Vibrans, Straßenbeleuchtung mit Spiritusglühlicht-Laternen. — 47. Die Altersversorgung des Landwirths durch Selbstversicherung. — 48—50. Herbst-Versammlung des Central-Ausschusses des landwirthschaftl. Central-Vereins zu Braunschw. am 12. Novbr. 1901.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: Aug. Ehrhardt. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 29. December **1901.**

Vom 1. Januar des nächsten Jahres ab wird das Braunschweigische Magazin nicht mehr mit den Braunschweigischen Anzeigen ausgegeben, jedoch von dem Geschichtsvereine für das Herzogthum Braunschweig in Monatsnummern, sonst aber wesentlich in der alten Weise fortgesetzt werden. Seinen Mitgliedern wird der Verein neben dem „Magazin" ein „Jahrbuch" von etwa 12 Druckbogen liefern. Meldungen zum Eintritt in den Verein (Jahresbeitrag 6 Mk.) sind an dessen Vorstand zu Handen des Herrn Bankdirector P. Walter in Braunschweig zu richten. Für das Braunschweigische Magazin allein wird ein besonderes Jahresabonnement für 3 Mk. bei allen Buchhandlungen, sowie bei der Post (Zeitungsliste 1. Nachtrag Nr. 1303a) eröffnet.

Die Bekehrung der alten Sachsen.

Von Karl Mollenhauer.

(Schluß.)

Es ließe sich schon denken, daß die christliche Lehre auch durch unorganisirte Glaubensboten, in der Art der Iroschotten, allmählich bei den Sachsen Eingang gefunden hätte. Die Vorstellung eines so freien und unabhängigen Volkes, wie es die Sachsen waren, nun noch veredelt und vertieft durch freie Annahme des Evangeliums mag etwas Bestechendes haben. Sicher ist, daß so nie und nimmer die abendländische christliche Cultur eine so wunderbare, weltumspannende Einheit geworden wäre, wie sie es trotz der nationalen Verschiedenheit ihrer Träger im Gegensatz zu dem erstickenden Caesaro=Papismus der griechischen Kirche geworden ist. Das Christenthum hätte sich vielleicht im Einzelnen reiner erhalten, es wäre mehr Herzenssache geworden und hätte mehr die Keime entfaltet, die sich neutral gegen Staat und Welt verhalten, oder sich wohl gar feindlich gegen sie wenden, die große abendländische Universal=Bildungsanstalt, die daneben unendlichen Spielraum für unzählige Schattirungen des Glaubenslebens ließ, wäre nicht erstanden.

Darum wollen wir nicht beklagen, daß Karl den Sachsen mit dem Kreuze zugleich das Schwert entgegentrug.

Der äußere Hergang ist bald erzählt.

Ich will Ihnen zunächst die Darstellung des Einhard, des berühmten Biographen des großen Königs, geben:

„Kein Krieg, den das Volk der Franken unternahm, ist mit solcher Ausdauer, Erbitterung und Anstrengung geführt worden; denn die Sachsen, die wie fast alle Völkerschaften Deutschlands wild, dem Götzendienst ergeben und gegen unsere Religion feindselig waren, hielten es nicht für unehrenhaft, göttliches und menschliches Recht zu übertreten und zu schänden. Dazu kamen noch besondere Umstände, die jeden Tag eine Störung des Friedens verursachen konnten: die Grenze zwischen uns und den Sachsen zog sich fast durchweg in der Ebene hin, mit Ausnahme einiger Stellen, wo größere Waldungen oder dazwischen liegende Bergrücken eine scharfe Grenzlinie bildeten; so wollten Todtschlag, Raub und Brandstiftungen auf beiden Seiten kein Ende nehmen. Dadurch wurden die Franken so erbittert, daß sie endlich ihren Schaden nicht mehr blos heimgeben, sondern es auf offenen Krieg mit ihnen ankommen lassen wollten. Der Krieg wurde also begonnen und von beiden Seiten mit großer Erbitterung, jedoch mehr zum Nachtheil der Sachsen als der Franken dreiunddreißig Jahre lang ununterbrochen fortgeführt. Er hätte freilich früher zu Ende gebracht werden können, wenn nicht die Treulosigkeit der Sachsen gewesen wäre. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie besiegt waren und flehentlich sich dem Könige unterwarfen, das ihnen Anbefohlene zu leisten versprachen, die ihnen abgeforderten Geiseln ohne Zögern stellten und die zu ihnen geschickten Beamten aufnahmen; waren sie doch einige Male so geschwächt und heruntergebracht, daß sie selbst dem Götzendienst zu entsagen und den christlichen Glauben anzunehmen gelobten. Aber wenn sie einerseits mehrere Male bereit waren, dem nachzukommen, so waren sie andererseits jedes Mal sogleich bei der Hand, das Gegentheil zu thun, so daß es schwer zu sagen ist,

ob man ihre Geneigtheit zu dem Einen oder zu dem Anderen mit größerem Rechte behaupten darf; denn seitdem der Krieg mit ihnen seinen Anfang nahm, ist kaum ein Jahr verflossen, in dem nicht ein solcher Wechsel mit ihnen vorging. Aber in seinem hohen Sinn und seiner im Glück und im Unglück sich gleich bleibenden Beharrlichkeit ließ sich der König durch keinen Wankelmuth von ihrer Seite ermüden, noch von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, abbringen; vielmehr ließ er ihnen niemals ihr treuloses Verhalten ungestraft hingehen, sondern zog entweder in eigener Person gegen sie zu Felde oder schickte seine Grafen mit Heeresmacht gegen sie aus, um für ihr Thun Rache und eine gerechte Sühne zu nehmen. Zuletzt, nachdem er Alle, die ihm Widerstand geleistet hatten, besiegt und unterjocht hatte, riß er 10000 Mann aus ihren Wohnsitzen auf beiden Ufern der Elbe los und siedelte sie in vielen Abtheilungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und Galliens an. Unter der Bedingung aber, die vom Könige gestellt, von den Sachsen angenommen ward, nahm der Krieg, der sich so viele Jahre hingezogen hatte, ein Ende, daß sie dem heidnischen Götzendienste und den heimischen Religionsgebräuchen entsagten, die Sacramente des christlichen Glaubens annähmen und mit den Franken zu einem Volke sich verbänden".

„In diesem Kriege, durch einen so langen Zeitraum er sich auch hinzog, kämpfte Karl selbst doch nicht mehr als zwei Mal in ordentlicher Feldschlacht mit dem Feinde; das erste Mal an dem Berge Osnengi (dem Osning) bei dem Orte, der Theotmelli (Detmold), das zweite Mal an der Hase (bei Osnabrück) und das im Verlaufe von einem Monat und wenigen Tagen. In diesen beiden Schlachten erlitten die Feinde eine solche Niederlage, daß sie den König nicht mehr herauszufordern und, wenn er kam, ihm nur dann Widerstand zu leisten wagten, wenn die Oertlichkeit besonderen Schutz bot. Viele Männer jedoch vom fränkischen wie sächsischen Adel und die die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, wurden in diesem Kriege hinweggerafft, der erst im dreiunddreißigsten Jahre ein Ende nahm".

Das ist der schlichte Bericht des Einhard in seinem Leben Karl's. Ihm wären noch Einzelheiten hinzuzufügen, die wir größtentheils gleichfalls ihm zu verdanken haben, oder genauer dem ihm mit der größten Einmüthigkeit zugeschriebenen Annalenwerke.

Auf der Reichsversammlung zu Worms 772 wurde der Beschluß zum Sachsenkrieg gefaßt und gleich von da aus zur Ausführung geschritten. Die Darstellung Einhard's berechtigt uns zu der Annahme, daß dieser Kriegszug des Jahres 772 nicht als eine Fortsetzung der ewigen Raufereien angesehen wurde, sondern von vornherein als ein Unternehmen, das durch die Angliederung oder Unterwerfung des Sachsenvolkes gekrönt werden sollte. Denn Karl hatte die feste Absicht, alle deutschen Stämme unter seinem Scepter zu vereinigen; schon das Ueberwiegen seiner romanischen Unterthanen mußte ihm den Wunsch nach Verstärkung des deutschen Elements in seinem Reiche nahe legen. Denn Karl fühlte sich, was auch französische Darsteller dagegen vorbringen, als Deutscher.

Daß es zugleich auf Bekehrung der Feinde abgesehen war, bezeugt die Begleitung vieler Geistlichen, unter Anderen des Abtes Sturmi von Fulda, und das sofortige Beginnen mit der Zerstörung heidnischer Kultstätten, so mit dem Fällen der räthselhaften Irmensäule. Aber er verschmähte es, etwa die heuchlerische Weise des Chlodwich nachzuahmen der einst den Vernichtungskrieg gegen die Westgothen mit tönenden Phrasen begründete, in denen er sich zum katholischen Glaubensfürsten den arianischen Ketzern gegenüber aufwarf. Der erste Zug richtete sich im Unterschied zu früheren Unternehmungen gegen die Engeren, die bislang noch am wenigsten mit den Franken zu thun gehabt hatten.

Man kann zweifelhaft sein, ob die Zersplitterung des Sachsenvolkes in diesem Kriege den Sachsen mehr Vortheile gebracht hat oder Karl. Die Frage läßt sich wohl dahin beantworten, daß sie für Karl die größten Opfer nöthig machte und ihn immer von Neuem zwang, den Krieg, den er beendigt glaubte, wieder aufzunehmen, kurz, daß sie die lange Dauer des Krieges verschuldete, daß sie aber schließlich den Sachsen zum Verderben ausschlug.

Die Irmensäule hat man an vielen Orten gesucht, mit dem größten Rechte wohl in der Nähe von Altenbeken, unweit der Quellen der Lippe, wo sich ein Quell, der sogenannte Bullerborn, befindet, der bis ins XVII. Jahrhundert die Eigenschaft hatte, in bestimmten Zwischenräumen auszusetzen und dann wieder zu sprudeln. Es wird berichtet, das Heer habe in dieser Gegend Wassermangel gelitten, bis ein wunderbar überraschend entspringender Quell den Mangel behoben habe. Die ehemalige Eigenschaft des Bullerborns paßt sehr gut zu dieser Erzählung, und wir haben daher keinen Grund, an der Oertlichkeit der Irmensäule zu zweifeln. Viel schwieriger ist es, sich ein Bild von ihr selbst zu machen. Unter allen Deutungen befriedigt am meisten, die darunter einen gewaltigen Baum versteht, der, etwa wie die Donareiche bei Geismar, gewaltigen Umfangs wie er war, in graue Vorzeit zurückreichend die Verehrung immer weiter wohnender Stämme auf sich zog. Auch Baulichkeiten müssen das Heiligthum umgeben haben, denn die Zerstörung war nicht so einfach. Die Eresburg, die gleichfalls in diesem Jahre zerstört wurde, lag sechs Stunden weiter.

Unterwerfung der Engern, Stellung von Geiseln und vielleicht auch die Oeffnung des Landes für die christlichen Sendboten war das Ergebniß dieses ersten Feldzuges.

Karl mußte das begonnene Werk einstweilen unvollendet liegen lassen. Der Langobardenkrieg, der zunächst wichtiger und dringlicher war, rief ihn ab und hielt ihn bis zum Frühjahr 775 fern.

Die Sachsen ließen die Entfernung Karl's nicht ungenutzt. Im Jahre 774 schlossen sich alle drei Stämme zusammen, gewannen die Eresburg zurück und brachen in die fränkischen Gebiete ein, wo besonders die Anlagen des Bonifatius bei Fritzlar die Wuth der erbitterten Schaaren zu spüren hatten. Die Kirche, von der einst Bonifatius geweissagt hatte, daß das Feuer sie nie verzehren werde, blieb damals wirklich verschont,

und die Berichterstatter schmücken die Errettung mit allerlei wunderbaren Zuthaten aus.

Die Rache des sieggekrönt aus Italien zurückkehrenden Karl's blieb nicht aus. Im Frühjahr 775 drang er, nachdem er bei Höxter die vereinigten Sachsen zum Weichen gebracht hatte, bis an die Oker vor, wo der Häuptling der Ostfalen, Hessi, den man wohl mit dem Schlosse Hessen in Verbindung bringt, sich demüthigte, Geiseln stellte und Treue schwur. Im Bückeburgischen unterwarfen sich die Engern. Nicht ganz ohne Unfall ging der Heereszug ab. Bei Lübbecke im Mindenschen erlitt ein fränkischer Heerestheil eine empfindliche Niederlage, was freilich von Einhard gemildert und auf sächsische Treulosigkeit zurückgeführt wird.

Das folgende Jahr brachte wieder eine Erhebung; wieder fiel die Eresburg, während sich die Siegburg hielt. Abermals folgte Unterwerfung. Dieses Mal in der Form, daß die Sachsen ihr Landeigenthum verpfändeten für ihre Treue. Zum ersten Male hören wir hier von einer Annahme des Christenthums in größerem Umfange. Eine noch größere Zahl von Bekehrungen und Taufen brachte das folgende Jahr, wo die große Reichsversammlung zu Paderborn abgehalten und der spanische Feldzug beschlossen wurde. Sah das Bekehrungswerk anscheinend jetzt der hoffnungsreichsten Entwickelung entgegen, so erfolgte bald ein Rückschlag. Alles hing hier von der Haltung der Großen ab. Denn so groß auch die Volksfreiheit der Sachsen, so stark ihr Unabhängigkeitsgefühl und Sondersinn entwickelt war, das Beispiel der örtlichen Notabeln war maßgebend. Man muß sich das im Einzelnen vorstellen. Solch ein Dynastenhof mit weitverzweigten Familienverbindungen, Verwandten, Befreundeten, mehr oder weniger abhängigen Leuten im Hause und in der Umgebung, hatte mindestens eine vorbildliche Autorität. Das ist ähnlich auf dem Lande bis auf den heutigen Tag. Da hat jede Gegend ihre mit einer gewissen Andacht und einem erfreulichen Stolze genannte Größe, deren Bedeutung sich nun auf großen Besitz, weitreichende Verbindungen, besondere Tüchtigkeit oder Ursprünglichkeit, am besten auf Alles zusammen, gründen mag. Bei allem Unabhängigkeitssinne ist sie ein Bedürfniß, vor Allem des Gemüths.

So schauten auch die alten Sachsen nach den Führern ihrer Wahl.

Die Massentaufen und die äußere Annahme des Christenthums durch noch so zahlreiche Namenlose hatte noch keine entscheidende Bedeutung, so lange nicht die Großen sich dem neuen Glauben zugewandt hatten; die natürliche Aristokratie mußte sich erst erklärt haben. Von einer Anzahl solcher Großen wissen wir, daß sie sich früh der neuen Lehre zuwandten. So jener Hessi, der sogar Mönch im Kloster Fulda wurde und dort nach dem Todtenbuche von Fulda im Jahre 804 gestorben ist. Der Graf Emmig aus dem Lerigau gewann sogar die Märtyrerkrone. Andere bekenntnißtreue Sachsen waren Amalung und Hiddi, die wir aus Urkunden kennen. Aber schwerer noch fiel die Autorität anderer Männer ins Gewicht, so vor Allen die des großen Widukind, der damals der ihm feindlichen Strömung weichend den Dänenkönig aufgesucht hatte, wo er seine Zeit abwartete.

Die schien gekommen, als Karl in Spanien weilte und die Nachrichten von den Mißerfolgen der fränkischen Waffen, die die Entfernung noch übertrieb, zu den aufhorchenden Sachsen drangen.

Es folgte ein Rachezug der erbitterten Sachsen bis über den Rhein, wo St. Martin in Köln in Flammen aufging. Nicht Beute zu machen galt es, sondern mit Feuer und Schwert Rache zu nehmen. Eine Seitenunternehmung schien Fulda zu bedrohen. Die entsetzten Mönche fühlten sich nicht sicher im Kloster, hoben den theuern Leichnam des heiligen Bonifatius, der einst in schwerem Streit der Kirche zu Mainz war abgedrungen worden, aus seiner Ruhestätte und flüchteten sich mit ihm bis nach Hammelburg in der Maingegend, wo sie sich erst in Sicherheit fühlten, nachdem sie das Rhöngebirge zwischen sich und die gefürchteten Sachsen gelegt hatten. Aber auch das Kloster blieb unversehrt.

Der Bericht über den Zug Karl's im nächsten Jahre klingt ziemlich belanglos gegenüber diesen Unthaten; erfolgreicher ist die Unternehmung des Jahres 780, wo Karl an der Oker bei Ohrum wieder zahlreichen Taufen zusah und dann bis an die Elbe in die Gegend von Wolmirstedt vordrang. Jetzt schien er thatsächlich zu Ende gekommen zu sein mit seinem Vorhaben; deutlicher werden seine Entwürfe zu einer Organisation der sächsischen Kirche. Die Bereitwilligkeit zahlreicher Täuflinge täuschte ihn. Denn wiederum kamen die Elemente obenauf, die die sächsische und heidnische Sache noch nicht verloren gaben. Gelegenheit zur Erhebung gab ein fränkischer Zug gegen die Sorben, an dem auch Sachsen theilnahmen. Der Heerhaufen der Franken wurde am Süntel vernichtet. Furchtbar war diesmal die Rache Karl's. Sie kennen Alle das berüchtigte Blutgericht, das Karl über die Sachsen bei Verden verhängte. Mögen wir die Erbitterung Karl's durch das Verhalten der Sachsen als noch so sehr begründet ansehen, über dies Hinschlachten von 4500 Menschen kommt unser Gefühl nicht hinweg. Alles Herumdeuten an der Ueberlieferung hilft nichts, die That ist zu gut beglaubigt. Eins können wir Karl einräumen, daß wir von ihm so viel nachträgliche Unparteilichkeit, die dem unterdrückten Volke im Kampfe um die Unabhängigkeit das Recht zur Auflehnung und Erhebung unter allen Umständen zugesteht, nicht verlangen können. Ein Flecken bleibt diese Blutthat auf dem Bilde seiner überragenden Persönlichkeit auf jeden Fall. Sie hatte zunächst die Folge, daß sich noch ein Mal die Sachsen, einhelliger als je, mit vollem Krafteinsatze erhoben. Die Schlacht bei Detmold verlief trotz der fränkischen Darstellung mindestens erfolglos für die Franken, denn Karl machte eine Rückwärtsbewegung. Erst als er Verstärkungen an sich gezogen hatte, holte er zu dem entscheidenden Schlage aus, der das Heer der Sachsen an der Hase nicht weit von Osnabrück vernichtete. Das ist der eigentliche Wendepunkt im Sachsenkriege. Widukind's Taufe in der Pfalz zu Attigny, fern der sächsischen Heimath, wurde als eine Art Besiegelung der neuen Freundschaft angesehen. Karl selbst wurde sein

Pathe. Wie wenig bedeutend die noch in der Folge berichteten kriegerischen Ereignisse gewesen sind, bezeugt die Milderung, die nach und nach in der rechtlichen Regelung der sächsischen Verhältnisse eintrat, namentlich die Erleichterung der Anfangs überaus harten Strafbestimmungen und die Wiedereinführung der sogenannten Composition, das heißt der Sühnung von Blutthaten nicht durch Leib- und Lebensstrafen, sondern durch Erstattung eines je nach dem Stande des Verletzten oder Getödteten bemessenen Sühnegeldes. Auch das Asylrecht der Kirchen konnte beschränkt werden, ein Beweis dafür, daß die Geistlichen nicht mehr dieser bevorrechteten Stellung als Anreiz zum Uebertritt für strafwürdige und minderwerthige Subjecte zu bedürfen glaubten, ja wohl gerade diese Elemente von sich abzuschütteln bedacht waren.

Die Maßnahmen in der Richtung der rechtlichen Neuregelung der Dinge krönte die Aufzeichnung des Sachsenrechts, nach dem die Sachsen mit gewissen Anpassungen an die fränkische Rechtsauffassung in der Folge lebten.

In politischer Hinsicht wurde das Sachsenland dem fränkischen Gau- und Heerbannsverfassungssystem eingefügt, über das zu reden hier keine Veranlassung vorliegt, da unsere Aufmerksamkeit auf die Bekehrung des Volkes gerichtet ist.

Ebenso wenig will ich Sie mit einer Erörterung über den sogenannten Selzer Frieden ermüden, der angeblich dem langen Kriege formell ein Ende gemacht haben soll. Es ist wohl mehr eine Art wissenschaftlichen Ordnungsbedürfnisses, das sich durchaus auf Abschluß eines solennen Friedens nach so langem Hader versteift. Einige Ueberlegung muß einen Frieden mit einem unterworfenen Volke ablehnen. Denken Sie an die Pläne der Engländer von heute, die, wenn es in Transvaal nach ihren Wünschen gehen sollte, ganz gewiß einen formellen Friedenstraktat n i c h t aufsetzen würden.

Wie stand es nun mit dem Friedenswerke der Bekehrung? In Paderborn, in Wolmirstedt sehen wir den großen König bereits mit Organisations-Entwürfen beschäftigt, ja ein ganzer Stab von geistlichen Autoritäten begleitete ihn schon auf seinem ersten Heereszuge.

Mit den Taufen war es nicht gethan, mit der Anlage primitiver Gebetshäuser und Kirchen auch nicht. Das Volk mußte von einer tiefeingewurzelten Vorstellungsweise losgelöst und zu einer völlig fremden hinübergezogen werden, Brauch und Sitte mußten ein anderes Kleid anziehen und eine neue Begründung sich gefallen lassen.

Man muß sagen, Karl der Große ist als Bildner und Erzieher seines eigenen und der unterworfenen Völker nicht mechanisch und äußerlich zu Werke gegangen. Die Umgebung, in der wir ihn auf seinen Pfalzen und auf seinen Kriegszügen antreffen, spricht mehr fast als seine Thaten für seine wahrhaft große Auffassungsweise. Das sind nicht gefügige Werkzeuge seines königlichen Machtgebotes, nicht unselbständige Handlanger, sondern weitwirkende Persönlichkeiten, alle mit tiefwurzelnder Eigenart, die diese echt königliche Umgebung des Herrschers bildeten. Da ist der große Angelsachse Alkuin, der sich von Karl fesseln ließ und als Leiter des Martinsklosters zu Tours, der dortigen Schule und namentlich der Hofschule Unendliches für die Bildung im Frankenreiche gethan hat, da der Lombarde Paulus Diakonus, der sich, obwohl aus einem Volke stammend, das seine Selbständigkeit durch Karl verlor, gleichfalls von ihm zum Bleiben bewegen ließ, dessen Geschichte seines Volkes ein unverlierbares Denkmal dieses karolingischen Zeitalters ist, da der Mainfranke Einhard, auf dem wesentlich die Einsicht in diese Zeit beruht und der seinem unsterblichen Herrn ein ebenso unvergängliches Denkmal gesetzt hat, da der Dichter Angilbert, den man den Homer nannte, Anderer an dieser Stelle zu geschweigen. Nur wenn man sich den großen Karl aus dieser geistigen Umgebung heraus handelnd vorstellt, gewinnt man den Maßstab für sein weltliches Thun und auch für seine Anordnungen für die Grundlegung zu einer sächsischen Kirche.

Einer lediglich mechanischen Einsetzung von so und so vielen Bischöfen und Archidiakonen setzten sich für Sachsen bei den eigenartigen Landesverhältnissen die größten Hindernisse entgegen. Mancherlei war zu bedenken. Gegen die den Sachsen mehr als Anderen verhaßte Erhebung des Zehnten erhob Alkuin die schwerstwiegenden Bedenken; sie schien indessen nicht zu umgehen, sollte der Unterhalt der Priester gesichert bleiben.

Die Einsetzung fränkischer Bischöfe, wo man begreiflicherweiser noch keine sächsischen haben konnte, mußte die Eigenliebe der Sachsen erbittern. Ueberdies stand der Begründung von Bisthümern der kirchenrechtliche Grundsatz im Wege, daß nur in Städten Bisthümer errichtet werden durften. Städte aber gab es in Sachsen nicht.

Zum Theil aus diesen Erwägungen erklären sich die eigenthümlichen Maßnahmen Karl's. Die Gründung der acht sächsischen Bisthümer: Münster, Osnabrück in Westfalen, Paderborn, Minden, Verden, Bremen bei den Engern, und die ostfälischen Hildesheim und Halberstadt, wobei noch die bischöfliche Gewalt von Mainz und Köln für gewisse sächsische Grenzgebiete zu beachten ist, darf zeitlich nicht so hoch hinaufgerückt werden, wie es wohl herrschsüchtige Anmaßung oder localpatriotischer Eifer versucht haben.

Karl benutzte vorhandene oder schuf neue Beziehungen bestimmter Missionsgebiete zu alten Sitzen klösterlicher oder bischöflicher Wirksamkeit. Daneben ging sein Streben dahin, begabte und geeignete Jünglinge an solche Stätten kirchlicher Zucht und Sitte zu entsenden, um sie später in ihrer Heimath an die rechte Stelle zu setzen. Auch war es nichts Seltenes, daß in der Fremde aufgewachsene Geiseln später zurückkehrend Sendboten des Glaubens wurden. Einhard erzog selbst mehrere solcher Geiseln, und der Sachse Hathumar, der in Würzburg unter Megingoz gebildet war, wurde Bischof von Paderborn.

Aeltere Beziehungen wurden namentlich von Friesland her wirksam. Darüber besitzen wir ein anziehendes Zeugniß in dem Leben des Angelsachsen Lebuin, das wir dem Hurbold von St. Amand in Flandern ver-

danken. Dieser Bericht ist deshalb so überaus wichtig, weil er uns, freilich nicht ganz einwandfrei, mitten in sächsisches Leben des ausgehenden VIII. Jahrhunderts, auf den Landtag der Sachsen zu Markloh, das wir im Hoyaischen zu suchen haben, anschaulich führt. Ich hätte die größte Lust, Ihnen diese Erzählung vorzulesen, aber ich fürchte, ich würde Ihre Geduld mißbrauchen.

Später wirkte Willehad von Friesland aus unter den Leuten des Gaues Wigmodia an der unteren Elbe, aus dem erhebliche Verpflanzungen in landfremde Gegenden stattfanden.

Für das Osnabrücksche wurden vielfältige Verbindungen begründet mit Lüttich durch Agilfried, dem diese Gegenden an das Herz gelegt wurden.

Amorbach im Odenwald erhielt die Gegend, wo später das Bisthum Verden entstand, zur Missionsthätigkeit zugewiesen. Noch jetzt ist die gelehrte Forschung nicht zur Ruhe gekommen über die Beziehungen des späteren Halberstädter Sprengels zu Chalons sur Marne, von wo aus Hildegrim auf diese Gebiete einwirkte. Der Streit um das Liudgerikloster in Helmstedt hängt mit dieser noch offenen Frage zusammen.

Das Bonifatiuskloster, dessen Abt Sturmi auf der Eresburg 779 sein thatenreiches Leben beschloß, wirkte u. A. in Hameln und hat erst viel später seine Hoheitsrechte an das Stift von Minden abgetreten.

Es wäre mir eine überaus anziehende Aufgabe, Ihnen nun noch die wirkliche Gründung der sächsischen Bisthümer vorzuführen, deren Urgeschichte noch jetzt, wo wir uns von der Vorstellungsweise, die bei ihrer Errichtung herrschend war, längst losgelöst haben, überaus fesselnd ist, deren Bauwerke aber, wo sie noch einigermaßen in ihrer ursprünglichen Anlage erkennbar sind, uns ergreifen, ständen wir auch dem Baugedanken ihrer Gründer innerlich noch so ferne.

Ich möchte Ihnen gern noch von Corvey, dem Tochterkloster von Corbie a. S., erzählen, diesem hochberühmten Sitze niedersächsischer Benediktinerarbeit, von dem Enkel des Widukind, Waltbert, der nach dem Berichte Rudolf's und Meginhard's von Fulda die Gebeine des heiligen Alexander aus Rom holte und nach Wildeshausen an der Hunte brachte, um für seine Gründung einen besonderen Verehrungsgrund zu gewinnen. Alles nur, um Ihnen zu zeigen, wie die Saat, die unter Karl dem Großen gelegt wurde, aufgegangen ist.

Bis tief in das Herz des fränkischen Reiches verflocht Karl die Interessen der Sachsen mit seinem Staatsgedanken, und in unnachahmlicher Größe wandte er die theilnehmende Fürsorge derer, die früher in dem Weinberge gearbeitet hatten, den später Hinzugekommenen zu.

Wie tief aber diese Sachsen die Aufgabe genommen haben, daß hier wirklich eine Bekehrung vorlag, kann nichts besser beweisen, als die schon unter Karl's Sohne entstandene niedersächsische Dichtung eines Laien, der Heliand. Nicht viel mehr als 100 Jahre nach dem Tode des großen Karl ging die Krone des Frankenreiches nach Sachsen, sie fiel in das erlauchte Haus der Liudolfinger.

Grabstätten der Welfen.

65. Reinhardsbrunn.

Die Todtengruft der Thüringer Landgrafen war das stattliche Benediktinerkloster Reinhardsbrunn. Zwei Mal, gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1292) und im Bauernkriege (1525), erfuhr es fast völlige Zerstörung. Jetzt erhebt sich auf den Trümmern der alten Klostermauern das schöne Lustschloß, das Herzog Ernst I. von Gotha seit 1828 an dieser in geschichtlicher und landschaftlicher Hinsicht so hervorragenden Stätte hat erbauen lassen. Ein herrlicher Ueberrest aus alter Zeit sind in der neu erbauten Kirche die alten Grabdenkmäler der Thüringer Landgrafen [1]). Leider vermissen wir darunter die Landgräfin Anna, die zweite Gemahlin des Landgrafen Balthasar, die Tochter Kurfürst Wenzel's von Sachsen, die in erster Ehe 1386 sich dem Herzoge Friedrich zu Braunschweig und Lüneburg vermählte, nach dessen Tode aber († 5 Juni 1400) am 14. Juli 1404 dem Landgrafen Balthasar zu einer zweiten, aber kurzen Ehe die Hand reichte. Denn der Gatte starb schon am 18. Mai 1406, sie erst weit später; am 18. April 1426 ist sie noch am Leben. Daß sie in Reinhardsbrunn, wo ihr Gemahl liegt, begraben wurde, ist von vornherein zwar wahrscheinlich, aber die alten Schriftsteller, wie Falckenstein u. A., wußten nichts davon zu berichten. Jetzt bezeugt ihre Beisetzung dort in seinem grundlegenden Werke: „Die Wettiner Genealogie des Gesammthauses Wettin" (1897) S. 114 Otto Posse. Er stützt sich für diese Annahme, wie er mir freundlichst mittheilte, auf eine Notiz des 17. Jahrhunderts im Archive zu Gotha, über die er mir jedoch Näheres nicht mehr anzugeben vermochte.

66. Scheyern [2]).

Scheyern, die alte Stammburg des Geschlechts von Scheyern-Wittelsbach, wurde 1113 in ein Familienkloster umgewandelt, und an der Stelle, wo lange Jahre die Vorfahren kraftvoll gewaltet hatten, wurden nun etwa 170 Jahre hindurch die entschlafenen Nachkommen zur ewigen Ruhe gebettet. In der Kapitelskirche oder Fürstenkapelle, die an die Ostseite des Kreuzganges stößt, befindet sich ein großes gemauertes Grab, das nicht weniger als 120 Leichen der Grafen von Scheyern und Herzöge von Bayern bergen soll. Abt Stephan ließ ihnen 1624 einen Grabstein mit folgender Inschrift setzen:

> D. O. M. Gentilitiae Boiae Ducum Prosapiae Schyrae Principibus Quorum ossa sunt hic Heroica in Tumulo subterraneo Quadro lateritio congesta acervatim reperta Beneff. Max. Monumentum de novo P. P. A. P. C. N. MDCXXIV.

Mindestens eine der letzten Personen, die hier begraben wurden, war Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen bei

1) Vergl. P. Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Sachsen-Gotha. III. B. S. 20 ff.

2) Vgl. Joseph von Hefner, Ueber die Fürstengruft und die Fürstenkapelle zu Scheyern im Oberbayerische Archiv B. II (München, 1840) S. 181—202.

Rhein Heinrich von Braunschweig, die vor dem 24. März 1225 Herzog Otto II. den Erlauchten von Bayern († 1253) heirathete und am 16. November (16. August?) 1267 zu München gestorben ist. Denn Agnes' Söhne begründeten jeder eine neue Familiengruft: Herzog Ludwig II. von Oberbayern in Fürstenfeld, Herzog Heinrich von Niederbayerrn zu Seligenthal bei Landshut.

67. Andechs.[3])

Das Collegiatstift auf dem „heiligen Berge" Andechs verwandelte Herzog Albrecht III. von Bayern 1451 in ein Benedictinerkloster, dessen Kirche er sich selbst zu seiner Grabstätte erwählte. Nach dem Tode der schönen Baderstochter Agnes Bernauer aus Bibrach, die am 12. October 1435 auf Befehl von Albrecht's Vater, dem alten Herzoge Ernst, von der Straubinger Brücke in die Donau gestürzt wurde, heirathete er am 22. Januar 1437 Anna, die Tochter Herzog Erich's von Braunschweig-Grubenhagen. Er starb am 29. Februar 1460 und wurde in der Kirche zu Andechs beigesetzt. Hier wurde ihm ein prächtiges Grabdenkmal errichtet, das aber durch den Einsturz des Gewölbes beim Klosterbrande vom 3. Mai 1669 zertrümmert wurde. Seine Wittwe, die Herzogin Anna, ging mit dem Herzoge Friedrich dem Unruhigen zu Braunschweig und Lüneburg im Februar 1463 eine zweite Ehe ein. Doch kehrte sie schon im Jahre 1467 nach Bayern zurück, wo sie am 9. (14.?) October 1474 in Nanhofen verschieden ist. Hier ist sie auch zuerst begraben. Später wurde die Leiche nach Andechs gebracht und neben der ihres ersten Gemahls niedergesetzt. Die Gruft, schon seit langer Zeit vermauert, ist unzugänglich. Es erinnert an die Herzogin noch das Braunschweiger Wappen, das auf dem Rande des großen Deckengemäldes am Gewölbe der Kirche über dem Hochaltare angebracht ist. Ihr zweiter Gemahl, Herzog Friedrich, starb erst am 5. März 1495 und wurde in Münden beerdigt[4]), jedenfalls wohl in der St. Blasienkirche, in der auch sein Bruder, Herzog Wilhelm d. J., sich lange vor seinem Tode eine Grabstätte hatte bereiten lassen. Ueber diese hat Steinmann, der von dem Begräbnisse Friedrich's schweigt, S. 192 ff. ausführlich gehandelt.

68. Wilbasen bei Blomberg.

Von der alten Capelle zu Wilbasen oder Wilibaldhausen, die vier Altäre umfaßte und also ein ansehnliches Bauwerk gewesen sein muß, ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Als zu Blomberg in Anlaß einer Wundergeschichte des Jahres 1460 erst eine Capelle, dann ein Kloster und eine Kirche erbaut waren, mußte die Wilbaser Capelle Hab und Gut hierher abgeben. Sie gerieth allmählich in Verfall und ist 1708 ganz abgerissen worden. Und doch erfreute sie sich einst des freigebigen Wohlwollens des Lippischen Herrscherhauses, aus dem mehrere Mitglieder hier sogar ihre Grabstätte gefunden haben. So insbesondere der Edelherr Simon IV., der im Kirchenbanne gestorben. Seiner Wittwe Margarethe, einer Tochter Herzog Erich's zu Braunschw.-Lün.-Salzderhelden, die ihn erst 1426 oder 1427 geheirathet hatte, gelang es, seine Seele von dem Banne zu lösen. Die Capelle wurde dann von dem Bischofe von Minden am 10. September 1430 aufs Neue geweiht. Außer Simon ist auch dessen Bruder Otto, Domherr von Köln, der am 30. September 1433 verstarb, in Wilbasen beerdigt. Wahrscheinlich auch Simon's Wittwe Margarethe, die nach dem 31. October 1456 gestorben ist. Denn es ist die dortige Capelle auch zur Beisetzung der Enkel Simon's noch benutzt und die Fürstengruft zu Blomberg erst 1495 in Gebrauch genommen worden. Ein ganz sicherer Nachweis wird sich aber für Margarethe's Grabstätte schwerlich jemals gewinnen lassen[5]).

69. Harburg.

Ueber die Welfischen Grabstätten in Harburg hat K. Steinmann bereits in seinem Werke S. 213—223 ausführlich gehandelt und 17 Mitglieder der Harburger Linie, die sich mit Herzog Otto I. 1527 vom mittleren Hause Lüneburg abzweigt und bis zum Tode von dessen Enkel Wilhelm August im J. 1642 bestand, dort nachgewiesen. Aber diese Zahl ist zu niedrig. Nach W. C. Ludewig's Geschichte der Stadt und des Schlosses Harburg, auf die sich auch Steinmann beruft, sind dort noch fünf weitere Angehörige jenes Hauses bestattet worden. Zunächst Margarethe, Tochter Graf Johann Heinrich's von Schwarzburg-Leutenberg und Wittwe Heinrich's von Reuß-Schleiz, die erste Gemahlin des Herzogs Otto II. von Harburg, die am 18. März 1559 im Wochenbette gestorben ist[6]). Sodann deren Tochter Elisabeth Anna, die am 25. Juni 1582 sich mit einem schwedischen Edlen, Erich Brahe Graf von Wiesingsburg, vermählte, nach dessen Tode (1614) aber nach Harburg zurückkehrte und hier am 6. August 1618 gestorben ist[7]). Zuletzt drei Kinder aus Otto's II. zweiter Ehe mit Hedwig von Ostfriesland: Heinrich (geb. 20. August 1568, † 2. October 1569), Elisabeth (geb. 1. December 1574, † 20. Juni 1575) und August Friedrich (geb. 18. Februar 1580, † 3. September 1582). Zwar bezeugt Ludewig S. 72 die Beisetzung in Harburg nur von dem Letzten. Da aber sonst alle Familienmitglieder, die in Harburg gestorben sind, bis auf den Letzten, Herzog Wilhelm August, der in Celle ruht, dort auch begraben wurden, so ist anzunehmen, daß auch Heinrich und Elisabeth, die nachweislich in Harburg starb, hier die letzte Ruhe gefunden haben.

70. Dannenberg.

Als im Jahre 1812 der Chor der St. Johanniskirche zu Dannenberg, der schon lange den Einsturz drohte, niedergerissen wurde, mußte auch die alte Capelle,

3) Mit freundlicher Unterstützung des Subpriors P. Emmeram Heindl in Andechs.

4) Vgl. Henning Brandis' Diarium. hg. von L. Hänselmann. S. 147.

5) Vgl. den Aufsatz A. Falkmann's „Lippische Gräber" in dessen „Ernste und heitere Bilder aus der Vergangenheit unseres Landes" S. 14; Aug. Dreves, Geschichte der Kirchen, Pfarren &c. des Lippischen Landes, S. 407.

6) Vgl. Ludewig a. a. O. S. 70.

7) Ebenda S. 69.

die an die Südmauer des Chores stieß und eine Anzahl Fürstlicher Särge enthielt, beseitigt werden. Das Protocoll, das über den Befund des Inhalts dieses Gewölbes am 17. September 1812 aufgenommen wurde, ist in Spiel's Vaterländischem Archive B. III (1820) S. 27 ff. veröffentlicht worden. Das Wesentliche daraus hat Steinmann S. 74 ff. mitgetheilt. Danach befanden sich in dem Raume 8 bezeichnete Särge und ein kleiner Kindersarg, der keine Inschrift trug. Es kann sich nur um ein Kind der Herzöge Heinrich oder Julius Ernst von der Dannenberger Linie handeln. Nachweislich beigesetzt ist in der Pfarrkirche des Letzteren Sohn Siegmund Heinrich, der am 30. August 1614 geboren und schon am 1. November darauf „bey wehrenden Kindtauffs Frewdentagen“ wieder gestorben ist. Denn A. Gödeke schreibt von seiner Mutter, der Herzogin Marie, daß sie am 14. August 1616 in der Pfarrkirche zu Dannenberg „neben jhr vor zwey Jahre verstorbenes Söhnlein Herrn Sigismund Heinrichen ist beygesetzet worden“.[8]) Aber auch die anderen früh verstorbenen Kinder jener Fürsten, von Heinrich: dessen Tochter Anna Sophie (geb. 9. August 1573 † 24. März 1574) und Sohn Heinrich (geb. 25. October 1574 † 2. Juli 1575), und von Julius Ernst: August (geb. und † 1619) und Anna Marie (geb. und † 1622) müssen in Dannenberg begraben worden sein. Denn seit 1569 hatte Heinrich in Dannenberg seinen Wohnsitz und seitdem haben alle Glieder seiner Familie, die in der Heimath starben, — bis zum Jahre 1634 auch die Angehörigen seines jüngeren in Hitzacker residirenden Sohnes August — in Dannenberg ihre letzte Ruhe gefunden.

71. Weybridge[9]).

Herzog Friedrich von York, der zweite Sohn König Georg's III. von Großbritannien, vermählte sich am 29. September 1791 mit Friederike Charlotte Ulrike Katharine, der ältesten Tochter König Friedrich Wilhelms's II. von Preußen und seiner ersten Gemahlin, der Braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine Ulrike. Die Ehe blieb eine kinderlose. Die Herzogin zog sich wegen ihrer Kränklichkeit in den letzten Lebensjahren ganz von dem Geräusche der Welt zurück und hielt sich auf ihrem schönen, einige 20 Meilen von London entfernten Landsitze zu Oatlands auf. Hier ist sie auch am Morgen des 6. August 1820 gestorben. Am Nachmittage des 14. August wurde sie in dem Gewölbe der Kirche zu Weybridge, das sie selbst hatte erbauen lassen, an der Seite ihrer Freundin Lady Bunbury in der Stille beigesetzt. Außer ihrem Gemahle nahmen die Herzöge von Clarence, Sussex und Cambridge, Prinz Leopold und Graf Lauderdale sowie die Hausbeamten der Herzogin an dem Begräbnisse Theil. Dr Haulton hielt die Grabrede. Den Leichenzug eröffneten in Trauerkleidern 40 arme Kinder, die die äußerst wohlthätige Fürstin unterhalten hatte. Der Herold von York rief Namen und Titel der Herzogin aus, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Gleich darauf wurde das Gewölbe vermauert. Der Herzog von York, der am 5. Januar 1827 starb, wurde in Windsor beigesetzt.

8) Andr. Gödeke, Ehrengedächtniß der . . . . . Frawen Marien Hertz. zu Br. v. Lün. Rostock 1616. Titelblatt.

9) Vgl. Hamburg. Correspondent vom J. 1820 Nr. 130, 132 und 134.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogthum Braunschweig.

4. Sitzung zu Wolfenbüttel am 16. December 1901.

Der Vorsitzende hieß die Versammlung, die zum ersten Male im „Bayerischen Hofe“ zusammen gekommen war, mit einigen einleitenden Worten willkommen. Man habe sich, führte er aus, wenn auch ungern, entschließen müssen, den alten trauten Versammlungsraum, den „Rathskeller“, aufzugeben, da dieser in der letzten Zeit für den wachsenden Verein als zu eng sich erwiesen habe. Nachdem die Gründung des Vereins am 24. Juli 1873 auf dem Kaffeehause erfolgt und dort in den ersten Jahren auch die Sitzungen abgehalten seien, habe man seit dem 29. Februar 1876, also volle 25 Jahre, den Rathskeller als Versammlungsraum benutzt. Hier habe bislang die Hauptthätigkeit des Vereins stattgefunden, die sein Wachsen und Blühen zur Folge gehabt habe. Er hoffe, daß der alte Geist, der dort den Verein erfüllt habe, auch in den neuen Räumen sich wirksam erweisen möge.

Sodann hielt Superintendent Joh. Beste aus Schöppenstedt einen eingehenden Vortrag über die Landschulen der Inspection Schöppenstedt vor 150 Jahren, ein aus den Quellen geschöpftes lebensvolles Culturbild, das den traurigen Zustand der damaligen Volksschulen klar vor Augen stellte und vor Allem die Verdienste würdigte, die sich der Geheimrath Schrader von Schliestedt und der Superintendent August Gesenius auf diesem Gebiete erwarben. Wir theilen den Vortrag demnächst im Wortlaut mit, können daher hier von näherem Eingehen darauf absehen.

Daran schloß Pastor Schattenberg aus Eitzum einige nähere Mittheilungen über den Erwerb des Patronats in Küblingen von Seiten Schraders, dessen Schulstiftungen u. s. w. und verlas einen ergötzlichen Bericht über einen Strafschulactus am ehemaligen Gymnasium zu Schöningen aus dem Jahre 1746.

Zuletzt legte Dr P. Zimmermann der Versammlung verschiedene Gegenstände vor: Die Photographie eines Oelbildes Ludger's tom Ring d. J., das einen Braunschweigischen Bürgermeister, wahrscheinlich Autor Breier[1]), im Jahre 1570 darstellt. Da L. tom Ring seit 1561 in Braunschweig wirkte, so hat das Porträt, auch abgesehen von dem Dargestellten, als heimisches Kunstwerk für Braunschweig besonderes Interesse. Das Original

1) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Oberstleutnant H. Meier wird es sich nicht um diesen, sondern um den Bürgermeister Albert Busmann aus der Altenwik handeln. Denn der Dargestellte, dessen Name nur durch die Initialen A. B. angedeutet ist, war im Jahre 1570 46 Jahre alt, Autor Breier aber im Jahre 1519 geboren.

befindet sich zur Zeit im Besitze eines Pariser Kunsthändlers; dieser hat es dem Museumsdirector Dr W. Bode in Berlin angeboten, von dem die Photographie dann hierher gesandt ist. Da jedoch der Preis ein sehr hoher ist, so war Museumsdirector Dr Fuhse der Ansicht, daß sich ein Ankauf des Bildes von Seiten der Stadt schwerlich werde ausführen lassen, um so weniger, da das städtische Museum schon zwei sehr gute Bilder Ludger's tom Ring besitze.

Sodann wies der Vorsitzende einige interessante Erinnerungsstücke der Westfälischen Zeit vor, die Herr Oberstleutnant Pfeiffer für den Zweck zur Verfügung gestellt hatte, insbesondere die jetzt seltene Decoration des Ordens der Westfälischen Krone, einige Patente u. s. w., die dem bekannten hessischen Juristen und Publicisten Burkh. Wilhelm Pfeiffer (geb. 1777, gest. 1852) verliehen sind. Von seinen Schriften hob er besonders die hervor, die auch die für uns in Braunschweig wichtige Frage der Behandlung der in der Westfälischen Zeit veräußerten Staatsgüter erörtern.

Den Schluß bildeten einige Braunschweigische Erinnerungen aus Tyrol: ein Bild der Ottoburg in Innsbruck, die einst Herzog Erich der Aeltere zu Braunschweig und Lüneburg bewohnte, und ein paar Photographien aus dem Cisterzienserstift Stams, welche die S. 189 erwähnte Fürstengruft darstellen.

Bücherschau.

Ricarda Huch, Blüthezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel. 1. Aufl. 1899. 2. Aufl. 1901. Kl. 8°. 400 S. Geb. 6 M.

Wir haben die zweite Auflage dieses höchst eigenartigen und selbständigen Buches erscheinen lassen, ehe wir noch die erste gebührendermaßen hier zur Anzeige gebracht haben. Der Erfolg der ersten Auflage zeigt, daß wir es hier mit einer Veröffentlichung von ungewöhnlichem Interesse zu thun haben. Denn im Allgemeinen können sich Bücher, die einen litterar-historischen Gegenstand behandeln, auf einen schnellen Absatz keine Hoffnung machen. In der That weicht denn auch Ricarda Huch's Darstellung und Behandlung ihres Stoffes weit von der ehrbaren Methode der Litterar-Historiker ab. Wer noch wenig von der Romantik weiß, wem insbesondere ihre Hauptvertreter noch fremd sind, der greife zur Einführung nicht zu diesem Buche, das schon ein eigenes Urtheil, eine eigene Stellungnahme bei dem Leser voraussetzt.

Es ist außerordentlich bezeichnend, daß eine bedeutende Frau sich in diese Zeit der romantischen Bewegung vertieft und den vielschweren Gegenstand darzustellen unternommen hat. Gehörten doch in dem Kreise der Romantiker die geistreichen und bedeutenden Frauen, wie Karoline und Dorothea Schlegel, so sehr dazu, daß man sich die Blüthezeit der Romantik ohne dieses belebende Element nicht vorzustellen vermag. Man ist wohl beim Lesen des Buches versucht, sich seine geistreiche Verfasserin in diesen Jenaer Kreis um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts zu versetzen, um dann allerdings beim Weiterlesen und Weiterüberlegen inne zu werden, daß sie doch das ganz unromantische Gepräge ihrer Zeit, einer rund ein Jahrhundert späteren Zeit, nicht zu verleugnen vermag. Aber ein congeniales Erfassen beweist sie im Ganzen und namentlich, wo sie sich von der Versuchung freimacht, das, was sie klar machen will, mit eigenen Bildern und Gleichnissen zu verdeutlichen, das Bewunderung verdient. In siebzehn Capiteln sucht sie dem ewig reizvollen und schier unerschöpflichen Gegenstande beizukommen. Die ersten vier Abschnitte sind wesentlich der Porträtirung der Personen des Jenaer Kreises gewidmet; sie zeugen von einer erstaunlich entwickelten Gabe, in fremden Individualitäten die entscheidenden Triebe und Kräfte zu erkennen und wieder gestaltend das Einzelne zu einer glaubhaften Gesammtpersönlichkeit zu vereinigen, und das, wo es sich um eine Gruppe der complicirtesten und geistigsten Naturen handelt, die sich wohl je zu einer Vereinigung und gegenseitigen Beeinflussung zusammengefunden haben. Diesem virtuosen Erfassen des Persönlichen entspricht die souveräne Leichtigkeit, mit der die Verfasserin die schwierigsten Begriffe aufnimmt und zergliedert. Am besten gelingt ihr das, wo sie mit ihrer eigenen Auffassung der Probleme zurückhält. Am schwersten ist ihr diese Selbstverleugnung im fünften Abschnitte, der Apollo und Dionysos überschrieben ist, geworden. Da hat sie die romantische Ausdrucksweise zu sehr aus Eigenem verdeutlichen oder ergänzen wollen, so daß meines Erachtens der eigentliche Zweck dabei nicht gefördert ist. Ein Satz z. B. wie der (S. 89): „In der Sprache der Romantiker könnte man sagen: die Frau ist eine Potenzirung des Mannes, ist der romantisirte Mann, das heißt der bewußt werdende", heißt den Speck noch spicken wollen. So glaube ich auch, daß die Aufstellung der drei menschlichen Haupttypen, die an dem Bilde von der Klappe zwischen den beiden Welten gefunden werden, nicht auf allgemeinen Beifall wird zählen können, wie denn überhaupt diese Gedanken des fünften Capitels, so der „harmonische Zukunftmensch", das „Arbeitsthier", der „Bauern- oder Römertypus" u. s. w. am deutlichsten bezeugen, daß seit den Tagen der Romantiker ein Nietzsche sich zum Worte gemeldet hat.

Vorzüglich gelungen scheint mir die Behandlung der romantischen Ironie (S. 283 ff.) und ihres Verhältnisses zur Komödie. Auch die Besprechung der „romantischen Bücher" (S. 302 ff.), worunter sie Goethe's Wilhelm Meister, Tiek's William Lowell und Sternbald's Wanderungen, Friedrich Schlegel's Lucinde und Hardenberg's Ofterdingen begreift, zeigt die Verfasserin auf der Höhe reifsten Kunstverständnisses.

Es ist unmöglich, in einer so kurzen Anzeige auch nur das Wesentlichste dieser überreichen Darbietung zu streifen. Dies Buch muß wirklich langsam gelesen werden, aus einer noch so eingehenden Besprechung kann man sich doch nicht eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von seiner einzigen Fülle und Besonderheit holen, um etwa darüber mitzureden. Zu einer müssigen Rederei ist das Buch überhaupt zu schade, so hoch steht es unter den litterarischen Erscheinungen der letzten Jahre.

K. M.